Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann,
Hans Pfitzner, Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von Paul Nikolaus Cossmann

Fünfter Jahrgang * Erster Band

1908

Januar bis Juni

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei, München.

Inhaltsverzeichnis.

Zur Grundfrage der Operndichtung.

Von Hans Pfitzner in Straßburg im Elsaß.

Der vorliegende Aufsatz verdankt seine Entstehung eigentlich dem freundlichen Ersuchen einer großen Tageszeitung, vor einem von mir zu leitenden Kompositionskonzerte etwas über meine Werke oder mich zu schreiben. Besonders wurde mir nahe gelegt, über die Dichtungen zu meinen dramatischen Kompositionen mich zu äußern. Da das Konzert abgesagt wurde, fiel die Veranlassung fort, und der gewünschte Artikel blieb ungeschrieben. Mir war dies insofern sehr willkommen, als ich während der damals begonnenen Arbeit einsehen mußte, daß ich ihn in der dem Anlaß entsprechenden Form, als Feuilleton, nicht schreiben konnte; er nahm, ohne mein Wollen, die Dimensionen an, in denen er nunmehr ausgeführt worden ist.

Der Grund, weshalb ich nicht so schlechtweg über die „Texte" meiner Opern reden konnte, ist der, daß wohl kaum ein Gebiet unseres Kunstlebens so unklar und wenig feststehend im Begriff ist, als das der Operndichtung. Hier mußte erst ein Boden geschaffen werden, eine Basis, auf der man sich verständigen kann. So gelangte ich dazu, die folgende Untersuchung dem persönlichen Teil voraus zu schicken.

* *
*

I.

Diese Basis wäre: Richard Wagner, bestätigt als Ahnherr einer neuen Kunstform: die musikalisch-dramatische Dichtung. Aber was will man anfangen angesichts der Tatsache, daß vor wenigen Jahren noch ein bekannter Lyriker eine Rundfrage erließ, ob Richard Wagner überhaupt ein Dichter zu nennen sei; und daß diese Frage von vielen Dichtern und sonstigen Kulturträgern ganz ernstlich einer Antwort gewürdigt wurde; daß diese — nebenbei gesagt — zumeist in verneinendem Sinne ausfiel, kommt kaum mehr in Betracht.

Dieser Fall ist ein deutliches Symptom dafür, daß ganz große Kunst unter uns nicht geglaubt wird (die Mythenbildung um Shakespeare gehört auch hierher); es ist eben zu unwahrscheinlich, daß ein Mensch so groß sein kann, und so versucht man, namentlich im literarischen Lager, allerlei „Erklärungen", die bis zum Vorwurf der Charlatanerie, des Dilettantismus gehen. Wir haben die Literaturdichtung; ich meine zunächst: in der Theorie, im Begriff. Es ist zwar über Wagner neben sehr viel dummem auch schon manches gescheite und richtige geschrieben worden, und mancher weiß Bescheid. Aber das Genre der „musikdramatischen Dichtung" ist noch nicht legitim geworden; es fehlt der Stammbaum. Die Literaturdichtung sieht auf das Musikdrama herab, wie der dekadente Adlige auf den in freier Liebe gezeugten Adligen der Natur.

Daß die Fachdichter den Dichter R. Wagner nicht als einen der ihrigen betrachten, ist ganz in der Ordnung, denn er ist es auch nicht; aber sie halten für selbstverständlich, daß er etwas niedrigeres darstellt und das ist der erste Irrtum. Der unleugbare Einfluß dieses Künstlers wird nun ganz auf Rechnung der *Musik* gesetzt als desjenigen Teiles seiner Kunst, der unzweifelhaft ernst zu nehmen sei; das ist der zweite Irrtum; er verschiebt und verrenkt sein Bild auf verhängnisvolle Weise. Bei dieser einseitigen Ueberschätzung (in diesem Sinne) seiner Musik ist die Rückwirkung auf das musikalische Leben der Gegenwart die, daß man an den inneren Gesetzen und der Art *seiner Musik die Musik* überhaupt mißt und so die ganze Produktion und ästhetische Anschauung in beispiellose Verwirrung bringt, während umgekehrt man die inneren Gesetze *seiner* Dichtung im Hinblick auf die Gesetze anderer Dichtung nicht gelten lassen will. Könnte man doch diesen Mann *grade* anschauen! Das hieße nämlich: vor allem begreifen, daß *das Primäre in ihm der Dichter ist*. So groß auch als Könner, Erfinder, Neuerer, Revolutionär in der Musik: das Primäre ist der Dichter in ihm und seine Werke vor allem *dichterische Konzeptionen*.

Wollte man sich dieser Erkenntnis nicht verschließen, so käme vielleicht auf manches Feld der Kunst, in Tat und Beurteilung, mehr Klarheit. Vor allem in die musikdramatische Produktion.

Der Literaturdichter glaubt auf ein tieferes Niveau herabsteigen zu müssen, wenn er einmal an die Aufgabe geht, eine Bühnendichtung, die zur Komposition bestimmt ist, zu schreiben. Das ist erklärlich. Denn er weiß, daß hier alles keine rechte Geltung mehr hat, was ihn sonst stolz auf sein *Fach* machen konnte, alles, was man im guten Sinne literarisch nennt; das *Wort*, das eigentliche Material des Dichters, ist degradiert, es wirkt nicht mehr durch sich selbst, geht im Ton unter; für die Art, wie er seine Charaktere zu zeichnen, deren Handlungen zu motivieren gewöhnt ist, läßt ihm die Musik keinen Raum; er fühlt sich nur als besseren Librettisten, besseren, weil er etwa bessere Verse macht, verständiger die Handlung führt als dieser, zu charakterisieren, motivieren sucht usw. Meistens läßt er daher das Operndichten ganz bleiben; wenn er aber einmal dazu kommt, geschieht es auf die Weise, daß er einen „Stoff" findet, der ihm musikalische Wirkungen zu enthalten scheint, und er Lust verspürt, seine fachmännische Kraft einmal dem so problematischen Kunstzweige der Oper zugute kommen zu lassen. Aber es bleibt doch immer ein Libretto, — wenn auch ein „besseres"; so wie man jetzt Hausgegenstände künstlerisch geschmackvoll herzustellen sucht. Und ebenso, wie der orthodoxe Sinfoniker im Grunde jede Opernmusik verachtet, weil er fühlt, daß ein gewisses Etwas, ein „musikalisches" in der Musik, ein seinem Fach eigenstes hier lahm gelegt ist — so empfindet der auf andern Gebieten herrschende Dichter aus dem analogen Grunde Geringschätzung gegenüber der *Operndichtung* — wenn er nicht gar den Begriff „Dichtung" für das musikalische Drama ganz leugnet.

Aber die theoretisch unlöslich scheinende Frage nach der Möglichkeit einer wahrhaften Dichtung als Grundlage einer musikalisch-dramatischen Komposition löst sich von selbst, sobald das eintritt, vor dem alle literarischen und musikalischen Fachbegriffe auffliegen: *Die musikdramatische Konzeption*.

Die geniale Konzeption ist das alpha und omega aller Kunst. Man vergesse nicht, daß 9/10 alles Kunstproduzierens ein Facharbeiten ist; ich betone, daß ich ein für allemal den Ausdruck „Fach" nicht im geringschätzigen Sinne brauche (wenn auch in weiterem, als manche meinen); es ist sogar etwas sehr

schönes um die Idee, in jeder Kunst gewisse Gesetze, die sich nicht nennen lassen, durch Generationen festzuhalten, wie in einem Geheimbund, dessen Mitglieder sich als Hüter eines Schatzes fühlen. Der Begriff „Künstler" wird meistens im Sinne dieser Zugehörigkeit definiert, und damit eine Schutzmauer gegen den Dilettantismus gezogen; daß diese oft auch den abwehrt, der kommt, um den Schatz zu mehren, anstatt ihn zu gefährden, nämlich das Genie, ist leider alte Erfahrung; der auf die Einzelheiten der Kunsttechnik gerichtete Blick stumpft sich ab gegen die Unterscheidung der beiden Pole: Dilettantismus und Genie.

In jener Zugehörigkeit fühlt sich der Fachkünstler wie in Abrahams Schoß. Wenn nicht geborgen von festen Mauern ehrwürdiger Tradition, beschützt von einer großen Reihe von Ahnen, deren Kunst er „in seinem Sinne treu bewahrt", getragen von „einer gebildeten Sprache, die für ihn dichtet und denkt" — woher nähme er den Mut, täglich und immerzu zu produzieren? seiner Muse im Schlafrock zu nahen? Er hat eben seine Technik, sein bißchen Eigenart, seinen Zusatz von Geist, und was sonst noch sicher geschätzte und gut erkennbare Ingredenzien jener Kunst sind, die vom „Können" kommt. Der Einsatz an Inspiration braucht da nur gering zu sein. Es gibt auch ein gewisses Sich-Erziehen zur täglichen Aufgelegtheit, zur „guten Stimmung", die doch in Wirklichkeit „so selten" kommt, aber ich bin der Meinung, daß dies tägliche Talent-Kuponabschneiden der sicherste Weg ist, ganz zu verlernen — wenn man es je gewußt hat — was das ist: Inspiration.

Auf diese ganz bewußt verzichten zu dürfen glaubt der Dichter, wenn er daran geht einen „Opernstoff zu bearbeiten". In diesem Ausdruck liegt schon der ganze Standpunkt offen da. Es ist eben eine Arbeit, eine Vorarbeit, die der Literat sich kunsthandwerklich zurechtzimmert, während der Laie, der anspruchslose Librettist dies bloß handwerklich tut. Doch machen zu können glaubt es jeder. Wie oft bin ich nicht schon gefragt worden: „Warum schreiben Sie sich Ihre Texte nicht selbst?" „Weil ich kein Dichter bin" muß ich immer antworten. „Texte" will ich nicht komponieren und Dichtungen kann ich nicht schreiben. Man weiß nicht, daß diese Frage gerade so d—eplaziert ist, als wenn man Grun früge: „Warum komponieren Sie Ihre Dichtungen nicht selbst?" — Ob ich meine Dekorationen selber malte, oder Trauerspiele schriebe, bin ich noch nie gefragt worden.

Das „Texteschreiben", eine Arbeit, wie jede andere Handwerksarbeit für einen imaginären Besteller angefertigt, wird auch nach dem Nützlichkeitsprinzip beurteilt; niemals frägt man, — jetzt so wenig als ehedem — danach, wie weit die musikalische Bühnendichtung etwa aus Notwendigkeit entstanden ist, ob ihr ein Einfall zugrunde liegt, der sich von innen heraus gesetzmäßig entwickeln muß, sondern die einzige Sorge ist: wie wird es aufs Publikum wirken. Ist es nicht zu kurz, zu lang, zu düster, zu symbolisch, zu monoton, zu ernst, zu naiv und was noch mehr solcher zu 's sind. Welch schöner Begriff ist im Deutschen: „ein gutes Buch"; welch niedriger: „ein gutes Textbuch"; hier Güte an sich, dort praktische Brauchbarkeit. Ein „gutes Textbuch" verspricht dem Komponisten, daß sich seine Arbeit rentiert. Man denkt an Shylock: „Antonio ist ein guter Mann." Es wäre noch etwas anderes, wenn man sich etwa sagte: Ein wirklicher Dichter für diesen Kunstzweig ist nun einmal nicht da, — machen wir es, so gut wir können! Aber so ist es nicht; der Dichter wird nicht vermißt; und der da ist, den kennt man nicht. Denn nur der totalen Unkenntnis von Richard Wagners dichterischer Potenz ist zuzuschreiben,

daß man im allgemeinen glaubt, es läge nur an Kniffen, die sich absehen, an glücklichen Stoffen, die sich finden ließen, es sei also Sache des Glückes oder der geschickten Berechnung, daß wieder so „gute Textbücher“ entstehen, wie die seinigen sind. Aber wenn man ihn auch nicht als Dichter sieht, so wird er umsomehr in der Wirkung verspürt, vielleicht gerade durch dies unfreiwillige incognito. Man ist wider Willen und Eingeständnis von der Sonne seines Kunstwerkes geblendet, daher verwirrt, experimentierend, anmaßend; man schreibt Texte nach wie vor, aber mit den Allüren eines Dichters: das „Literaturlibretto“ ist entstanden. In der vorwagnerischen Zeit war man naiver; es blühte das einfache Feld- und Wiesen-Libretto; gerade die Unbefangenheit dieser Periode trieb auf dem Gebiet manche schöne und nützliche Blüte. Beide Arten aber sind gleich weit entfernt von der ausgewachsenen musikdramatischen Dichter-Konzeption.

Was diese nun eigentlich ist, läßt sich freilich nicht definieren, oder gar beweisen; aber man kann wohl einiges darüber sagen. —

2.

So wie das Wesen der Kunst in der Konzeption, so liegt das Wesen der Konzeption im Unwillkürlichen. Sie ist das im großen, was man im kleinen „Einfall“ nennt, durch welches Wort sehr deutlich das Nichtdazutun bezeichnet ist; das von außen in einen hineingefallene; das nicht herbeizuzwingende, was, wie ein Geschenk, einem herabgeworfen wird; das, wozu keine Verbindung führt. Der Gegensatz hiervon wäre das, gleichsam mittelst eines Bandes herab- oder heran- oder heraufgezogene. Das Band ist die Reflexion, das Ziehen die Willkür, die Absicht.

Gäbe es einen Apparat, der die Grade der Willkür und Unwillkür, die Grenze von Reflexion und Inspiration genau anzeigte, die Sonderung von „Eingefallenem“ und „Herangezogenem“ ermöglichte, so wäre eigentlich der Schlüssel zu aller Kunstästhetik gefunden. Denn, im Grunde genommen, kann sich jeder Streit nur darum drehen, daß man in der Praxis nicht unterscheiden kann, was beim Kunstschaffen — (ich habe natürlich, meinem Thema entsprechend, hier nur Dichtkunst und Musik im Auge) — Willkür und Unwillkür ist; und zwar durchgängig, im kleinen wie im großen, im ganzen wie im einzelnen. Wenn theoretisch, prinzipiell der Reflexion ein Recht auf das Wesen der Kunst, oder gar eine Gleichberechtigung mit der Intuition zugestanden würde, so hieße das die Kunst meßbar machen, und somit ihren Begriff annullieren, oder wenigstens ihn, wie vom Flug zum Gang degradieren; und der Künstler spräche seinem Werk selbst das Todesurteil, der zugeben würde, daß es aus Reflexion, Absicht, Willkür oder wie man sonst, vielleicht milder, den Gegensatz zur Eingebung bezeichnen will, entstanden sei; weshalb man auch dieses niemals zugestehen hören wird — eher jeden anderen Mangel. Etwas anderes als die Einschätzung, ist das notgedrungene Vorhandensein der Reflexion in jedem, namentlich größeren, Kunstgebilde, welches Thema Schopenhauer abhandelt in W. a. W. u. V. II „Ergänzungen zum dritten Buch“, Kap. 34. Diese Notwendigkeit kann natürlich als „Folge der Beschränkung menschlicher Kräfte überhaupt“ nicht geleugnet werden.

Der Weg, den das helle Bewußtsein, am Bande der Reflexion, vom Kopf zum Gebilde zurücklegt, ist auch wieder von da zurückzufinden. Je deutlicher die Absicht ist, die einem Werk, oder einer Stelle darin, das Leben ge-

geben hat, desto breiter und bequemer führt der Weg in den Kopf des Urhebers, die Werkstätte, zurück, in der man nun kontrollieren kann, wie das Gebilde entstanden ist. Oder, ohne Gleichnis ausgedrückt: Wenn der Komponist oder der Dichter bei einer Stelle seiner Werke überlegenden Verstand hat walten lassen, jener etwa, im Bestreben ein Wort eines Gedichtes oder sonst etwas auszudrücken, eine Harmonie mit Bewußtsein gewählt hat, die ihm sonst im Fluß des musikalischen Gebildes an sich, nicht gekommen wäre; oder dieser etwa, mit der bewußten Absicht, die Handlungsweise eines Menschen seines Dramas klar zu machen, diesen im zweiten Akt etwas sagen läßt, was seine Tat im vierten Akt motivieren soll, so ist es für den Rezeptierenden mehr oder weniger leicht, jedenfalls möglich, den Entstehungsgang aus eigenen Mitteln noch einmal mitzumachen, sich in die schöpferische Verfassung Jenes, der es vorgemacht hat, genau hineinzuversetzen. Man weiß, wieso der Autor dazu kam, es so zu schreiben, was er damit gemeint, gewollt hat; solche Art des Produzierens gibt immer Antwort auf die Frage warum, woher, wieso, zu welchem Zweck. Man kann sie verstehen. Für mich heißt's aber bei solcher Kunst: „tout comprendre c'est tout condamner“. Diese Art des Verstandes-Verstehens ist nun aber ein plattes, wenn auch sehr weitverbreitetes Vergnügen und wird gar zu oft mit Kunstgenuß verwechselt. Das behagliche Gefühl, daß einen keine Rätselkluft vom Werk, kein wesentlicher Abstand vom Schöpfer trennt, muß für viele wohltuend sein; denn hierauf beruht so mancher Erfolg, so manches allgemeine Geschätztwerden. Solche Werke sind meßbar wie Flächen — flach. Dieser Eigenschaft haben die Schillerschen Dramen ihre immense Popularität zum großen Teil, die Lisztschen Kompositionen, zumal die sinfonischen, ihre Schätzung bei den Leuten vom Fach ganz und gar zu verdanken — wenigstens in der jetzigen Generation.

Da aber erst, wo in der Unmeßbarkeit dessen, was einen so entzückt, der Genuß des Genießens sowohl, als der des Produzierens besteht, da, wo der eigentliche Verstand nicht kontrolliert, ja, wo beim Entstehenlassen das Bewußtsein nicht im Spiel ist: da erst fängt etwas an Kunst im höheren Sinne zu sein. Das Charakteristische an genialen Kunstleistungen ist, daß einem das fertig vorliegende eben so selbstverständlich vorkommt, als es unbegreiflich bleibt, wie es entstehen konnte.

„So hold und traut, wie fern es schwebt,
Doch ist's, als ob man's mit erlebt.“

Das herabgefallene Geschenk hält der, dem es zufiel, ebenso erstaunt in Händen, als die andern es betrachten. Es ist leibhaftig da; aber man kann nicht zurück dahin, woher es gekommen ist, kein Band verbindet. Man versuche einmal, sich vorzustellen, wie so eine Melodie aus Carmen herzustellen sei, oder dem Geheimnis der Entstehung eines der Shakespeareschen Charaktere auf die Spur zu kommen, die gleichsam reden dürfen, was sie wollen (im Gegensatz zu vielen Hebbelschen Helden z. B., die immer „charakteristisch“ reden, sogar Anekdoten erzählen, um sich zu charakterisiren), — und man wird sich alsbald ohne jeden Anhalt wie im Raume schwebend fühlen; aber in diesem Raum, wenn ich das Bild des Herabfallens der Idee so weit führen darf, wohnt das Kunstentzücken.

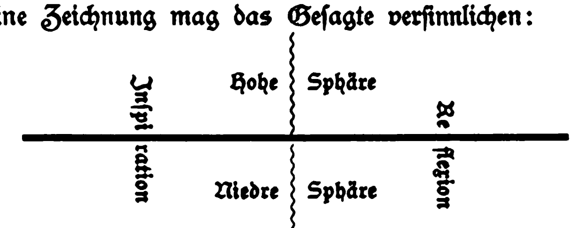
Es versteht sich von selbst, daß ich unter der oben geforderten Ausschaltung des Bewußtseins [die überdies stets in den Schranken menschlicher Unvollkommenheit bleiben muß] — nicht etwa einen Opiumrausch oder Kritiklosigkeit meine; im Gegenteil gibt es kein zuverlässigeres Kriterium über die künstlerische „Richtigkeit“, keine sicherere Gewähr für das Gelingen, als sich

leiten zu lassen von dem Bewußtsein höherer Art, vulgo dem Einfälleabwarten, dem gegenüber der Weg des Verstandesbewußtseins ein Umweg ist, der nie zum Ziele führt, ein Tappen in kunstfremdem Gebiet (worüber später deutlicher zu reden ist). —

Wenn ich im Vorhergehenden dem Einfall eine so hohe Bedeutung beigelegt habe, ja, so kühn war, jede Aesthetik am Maßstabe seines Vorhandenseins zu messen, so liegt ein Bedenken nahe, das einzige, welches vernünftigerweise erhoben werden kann; das nämlich: wer die Persönlichkeit ist, der der Einfall kommt. Gewiß, die Sphäre, in der irgend Kunst vor sich geht, macht gewaltigen Unterschied; sie ist es auch, nach der unser Kunstleben sozusagen in Kasten eingeteilt wird; und auch mir ist — ich gesteh es — eine Grübelei von Brahms interessanter, eine trockne Stelle bei Beethoven näherstehend, als der glücklichste Einfall von Neßler. Jedoch, daß man mit einem niederen Bereich nichts zu tun haben will, darf einen nicht übersehen lassen, daß es in diesem auch Offenbarungen geben kann. Und sicher ist subjektive das Entzücken Beethovens bei seiner herrlichsten Eingebung nicht größer gewesen, als das eines auf sehr bescheidenem Gebiet komponierenden Musikers mit gewissem Talent dazu, der mir einmal sagte: „Heut morgen — da hab' ich was komponiert, das war so schön, daß mir die Tränen in die Augen gekommen sind". Dies hat nicht nur eine lächerliche Seite. Es gibt auch geniale Gassenhauer, und die Fähigkeit, glückliche Einfälle zu haben ist es, die auch im niederen Genre in diesen Momenten den damit Begabten immerhin am Wesen der Kunst teilhaftig werden läßt. Während auch beim größten Genie die Meisterhand nicht den glücklichen Augenblick ersetzen kann; und Werke, oder Partieen drin, denen Inspiration fehlt, werden eben mitgenommen als zur Persönlichkeit gehörig, als Schlacken, „Beschränkung menschlicher Kräfte überhaupt", die — vielleicht gerade deshalb — Lichter auf die zeitliche Persönlichkeit ihrer Schöpfer werfend, lehrreich, interessant, fachfördernd, Weg-weisend, und was noch alles, sein können, aber nicht eigentlich zum wahren Wesen der Kunst gehören. Es gibt keine Musik, die mich weniger interessiert, als die sogenannte „interessante". Fachinteresse oder Studium der Persönlichkeit ist nicht Kunstgenuß; diesen gibt nur die Offenbarung, und deren Wesen ist Vollendung. Es ist bezeichnend für so viele — zumal vom Fach — daß sie die absolute Vollendung eigentlich nicht schätzen. Ist sie nun zu leicht oder zu schwer zu verstehen? zu selbstverständlich oder zu geheimnisvoll? — Das ist es eben — sie ist nur zu genießen, jene aber wollen was dran zu kauen haben.

Für wichtiger also, als den dicken Grenzstrich, der zwischen höheren und niederen Sphären leicht erkennbar ist, und der eigentlich nur die Persönlichkeiten von einander abteilt, halte ich jene andere, feinere, Linie zwischen Inspiriertem und Beabsichtigtem, die, so schwer sie auch in der Empirie festzustellen sein mag, dennoch nicht außer Acht gelassen werden darf. Denn diese Linie teilt auch im inneren Bewußtsein selbst das Reich der Kunst von anderem ab.

Eine kleine Zeichnung mag das Gesagte versinnlichen:



Unmöglich kann an dieser Stelle das Wesen des Einfalls auch nur annähernd erschöpfend besprochen werden; es sei daher nur noch gesagt, daß die beiden in Rede stehenden Gegensätze eigentlich dann erst als solche in unser Bewußtsein treten, wenn sie in ihrer ausgeprägtesten Form erscheinen. So möchte ich Einfälle „zweiten Ranges" oder „aus minderer Höhe" annehmen, die sich dem einstellen, der an der Sphäre eines Werkes, zu dem er einen Ureinfall hatte — gleich wird davon mehr die Rede sein — lang gesogen hat. Und wie die, so verschiedenen, Farben des Regenbogens dennoch allmählich in einander übergehen, und man Rot und Blau erst bei deren größter Intensität wirklich unterscheidet, so gibt es, (bei der „Arbeit" an einem größeren Werk etwa) entsprechende Uebergangszustände, bei denen der mit einer großen Ausgangsidee Beschenkte selber jene Grenze im eigenen Gefühl verlieren mag. Doch all diese Modifikationen gehören eben wieder zur „Beschränkung menschlicher Kräfte überhaupt".

Ich will nun zur Anwendung auf das Musikdrama kommen.

3.

Der große, elementare Unterschied zwischen allem Dichten und allem Komponieren besteht darin, daß ein jedes Dichtwerk seinem Wesen nach erst in seinem Verlaufe, vom ersten bis zum letzten Wort eine an sich ungreifbare Einheit (Konzeption, Handlung) darstellt, von der es ausgegangen ist. Während eine jede Komposition, ihrem Wesen nach, von einer sinnlich greifbaren, in sich schon vollendeten Einheit (Einfall, Thema) ausgeht, von der der Verlauf zehrt, oder deren er neue bringen muß. Gegenwart und Verlauf spielen also in beiden Künsten verschiedene Rollen. Bevor dies näher erläutert wird, möchte ich noch erwähnen, daß ich im gewissen Sinne die eigentliche Wortlyrik ausnehme, und zwar nur die in kleinstem Umfange sich gebende, insofern und soweit bei derselben nämlich alles wegfällt was Handlung, Verlauf, zeitliche Folge ist, die Worte hauptsächlich durch ihren Klang, ihre Zusammenstellung wirken, und so ein Gefühl, eine Stimmung, sozusagen eine Gegenwart ausdrücken, ähnlich wie es die musikalische Einheit, die Melodie tut, welche immerhin andererseits auch eine erste und letzte Note haben muß.

Verlauf und Gegenwart scheinen also hier wie dort zusammenzufallen. Aber nur die Kürze täuscht über das Wesen jenes obengenannten Unterschiedes hinweg, der immer deutlicher hervortritt, je größer die Dimensionen werden. — Wer sich von der praktischen Seite her die Wahrheit des oben aufgestellten Satzes klar machen will, stelle sich vor, er solle, so kurz es geht, jemandem, sowohl vom „Faust" als von irgend einer Beethovenschen Sinfonie einen ungefähren Begriff geben. Zuverlässig würde er im ersten Falle nicht sagen „habe nun, ach, Philosophie", sondern es bliebe ihm nichts übrig, als, so wenig auch damit gesagt wäre, die Grundzüge der Handlung oder die Idee des ganzen, zu berichten; wobei keine Stelle der Dichtung selbst zitiert zu werden brauchte. Im zweiten Falle würde er aber ebenso zuverlässig und unwillkürlich das erste Thema pfeifen, und nicht etwa versuchen, von dem Bau', Inhalt oder Fortgang des Satzes etwas zu erzählen, was er übrigens gar nicht könnte, ohne vorher ein Thema anzugeben. Oder, um das Elementare des Gegensatzes noch anders zu beleuchten: Gerade so unsinnig, wie einem derjenige Komponist vorkäme, welcher sagte, er trüge eine Sonate oder Sinfonie im Kopf, zu der er aber noch kein einziges Thema hätte, erschiene einem derjenige Dichter, welcher Verse oder

Sätze hinschreiben würde und sagen, das gäbe ein Drama, von dem er aber nicht wüßte, was darin vorginge. Man braucht nur einmal zu versuchen, sich die bloße Möglichkeit der beiden letzten fingierten Fälle ernsthaft vorzustellen, und man wird sofort einsehen, daß sie sogar undenkbar sind.

Was anderes denn als ein Thema, ein Motiv, eine Melodie, kurz, was anderes als Noten kann denn ein Komponist anführen, der eine Sinfonie auch nur zu planen vorgibt? Alles andere was er nennen könnte, gehörte nicht diesem Werk als solchem an, wären allgemeine Formen, Material, leere Hülsen, ja, es läßt sich kaum denken, was er überhaupt nennen könnte; um die kleine, greifbare Einheit kommt er nicht herum; ob diese ein genialer Einfall ist, der das folgende lebendig aus sich gebiert, oder ein willkürlich konstruiertes Thema, kommt hier nicht in Betracht. Und wenn andererseits ein Dichter hundert Verse niederschriebe, die nicht von einer vorausgegangenen Idee geleitet sind, keinen geistigen Zusammenhang haben, kann man da sagen, er arbeite an einem Gedicht? Um die große ungreifbare Einheit kommt er nicht herum; ob diese eine geniale Konzeption ist, die das Ganze umfaßt, oder eine willkürlich konstruierte Handlung, ein Plan, kommt nicht in Betracht; denn es ist jetzt nicht die Rede von genial und ungenial oder von irgend Werturteilen, sondern nur von dem sozusagen Ur-Verfahren um das kein Dichter und kein Komponist herum kann, zu welcher Zeit er auch gedacht wird.

Wenn ich vorhin von einer „vorausgegangenen Idee“ sprach, so meine ich nicht etwa, daß sie durchaus zeitlich vorhergegangen sein müsse. Natürlich weiß ich, daß bei einer Dichtung auch Partien, ganz unabhängig, vor dem eigentlichen Plan entstanden sein können, und, wie der Rauch der Flamme, der Konzeption vorausgehen, oder daß z. B. diese durch einen sinnlichen Anlaß erzeugt sein kann. Aber dasein muß eine solche verbindende Idee in irgend einer Weise, ob Konzeption oder Pseudo-Konzeption. Sie schwebt ungreifbar über dem Ganzen, und alles einzelne, ob von ihr erzeugt, oder sie erzeugt habend, verdichtet sich allmählich zum Werk; Vers tritt zu Vers, Strophe zu Strophe, Szene zu Szene, Akt zu Akt, bis mit der letzten Zeile die Idee des Ganzen sich gebildet, „gedichtet“ hat. So betrachtet erscheint das Wort „Dichten“ auch in seiner ureigensten Bedeutung. Ebenso, wie der von mir dargelegte elementare Gegensatz des Verfahrens in der Musik in der einzig richtigen Bezeichnung komponieren hervortritt. Eine musikalische Komposition ist, so wenig hoch es auch klingt, weiter nichts als eine „Zusammensetzung“ von lauter Gegenwarten, greifbaren Einheiten, die eine an sich wesenlose Form füllen, ob eine kleine Form durch eine einzige Einheit (Melodie) ganz ausgefüllt wird, [kleines Stückchen, Volkslied] oder lauter selbständige kleine Einheiten (Melodien) nebeneinander gesetzt sind [niedere Kunstformen: Tanzmusik, Potpourri], oder eine Einheit (Thema) in gewisser Ordnung immer wiederholt wird [Fuge], oder aus einer Einheit (Melodie, Thema, Motiv) andere gebildet werden bis diese gewissermaßen aufgebraucht ist, und eine neue notwendig wird [höhere Kunstformen: Doppelfuge, Sonatensatz ꝛc.] und was an dergleichen Möglichkeiten noch mehr denkbar ist.

Immer also bleibt der unumgängliche Weg der Musik der vom Einzelnen zum Ganzen, sowie der der Dichtung vom Ganzen zum Einzelnen. Die „musikalische Idee“ ist gegenwärtig, die „dichterische Idee“ ist allgegenwärtig. Und, wie die Materie den Raum erfüllt, aber nie geschaut, sondern nur gedacht werden kann, indem ihr Erscheinen stets an Form, Qualität und Vielheit gebunden ist, — so füllt die dichterische Idee das Werk, nirgends als solche greifbar, aber in allem einzelnen durchgängig enthalten. Die in

unserer Zeit so beliebte Bezeichnung „Tondichtung", auf Werke der Musik angewandt, ist nicht nur unsinnig, sondern auch deswegen so unsympathisch, weil sie etwas mehr vorgibt zu sein, als Musik, indem sie der Dichtkunst ihr höchstes Vorrecht rauben will: eine Idee zu verdichten. Die eigentliche „Tondichtung" (wenn man einmal das Wort in seiner wahren Bedeutung definieren will) ist der geniale musikalische Einfall, der alle Elemente der Musik: Melodie, Harmonie, Rhythmus in untrennbarer Einheit, wie in chemischer Verbindung verdichtet. Er ist wiederum das, wozu es kein Analogon in irgend einer anderen Kunst gibt; ist der Musik ganz allein eigentümlich.

Von dem Standpunkt unserer Betrachtung aus ist also die musikalische Idee, der Einfall in der Musik das wesentliche, das Samenkorn; die Form und alles andere das Accidentelle; die Gegenwart spielt eine andere Rolle, als in der Dichtung.

Deshalb ist es auch unangängig, in beiden Künsten einzelne Stellen als analoge Größenwerte zu vergleichen, notabene in ihrem Verhältnis zum ganzen Werk. Ein musikalisches Motiv zum Beispiel ist demnach nicht etwa dem Vers eines Dramas, der Strophe einer Ballade zu vergleichen, sondern entspricht genau dem dichterischen Motiv (also wieder etwas ungreifbarem), welches dem Verlauf der Dichtung, wie jenes dem Verlauf der Musik, die Nahrung gibt. Wie belanglos dagegen an sich die Einzelheit, die Stelle einer Dichtung sein kann, bei der zugleich größten Bedeutung durch den Zusammenhang mit dem Ganzen, dafür bietet jedes große Dichtwerk Beispiele genug. In welchem schlechtesten Stück könnte nicht der landläufige Komödienausruf: „O, wär' ich nie geboren" vorkommen? Aber in der Kerkerszene im Faust, durch den Mund dieses Faust, in dieser Situation, nach diesen inneren und äußeren Erlebnissen, in diesem Moment — erschüttern jene Worte unmittelbar mit höchster künstlerischer Gewalt und lassen uns den Schmerzenshöhepunkt einer großen Menschenseele mitempfinden; denn diese fünf armseligen Worte sind durch und durch getränkt von der dichterischen Idee des Ganzen, sind von ihr geboren und müssen notwendig hier, an dieser Stelle, stehen. Hier spielt die Dichtkunst einen ihrer eigentümlichsten Trümpfe aus. In der Musik ist dergleichen unmöglich; da ist und wirkt eine Stelle stets so, wie sie an sich ist, und wird durch keine veränderte Stellung, durch keinen andern Zusammenhang anders. Das ist freilich mit Vorsicht anzuwenden auf alle Musik, die Worten untergelegt ist, weil durch die Beziehung auf Worte, durch die Verbindung mit der Welt der Dichtkunst ein neues Element hineingetragen wird, welches den großen Reiz aller Vokalmusik ausmacht. Von der eigentlichen Programmusik will ich ganz schweigen, bei der eben, wo die Worte fehlen, ein Begriff zur rechten Zeit sich einstellt. Leider kann unsere Betrachtung, um das Ziel derselben nicht aus dem Auge zu verlieren, nicht im einzelnen, in Bezug auf die Kunstarten und -formen, durchgeführt werden, und so soll auf dem historischen Standpunkt auch nur einen flüchtigen Augenblick lang verweilt werden.

Wenn, wie ich sagte, die Dichtkunst, ihrem Wesen nach, der Niederschlag einer Idee ist, die, um greifbar zu werden, eines gewissen Verlaufes bedarf, so kann dieser Verlauf, weil von der Idee abhängig, nicht akzidentell sein.

Wenn die Musik ihrem Wesen nach, immer nur sinnlich greifbare Einheiten hervorbringt, so muß der Verlauf akzidentell sein.

Historisch betrachtet sehen wir das daran, daß, von Urbeginn, die Dichtkunst stets nur auf dieselben Formen angewiesen ist, und, aller Willkür zum Trotz, so sehr sie sich auch müht, neue hervorzubringen, ewig die drei

Urformen der Stimmungs- und Momentdichtung (Lyrik), der erzählenden (Epos, Ballade, Roman ꝛc.) und der Dargestellten (Drama), nebst Zwischenstufen und Uebergängen bestehen bleiben. Dagegen sehen wir bei der Musik, von Urbeginn, stets das Akzidentelle: die Formen, wechseln; und die Geschichte der Musikformen ist die chronische Verlegenheit, musikalisches Einfallsmaterial unterzubringen. Wir sehen Formen sich herausbilden, festsetzen, abgenutzt werden, neue entstehen, alte umgebildet werden, sehen die Musik sich an andere Künste anlehnen, ihnen ihre Formen abgucken, und stets wieder des gefundenen überdrüssig werden. (In unsern Tagen, Hand in Hand mit dem Außerkursgesetztsein des musikalischen Einfalles, nach dem niemand mehr fragt, ist das Suchen nach neuen Formen gleichsam krampfhaft geworden.)

Die angeborene Formbegabung im Individuum ist stets talentar, sozusagen eine Kulturerbschaft; der geborene Melodiker ist genial. Es hat große geniale Komponisten gegeben, denen jegliche Begabung für Form abging, wie Weber, wie Schumann, aber niemals einen wirklich Großen, dem die indivuelle Melodie gefehlt hätte; sie ist es, die den Platz auf dem Komponistenparnaß sichert; nach ihr, der kleinen Einheit, sollte, im letzten Grunde, Musik beurteilt werden; nicht nach dem, als was sich so ein Musikstück im ganzen gibt; so, wie man das Gold nach seiner Karätigkeit, und nicht nach den Gegenständen prüft, die daraus gemacht werden. Durch sie gehört auch jeder große Komponist, so tief und schwer er sei, der ganzen Welt, nicht nur seinem Fach an, ist wahrhaft populär. Was, wie man sieht, Liszt z. B., dem sie fehlt (allerdings nebenbei auch alles andere zum Komponisten) nie wird, trotz wütendster Förderung seitens der gegenwärtigen dirigierenden, spielenden, singenden und schreibenden Generation. Während Schumann, der sie in erstaunlichster Intensität hat, trotzdem seine Aktien bei der gegenwärtigen Musikbörse sehr tief stehen, und trotz wirklicher Mängel seiner Natur, in vollster Frische lebt, und man sich ihn aus der deutschen Musik gar nicht herausdenken kann.

Wenn so in der Musik dieses Kriterium als das natürlichste erscheint, und das Auffinden der „musikalischen Idee", die immer gegenwärtig ist, als der leichteste Weg zum Herzen dieser Kunst, so ist es entsprechend schwerer, die Allgegenwart der dichterischen Idee herauszufinden, resp. am Niederschlag der großen, ungreifbaren Einheit zu sehen, welcher Art diese ist, ob wirkliche Konzeption, oder eine Stellvertretung. Allerdings sind diese Werke auch die allerseltensten, in denen eine geniale Konzeption sich rein und richtig niederschlägt, und

„Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an".

Die größte Verführung für die Natur des Dichters ist, unbekümmert um das Wesen der bindenden Idee im einzelnen zu schwelgen, das Talent in kleiner Münze los zu werden, unkontrolliert sich im weiten Gebiet so eines Dichtungsverlaufes umherzutummeln und so eine wirkliche Konzeption zu entstellen, oder aber das Fehlen einer solchen zu vertuschen. (In der Musik ist es schon schwerer, den Mangel an sinnlicher Gegenwart: der musikalischen Idee, zu verbergen.) Es wird, infolge der Schwierigkeit jenes Auffindens, auch immer Leute geben, auch vom Fach, die Shakespeare nicht von Schiller, Kleist nicht von Grillparzer wesentlich unterscheiden können.

Mit diesem Hinleiten des Schwerpunktes auf das der einzelnen Kunst allein angehörende Elementare sind wir schon am Wesen der musikdramatischen Konzeption angelangt. Und nach dem Vorausgegangenen ist es nun wohl

verständlich, wenn ich sage: Das Wesen des Musikdramas besteht darin, daß es von beiden Künsten nur das Element herausgreift, welches in diesem dritten Abschnitt als das ihnen allein angehörende und daher wesentliche dargelegt worden ist, und auf dieses allen Wert, alle Verantwortung legt; zusieht, daß es echt ist. Es ist, wie wir wissen, hier die allgegenwärtige „dichterische Idee" und dort der „musikalische Einfall".

Dies enthält freilich ein Werturteil, und wir stehen wieder vor der im zweiten Abschnitt abgehandelten bedauerlichen Tatsache, daß es keinen Apparat gibt, der Echtes und Unechtes anzeigt. Aber es ist nicht anders: der wirkliche Unterschied zwischen Musikdrama und allem, was bisher da war, besteht letzten Grundes in nichts Formellem; kann nicht definiert, sondern nur beleuchtet werden. Wie wir es in Wagner kennen, bewegt sich das musikalische Drama auf den höchsten Spitzen beider Künste, saugt aus beiden nur die feinsten Extrakte und ist bereit, auf alles ihnen unwesentliche, akzidentelle zu verzichten: Auf die sinnliche Einzelheit der Dichtung, auf die selbständige Formenbildung der Musik; obwohl die Möglichkeit zur gelegentlichen Entfaltung auch dieser Seiten der Künste offengelassen ist.

Wie man sieht, hat der Dichter die verantwortlichere Aufgabe. Die Musik, die die Gegenwart zu besorgen hat, kann das Werk nur im einzelnen gefährden. Aber des Dichters Idee ist eine einzige, von deren Niederschlag das Ganze abhängt. Ist sie nicht in Ordnung, nicht eine wahrhafte Konzeption, so bleibt für den Begriff der „Dichtung" nichts mehr zu retten. Denn für die Musik ist reserviert, woran sich der Literaturdichter schadlos hält und wodurch er seinem Werk noch dichterischen Wert verleihen kann, wenn ihm die Konzeption fehlt: die sinnliche Einzelheit, die Gegenwart. Und schöne dichterische Gegenwarten ohne geniale Konzeption geben immer nur das Literaturlibretto. Dagegen darf sich die musik-dramatische Konzeption in der primitivsten Weise niederschlagen; sie sieht nur auf die getreue, reine, alles, was nicht aus ihr fließt, ausscheidende Ausführung, auf die Notwendigkeit des zu geschehenden, zu äußernden, und setzt in diese Notwendigkeit, die als Ausgangsidee einen wahrhaften „Einfall" voraussetzt, und einen willkürlichen Plan ausschließt, ihren Begriff der Dichtung.

Ich will versuchen, im folgenden Abschnitt das Gesagte durch Beispiele näher zu bringen.

Hofmannsthal.

Von Josef Hofmiller in Freising.

1.

Der dreiunddreißigjährige Hugo von Hofmannsthal sammelt seine bisher geschriebenen dichterischen und prosaischen Werke.[1]) Manche von ihnen waren in kostbaren Ausgaben nur einem kleinen Kreise zugänglich, andere in Zeitschriften oder entlegeneren Sammlungen verborgen, alle jedoch zu wenig gekannt, zu wenig gewürdigt, zu wenig geliebt.

Seine ersten Verse erschienen unter einem Decknamen um die Wende 1891. Hauptmanns Einsame Menschen waren noch Gegenstand eines Streites, den die unmittelbar folgenden Weber verschärften. Kollege Crampton und Johannes Schlafs Meister Oelze erschienen 1892. All diese Werke hatten gemeinsam, daß sie in dieser oder jener Art sittlich entrüstet und bürgerlich waren. Die Versdramen des jungen Wieners, der sich auf dem Titelblatte bald Theophil Morren, bald Loris nannte, waren weder bürgerlich, noch entrüstet, hingegen ausgesprochen vornehm, geistig und schön. Jene Werke der Zeitgenossen versuchten die umgebende Wirklichkeit zu malen, je abstoßender, desto besser. Sie mußten den Bürger vor den Kopf stoßen, weil sie auf den Bürger als Zuschauer rechneten und nur so seine Aufmerksamkeit zu erzwingen glaubten. Wenn Hauptmann in den Webern eine vergangene Zeit auf die Bühne brachte, so war die ganze Mache dahin gerichtet, sie als eine unerhört gegenwärtige wirken zu lassen. Diese kleinen Dramen Hofmannsthals verschmähten die Wirklichkeit, die Gegenwart, den Bürger. „Gestern", spielt „zur Zeit der großen Maler." „Der Tod des Tizian" gibt im Titel Ort und Zeit.

Jene frühen kleinen Stücke kommen von Musset her. Sie waren gleich Mussets anmutigen, launenhaften Versspielen gar nicht für die Bühne gedacht, sondern nur un spectacle dans un fauteuil. Alles an ihnen ist Form, Stimmung. Man kennt Arthur Schnitzlers Anatol. „Gestern" ist wie ein Gespräch aus „Anatol", nur von erstaunlicher Reife und Sicherheit der Form: eine kleine Untreue des Mädchens ein wenig Empfindelei, Liebesschmollen, das Ende einer Liebe, mit Geist und Anmnt und in Reimen von seltsamer Melodie.

„Mußt du mit gestern stets das Heute stören?
Muß ich die Fessel immer klirren hören,
Die ewig dir am Fuße beengend hängt,
Wenn ich für mich sie tausendmal gesprengt!
Weil gestern blasse Dämmerung um uns hing,
Zum grünen Nil die Seele träumend ging,

---

[1]) Hugo von Hofmannsthal: Die gesammelten Gedichte; Kleine Dramen (zwei Bände): beides im Inselverlag. Die Prosaischen Schriften erscheinen gesammelt bei S. Fischer, Berlin.

Weil unbestimmte Lichter um uns flogen,
Am Himmel bleiche Wolken sehnend zogen . . .
Ein Abgrund trennt uns davon, sieben Stunden,
Für immer ist dies Gestern hingeschwunden!
Heut' ist ein Tag Corregios, reif erglühend,
In ganzen Farben lachend, prangend, blühend,
Heut' ist ein Tag der üppigen Magnolien,
Der schwellenden, der reifen Zentifolien;
Heut' nimm dein gelbes Kleid, das schwere, reiche,
Und dunkelrote Rosen, heiße, weiche . . .
Verlerntest du am Gestern nur zu halten,
Auf dieses Toten hohlen Ruf zu lauschen:
Laß dir des Heute wechselnde Gewalten,
Genuß und Qualen durch die Seele rauschen,
Vergiß das Unverständliche, das war:
Das Gestern lügt, und nur das Heut ist wahr!
Laß dich von jedem Augenblicke treiben,
Das ist der Weg, dir selber treu zu bleiben.
Der Stimmung folg, die deiner niemals harrt,
Gib dich ihr hin, so wirst du dich bewahren.
Vor ausgelebten drohen dir Gefahren:
Und Lüge wird die Wahrheit, die erstarrt!

Die Spitze des Stückes ist, daß eben dieser begeisterte Bekenner zum schönen Heute nicht über ein für ihn schmerzliches Gestern hinwegzukommen vermag, über Arlettens Liebesnacht mit Lorenzo:

Dies Gestern ist so eins mit deinem Sein,
Du kannst es nicht verwischen, nicht vergessen:
Es ist, so lang wir wissen, daß es w a r.
In meine Arme müßt ichs täglich pressen,
Im Dufte saug ichs ein aus deinem Haar!
Und heute — gestern ist ein leeres Wort.
Was einmal war, das lebt auch ewig fort.
(Mit erkünstelter Ruhe:)
Wir werden ruhig auseinander geh'n
Und ruhig etwa auch uns wiederseh'n.
Und daß du mich betrogen und mein Lieben,
Davon ist kaum ein Schmerz zurückgeblieben . . .
Doch eines werd' ich niemals dir verzeih'n:
Daß du zerstört den warmen, lichten Schein,
Der für mich lag auf der entschwund'nen Zeit.
(Ausbrechend:)
Und daß du die dem Ekel hast geweiht!

(Er winkt ihr, zu gehen. Sie geht langsam durch die Türe rechts ab. Er blickt ihr lange nach. Seine Stimme bebt und kämpft mit aufquellenden Tränen.)

Ich kann so gut verstehen die ungetreuen Frauen . .
So gut, mir ist, als könnt' ich in ihre Seelen schauen.
Ich seh' in ihren Augen die Lust, sich aufzugeben,
Im Niegenossenen, Verbotenen zu beben . .
Die Lust am Spiel, die Lust, sich selber einzusetzen,
Die Lust am Sieg und Rausch, am Trügen und Verletzen,

Ich seh' ihr Lächeln und
(stockend:)
die törichten, die Tränen,
Das rätselhafte Suchen, das ruhelose Sehnen,
Ich fühle, wie sie's drängt zu törichten Entschlüssen,
Wie sie die Augen schließen und wie sie quälen müssen,
Wie sie ein jedes Gestern für jedes Heut begraben,
Und wie sie nicht verstehen, wenn sie getötet haben.
(Tränen ersticken seine Stimme. Der Vorhang fällt.)

Was hier auffällt, ist einmal der glänzende Einfall, nach dem Weggehen der Geliebten das Versmaß wechseln zu lassen; nach den anklagenden, Stoß auf Stoß folgenden fünffüßigen Jamben die scheinbar nachdenklichen, ruhig fließenden Alexandriner; nach dem presto con fuoco das schmerzliche andante. Es lebt die ganze Jugend in diesen Versen: ihr grenzenloses Schwelgen und Vergeuden, ihre Verzweiflung ohne Maß. Im Ton der Verse glaubt man den Einfluß Ibsens leise zu spüren; manches klingt an den „Brand", manches an die „Komödie in der Liebe" an. Die Grundstimmung ist jener Culte du Moi, den Maurice Barrès eben als höchstes Gebot allen feineren und tieferen Naturen verkündet hatte, und als dessen Propheten Hermann Bahr auf den letzten Seiten seiner „Russischen Reise" sich mit der Innigkeit eines Gläubigen bekannte, der endlich die Formel seines Glückes gefunden hat.

Von „Anatol" unterscheidet sich das zierliche Stück in einem Punkte sehr stark: in der Abwesenheit jeder erotischen Schwüle und jeder Ironie. Aber sein Verfasser war eben siebzehn Jahre alt geworden, und enttäuschte Liebe war ihm ein dankbarer Vorwurf seiner poetischen Habilitationsvorlesung, sonst nichts. Seine Jugend verschwendet noch Ausstattung und Personen; er beschreibt den Gartensaal seines Stückes mit einer Zärtlichkeit, wie nur ein Jüngling nach seiner ersten Italienfahrt sie empfindet (Wustmann macht sich irgendwo über die jungen Kunstgelehrten lustig, die glücklich sind, wenn sie zum erstenmal Quattrocento sagen können, spottet und ahnt nicht, wie sehr er recht hat: wie sehr die junge Brust klopft vor den ersten Bronzen Donatellos, und wie ein bräutliches Gefühl, nur ein beglückender Gedanke sie füllt: Quattrocento . .). Er verschwendet noch, dieser glänzend begabte Anfänger: der Kardinal von Ostia, Fantasio der Dichter, Fortunio der Maler, der Schurke Ser Vespasiano, Mosca der Parasit, Corbaccio der Schauspieler (denn er ist nebenbei ein gelehrter Romanist, dieser Dichter: er kennt seinen Boccaccio), der grelle Schein, der von der Flagellantenprozession herüberblendet, — war all dies nötig, das Auseinandergehen eines Verhältnisses zu beleuchten, Pierrot, der Colombinen verstößt, Anatol der seinem süßen Mädel ohne Abschiedssouper den Laufpaß gibt? Aber es ist das Vorrecht der Jugend, zu verschwenden. Er wird sparsamer werden, dieser früh Reife. Eines allerdings wird er schwerlich lernen: die anmutige Frechheit, den geistreichen Uebermut Alfred de Mussets. Denn er ist trotz alledem sehr deutsch und sehr unverdorben, und keine Spottdrossel flötet und pfeift in seinem mondsilberschimmernden lyrischen Zauberparke.

2.

„Der Tod des Tizian" erschien 1892. Es war ein außerordentlicher Fortschritt. Die Verse waren noch flüssiger, noch mehr mit Dichtung durchtränkt, schwer und süß. Das Fragment (es füllt kaum zwanzig Seiten) ent-

hält einen entzückenden Prolog, eine nachdenkliche Darstellung seelischen und künstlerischen Wachsens und einen Hymnus auf die mythisch schöpferische Macht Tizians. Über Tizian ist nur Vorwand; der Zauberer, dem so wundervoll gehuldigt wird, heißt Böcklin.

Prolog ist ein Page, er grüßt artig, 'setzt sich auf die Rampe und läßt die Beine ins Orchester hängen. Hofmannsthal vergißt nicht ausdrücklich zu bemerken, daß er rosa Seidenstrümpfe trägt und mattgelbe Schuhe. Es gibt einen reizenden Prolog von Musset, der entschieden besser ist; er steht vor dem Jugendwerke Les Marrons du Feu, und ist burschikos und anmutig; ganz auf das Stück zugespitzt.

Mesdames et Messieurs, c'est une comédie,
La quelle, en vérité, ne dure pas longtemps,
Seulement que nul bruit, nulle dame étourdie
Ne fasse aux beaux endroits tourner les assistants.
La pièce, à parler franc, est digne de Molière;
Qui le pourrait nier? Mon groom et ma portière,
Qui l'ont lue en entier, en ont été contents.

Man erwartet nach den ersten Zeilen, Hofmannsthal werde in ähnlichem Tone fortfahren:

Das Stück, ihr klugen Herrn und hübschen Damen,
Das sie heut abend vor euch spielen wollen,
Hab' ich gelesen.
Mein Freund, der Dichter hat mirs selbst gegeben.

Aber Hofmannsthal verläßt den nachlässigen Ton sofort. Sein Page spricht uns einen lyrischen Monolog vor, der ganz charmant ist, aber mit dem folgenden Stück wenig zu tun hat; es könnte ebensogut der Prolog zu „Gestern" sein; oder zu „Der Tor und der Tod"; oder zu Schnitzlers „Anatol". Aber sagt ichs nicht? Dieser Dichter ist lyrisch bis in die Fingerspitzen, und den Konflikt zwischen dem Schönen und Charakteristischen kennt seine weiche Künstlerseele noch nicht. Oder doch? Enthält der Prolog nicht Selbstkritik? Eine Analyse in Form einer Entschuldigung?

Vom jungen Ahnen hat es seine Farben
Und hat den Schmelz der ungelebten Dinge;
Altkluger Weisheit voll und frühen Zweifels,
Mit einer großen Sehnsucht doch, die fragt.

Andrea in „Gestern" zweifelt noch nicht, ihm ist die Stunde alles, der Augenblick, in dessen Glück oder Schmerz er wie in vertrauten Wellen untertaucht. So bedeutet „Der Tod des Tizian" ein Wachsen der Seele; die Sehnsucht des Enttäuschten klagt süß und leise; Sehnsucht des von der Gewalt des Lebens noch Unerfaßten nach der großen und furchtbaren Schönheit des Lebens. Das Leben liegt märchenhaft da, wie das nächtliche Venedig zu Füßen des wachenden Gianino; wie das im goldrosigen Abendrauch lockende Venedig zu Füßen der wartenden Schüler: das Leben, das rätselvolle, unbekannte, leuchtende, immer neue und wechselvolle. Nur aus der Ferne ist es so schön, läßt Hofmannsthal den Jüngling sprechen, dem er bezeichnend den Namen Desiderio gegeben hat:

was die Ferne weise dir verhüllt,
Ist ekelhaft und trüb und schal erfüllt
Von Wesen, die die Schönheit nicht erkennen
Und ihre Welt mit unsern Worten nennen.

Und nun singen sie um die Wette, Desiderio, Antonio, Paris, Batista, Tizianello: singen das Lob aller Gitter, die die Ueppigkeit der Gärten nur ahnen, nicht schauen lassen, aller verschlungenen Gänge, die das Auge mit Sehnsucht und die Seele mit Erwartung füllen; preisen die große Kunst des Hintergrundes und das große Geheimnis der unbestimmten Lichter, die halbverwehten, dunklen Worte der Dichter

und alle Dinge, denen wir entsagen.
Das ist der Zauber auf versunknen Tagen
Und ist der Quell des grenzenlosen Schönen,
Denn wir ersticken, wo wir uns gewöhnen.

Ist dies letzte nicht ein Widerhall aus „Gestern"? Nur scheinbar. Andrea, um im Bilde zu bleiben, würde hinuntereilen in die leuchtende, festliche, verliebte, verruchte Stadt. Diese Jünglinge aber genießen sie aus der Höhe einer fernen Terrasse. Lehre: Nur Distanz macht die Dinge schön. Der weise Genießer schwelgt im eigenen Genusse, nicht im Genossenen. Aber ist dies nicht Tod jeden Genusses?

Maurice Barrès gibt die Antwort, in den knappen dunklen Sätzen, die um das Jahr 1891 von allen jungen Wiener Künstlern als letzte und tiefste Weisheit inbrünstig nachgebetet wurden.

. . . Il faut sentir le plus possible en analysant le plus possible. Fuyons, rentrons dans l'artificiel. Le Moi n'est pas immuable; il nous faut le défendre chaque jour et chaque jour le créer. Ce que l'on dit de l'homme de génie, qu'il s'améliore par son oeuvre, est également vrai de tout analyste du Moi. La dignité de notre race est attachée exclusivement à certains frissons que le monde ne connaît ni peut voir, et qu'il nous faut multiplier en nous.

Aber schon regt sich die Kritik an dieser Weisheit. Habe ich nicht dies Fernstehen vom Leben teuer bezahlt?

Denn von den Leiden und von den Genüssen
Hab längst ich abgestreift das bunte Kleid,
Das um sie webt die Unbefangenheit,
Und einfach hab' ich schon verlernt zu fühlen.

Da werden zwei Bilder des Meisters dem Sterbenden ins Gemach an den Jünglingen vorbeigetragen; alle stehen schweigend da und denken des ungeheuren Verlusts der ihnen bevorsteht. Aber ihr Schmerz löst sich im Hymnus auf Ihn, der den regungslosen Wald belebt, und das Murmeln der braunen Weiher, der Götter in das Nichts hereingestellt, Satyre, Hirten und Hirtinnen, der Wolken Seele und Sinn gab, der Klippen, Wogenkämmen, schwarzen Hainen, blitzgetroffenen Eichen das Menschliche einzauberte, Frauen und Blumen und Wellen in einem Akkorde tönen ließ, hohe Brücken schöpferisch spannte, mit Wunderhand über Frühlingstäler streichelte bis sie blühten und blonde Nymphen in kristallenen Quellen sich spiegelten.

Und wieder wird der Hymnus zum Bekenntnis des einzelnen, da Lavinia, des Meisters Tochter, und zwei andere schöne Mädchen vorübergehen:

Antonio: Daß uns die fernen Bäume lieblich sind,
Die träumerischen dort im Abendwind . . .
Paris: Und daß wir Schönheit sehen in der Flucht
Der weißen Segel in der blauen Bucht . . .
Tizianello: Und daß wir eures Haares Duft und Schein
Und eurer Formen mattes Elfenbein

fähigkeit, mit der sie bald das rechte über dem linken, bald jedoch das linke über dem rechten Beine kreuzen; die Behendigkeit, mit der sie, um natürlich zu spielen, sämtliche Fauteuils einer Plüschgarnitur während eines Dialogs absitzen, der sich ums Wetter dreht, und dabei auf jedem Fauteuil eine neue Zigarette anzünden. Aber ganz entschädigt diese mühselige Nonchalance doch nicht für die peinliche Unsicherheit, mit der sie gebrochene Verse sprechen. Es wäre immerhin zu wünschen . . .

Stimme aus der Höhe: Eine Neubelebung der Bühne ist nur durch ein völliges Inhintergrundtreten des Schauspielers denkbar! (Blätter für die Kunst II 2.)

Preisen wir uns glücklich, daß noch kein Kulissenmodergeruch um die schwermütige Dichtung Hofmannsthals weht, kein Hauch der Menge; kein widerliches Beifallklatschen; daß keine Erinnerung an einen schauspielernden Gecken uns hindert, ihre Gestalten mit unserer Sehnsucht zu füllen, ihre wundervollen Verse mit unsern heimlichen Schmerzen!

Denn wundervoll in der Tat, wundervoll sind diese Verse.

Die letzten Berge liegen nun im Glanz,
In feuchtem Schmelz durchsonnter Luft gewandet.
Es schwebt ein Alabasterwolkenkranz
Zuhöchst, mit grauen Schatten, goldumrandet:
So malen Meister von den frühen Tagen
Die Wolken, welche die Madonna tragen.
Am Abhang liegen blaue Wolkenschatten,
Der Bergesschatten füllt das weite Tal,
Und dämpft zu grauem Grün den Glanz der Matten;
Der Gipfel glänzt im vollem letzten Strahl.

Es geht wie eine geadelte Schwermut aus von diesen Reimen auf A, sie leiten ein wie die süß klagende Kantilene einer Viola in blauer Nacht. Wer dies nicht hört, lasse die Finger von Hofmannsthal! Es gibt eine Menge anderer Dichter.

Hier ist faustische Stimmung, ausgedrückt mit faustischen Worten:

Wie nah sind meiner Sehnsucht die gerückt,
Die dort auf weiten Halden einsam wohnen
Und denen Güter, mit der Hand gepflückt,
Die gute Mattigkeit der Glieder lohnen.
— — — — — — — — — — — — —
Es gab Natur sich ihnen zum Geschäfte,
In allen ihren Wünschen quillt Natur,
Im Wechselspiel der frisch und müden Kräfte
Wird ihnen jedes warmen Glückes Spur.
— — — — — — — — — — — — —
Sie können sich mit einfachen Worten,
Was nötig zum Weinen und Lachen, sagen,
Müssen nicht an sieben vernagelte Pforten
Mit blutigen Fingern schlagen.

Anmerkung des Philologen: Dies letzte Bild stammt aus Maeterlincks Mort de Tintagiles, letzte Szene, wo die Schwester sich an der verschlossenen Tür, hinter der ihr Brüderchen erwürgt wird, die Finger blutig schlägt.

Ich hab' von allen lieben Lippen
Den wahren Trank des Lebens nie gesogen,

Bin nie von wahrem Schmerz durchschüttert,
Die Straßen einsam, schluchzend, nie! gezogen.
Wenn ich von guten Gaben der Natur
Je eine Regung, einen Hauch erfuhr,
So nannte ihn mein überwacher Sinn
Unfähig des Vergessens, grell beim Namen.

So ist dieser ganze erste Monolog die Klage Eines, der am Leben vorbei gelebt hat, der vor lauter Analyse nicht zum Genuß des Lebens gekommen ist, der zugrundegeht an der verhängnisvollen Gabe der Selbstbeobachtung, an der Unfähigkeit, sich einem starken Eindrucke hinzugeben, an der Künstlichkeit. Für diese geistige Veranlagung ist der Genfer Henri Frédéric Amiel ein auffallendes Beispiel. Hofmannsthal hat ihn genau gekannt und ihm einen seiner frühesten Aufsätze gewidmet.

Die spärliche Handlung entwickelt sich unmerklich. Der Diener kommt, die Balkontür zu schließen: allerlei unheimliches Gesindel treibe sich im Garten herum, altmodisch angezogen, wie man es auf alten Kupferstichen sehe. Der Diener entfernt sich. Da „erklingt das sehnsüchtige und ergreifende Spiel einer Geige, zuerst ferner, allmählich näher, endlich warm und voll, als wenn es aus dem Nebenzimmer dränge". Der da geigt ist der Tod. Sinnloses Grauen faßt Claudio, aber groß und feierlich spricht der Tod zu ihm:

Steh' auf! Wirf dies ererbte Grau'n von dir!
Ich bin nicht schauerlich, bin kein Gerippe!
Aus des Dionysos, der Venus Sippe,
Ein großer Gott der Seele steht vor dir.

Claudio will es nicht fassen, daß seine Stunde gekommen ist. Er hat ja noch nicht gelebt, noch nichts erlebt. „Du hast genau soviel Sachen empfangen wie andere, dir kam es zu, ihnen Beziehung einzuhauchen, sie zu beleben." Er ist noch unreif; er will nicht mehr jammern; er will Liebe, Treue will er lernen. Was war sein Leben? Ohne Sinn, ohne Schmerz, ohne Liebe, ohne Haß! „Du Tor! Schlimmer Tor! Du allein warst so liebeleer. Die andern haben geliebt, haben dich geliebt." Da tritt Claudios tote Mutter aus der Schlafzimmertür, denkt mit sanftesten Worten des Sohnes, verschwindet, Claudio will sie rufen. Umsonst: „Laß mir, was mein. Dein war es." Langsam tritt Claudios tote Geliebte ein, denkt mit rührenden, leisen, schlichten Worten des Ungetreuen, der sie weggeworfen, verschwindet.

Ihr folgt der tote Freund Claudios, der ihm mit furchtbaren Wahrheiten sein spielerisches Leben vorwirft: „Der keinem etwas war und keiner ihm."

Nie hat Claudio so intensiv gelebt. Hat er überhaupt gelebt vor dieser Stunde? Hat nicht erst der Tod ihm das Leben in seiner ganzen Größe und Bedeutung gezeigt? Gleich der Blinden in d'Annunzios Città Morta kann auch er, angesichts des Furchtbaren, ausrufen: Io vedo, io vedo! „Im Zimmer bleibt es still. Draußen sieht man durchs Fenster den Tod geigenspielend vorübergehen, hinter ihm die Mutter, auch das Mädchen, dicht bei ihnen eine Claudio gleichende Gestalt."

Das Thema dieses kleinen Stücks ist ein Jahrzehnt später schärfer, bitterer, tiefer, persönlicher behandelt worden, als der von der Hand des Todes gestreifte Ibsen die Summe seiner Existenz als Mensch zog und die Fragezeichen seines Epiloges beantwortete. Doch wird wahrscheinlich das kleine Stück Hofmannsthals länger leben und noch gelesen und aufgeführt werden

zu einer Zeit, da nur mehr der Literarhistoriker Wenn wir Toten erwachen liest. Denn der Tor und der Tod hat eine ungemeine Bildkraft; wer es je las, vergißt es nie. Die Handlung hat die melancholische Anmut eines Grabreliefs. Es ist tiefsinnig in lebensvollen Symbolen und über seinen Schmerz noch fallen Rosenblätter und wehen Efeuranken. Es zermalmt nicht, es ergreift.

4.

Von 1897 sind drei kleine Stücke datiert: Die Frau mit dem Fächer, Der Kaiser und die Hexe, Das kleine Welttheater.

Die Frau mit dem Fächer ist wieder eine organische Fortbildung des unmittelbar vorhergehenden Stückes.

Daß Jugend gern mit großen Worten ficht
Und doch zu schwach ist, nur dem kleinen Finger
Der Wirklichkeit zu trotzen.

Dies, sagt der Prolog, ist sein Inhalt. Seine Handlung aber ist die aus der Weltliteratur bekannte Geschichte von der treulosen Witwe, verstärkt durch die Geschichte vom treulosen Witwer. Es könnte ebensogut Der Sieg des Lebens heißen. Es spielt wieder in der Biedermaierzeit. Denn Hofmannsthal will die Distanz der Zeit. Es spielt vor dem Eingang eines Friedhofes, nahe der Hauptstadt einer westindischen Insel. Denn Hofmannsthal will die Distanz des Ortes. Der junge Witwer und die junge Witwe wollen jedes nur seinem ungeheuren Verlust leben. All ihr Denken lebt um ein Grab. All ihr Fühlen webt in der Vergangenheit. Sie kennen keine Gegenwart, erwarten keine Zukunft. Ihre Trauer führt sie auf dem Friedhof zusammen. Sie sprechen zu einander: verbindlich mitfühlende, dann fast feindselige Worte; denn da sie Kinder waren, hatten sie einander geliebt. Dann werden ihre Worte zu Schleiern, es ist etwas Unausgesprochenes hinter ihnen; sie tasten nach etwas, das sie lockt und vor dem sie noch zurückbeben. Aber es lockt sie, und eines Tages wird die Wirklichkeit stärker sein als das Grab, und in ihren Worten wird kein Schleier mehr sein, sie werden nicht mehr jedes zu seinem, sondern gemeinsam zu beiden Gräbern gehen, und werden aus dem Schweigen der Gräber die Zustimmung der Toten hören zu dem Leben, in dem sie ihre Erinnerung begraben. Denn das Leben ist mächtiger.[1])

Der Kaiser und die Hexe. Sieben Jahre hat der Kaiser mit ihr gebuhlt, und nur, wenn er sie sieben Tage lang nicht mehr berührt, ist ihr Bann gebrochen. Heute ist der siebente Tag; schon neigt sich die Sonne. Der Kaiser jagt im Walde, von wilder Angst getrieben, der Hexe zu entfliehen. Schon steht sie hinter ihm und beschwört die Erinnerung an genossene Liebesstunden herauf. Soldaten bringen gefesselt einen, der durch ungerechtes Urteil zum Räuber ward. Der Kaiser macht ihn zum Admiral gegen die dalmatischen Seeräuber. Eine Taube fliegt vorüber. Der Kaiser wirft den Dolch nach ihr, da taumelt, vom Dolche getroffen, die Hexe aus dem Busch. Wird

[1]) Wie unbekümmert Hofmannsthal herübernimmt, dafür ein Beispiel. „Irgend auf einer Wiese laufen zwei Fohlen. Vielleicht wird eines davon einmal deinen Leichenwagen ziehen, eines den meinigen.“ Das ist natürlich bewußt aus Mörike genommen. Nur ein Dichter, der selbst über so einen unerschöpflichen Reichtum an Bildern und Gleichnissen verfügt, darf sich erlauben, was einem kleineren als Plagiat vorgeworfen würde. Der Begriff des literarischen Eigentums ist auch nicht von den Großen, sondern von den Kleinen erfunden worden.

Mitleid ihn verführen sie zu betasten? Er gebietet einem Holzarbeiter, sie zu begraben. Ein uralter Blinder tritt aus einer Höhle: es ist des Kaisers Vorgänger, dessen Blendung und Ausstoßung er selber befahl — drei Jahre war er damals alt. Zum letztenmale naht ihm die Hexe in Gestalt der Kaiserin — machtlos nunmehr: zu nah hat der Kaiser das wirkliche Leben gesehen. Ein runzlig altes Weib humpelte sie davon. Der Kaiser dankt Gott auf den Knieen.

Das Märchenspiel weist durch Anlage und Form (vierfüßige Trochäen) auf das spanische Drama. Hofmannsthal mag sich damals in Calderon und Lope vertieft haben. Als Gewinn dieser Beschäftigung verblieb ihm dies phantastische Märchen, ein sinniges, buntes, nicht allzu tiefes Spiel.

Im Titel gleichfalls von den Spaniern beeinflußt ist Das kleine Welttheater oder Die Glücklichen. Es spielt auf einer gewölbten Brücke, am Abend. Die Personen treten eine nach der andern auf, halten ihren Monolog und gehen. Kein Dialog. Jedes spricht nur sich selbst aus. Dadurch erhält das Ganze eine höchst eigentümliche Stimmung. Der Dichter schwärmt von den Gestalten, die er überall in der Dämmerung sieht, die er den Knaben in den dumpfen Städten bereiten will. Der alte Gärtner, der dereinst ein König war, preist seinen Lebensabend: viel schöner ist Blumen begießen als über Menschen herrschen. Der junge Herr überdenkt seine nächtlichen Träume und trägt den schönsten Liebestraum als scheue Erwartung in sich. Der fremde Goldschmied sucht im Wasser das Bildwerk, das reine, fließende und doch in sich geschlossene, das vor seiner Seele steht. Ein Bänkelsänger singt in der Ferne. Das junge Mädchen lauscht ihm gern, denn sie liebt es, wenn wer in der Weite was trauriges singt. Der Diener beklagt das Geschick seines wahnsinnigen Herrn, der so brüderlich allem, was da ist, sich verbunden und verwandt fühlt, daß er von Wesen zu Wesen und von Ding zu Ding stürmt, ob er nicht endlich mit einem Wesen oder Ding sich einen könnte. Der Arzt sieht hinter allem und jedem Menschen das Unheil lauern. Der Wahnsinnige will sich in den Fluß stürzen, nicht als ein Verzweifelnder, sondern einer, der in ein bräutlich Bette steigt. Arzt und Diener hindern ihn sanft. — Das Ganze, wie gesagt, von traumhafter Sonderbarkeit, in tiefe Stimmung getaucht, nicht melancholisch, sondern wunderlich ruhig, beinahe starr.

Das Bergwerk zu Falun (1899) weist schon durch seinen Titel auf E. T. A. Hoffmanns Erzählung in den „Serapionsbrüdern". Hofmannstha hat die Grundlinien der Erzählung beibehalten, sogar die Namen; den alten Torbern, der im Bergwerk spukt und junge Leute in die unterirdische Welt lockt; den jungen Elis aus dem Nerikerlande, den das Gesetz seiner Seele hinab in das Bergwerk zwingt, zur Geisterkönigin. Das Stück ist interessant als eine Vorform des Oedipus. Es zeigt, daß Hofmannsthal durchaus nicht den Oedipusstoff wählte, wie ein Unschlüssiger wählt, sondern daß die ganze Art, wie er gerade diesen Stoff neu beseelte, schon längst in ihm sich vorbereitete. Es sind ganze Versreihen da, die ebensogut im Oedipus stehen könnten:

Mir löst sichs jetzt, daß dieser hier mein Leib
Nur ein Geköch ist aus lebendigen Erden,
Verwandt den Sternen auch. Wär das nicht so,
Wär nicht gewaltsam nur die Nabelschnur
Zerrissen zwischen mir und den Geschöpfen
Den andern, dumpfen, erdgebundenen:
Wie dränge mir ans Herz des Hirschen Schrei?

Wie möchte dann der Linde Duft mein Blut
Bewegen? wie verschlänge mich die Nacht
In schwere Träume? wie gelüstete
Mein Leib die Gleichgeschaffenen zu berühren?

Man mag an Oedipus denken, mag sich des Goetheschen Orestes erinnern, wenn Elis den Erdboden anruft:

Haus, tu' dich auf! gib deine Schwelle her:
Ein Sohn pocht an! auf tu' dich tiefe Kammer,
Wo Hand in Hand, und Haar versträhnt in Haar
Der Vater mit der Mutter schläft, ich komme!
Entblößt euch ihr geheimnisvollen Adern,
Ausbluten lautlos sich die meinen schon!
Mein Haar sträubt sich vor Lust, bei euch zu sein,
Ihr Wurzeln, die ihr an dem Finstern saugt,
Euch funkelnd nährt aus jungfräulicher Erde,
Mein Herz will glüh'n in einem Saal mit euch.

Welcher Weg, welche Entwicklung von der spielerischen und in Antithesen funkelnden Anmut von „Gestern" zu der starren und gespenstigen Gewalt dieses Stückes! Aber der Weg war konsequent, und die Entwicklung war notwendig.

5.

Was an den Gesammelten Gedichten zuerst auffällt, ist ihre geringe Zahl. Mit allen Prologen und Trauerreden sind es nur sechsundzwanzig Stück (vom Tod des Tizian, der in dem Bande ist, war schon die Rede; die Idylle ist gesondert zu betrachten). In ihnen hat man erst den ganzen Hofmannsthal

Sechs rein lyrische Stücke beginnen. Ein rasch vorbeihuschendes Lied auf den Vorfrühlingswind. Ein Gedicht in Blankversen, Erlebnis überschrieben, das sich wie eine Uebersetzung aus dem Französischen des Artur Rimbaud liest. Ein reizendes kleines Reiselied:

Wasser stürzt, uns zu verschlingen,
Rollt der Fels, uns zu erschlagen,
Kommen schon auf starken Schwingen
Vögel her, uns fortzutragen.
Aber unten liegt ein Land,
Früchte spiegelnd ohne Ende
In den alterslosen Seen.
Marmorstein und Brunnenrand
Steigt aus blumigem Gelände,
Und die leichten Winde weh'n.

Kann man einen Alpenübergang und die ideale oberitalienische Seelandschaft anmutiger und mit weniger Strichen ausdrücken? Es folgt das Gedicht: Die Beiden, das sogar den Beifall des gegen Hofmannsthal sonst sehr ungerechten Literarhistorikers Engel gefunden hat. Dann aber folgt das berühmte Lebenslied: „Den Erben laß verschwenden an Adler, Lamm und Pfau das Salböl aus den Händen der toten alten Frau". Ich gestehe offen, daß ich trotz eifrigen Bemühens die Bedeutung dieses Gedichtes nicht herausbekommen habe. Für mich ist es ein Rebus in sehr angenehmem Rhythmus,

mißverstandener Stefan George. Das Gedicht: „Dein Antlitz" gleicht einer halbvollendeten Statue: man ahnt die außerordentliche Schönheit, die hier möglich war, und bedauert, daß die Absicht in technischen Unzulänglichkeiten stecken geblieben ist (die beiden letzten Zeilen sind rhythmisch schlecht, syntaktisch unverständlich und nicht bildmäßig gesehen).[1]

Die fünf folgenden Gedichte bilden ganz eine Gruppe für sich. Sie sind vielleicht das Bedeutendste, was an deutschen Gedichten in den letzten zwanzig Jahren überhaupt hervorgebracht worden ist. Ein geheimnisvoller Reiz strömt von ihnen aus; mit jedem neuen Lesen sagen sie mehr, jedes Verständnis birgt ein neues Rätsel. Ist die tiefe Sinnlosigkeit des immer sich wiederholenden und zugleich immer anders wiederholenden Lebens je so trauervoll ausgedrückt worden, wie in der Ballade des äußeren Lebens?

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alle Menschen gehen ihrer Wege.
Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.
Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.
Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende, und totenhaft verdorrte . . .
Wozu sind diese aufgebaut und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?
Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?
Was frommts, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt.
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt
Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Es war in den Ferien, auf dem Lande. Die Gedichte Hofmannsthals waren im Gartenhause vergessen worden, und als der Besitzer sie suchen ging, las eben ein Sommerfrischler den Anwesenden die Ballade spottend vor. Las das Gedicht zu Ende, spottend, ohne jedes Gefühl, daß er eine kostbare Dichtung zerstörte, sich und den andern zerstörte. Las höhnisch, kam in eine Art Pathos hinein und fühlte gar nicht einmal, wie dantesk die Verse sind, wie stark ihr Relief ist, wie aufgelöst die Reflexion in Stimmung, wie die letzten sieben Zeilen so schön, so inhaltreich, so sentenzenhaft prägnant sind wie nur die unsterblichen Verse der Divina Commedia. Der Mann war höherer Jurist, hatte sein Gymnasium durchgemacht, die pflichtmäßigen Schulautoren gelesen, griechische Tragiker, Walther, Oden des Horaz, Goethe; verstand aber

[1] Wie stieg das auf! denn allen diesen Dingen
Und ihrer Schönheit — die unfruchtbar war —
Hingab ich mich in großer Sehnsucht ganz
Wie jetzt für das Anschaun von deinem Haar
Und zwischen deinen Lidern diesen Glanz!

von Poesie soviel wie ein Botokude. Ist es nicht erschreckend, wie fremd viele der gebildeten Männer allem geworden sind, was Dichtung heißt? So daß sie es geradezu als weibisch, ihrer unwürdig empfänden, einen Band Gedichte zu lesen? Daß man gar Gedichte nicht nur liest, sondern liebt, wie wenige haben dies natürliche beglückende Empfinden ihrer Jünglingsjahre bewahrt?

Von den Terzinen über Vergänglichkeit ist die erste bedeutend, die beiden andern sind arg verkünstelt.

Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt,
Und viel zu grauenvoll, als daß man klage:
Daß alles gleitet und vorüberrinnt.
Und daß mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
Herüberglitt aus einem kleinen Kind,
Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.
Dann: daß ich auch vor hundert Jahren war
Und meine Ahnen, die im Totenhemd,
Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar,
So eins mit mir als wie mein eignes Haar.

Dies Gefühl ist ein Grundpfeiler der inneren Erlebnisse des Dichters. Es ist hier mit nachdenklichem Staunen ausgesprochen, kehrt im Bergwerk von Falun verstärkt wieder und bildet den unterirdischen Strom des Oedipus. Es läßt den Dichter nicht los bis in den Vortrag „Der Dichter und diese Zeit", der die glänzende Reihe der Prosaschriften eröffnet: „Ihm ist die Gegenwart in einer unbeschreiblichen Weise durchwoben mit Vergangenheit: in den Poren seines Leibes spürt er das Herübergelebte von vergangenen Tagen, von fernen nie gekannten Vätern und Urvätern, verschwundenen Völkern, abgelebten Zeiten" . . . Man beachte die seltsame Wendung „abgelebte Zeiten": sie stammt aus einem Gedichte Goethes an Frau von Stein. Hofmannsthals Gedächtnis ist so merkwürdig wie sein Geschmack. Die ἁπαξ λεγομενα der Weltliteratur liegen ausgebreitet vor ihm: er braucht nur zuzugreifen. Darin liegt eine große Gefahr, dieselbe Gefahr, der unsere gegenwärtige Musik und Malerei zu erliegen drohen: daß nämlich die ein innerliches künstlerisches Erlebnis zusammenfassende Wortformel, der es symbolisierende musikalische Ausdruck, die es zusammenfassende Malmanier, daß sie von einem anderen technich nachgemacht werden und so ihn hindern, *seine* Wortformel, *seinen* Ausdruck, *seine* Manier mühevoll zu erringen und zu erleben. Doch dies nebenbei.

In diesem Zusammenhange steht auch das rhythmisch schönste Gedicht, das Hofmannsthal geschrieben hat:

Manche freilich müssen drunter sterben,
Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
Andre wohnen bei dem Steuer droben,
Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne
Manche liegen immer mit schweren Gliedern
Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
Andern sind die Stühle gerichtet
Bei den Sibyllen, den Königinnen,
Und da sitzen sie wie zu Hause,
Leichten Hauptes und leichter Hände.

Und wieder, im „Traum von großer Magie", spricht jenes Grundgefühl sich aus:

Er fühlte traumhaft aller Menschen Los
So wie er seine eignen Glieder fühlte.
Ihm war nichts nah und ferne, klein und groß.

Oder, wie er dasselbe in Prosa ausdrückt: „Er ist da und wechselt lautlos seine Stelle und ist nichts als Auge und Ohr und nimmt seine Farbe von den Dingen, auf denen er ruht. Er ist der Zuseher, nein, der versteckte Genosse, der lautlose Bruder aller Dinge, und das Wechseln seiner Farbe ist eine innige Qual: denn er leidet an allen Dingen, und indem er an ihnen leidet, genießt er sie." Oder:

Und drei sind eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum.

In Prosa: „Denn ihm sind Menschen und Dinge und Gedanken und Träume völlig eins: er kennt nur Erscheinungen, die vor ihm auftauchen und an denen er leidet und leidend sich beglückt."

Und abermals:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne.

Dasselbe in Prosa: er spürt — „das Herübergelebte von ... verschwundenen Völkern, abgelebten Zeiten; sein Auge, wenn sonst keines, trifft noch — wie könnte er es wehren? — das lebendige Feuer von Sternen, die längst der eisige Raum hinweggezehrt hat."

Niemals ist mir das Bedenkliche aller Vorträge von den Verfassern selbst so aufgefallen, als beim Vergleichen dieses gedruckten Vortrages — des erlesensten (auch im Wortsinne: er = lesen) unserer Zeit — mit dem, was ich davon in Erinnerung hatte. Hofmansthal hatte den Vortrag im Münchner Neuen Vereine gehalten; er sprach an dem Abende monoton, akzentlos, so daß weder die Feinheiten des Satzrhythmus noch die Pracht der Worte zu klingen kamen. Der Vortrag ist ein Dokument einer alt und reich gewordenen Kultur; das kostbarste und preziöseste Stück ungebundener Rede: jener dichterischen Gattung, die von Unwissenden ungebunden genannt wird, weil ihre strengen Gesetze dem ungeübten Auge unsichtbar, die Wogen ihres Ebbens und Flutens unhörbar bleiben.

Hofmannsthals Fähigkeit, in fremde Menschen, Zeiten, Orte hineinzuschlüpfen, ist bis ins Unheimliche gesteigert. Es will nichts bedeuten, wenn er den Liedton des Wunderhorns nachahmt, „geschworn" auf „geborn", „Malvasier" auf „mir" reimt. Aber wie seltsam sind die Gedichte in der Gruppe „Gestalten"! Ein gefangener Schiffskoch singt:

Weh, geschieden von den Meinigen,
Lieg ich hier seit vielen Wochen.
Ach, und denen, die mich peinigen,
Muß ich Mahl- um Mahlzeit kochen.

Der Reim ist so grotesk, daß er an gewisse Balladen des Kommersbuchs erinnert. Zahllos sind bei anderen Dichtern die Gedichte, in denen junge Leute den Frühling, die Natur besingen. Hofmannsthal hingegen läßt einen alten Mann sich nach dem Sommer sehnen:

Wenn endlich Juli würde anstatt März,
Nichts hielte mich, ich nähme einen Rand,
Zu Pferd, zu Wagen oder mit der Bahn
Käm ich hinaus ins schöne Hügelland.

Kann man die Objektivität weiter treiben als in diesen absichtlich nüchternen Zeilen? (Sogar den Vindobonismus „sich einen Rand nehmen", d. h. sich aufraffen, nimmt der Dichter unbekümmert, weil es zum Vokabular des alten Mannes stimmt.)

Da sind Verse auf ein kleines Kind, von prachtvoller und künstlerisch gebändigter Phantastik. Verse, die dem Kaiser von China in den Mund gelegt werden — ein Echo aus dem Weströstlichen Diwan. Verse zwischen Großmutter und Enkel: schwer von süßer ahnender Vergänglichkeitsempfindung. Verse zu Schnitzlers Anatol, von einer müden, bösen Grazie des späten Rokoko. Ein Trauergedicht auf Mitterwurzer, das von unvergeßlichen Bildern strotzt. Eines auf den Schauspieler Hermann Müller. Zusammen vielleicht das Treffendste, das in poetischer Form über die Wandlungsfähigkeit des geborenen Darstellers gesagt worden ist.

Eine Idylle ist in dem Bande, die aus einer Erinnerung an Hunding-Sieglinde-Siegmund entstanden scheint. Hunding ist zum Schmiede, Siegmund zum Kentauren geworden. Antik im Ausdruck bis zur Manier. Wendungen wie

Mit solchen Lippen, leise zuckenden

stehen auf neun Seiten nicht weniger als neun.

Centauren seh ich einen nahen, Jüngling noch.
Ein schöner Gott mir scheinend, wenn auch halb ein Tier,
Und aus dem Hain, entlang dem Ufer, traben her.

So ungefähr stammeln Primaner in der ersten Sophoklesstunde!

Zum ersten Male lockte mir den Lauf
Nach eurem Dorf Bedürfnis, das du kennst.

Bei Sophokles macht sich die naive Wendung natürlich, bei einem Modernen ist es Parodie. Es ist Parodie, wenn die Frau spricht:

Unsäglich reizend dünkt dies ungebundne mir.

Parodie, wenn der Schmied ermahnt:

Verbotenes laß lieber unberedet sein!

Warum nicht lieber gleich griechisch! Ebenso schlimm ist

Du kennst, mich dünkt, nur wenig von der Welt, mein Freund.

Antwort:

Die ganze kenn ich, kennend meinen Kreis,
Maßloses nicht verlangend, noch begierig ich
Die flücht'ge Flut zu ballen in der hohlen Hand.

Stellen wie diese zeigen, wo Hofmannsthals Gefahr liegt: in der Virtuosität. Er ist Philologe im edelsten Sinne; darum ist seine Gefahr die Philologengefahr: an den Köstlichkeiten des Erbes zugrundezugehen. Seine Werke sind vielleicht die abweisendsten, die in unseren Tagen veröffentlicht werden. Andere Literatur erscheint plebeisch, schreiend neben ihnen. Sie sind künstlerisch von außerordentlicher Strenge, so daß andere Literatur stillos und geschwätzig scheint. Man kann gewisse Gedichte nicht mehr lesen, wenn man die seinen kennt. Sie haben Klang, Rhythmus, Farbe, Leuchtglanz. Es sind welche unter ihnen, die schimmern wie Perlmutter, und andere, die wie aus unergründlicher Tiefe emporglänzen gleich Sternen aus tiefen Brunnen am hellichten Tag.

Sein Reichtum ist so bemerkenswert wie seine Entwicklung. Der Schritt von dem grazilen Lyriker von „Gestern" zu dem Gestalter des Oedipus ist enorm. Was dazwischen liegt, ist Wachsen und Erstarken mit jedem Werke.

Andere, wie Stefan George, sind verharrt auf der künstlerischen Stufe, auf der sie zuerst die Zeitgenossen überrascht hatten. Hofmannsthal hat sich entwickelt. Die sprachliche Vollendung seiner ersten Dramen ließ die Befürchtung zu, er sei ein dichterisches Phänomen wie die pianistischen Wunderkinder: früh reif, früh fertig; eine Zeit lang blendend, dann vergessen. Die Zeit hat das Gegenteil gelehrt. Jedes neue Werk war eine neue Ueberraschung. Er kam von Musset, lernte von Hölderlin, Goethe, Annunzio, gab Sinn und Seele an die Terzinen Dantes, die Sonette Shakespeares hin, wuchs an den Elisabethanern, streckte sich gewaltig an Sophokles. Bleibt eins zu fragen: ob all dies künstlerische Wachsen ein natürliches bedeute, keine Schnellreifung. Die Frage liegt nahe und ist schwer zu beantworten. Unleugbar ist nicht nur seine Mache immer vollkommener, sondern auch seine poetische Persönlichkeit immer bedeutender geworden. Nie hat man, wie bei Hauptmanns Pippa, bei ihm den fatalen Eindruck, hier pumpe einer den Pneumatik seiner Begabung bis zum Platzen auf. Selbst in seinen künstlichsten Schöpfungen bleibt er natürlich. Sie sind immer aus einem Gusse. Allerdings ist seine Natur als Dichter sehr kompliziert. Seine Macht über die Form ist in kleinerem Maße mit der d'Annunzios oder Swinburns zu vergleichen: stärkerer Temperamente als er, aber verwandter Kulturgenießer, Bewunderer Victor Hugos wie er, Schüler Dantes wie er, glühende Nachschaffer der Griechen wie er. Er ist von unsern zeitgenössischen deutschen Schriftstellern der europäischeste. Selbst wo es sehr deutsch scheint, wie im Tor und Tod, ist dies faustische Deutschtum stilisiert. Wie wird er sich entwickeln? Es muß sich in Bälde zeigen: die Vorbilder scheinen erschöpft, im Oedipus scheint er auch über die Griechen hinausgewachsen, nicht künstlerisch, aber hinsichtlich seiner Abhängigkeit. Eine neue Periode seiner dichterischen Tätigkeit scheint sich vorzubereiten. So war es nicht ohne Reiz, sein Frühwerk, das in Deutschland verhältnismäßig wenig bekannt ist, noch einmal zu überschauen, ehe der Dichter in neue Bahnen der Entwicklung einlenkt.

E. T. A. Hoffmann als Musikschriftsteller für Breitkopf & Härtel 1809—1819.

Zusammengestellt von Hans von Müller.

A. Die Zeugnisse.

Für Hoffmanns schriftstellerische Tätigkeit für Breitkopf & Härtel haben wir vier Arten von Zeugnissen:

I. die Reste von Hoffmanns Briefwechsel mit der Firma und der Redaktion der Allgemeinen Musikalischen Zeitung[1]);
II. gelegentliche Notizen in Hoffmanns Tagebüchern, soweit sie erhalten sind;
III. gelegentliche Erwähnungen in Briefen Hoffmanns an Bekannte;
IV. Wiederholungen, resp. Bearbeitungen einiger Aufsätze in Hoffmanns Büchern.

Dagegen kommen für die Feststellung von Hoffmanns Mitarbeit an der A. M. Z. **nicht** in Betracht

I. die Bücher der Firma Breitkopf & Härtel: denn Hoffman hatte geschäftlich nur mit der Redaktion, nicht mit dem Verlage zu tun;
II. Rochlitzens Aufsatz über Hoffmann (1822, 1825, 1830; vgl. unten, am Schluß von I): alle wesentlichen Behauptungen desselben werden durch die im folgenden dargelegten Tatsachen widerlegt.

Leider reicht das unter I—IV genannte Material bei weitem nicht aus, um den Umfang von Hoffmanns Tätigkeit für Härtels Verlag festzustellen; um so genauer müssen wir es aber betrachten: denn darüber hinaus gibt es nur unbeweisbare Vermutungen.

I. Aus dem Briefwechsel mit Härtel und Rochlitz.

Von diesem Doppel-Briefwechsel kennen wir den (definitiven oder Konzept-) Text bisher von 51 Stücken. Aus den bisher bekannten Tagebüchern ergeben sich weitere 16 Stücke (1812: 8, 1813: 6, 1815: 2). Eine Reihe weiterer Briefe ergibt sich aus Erwähnungen in anderen Briefen, von den so erschlossenen Stücken zählen wir aber nur 3 besonders wichtige mit; so erhalten wir 70 Nummern.

Diese 70 Nummern werden im folgenden chronologisch aufgeführt. Von den 51 Briefen, deren Text uns bekannt ist, drucken wir in extenso nur die

[1]) Wie ich früher an dieser Stelle ausgeführt, war Gottfried Härtel seit 1798 der Leiter und von 1800—1827 der alleinige Inhaber des Verlages, und Friedrich Rochlitz von 1798—1818 der (ungenannte) Redakteur der Allgemeinen Musikalischen Zeitung.

19 noch unveröffentlichten Stücke¹) ab (der Vollständigkeit wegen darunter auch die beiden vom 14. September 1799 und vom 14. Januar 1814, obgleich diese nichts mit Hoffmanns Schriftstellerei zu tun haben). Aus den 32 bereits anderweitig²) mitgeteilten Briefen geben wir nur die Stellen, die sich auf unser heutiges Thema beziehen³).

Da wir die Antworten an Hoffmann nur zum geringsten Teile kennen, so haben wir zur Ergänzung die 17 Notizen der A. M. Z. aus den Jahren 1805—1825 angeführt, die zu ihm in Beziehung stehen und die teilweise auf den Leser wie Empfangsbestätigungen seiner Briefe wirken. Es sind das 1) 12 Notizen über Hoffmann a. d. J. 1805—1821, 2) die durch Hoffmann veranlaßte Voranzeige einer Holbein-Winterschen Oper vom Jahre 1810, 3) 4 Stellen über Hoffmann nach dessen Tode 1822—1825.

In der verbindenden Erklärung der Briefe haben wir uns bemüht nichts überflüssiges vorzubringen; wir mußten darin aber kurz auf die Verhältnisse der Theater eingehen, an denen Hoffmann angestellt war, und haben insbesondere die wichtigsten Daten des Bamberger Theaterjournals⁴) eingeschaltet. — Hoffmanns Aufsätze und Rezensionen für die A. M. Z., soweit die Briefe

¹) Davon befinden sich die 12 an Härtel gerichteten im Besitze von dessen Nachkommen. Von den 7 ungedruckten Briefen an Rochlitz sind 4 ebenfalls Eigentum der Firma Breitkopf & Härtel; die anderen 3 gehören Sammlern, und zwar
der vom 2. Februar 1813 dem Herausgeber,
" " 16. Januar 1814 Herrn Max Kalbeck in Wien,
" " 5. Oktober 1815 Herrn Carl Georg von Maassen in München.
Einen achten ungedruckten Brief hat Herr Dr. Erich Prieger in Berlin, zum Bedauern des Besitzers ist dieses Stück infolge eines Umzuges zurzeit nicht zugänglich. In diesem Briefe, der das erste Dutzend der bekannten Briefe an Rochlitz voll machen würde (s. nächste Note) sollen mehrere noch unbekannte Rezensionen genannt sein; dasselbe ist ohne Frage in den weiteren Dutzenden der Fall, die in Privatsammlungen zerstreut sein müssen — während in den Briefen an Härtel aus dem im Text angegebenen Grunde nur ausnahmsweise und nur kurz von den Arbeiten für die A. M. Z. die Rede ist. — Wir geben 17 Briefe nach den Originalen, die beiden in Wien und München liegenden nach freundlichst von den Besitzern angefertigten Abschriften.

²) an vier Orten:
1872 von Holtei: 1 Brief an den Hofrat Rochlitz 1810 („Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten" I. Band, II. Teil, S. 29 f. [dort wird wegen der Beziehung aufs Theater und wegen der Anrede „WohlGebohrner Herr Hofrath" auf gut Glück der Dresdner Karl Winkler (Th Hell) als Adressat angegeben; dieser wurde aber erst 1814 Intendant und Hofrat]; unten von uns zitiert ‚Holtei');
1898 von Ellinger: ein Brief an denselben 1808 (‚Euphorion' V 111 f. [der Adressat ist 1899 von Grisebach erkannt]; zitiert ‚Ellinger');
1903 vom Herausgeber: 14 Briefe, davon 2 an Rochlitz 1809 und 12 an Härtel 1813 (‚Neue Deutsche Rundschau' XIV 35 f., 38, 45—53: ‚Aus Hoffmanns Kapellmeisterzeit', auch als Sonderdruck; zitiert ‚Km' mit Jahr und Nummer);
1907 vom selben: 16 Briefe an und von Härtel 1809/11 (‚Süddeutsche Monatshefte' 1907, Heft 12 666/79: ‚Hoffmann als Musikalienhändler'; zitiert ‚Mh' mit Nummern).
Von den 14 in Km mitgeteilten Briefen stehen die 9 letzten, mit Erläuterungen, auch in einem Ausschnitt aus meiner Buchausgabe von Hoffmanns Briefwechsel, den ich Ende 1905 auf dem Bibliophilentage zu Leipzig verteilte (‚Hoffmann in Dresden und Leipzig'; zitiert ‚D & L').

³) Da der Neuabdruck dieser Stellen nur Mittel zum Zweck ist, so sind wir hinsichtlich der Sperrung frei verfahren, indem wir das hervorhoben, auf das es uns ankam. Dasselbe gilt von den Auszügen in II und III.

⁴) Bisher leider nur in Friedrich Leists dürftigem Auszuge zugänglich (in der ‚Geschichte des Theaters in Bamberg bis zum Jahre 1862', 2. Aufl. [1893]). Hoffentlich gibt der Historische Verein in Bamberg einmal den vollständigen Text des Journals.

sie erwähnen, sind jedoch in der Regel nur in Fußnoten nachgewiesen. Näher eingegangen ist nur auf den ersten Beitrag, den ‚Ritter Gluck‘, da über Helden und Zeit der Erzählung böse Mißverständnisse herrschen; ich verweise namentlich auf die Ausführungen zu I 5 und die Note 4 zu IV 1, sodann auf I 10, I Anhang, III 1 und Note 2 zu IV 1.

Zur Gliederung der so entstandenen bunten Menge von Texten, Auszügen und historischen Fakten setzen wir außer den Jahren Hoffmanns Wohnorte als Ueberschriften zwischen die Zeilen (eine römische Zahl dahinter, I, II oder III bezeichnet den ersten, zweiten oder dritten Aufenthalt Hoffmanns daselbst).

(Berlin I)

1798—1800

1. Ein Lieblingsinstrument der Spanier war seit der maurischen Zeit die guitarra. Sie kam von dort als chitarra nach Italien, und von da wiederum Ende des 18. Jahrhunderts vereinzelt nach Deutschland; die erste soll 1788 von der Herzogin Amalie nach Weimar gebracht worden sein.

Franz von Holbein erzählt in seinen Erinnerungen[1]), daß er als Student mit einem Herrn von Zucconi nach Italien gereist und sich dort als Guitarrenspieler vervollkommnet habe. Er unternahm dann unter dem italienischen Namen Fontano[2]) eine Kunstreise als Virtuose auf diesem Instrument und kam im Frühjahr 1798 auch nach Berlin. Nach einem Concert in der ‚Stadt Paris‘ daselbst stellte sich ihm der Referendar Hoffmann vor, mit dem er nunmehr anderthalb Jahre lang in freundschaftlichem Umgange lebte, bis er im Herbst 1799 Berlin wieder verließ.

Fontano-Holbein kam zu einer glücklichen Zeit nach Berlin, denn die Guitarre kam dort gerade (auf ein Menschenalter!) in Mode, und der junge Virtuose hatte reichlich Gelegenheit, auf dem Instrumente zu unterrichten. Auch seinen neuen Freund Hoffmann scheint er speziell dafür interessiert zu haben. Dieser komponierte sechs Lieder für Klavier und Guitarre und sandte sie 14. September 1799 mit folgendem Briefe an Breitkopf und Härtel:

„WohlGebohrner Herr!

In allen Musickhandlungen ist Nachfrage nach Musikalien für die spanische Chitarra — das Instrument, welches jezt, sey's auch nur der Mode wegen, in den Händen jeder Dame, jedes Elegants von gutem Ton seyn muß. Der geringe Umfang und vorzüglich das eigenthümliche der auf diesem Instrumente ausführbaren Begleitung sezt, um etwas brauchbares komponiren zu können, eine genaue Kenntniß desselben voraus, und daher mag wohl der Mangel mehrerer Musikalien, besonders deutscher Lieder für die Chitarra herrühren. Ich glaube daher, daß der Verlag einiger deutschen Lieder fürs Clavier und die Chitarra, die, durchaus

[1]) ‚Deutsches Bühnenwesen‘, 1. [einziger] Teil. Wien, Gerold u. Sohn, 1853. Auszugsweise in meinem Aufsatz ‚Hoffmann, Julius von Voß und Holbein in Berlin (in den ‚Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins‘ 1907 Nr. 7, dann in der kleinen Festschrift ‚Aus den Materialien zu einer Biographie Hoffmanns, Max Burckhardt zum 14. Juli dargebracht‘).

[2]) Offenbar in Anlehnung an den häufigen Musikernamen Fontana gebildet.

komponirt[1]), sich von dem Geleyer der gewöhnlichen ZweyZeilenLieder unterscheiden, gewiß einträglich seyn würde, und dies veranlaßt mich, Ew. WohlGebohr[en], den sich gewiß, auch schon der außerordentlichen Eleganz und Correktheit des Drucks wegen, jeder Componist zum Verleger wünschen wird, Sechs von mir durchaus komponirte Lieder fürs Klavier und die Chitarra[2]), welche ungefähr 8 bis $8^1/_2$[3]) DruckBogen ausmachen werden, zum Verlage anzubieten. Da ich aber bloß Dilettant bin, und mein Nahme in der musikalischen Welt noch unbekant ist, so lege ich eine zur Ersparung des Porto's eng abgeschriebene Arie bey, nach welcher Ew. WohlGeb. den Werth oder vielmehr die Manier meiner Composition beurtheilen und darnach in Rücksicht meines Anerbietens einen Entschluß fassen können, wobei ich nur noch bemerke, daß ich jene Arie nicht darum wählte, weil sie mir die beste zu seyn schien, sondern weil sie eine der kürzesten ist. Nehmen Ew. WohlGebohren den Verlag der Arien an, so bin ich erböthig binnen 8 Tagen nach erhaltener Nachricht Ihnen das korreckt und sauber abgeschriebene Manuskript zuzusenden, und ich glaube gewiß billig zu seyn, wenn ich dafür nur ein Honorar von 10 Stück vollwichtige Fridr:d'or und nach geschehenem Druck 30 Exemplare verlange. Auf jenes Honorar würde ich mir aber statt eines Theils des baaren Geldes einiges aus Ew. WohlGebohren Verlage ausbitten. Ich habe zu Ew. WohlGeb. auch unbekannter Weise das feste Vertrauen, daß Sie meine Bitte erfüllen und mir gewiß gefälligst so bald als möglich und zwar binnen 8 Tagen über die Annahme oder Nichtannahme meines Anerbietens antworten werden, weil ich danach meine Maaßregeln nehmen, und im Fall der NichtAnnahme die Arien hier zum Druck befördern muß, welches ich schon halb und halb versprochen habe, aber gern vermeiden möchte.

Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Berlin Ew. WohlGeb.

Den 14t September 1799 ganz gehorsamster Diener.

Der Kgl. KammerGerichtsReferendarius Hoffmann.

(wohnhaft auf der LeipzigerStraße zwischen der Jerusalemmer und MarkGrafenStraße im Brandtschen Hause bei dem Geh[eimen] OberTribunalsRath Doerffer)."

Die Probe-Arie des kecken Anfängers war aber nicht verführerisch genug, um Härtel zu veranlassen, zehn vollwichtige Friedrichsd'or zu riskiren; er sandte — laut Ueberschreibung — die Beilage am 17. zurück.

(In Preußisch-Polen)

1800—1807

Nachdem Hoffmann im März 1800 den Vorbereitungsdienst mit dem

---

1) = durchkomponiert; der Gegensatz folgt.

2) von Hoffmann verschrieben in „Citharra".

3) zuerst: 7 bis $7^1/_2$.

Staatsexamen abgeschlossen, kam er auf 6½ Jahre als Richter in die neuen polnischen Provinzen. Zunächst war er Assessor in Posen, dann Rat in Plock und in Warschau. Er komponierte fleißig weiter, und schon in Posen gelang es ihm, ein Singspiel auf die Bühne zu bringen. In Warschau gründete er dann am 31. Mai 1805 mit dem Oberfiskal Mosqua und 120 Herren und Damen der gebildeten Stände eine Musikalische Gesellschaft. Rochlitz berichtete ausführlich darüber in der Allg. Mus. Ztg. vom 9. und 16. Oktober und erwähnte, daß Hoffmann der Zweite Vorsitzende und damit der Sekretär und Bibliothekar des Vereins sei, sowie „Zensor" der theoretischen Vorträge. — Im folgenden Jahre bewährte sich Hoffmann auch als Leiter der praktischen Arbeiten: an Königs Geburtstag, dem 3. August 1806, dirigierte er zum erstenmale ein Konzert der Gesellschaft.

Drei Monate darauf wurde Warschau von den Franzosen besetzt und das preußische Obergericht aufgelöst; im Sommer 1807 begab sich Hoffmann nach Berlin.

(Berlin II)

1807

2. Am 27. Oktober 1807 schrieb er an den Leipziger Musikverleger Ambrosius Kühnel [1]; er legt, auf dessen Rat, einen Brief an Rochlitz ein. Diesem berichtet er, warum er Warschau verlassen [2], und bittet ihn, für das Bekanntwerden seiner Kompositionen zu sorgen.[3]

Im nächsten Briefe an Kühnel, vom 14. November,[4] beruft er sich auf die Notiz der A. M. Z. vom Oktober 1805 und ergänzt sie durch Erwähnung seiner späteren Dirigententätigkeit. Er fragt bei der Gelegenheit, ob Kühnel den Brief an Rochlitz richtig bestellt habe: noch sei er ohne Antwort.

3. Bald darauf muß ihm Rochlitz erwünschten Bescheid gesandt haben; denn Hoffmann schreibt ihm in seinem nächsten Brief (Nr. 4), vom 10. Mai 1808: „Es ist eine lange Zeit verflossen, seit ich von Ew. WohlGebohren die freundliche Zusicherung Sich meines Bekanntwerdens in der Künstlerwelt gütigst anzunehmen, erhielt ... Ew. WohlGeb. versprachen mir gütigst, daß meine Compositionen einen der Sache kundigen unpartheyischen Rezensenten finden sollten". Vier Wochen vorher, am 12. April 1808, hatte Hoffmann in demselben Sinne seinem Freunde Hippel geschrieben: „Auf das Bekanntwerden kommt alles an, und in dieser Rücksicht habe ich gute Hoffnungen, da der Hofrath Rochlitz ... mir versprochen hat, von meinen Sachen Notiz zu nehmen."

1808

4. Am 10. Mai berichtet Hoffmann in dem bereits zitierten Briefe seinem literarischen Gönner, er habe eine Oper des Grafen von Soden komponiert und sei darauf als Musikdirektor am Bamberger Theater angestellt. „Auch mit meinen Compositionen glückt es mir endlich hervorzutreten;

[1] Der Brief ist zum ersten Male vollständig von mir in der ‚Musik' I (1902) 1661/63 veröffentlicht.
[2] Rochlitz in der A. M. Z. vom 9. Juni 1808 (s. u. unter Nr. 4).
[3] Vgl. Nr. 3 und 4.
[4] Von Ellinger im ‚Euphorion' V (1898) 110 f. veröffentlicht.

Hr. Naegeli in Zürich nimmt Sonaten von mir, welche durchgehends thematisch gearbeitet sind, in das repertoire de clavecinistes auf, und eben jezt ist auch eine Kleinigkeit von mir bey Werkmeister erschienen." Die Anfangssätze der Sonaten legt er bei, ebenso die Werckmeistersche „Kleinigkeit": drei Canzonetten, auf die er nicht sonderlichen Wert legt, die aber, wie er hofft, in der Melodie faßlich und in der Begleitung einfach sind; er bittet um eine Anzeige in der A. M. Z. (Ellinger.)

Am 9. Juni erschien darauf in der A. M. Z. folgende Mitteilung: „Hr. Musikd[irektor] Hoffmann, bis vor einigen [recte anderthalb] Jahren in Warschau angestellt, und seit der veränderten Ordnung der Dinge daselbst in Berlin sich aufhaltend, ist von Herrn Reichsgrafen Soden als Musikdirektor zum Bamberger Theater berufen worden. Man kann dieser Bühne zur Acquisition eines so erfahrenen Singmeisters und überhaupt so talentvollen, gebildeten und achtungswürdigen Mannes Glück wünschen. In kurzem werden von ihm drey große charakteristische Klaviersonaten (Zürich, bey Nägeli) erscheinen und von einer Oper, die Hr. Reichsgr[af] Soden gedichtet und Hr. H[offmann] in Musik gesetzt hat, ist wol auch schon im voraus aufzunehmen, sie werde eine wahre Bereicherung der Bühne seyn." (X 589 f.)

In der zweiten Nummer darauf, vom 23. Juni, folgte dann die erbetene Recension der Canzonetten, von denen es ganz in Hoffmanns Sinne heißt, die Melodie sei leicht, fließend, angenehm und das Akkompagnement weder leer noch überladen. (X 624.)

(Bamberg)

1809

5. Am 12. Januar teilt Hoffmann Rochlitz mit, wie es ihm am Bamberger Theater ganz anders ergangen als er gehofft. Soden habe die Unternehmung an einen gewissen Cuno abgetreten, und er selber, Hoffmann, dirigiere nicht mehr, sondern komponiere nur noch Märsche, Gesänge, Ballette nach Bedürfnis; im übrigen erhalte er sich durch Gesangsunterricht. Nach dieser Einleitung kommt er zu dem eigentlichen Gegenstand des Briefes, der Novelle ‚Ritter Gluck', die er im Manuskript mitschickt:

„Ich wage es einen kleinen Aufsatz, dem eine wirkliche Begebenheit in Berlin zum Grunde liegt, mit der Anfrage beyzulegen, ob er wohl in die Musikalische Zeitung aufgenommen werden könnte? — Aehnliche Sachen habe ich ehmahls in oben erwähnter Zeitung wirklich gefunden z. B. die höchst interressanten Nachrichten von einem Wahnsinnigen, der auf eine wunderbare Art auf dem Clavier zu fantasiren pflegte. — Vielleicht könte ich mit der Redaktion der Musikalischen Zeitung in nähere Verbindung treten und zuweilen Aufsätze und auch Rezensionen kleinerer Werke einliefern. Ew. Wohlgebohren würden mich ganz außerordentlich verbinden, wenn Sie die Güte hätten Sich dafür zu interressiren und mich mit den Bedingungen unter denen es geschehen könte bekannt machten."

Als ich vor fünf Jahren (Km 1809, 2) diesen wichtigsten der uns bekannten Briefe an Rochlitz publizierte, hatte ich es für überflüssig gehalten, des näheren auf seine Bedeutung hinzuweisen. Leider habe ich

mich in dieser Zuversicht gründlich getäuscht; man scheint den Brief überhaupt nicht gelesen zu haben. Der neueste Herausgeber von „Hoffmanns musikalischen Schriften" schreibt noch 1907:

> Hoffmann wandte sich Anfang des Jahres 1809 an den Hofrat Rochlitz . . . und bot sich als Mitarbeiter in einem . . . **leider nicht erhaltenen** Briefe an . . . Rochlitz . . . nahm das Angebot an und publizierte als erste Probe der literarischen Betätigung Hoffmanns die Novelle „Ritter Gluck" . . .

Wie man sieht, ist der Brief zum Glück doch erhalten; er ermöglicht uns erst das Verständnis des ‚Ritters Gluck', den man bis dahin allgemein für eine Gespenstergeschichte gehalten. Statt dessen erkennen wir jetzt, daß diese Erzählung die erste einer merkwürdigen, für Hoffmann höchst charakteristischen Reihe ist. Hoffmann erzählt wiederholt, wie er (oder sein Substitut) einem älteren Künstler begegnet, der in der Abgeschiedenheit, abseits vom Verkehr haust und die fixe Idee hat mit einem großen Manne der Vergangenheit identisch zu sein; trotz dieses Defektes vermag der Alte aber über das Wesen seiner Kunst die tiefsten Aufschlüsse zu geben, ja von ihm geht erst die entscheidende Anregung auf den Schüler aus. Diese tiefsinnige Anwendung des Spruches, daß das Himmelreich bei den geistig-armen ist, hat Hoffmann für alle drei Künste variiert; jede Erzählung spielt an einem anderen, Hoffmann vertrauten Ort:

a) im ‚Ritter Gluck' (Anfang 1809) begegnet Hoffmann in Berlin einem Musiker, der sich für Gluck hält;
b) im ‚Artushof' (Anfang 1815) spricht Traugott in Danzig einen Maler, der sich für den Künstler des Artushofes hält;
c) in der Einleitung der ‚Serapions-Brüder' (Ende 1818) unterhält Cyprian sich in der Nähe von Bamberg mit einem Dichter, der sich für den Märtyrer Serapion hält.

Der reichlich fünfzigjährige[1]) Berliner Musiker mit dem sonderbaren Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, der in einer Querstraße der Friedrichsstraße im Obergeschoß eines unansehnlichen Hauses wohnt, wo er erst eine Weile klopfen muß, ehe sein Hauswirt oder Pförtner ihm öffnet — dieser ehrliche Polterer ist ebenso wenig ein Gespenst wie der alte Maler in der „entlegenen Straße" zu Danzig und der Einsiedler in der kleinen Waldhütte bei Bamberg. Rochlitz hat die Figur auch völlig richtig aufgefaßt, wenn er in seiner Rezension bei ‚Fantasiestücke' (1814, s. u. unter Nr. 62) von einem „neuen Gluck", „dem keck und sicher gezeichneten Helden dieser Geschichte", spricht[2]).

Rochlitz brachte die Erzählung, hie und da überarbeitet[3]), am 15. Februar.

6. Kurz darauf trat Hoffmann mit Härtel direkt in Geschäftsverbindung, indem er ihn am 26. Februar ersuchte, ihm Musikalien zum Vertrieb zu überlassen; schüchtern versucht er daneben noch einmal, eigene Kompositionen zum Verlag anzubieten (Mh 1).

[1]) Gluck war bekanntlich zwanzig Jahre vorher im vierundsiebzigsten Lebensjahre gestorben; sein Geist müßte sich also jährlich um ein Jahr verjüngt haben, wenn die Anhänger der Gespenstertheorie Recht hätten.

[2]) Nach Hoffmanns Tode behauptete Rochlitz sogar, Hoffmann die Figur des älteren Musikers mit der fixen Idee geliefert zu haben: s. u. Nr. 68 zum Schluß. — Zu meiner Freude stimmt Otto Pniower neuerdings Rochlitz und mir in der Deutung von Hoffmanns erster Erzählung bei („Archiv der ‚Brandenburgia'" XII 12). — Ueber die Zeit der Handlung s. unten, Note 4 zu IV, 1.

[3]) S. u. unter 10 und III 1.

7. Anfang März sandte Rochlitz in Gewährung von Hoffmanns Ansuchen ihm fürs erste ein halbes Dutzend kleiner Novitäten von diis minorum gentium zur Besprechung. Diese erste von den zwanzig oder dreißig Rezensionssendungen, die Hoffmann im Laufe der Jahre aus Leipzig erhielt, ist die einzige, die wir (aus seiner Antwort, Nr. 10) einigermaßen kennen; es scheint sich um folgende Musikalien zu handeln:
1) Justus Johann Friedrich Dotzauer (1783—1860), Trois Quatuors pour 2 Violons, Alto et Violoncelle (Op. 19; Leipzig, Kühnel),
2) Peter Hänsel (1770—1831), Trois Quatuors à 2 Violons, Viola et Violoncelle (Op. 17; Bonn, Simrock),
3) Johann Christian Stumpf († 1801), Entr'actes pour des pièces de théâtre, à grand orchestre, livres 1—4 (Offenbach, André),
4) Heinrich Achatius Gottlob Tuch (geb. 1768, wurde dann Händler), Harmonie ou Sonate en B pour 2 Clarinettes, 2 Bassons, 2 Cors et 2 Hautbois (non obl.) (Op. 22),
5) Friedrich Witt (1771—1837), Symphonie Nr. 5[1]),
6) derselbe, Symphonie turque Nr. 6[1]).

8. und 9. Härtel sagte am 7. März die gewünschte Kommissions-Sendung zu, ging aber auf das Verlagsangebot nicht ein (Mh 2). Hoffmann erhielt die Musikalien aber erst am 5. April und schrieb an diesem Tage ausführlich (Mh 3).

10. Von den Stücken, die die Redaktion ihm geschickt, besprach Hoffmann Witts Symphonien ausführlich[2]), Stumpfs Entr'actes kurz[3]), während er aus verschiedenen Gründen auf eine Besprechung der übrigen Arbeiten verzichtete[4]). Er sandte seine Arbeit am 15. April der Redaktion und bat, man möge ihm weiterhin — und zwar je eher, desto lieber — Klavier- und Gesangsstücke, aber auch Opern- und Kirchen-Partituren zusenden. „Diese Rezensionen würden mir auch zu allgemeinen Bemerkungen Anlaß geben, die auch dem nicht ganz musikalischen Leser nicht ganz uninteressant sein dürften." Dann spricht er von Rochlitzens Streichungen und Zusätzen am ‚Ritter Gluck': „Mit dem was an dem Ritter Gluck geschehen ist, bin ich sehr wohl zufrieden, nur habe ich den alten Italiäner mit dem gekrümten Finger so wie die Berliner Egoisten nicht ganz gern vermißt, wiewohl ich mich gern bescheide, daß die Züge des Gemähldes etwas zu grell aufgefaßt seyn mochten. Dagegen haben mich der zugesezte geschlossene Handelsstaat und die bösen Groschen[5]) recht sehr erfreut." (Km 1809,4.)

11—14. Bevor Rochlitz sich zu Hoffmanns Bitte um größere Aufgaben äußerte, korrespondierte Hoffmann mit Härtel wegen des schlechten Verkaufs der Musikalien und wegen des gewünschten Flügels (Mh 4—7).

15. Im Juni kam dann ein sehr angenehmer Brief der Redaktion. Rochlitz, von den erhaltenen Proben befriedigt, sprach die Absicht aus, Hoffmanns Wunsch zu erfüllen, und schlug ihm vor, mehrere Beethovensche Symphonien zu besprechen. Hoffmann antwortete:

---

[1]) S. folgende Note. Wegen der Musikalien, die Hoffmann rezensiert hat verweise ich auf die genauen bibliographischen Angaben in der A. M. Z.

[2]) Beide Rezensionen erschienen 17. Mai.

[3]) Nicht erschienen.

[4]) Nur Hänsels Quatuors sind dann, von anderer Seite, in der A. M. Z. besprochen (XI 493/95).

[5]) Gleich im Anfang (Unterhaltung des Publikums bei Klaus & Weber).

„Bamberg Zinkenwörth 50
Den 1t Julius 1809

Einer HochVerehrten Redaktion der Musik[alischen] Zeitung Antrag Rücksichts der zu übernehmenden Rezension der Beethovenschen Sinfonien ist mir sehr schmeichelhaft und ich finde mich durch das gütige Zutrauen zu meiner Kenntniß, welches jener Antrag voraussezt, geehrt. — Noch vor dem Eintritt des Herbstes habe ich Gelegenheit Orchesterstücke ausführen zu lassen, dieses, so wie um zum voraus jene wichtigen Compositionen genau durchsehen und mir allenfalls manches in Partitur setzen zu können, veranlaßt mich um baldige Zusendung der zu rezensirenden Stücke zu bitten. — Erlaubt wird es mir gewiß seyn in diesem Fall den Umfang einer gewöhnlichen Rezension in so fern zu überschreiten, als es das tiefere Eingehen in den Geist der Compos[itionen] und ihres individuellen Charakters nöthig macht. — Noch darf ich nicht unbemerkt lassen, daß ich das Klavier mit einiger Virtuosität spiele, und daher erforderlichen Falls auch größere KlavierCompositionen gründlich zu beurtheilen im Stande seyn würde. — Sollte E[ine] Hochverehrte Redaktion der Musikalischen] Zeit[ung] wohl geneigt seyn in einiger Zeit einen nicht zu langen Aufsatz aufzunehmen, der über die Forderungen, die der Componist an den Dichter einer Oper mit Recht macht, sprechen würde? Manches über die jetzige ausgeartete Form der Oper so wie über die Bedingnisse des wahren OpernSujets und die Behandlung desselben von Seiten des Dichters und des Comp[onisten] würde darinn vorkommen; ich erbitte mir gütige Antwort darüber.[1])

Mit der innigsten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn
E[iner] HochVerEhrten Redaktion

ergebenster
Hoffmann."

Allerdings sollte Rochlitzens Absicht zum Teil durchkreuzt werden. Härtel teilte ihm gleich nach dem Einlaufen von Hoffmanns Brief (auf dessen zweitem Blatte) mit:

„NB. Hr. Fischer in Erfurt[2]) meldet mir soeben daß er mit der Recens[ion] der Sinfonie pastorale von Beethoven beschäftigt ist und sie bald einzusenden gedenkt.[3])

H.

[1]) Schon am 25. Mai (s. u. III 1) hatte Hoffmann diesen Plan. Einstweilen wurde nichts aus einer zusammenhängenden Darlegung seiner Ideen darüber; immerhin hat er die wichtigsten Punkte dann 1810 in der Rezension von Weigls ‚Waisenhaus‘ (s. u. unter B) ausgesprochen. Erst im Herbst 1813 brachte er seine Absicht in dem „längst versprochenen" Dialog ‚Der Dichter und der Componist‘ zur Ausführung (s. u. Nr. 50 mit Note 3).

[2]) Michael Gotthard Fischer aus Albach bei Erfurt, † in Erfurt 12. Januar 1829, seit 1790 Konzertmeister und Organist daselbst und Dirigent der Winterkonzerte. Allg. D. Biographie 7, 80 f.

[3]) Fischers brave Rezension erschien 17. Januar 1810.

[Diese Unterschrift dann gestrichen und dafür der Zusatz:]
Wenn an Hrn. Hoffmann vielleicht die 5te Sinf[onie] von B[eethoven] in Partitur und Stimmen geschickt wird, wäre es vielleicht gut sie ihm auch zugleich für 4 Hände arrangirt zu schicken.

H."

Merkwürdigerweise sandte Rochlitz trotzdem die Pastoralsymphonie an Hoffmann (s. Nr. 22), den Klavierauszug der 5. Symphonie aber nicht, sodaß es darüber noch unnütze Schreiberei gab (s. Mh 12 f.).

16. Fürs erste gab Rochlitz Hoffmann wieder eine Reihe von kleineren Aufträgen, die dieser aber nicht gleich ausführen konnte; er schreibt darüber 23. September an Härtel (Mh 8):

„Durch eine anhaltende Kränklichkeit, die jezt erst nachläßt und mich in allem sehr zurückgesezt hat, bin ich abgehalten worden, die Wünsche der Redaktion der Musik[alischen] Zeitung so bald als ich es wollte zu erfüllen; dies bitte ich ihr mit dem Zusatze zu sagen, daß ich nun bald auf einander die gewünschten Arbeiten einliefern werde."

Das Honorar, das er bei dem Schluß des Jahrgangs der A. M. Z. am 1. Oktober von der Redaktion zu beanspruchen hat, will er von den 17 Thalern abziehen, die er als Händler der Verlagshandlung zu zahlen hat; er bittet also Härtel, ihm die Höhe jenes Honorares mitzuteilen.

Nachdem der Direktor Cuno gescheitert, versuchte Graf Soden zum zweiten Male — vom 17. September ab — das Theater selber zu leiten. Am 11. Oktober ließ er sein Melodram ‚Dirna' mit Musik von Hoffmann spielen. Er oder ein anderer Bamberger sandte bald darauf eine kleine Lobrede auf Hoffmann, und zwar auf den Komponisten, den Lehrer und den Menschen, an Rochlitz; speziell wird darin auf die ‚Dirna' und ihren Erfolg eingegangen. Rochlitz druckte die Notiz am 13. Dezember (XII 172 f.).

17. Inzwischen, am 2. Dezember, hatte Hoffmann wieder einen Geschäftsbrief an Härtel geschrieben (Mh 9); er berichtet darin, daß er 6 Gulden 18 Kreuzer an Härtels Bamberger Kommissionär gezahlt habe. Es scheint also, daß ihm für den ‚Ritter Gluck' und die bis Ende September gelieferten Rezensionen 10 Gulden 42 Kreuzer gut geschrieben sind.

1810

18. Anfang März zeigte es sich, daß Soden das Theater nicht halten konnte; um dieselbe Zeit erfuhr Hoffmann, daß Joseph Seconda eine Operngesellschaft gründete, die im Winter in Leipzig (und zwischendurch als Sommertruppe auf dem Linkeschen Bade bei Dresden) spielen sollte. Er bat also am 8. März Rochlitz in einem Privatbriefe, ihn dem Unternehmen als Musikdirektor zu empfehlen: er lebe in Bamberg lediglich von schlecht bezahltem Musikunterricht, „und Sie können denken, wie dies mühsame Geschäft, das ich, um leben zu können, den ganzen Tag über treiben muß, mich für jede höhere Arbeit abstumpft." (Holtei.)

Der Brief kam aber zu spät, da Seconda bereits den trefflichen Friedrich Schneider engagirt hatte; Rochlitz konnte seine Empfehlung erst geltend machen, als dieser drei Jahre darauf Seconda verließ (s. u. Nr. 40). Hoffmann schilderte seine Lage als „musikalischer Schulmeister" dann mit bitterer Ironie in seinem berühmten Aufsatz: ‚Des Kapellmeisters Johannes Kreisler musikalische Leiden'[1]).

[1]) s. unten Note 5 zu IV 1.

19. Der nächste Brief an Härtel, eine Woche nach diesem, (Mh 10) ist rein geschäftlich. — Rochlitz scheint Hoffmann dann zum Troste für das entgangene Amt eine größere Reihe von Rezensionen aufgetragen zu haben, darunter die von den Klavierauszügen von Paers „Sophonisbe“ (s. Nr. 21 Schluß und Nr. 22 Schluß) und von Weigl's „Waisenhaus“ (s. Nr. 22 Anfang; weitere s. unten unter B). Hoffmann schreibt Härteln am 30. Mai (Mh 12): „Die Redaktion hat mir so viele Aufträge gemacht, daß ihre Ausführung mehrere Bogen füllen wird.“

20. Bald sollte sich auch Hoffmanns Lage in Bamberg selbst zum besseren wenden. In Bamberg bildete sich eine Aktiengesellschaft unter Leitung des Medizinaldirektors Dr. Marcus, die an Sodens Stelle das Theater weiterführen wollte. Nun gastierte gerade Hoffmanns alter Freund Holbein mit seiner Freundin Marie Renner als Schauspieler in Nürnberg; Marcus forderte das Paar — vielleicht auf Hoffmanns Veranlassung — zu einem Gastspiel auf, und der Einladung wurde entsprochen. Holbein, der inzwischen auch ein erfolgreicher Theaterdichter und Librettist geworden, versuchte bei der Gelegenheit durch Hoffmanns Vermittlung bei Härtel ein Rührstück anzubringen, das von keinem geringeren als von Peter Winter komponirt worden war. Hoffmann erwies in der Tat unterm 28. März dem ehemaligen Fontano diesen Liebesdienst; er will, schreibt er, nächstens der Redaktion der A. M. Z. näheres über das Werk mitteilen und bittet um baldigen Bescheid, da Holbein nur noch vierzehn Tage bleibe und er ihm gern noch mündlich den Erfolg berichten wolle (Mh 11).

21. Zwei Tage darauf, 30. März, gab Soden seine letzte Vorstellung; am Tage darauf trat er unentgeltlich alle seine Rechte an die neue Aktiengesellschaft ab. Holbein und die Renner blieben länger als sie gedacht hatten; sie gaben an sechs Abenden des April (4., 6., 8., 11., 13., 24.) kleine Stücke, meist Einakter mit nur zwei Rollen.

Hoffmann schrieb unterdes seine erste große Beethoven-Rezension; er übersendet sie der Redaktion der A. M. Z. mit folgendem Brief:

„Bamberg Zinkenwörth No 50
D. 6 May 1810

Einer Hochverehrten Redakzion der M[usikalischen] Z[eitung] übersende ich in der Anlage die Rezension der fünften Beethovenschen Sinfonie[1]); ihr werden bald mehrere folgen, da ich endlich anhaltend mit Muße arbeiten kann, woran ich zeithero immer verhindert worden bin. —

Holbein (Verfasser des Fridolin pp) hat eine Oper unter dem Ti[tel]: die Blinden, gedichtet und Winter sie komponirt; ich habe das Manuskript gelesen und finde, daß es mit vielem Talent im Geschmack des Waisenhauses geschrieben ist, und seinen Effeckt auf der Bühne kaum verfehlen kann.[2]) Sehr interressant ist es, daß Winter, der bis jezt nur Opern im größern Styl schrieb, durch den Text veranlaßt worden ist, Lieder und

[1]) erschien 4. und 11. Juli.

[2]) Damit spricht Hoffmann indirekt seine Verurteilung des Stückes aus: man vergleiche, wie er über Weigls ‚Waisenhaus‘ urteilt (19. September; s. u. unter B) und später über Holbeins Stück selber und dessen Plagiierung (‚Der Augenarzt‘: s. Seite 41 Note 2), schließlich über beide in dem Dialog ‚Der Dichter und der Komponist‘ (s. Nr. 50 m. Note 3).

überhaupt Gesangstücke von kleinerem Umfange zu schreiben; bey seinem melodiösen Reichthum kann es ihm nicht fehlen etwas vortrefliches zu liefern, und dies vortrefliche wird als sein erstes Product dieser Art neu seyn. E[ine] HochVerehrte Red[aktion] würde mich durch eine vorlaüfige Anzeige dieses Werks die das obige berühren könte (wie es von dem Verfasser selbst, den ich hier gesprochen, gewünscht wird) unendlich verbinden. — Holbein wünscht auch den Debut der Partitur und des Textes an die deutschen Bühnen durch die Handlung oder durch E[ine] H[ochverehrte] Red[aktion] zu betreiben, in wie fern und unter welchen Bedingungen dies thunlich seyn dürfte, darüber bitte ich um gütige Auskunft.

— Sehr angenehm würde es mir seyn, wenn ich nur auf kurze Zeit die Partitur der Pärschen Sofonisba erhalten könte, da ich gern eine gründliche Rez[ension] der Oper liefern und mich überhaupt über Pärsche Musik aussprechen möchte.

Hochachtungsvoll

E[iner] HochVerehrten Red[aktion]

ergebenster

Hoffmann".

In der Tat erschien dann am 30. Mai (XII 559 f) eine Anzeige der Holbein-Winterschen Oper in engem Anschluß an diesen Brief Hoffmanns.

22. Am 30. Mai sandte Hoffmann einige zur Rezension erhaltene Musikalien — die 6. Symphonie, Winters ‚Timoteo' und Weigls ‚Waisenhaus' — zurück. Für die Redaktion der A. M. Z. legte er ein Manuskript bei, offenbar die Rezension des ‚Waisenhauses'[1]); denn die des ‚Timoteo' [wie die der 6. Symphonie] hat er nicht ausgeführt oder doch nicht abgeschickt, da ein anderer ihm zuvorgekommen war.[2]) Er wiederholt seine Bitte um die Partitur der Paerschen ‚Sophonisbe', um den Klavierauszug gründlicher rezensieren zu können. (Mh 12.)

23. Härtel erwidert, daß er die Partitur nicht mehr besäße[3]) (Mh 13).

24. 12. Juli sendet Hoffmann an Härtel abermals Rezensionen zur Weitergabe an die Redaktion (s. unten, unter B); er erwähnt, daß er Cherubini's Messe rezensieren solle[4]) und bittet um das Stück der AMZ, das den ‚Ritter Gluck' enthält, da er diesen nicht mehr im Manuskript besitze (Mh 14).

25. Darauf hören wir ein volles Jahr lang gar nichts von Hoffmanns Beziehungen zur A. M. Z. — nur daß er sich am Schlusse eines Geschäftsbriefes an Härtel vom 16. Dezember als Abonnenten anmeldet[5]) und fragt, wie viel Honorar er sich gutschreiben darf (Mh 15).

[1]) s. u. unter B.

[2]) Die Rezension des ‚Timoteo' war schon 20. Dezember 1809 erschienen, vier Wochen vor Fischers Rezension der 6. Symphonie. Hoffmann hatte also beide Stücke beträchtlich länger behalten als nötig war.

[3]) Hoffmanns Rezension erschien erst 13. März 1811.

[4]) Ist nicht geschehen. 30. Januar 1811 brachte die A. M. Z. eine kurze Anzeige des Klavierauszuges (XIII 91 f.) und 20. November eine ausführliche Rezension der Partitur von „einem der achtungswürdigsten Künstler und Kunstkenner in Paris" (781/89).

[5]) Anscheinend ist aber nichts aus dem Abonnement geworden; im nächsten Briefe ist Hoffmann sich nicht sicher darüber, ob der Jahrg. 1811 etwas von ihm enthält oder nicht

In dieser Zeit begann Holbeins ruhmvolle Leitung des Bamberger Theaters. Am 24. Juni 1810 hatte er sich der Aktiengesellschaft verpflichtet, am 1. Oktober eröffnete er die Bühne mit der ‚Minna von Barnhelm'; am 28. Dez. debutierte der Tenorist Karl Bader († 1870 im kgl. Schlosse zu Berlin); am 18. Januar 1811 spielte Leo den Hamlet; am 13. Juni war die erste Aufführung der ‚Andacht zum Kreuze'.

1811

26. Hoffmann, der besonders an der Vorbereitung der Calderonschen Stücke beteiligt war, ließ darüber die A. M. Z. ein wenig aus den Augen. Im Juli 1811 verreiste er, und bei der Rückkehr fand er Mahnbriefe von Härtel und Rochlitz vor. Er antwortet beiden am 2. August. Härteln verspricht er, seine Geschäftsschuld durch Mitarbeit an der A. M. Z. abzutragen: „Irre ich nicht, so müssen, unerachtet ich seit langer Zeit nichts einsandte, auch in diesem Jahrgange einige Aufsätze von mir enthalten seyn; noch in diesem Monathe liefere ich indessen, so wie es die Red. wünscht, noch Aufsätze" ... (Mh 16).

27. Der Redaktion antwortet er:

„Bamberg D. 2t Aug: 1811.

Einer HochVerehrten Redaktion der M[usikalischen] Z[eitung] leztes Schreiben finde ich bey meiner Rückehr nach Bamberg vor und beeile mich es zu beantworten. — Recht sehr schmerzt es mich, daß überhaüfte größtentheils sehr undankbare TheaterGeschäffte mich bis jezt ganz abhielten fü rdie Musikalische Zeitung die gewünschten Auffsätze zu liefern, in diesem Augenblick bin ich aber freyer geworden und es ist mein sehnlichster Wunsch noch ferner Mitarbeiter des mir so werthen Instituts zu bleiben. — Ich bitte um gütige Anweisung, ob ich noch die Rezensionen der Beethovenschen Trios op. 72, 73, so wie der Sinfonie No 4 einsenden soll oder ob es schon zu spät ist?[1]) — Lezternfalls bitte ich mich mit neuen Aufträgen zu beehren, die ich ungesaümt erfüllen werde, da ich vorzüglich deshalb und um mir überhaupt zu dankbarern Arbeiten mehr Muße zu verschaffen mit dem Unternehmer des hiesigen Theaters, Hrn. v. Holbein, den 1ten d. M. ein anderes Abkommen getroffen habe.[2]) Mit ausgezeichneter Hochachtung

E[iner] HochVerehrten Red[aktion]

ergebenster

Hoffmann".

Dann hören wir wieder ein Jahr lang nichts; da Hoffmann den Musikalienvertrieb aufgibt, so hat er auch zunächst keinen Anlaß, an Härtel zu schreiben.

Vorläufig gab es, trotz der Versicherung an Rochlitz, viel am Theater zu tun: am 11. August wurde der ‚Standhafte Prinz' gegeben, 1. September das ‚Käthchen von Heilbronn' und 29. September die ‚Brücke

[1]) Diese Trios und die 4. Symphonie sind in der A. M. Z. überhaupt nicht rezensiert.

[2]) Er ließ sich, laut nachträglicher Notiz im Tgb. für 1812, als Theater-Architekt mit 50 Gulden monatlichem Gehalt anstellen.

von Mantible'. Im Oktober schrieb die Aktiengesellschaft dann ein neues Abonnement für die vier Monate November 1811 bis Februar 1812 aus, und am 27. Februar 1812 gab Holbein seine 241. und letzte Vorstellung, um nunmehr nach Würzburg überzusiedeln.

1812

28—30. Für die zweite Hälfte des Jahres 1812 erhalten wir wenigstens aus Hoffmanns Tagebuch einige Kunde über seinen Verkehr mit Leipzig. Am 29. Juli, demselben Tage, wo ‚Kreislers Gedanken über den hohen Werth der Musik' erschienen (s. unten unter II) erhielt er einen „angenehmen Brief aus Leipzig"; am 5. August packt er Noten aus; am 19. kommt abermals ein „Packet zum rezensiren".

31 f. Am 14. September läuft ein Brief von Härtel ein mit dem Antrag, die Violinschule von Rode, Kreutzer und Baillot zu übersetzen; Hoffmann nimmt an, und am 9. November kommt der definitive Auftrag.

33 f. Am 14. November kommt wieder ein Packet recensenda von der Redaktion: „Beethovens Messe pp"; am 12. Dezember schreibt er wegen des Honorars.

1813

35 f. Am 8. oder 9. Januar kommen 65 rth[1]); am selben Tage schickt Hoffmann die fertig gewordene Violinschule ab. „Ein flüchtiger Blick wird Sie überzeugen, daß meine Uebersetzung ganz von der älteren deutschen Ausgabe abweicht, die im Ausdruck zwar nicht übel aber ziemlich weitschweifig ist. Ich habe mich der größten Prezision beflissen und manche Definition zum Theil hinzugefügt zum Theil schärfer auszudrücken mich bemüht." Mit dem vorschußweise empfangenen Honorar erklärt er sich befriedigt. „Nächstens erhalten Ew. Wohlgebohren wieder ein paar Rezensionen für die Musikalische Zeitung." (Km 1813, 1.)

37 f. Der nächste Brief an Härtel, vom 27. Januar, (Km 1813, 2) ist unwichtig, desto wichtiger aber der 6 Tage darauf an die Redaktion gerichtete. Er begleitete die Rezension der Beethovenschen Trios op. 70 und den Aufsatz ‚Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen.'

„Bamberg den 2t Februar 1813.

E[iner] HochVerehrten Redaktion d[er] M[usikalischen] Z[eitung] leztes Schreiben hat mich auf das innigste erfreut und zu neuen litterarisch musikalischen Arbeiten ermuthiget. — Schon fürchtete ich ganz wider meinen Willen von der Art wie E[ine]; H[och]V[erehrte] R[edaktion] die Rezensionen wünscht abgekommen zu seyn, da ich manche meiner Aufsätze (Pustkuchens ChoralBuch, AugenArzt) nicht abgedruckt fand[2]), welches mich um so mehr

---

[1]) So in Hoffmanns Brief, der den Empfang bestätigt. Das Tagebuch spricht nur von 36 rth; vermutlich sollten die übrigen 29 der Gattin verborgen bleiben.

[2]) Die A. M. Z. hatte im Dezember geistreiche und gut geschriebene Rezensionen über beide Erscheinungen gebracht: über Pustkuchens Choralbuch am 2. und über Gyrowetzens ‚Augenarzt' am 30. Beide Aufsätze weisen nicht nur in der Tendenz (die ja auch andere so gehabt haben werden), sondern auch im Stil entschieden auf Hoffmann; insbesondere gilt von ihnen, was Hoffmann oben sagt, daß aus dem zufällig vorliegenden Einzelfall allgemeine Grundsätze abgeleitet werden und so die Rezension zur Abhandlung erhoben wird. Man wird also annehmen müssen, daß die Versendung der Dezemberstücke sich um einige Wochen verzögert hatte, sodaß Hoffmann sie erst im Laufe des Februar zu Gesicht bekam.

beunruhigte als ich jeder Rezension auch durch das Aufstellen genereller Prinzipe das allgemeinere Interresse einer Musik[alischen] Abhandlung zu geben suche, indessen bin ich durch die in dem lezten Schreiben enthaltene schmeichelhafte Äüßerungen ganz beruhigt und bitte nur recht sehr jeden vielleicht unverschuldet begangenen Verstoß in jenen zurückgehaltenen Sachen zu rügen. — Ich lege die Rezension der Beethovenschen Trios op:70 bey, die etwas lang gerathen ist, indessen dem herrlichen Classischen Meister und dem würdigen Gegenstande glaubte ich es schuldig zu seyn, mich recht ausführlich über das Werk zu verbreiten und auch zur völligen Ueberficht und zum Studium des Kenners die Beyspiele da, wo sie zur Verständlichkeit nöthig waren, nicht zu sparen; daß E[ine] H[och]V[erehrte] Red[aktion] der Beurtheilung eines solchen klassischen Werks unseres größten Instrumental-Componisten einen Platz gönnen wird, bin ich fest überzeugt[1]). — Noch füge ich einen kleinen Aufsatz: Don Juan pp bey, von dem ich in der That nicht weiß, ob E[ine] H[och]V[erehrte] Red[aktion] ihn der Aufnahme in die Zeitung würdig finden wird oder nicht? — Mir scheint, als wenn über die Darstellung des Don Juan manches Neue gesagt worden und als wenn der „reisende Enthusiast" die Ueberspannung und die darinn herrschende Geisterseherey entschuldigen könne, weshalb ich denn wohl die Aufnahme wünschte, indessen ergebe ich mich ganz dem gütigen Urtheil E[iner] H[och]V[erehrten] R[edaktion] und bitte nur um gütige Rücksendung des einzigen Manuskripts falls der Abdruck nicht sollte erfolgen können[2]). — Ich komme jezt zu einer Bitte, die mir der würklich bis auf's Höchste gestiegene Druck der Zeit abnöthigt — Meine ganze Einnahme beschränkt sich jezt auf die Revenuen eines kleinen Vermögens, das in meiner Vaterstadt Königsberg in Preußen aussteht; die Saumseeligkeit meines dortigen Geschäftsträgers, der mir schon im November eine Remesse machen sollte und damit bis in den Jan[ua]r zögerte, hat mich nun in die größte Verlegenheit gestürzt, da nunmehr aller Briefwechsel unterbrochen ist und ich die Remesse nicht mehr erhalten kan! — Meine einzige Zuflucht sind jezt meine litterarische Arbeiten, und da die Breitkopf und Härtelsche Handlung mir schon für ein kleines Werk ein Honorar übersendet, welches für die augenblicklichen Bedürfnisse hinreichte, darf ich E[ine] HochV[erehrte] Red[aktion] nur bitten mir wo möglich auf Abschlag meiner gelieferten und noch zu liefernden Arbeiten den kleinen Vorschuß von 25 rth sächs. gütigst bald zu übermachen. Ich werde dann im Stande seyn wenigstens bis Mitte März ohne die drückendsten Nahrungssorgen zu existiren und diese Zeit gar gern einem Institut ausschließlich[3]) widmen, das so das Gute in der Kunst will und befördert. Ich gedenke nun mit Eifer an die mir im lezten gütigen Schreiben gegebenen Aufgaben zu gehen. —

[1]) Die Rezension erschien 3. März.
[2]) Erschien 31. März.
[3]) Eingeschoben.

Mitte oder Ende März gehe ich nach Würzburg[1]) indem ich dort die Stelle eines MusikDirekt[ors] und TheaterCompositeur[s] bekleiden werde. Da ich aber nicht allein stehe, sondern von Rieth unterstüzt werde, bleibt mir Zeit genug zu litter[arischen] Arbeiten übrig; ich bitte daher E[ine] H[och]V[erehrte] Redaktion mir fernerhin das gütige Zutrauen zu gönnen, das ich zu verdienen mich immer bestreben werde. Auf das inständigste bitte ich um baldige Antwort und habe die Ehre mit der vorzüglichsten Hochachtung zu seyn

E[iner] HochVerehrten Redaktion

ergebenster

Hoffmann."

39. Härtel bemerkt am Rande dieses Briefes zu der Bitte um Vorschuß: „werde ich ihm schicken

H."

und in der Tat empfing Hoffmann laut Tagebuch am 17. die erbetenen 25 Taler mit einem „angenehmen Brief".

40. In dieser Zeit legte Friedrich Schneider sein Amt bei Seconda nieder, um Organist an der Leipziger Thomaskirche zu werden; Rochlitz[2]) und Härtel[3]) empfahlen Seconda, nunmehr Hoffmann die vor drei Jahren nachgesuchte Stelle zu übertragen. Seconda schrieb in diesem Sinne; Hoffmann erhielt, laut Tagebuch, den gänzlich unerwarteten Brief am 27. Februar. Er fragte am 3. März bei Rochlitz an, ob Seconda zuverlässig sei (Inhaltsangabe in Charavay's Katalog von Bovets Autographensammlung).

41. Am 13. März kommt, laut Tagebuch, Rochlitzens Antwort: Seconda sei beschränkt, doch vertrauenswürdig[4]) und seine Truppe ausgezeichnet.[5]) Hoffmann war also beruhigt, und am 17. März war die Sache perfekt.

42. Am 23. März schickt Hoffmann auf Härtels Wunsch die Originalausgabe der Violinschule und die ältere Uebersetzung zurück. Er dankt bei der Gelegenheit für die Empfehlung an Seconda: seinen früheren Plan, nach Würzburg zu gehen [vgl. Nr. 38 gegen Schluß] habe er „bey den jetzigen KriegsVerhältnissen" schon deswegen aufgegeben, weil Würzburg Festung sei, auch werde Holbein sich dort wohl nicht halten[6]). (Km 1813,3.)

(Dresden und Leipzig)

[Dresden I]

43. Am 21. April tritt Hoffmann die Reise an; am selben Tage teilt Rochlitz seinen Lesern mit, Seconda habe „Hrn. Hoffmann, sonst Kapellmeister in Warschau, dann in Bamberg, zum Musikdirector seiner Gesellschaft

[1]) zu Holbein: s. S. 41 oben.

[2]) S. Hoffmanns Brief an Hitzig vom 1. Dezember 1813 (künftig in meiner Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel S. 171 Mitte).

[3]) S. Nr. 42.

[4]) Vgl. Hoffmanns Brief an Speyer vom 18. Juli 1813 [zuerst bei Hitzig, II 68—83], am Anfang.

[5]) Ebenda, in der Mitte.

[6]) In der Tat wurde er wieder Schauspieler (zunächst, nach einer Gastspielreise, in Karlsruhe); nach dritthalb Jahren sah er als solcher Hoffmann in Berlin wieder (vgl. meinen oben zitierten Aufsatz).

engagirt. Da wir diesen in und außer seiner Kunst so vorzüglich gebildeten, geistreichen und achtungswürdigen Mann näher zu kennen das Vergnügen haben, können wir nicht unterlassen, Hrn. Sec[onda] und seiner Gesellschaft zu dieser Acquisition Glück zu wünschen." (XV 274 f.)

Am 25. April trifft Hoffmann in Dresden ein und erfährt, daß Seconda in Leipzig ist. Er ersucht ihn brieflich um das Reisegeld und einen Vorschuß und bittet Härtel, diesen Brief zu besorgen: Härtel selbst möge ihm 20 Taler auf das nächste Honorar vorschießen. „In diesem Augenblick, oder vielmehr nachdem ich nur zur Ruhe und Besinnung gekommen, endige ich die Rezension der Beethovenschen Messe so wie der Sinfonie von Wilms, und wenn ich nur noch alle mir aufgetragenen Rezensionen beendige, glaube ich Ew. WohlGebohren für die mir gütigst bewilligten, so wie den jetzigen Vorschuß hinlänglich gedeckt." (Km 1813,4; D & L 85.)

44 f. Am 30. April erhält Hoffmann laut Tagebuch statt der erbetenen 20 Taler einen Wechsel auf 70. In seinem Dankbrief dafür vom 1. Mai versichert er, wie sehr er sich auf Härtels und Rochlitzens persönliche Bekanntschaft freut; russische und preußische Autoritäten haben ihm jedoch dringend geraten, die Reise noch etwas zu verschieben. (Km 1813,5; D & L 87 f.)

46. Am 13. Mai sendet er Härteln die Rezension von Brauns und Wilms' Symphonien.[1]) An der Abreise, ebenso an der Rezension von Beethovens Messe haben ihn die Kriegsereignisse gehindert, und er weiß jetzt nicht, ob er überhaupt noch fahren soll oder ob Seconda nach Dresden kommt; er hat deswegen bei Seconda angefragt (Km 1813,6; D & L 91).

47. Vier Tage darauf folgt die Beethoven-Rezension: „Ew. WohlGebohren erhalten in der Anlage die Rezension der Beethovenschen Messe mit der Bitte nicht darüber zu schelten, daß sie etwas lang gerathen und wieder mehrere Beyspiele eingeschaltet sind. Es lag mir wirklich am Herzen mehreres über KirchenMusik zu sagen und nur die zum Verständniß nöthigsten Stellen mußte ich einrücken."[2]) — Seconda hat noch nicht geantwortet. (Km 1813,7; D & L 92.)

[Leipzig I]

48. Nachdem am 19. Mai das Reisegeld gekommen, fuhr Hoffmann den 20. vormittags ab. Der Postwagen schlug kurz vor Meißen um, und Hoffmanns Frau wurde an der Stirn verwundet. Erst am 23. traf das Ehepaar in Leipzig ein.

Hier war der Verkehr mit Härtel und Rochlitz natürlich durchweg ein mündlicher; vgl. darüber die Tagebuchaufzeichnungen unter II. Nur am Tage vor der Rückfahrt nach Dresden, am 23. Juni, schickt Hoffmann eine größere Sendung an Härtel:

„Ew. WohlGebohren

übersende mit dem gehorsamsten Danke, den KlavierAuszug des Figaro nebst Text, so wie die französische ViolinSchule[3]) und die Partitur der Beethovenschen Musik zum Egmont nebst KlavierAuszug der Zwischen-Akte und Gesänge. Die fertig gewordene Rezension letzterer Musik[4]) lege ich mit dem Bemerken bey, daß ich die noch an mir habende Musik,

[1]) Erschien 9. Juni.
[2]) Erschien 16. und 23. Juni.
[3]) War nach Nr. 42 schon am 23. März geschickt!
[4]) Erschien 21. Juli.

welche zum Rezensiren von Ew. WohlGebohren erhalten, nächstens mit meinen übrigen Büchern und Musikalien in einer Kiste von Hrn. Kunz aus Bamberg gesendet erwarte. Sollten daher Ew. WohlGebohren die Beschleunigung irgend einer mir übertragenen Rezension zB. des Bergtschen Oratoriums wünschen, so müßte ich bitten mir das Werk noch einmahl in die Hände zu geben, ich würde dann die Rezension fordersamst fertigen und nebst dem Werk Ihnen zusenden. —"

Dann erbittet er einen Vorschuß von 28—30 Talern, damit nicht seine Frau mit der noch offenen Kopfwunde auf dem von Seconda gemieteten Leiterwagen fahren müsse. „Außer meinem fortwährenden fleißigen Arbeiten an der M[usikalischen] Z[eitung] bitte ich Ew. WohlGeb. mir nur Gelegenheit zu geben[1]) meine Schuld so bald als möglich abzutragen." (Km 1813,8; D & L 97.)

49. Härtel lehnte diesen Vorschuß — den dritten oder vierten im Jahr — begreiflicherweise ab (D & L 98), und Hoffmanns mußten auf den Leiterwagen.

[Dresden II]

50. Darauf ließ Hoffmann gegen fünf Monate lang nichts von sich hören. Erst am 14. November schickt er ein Lebenszeichen:

„Seit meiner Abreise von Leipzig hat mich eine Kette von Unannehmlichkeiten, die zum Theil in den öffentlichen zum Theil in meinen Dienstverhältnissen lagen in eine fortwährende Verstimmung versezt, die mich wirklich zu litterarischen Arbeiten beynahe unfähig machte,[2]) und nur hierinn liegt es, daß ich in den mir für die Musikalische Zeitung übertragenen Arbeiten so saümig war; ich bitte mich deshalb auf das beste zu entschuldigen und ich mag, da mit den veränderten Verhältnissen mir froher Muth und gegründete Hoffnung einer besseren Zukunft gekommen, wohl das Versprechen der Besserung hinzufügen, da ich es jezt in der That halten kann. — Schon in der letzten Zeit gelang es mir einen Aufsatz, den ich längst Hrn. HofRath Rochlitz versprochen, zu endigen; die Einkleidung, welche die Spur der Zeitverhältnisse trägt, und die tröstenden Schlußworte, die ich dem Dichter in den Mund gelegt, dürften wohl ein größeres Interesse gewähren, als wenn ich dem ganzen die Form einer trocknen Abhandlung gegeben. Ich lege ihn überschrieben: der Componist und der Dichter, bey und bitte nicht über die Länge zu schelten, da es mir darum zu thun war manches recht gründlich auszusprechen.[3])

Ew. WohlGebohren bitte ich recht sehr mich recht bald durch ein Paar Worte zu überzeugen, daß Sie mir Ihre so werthe Freundschafft nicht entzogen, und habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu seyn

Ew WohlGebohren

ganz ergebenster

Hoffmann.

---

[1]) Ob Hoffmann dabei an Herstellung von Klavierauszügen dachte oder an Mitarbeit an Härtels Literaturzeitung (s. Nr. 63 m. Note 1) oder an was sonst, läßt sich nicht sagen.

[2]) In der Tat scheint Hoffmann bis dahin in Dresden nur den Schluß des ‚Magnetiseurs' zu Papier gebracht zu haben; der ‚goldene Topf' war einstweilen nur im Kopfe konzipiert. Dagegen hatte er viel an der ‚Undine' komponiert, auch einen Hymnus für die Dreyßigsche Sing-Akademie gesetzt.

[3]) Der Dialog erschien 8. und 15. Dezember.

Um gütige Besorgung des beygelegten Briefchens an Hrn. HofRath Rochlitz bitte ganz gehorsamst." (Km 1813, 9; D & L 110.)

Daß nun auch Härtel sich nicht beeilte, die am Schluß erbetene Freundschaftsversicherung auf die Post zu geben, wird ihm niemand verargen dürfen.

[Leipzig II]

51. Kurz nachdem Secondas Truppe wieder nach Leipzig gegangen, am 11. Dezember, fragte Hoffmann, angeblich durch ein Unwohlsein am Ausgehen verhindert, Härteln brieflich, ob er seinen Dresdener Brief mit dem Manuskript erhalten; er bittet bei der Gelegenheit abermals um 25 Taler Vorschuß. „Schon jezt", fügt er tröstend hinzu, „lieferte ich mehrere Aufsätze, noch zulezt den bedeutenden: der Komponist und der Dichter, und in weniger Zeit erhalten Sie sämtliche noch rückständige Aufsätze so wie auch, so bald meine Bücher und Noten mit der Secondaschen Fracht ankommen, die Musikalien, die ich noch an mir hatte." (Km 1813, 10; D & L 114.)

52f. Härtel bewilligte diesmal 15 Taler und sprach einen (nicht näher ersichtlichen) Wunsch wegen der Rodeschen Violinschule aus; Hoffmann dankt — alles noch am 11. Dezember — und setzt in Eile hinzu:

„Mit dem größten Vergnügen werde ich Rücksichts der ViolinSchule alles nöthige prompt besorgen[1]) und bin ich jeden Nachmittag von 1 Uhr an zu Hause, auch werden Ew. WohlGebohren meinem Versprechen gemäß in diesen Tagen mehrere Aufsätze für die Musikalische Zeitung erhalten um dieselben dann nach Ihrem Belieben einrücken lassen zu können." (Km 1813, 11; D & L 115 f.)

54. Der erste der versprochenen Aufsätze kam zehn Tage darauf, am 21. Dezember:

„Ew. WohlGebohren sende ich in der Anlage die fertig gewordene Rezension des Bergtschen Oratoriums Christus[2]) so wie an Musikalien in beyfolgendem Packet:

1. Bergts Oratorium Christus 2. Abth.
2. Wilms Sinfonie Partitur und Parthien 2 Exemplare
3. Brauns Sinfonie Partitur und Parthien
4. Beethoven Missa Partitur
5. „ EntreActes d'Egmont
6. „ Ouverture d'Egmont pour Pianoforte
7. „ „ „ pour l'Orchestre

. . . Schelten Sie nicht, daß ich nicht schon in voriger Woche jene Rezension zum Druck einsandte, bloß mannigfache Arbeit war daran Schuld, jezt werde ich weniger saümig seyn." (Km 1813, 12; D & L 119.)

Für den Schluß des Monats sind wieder die Tagebücher zu vergleichen.

1814

55. Mit Ende 1813 hören die bisherigen Publikationen auf und wir bringen jetzt eine Reihe von vollständigen Briefen. Hoffmann schreibt 14. Januar 1814 an Härtel:

---

1) Anscheinend begann jetzt erst der Druck: s. u. Nr. 57.

2) Erschien 5. Januar 1814.

„Ew. WohlGebohren hatten die Güte, mir ein Buch liniirtes Partitur-Papier senden zu wollen; indem ich darum, und zwar 1/2 Buch zu 12 Linien und 1/2 B[uch] zu 16 Linien, und zwar mir den mir unbekannten Betrag in Rechnung zu stellen gehorsamst bitte[1]) habe ich mich sehr zu entschuldigen, daß die überhaüften TheaterProben von früh 8 Uhr bis 6, 7, Uhr Abends mich abhielten bis jezt das Unterlegen des Textes der Oper Figaro zu vollenden[2]); heute hoffe ich aber damit fertig zu werden und werde dann mit dem gehorsamsten Danke Text und Partitur Ew. WohlGeb. zurücksenden. Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

Leipzig — ergebenster Diener

Den 14t Jan: 1813 [rect. 1814].[3]) — Hoffmann".

56. Zwei Tage darauf schreibt er (an Härtel oder Rochlitz oder einen Dritten?):

„Ew. WohlGebohren

übersende ich in der Anlage eine Erzählung, die ich unter dem Titel: Die Automate für die M[usikalische] Z[eitung] geschrieben, mit der gehorsamsten Bitte für die Einrückung gütigst zu sorgen. — War ich in dem neulich übersandten Aufsatze vielleicht selbst, wie Milo, in die wunderlichen Seitensprünge der HopsAngloise gerathen,[4]) so habe ich mich in dieser Erzählung wieder treulich in dem ehrbaren MenuettSchritt gehalten, und so wenig auch Anfangs die Automate der M[usikalischen] Z[eitung] zu entsprechen scheinen, so glaube ich doch, daß sie für diese Zeitschrift passen, weil ich Gelegenheit gefunden mich über alles was Automat heißt auszusprechen, und allso auch musikalische Kunstwerke der Art ganz vorzüglich beachte, nebenher auch den musikalischen Ludwig manches über die neuesten Bemühungen der Mechaniker — über die NaturMusik — über den vollkommensten Ton — Harmonika — Harmonichord pp sagen lasse, welches keinen schicklicheren Platz finden kan als eben in der M[usikalischen] Z[eitung]. — Die Länge des Aufsatzes würde wohl dem Einrücken nicht entgegen stehen, da er ja in mehrere Stücke vertheilt werden kan, doch überlasse ich alles Ew. WohlGebohren Ermessen, und bitte nur, falls wider Vermuthen die Erzählung nicht eingerückt werden könte, um baldige gütige Rücksendung des Manuskripts.[5]) — Nur meine so beschränkte Zeit ist daran schuld, daß ich keine Reinschrift besorgt, doch sind wohl

[1]) Der Satz ist infolge zweier Einschiebungen verunglückt.

[2]) Ob fürs Theater oder etwa für einen Klavierauszug, läßt sich nicht erkennen.

[3]) Bereits vom Empfänger korrigiert.

[4]) Die ‚Nachricht von einem gebildeten jungen Mann' [dem Affen Milo] erschien erst 16. März.

[5]) Rochlitz brachte nur einen Teil (etwa die zweite Hälfte) des Fragments am 9. Februar. Vollständig erschien es dann im April in der ‚Zeitung für die elegante Welt'.

selbst die corrigirten Stellen deutlich genug um den Druck nicht zu hindern.
Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. WohlGebohren

Leipzig ganz ergebenster
D. 16t Jan: 1814 Hoffmann

NS. Die Erscheinung am Kurischen Haffe[1]) so wie manches andere in dem Aufsatze ist Reminiszens [!] aus meinem früheren Leben in Ostpreußen."

57. Knapp zwei Wochen später sendet er Härteln die Revision des Anfanges der Violinschule:

„Ew. WohlGebohren übersende ich die mir wahrscheinlich zur lezten Durchsicht zugeschickten beyden ersten Bogen der Violinschule, in denen ich nur ein falsch gesetztes Komma gefunden, und bitte zugleich gehorsamst mir gütigst ein Buch liniirtes NotenPapier a 16 Linien zu senden und in meine Rechnung zu stellen. —

Wahrscheinlich haben Ew. WohlG. schon von Hrn. Hofrath Rochlitz neue Aufsätze von mir erhalten, da ich in diesen Tagen recht fleißig gewesen. — Soeben beschäftigt mich die Reichardtsche Claviersonate[2]) und eine Sonate von unserm wackern F. Schneider.[3])

Hochachtungsvoll

Ew. WohlG.

ergebenster
Hoffmann
29 Jan: 1814."

58. Am 26. Februar überwarf Hoffmann sich bei einer Probe von Cherubini's ‚Fanisca' derartig mit Seconda, daß dieser ihn auf der Stelle entließ.[4]) Um dieselbe Zeit erkrankte Hoffmann schwer an Gicht und Brustrheumatismus. Ende März erschien endlich die Uebersetzung der Violinschule, deren Manuskript Hoffmann im Januar 1813 abgesandt[5]); im April gab ihm Rochlitz einen größeren Auftrag, um den es sich in den nächsten sechs Briefen (bis Nr. 61) handelt.

---

[1]) „Ja, ich habe selbst in früherer Zeit eine ganz ähnliche Naturerscheinung, und zwar in der Nähe des Kurischen Haffes in Ostpreußen erlebt. Es war im tiefen Herbst, als ich mich einige Zeit auf einem dort gelegenen Landgute aufhielt, und in stillen Nächten bei mäßigem Winde deutlich langgehaltene Töne hörte, die bald gleich einer tiefen, gedämpften Orgelpfeife, bald gleich einer vibrirenden, dumpfen Glocke erklangen. Oft konnte ich genau das tiefe F mit der anschlagenden Quinte C unterscheiden, ja oft erklang die kleine Terz des C, Es, so daß der schneidende Septimenakkord in den Tönen der tiefsten Klage meine Brust mit das Innerste durchdringender Wehmuth, ja mit Entsetzen erfüllte." A. M. Z. XVI 100 oben.

[2]) Die Rezension erschien 6. April.

[3]) Hoffmanns Vorgänger bei Seconda: s. o. unter Nr. 18 und 40. — Die Rezension erschien 25. Mai.

[4]) Die beiden besten Sänger der Truppe, Miller und Keller, gingen etwa um dieselbe Zeit: A. M. Z. XVI 272.

[5]) Härtel zeigt sie 2. April in seiner Literaturzeitung (s. Note 1 zu Nr. 63) zu 2 Thalern an.

Hoffmann schreibt Härteln am 15. April:

„Hr. Hofrath Rochlitz hat mir den Anlaß gegeben, für die M[usikalische] Z[eitung] eine vollständige Abhandlung über alte und neue KirchenMusik und über beyder Verhältniß gegen einander zu schreiben, indessen sind mir dazu manche musikalische Hülfsmittel nöthig, die ich vielleicht von Ew. WohlGeb. Güte nach dem Verzeichniß, das Hr. p Rochlitz zu dem Behuf Ew. WohlGeb. gegeben hat, erhalten könte. — Das Requiem von Mozart als die höchste Spitze der neuen Kirch[en]M[usik] besitze ich selbst, dagegen wünschte ich von dem großen Händel wohl außer dem Messias noch das Alexandersfest[1]) zu haben, so wie irgend ein wichtig[es] Werk von Sebastian Bach. Die ganz alten und älteren Ital[iäner] wird Hr. p Rochlitz bezeichnet haben. — So wie die Arbeit, die ich sogleich anfange, vollendet, erhalten Ew. WohlGeb. prompt alle mir gütigst mitgetheilten Sachen zurück. — Im Anschluß remittire ich einige mir mitgetheilte Musikalien, deren Rez[ensionen] theils schon in der M[usikalischen] Z[eitung] enthalten, theils mir deshalb zu rezensiren unmöglich sind, weil mir jede Gelegenheit sie zu hören abgeschnitten. Wollen mir dagegen Ew. WohlGeb. einige der neuesten größeren Gesangwerke im Kirchen oder Kammerstyl zum rez[ensiren] mittheilen, so werde ich jezt, da ich volle Muße habe, die Arbeit prompt fördern.

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

ergebenster

Hoffmann

Den 15 April 1814.

Hiebey

Pixis, Sinfonie[2])	
Ebell, Quatuors[3])	1.16
Kunzen, Ouvert[uren][4])	—.16
Lessel,[5]) Ouvert[ure] 10. [?] rth	1.—
Sterkel,[6]) Ouvert[ure]	1.—
Paer, Ouvert[ure]	1.—
no [?] rth	5. 8."

59. Am 5. Mai:

„Ew. WohlGebohren bitte ich gehorsamst, da ich nun ernstlich über die intendirte Abhandlung für die M[usikalische] Z[eitung] hergehen will,

[1]) Hoffmann hatte zuerst „den Judas" geschrieben.
[2]) Vielleicht die Symphonie à grand orchestre, Op. 5 von Johann Peter Pixis [1788—1874] (bei Förster in Breslau).
[3]) Waren 21. Juli 1813 angezeigt.
[4]) Waren 26. Mai 1813 angezeigt.
[5]) Franz L., 1780—1838.
[6]) nicht zu entscheiden, ob der Abt Johann Franz Xaver St. (1750—1817) oder Joseph Ludwig Lodi genannt St.

mir die in beyfolgendem Catalog angestrichenen Werke gütigst zukommen zu lassen, nach vollendeter Arbeit werde ich sie pünktlich remittiren.

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

Leipzig ergebenster

D. 5 May 1814. Hoffmann".

60. Am Tage darauf sandte Härtel — nach seiner Notiz auf Hoffmanns Brief — das gewünschte. Am 21. Juni schreibt Hoffmann:

„Ew. WohlGebohren bitte ich gehorsamst mir gütigst ein Buch liniirtes Notenpapier zu[1]) 16 Linien zu übersenden und auf Rechnung stellen zu lassen. — Vor wenigen Tagen habe ich wieder einen Aufsatz für die Mus[ikalische] Z[eitung] Hrn. Hofrath Rochlitz gesendet,[2]) ich hoffe, daß er schon in Ew. WohlGebohren Händen ist. Sollten Sie mir im Fach der VokalMusik irgend eine Rezension wieder zuwenden wollen, so würde es mich erfreuen. Der Aufsatz über KirchenMusik naht sich der Vollendung.

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

Leipzig ganz ergebenster

D. 21t Junius 1814. Hoffmann".

61. Am 4. Juli:

„Ew. WohlGeb. hatten die Güte mir noch die Mittheilung eines Fuxschen Kirchenwerks so wie eines teutsch komponirten Orator[iums] von Händel zuzusagen, dürfte ich wohl gehorsamst darum bitten? — Mir schwebt es dunkel vor, als sey das berühmte Miserere von Allegri irgend wo gedruckt oder gestochen erschienen, ist dieses der Fall, und sollte es wohl hier zu haben seyn? —

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGeb.

ergebenster

Hoffmann

D. 4 Jul 1813 [rect. 1814[3])]."

Nach der Notiz auf der Rückseite wurde das Gewünschte am 6. gesandt.

62. Am 11. Juli:

„Ew. WohlGebohren übersende ich in der Anlage den fertig gewordenen Aufsatz über KirchenMusik — es sind nur wenige Blätter,[4]) aber wie mir däucht ist so ziemlich alles nöthige berührt und ein Wort zu seiner Zeit gesprochen — Auch folgen mit dem verbindlichsten Dank die mir gütigst mitgetheilten Musikalien zurück, von denen ich nur noch wenige Tage mir zu erlauben bitte:

[1]) Anscheinend korrigiert aus a [= à].

[2]) Wohl der Aufsatz ‚Ueber einen Ausspruch Sacchinis' (s. S. 64 Note 3).

[3]) In der Ueberschreibung des Empfängers das richtige Jahr.

[4]) Die „wenigen Blätter" beanspruchten immerhin drei Stücke der A. M. Z., nämlich die vom 31. August, 7. und 14. September.

Palestrina, resp[onsoria]
Caldara, morte e sepolt[ura di Cristo]
Leo, Miserere
Scarlatti, Missa
Marcello, Salmi
Fux, Chöre

Zu gleicher Zeit wage ich im Vertrauen auf Ew. WohlGebohren Güte eine Bitte, die mir der Drang der Umstände abnöthigt — Mein saümiger Geschäfftsträger in Königsberg hat unterlassen mir eine eingegangene Geldpost zu senden und mich dadurch in nicht geringe Verlegenheit gesezt, jedoch muß auf mein leztes Monitorium das Geld bestimt spätstens in 3 Wochen eingehen. Ew. WohlGeb. sind der Einzige in dem mir sonst ganz fremd gebliebenen Orte, an den ich mich in dieser Verlegenheit wenden kan, und ich glaube daher keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie gehorsamst bitte mir nur mit der kleinen Summe von 20 rth auszuhelfen, damit ich nicht an den dringendsten Bedürfnissen des Lebens in diesem Augenblick Mangel leide, welches mir um so empfindlicher seyn würde, als [die] mir schon zugestellten Gelder nur durch die Saümniß meines Mandatars aufgehalten werden. Setzen Ew. WohlGeb. mich nur in den Stand meinen Rest baldigst durch Arbeit abzutragen, aber auch die baare Rückzahlung der lezten 20 rth sollte erfolgen, wenn Ew. WohlGeb. es vielleicht wünschen, jedoch giebt es vielleicht recensenda oder andere nöthige oder wünschenswerthe Aufsätze, die ich sogleich vornehmen und abliefern würde. Schlagen Ew. WohlG. mir nicht meine Bitte ab, denn sie ist in der That durch den Drang der Umstände veranlaßt, da ich immer und immer auf den Eingang des Geldes gewartet; wie sehr ich dankbarlichst Ihre Güte erkennen werde, darf ich wohl nicht erst versichern, indem ich nur noch die Bitte am baldige Antwort hinzufüge. Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

Leipzig ganz ergebenster
D. 11t Jul: 1814. Hoffmann".

63. Am 19. Juli:

„Ew. WohlGebohren

würden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie die Gefälligkeit hätten mir auf zwey Tage den neuesten Jahrgang der Musik[alischen] Zeit[ung] mit Einschluß der lezt erschienenen Stücke gütigst mitzutheilen, mit dem größten Dank würde ich das mir mitgetheilte zurücksenden. —

Zugleich nehme ich mir die Erlaubniß über einen litterarisch musikalischen Gegenstand anzufragen. — Der Polygraph Kotzebue hat einen OpernAlmanach ans Tageslicht gefördert, und mich gemahnt es sehr darüber manches zu sagen, was wohl in Zeit und Ordnung taugte,

Ew. WohlGebohren bitte ich daher mich zu bestimmen, ob ich etwa entweder eine förmliche Rezension für die LitteraturZeitung,[1]) oder einen Aufsatz drüber für die Musik[alische] Zeitung liefern dürfte?

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGeb.

Leipzig ergebenster

D. 19 Julius 1814. Hoffmann

So eben fällt mir ein, daß ich Ew. WohlGeb. noch den Zusatz zu meinem Aufsatz über KirchenMusik Rücksichts des Händelschen Orat[oriums] schuldig, dürfte ich wohl gehorsamst bitten mir nur mit kurzen Worten den Hergang der Sache, wie das seltene Werk in Ew. WohlGeb. Hände gekommen, gütigst mitzutheilen, da ich recht genau darüber seyn zu könen wünschte?"

Am 17. August brachte Rochlitz eine ausführliche, durchaus wohlwollende Rezension der ersten beiden Bände der ‚Fantasiestücke', die zu Ostern erschienen waren. Wenn seine Ausführungen auch schwunglos sind und die Vorwürfe wiederholen, die Jean Paul in seiner Vorrede erhebt, so sind sie doch entsprechend maßvoll und im ganzen nicht ungerecht.

64. Inzwischen lieferte Hoffmann den Kotzebue-Aufsatz ab[2]) und machte sich nunmehr daran, die recensenda zu erledigen, die sich inzwischen angehäuft hatten. In der Regel wird er die Arbeiten persönlich abgegeben haben; nur die beiden letzten Rezensionen sandte er am 12. September mit den gesamten Musikalien selbst durch einen Boten:

„Ew. WohlGebohren übersende in der Anlage die beyden Rezensionen der Froehlichschen ClavierComposs[itionen][3]) so wie der Boieldieuschen Oper,[4]) in beyfolgendem Packet aber die mir vor einiger Zeit mitgetheilten Musikalien; alles habe ich nunmehr angezeigt und rezensirt, bis

---

[1]) Härtel gab seit 1812 die ‚Leipziger Litteratur-Zeitung' heraus; seine Söhne ließen sie 1834 eingehen. Ich habe die Monate Januar bis Oktober 1814 durchgesehen. Darin werden nur selten Erzeugnisse der schönen Literatur besprochen, und dann meist ephemere. Ueber diese wird manches geistreiche Wort gesagt, z. B. über zwei Lustspiele eines gewissen Klähr (4. Okt., Sp. 1926 f.); ich habe aber keine Rezension gefunden, die von Hoffmann sein müßte. Am 3. November (Sp. 2142/44) ist der XIII. Jahrg. von Kotzebues Almanach dramatischer Spiele (Leipzig, Hartmann, 1815) angezeigt; auch diese Rezension ist schwerlich von Hoffmann (trotz der auch bei diesem üblichen Form Eil statt Eile, die gegen Schluß vorkommt). — Die Redaktion scheint (nach einer Andeutung Sp. 2033) der Leipziger Ober-Hofgerichts-Rat Dr. Heinrich Blümmer (Goedeke ² VI 437 f.) geführt zu haben.

[2]) Er hatte ihm eine freie (Brief-)Form gegeben; so erschien er in der A. M. Z. vom 26. Oktober und 2. November.

[3]) Zwei Klavierkompositionen des Dr. Joseph Fröhlich [1780—1862, Musiklehrer und Professor der Musiktheorie an der Universität Würzburg, später auch Direktor der Landes-Musikschule daselbst] werden in der A. M. Z. vom 29. November 1815 (XVII 806/08) besprochen. Die Doppelrezension könnte wohl von Hoffmann sein; daß sie aber 14½ Monate liegen geblieben, ist doch unwahrscheinlich.

[4]) ‚Der neue Gutsherr'. Die (leider infolge der politischen Ereignisse chauvinistisch angehauchte) Rezension erschien 5. Oktober.

auf die Dreslerschen Flötenstücke, Webers Siegeslied[1]) und Himmels Räthsel der Zeit, diese drei Sachen sind aber so im höchsten Grade unbedeutend, daß es um den kleinsten Raum in der M[usikalischen] Z[eitung,] den ihre Anzeige eingenommen hätte, Schade gewesen wäre.

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGeb.

Leipzig ergebenster

Den 12 7br: 1814. Hoffmann".

Vierzehn Tage darauf fuhr er ab nach Berlin, wo ihm eine Wiederanstellung im Staatsdienste in Aussicht stand.

(Berlin III)

65. Auf Wunsch der Redaktion der A. M. Z. schrieb Hoffmann in Berlin alsbald einen zusammenhängenden Bericht über das dortige Musikleben und sandte ihn am 10. Dezember an Härtel mit folgendem Begleitbrief, der uns recht sein freundschaftliches Verhältnis zu dem trefflichen Manne zeigt:

„Ew. WohlGebohr. übersende ich in der Anlage mit einem Briefe an die Red[aktion] der M[usikalischen] Z[eitung] einen ziemlich langen Aufsatz über Romberg und Spontini. — Meine Meinung über lezteren wird manchen Widerspruch finden, denn es liegt in der Tendenz der heutigen Compos[itionen,] daß man jenen Tumultuanten in Schutz nimmt, indessen ist es denn doch gut wenn so etwas zur Sprache komt.[2]) — Nächst der Bitte, mir gelegentlich durch Hrn. Hitzigs Commissionair, Hrn. Fleischer[3]), mein Kistchen zu senden, hätte ich noch manches Anliegen auf dem Herzen, dessen Erfüllung mir Ihre Güte und Freundschafft verbürgt. — Apels Metrick,[4]) ein für mich so wichtiges Buch, ist hier noch nicht zu haben, könten Sie mir dieselbe wohl gelegentlich gütigst senden und den Preis auf meine Rechnung stellen. — Ferner werden Sie selbst das unerhörte

---

[1]) ‚Siegeslied der Deutschen' von Karl Alexander Herklots (1759—1830, Ostpreuße und Subalternbeamter am Kammergericht, von Hoffmann später bisweilen zu Lutter & Wegner mitgenommen), für vier Stimmen komponiert von Bernhard Anselm Weber: Berlin, Grobenschütz & Seiler, 1818.

[2]) Erschien 11. Januar unter dem verheißungsvollen Titel ‚Briefe über Tonkunst in Berlin. Erster Brief'. Ein Neudruck des wichtigen Aufsatzes erscheint etwa gleichzeitig hiermit im zweiten Dezember-Heft der ‚Musik'.

[3]) Der bekannte Leipziger Buchhändler Gerhard Fleischer (der ältere).

[4]) Der Leipziger Advokat Dr. jur. Johann August Apel (1771—1816) war bekanntlich gewissermaßen der Leipziger Platzhalter der Dresdener Trias Kind-Laun-Hell; er gab 1810/12 mit Laun zusammen das ‚Gespensterbuch' heraus, dessen 1. Band den später von Kind dramatisierten ‚Freischütz' enthält. Interessanter sind aber seine wissenschaftlichen Bemühungen: in Band X der A. M. Z. (1807/08) hatte er die große Abhandlung ‚Ueber Rhythmus und Metrum' veröffentlicht (drei Abteilungen, deren jede durch vier Stücke der Zeitschrift hindurchgeht); er führt darin die antiken Metren **auf den modernen Musiktakt** zurück, worin ihm später Rudolf Westphal und andere gefolgt sind. Auf Drängen seines Freundes Adolf Wagner brachte er diese Untersuchungen in Buchform; der erste Band erschien 1814, der zweite kurz nach dem Tode des Vf. 1816, beide bei Weygand in Leipzig. — Eine ausführliche Charakteristik des reichen Bürgermeistersohnes und Ratsherrn findet sich in Launs Memoiren (Bunzlau 1837) II 5—27; danach gehörte Rochlitz ebenfalls zu den ständigen Gästen des Hauses (9 unten), und man denkt sich gern auch Hoffmann in dem gastlichen Weinkeller (23 f.).

Unglück eines Tabakrauchers fühlen, wenn er mit verwöhnter Zunge am ganzen Ort kein Blatt finden kan, das ihm nicht Mund und Gaumen zerscheuert? — In der That ist der theuerste Tabak hier mit solch' unausstehlichen Samen zersezt, daß er mich wie Opium betaübt; könte ich wohl durch Ihre Güte auf irgend einem Wege und ohne Furcht den Mauthnern in die Hände zu fallen ein paar Pfund jenes herrlichen Knasters, den ich aus der Kraftschen Handlung a 1 rth 8 ggr das ℔ erkaufte,[1]) erhalten? — Der kleine Vorrath den ich von L[eipzig] mitnahm ist leider schon verraucht, denn von dem süßen Duft angezogen griff alles in meine Dose, und ich hatte wenigstens den Genuß, daß es in der That so roch wie auf dem Reichardtschen Kaffeehause. — Endlich bitte ich recht dringend Hrn. Campagnoli[2]) eine Ouverture von meiner Composition die er noch in Händen hat, abfordern zu lassen und gütigst zu asserviren.[3]) — Verzeihen Sie nur diese ganze Litaney von Bitten, doch ich rechne ganz auf Ihre Freundschafft. —

Noch ist es nicht bestimt ob ich für immer in B[erlin] bleibe, doch glaube ich es beynahe, wenigstens ist es mein Wunsch. — Die Verfügung des Königs, nach der den aus dem ehemahligen Südpreußen verjagten Offizianten die Hälfte ihres Gehalts ausgezahlt bekommen, bringt mir über 3000 rth ein, und ich habe nicht geringe Lust einen Theil dieses so ganz unverhofften Einkommens zu einer recht interressanten Reise zu verwenden, in welchem Fall ich denn auch das Vergnügen hätte Sie persönlich wieder zu sehen.[4])

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

Berlin ganz ergebenster

D. 10 Dezbr: 1814. Hoffmann."

66. Der gleichzeitige Brief an die Redaktion lautet:

„E[iner] HochVerehrten Redaktion wollte ich gleich mit der That beweisen, wie gern ich den mir gütigst gegebenen Auftrag erfülle, daher

[1]) In einem Leipziger Briefe vom Anfang des Jahres (16. Jan., an Kunz) rühmt Hoffmann den „herrlichen, herrlichen Knaster à 1 rth 16 gr."

[2]) Bartolommeo Campagnoli (1751—1827), Violinist, war 1797—1818 Konzertmeister des Gewandhaus-Orchesters. Hoffmann nennt den „gefeierten Namen" schon 18. Juli 1813 in dem Briefe an Speyer.

[3]) = verwahren.

[4]) Leider blieb das Ganze ein schöner Traum. Hoffmann schreibt Hippeln am 12. März 1815, die Zahlung sei ihm „nach der Verfügung der Commission, die ich Dir abschriftlich beilege, rund abgeschlagen worden . . . Ich will mich an den Staatskanzler [Fürsten von Hardenberg] wenden, ihm kurz und bündig meine bestandenen Verhältnisse auseinander setzen und um Bewilligung des rückständigen Gehalts nach den aufgestellten Grundsätzen bitten und bitte Dich recht herzlich, auf irgend eine Art . . . mein Gesuch zu empfehlen." Im nächsten Briefe vom 28. April heißt es dann resigniert: „Von Posttag zu Posttag habe ich gehofft, daß Du Dein gütiges Versprechen erfüllen und mir wegen meiner EntschädigungsAngelegenheit eine Empfehlung an den Staatskanzler schicken würdest, da dies aber bis jezt nicht geschehen ist, fürchte ich beinahe, daß Du vielleicht doch am Ende an dem glücklichen Erfolg gezweifelt haben magst. —" Im darauf folgenden Brief vom 18. Juli ist schon keine Rede mehr von der Sache.

komt die Verspätung meiner Antwort auf das lezt erhaltene Schreiben. AmtsGeschäffte hielten mich nehmlich ab beyliegenden Aufsatz zu endigen, der, ist auch die Veranlassung dazu längst vorüber, doch wohl noch von Interresse seyn möchte, weil er sich im Allgemeinen über den Charakter des Rombergschen Spiels so wie Spontinischer Musik ausspricht, und ich auch beylaüfig mich bemüht habe den Unterschied zwischen Styl und Manier in der Musik klar anzudeuten.

Von Zeit zu Zeit werde ich bemüht seyn E[iner] hochverehrten Redaktion manchen Aufsatz über hiesige Musik[alische] Darstellungen nach der angegebenen Weise mitzutheilen.

Hochachtungsvoll

E[iner] HochVerehrten Redaktion

Berlin — ganz ergebenster

Französische Straße No 28 — Der RegierungsRath[1]) Hoffmann".

Den 10 Dezbr: 1814.

1815

67 f. Laut Tagebuch erhielt Hoffmann am 17. Januar 1815 einen „angenehmen Brief der Redaktion der Mus[ikalischen] Z[eitung]" und am 18. einen „Brief von Haertel aus Leipzig"; der letztere war (nach Härtels Notiz auf Nr. 65) am 14. abgegangen.

69. Dieses ganze Jahr hindurch lebte Hoffmann in peinlicher Ungewißheit. Die definitive Anstellung im Staatsdienst ließ auf sich warten, und die Aufführung der ‚Undine' ließ ebenso auf sich warten. So fand er auch keine rechte Lust zum Schreiben.

Einstweilen arbeitete er diätarisch am Kammergericht; während der Gerichtsferien im Juli wurde er dann vorübergehend als Expedient im Justizministerium beschäftigt, und er erwartete bestimmt, diese subalterne, aber unverantwortliche und nicht eben anstrengende Stellung für die Dauer zu erhalten. Noch im Oktober lebte er in dieser Hoffnung; er schreibt am 5. an die Redaktion der A. M. Z.:

„Berlin Taubenstraße No 31.
D. 5 Oktober 1815.

Nicht genug kann ich mich bey E[iner] HochVerehrten Redaktion meiner anscheinend unverzeylichen Saumseeligkeit halber entschuldigen. Immer hoffte ich thätig beweisen zu können, wie sehr es mir am Herzen liegt an einem solchen hochgeachteten Institut fortwährend Theil zu nehmen, aber immer mehrte sich der Andrang der DienstGeschäffte, so daß es mir unmöglich wurde mit gehöriger Muße und Anstrengung für die M[usikalische] Z[eitung] etwas auszuarbeiten; mittelmäßiges oder flüchtiges mochte ich nicht liefern. Jezt endlich, nachdem das Bureau des JustizMinisters vergrößert ist, wird mir Muße, und die Anwesenheit der Milder, die in

[1]) Hoffmann nahm bis zu seiner definitiven Wiederanstellung diesen jetzt freilich antiquierten Titel (= Rat an der Regierung, d. h. dem Obergericht, zu Warschau) wieder auf.

Sieben Wochen darauf, 28. April, erschien eine lobende kurze Anzeige von Hoffmanns ‚Sechs italienischen Duettinen' (XXI 291 f.).

Aber Hoffmann ließ nichts wieder von sich hören. Der alte Berliner, der die fixe Idee hat, Gluck zu sein, war der Held seines ersten Beitrages zur A. M. Z. gewesen; der alte Berliner, der die fixe Idee hat, der letzte große Violinspieler zu sein, blieb der Held des letzten Beitrages. Für Zahlenmystiker — und wer wäre das nicht ein bißchen — mag noch auf den Zufall hingewiesen sein, daß jener erste Beitrag am 12. Januar 1809, dieser letzte am 12. Januar 1819 auf die Post gegeben wurde. — Die A. M. Z. hat dann nur noch in einem Saisonbericht ihres Prager Korrespondenten 13. Juni 1821 (XXIII 419) pflichtgemäß festgestellt, daß die ‚Undine' dort „total mißfallen" hat.

Anhang: Nach Hoffmanns Tode 1822—1825

Von Hoffmanns Tode am 25. Juni 1822 gab der Berliner Korrespondent der A. M. Z. erst im September Kunde (datiert vom 3., erschienen 25.; XXIV 636); er fordert Hoffmanns Warschauer Freunde Mosqua und Hitzig auf, sichere Nachrichten über dessen Jugend zu geben. Statt dessen gab dann im übernächsten Stück (9. Okt., 661/70) Rochlitz einen Nekrolog, der schwerlich seines Gleichen hat an „Freiheit" der Behandlung. Danach hat er von Hoffmann zuerst gehört [1805] durch dessen ersten Brief an ihn [1807]; er habe ihm darauf „sogleich" geraten [in Wirklichkeit: 1809 gestattet], für die A. M. Z. zu schreiben und zwar 1) eine Erzählung von einem älteren Musiker, der in seiner Kunst „verworren und launenhaft, aber groß und kühn" sein und die fixe Idee habe, „er sey Mozart oder Händel [oder Gluck] oder solch ein Heros", 2) eine Rezension von Beethovens 5. Symphonie. Richtig sei zehn Tage darauf — nicht der ‚Ritter Gluck', an den unser Konfusionsrat offenbar eben dachte, sondern — ‚Kreislers Leiden'[1]) [1810] und die erste Beethoven-Rezension [1810] in Leipzig eingelaufen. 1812 sei Hoffmann dann nach Dresden gekommen, während der Völkerschlacht 1813 aber in Leipzig gewesen, wo ihn Rochlitz kurz nach der Schlacht besucht habe usw. usw. — Man glaubt in einen Hexenkessel zu sehen. Aber an diese Darstellung ist überall wie ans Evangelium geglaubt worden,[2]) bis 1899 Grisebach den Bann brach[3]).

Im Bericht über den Dezember 1822 beschreibt der Berliner Korrespondent das Grabdenkmal Hoffmanns (22. Jan. 1823, XXV 56 f.)

Ostern 1825 gab Rochlitz eine vermehrte, aber nicht verbesserte Fassung seines Aufsatzes im zweiten Bande seiner Sammlung ‚Für Freunde der Tonkunst' (2. Auflage 1830); die A. M. Z. brachte 29. Juni überflüssiger Weise, anstatt auf den ersten Druck zu verweisen, aus diesem Neudruck wieder einen Auszug (XXVII 434/36).

---

[1]) Daß weder die Figur des falschen Gluck noch die des Kreisler irgendwie von Rochlitz angeregt sind, braucht wohl nicht erst näher ausgeführt zu werden.

[2]) In den Literaturgeschichten (soweit sie Hoffmann ernst nehmen) so gut wie in den allgemeinen, den Dichter- und den Musiker-Lexicis Deutschlands, Frankreichs und Englands; in jedem größeren Bibliotheks-Lesesaal kann man die Probe darauf machen.

[3]) Seltsam! auch jetzt noch steht mancher unter der Nachwirkung dieser Hypnose und zitiert — wenn auch unter Protest — Rochlitzens Tiraden spaltenlang weiter, statt sich an die offen daliegenden Tatsachen zu halten.

II. Aus den Tagebüchern.

Hoffmanns Tagebücher für 1812, 1813 und 1815 liegen uns im Original vor. Die Jahrgänge 1809 und 1814 haben Hitzig vorgelegen; er gibt Auszüge daraus im zweiten Bande seiner Kompilation ‚Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß' (Berlin 1823).

Nach dem 3. März 1815 hat Hoffmann nicht mehr Tagebuch geführt. Ob, resp. in welchem Umfange er es 1810 und 1811 getan, läßt sich nicht feststellen; jedenfalls gewährt Hitzigs Buch für diese Jahre keine Mitteilungen über Hoffmanns Mitarbeit an der A. M. Z.

Wir geben in diesem und dem folgenden Abschnitt alle Stellen

1. über Hoffmanns Arbeiten für Breitkopf & Härtel (jedoch nicht über die Sendungen und die Korrespondenz, um nicht vorher gesagtes zu wiederholen) und
2. über seinen persönlichen Verkehr mit Härtel und Rochlitz in Leipzig.

(Bamberg)

1809

Hoffmann rezensiert

1. Witt's Symphonien („Opus 1. dieser Art; es ging besser als ich gedacht hatte"),
2. Fioravanti's Virtuosi ambulanti,[1])
3. Rombergs Pater noster,[2])
4. Pustkuchens Choräle.[3])

[Den ‚Ritter Gluck' erwähnt Hitzig nicht; vermutlich hat Hoffmann erst nach dessen Erscheinen angefangen Tagebuch zu führen.]

1812

Juni 20 N. M. Aufsatz gemacht: Johann Kreislers Gedanken über den hohen Werth der Musik[4]) — Abends ... Kunz — Vorgelesen

28 [Auf der Altenburg] sehr fleißig an der Partitur der Overtura zum Coriolan von Beethoven gearbeitet behufs der Rezension

30 [ebenda] Rezension der Ouverture zu Coriolan[5])

Juli 3 Gegen Abend bey Rothenhans großer Thee — wüthender Kopfschmerz von gestern — doch gut gestimmt — Trio von Beethoven — Ideen über das Wesen der Musik geaüßert die keinen Eingang fanden

Sept. 4 V. M. zu Hause geblieben und gearbeitet: Rezension der Mehulschen Chasse — gut gemacht[6])

10 [V. M.] zu Hause gearbeitet an der Rezension des Beethovenschen Trios

---

[1]) Erschien 27. Dezember 1809.

[2]) Erschien 3. Januar 1810.

[3]) Der Sachverhalt ist hier nicht klar. Das ‚Choralbuch' und die ‚Anleitung' des Detmolder Kantors und Organisten Anton Heinrich Pustkuchen (1761—1830) tragen beide die Jahreszahl 1810, waren also vielleicht schon Ende 1809 erschienen. In der A. M. Z. rezensiert sind sie aber erst 2. Dezember 1812 (s. S. 41 unten mit Note 2).

[4]) Erschienen 29. Juli; Rochlitz verballhornte „Gedanken" in „Dissertatiuncula", korrigierte das aber — wohl auf Hoffmanns Reklamation — im Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs.

[5]) Erschien 5. August.

[6]) Erschien 11. November.

Sept. 11 V. M. mit Glück an der Rez[ension] gearbeitet

16 V. M. zu Hause gearbeitet — Rez[ension] des Trio No 1 fertig gemacht

18 N. M. gearbeitet

19 V. M. und N. M. fleißig und con amore an meinem Aufsatz für den projekt[irten] TheaterAlmanach [1]) gearbeitet

20 V. M. arbeiten wollen — es ging aber nicht

22 Abends bey Kunz ... meinen Aufsatz über Don Juan Stellenweise vorgelesen und gefunden daß er gut ist

24 Den ganzen Tag gearbeitet und den Don Juan vollendet

Dec. 26 V. M. Uebersetzung der Violinschule aus dem Französischen mit Glück angefangen; fleißig gearbeitet

27 V. M. an der Ueb[er]setzung gearbeitet

28 Zu Hause gearbeitet an der Uebers[etzung]

29 N. M. zu Hause gearbeitet

30 sehr fleißig an der Uebersetzung gearbeitet

1813

Jan. 2 fleißig gearbeitet an der Uebersetzung

3 dito

4 dito

8 Die Abschrift der Uebersetzung geendigt

31 V. M. gearbeitet an der Rez[ension] der Beethov[enschen] Trios N. M. dito

Febr. 1 an der Rez[ension] der Beeth[ovenschen] Trios fleißig gearbeitet

2 Zu Hause und gearbeitet wie am 1t mit Glück

(Dresden und Leipzig)

[Dresden I]

Mai 11 leider bin noch immer nicht im Stande etwas Zusammenhängendes zu arbeiten

12 früh an der Rezension der Braunschen und Wilmsschen Sinfonie gearbeitet

13 Zum erstenmahl wieder fleißig an der Rez[ension] der Wilm[s]schen Sinfonie gearbeitet und dieselbe glücklich beendigt

14 Die Rez[ension] abgeschrieben

15 Die Rez[ension] der Beethovenschen Messe angefangen

17 Den ganzen Tag zu Hause und die Rez[ension] der Beethovenschen Messe beendigt und abgeschrieben

[Leipzig I]

24 [bei] Haertel [und] Rochlitz; sehr freundschaftlich und höflich empfangen

26 Abends bey Rochlitz — etwas steif — sonst angenehm

31 Vor[mittags] ... mit der Frau bey ... Rochlitz

Juni 2 Mittags bey Rochlitz mit der Frau zum Essen — sich so ziemlich amusirt, jedoch un poco steif —

---

[1]) der berühmten Schilderung der Bamberger Aufführung des ‚Don Juan' mit Holbein in der Titelrolle; s. S. 42 Mitte mit Note 2.

Juni 6 V. M. bey Rochlitz des Theaters wegen
9 N. M. ... bey Haertel gewesen wegen der Ausgabe meiner Uebersetzung der Violinschule
21 Zu Hause und die Rezens[ion] der Beeth[ovenschen] Musik zu Egmont gemacht ... N. M. in Connewitz beym Hofrath Rochlitz gewesen

[Dresden II]

Sept. 19 V. M. zu Hause. Aufsatz für die M[usikalische] Z[eitung:] Der Dichter und der Componist mit Glück angefangen.
20 N. M. und Abends zu Hause an Aufsatz für die M[usikalische] Z[eitung] gearbeitet
Okt. 4 an dem Aufsatz: Der Comp[onist] und der Dichter gearbeitet
8 Zu Hause fleißig gearbeitet
9 Ruhiger Tag — den Aufsatz Der Dichter und der Komponist vollendet
24 V. M. ... an dem Comp[onisten] und Dichter abgeschrieben
25 N. M. ... Den Dichter und Componist fertig geschrieben

[Leipzig II]

Dez. 19 V. M. Gearbeitet — Rezension
20 N. M. gearbeitet an der Rez[ension] des Bergtschen Orat[oriums] und geendigt
25 Zu Hause — Gearbeitet — Elsnersche Ouverturen renzensirt
26 V. M. gearbeitet
28 Besuch bey Haertel — ihm die Rezens[ion] der Ouverturen gebracht [1])
31 V. M. Besuch bey Rochlitz.

1814

Hoffmann rezensirt in Leipzig „unaufhörlich" für die A. M. Z. Im Januar schreibt er ‚Milos Brief' [2]) und die ‚Automate'.

III. Aus Briefen an Bekannte.

(Bamberg)

1809

1. 25. Mai an Hitzig: Was ... meine artistisch litterarische Laufbahn betrifft, so ist darinn ein nicht unbedeutender Schritt dadurch geschehen, daß ich von der Redaktion der Musik[alischen] Zeitung in Leipzig als MitArbeiter feyerlich auf und angenommen worden bin, welches übrigens natürlicherweise ganz unter uns bleibt. Sie können meinen Debut in No 20 (ni fallor) Februar sub titulo Ritter Gluck lesen; ein Aufsatz der Ihnen in mancher Hinsicht merkwürdig seyn wird, dem sie es aber auch anmerken werden daß Rochlitz hin und wieder nach seiner Art gefeilt hat, welches ich geschehen lassen mußte, unerachtet es mir nicht lieb war. Das übrige von mir sind Rezensionen praktischer Werke die Sie nicht interressiren, finden Sie aber künftig zufällig einen Aufsatz über OpernTexte, so würdigen Sie in Ihrer Aufmerksamkeit.

---

[1]) Erschienen 19. Januar 1814.
[2]) Schon im November entworfen: s. nächste Seite unter Nr. 7.

1812

2. 15. Juli an denselben: Blättern Sie einmahl im 13ten Jahrgang der Musik[alischen] Zeit[ung],[1]) so werden Sie auf meinen Aufsatz stoßen: Musikalische Leiden des Kapellmeisters Johannes Kreisler; so wie in dem jetzigen Jahrgang künftig: Des Kapellmeister[s] Johannes Kreisler Gedanken über den hohen Werth der Musik; beyde Aufsätze sind von mir und Sie werden, wie ich mit Recht vermuthen kan, recht herzlich lachen.

3. 4. Oktober an denselben: Ich lebe jezt mehr als jemahls in litteris — Außerdem, daß ich fleißiger als je an der Musik[alischen] Z[eitung] arbeite und mehr Abhandlungen als Rezens[ionen] liefere, hat mir die Haertelsche Handlung die schwürige Uebersetzung einer neuen französischen Violinschule übertragen, die neben vielem gutem, vieles wiedersinnige enthält!

4. 30. Nov. an denselben: ... dann [d. h. jeden Nachmittag bis 7] zwinge ich mich zu einer mir von Breitkopf übertragenen Uebersetzung einer französischen Violinschule —

1813

(Dresden und Leipzig)

[Dresden II]

5. 13. Juli an Speyer: Mein Empfang [in Leipzig] war überall über alle Maaßen herzlich und gemüthlich; Rochlitz und Haertel begrüßten mich wie einen alten Freund, und die Herren des Orchesters behandelten mich mit einer Artigkeit, ja mit einer Art von Submission, die mich in gewisser Art verlegen machte. Ich sah' wohl ein, daß das kleine Saamenkorn, was ich gestreuet (ich meine in der Musikalischen Zeitung), hier aufgeschossen und geblüht hat.

6. 20. Juli an Kunz: Unerachtet des großen Tumults der jetzigen Zeit lebe ich doch hier recht einsam ... Daher kommt es, daß ich unmenschlich fleißig bin ... Haertel wird mit Rezensionen überschüttet.[2])

7. 17. Nov. an denselben: Das Mährchen sub titulo: der goldene Topf, ist fertig, aber noch nicht ins Reine gebracht, so wie auch ein humoristischer Aufsatz unter der Feder sub titulo: Schreiben Milo's, eines gebildeten Affen, an seine Freundin Pipi in Nordamerika, den ich höchst wahrscheinlich der musikalischen Zeitung entziehen und den Callots zuwenden werde.

[Leipzig II]

1814

8. 16. Jan. an denselben: [Die Proben aus den „Fantasiestücken", die um Neujahr in der „Zeitung für die elegante Welt" erschienen,[3]) haben in Leipzig] einige Sensation erregt, wie mir z. B. nur noch eben heute Rochlitz und Adolf Wagner versichern. ...

---

[1]) In Wirklichkeit stehen ‚Kreislers Leiden' im 12. Jahrgang (s. u.).

[2]) In Wirklichkeit scheint Hoffmann in Dresden nicht Eine Rezension geschrieben zu haben: s. o. I 50 (S. 45) m. Note 2.

[3]) ‚Beethovens Instrumental-Musik' 9.—11. Dezember, ‚Höchst zerstreute Gedanken' 4.—8. Januar. Als Autor der letzteren ist lustiger Weise „J. Kreisler" angegeben.

[Hoffmann ist behindert infolge] zuwachsender Arbeit für die Musikalische Zeitung . . ., der ich eben einen wichtigen Aufsatz[1]) geliefert . . .

9. 24. März an denselben: [Mit Rücksicht auf die Fortsetzung der „Fantasiestücke"] habe ich hinzuzusetzen, daß es sich nun von selbst versteht, daß in die Musikalische Zeitung nichts eingerückt wird.[2]) . . .

. . . Ein Schriftsteller muß mit jedem Worte geizen, ohne geizig oder habsüchtig zu seyn, spricht Rochlitz. . . .

(Berlin III)

1815

10. 14. Mai an Fouqué: Ein großes Packet Recensenda für die Musikalische Zeitung blickt mich in graülichem Umschlag recht gespenstisch an, und [aus] ihm ertönen dumpfe Stimmen: erlöse — erlöse — erlöse uns aus dem Fegefeuer, in dem wir schmachten!!! (ich höre bey Uhden jezt Dantes Purgatorio! eine hier paßliche Bemerkung).

IV. Aus Hoffmanns Büchern.

1. Der Bamberger Weinhändler Carl Friedrich Kunz beschloß 1812, eine Leihbibliothek zu errichten und verstieg sich 1813 sogar zur Begründung eines Verlages. Dieser sollte eröffnet werden mit je einem Bande von Hoffmann, F. G. Wetzel und G. H. Schubert. Für seinen Teil verpflichtete sich Hoffmann am 18. März 1813, „mehrere Aufsätze" zu liefern, „von denen einige schon in der Musikalischen Zeitung enthalten sind." [3])

Zwei Umstände beschränkten Hoffmann aufs stärkste bei dieser Sammlung. Erstens durfte er in diesen für das allgemeine Lesepublikum berechneten Büchern nicht in musikalisches Détail eingehn; technische Aufsätze (wie die meisten Rezensionen) kamen also gar nicht in Frage und die übrigen nur so weit sie allgemein gehalten waren. Zweitens besaß Hoffmann, wie wir gesehen haben, die A. M. Z. gar nicht oder nur bruchstückweise[4]) und mancher Aufsatz war ihm vielleicht gar nicht mehr gegenwärtig, als er jetzt an die kleine Sammlung ging.

Die „Fantasiestücke' waren auf ein Bändchen von 12 Bogen berechnet; wie daraus erst zwei, dann vier Bände wurden, kann hier nicht verfolgt werden[5]); ebenso wenig ist hier der Ort, festzustellen, wie weit Hoffmann die Stücke überarbeitet hat.[6]) Genug, daß der erste Band (1814) vier Aufsätze aus der A. M. Z. enthält:

---

[1]) ‚Die Automate': s. o. I 56 (S. 47 f.).

[2]) In Wirklichkeit sandte Hoffmann noch den ‚Musikfeind' und den Aufsatz ‚Ueber einen Ausspruch Sacchinis' ein (s. nächste Seite).

[3]) Der Vertrag wird zum ersten Male vollständig erscheinen in meiner Ausgabe von ‚Hoffmanns Briefwechsel' S. 104/06.

[4]) Vgl. oben I 24, 25 m. Note, 26, bes. 63. Den ‚Ritter Gluck' mußte ihm sein Freund Morgenroth in Dresden am 28. April besorgen und Hoffmann schrieb den Aufsatz dann an den folgenden Tagen für die Sammlung ab.

[5]) In ‚Hoffmanns Briefwechsel' geschieht das in den Noten (alle auch in dem Ausschnitt D & L).

[6]) Nur bezüglich des ‚Ritters Gluck' möge das erlaubt sein, damit Vfr. alles los wird, was er über dieses Stück auf dem Herzen hat. Als Hoffmann es 1813 abschrieb, waren ihm natürlich die Aenderungen nicht mehr gegenwärtig, die Rochlitz vor mehr als vier Jahren daran vorgenommen; er beschränkt sich also auf unbedeutende Retouchen. Leider aber ist die Erzählung in der Buchausgabe durch ein Versehen Hoffmanns oder

Farbenprobleme, wie sie die malerisch so subtil empfindenden Künstler der nächsten Jahrhunderte gebracht haben, kannte der unbekannte Meister noch nicht. Aeußere sinnenfällige Wahrheit hat er auch nicht angestrebt: weder in Form, noch in Farbe und ist insofern der Antipode der Künstler von unserer Zeit sowie selbst schon der des 15. Jahrhunderts. Trotzdem zeugt sein Werk bereits von hoher künstlerischer Kultur. Er hat es mit einer Noblesse ausgestattet, die in allen Zeiten groß empfunden werden muß.

Das ist das Entscheidende. Der sogenannte Meister Wilhelm sollte nicht eigentlich, wie es zu geschehen pflegt, vor die Zeit gesetzt werden, wo bei uns die gute Malerei erst anfing, sondern man darf sagen, daß er und seine Gesinnungsgenossen in Deutschland, in Frankreich und in den Niederlanden die mittelalterliche Malerei auf einen wirklichen Höhepunkt geführt haben.

Es war die letzte Blütezeit eines Stiles, der weniger nach der greifbaren Wahrheit als nach einer innerlich überzeugenden Darstellung der Gefühle und Ideen jener Zeit strebte. Das kann man auch Wahrheit nennen.

Wie rein die Kunst des Mannes war, sieht man übrigens, wenn man mit dem Münchner Bild eine gleichzeitige, wenig veränderte und doch sehr trockene Wiederholung in der Londoner Nationalgalerie zum Vergleich heranzieht.

Die Auffassung, daß wir es bei den großen Meistern von der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert nicht mit schüchternen Anfängern, sondern mit den Vertretern einer reifen, sehr geschmackvollen und in vieler Hinsicht sogar raffinierten Kunst zu tun haben, scheint jetzt allgemein angenommen zu sein. Sie gibt die Möglichkeit zum Verständnis, wenn auch keine nur annähernd befriedigende Erklärung für die Tatsache, daß bald darnach um 1430 die nordische Malerei mit Werken von solch eminenter Meisterschaft auftritt, wie wir sie in dem von den Brüdern Eyck geschaffenen Genter Altar und der sonstigen altniederländischen Schule heute noch immer nahezu fassungslos bewundern.

Welches die direkten und unmittelbaren Ausgangspunkte des eyckischen Stiles gewesen sind, wissen wir noch immer nicht; aber wir dürfen annehmen, daß das Milieu, in dem die großen Hauptmeister des altniederländischen Realismus vom 15. Jahrhundert ihre erste künstlerische Bildung genossen haben, von Meistern gebildet wurde, deren Kunst nur durch lokale Unterschiede von der des sogenannten Meister Wilhelm verschieden war. Was um das Jahr 1400 am Rhein, in den Niederlanden und in Frankreich gemalt wurde, sah sich bis auf gewisse technische Unterschiede recht ähnlich. Um das Jahr 1420 beginnen dann die Niederlande einen ganz neuen Stil zu vertreten, der vieles von dem außerordentlichen Farbengeschmack der älteren Schule beibehält, aber mit Anwendung einer neuen Technik eine völlig verschiedene Auffassung der Form und Komposition bringt.

Diese neue Technik pflegen wir nach althergebrachter Sitte die Oelmalerei zu nennen, ohne daß wir in der Lage wären, die Rolle genau zu bestimmen, die das Oel bei der Erfindung gespielt hat.

Wir sehen nur, daß bald nach 1420 eine fast völlig neue Kunst erscheint, deren Hauptvertreter nach alten Nachrichten die Brüder Hubert und Jan van Eyck gewesen sind. Sicher greifbar ist in seinen Werken für uns nur Jan van Eyck, während über Hubert bis heute die Meinungen noch weit auseinander gehen.

Die Alte Pinakothek besitzt von keinem der Beiden ein Original. Sie hat nur eine noch im alten Rahmen erhaltene, aus dem 15. Jahrhundert stammende Kopie eines Brustbildes von Christus als Rex Regum, das von Jan van Eyck gemalt war und von dem es noch andere, aber wesentlich weniger zuverlässige Kopien z. B. in den Galerien von Brügge und Berlin gibt. Auch von dem Hauptwerk eyckischer Kunst, dem Genter Altar, besitzt die Pinakothek in den Gestalten Mariä und Johannes des Täufers nur zwei Tafeln aus einer um 1550 für den König Philipp II. gemalten Kopie.

Diese Stücke können uns natürlich nicht dafür entschädigen, daß ein Originalwerk des Jan van Eyck hier nicht vorhanden ist. Dagegen haben wir von den andern Meistern der Schule verschiedene Gemälde allerersten Ranges, an denen sich der überraschende Wandel der Anschauungen offenbart.

Lange Zeit ist man der Meinung gewesen, daß Jan van Eyck die Oelmalerei erfunden habe und daß die ersten, die außer ihm in dieser Technik gearbeitet haben, seine Schüler gewesen seien. Das ist heute nicht mehr aufrecht zu halten. Jan van Eyck war der bedeutendste unter einer wohl ziemlich großen Anzahl von Künstlern, die — zugleich im Anschluß und im Gegensatz zu dem letzten Stil der rein mittelalterlichen Kunst — nicht nur nach Wahrheit der inneren Empfindung, sondern auch und vielleicht hauptsächlich nach unbedingter Wahrheit der sichtbaren Erscheinung strebten. Der Belgier Rogier van der Weyden, und der Holländer Dirk Bouts, die ziemlich gleichzeitig mit Jan van Eyck geboren sein werden, sind es, die unabhängig von ihm und vielfach auch in anderer Weise arbeitend, den neuen Stil durchzusetzen geholfen haben.

Von Rogier besitzt die Pinakothek das große Hauptwerk seiner Spätzeit: den um 1460 entstandenen Dreikönigsaltar. Wenn diese Jahreszahl auch sehr spät ist, und wenn sich in dem ausgezeichneten Stück auch mancherlei Fortschritte gegenüber Rogiers früheren Gemälden beobachten lassen, so trägt trotzdem das Ganze im wesentlichen den Charakter der ersten Epoche der realistischen altniederländischen Schule. Es ist 30 Jahre nach dem Genter Altar entstanden, steht aber in Anbetracht der geringen Wandlungsfähigkeit der Künstler jener Zeit stilistisch doch nahezu auf gleicher Stufe mit ihm.

Der sehr gut erhaltene Altar fällt wohl heutigentags zunächst durch eine gewisse Starrheit im Kolorit und in der Formenbehandlung auf. Die Figuren stehen alle da, als seien sie mit der Laubsäge ausgeschnitten und in die Bildfläche eingesetzt. Das gilt nicht nur für die Figuren im großen und ganzen, sondern auch für die Details der Formenbehandlung. Jedes Glied scheint einzeln gearbeitet zu sein. Am deutlichsten sieht man das wohl an dem Körper

des Christuskindes, der offenbar auf guten Naturstudien beruht und doch merkwürdig hölzern aussieht, beinahe einer Gliederpuppe gleicht. Es ist nicht abzuleugnen, daß hierin eine gewisse Härte liegt. Aber gerade an dem mit ungewöhnlicher Meisterschaft durchgeführten Bild sieht man auch, daß diese Härten unvermeidlich gewesen sind. Sie kamen, wie sich das besonders an dem Kolorit zeigt, daher, daß die primitiven Künstler für ihre neuen auf unbedingt wahren Realismus gerichteten Bestrebungen, das ganze Material erst sammeln und bearbeiten mußten. Stück um Stück, Zug um Zug mußten sie die echten Formen der sichtbaren Erscheinungswelt erforschen und der Kunst erreichbar machen. Es war darum unausbleiblich, daß sich selbst in ihren reifsten und besten Arbeiten die gewissenhafte Art ihres Studiums durch die erwähnte Sprödigkeit äußerte. Umso bewundernswerter ist es nun aber auch, daß sie bei all der Schwerfälligkeit dieser mühsamen Technik in ihren Werken doch die überaus erquickende Herzlichkeit der Freude an der frischen Herrlichkeit der Natur zum Ausdruck brachten. Wie entzückend ist der lockige Page rechts, und wie herrlich die Figur des jungen Königs, der vor ihm steht und eben das Barett vom Haupte nimmt. Wenn sich gerade an ihnen die Freude eines echten Malers an dem Reichtum der bunten Gestalten zeigt, so kommt auch sonst überall trotz der altertümlichen Strenge eine edle und beinahe weiche Empfindung zum Durchbruch. Der Stil der frühen Künstler war herb und spröde, aber er hat nicht hindern können, daß sie den ganzen Reichtum ihrer Gefühle zu einem wirklich zwingenden Ausdruck brachten. Dieses ist schon in alter Zeit so sehr und so allgemein anerkannt worden, daß man in Italien sagte, wer ein gutes, religiöses Bild wolle, müsse sich an einen niederländischen Maler wenden.

Es ist eine immer wieder konstatierte Tatsache, daß in der neueren Kunst vor dem 19. Jahrhundert keine Epoche so rückhaltlos auf Naturtreue ausgegangen ist, wie das Quattrocento. Aber es ist auch selbstverständlich, daß es nicht möglich war, mit einem Male alle Gebiete der Natur für die Kunst zu erschließen. Eine Menge von Aufgaben mußte unbeachtet bleiben, viele Probleme konnten nur gestreift werden, und so sehen wir auch bei Rogiers spätem Hauptwerk, daß selbst dieser große und so sehr entschlossene Realist nicht auf allen Gebieten gleich groß war. Es ist leicht zu beobachten, daß er beim ruhig liegenden Detail wie bei dem roten Hut des knieenden Königs geradezu Bewunderungswürdiges leistet. Die Köpfe und einzelnen Gliedmaßen der Menschen zeugen ebenfalls von sehr großem Verständnis für das Wesen der Form: aber schon die Tiere sind trotz der höchst anerkennenswert sorgfältigen Arbeit viel weniger gelungen. Man sieht das besonders deutlich an der unbeabsichtigt possierlichen Kuh in der Hütte. Wenn aber nun Rogier die Tiere schon nicht so gut wiederzugeben verstand, wie die Menschen, so darf es uns nicht wundern, daß er der Landschaft gegenüber sich auf die primitivsten Andeutungen beschränkte. Es ist nicht leicht, über das in Mitte lachender Auen ausgebreitete Städtebild auf dem Mittelstück von Rogiers

Dreikönigsaltar mit neutraler Objektivität zu sprechen. Diese Szenerie ist es ja, die mit der subtilsten Klarheit der Zeichnung und einer beinahe pikanten Frische der Farbe dem Altar erst jene Heiterkeit und jene Unmittelbarkeit der Wirkung verleiht, durch die das archaisch strenge Wesen von Rogiers Stil zu echt künstlerischer Harmonie geführt wird. Niemand wird in dem großen Meisterwerk die Landschaft — so wie sie nun einmal ist — missen wollen, aber man muß trotzdem sagen, daß Rogier diesen an sich so herrlichen Hintergrund trotz aller Feinheit der Zeichnung nur dekorativ behandelt hat. Wie kahl sind die Wiesen, wie unglaubwürdig die Stadt und vor allem, wie ganz verkehrt die Perspektive, die die Häuser, je tiefer sie im Hintergrunde stehen, desto klarer und schärfer behandelt.

So kann man an diesem großen Hauptwerk Rogiers deutlich vier verschiedene Stufen in der Naturtreue der altniederländischen Malerei feststellen. Am besten gelingt das Stilleben, auch die unbewegte menschliche Figur wird noch sehr gut behandelt. Weniger aber gelingt jenen Künstlern das Tier, und die Landschaft wird gar zu einer Rolle heruntergedrückt, die ihrer Bedeutung in den tatsächlichen Verhältnissen der Natur auch nicht annähernd entspricht.

Dem Rogier van der Weyden wird auf Grund von ganz unsicheren und nicht näher verbürgten Nachrichten eine Madonna mit dem heiligen Lukas zugeschrieben, die lange Zeit neben der Grablegung im Escorial als das berühmteste Werk des Meisters galt. Heutigentags wird das noch in drei weiteren Repliken vorkommende Bild von Vielen stark angezweifelt und läßt sich auch wirklich nicht als eigenhändige Arbeit Rogiers aufrecht halten. Es ist in der Zeichnung zwar viel schwächer, aber wesentlich flüssiger, im Kolorit viel weicher, mehr aufgelockert und nicht mehr so starr, allerdings auch nicht so leuchtend und edel. Wesentlich ist auch gerade bei einem altniederländischen Meister die Behandlung des Details. Diese ist, wie man es am besten an den holzgeschnitzten Zimmergeräten sehen kann, bei der Lukasmadonna viel flacher und gleichgültiger als bei dem Dreikönigsaltar. Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht der Vergleich zwischen den kleinen Holzschnitzereien, die bei dem großen Triptychon am Verkündigungsflügel rechts unten und bei der Lukasmadonna links am Betstuhl Adam und Eva darstellen.

Die Komposition des offenbar schon in alter Zeit sehr beliebten Bildes geht höchstwahrscheinlich auf Rogier selbst zurück, wie denn auch der heilige Lukas nach einem Selbstporträt des Meisters gearbeitet zu sein scheint.

Rogier van der Weyden hat eine umfangreiche Schule und fast anderthalbhundert Jahre viele Nachahmer gehabt; trotzdem ist so wenig wie von Jan van Eyck der weitere Fortschritt in der altniederländischen Schule von ihm ausgegangen. Es waren überhaupt Flandern und Brabant nicht die Bezirke, in denen die treibenden künstlerischen Kräfte von Geburt aus heimisch waren. Die entscheidenden Anregungen kamen von auswärts und besonders kamen sie von Holland.

Ganz anders als in Belgien ging in Holland die Umwandlung des mittelalterlichen Stils zu der realistischen Kunst des Quattrocento vor sich. Von weitem betrachtet scheinen die beiden Länder damals dieselben Prinzipien in der Malerei verfolgt zu haben; aber bei näherer Prüfung ergeben sich wesentliche Unterschiede, die im Verlauf der Jahrhunderte die belgische Kunst immer schärfer, beinahe schroff von der holländischen trennten.

Die Holländer waren schon im fünfzehnten Jahrhundert berühmt für ihre feine Behandlung der Landschaft. Sie haben ihr wie zu Rembrandts Zeiten, so schon im Quattrocento ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und man darf sagen, daß sie schon damals aus der intimen Beschäftigung mit der Landschaft gewisse Grundsätze über die Bedeutung von Farbe, Ton und Unterordnung der Einzelnen unter das Ensemble gezogen haben, mit denen sie wesentliche Fortschritte gegenüber den Belgiern erreichten.

Es ist nun hier eine der Kreuzungen zu beobachten, wie sie sich in der Kunstgeschichte so oft finden. Dieselben fortschrittlichen Holländer sind in mancher andern Hinsicht hinter den Belgiern weit zurückgeblieben und das zwar sowohl in zeitlichem Sinn wie auch in hinsicht des fein geschulten Geschmackes. Die Holländer haben nicht so entschlossen wie die Belgier auf reine Anschaulichkeit gearbeitet. Sie wendeten sich nicht so beinahe ausschließlich an das Auge: sie haben viel von der mittelalterlichen Stimmungsseligkeit beibehalten. Der Ernst der holländischen Gemälde ist nicht selten erschütternd. Die weichern Momente des religiösen Innenlebens haben sie mit einer poetischen Ueberzeugungskraft gestaltet, die die holländischen Madonnenbilder zum Innigsten gehören läßt, was die gesamte Religionsmalerei kennt.

Man wird diese Eigenschaft noch aus dem unmittelbaren Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Stil erklären können. Aehnliches, aber nicht so stark findet sich ja auch bei Rogier van der Weyden, dessen getragene schlichte Stimmung noch viel von der Empfindung des Trecento bewahrt hat; aber wenn Rogier bei den Belgiern in dieser Hinsicht eine Ausnahme bildet, so ist die Stimmungsseligkeit bei den Holländern die Regel. Niemand wird freilich diesen Zug als eine tadelnswerte Rückständigkeit empfinden; dagegen ist es eine Tatsache, daß in anderer Hinsicht die Holländer wirklich hinter den Zielen und den Fähigkeiten der neuen Zeit zurückgeblieben sind. Diese Maler, die inbezug auf Farbe einen ganz auserlesenen Geschmack besaßen, sind in der Formensprache merkwürdig ungeschickt gewesen. Gegenüber der klaren Eleganz der Belgier steht hier ein ungeschlachtes Wesen von höchst ungefälligem Aeußeren. Je nach dem Fall wird das Auge eines ungeschulten und unbefangenen Beschauers bei den holländischen Gemälden bald den Eindruck der Ungeschicklichkeit oder der ganz übertriebenen Karikatur erhalten.

Diese Vorzüge und Schwächen vereinigt alle in sich jener erst in letzter Zeit nach Verdienst gewürdigte Dirk Bouts, der in Haarlem zum fertigen Meister ausgebildet wurde und wohl als ein guter Vierziger um 1445 nach Löwen in Belgien zog, wo er schnell Stadtmaler wurde. 1475 starb er als

ein außerordentlich angesehener Künstler, hochbetagt aber immer noch mit großen weitausgreifenden Plänen beschäftigt.

Von Dirk Bouts besitzt die Pinakothek mehrere urkundlich gesicherte Werke: zwei von den vier Flügeln eines zwischen 1464 und 1467 für die Peterskirche in Löwen gemalten Altars. Das wichtigere Stück ist die Mannalese, wo die großartige Pracht der holländischen Farbe so herrlich entfaltet ist wie kaum wieder im ganzen 15. Jahrhundert. Besonders prachtvoll ist das blaue Gewand des im Vordergrund knieenden Mannes und das köstlich in Gold und Rot gehaltene Kleid der Frau ganz links. Dieser Prunk der Farbe ist in seiner Art etwas Altertümliches und zugleich etwas Primitives. Aehnliches finden wir auch bei Jan van Eyck. Wesentlich ist nun bei der Stellung des Dirk Bouts als Koloristen, daß er in der Landschaft eine zarte Nuancierung der Farben versucht, wie sie Jan van Eyck kaum im geschlossenen Raum, aber im Freien nicht kennt. Dirk Bouts will die Stimmung der aufgehenden Sonne geben. Eben erhebt sich der leuchtende Ball hinter den Bergen und schickt seine ersten Strahlen fast wagrecht in das Tal herüber. Die ihm abgekehrten Seiten der Berge liegen noch im nächtlichen Düster; es ist ein feiner Anblick zu sehen, wie Dirk Bouts es versucht, diese Schatten der weichenden Dämmerung, je weiter es gegen den Vordergrund geht, desto mehr aufhellt bis er endlich — übrigens nicht ohne eine in der damaligen Zeit unvermeidliche Gewalttätigkeit, die ganz vorn stehenden Hauptfiguren im hellen Lichte hat.

Die Mannalese hat etwas ungemein Feierliches, das nicht allein von dem festlichen Kolorit, sondern auch von der Ruhe der Bewegungen und der edlen, getragenen Stimmung kommt. Diese schöne Eigenschaft wird von vielen bei Bouts nicht beachtet und auch nicht anerkannt. So ist das Gegenstück zur Mannalese, die Begegnung des Abraham mit Melchisedek ein Bild, das zwar in Fachkreisen sehr geschätzt, aber von dem Publikum nicht gerade ernsthaft genommen wird. Und doch wird man bei nur einiger Achtsamkeit die tiefe, innerliche, beinahe rührende Erregung der frommen Männer nicht verkennen. Weder Abraham noch der Priesterkönig sind schön und die enge Tracht der Dienstmannen ist für unseren heutigen Geschmack fast komisch: aber das sind Aeußerlichkeiten des Zeitstils und der Mode, über die man sich nicht nur wegsetzen kann, sondern auch muß. Sie dürfen uns nicht unempfänglich gegen die Würde des Melchisedek und gegen die groß empfundene, frei geschilderte Andacht Abrahams machen. Man achte nur auf die Bewegungen der ungemein ausdrucksvollen Hände, die so sachte und fein eingreifen, als ob sie selbst beseelt seien. In dieser Hinsicht hat man ohnehin dem Löwener Meister von jeher immer das höchste Lob gespendet. Anatomisch mögen die Hände nicht einwandfrei sein, aber an sprechender Bewegung stehen sie in der altniederländischen Schule einzig da.

Zum Schluß will noch ein Umstand bedacht sein. Die beiden Flügelbilder sind nicht ganz gut erhalten, und besonders hat die Begegnung Abrahams mit Melchisedek gelitten. Trotzdem ist noch so viel Schönheit übrig ge-

blieben. Welch ein Reichtum und Glanz der Farben liegt z. B. noch auf Abrahams Rüstung!

Wie herrlich müssen nun diese Tafeln gewesen sein, als sie neu waren! In der Tat wissen wir aus dem noch im Original erhaltenen Kontrakt, daß dem Künstler nicht nur ein bedeutendes Honorar für den Altar ausgesetzt war, sondern, daß er auch verpflichtet wurde, an keinem andern Werke zu arbeiten, solange er mit diesem beschäftigt sei. Wie viel Zeit er darauf verwendet hat, wissen wir nicht; doch scheint es, daß es ihm mehrere Jahre gekostet hat, und dem entspricht nun auch die trotz aller Beschädigungen noch immer so stattliche Wirkung des Altars.

In dem Katalog der Pinakothek werden dem Dirk Bouts noch mehr Bilder zugeschrieben; sie sind aber Werke von Nachfolgern. Am nächsten steht ihm noch eine Grisaille, die den heiligen Johannes darstellt und zu der es ein Gegenstück in der Galerie des gotischen Hauses von Wörlitz gibt. Diese beiden Stücke sollen, was den Maßen nach aber nicht wahrscheinlich ist, und auch sonst nicht viel für sich hat, zu einem Altar gehören, von dem die Pinakothek die Darstellung des Judaskusses und das Germanische Museum eine Auferstehung Christi besitzen. Die beiden letztgenannten Bilder können nicht von Dirk Bouts gemalt sein; denn obschon sie ziemlich gleichzeitig mit der Mannalese entstanden sind, verraten sie eine wesentlich fortgeschrittenere Auffassung. Der Judaskuß bringt eine Gruppierung von solcher Reichhaltigkeit und räumlichen Vielseitigkeit, wie sie für den hochaltertümlichen Stil des Dirk Bouts schlechterdings nicht denkbar ist. Auch die Bewegungsmotive sind bereits viel freier und komplizierter. Die Köpfe sind bei weitem schärfer in der Durchführung und Charakterisierung. Trotz dieser Fortschritte aber fehlt dem Bilde die große Meisterschaft und Ueberzeugungskraft, die den gesicherten Werken des Dirk Bouts eigen ist. So haben wir es hier mit dem Werke eines Nachfolgers zu tun, der allerdings wohl nicht, wie Dirk Bouts, nach Flandern übergesiedelt, sondern in Holland geblieben sein wird.

Den Meister des Judaskusses mit Sicherheit zu nennen, ist bei der Kärglichkeit des Urkundenmaterials über die altholländische Malerei zurzeit kaum möglich, aber immerhin sind starke Wahrscheinlichkeitsgründe dafür vorhanden, daß das Bild von Albert Ouwater gemalt wurde, der offenbar einer der angesehensten Meister der Haarlemer Schule war. Er ist für seine ausgezeichneten Landschaften berühmt gewesen und nun beherrscht in der Tat das landschaftliche Stimmungsproblem bei unserm Judaskuß die Auffassung der Szene in ganz bemerkenswerter Weise.

Hier kommt ein Gesetz zur Geltung, das für die Entwickelung der Landschaftsmalerei große Bedeutung hat. Dirk Bouts hat der Landschaft auf den zwei Münchener Bildern ganz gewiß ein größeres Recht eingeräumt, als sonst bei den niederländischen Malern der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts üblich war, wenn wir von dem großen Ausnahmefall, dem Genter Altar, absehen. Aber auch er hat, gerade wie die anderen, von der Landschaft nur die Farben

genommen. Die Formen selbst sind so allgemein gehalten, daß man seine Landschaften so wie auch die des Jan van Eyck getrost als unmöglich bezeichnen kann. Wir erkennen Baum und Haus, Tal und Hügel, Fluß und Wald, aber alle diese Faktoren sind wohl einzeln verhältnismäßig richtig gebildet, jedoch in ihrer Zusammenstellung geben sie ein Phantasiebild, das nirgendswo Wirklichkeit war und sein kann. Nur die Farben sind mit größerem Sinn für Wahrheit aus der freien Natur genommen: allerdings sind auch sie zu einer Schönheit gesteigert, die bis zur Unwirklichkeit geht. Das pflegt beim Beginn einer neuen Kunstrichtung immer der Fall zu sein; auch im 15. Jahrhundert hat sich der gleiche Vorgang abgespielt.

Der Meister des Judaskusses, der nun zwar kein so großer, innerlich arbeitender Künstler wie Dirk Bouts gewesen ist, hat dagegen die Landschaft viel besser und einheitlicher zusammengefaßt. Er gibt bereits ein fertiges Stimmungsbild, das auf die Erscheinungen des Lichtes und der Atmosphäre aufgebaut ist. Er versucht sich in einem Beleuchtungsproblem, das er, noch obendrein für seine Zeit, recht kompliziert gestaltet. Indem er die nächtliche Szene unter dem Widerstreit des Mondlichtes gegen den grellen Effekt der Fackeln stellt, kommt er zu einer auch bei Bouts nicht in solchem Grade vorhandenen, außerordentlich feinen Variation der Töne und Farben. Die Köpfe sind alle verschieden in der farbigen Haltung, je nachdem sie vom Licht getroffen sind oder im Schatten liegen. Die Stufenleiter geht vom geisterhaft wirkenden bleichen Grau bis zur gesunden Farbe des Lebens.

Dieser Versuch, in dem Judaskuß nicht nur die Erzählung des schnöden Verrats zu geben, sondern die Szene als ein von malerischen Gesichtspunkten aus behandeltes Ganze zu gestalten, zeugt von einer Fortschrittlichkeit, die dem alten Dirk Bouts selbst nicht zuzutrauen ist, die dagegen sehr gut zu Albert Ouwater paßt, der in Holland geblieben war und dort gewissermaßen das Erbe des nach Löwen übergesiedelten Dirk Bouts verwaltete.

Trotzdem, was Albert Ouwater über seine Vorbilder hinaus geleistet hat, ist es doch ein Belgier gewesen, der die entscheidenden Fortschritte in der altniederländischen Landschaftsmalerei gebracht hat, allerdings im engsten Anschluß an Dirk Bouts und in verhältnismäßig äußerlicher Weise. Es war das der Meister, von dem wir unter dem Namen der Perle von Brabant ein kleines Dreikönigsaltärchen besitzen. In den Typen und Formen schließt es sich den Werken des Dirk Bouts so eng an, daß es lange Zeit unter seinem Namen ging und von manchen ihm noch heute zugeschrieben wird. Sein Stil unterscheidet sich aber wesentlich von dem des Dirk Bouts durch größere Rücksicht auf Delikatesse und Zierlichkeit, durch kühlere, fast metallisch harte Farben und durch eine Routine, wie sie einem Künstler, der noch um 1465 den altertümlich hoheitsvollen Löwener Altar gemacht hat, nicht zuzutrauen ist.

Die Perle von Brabant ist gerade wegen ihrer großen Eleganz, obschon sie kaum später als 1470 entstanden sein wird, als ein Werk des mittleren

altniederländischen Stils zu betrachten. Sie vermittelt in einer höchst interessanten Weise zwischen der Art des Dirk Bouts und der des letzten Hauptmeisters der altniederländischen Schule, des Hans Memling. Ihr Urheber ist ein geschmackvoller Epigone, der die alte Kraft gegen feine Zierlichkeit aufgibt und infolgedessen an Bedeutung hinter dem älteren Meister nicht unbeträchtlich zurückgeblieben ist.

Die Perle von Brabant ist seit langem berühmt wegen der auffallenden Landschaften auf den beiden Flügeln, die in einem sehr merkwürdigen Kontrast zu einander stehen. Auf dem linken Flügel sehen wir den heiligen Johannes in einer tageshellen Landschaft, während auf dem rechten der heilige Christophorus beim leuchtenden Schein der untergehenden Sonne das Christuskind durch das Wasser trägt.

Wiewohl in Anbetracht der allgemeinen Kunstverhältnisse des 15. Jahrhunderts die Gestalten der beiden Heiligen mit besonderem Nachdruck behandelt sind und unverhältnismäßig groß dastehen, so ist doch der Landschaft mit unverkennbarer Absicht das Hauptinteresse gewidmet. Frei, weit und sonnig liegt die Gegend auf dem Johannesflügel da, wohl als die erste Landschaft der neueren Kunst, die von wirklicher Freude an der Schönheit der Natur im ganzen zeugt. Es ist nicht mehr die behagliche Schilderung von einzelnen Details, von zierlichen Blumen und munteren Tieren, sondern es ist das offene Auge für das Wesentliche in der Form und vor allen Dingen in der Tönung, die das Bild so wichtig macht. Der malerisch gesehene Raum tritt zum erstenmal hier in der Geschichte der Landschaftsmalerei auf und hierin liegt der Fortschritt gegenüber Dirk Bouts.

Wie groß nun aber das Verdienst des unbekannten Malers auch ist, so bleibt er auch in diesen Flügeln, was die rein künstlerische Potenz anlangt, ebenso sehr hinter Dirk Bouts zurück wie im Mittelbilde. Man vergleiche nur den zweifellos sehr effektvollen Sonnenuntergang, den er gemalt hat, mit der ähnlichen Erscheinung auf der daneben hängenden Mannalese und man wird bei der Perle von Brabant dort die auffälligere Wirkung, bei Bouts aber die größere und reichere Pracht, flotte Eleganz, tiefe Wärme finden. Der unbekannte Meister besitzt nicht die geeigneten Mittel, um seine Absichten stark und, fast möchte man sagen, ehrlich zu erreichen. Er will Weiträumigkeit, aber ist nicht im stande, sie anders als durch ein trügerisches Einschränken und Verengern der Situation zu geben. Er arbeitet mit Kulissen, die äußerst geschickt in abgetreppter Reihenfolge hintereinander aufgestellt werden. Sie verbinden sich aber nicht malerisch und so bleibt der Künstler schließlich doch hinter der Aufgabe zurück, die er sich mit bemerkenswertem Feinsinn gestellt hat. Er findet nicht Mittel, die so kühn und stark sind, wie sein Problem. Was er auf diesen zwei Landschaften an neuen Werten gebracht hat, scheint er mehr durch kluge Erwägungen, als wie aus rassigem Künstlerinstinkt gefunden zu haben.

In den Kreis des Dirk Bouts gehört auch eine große in mehreren Varianten wiederkehrende Verkündigung, deren bestes Exemplar die Alte Pina-

kothek besitzt. Das Bild wird in unserem Katalog als Hugo von der Goes geführt, während es in dem Katalog der Berliner Gemäldegalerie, wo sich eine weniger gute Wiederholung befindet, dem Dirk Bouts zugeschrieben wird. In neuerer Zeit ist es wegen des allerdings nicht ganz klaren Wappens der Familie Bouts, das oben in den Glasfenstern angebracht ist, dem Albert Bouts, dem Sohne des Dirk, zugeteilt worden. Diese Hypothese kann zur Zeit noch nicht als sehr wahrscheinlich angesehen werden, aber sie führt doch wenigstens auf den richtigen Weg zur Bestimmung des künstlerischen Milieus, in dem das Bild entstanden ist. Es gehört in die unmittelbare Boutsschule und ist vielleicht von einem der Söhne des Künstlers gemalt.

Sonderbar und beinahe traurig mutet es uns an, daß auch hier wieder, wie so oft in der Kunstgeschichte, es sich zeigt, daß gerade das wahrhaft Große und eigentlich Lebensvolle im Schaffen eines bedeutenden Meisters von seinen Nachfolgern nicht weitergeführt werden kann. Die herrliche Farbe des Dirk Bouts ist bei diesem technisch noch immer sehr hoch stehenden Bilde gleißend und flach geworden; die rührende und edle Innerlichkeit des großen Meisters hat sich hier in mürrische Verdrossenheit umgewandelt.

Zwei Söhne des Dirk Bouts haben den Beruf ihres Vaters übernommen und seine Kunstweise mit manchen allerdings unvermeidlichen und sehr einschneidenden Umänderungen bis in die Renaissance hinein fortgeführt. Aber sie sind es nicht gewesen, die man als die wirklichen Nachfolger des Meisters bezeichnen darf. Hans Memling ist es gewesen, der die Lehre des großen Löwener Künstlers weitergebildet hat. Er ist von Abstammung kein Niederländer; er wurde um 1440 in der Gegend von Mainz geboren und und ist offenbar in frühem Alter nach Belgien gekommen. Seine Kunstweise hat gar nichts Deutsches an sich, sondern ist rein niederländisch. Hans Memling war der letzte Hauptmeister der eigentlich altflämischen Schule. Die Alte Pinakothek besitzt zwei Werke seiner Hand. Das eine stellt den heiligen Johannes dar, der in einer äußerst schmucken, belgischen Parklandschaft meditierend sitzt. Das kleine Bildchen ist fälschlich auf Hugo van der Goes signiert und wird wohl gegen 1472 gemalt worden sein. Es zeigt bereits den völligen Umschwung der Verhältnisse. An Stelle der hoheitsvollen, aber schließlich doch etwas starren Pracht, die die Schulbegründer Eyck, Rogier, Dirk Bouts mit verhältnismäßig ungelenken Mitteln gepflegt haben, tritt bei Memling eine geschmeidige Eleganz, eine Zierlichkeit und ein gewisses minnigliches Wesen, das in sehr auffallender Weise an die lyrisch so fein bewegte Haltung der Bilder aus der Zeit um 1400 erinnert. Die raffinierte Feinheit von Memlings Technik und seine beinahe schöngeistige Behandlung der Stoffe ist ganz natürlich damit zu erklären, daß die Künstler der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bereits auf eine gewisse Tradition zurückblicken konnten und darum weniger mühsam arbeiteten als die Schulbegründer. Aber es ist doch auch interessant zu sehen, daß ebenso, wie Eyck und seine Zeitgenossen gegen den allzu minniglichen Stil ihrer Vorfahren protestierten, so nun die Künstler

am Ende des Jahrhunderts die eyckische Strenge aufgaben und in einem wesentlich weicheren, zarteren Stil arbeiteten. Das Pendel scheint zu seinem Ausgangspunkt zurückgeschwungen zu sein. Das ist vielleicht das Hauptgesetz aller kunstgeschichtlichen Entwicklung. Sie geht nicht in gerader Linie vorwärts, sondern, wie wir es im gegebenen Falle sehen, in einem sehr spitzwinkeligen Zickzack. Dabei ist nun allerdings zu bemerken, daß, wenn schon auf gewisse, bereits einmal überwundene Ideale zurückgegriffen wird, diese nie mehr in ihrer alten Form zu neuem Leben erstehen können. So hat Memling im Gegensatz zu Eyck das zarte Wesen vom Stile des Meisters Wilhelm wieder als ein Hauptelement in die Kunst eingeführt, aber sein Stil hat doch so viel Nutzen aus den Errungenschaften des 15. Jahrhunderts gezogen, daß er von dem des Meisters Wilhelm ganz verschieden ist.

Das große Hauptwerk Memlings in der Alten Pinakothek ist der 1480 gemalte Dreikönigsaltar, der unter dem Namen: die sieben Freuden Mariä bekannt ist. Unter den umfangreicheren Werken des Meisters ist kein anderes so gut erhalten wie dieses, und darum bekommt man aus ihm wohl den klarsten Begriff von Memlings liebenswürdiger Kunst. Schwind soll, was man auch gerne glaubt, das Bild außerordentlich lieb gehabt haben. Die Fülle von reizenden Details und Erzählungsmotiven ist ja auch fast unübersehbar und konnte einem Manne wie Schwind wohl gefallen.

An sich hat die Komposition für unseren heutigen Geschmack etwas befremdliches; auf der einen Fläche werden ohne Trennung eine Menge von Ereignissen geschildert, die räumlich und zeitlich weit auseinander liegen. Aus diesem Grunde wird sie auch vielfach angegriffen. Aber es muß zum großen Lob für den feinen Takt des Künstlers gesagt werden, daß er aus der altertümlichen, damals noch sehr häufigen und selbst später, bei Meistern wie Michelangelo, noch nachklingenden Kompositionsweise das Beste gemacht hat, was überhaupt zu machen war und daß er mit auffallender Energie die Landschaft kräftig genug betont hat, um sie als den alles zusammenfassenden Rahmen zu charakterisieren. Dadurch hat auch das Bild in koloristischer Hinsicht eine Einheitlichkeit erhalten, die die einzelnen Szenen nicht auseinander fallen läßt.

Memlings große Tafel wird mit Recht wegen der unsäglich treuen Feinarbeit bewundert, aber man wird gerade vor diesem kostbaren Stück nicht übersehen dürfen, daß der Künstler über dem geduldigen Herausfeilen der zartesten Formen doch nicht den Blick für das Ganze verloren hat. Es ist sogar erstaunlich, daß er bei solch unendlicher und jedenfalls sehr langwieriger Arbeit überall das frische Leben nicht nur in der Erzählung, sondern auch in den Bewegungen mit eleganter und temperamentvoller Frische wiedergegeben hat.

Sein Bild besitzt besonders in der Mittelgruppe, wie das ja auch kaum anders zu erwarten ist, vielfache Aehnlichkeiten mit Rogiers Dreikönigsaltar. Aber überall kann man gerade angesichts dieser Aehnlichkeiten und scheinbaren Uebereinstimmungen als wesentlichen Unterschied der beiden Werke und zu-

gunsten Memlings eine meisterhafte Freiheit und sogar Großzügigkeit in der Behandlung feststellen. So sei zum Beweis hiefür nur der Vergleich gezogen zwischen den weißen Windspielen, die auf beiden Bildern im Vordergrunde liegen. Es kann kein Zweifel sein, daß Memling das Tier wesentlich leichter, freier und natürlicher gemalt hat. Das muß nun besonders deswegen hervorgehoben werden, weil der Altar, trotz seines immerhin nicht geringen Umfanges, soweit die Figuren in Betracht kommen, miniaturmäßige Verhältnisse zeigt. Der Maßstab ist zwar für die einzelnen Gestalten sehr klein, die Behandlung jedoch ist wahrhaft großzügig, was man besonders deutlich an den feinen Porträts der Stifter sieht.

Als Memling im Jahre 1494 in Brügge starb, da war auch die eigentliche Blütezeit der altniederländischen Malerei im wahren Sinne des Wortes zu Ende. Brügge verlor seine politische Macht und mußte die Vorherrschaft an Antwerpen abgeben. Aber es blieben natürlich noch einige Künstler der Stadt treu. Der wichtigste darunter war Gerard David, der den Uebergang aus der gotischen Kunst zum Stil der Renaissance auf streng nationalem Boden vollzog. Gerard David hat manches neue Element in die Kunst gebracht und kommt in den guten Bildern aus seiner späteren Zeit den Bestrebungen des 16. Jahrhunderts in sehr glücklicher Weise entgegen. Wenn das Quattrocento in Komposition, auch in Farb- und Formbehandlung immer das einzelne Stück so sehr hervorzuheben pflegte, daß ein Totaleindruck nach heutiger Weise nur sehr selten entsteht, so hat die Renaissance und vor ihr schon Gerard David mit vollem Bewußtsein darnach gestrebt, die Einzelerscheinungen dem Ganzen unterzuordnen; sie hat sogar die Einzelformen, wenn es anging, ganz gern unterdrückt. Gegenüber dem bunten Vielerlei des gotischen Stils kommt jetzt eine sehr übersichtliche Einheitlichkeit zur Geltung. Gerard David hat diese Auffassung in seinen Werken vertreten, aber wenn seine Zeitgenossen, zumal die jüngeren unter ihnen, die vom neuen Stil verlangte Einheitlichkeit dadurch erreichten, daß sie sich an italienische Vorbilder und Ideen hielten, so hat er, mit sehr seltenen Ausnahmsfällen, die Elemente des neuen Stiles zielbewußt und konsequent aus den heimischen Verhältnissen heraus entwickelt.

Unsere Anbetung der drei Könige ist das typische Beispiel für diese aus rein nationalen Elementen sich entwickelnde früheste nordische Renaissance. Und zwar überwiegt das Einheimische so sehr, daß der Versuch gemacht wurde, das Bild für eine allerdings etwas veränderte und von Gerard David selbst herrührende Kopie nach Hugo van der Goes zu erklären. In der Tat sind gewisse nahe Beziehungen zu Goes nicht zu verkennen, aber sie werden doch wohl nur daher kommen, daß beide Künstler holländischer Abstammung waren und dadurch manche Schuleigentümlichkeiten gemeinsam hatten. Die ganze Komposition ist so leicht und frei, daß sie nicht dem eigentlichen 15. Jahrhundert zugewiesen werden kann, das in der räumlichen Anlage und in der Distanzierung niem alsso frei gewesen ist.

Bemerkenswert ist die Uebereinstimmung, mit der die Formen- und Farben-

behandlung genau die gleichen Ziele verfolgen. Ein Vergleich mit Rogiers Dreikönigsaltar zeigt, daß einerseits das alte System, die Farben stark und unvermittelt nebeneinander zu stellen einer Auffassung gewichen ist, bei der für den ganzen Kolorismus des Bildes ein gewisser Generalton als maßgebend erscheint, und daß anderseits auch bei der Zeichnung überall eine sehr lebhafte Rücksicht auf durchgehenden Fluß der Linien zu beobachten ist. So wie in der Farbe nicht mehr die echt quattrocentische Zerlegung des Bildes in Einzelteile vorwaltet, so sind nun auch die Formen breit und flüssig behandelt. Die alte Manier, die alles, auch die lebenden Körper und ihre Glieder prinzipiell fast nur im Sinne der Stillebenmaler darstellt, hat viel an Kraft verloren und beginnt, wenn nicht ganz abzusterben, sich doch sehr zu verändern. Man vergleiche dafür zunächst die Partien auf Rogiers Dreikönigsaltar, die echtes Stillleben sind, mit den entsprechenden von unserem Gerard David, z. B. den roten Hut, der bei Rogier im Mittelbild vorne liegt, mit den Hüten und Kappen bei Gerard David, und man wird sehen, daß sie grundverschieden behandelt sind. Im Vergleich zu unserer modernen Malerei verfügt ja David noch über eine staunenswert scharfe und klare Zeichnung, aber gegenüber Rogiers Art ist seine Malweise flüchtig und sie vernachlässigt die Details bereits ganz offenkundig. Das gilt nun eben auch von den Figuren. So halten Davids Hände, was die Schärfe der Zeichnung anlangt, den Vergleich mit denen von Rogier gar nicht aus. Aber in einer wichtigen Beziehung zeigen gerade sie von einem bedeutenden Fortschritt. Sie sind nicht mehr so klar artikuliert, aber sie sind als breite malerische Flächen behandelt und stehen darum viel besser im Bilde als die von Rogier. Man sieht also auf der einen Seite den Verfall der alten soliden Durchführung im einzelnen, dagegen auf der anderen Seite den Fortschritt zu einer freieren Technik.

Von dem anderen Hauptmeister der altflandrischen Schule im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, von Quinten Massys, besitzt die Pinakothek kein eigenhändiges Werk. Die Bilder, die ihm hier früher zugeschrieben wurden: eine Beweinung Christi und das Bildnis des Carondolet sind von anderer Hand. Nur eine Madonna mit dem Kinde an der Brust in einem sehr behaglich geschilderten gotischen Gemach gibt uns, obschon auch sie kein Original von des Meisters eigener Hand ist, einen Begriff von jener klaren Reinheit der Formen, die Quinten Massys, unabhängig von italienischen Vorbildern, doch auf eine Weise anstrebt, die viel Verwandtschaft mit den gleichzeitigen Bestrebungen der Künstler von Florenz und besonders von Rom hat.

Die übrigen Vlamen haben das nationale Erbe nicht so treu und rein bewahrt. Vor allem sind es zwei Künstler gewesen, die in direkte Berührung mit italienischer Kunst getreten sind: Jan Gossart, genannt Mabuse und Barent van Orley. Sie zogen beide über die Alpen und brachten der nordischen Kunst bei ihrer Rückkehr nicht nur manche wichtige Kenntnisse, in denen die Italiener den Germanen überlegen waren, sondern überhaupt den von Dürer so genannten antikischen Stil. Es ist sehr schwer abzuschätzen, ob

die beiden Künstler, die man gewöhnlich für das Eindringen der Renaissance in die altniederländische Malerei verantwortlich macht, Nutzen oder Schaden gestiftet haben. Jedenfalls ist aber sicher, daß sie einem unaufhaltsamen Zug der Zeit gefolgt sind.

Beide haben mit Werken im Sinne der echten altniederländischen Schule begonnen, wofür in der Pinakothek die Predigt des heiligen Norbert von Barent van Orley ein gutes Zeugnis bietet. Man erkennt hier noch die Tradition der Schule Gerard Davids. Im Porträt sind Orley und Mabuse wie auch alle übrigen Romanisten, der heimischen Schule treu geblieben, wofür wieder ein Werk von Barents Hand, das schon oben erwähnte, im Katalog noch dem Quinten Massys zugeschriebene Bildnis der Carondolet sprechen mag. Aber was die Ornamente, die Behandlung der Perspektive und der Architektur, die Kostüme und den Geschmack im Arrangement des figürlichen Teiles bei erzählenden und religiösen Bildern betrifft, da überwucherte der fremde Einfluß. Ein berühmtes Beispiel für diesen neuen Geschmack ist Gossarts Danae aus dem Jahre 1521. Die Formen sind glatt und süßlich, obwohl sie in den Augen der damaligen Beschauer idealschön gewesen sein mögen. Dagegen spricht sich in der Behandlung der Architektur die nicht unberechtigte Freude an der Beherrschung der in Italien erlernten kunstvollen Perspektive aus. Hier liegt ein unbestreitbarer Fortschritt vor. Man denke nur an Memlings großes Bild, das vierzig Jahre vorher gemalt worden ist, und man wird erkennen, daß die nordischen Künstler doch einen nicht hoch genug zu schätzenden Gewinn machten als sie für jene naive, rein empirische Behandlung der Perspektive die gründliche Kenntnis der Gesetze der Raumkunst eingetauscht haben.

Auf diese Erkenntnis des Gesetzmäßigen legte der neue Stil allerdings so großen Wert, daß er bis zum Akademischen und schulmäßig Korrekten kam. Damit war der Untergang der alten Schule gewissermaßen besiegelt. An Stelle der zugleich ernsthaften und fröhlichen Individualität der Kunstweise des 15. Jahrhunderts trat der Kanon. Am besten ist das vielleicht bei den Nachfolgern des Quinten Massys] zu beobachten, vor allem bei jenem Marinus van Roymerswale, von dem die Pinakothek mehrere Bilder, Geldwechsler und Steuereinnehmer darstellend, besitzt. Wenn die treue Nachahmung jeder Einzelheit allein genügte, um die echte Kunstwahrheit zu schaffen, so müßten die Bilder des Marinus als Meisterwerke ersten Ranges gelten. Aber auch der ungeübte Blick erkennt, daß diese pedantische und ängstliche Realistik nicht den Eindruck der Natürlichkeit gibt. Das ist öde Virtuosität und was als noch schlimmer gelten darf: es ist Manierismus. Alle die Köpfe und Hände, die scheinbar so individuell nach dem Modell gebildet sind, geben sich sofort als Werk des Marinus zu erkennen, der immer wieder die gleichen, übermäßig scharf gezeichneten Motive bringt und der sie noch obendrein immer in so gespreizter Absichtlichkeit verwertet. In dieser Zeit des zum Absurden geführten Naturalismus war nichts weniger zulässig als die einfache Schlichtheit. Darum dürfen die Figuren nicht lachen, sondern sie müssen

grinsen, darum werden nicht etwa derbe Gestalten gemalt, sondern ausgesucht häßliche Fratzen, darum auch werden die Details so sehr gehäuft. Auf dem Tisch und Bord liegen eine Unmasse von Münzen, Büchern und Hausgeräten, die alle mit größtem Fleiß gemalt und doch niemals übersichtlich sind.

Aehnlich wie Marinus arbeitete Hemessen, von dem auch mehrere Bilder in der Pinakothek sind. So ist die alte flämische Kunst um die Mitte des 16. Jahrhunderts in diese eine Form des zur Karikatur verzogenen Realismus ausgeartet, teils durch Einwirkung vom Süden her, teils aber auch in Fortsetzung heimischer Tendenzen. Es hat nämlich schon ums Jahr 1500 in den Niederlanden, wie auch in Italien und in Deutschland eine Richtung gegeben, die man den frühesten Barock nennen darf. Einer ihrer Hauptvertreter war ein noch immer viel umstrittener Antwerpener Maler namens Herri met de Bles, dessen einziges bezeichnetes Bild die Pinakothek besitzt. Die Inschrift ist in der letzten Zeit angezweifelt worden, aber sie ist echt. Der erste Eindruck, den diese Darstellung der Dreikönige macht, ist unerfreulich. Das Gewimmel der vielen kleinen überlangen und allzu scharf gezeichneten Figürchen darf uns beunruhigen. Erst bei näherem Zusehen beobachtet man mit angenehmer Ueberraschung, daß noch vieles vom alten Glanze der Farbe und der geschmackvollen Ausführung des Details vorhanden ist. So kann uns die Tafel des Herri met de Bles als ein charakteristisches Beispiel des frühesten altniederländischen Barocks gelten. Das wunderliche, vielverschlungene Wesen tritt hier zum erstenmal auf, verband sich dann mit den romanistischen Tendenzen und dem Streben nach völliger Korrektheit und führte zu dem Manierismus, der durch Marinus vertreten wird.

Daneben gab es eine andere, fast rein akademische Richtung, bei der die Erinnerungen an echt altniederländische Formen und Anschauungen scheinbar völlig im Streben nach klassischer Schönheit untergegangen sind. Die Hauptvertreter dieser Richtung, die dann bis zu Rubens die eigentliche Führung in der belgischen Kunst übernahm, sind Frans Floris und Willem Key gewesen. Von Floris hat die Pinakothek nur ein wenig bezeichnendes Bild, eine der damals üblichen halbnackten weiblichen Figuren, für die fast jeder Name aus der Mythologie paßt. Von Willem Key aber haben wir ein Hauptwerk, die um 1550 gemalte Pietà, die lange Zeit als ein Werk des Quinten Massys gegolten hat und zu der es ein bezeichnetes Gegenstück in der Amsterdamer Sammlung Six gibt. Die anatomisch sehr genau, aber kokett behandelten Formen von Christi Leib, die scharf und klar geführten Linien im Antlitz Mariae, der Fluß der Komposition, die Freiheit, mit der die Gruppe in die weite Landschaft gestellt ist und vor allem die reiche Durchbildung der pathetischen Erzählung haben das Bild zu einem der berühmtesten Gemälde der Pinakothek gemacht. In der Tat sind alle diese Eigenschaften als Vorzüge aufzufassen; trotzdem ist das Ganze in seiner sehr absichtlichen Haltung, in der mühelos arbeitenden Virtuosität, in dem Streben nach bestechender Gefälligkeit doch der Typus einer korrekten klassizistischen Arbeit. Das Amster-

daner Gegenstück zu unserem Bilde zeigt mehrere Porträts, die recht bestimmt und scharf gehalten sind. In der Tat hat sich auf diesem Gebiet selbst in der Gruppe der eingefleischten Romanisten die alte niederländische Tüchtigkeit nicht verleugnen lassen. Von einem anderen Key, von Adrian Thomas Key, besitzt dann noch aus wesentlich späterer Zeit die Pinakothek ein immerhin treu und ehrlich nach der Natur gemaltes Bildnis.

In Holland hat die Malerei eine ähnliche Entwicklung genommen wie in Belgien, doch das läßt sich in der Pinakothek nicht so gut verfolgen. Allerdings haben wir von dem holländischen Hauptmeister der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, von Lucas van Leyden eines seiner berühmtesten Bilder, aber leider in einem Zustand, der die ursprüngliche künstlerische Wirkung nicht ganz klar erkennen läßt. Es ist das Klappaltärchen von 1527 aus der ehemaligen Sammlung Kaiser Rudolfs II., darstellend die Madonna mit dem Kind, vor der ein von der heiligen Magdalena patrozinierter Stifter kniet. Das Altärchen ist im 17. Jahrhundert dermaßen umgestaltet worden, daß die beiden im Oval abgeschlossenen Flügel zu einer niedrigen, viereckigen Tafel zusammengezogen wurden. Man sieht noch heute über der Madonna und über dem Stifter je einen Bogen, der die Trennungslinie zwischen dem echten Werke des Lucas van Leyden und der späteren Ergänzung erkennen läßt. Es verlohnt sich, dieser Linie entlang zu gehen und den Unterschied in der Farbe zu beobachten. Wie geschickt scheint die obere Partie ergänzt zu sein und doch wie trüb ist die Farbe gegenüber der der unteren Teile, wie unklar und dürftig sind die Formen des angefügten Stückes.

Das Altärchen hat in der Komposition durch die Erweiterung sehr gelitten. Ursprünglich war es in gotischer Weise knapp und intim, jetzt ist dieser Charakter einer leeren Breite gewichen; aber noch immer erkennt man in der Farbe eine entzückende Reinheit und in der Zeichnung, besonders beim Stifter, eine sehr große Sicherheit.

Diese Fertigkeit ist freilich auch etwas trocken und steht in einem nicht künstlerisch ausgeglichenen Gegensatz zu der knitterigen Reichhaltigkeit der Formen. Das kann man besonders deutlich an der schon etwas affektierten Verkündigung beobachten, die nebenan hängt und einstens zu dem Klappaltärchen gehört hat. Sie hat viel zerfahrene Rastlosigkeit. Lucas van Leyden war eben ein Uebergangsmeister und gerade um die Zeit, da er unser Bild schuf, begann er sich fremden Anregungen, die von Italien und von Deutschland her zu ihm drangen, zu ergeben. Es sei hier noch eigens darauf hingewiesen, daß diese Verkündigung vor einigen Jahrzehnten von der Haupttafel abgesägt und dabei schwer beschädigt wurde, wie man an der damals neu gemalten und jetzt bereits sehr rissig gewordenen Mittelpartie erkennt.

Von den späteren Altholländern besitzen wir wenig Namhaftes außer etwa der Predigt Johannis von dem sehr seltenen Jan Swart van Groningen.

Ein Brief von Adolph Bayersdorfer.

Mitgeteilt von Eduard His in Basel.

Im Nachlaß meines Vaters, des durch kunstgeschichtliche Forschungen, namentlich über Hans Holbein, in wissenschaftlichen Kreisen bekannt gewordenen Dr. Eduard His-Heusler, finden sich zwei Briefe von Adolph Bayersdorfer, von denen mir der eine nach Form und Inhalt für den scharfen und glänzenden Geist seines Verfassers in hohem Maße charakteristisch erscheint, so daß ich glaube, er biete auch für weitere Kreise Interesse.

Mein Vater war mit Bayersdorfer in den 1860er Jahren bekannt geworden, wahrscheinlich bei der Münchener Ausstellung von 1869, vielleicht auch schon früher. Jedenfalls trafen sie sich bei der Dresdner Holbein-Ausstellung im Herbst 1871 wieder, und Bayersdorfer hat auch meinen Vater wiederholt in Basel aufgesucht. Veranlassung zu dem erwähnten Brief gab eine im Dezember 1872 von meinem Vater an Bayersdorfer gerichtete Bitte um Auskunft über gewisse im Münchener Kupferstichkabinet befindliche Holzschnitte nach Zeichnungen des Urs Graf. Bayersdorfer hat die gewünschten Aufschlüsse in zuvorkommendster Weise erteilt und in seinem Schreiben auch eine Reihe anderer Fragen gestreift. Es ist nicht meine Absicht, den Lesern des Briefes den Reiz dieses Kabinettstückes des Briefstils durch Anmerkungen und Fußnoten zu stören. Zum Verständnis der Situation mögen nach der kunsthistorischen Seite hin folgende kurze Bemerkungen genügen, die mir von befreundeter, sachkundiger Seite zur Verfügung gestellt worden sind:

Als der Brief abgefaßt wurde, stand Ed. His-Heusler mitten in den Vorabeiten zu seinem Verzeichnis des Werkes von Urs Graf. (Erschienen im VI. Band von Zahns Jahrbüchern für Kunstwissenschaft. Ueber die im Schreiben genannte Postilla Guillermi hat zuletzt Hans Kögler im „Anzeiger für schweiz. Altertumskunde“ ausführlich gehandelt, IX 1907.)

Ueber die anderen von Bayersdorfer angeregten kunsthistorischen Fragen sind in mehreren Fällen die Akten noch nicht geschlossen. Unbeantwortet ist die Frage nach dem großen geheimnisvollen Meister, der die Flügel des Sebastiansaltars in der Münchener Pinakothek gemalt. Ebensowenig ist es bis dahin gelungen die Persönlichkeit des Meisters jener Bildergruppe festzustellen, der in Bayersdorfers Brief als „Bartel Beham“ bezeichnet wird; der unbekannte Maler wird heute „Meister von Meßkirch“ genannt, und seine Tätigkeit in die Bodenseegegend verlegt. Manches andere hat sich dagegen mittlerweile aufgeklärt: So ist dank einer glücklichen Entdeckung Bodes der aus Memmingen gebürtige Wandermaler Bernhard Strigel mit Sicherheit als der Meister jener Folge von Tafelbildern nachgewiesen, die Bayersdorfer mit einem „Ravensburger Holbein“ in Verbindung bringen wollte. Daß sich der Briefschreiber mit dem damals allgemein geglaubten Dogma über den Maler des Isenheimer Altars von Colmar nicht befreunden konnte, ist charakteristisch. Seitdem der Berliner Galeriedirektor G. F. Waagen dieses grandioseste Werk altdeutscher Malerei dem Straßburger Maler Hans Baldung Grien zugeeignet hatte (1843) und Woltmann (Zeitschrift f. bild. Kunst 1866) dafür eingetreten war, galt der Ursprung des Altars bei der großen Mehrzahl der Fachgenossen als feststehend. Es frägt sich sehr, ob Woltmanns Bekehrung zu M. Grünewald (Ztschr. f. bild. Kunst 1873) nicht auf Bayersdorfers Bemühungen zurückzuführen sei.

München, den 28. Dezemb. 1872.

Sehr geehrter Herr His!

Heute habe ich Ihnen zwei Ausgaben der Postilla Guillermi, welche unter den hier vorhandenen die wichtigsten sind, zugesendet. Ich habe einige Tage zugewartet, um das Paquet nicht während der Weihnachtsfeiertage der üblichen babylonischen Postverwirrung aussetzen zu müssen. Die in der Ausgabe von 1511 enthaltenen kleinen Holzschnitte sind offenbar den bei Petri verlegten nachgeschnitten, wobei die Monogramme (von den nichtmonogrammirten Passionsholzschnitten abgesehen) weislich weggelassen wurden. Fol. LXXXII a u. b finden Sie die Darstellungen, welche mir im hiesigen Kupferstichcabinet auf die Spur halfen. Die großen Holzschnitte finden sich in einer weiteren Förterschen Ausgabe von 1513 und in einer dritten ohne Druckerfirma von 1515. Die ersten beiden sind identisch und die dritte wenig von ihnen verschieden. Die Ausgabe von 1509 mit den kleinen Holzschnitten, welche nach dem Titelbild zu schließen wohl die älteste des Adam Petri ist, sende ich mit, weil ich mir vorstelle, daß sie Ihnen in Basel fehlt. Die beiden letzten Ausgaben, welche noch diese kleinen Bilder enthalten, sind bei Thomas Wolf erschienen. Das nicht monogrammirte Titelbild derselben ist eine etwas freie Copie des älteren von 1509 und hat die Plätze für die Jahrzahl auf dem Bande und die Inschriften auf den Büchern und Tafeln freigehalten, damit sie nachträglich rot eingestempelt werden konnten. Diese letzten Ausgaben sind von 1520 und 21, überhaupt die spätesten, welche die hiesige Bibliothek enthält. Die Zahl der hier vorhandenen Ausgaben, welche diesen beiden letzten in der Zeit vorausgehen, ist 103. Im ganzen sind es also 105, weitaus zur Mehrzahl altersstolze Incunabeln. Der Basler Ausgaben sind 17, welche von den Jahren 1509—1521 datiren. 1510 und 1517 gehen darunter leer aus; 1518 weist drei, die Jahre 1511, 13, 14, 15 weisen je zwei Ausgaben, die übrigen je eine auf. Wie oft wünsche ich Sie hierher, wenn mich irgend eine kleine Forschung in diese Sääle führt! Ein ganzes Bergwerk für einige Specialgebiete der Kunstgeschichte — und der Bergmann fehlt. Ich schlage wohl hie und da eine Ader an, daß es mir aus dem Dunkel entgegengleißt; aber das geschieht mehr aus einem momentanen Gelüste als weil ich einen rationellen Betrieb einleiten wollte. Mein Interesse ist auf anderen Gebieten lebendiger und ich leide ohnedies an dem Fehler, dasselbe zu zersplittern. Hier in unsern ungehobenen Handschriften-, Archiv- und Bücher-Schätzen sollten Sie mit Ihrer ruhigen Art, Terrain zu gewinnen, einmal die Parallelen eröffnen: da würde vielleicht manches hartnäckige Capitel Kunstgeschichte capituliren. Kommen Sie doch einmal auf ein Jahr hierher. Nehmen Sie ihre ganze Familie bis zum letzten Holbeinabkömmling und Ihr altgewohntes, liebgewordenes Baseler „Gehäuß", sofern es transportabel ist, mit, und Sie werden sich hier, wenn Sie nicht gerade durch das Fenster die Rittergasse erblicken wollen, im geschlossenen Kreise der Ihren wie zu Hause finden. In einem solchen Basel in nuce können Sie wohl auf einige Monate die alte Vaterstadt verschmerzen. Nicht als ob ich München sehr gerühmt haben wollte! Die humanistischen, Kunst- und wissenschaftlichen Bestrebungen nehmen zwar lebhaft zu an Umfang, aber das feinere Verständnis für diese Culturelemente ist trotz der wachsenden Pflege entschieden im Rückgange. In 20 Jahren wird München so ziemlich seine Eigenthümlichkeiten verloren und sich der industriellen Intelligenz Berlins und der gedankenlosen Genußsucht Wiens genähert haben. Alle die eigensinnig ausgebauten Individualitäten von Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern, welche noch in beunruhigender Zahl hier vorkommen und

die trotz alledem über den ungezählten Haufen hinweg einzeln sichtbar bleiben, werden dann zurücksinken in die Masse und verschwinden im regeren Getriebe des Lebens. Oben schwimmen dann nur diejenigen, welche mit einem Commis und einem Hauptbuche in Intelligenz machen können. Vorderhand aber haben wir noch ein bischen Schlaraffenland für Kunst und Wissenschaft, Theater und Musik und schöne Literatur jeder Art. Gelehrte Forscher in allen Fächern von wohlangebrachter Einseitigkeit, oft liebenswürdig eingeengte Naturen, kommen neben ganz alten Polyhistors, wahren lexicis von veraltetem Wissen, wandelnden Encyclopädien, vor, denen nur die Allongeperücken fehlen. Dazwischen läuft dann ein moderner Vielwisser und Nochmehrschreiber hindurch und die schlechtverhehlte gegenseitige Geringschätzung ist ein ergötzliches Schauspiel. Auch unter den Künstlern gibt es diese Gegensätze. Alte Traditionen und neue, natürlich auch Zukunftsbestrebungen, haben ihre Vertreter, und man hat wie zu weiland Biedermaiers Zeiten immer noch viel übrige Zeit, um sehr geringfügige Fragen mit großem Interesse zu discutiren. In den Concerten trifft man noch eine alte Phalanx von Feinschmeckern, welche jedes mozartsche Divertimento bis zur letzten Wechselnote kennen und behaglich ausschmecken, welche die Gicht bekommen, wenn ein heranreifender Zukunftsapostel, der sich für Richard Wagner spießen und braten läßt, eine chromatische Jeremiade aus den Werken seines Herrn und Meisters con sentimento vorträgt. Kurzum die „Brodlose" hat hier noch ein Restchen Ansehen. Aber schon wird das nivellirende Strichbrett angesetzt und die Uniformirung der Köpfe ernstlich in Angriff genommen. Wo bleiben dann unsere berechtigten Eigenthümlichkeiten und unveräußerlichen Verschrobenheiten, wenn jeder Secondelieutenant und jeder junge Börsianer in seinen Mußestunden als gutbezahlter Produzent einer mindestens klassischen Literatur erscheint? Ich will nicht weiter jammern; aber kommen Sie noch, bevor die Bildung epidemisch wird und München gleich anderen Städten begreifen lernt, daß die Zeit Geld ist und nicht an das unrentable Geschäft gelehrter Studien und geistiger Genüsse verschwendet werden darf.

In der Sebastiansaltarfrage bin ich längst eine geladene Petarde, welche auch in diesen Wochen losgegangen wäre, wenn ich nicht mit Eisenmann auf den nächsten Sommer eine Expedition verabredet hätte, von der ich mir noch manche Aufklärung verspreche. Schmid's Kurzwarenlager von Beweisgründen könnte ich heute schon aufkaufen, wenn es mir darum zu thun wäre, oder wenn ich an Woltmanns abermaliger Conversion einen besonderen Spaß hätte. — Ich glaube, daß mit der fortschreitenden Forschung der Name Hans Holbein (der Aeltere) mehr als einer Person zukommen wird. Die Dombilder von 1493, die Paulusbasilika, die Transfiguration, der Kaisheimer Altar, die Frankfurter Bilder, die (nun gereinigte) Karlsruher Kreuzschleppung von 1515 gehören e i n e m Urheber, einem guten zünftigen Maler von spießbürgerlichem und werkthätigem Manirismus und braver Handwerkersorgfalt an, dessen bestes Werk unstreitig der junge Holbein ist. Hievon wesentlich und auch unter sich verschieden sind: erstens St. Maria maggiore, zweitens die kleinen Nürnberger Bilder, drittens der Sebastiansaltar. Ich werde über die Technik und die wohlunterschiedene Kunstweise und Naturanschauung dieser Bilder ein förmliches Protocoll von steckbrieflicher Strenge aufnehmen. Die Ateliergeheimnisse des alten Holbein werden doch auch nicht unerforschlich sein. Auch halte ich es für möglich, daß sich aus dem Meister der Hirscherschen Sammlung, dem Münchner Schülein (Schongauer) und Rehlingen-Holbein ein (Hans) Holbein von Ravensburg entpuppt. Diese Fragen wollen wir im nächsten Sommer

behandeln. Aber auch noch andere Räthsel sind für unsere Expedition angemerkt: Was ist Authentisches über M. Grunewald zu erfahren? Genaue Analyse und Darstellung der Kunstweise in den ihm zugeschriebenen, d. h. *einem* Meister angehörenden Bildern. Wer ist der Meister des Ißenheimer Altars; welche Berührungspunkte mit anderen Meistern zeigt er? Strenge steckbriefliche Aufnahme. Wer hat die Bilder des sogenannten Bartel Beham gemacht? ꝛc. Wir wollen, wenn wir auch keinen Namen eruiren, uns wenigstens eine bestimmte Anschauung von den vorliegenden Individualitäten verschaffen und ihre Werke richtig gruppiren. Namen kommen später und an Anhaltspunkten fehlt es jetzt schon nicht. Wir werden einen möglichst großen Apparat von Photographien mitnehmen, um dem Gedächtnisse bei der Vergleichung nachzuhelfen; auch werde ich Zeichnungen anfertigen, wo es nöthig ist. Natürlich beschränken wir uns nicht auf die obigen Fragen, sondern werden Augen und Gedächtniß für Alles mitbringen. Vielleicht gelingt es der Expedition doch, für einige Quadratmeilen aus diesem Innerafrika der Kunstgeschichte eine brauchbarte Charte herauszugeben. Der vorgesteckte Weg ist folgender: München, Regensburg, Nürnberg, Schwabach, Erlangen, Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg, Frankfurt, Mainz, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Straßburg, Colmar, Ißenheim, Basel, Freiburg, Donaueschingen, Sigmaringen, Ravensburg, Ulm, Augsburg, München. Wir wünschen Beide sehnlichst, daß Sie diese Rundschau mitzumachen Lust hätten.

Das Monogramm auf dem deutschen Bilde in den Uffizien hat Eisenmann so: MR aufgezeichnet. Er glaubt an Augsburger Abkunft des Bildes. Das Monogramm ist uns fremd; auch Schmidt erinnert sich dessen nicht. — Eine wohl aussichtlose Gegenfrage ist die nach dem Besitzer des Monogrammes: W̊, welches Eisenmann auf einem Bilde im Louvre, das bestimmt dem sogen. Barth. Beham zugehört, gefunden hat. Dort heißt es natürlich Wohlgemuth.

Im bevorstehenden Januar hoffe ich endlich auch nach Italien zu kommen, so Gott und mein Verleger will. Dem Letzteren habe ich wiederholt bestimmt erklärt, daß der erste Band meines Dürerbuchs nicht erscheint, bevor ich nicht in Italien war, hauptsächlich in Florenz gründliche Studien gemacht habe. Im Mai will ich dann zurückkehren, um die Vorbereitungen zur oberdeutschen Inspektionsreise zu treffen, auf welcher ich Sie zu sehen hoffe. Am Liebsten gleich von Anfang an. Wenn wir dann unsere Sache gut gemacht haben und wir kommen darnach auf den gelehrtenstolzen Wiener Congreß, werden wir die Freude erleben, daß uns Lübke, Lützow, Woltmann, Bruno Meyer u. Andere auf die Achsel klopfen. Das soll uns dann wohl thun.

Die Bücher können Sie behalten, so lange Sie dieselben nur irgend bedürfen. Seit ihrer Aufstellung bin ich wohl der erste, der sie angesehen hat, vielleicht auch der letzte für die nächsten zwei Jahrhunderte. Sollten Sie dieselben noch nicht erhalten haben, so bitte ich um Nachricht, da ich, weil ich keinen Werth declarierte, auch keinen Postschein erhalten habe, und in solchem Falle dem verirrten Weihnachtspaquet einen Laufzettel nachschicken würde.

Mit freundlichem Gruße und der Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung

Adolph Bayersdorfer.

Eisenmann, der sich empfehlen läßt, meldet mir soeben, daß er, resp. seine Frau, heute das erste Eisenkind, ein Mädchen, erhalten habe.

Die Königin von Navarra.

Von Lulu von Strauß und Torney in Bückeburg.

Es fällt uns eines Tages ein altes vergessenes Buch in die Hände, ein kleiner, brauner Lederband mit verblaßter Goldpressung auf dem Rücken und wunderlich gemustertem Vorsatzpapier. Sein Titel ist weitschweifig, in schwarzen und roten Lettern gedruckt, und das Buch spricht eine Sprache, die uns nicht vertraut und handlich mehr ist, vielleicht ein treuherzig grobkantiges Chronikdeutsch, oder auch dieses höfische Altfranzösisch, das feierlich und graziös ist, wie der Tanzschritt der Pavanne.

Beim gleichgültigen Durchblättern hält uns irgend ein Wort, ein Satz fest. Wir lesen weiter, von einer stockfleckigen Seite zur andern. Und im Lesen fühlen wir plötzlich, wie es uns warm und bewegt zu Sinn wird, wie es uns ansieht aus diesen Blättern mit lebendigen Augen, zu uns spricht mit Stimmen; wie das im Wort gefangene Leben wieder anfängt zu pulsen und zu atmen, über die toten Jahrhunderte hinweg, in der Berührung mit unserer lebendigen Seele. Wir sind reicher geworden, wenn wir den Band schließen. Reicher um ein wundervolles Menschenbild vielleicht, um ein neues feines Verstehen, eine Freude, ein starkes Mitleid, reicher um ein Stück Liebe zu diesem großen, ewig jungen Leben selbst, das sogar in spätem Abglanz noch so farbig und prachtvoll zu uns herüberscheint.

So ist es mir mit den „Memoires de Marguerite de Valois, Reyne de France et de Navarre“ gegangen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es wächst ein königliches Kind in Frankreich auf, eine Valois, von mütterlicher Seite her das Blut der Medici in den Adern. Eine feine, vornehme Kultur steckt als Erbe in diesem Blut, und zugleich etwas von der starken Lebenskraft, der unbekümmerten Lebens- und Schönheitsfreude der großen Renaissancemenschen dieses Geschlechts.

In eine wilde und tief unruhige Zeit ist diese Tochter Frankreichs hineingeboren. Die frühesten Kindheitsjahre sind ja auch ihr, wie uns allen, eine terra incognita, ein Land durch das sie hindurchgewandert ist, ohne sich dessen zu entsinnen. Über die ersten Erinnerungen dieses jungen Lebens sind schon wie Vorstöße des großen Sturmes, der es später auf Höhen und in Tiefen tragen sollte.

Es ist zur Zeit des Colloque de Poissy, und der ganze Valoishof sogar heimlich durchsetzt von der hugenottischen Häresie. Bis in die königliche Kinderstube geht der Religionskrieg. Der junge Prinz Heinrich von Anjou mit seinen Spielkameraden steckt selbst in dieser „unglücklichen Huguenoterie“, er macht brüderliche Bekehrungsversuche, wirft das Gebetbuch der Prinzessin Schwester ins Feuer und zwingt ihr die Psalmen der Hugenotten in die Hand. Das kleine Mädchen flüchtet sich zur Mme. de Curton, „die Gott mir die Gnade erwiesen hatte katholisch zu erhalten“, und zum Kardinal de Tournon, der ihr Gebetbuch und Rosenkranz wieder schenkt und sie ermahnt, standhaft

zu bleiben. Das ist nicht leicht. Diese Rotte halbwüchsiger Bekehrer hat den echten, grausamen Knabenspaß daran, das heftige junge Kind zu quälen. Kinderei und Dummheit sind ihre Standhaftigkeit! Es ist klar wie der Tag, daß sie nichts davon versteht! Alles, was Geist hat — diesen Götzen der Franzosen, esprit! — will nichts von alten Irrtümern und Bigotterie mehr wissen! Aber sie ist ebenso dumm wie ihre Mme. Curton, und die Königin Mutter wird sie peitschen lassen!

Das ist nicht die Sprache, um dieses königliche Kind zu beugen. Marguerite schluchzt vor Zorn und Angst, aber sie bleibt ebenso gut katholisch wie später als Königin von Navarra, wo sie sich das Recht des angestammten Bekenntnisses dem eigenen Gatten gegenüber zu verteidigen weiß. Und diesem Kinderkrieg macht die Königin-Mutter selbst ein Ende, aber ein anderes als das von ihrem Sohn prophezeite, indem sie nämlich diesen jungen hitzigen Hugenotten energisch zu „der wahren, heiligen und alten Religion unserer Väter" zurückzwingt.

La Reyne ma mère! In diesem Zusammenhang wird Katharina von Medici zuerst von der Tochter genannt, und von nun an geht sie wie ein dunkler Schatten durch die Blätter des Buches, mehr mit Furcht als mit Liebe gezeichnet. Diese starke, intrigante und skrupellose Frau steht heimlich im Mittelpunkt der Geschichte Frankreichs, die Seelen durchschauend wie Glas, sie selber durchschaut von keinem; die Menschen lenkend wie Puppen an den unsichtbaren Drähten der Ehrsucht, der Eigenliebe, der Leidenschaften; ihre eigenen Kinder gegeneinander ausspielend, eins durch das andere in Schach haltend, damit ihr keines über den Kopf wächst. Eine rätselhafte Gestalt, abstoßend und dämonisch beherrschend zugleich.

Unter den Augen einer solchen Mutter wächst die junge Tochter auf, — Augen, die schon in diesen Werdejahren, dieser verspielten Mädchenjugend scharf nach den Handhaben suchen, an denen der fertige Charakter einmal zu fassen und zu lenken sein würde.

Das war leicht und nicht leicht. Die junge Valoisprinzessin lachte gern und tanzte und ritt mit dem ganzen leidenschaftlichen Genuß schöner und graziöser Menschen. Sie liebte Schmuck und Frauenputz, sie wußte, daß sie schön und daß sie Schwester und Tochter von Königen war. Es war viel Spiel und Uebermut in ihr, ein königlicher Leichtsinn, der auch über die Dunkelheiten und schweren Dinge des Lebens weglachen konnte, als wären sie nicht da.

Aber unter der klaren, leicht beweglichen Oberfläche dieser noch halb kindlichen Seele sah die kluge alte Medicikönigin ein paar feste gerade Linien, mit denen einmal zu rechnen sein würde. Einen stark ausgeprägten Willen, eine hochfahrende Selbständigkeit, eine rasche Maßlosigkeit nach jeder Richtung hin, die unbequem werden konnten.

Vorerst aber stand Katharina beiseite und ließ werden und wachsen, was wollte. Marguerite war jung, und am Hofe der Valois gingen die Tage vorüber wie Feste. Die Prinzessin greift eine heraus aus den bunten, schon halb verwischten Erinnerungen dieser frühen Jugend. Der Festsaal eine grüne Insel, eine umbuschte Rasenfläche; in das Gebüsch große Nischen geschnitten, und in jeder ein gedeckter Tisch für zwölf Personen.

Der Tisch ihrer Majestäten allein erhob sich auf einer hohen Dais von vier Rasenstufen. Alle diese Tische bedienten Scharen von Hirtinnen in Goldstoff und Seide gekleidet, verschieden nach den verschiedenen Trachten aller Provinzen Frankreichs. Während der Fahrt der prächtigen Schiffe (auf welchen man von Bayonne bis zur Insel her-

unter fortwährend von der Musik vieler Meergötter begleitet wurde, die Verse sangen und rezitierten um das Schiff der Majestäten her —) hatten diese Hirtinnen sich, jeder Trupp einzeln, auf einer Wiese am Ende einer großen Allee befunden, bereit, in den genannten Saal zu gehen, jede Schar nach der Art des Landes tanzend. Die Mädchen von Poitu mit der Sackpfeife, die Provençalen mit Pauken, die aus Burgund und Champagne mit den kleinen Hoboen mit Geige und Tamburin, die Bretagnerinnen Rundtänze (passepieds und branles-gais) tanzend; und so alle andern Provinzen. Nachdem ihr Dienst beendet und die Mahlzeit vorbei war, sah man mit einer Schar musizierender Satyrn einen großen leuchtenden Felsen erscheinen, heller leuchtend von der Schönheit und dem Schmuck der Nymphen, welche darauf ihren Einzug hielten, als von der künstlichen Beleuchtung; welche niedersteigend ein schönes Ballet tanzten, dessen Glanz das neidische Schicksal nicht ertragen konnte und einen so seltsamen Regen und Sturm ausbrechen ließ, daß die Verwirrung der Rückfahrt, die man nachts zu Schiff machen mußte, am andern Tag ebensoviel gute Geschichten zum Lachen lieferte, wie die prächtige Festveranstaltung Freude erregt hatte . . .

Mitten durch Tanz und Tafelmusik klingen aber die Trompetenstöße des Hugenottenkrieges, der zu Zeiten unter der Asche schwelt, um dann wieder lichterloh aufzuflackern. Der junge Prinz von Anjou führt mit Glück die königliche Armee, er schickt seinem Bruder, dem König Karl, einen Edelmann nach Paris mit der Botschaft, daß er in wenigen Tagen die Feinde zur Schlacht zu zwingen hoffe und vorher, für den Fall, daß das Schicksal die Feier des Sieges mit der seines Begräbnisses vereinen wolle, die Seinen zu sehen wünsche. Der Hof macht in drei Tagen die Reise von Paris nach Tours, wo der Prinz mit seinem Stabe ihm entgegenreitet und dem König eine Ansprache hält

von einer Klugheit der Worte, die mehr für einen Graubart und alten Kapitän paßte, als für eine Jugend von sechzehn Jahren, der doch schon die Lorbeeren zweier gewonnener Schlachten die Stirn bekränzten.

Und in diesen Tagen vor Tours, während Katharina von Medici Kriegsrat mit alten Kapitänen und ruhmsüchtigen jungen Prinzen hält, tut ihre Tochter die ersten zaghaftstolzen Kinderschritte auf dem Boden der Politik. An diesem Hof, den eine Frau regierte, war die wichtige Stellung der Frauen Tradition geworden. Marguerite von Valois hätte kein Medizíblut in den Adern haben müssen, wenn sie nicht auch mit heimlicher Freude mit ihren jungen Händen in das große Gewebe hineingegriffen hätte. Aber es hat ihr zeitlebens geschadet, daß sie zu wenig Medici und zu viel sie selbst war. Ihre vornehme Unfähigkeit zur niedrigen Intrigue hat sie immer wieder zwischen die Parteien gestellt, jeder verdächtig, keiner ganz zu eigen.

Die Königin-Mutter geht im Park im Gespräch mit einigen Prinzen und hohen Herren, als der Prinz von Anjou seine Schwester beiseite nimmt. Ein paar brüderliche Schmeicheleien und Freundschaftserklärungen sind die Einleitung. Und dann der Zweck:

„Ihr seht die schönen und großen Aufgaben, zu denen Gott mich gerufen und die Königin, unsere gute Mutter, mich erhoben hat. Ihr müsset mir glauben, daß, da ich nichts auf der Welt mehr liebe als Euch, ich nie weder Macht noch Güter besitzen werde, an denen Ihr

nicht Teil habet. Ich weiß, daß Ihr genug Geist und Verstand habt, um mir bei der Königin, meiner Mutter, zu dienen und mich in dem Glücksstern zu halten, in dem ich stehe. Nun ist es für mich von größtem Nutzen, in ihrer Gunst erhalten zu werden. Ich fürchte, daß die Abwesenheit mir schadet, und doch zwingt mich der Krieg und meine Stellung, fast immer abwesend zu sein. Während der König, mein Bruder, immer bei ihr ist, ihr schmeichelt und in allem zu Dienst ist. Ich fürchte, daß das auf die Dauer mir Schaden bringt, und daß der König, mein Bruder... sich nicht immer mit der Jagd unterhält, sondern ehrgeizig wird... und mir das Amt des Königsleutenants (lieutenant du roy) nimmt, das er mir selbst bei der Armee verliehen hat... In dieser Furcht auf Abhilfemittel bedacht, finde ich es notwendig für mich, einige sehr getreue Personen zu haben, welche bei der Königin, meiner Mutter, meine Partei halten. Ich kenne niemanden, der dazu mehr paßte als Ihr, die ich wie mein zweites Ich ansehe... Ich bitte Euch, immer bei ihrem Lever, im Kabinett, beim Coucher zu sein... und das wird sie bewegen, sich Euch mitzuteilen. Und zugleich werde ich ihr von Euern Fähigkeiten sprechen, von den Diensten, die diese ihr leisten würden, und sie bitten, nicht mehr mit Euch wie mit einem Kinde umzugehen, sondern Euch in meiner Abwesenheit wie mich selbst zu halten..."

Diese Sprache war mir sehr neu, da ich bis dahin ohne Zweck gelebt und an Tanzen und Jagen gedacht hatte, und nicht einmal den Wunsch hatte, mich zu putzen und schön zu erscheinen, indem ich noch nicht in dem Alter solches Ehrgeizes war... und da ich in solchem Zwange gegenüber der Königin, meiner Mutter, auferzogen war, daß ich nicht nur nicht wagte, zu ihr zu sprechen, sondern auch zitterte, wenn sie mich ansah, aus Furcht, etwas getan zu haben, das ihr mißfiel.

Aber der Reiz der Aussicht, plötzlich in der Reihe der Erwachsenen zu stehen, ist doch größer als die Furcht; und dem halbwüchsigen Ding schlägt das Herz vor Stolz, als die Königin-Mutter sie wirklich in ihr Kabinett rufen läßt.

„Euer Bruder hat mir gesagt, . . . daß er Euch nicht mehr als Kind ansieht. Ich will es auch nicht mehr tun. Es wird mir ein großes Vergnügen sein, mit Euch zu sprechen, wie mit Eurem Bruder. Haltet Euch mir ergeben und fürchtet nicht, frei zu sprechen. Denn ich will es so!"

Es ist bezeichnend für die Gewalt dieser Frau über die Seelen, daß diese Worte in der jungen Prinzessin eine „so maßlose Freude" erwecken,

„daß es mir schien, als seien alle Freuden, die ich bis dahin hatte, nur Schatten dieses Gutes, und daß ich die Vergangenheit, die Beschäftigungen meiner Kindheit, den Tanz, die Jagd, meine Spielgefährtinnen, mit verächtlichem Blick ansah" —

Katharina von Medici war scharfsichtig genug um zu wissen, welch edles Material, noch bildsam wie Ton, sie unter den Händen hatte. Es schmeichelte ihrem Stolz, eine solche Tochter zu besitzen, und ihrer Herrschgier, sie zu formen und in ihr die Zukunft zu beherrschen. Sie wußte ihren Damen gegenüber die Prinzessin nicht genug zu rühmen.

Aber ihr Hof war nicht umsonst die hohe Schule der Intrigue für ihre Söhne gewesen. Und Marguerite, die, stolz auf das Vertrauen des fürstlichen Bruders, loyal und ehrlich seine Interessen vertrat, hatte noch zu lernen, daß

Fürstengunst auf tönernen Füßen steht, und daß ein gnädiger Blick von oben ein Dutzend Feinde schafft.

Bei dem nächsten Zusammentreffen des Hofes mit dem Prinzen von Anjou, diesmal im Feldlager unter den Mauern von Saint Jean d'Angely, hat dieser einen französischen Edelmann, Monsieur de Guast, bei sich, der wie sein Schatten nicht von seiner Seite weicht. Die echte Favoritennatur, verschlagen und ehrgeizig, dabei liebenswürdig und geistreich genug, um einen jungen und hochstrebenden Geist zu verführen. Die blendende Dialektik Macchiavells, der nackte Herrenegoismus, die sanktionierte Lüge seiner Fürstenschule mußten der Köder dazu sein. Der hochfahrende Prinz wußte nicht, daß er nur eine Rechenfigur in den Händen seines Vertrauten war, wenn er seine Theorien gierig in sich einsog.

Das sicherste Mittel, sich selbst die oberste Stellung in der Gunst des Prinzen zu erhalten, sah der kluge de Guast darin, daß er ein prinzipielles Mißtrauen gegen alle andern in ihm großzog. Der Einfluß der jungen Marguerite erschien ihm bedrohlich, wenn nicht für die Gegenwart, so doch für die Zukunft. Es galt beizeiten zu unterminieren.

Es ist nicht das letzte Mal, daß Louis de Guast sich Marguerite von Valois feindlich in den Weg stellt. Jedoch ist es wahrscheinlich, daß Marguerite sein Bild zu schwarz zeichnet, daß ihr Haß manche Kränkung auf seinen Einfluß zurückführte, die sie nur ihrer eigenen Unbesonnenheit zuzuschreiben hatte. De Guast war wohl nicht schlechter und nicht besser als mancher andere, dem das Abenteurerglück die Gunst eines Fürsten in den Schoß warf, und der sich mit allen Mitteln in einer vielumstrittenen Stellung zu halten versucht. Der Abbé de Brantôme, ein heftiger Parteigänger der Prinzessin, war zugleich sein Freund und nennt ihn „einen der vorzüglichsten Menschen seiner Zeit."

Aber der Favorit des Prinzen, späteren Königs, und die Prinzessin standen einer dem andern im Wege. Man liebte und haßte stark zu jener Zeit; und Marguerite hat ihren Feind gehaßt mit einer königlichen Offenheit, mit jener ungerechten Maßlosigkeit, die eine leidenschaftliche Frau in ihren Haß wie in ihre Liebe legt.

Der mißtrauische Egoismus des Prinzen kam übrigens den Einflüsterungen seines Günstlings auf halbem Wege entgegen. Die unverholene Freude der Königin an der heranwachsenden Tochter mochte seine Eifersucht reizen. Er mochte fürchten, daß diese Schwester, die er als Werkzeug für seine Zwecke in das Vertrauen der Königin eingeführt hatte, ihn nun ihrerseits in diesem Vertrauen zurückdrängen werde. Kurz, er antwortete kalt auf die liebenden Aeußerungen, die die Königin über Marguerite tat, und warf schließlich ein paar Verdächtigungen hin, die klug auf die Schwäche der Königin berechnet waren. Er sagte, erzählt Marguerite,

> „daß ich schön würde, daß Mr. de Guise sich um mich bewerben wolle, und daß seine Oheime darnach trachteten, mich mit ihm zu verheiraten; daß, wenn ich Neigung zu ihm fasse, ich ihm alles verraten werde, was sie mir sage. Daß sie den Ehrgeiz jenes Hauses kenne, und wie es immer dem unsern entgegen gewesen sei. Daß es daher gut sei, wenn sie mir nicht mehr von wichtigen Dingen spräche und sich nach und nach von mir zurückzöge."

Katharina von Medici war eine sehr kluge Frau, aber sie hatte eine mütterliche Schwäche für diesen Sohn, in dem sie sich selbst wiederfand, ihren unzähmbaren Ehrgeiz, ihren herrischen Willen, ihre Verschlagenheit. Sie hat keins ihrer Kinder so geliebt wie ihn.

Marguerite empfindet am selben Abend schon den Wechsel im Wesen ihrer königlichen Mutter. Aber sie ist eine zu leidenschaftliche Natur, um sich so schweigend beiseite schieben zu lassen, ohne eine Erklärung zu fordern. Und die gewandte Intriguantin gerät in Verlegenheit vor den ungestümen Fragen der Tochter, sie läßt einen Teil der Maske fallen, verrät zuviel, zieht wieder zurück und versucht vergeblich zu beruhigen. Bei dem aufgeregten Kinde verfangen keine glatten Worte, es sprüht auf mit der ganzen Heftigkeit seiner sechzehn Jahre, seines beleidigten Stolzes und Herzens, der gefürchteten Mutter ins Gesicht: Ihr Bruder hat sie gelobt, ohne daß sie es verdiente, er nimmt ihr jetzt ihr Glück, ohne daß sie sich dessen unwürdig gemacht hat, aus einem Grunde, der nirgends existiert, als in seiner Einbildung! Sie wird ihm das in Ewigkeit nicht vergessen, was er ihr angetan hat!

Aber man braust am heißesten auf gegen den Vorwurf, in dem ein Körnchen Wahrheit steckt. So unbegründet, wie Marguerite es darstellt, war ihres Bruders Vermutung nicht. Der Herzog von Guise war jung und ehrgeizig, und die aufblühende Prinzessin war eine Königstochter von Frankreich. Zeitgenössische Pasquille witzeln beißend über ihren heimlichen Liebeshandel mit dem jungen Guise — nicht den ersten, den sie der Sechzehnjährigen vorwerfen.

Mit der Maßlosigkeit ihres Alters und Temperaments grämte sich die Prinzessin über die ihr widerfahrene Kränkung, rieb sich daran auf, daß sie körperlich litt. So hatte sie dem damals grassierenden Fieber, das neben vielen andern auch die zwei Aerzte des Königs wegraffte, nicht viel Widerstand entgegenzusetzen. Sie lag so schwer krank, daß man für ihr Leben fürchtete.

Die Königin-Mutter mochte sich heimliche Vorwürfe machen, sie weilte stündlich am Krankenbett der Tochter. Der Prinz von Anjou fand es auch für gut, seiner Schwester öffentlich durch häufige Besuche seine brüderliche Liebe zu beweisen.

In der Sänfte wird sie, noch fiebernd, nach Angers transportiert, wo sie eine Zeit müder langsamer Genesung verlebt. Ihren Kummer hat sie noch nicht ganz überwunden, er wird ihr sogar täglich aufgefrischt durch die Anwesenheit des jungen Herzogs von Guise. Ihr Bruder zog ihn, um seiner Intrigue gegen sie Stützpunkte zu geben, möglichst oft in ihre Gesellschaft; es kam sogar vor, daß er ihn umarmte und sagte: „Wollte Gott, Ihr wäret mein Bruder!"

In diese Zeit fallen die ersten Heiratsprojekte für Marguerite. Es gab viele fürstliche Freier in Europa, denen die Hand einer Valois begehrenswert war. Fürstentöchter waren damals noch mehr als jetzt wichtige Faktoren in der politischen Rechnung, da manches hohe Haus sich seine Machtstellung klug zu erheiraten verstand.

Zuerst kam der König von Portugal in Betracht. Marguerite stand mit der Willenlosigkeit der Tochter und der Prinzessin der für ihr Leben entscheidenden Frage gegenüber. Aber trotzdem wurde ihr wieder der Vorwurf gemacht, ihre Zunge rede anders als ihr Herz, es sei bekannt, daß der Kardinal von Lothringen sie überredet habe, seinen Neffen, den jungen Guise, zu heiraten.

Seine Gegenwart am Hof ist der fortwährende Vorwand ihrer Gegner, um sie quälen, trotzdem es offenkundig ist, daß er sich seit mehr als einem Jahr um die Prinzessin von Portian bewirbt.

Marguerite von Valois hatte Willenskraft über ihre Jahre hinaus. Wenn kein anderer für sie eintrat, wollte sie sich selbst helfen. Ihre Geduld war zu Ende.

Ihre Schwester war Herzogin von Lothringen, an einen Guise verheiratet. An die schrieb sie in ihrer Not; die hatte das einzige Mittel in der Hand, das helfen konnte: nämlich die Heirat des jungen Guise mit der Prinzessin von Portian zu betreiben.

Die wenigen Worte, mit denen „meine Schwester von Lothringen" hie und da in den Memoiren erwähnt wird, zeichnen in ihr eine getreue und schwesterliche Gesinnung. Sie half auch jetzt. Sie selbst kam an den Hof, und durch ihre Vermittlung wurde die Ehe des jungen Herzogs von Guise geschlossen, durch die der Verleumdung gegen die Prinzessin Marguerite der Boden entzogen ward.

Indessen hatte sich das portugiesische Heiratsprojekt doch zerschlagen, die Bahn war frei für andere Pläne.

> „Einige Tage nachher wurde von der Heirat des Prinzen von Navarra gesprochen, der jetzt unser tapferer und großmütiger König ist, und der meine."

Die naive Anmut dieses „notre brave et magnanime Roy, et de moy" gibt die Uebersetzung nicht wieder.

Marguerite, der die Königin-Mutter von dem Plan spricht, erklärt wie früher, keinen andern Willen als den der Königin zu haben. Doch sie bittet

> „zu bedenken, wie gut katholisch ich sei, und daß es mich betrüben würde, jemand zu heiraten, der nicht meiner Religion wäre?"

Aber die hohe Politik fragt nicht nach derlei privaten Bedenken. Die Ehe einer Valois mit einem Navarra bot die Möglichkeit, das Haupt der hugenottischen Partei herüberzuziehen oder wenigstens seinen Anhängern verdächtig zu machen. So wurde die Heirat vom Hof eifrig betrieben, und endlich kam Jeanne d'Albert, die alte Königin von Navarra selbst nach Paris, um für ihren Sohn den Ehekontrakt zu schließen. Nach getanem Werk machte sie die Augen zu, — es hieß, daß sie vergiftet sei. Die junge Prinzessin-Braut war nicht allzutraurig über diesen Verlust. An dem Totenbett, das ihr zudem in seiner hugenottischen Schlichtheit „ohne Kerzen, ohne Priester, ohne Kreuz und Weihwasser" sehr unfeierlich erscheint, zuckt ihr sogar der Mutwille um die Lippen bei Gelegenheit einer kleinen, für Eingeweihte komischen Szene, die sich dabei ereignet.

Uebrigens fällt es öfter in diesen lebhaft und graziös hingeplauderten Memoiren der Prinzessin auf, wie sie auch mitten in den furchtbarsten Lagen und Ereignissen plötzlich ein Lachen findet! Das mag zum Teil in ihrem leichten französisch-italienischen Blut liegen; aber es bedeutet doch nicht nur Leichtsinn allein, es liegt ebensogut etwas von Freiheit und Furchtlosigkeit darin, die immer etwas über der Situation steht. Marguerite von Valois hat auch in der Bartolomäusnacht noch dieses Lachen gefunden.

Einer jungen Fürstentochter und Königsbraut, der die Hochzeitsglocken läuten, liegt aber das Lachen auch gewiß näher als das Weinen.

Unser Gewährsmann Brantôme erzählt, wie die Königin-Mutter beim Coucher ihre Damen fragt, ob sie ihre Tochter gesehen hätten und die große Freude, die sie über diese Heirat zeige. Eine Dame ist so unvorsichtig, zu antworten:

> „Wie sollte Madame nicht glücklich über eine solche Heirat sein, da sie dadurch zur Krone gelangt und es am Ende möglich ist, daß sie Königin von Frankreich wird, —"

worauf die Königin-Mutter grob zur Antwort gibt:

> „M'amie, Ihr seid eine große Närrin. Ich wollte lieber ihr ver-

rechtet an hunderttausend Toden, als daß Eure dumme Prophezeiung je in Erfüllung ginge!"

Katharina von Medici ahnte nicht, daß das Schicksal ihrer Tochter die Erfüllung dieser Prophezeiung vorbehielt. Marguerite selbst sah nicht über den Tag hinaus, sie erzählt mit naivem Stolz von dem Glanz ihrer Vermählungsfeier.

„Einige Monate nachher kam der genannte Prinz von Navarra, der sich von da an König von Navarra nannte, Trauer um die Königin seine Mutter tragend, und von achthundert Edelleuten in Trauer begleitet; welcher vom König und dem ganzen Hof mit großen Ehren empfangen wurde. Und unsere Hochzeit geschahe wenige Tage darauf mit soviel Pomp und Pracht wie bei wenigen meines Ranges. Denn der König von Navarra hatte die Trauer abgelegt und in sehr reiche und schöne Kleidung verwandelt, und der ganze Hof war geschmückt ... Ich war königlich gekleidet mit dem Mantel und dem gefleckten Hermelin, gleißend von den Steinen der Krone, und im großen blauen Mantel mit vier Ellen langer Schleppe, die von drei Prinzessinnen getragen wurde. Und Gerüste waren aufgeschlagen, wie es Sitte ist bei der Vermählung der Töchter Frankreichs, vom erzbischöflichen Palast bis zu Notre Dame, und mit Goldbrokat behängt. Und indes das Volk sich unten erdrückte, um auf diesem Gerüst den Hochzeitszug und den ganzen Hof vorbeiziehen zu sehen, kamen wir an das Portal der Kirche, wo Monsieur der Kardinal von Bourbon, der den Tag das Hochamt hielt, uns empfing ..."

Das Leben lag strahlend vor der Zwanzigjährigen, die als Königin und als Weib alles zu ihren Füßen sah, was in ihren Kreis trat. Der Abbé de Brantôme, der galante Lobredner aller schönen Frauen und ritterlichen Herren seiner buntbewegten Zeit, wird nicht müde, ihre Schönheit in überschwenglichen Vergleichen zu feiern. Und ebenso große Begeisterung bezeugt dieser feine Kenner für die Kunst der Königin, diese Schönheit in das rechte Licht zu setzen. Marguerite besaß diese instinktive Pracht- und Farbenfreude, wie sie schönen Menschen so oft eigen ist; dieses angeborene Künstlertum, das für das eigene Bild immer den passenden Rahmen zu schaffen weiß. Sie liebte die gleißende Starrheit des Brokats, das unruhige Funkeln geschliffener Steine, den gebrochenen Glanz seidener Falten und den Schimmer des Sammts, der wie Flaum auf dunklen Blumenblättern ist. Und alle dies verstand sie mit sicherem Geschmack zu verwenden, überraschend zu verbinden und zu ihrer stolzen, dunklen Schönheit zu stimmen. Marguerite von Navarra war die tonangebende Modedame des Königreichs.

Brantôme schildert einige ihrer Kunstwerke mit fast verliebtem Gedächtnis. Er erzählt von einem Prachtkleid von weißer Seide mit vielen Flittern und einem blaßroten Schleier, der nachlässig über das reiche schwarze Haar geworfen scheint. Er entzückt sich, wenn er sie in grande parure malt, in rosenrotem Sammetkleid und gleichem Sammethut mit Federn und Edelsteinagraffen. Er sieht sie vor der Versammlung der Stände zu Blois neben ihrem hohen Bruder, in schwarzem und orangefarbenem Gewand, gleißend von Flittern, den langen königlichen Schleier auf dem Haupt.

„Man gibt der Königin Isabella von Bayern, der Gemahlin Karl II. das Lob, den Pomp und die Pracht der Kleidung der Frauen nach Frankreich gebracht zu haben. Aber wenn man die alten Stickereien jener Zeiten in den Schlössern unserer Könige sieht, auf denen

diese Damen abgebildet sind, wie sie damals gekleidet waren, so ist das alles plump und lächerlich gegen den schönen und prächtigen Schnitt und Haarputz, die zierlichen und prächtigen Erfindungen und Ausschmückungen unserer Königin . . .

Wie diese schöne Königin sich auch kleiden mochte, sei es à la Française mit ihrem chaperon (Kopfbinde), oder im schlichten Häubchen, sei es mit ihrem großen Schleier oder einem Hut, man konnte nicht sagen, was ihr am besten stände, noch welche Kleidung sie am schönsten und bewunderungswürdigsten erscheinen ließ. Denn alle Arten wußte sie wohl anzuwenden, indem sie irgend eine neue, besondere und unnachahmliche Erfindung hinzufügte; wie ich denn tausendmal gesehen habe, daß andere Damen sich nach ihrer Art kleiden wollten und nicht an sie heranreichten . . .

Ich habe auch manchmal gesehen, daß sie nur ihr natürliches Haar trug, ohne etwas künstliches oder eine Perücke hinzuzufügen; dieses war sehr schwarz, da sie es vom König Heinrich, ihrem Vater, geerbt hatte, und außerdem wußte sie es so schön zu flechten, zu kräuseln und zu ordnen, in der Art, wie die Königin von Spanien, ihre Schwester . . . daß dieser Haarputz und Schmuck ihr ebensogut und besser stand als alle anderen . . . Ihre schönen Gewänder und Zieraten wagten niemals ihren schönen Hals und Busen zu bedecken, aus Furcht, der Welt unrecht zu tun, die sich an einem so schönen Anblick weidete, denn niemals hat man solche so schön, so weiß, voll und blühend gesehen, wie sie sie zeigte, und so unbedeckt, daß viele Hofherren fast darüber starben . . ."

Diese tief dekolletierte Offenherzigkeit in Tracht und Sprache lag im Charakter der Zeit, jener kräftigen, sinnenfrohen, zügellosen Zeit, deren Kind Marguerite von Valois mit jedem Blutstropfen im Guten wie im Bösen war. An den Höfen, im Adel Frankreichs schob sich der Begriff der ritterlichen Standesehre an Stelle der Moral ein; und jene erlaube vieles, was diese streng verdammte. Man sündigte furchtlos offen, mit Naivität. Man hörte täglich die Messe und überfiel sich nachts meuchlings auf den Straßen. Man schlug sich für sein Bekenntnis, und küßte und verführte die Frau seines nächsten Freundes, ja, prahlte noch damit.

Marguerite von Valois hat nie zu jenen strengen Frauen gehört, die eine Mauer der Askese zwischen sich und der Weltfreude bauen, oder zu den vorsichtig Klugen, die ihren Leidenschaften ein Mäntelchen umhängen. Man lernte das nicht im galanten Paris. Es wäre töricht, wollte man versuchen, Marguerite weiß zu waschen; aber es wäre eine Ungerechtigkeit, ihr allein die Sünden ihrer Zeit auf das schöne Haupt zu legen. —

Die glänzenden Säle des Louvre waren der rechte Platz für diese königliche Jugend und Lebenslust. Es schien, als ob der politische Zweck dieser Heirat erreicht, Heinrich von Navarra durch seine Gemahlin zu den Valois hinübergezogen sei. Das junge Paar blieb am Hof und ward in einen Wirbel von Festen gerissen. Da tanzte Marguerite an der Hand des Gatten oder des Bruders die Pavanne, glitt leicht und doch gemessen im Pazzameno d'Italia hin, oder schritt feierlich in dem stolzesten aller Tänze, dem Fackeltanz, durch den Saal; und die fremden Hofherren flüsterten jene feinen, ein wenig gekünstelten Galanterieen, die die Frauen jener Zeit gern hörten: diese Königin habe die Flamme der Fackel nicht nötig, die sie in Händen trage, denn die aus ihren Augen leuchte, habe noch größere Macht, als die Men-

schen zum Tanz zu führen, da sie nicht wie jene auslösche, sondern alles im Saal entzünden könne...

Marguerite liebte diese ernsten Tänze, weil sie für ihren hohen Wuchs, die stolze Anmut ihrer Bewegungen besser stimmte als die bewegliche Grazie der Rundtänze, Branle und Courante.

Aber die Zeit der ausklingenden Renaissance verlangte mehr von den Frauen, als daß sie nur schön seien; und Marguerite hatte nicht umsonst das Erbe einer Medicäerkultur im Blut. Sie liebte die Bücher, die Wissenschaften. Der Erzbischof von Krakau, ein gelehrter und selbstbewußter Prälat, der einst an der Spitze einer polnischen Gesandtschaft der Königin eine feierliche Anrede hielt, erstaunte nicht wenig, als ihm diese „zweite Minerva" in fließendem Latein zu antworten verstand. Und als sie auf prachtvoll gezäumtem weißen Zelter in Bordeaux einritt und Maire und Magistrat der Stadt sie am Tor begrüßten, erwiderte sie so beredt, klug und anmutig, daß diese würdigen Herren außer sich waren vor Bewunderung.

Der leichte und graziöse Plauderstil ihrer Memoiren, die Gewandtheit, mit der sie die schwierigsten Sätze ineinander verflicht, deuten auf ungewöhnliche Herrschaft über die Sprache. Und selbst wenn Brantôme es nicht eigens erwähnte, könnte man nach diesen Memoiren schon nicht in Zweifel sein über ihr Talent zu amüsanter Kauserie und liebenswürdigspitzer Satire. Und Hand in Hand mit diesem geht das Talent des schönen Briefs, für das sie auch bekannt war. —

Ihr junger Gemahl, Heinrich von Navarra, war zur Zeit der Vermählung neunzehn Jahr alt, von zierlich kräftigem Wuchs. Ein eleganter Kavalier von jener keck liebenswürdigen Art, die den Frauen gefährlich ist. Ein kühner Draufgänger, der sich doch genug zu mäßigen verstand, um in den Umtrieben der Parteikämpfe zu einem schlauen und feinen Politiker zu reifen, den seine Gegner fürchteten. Eine jener glücklichen Naturen, deren unverwüstlicher Optimismus auf einem starken Selbstvertrauen ruht und nach jedem Schlag wieder in die Höhe schnellt wie auf Federn. An Gaben, an Verstandsschärfe, an unruhig funkelndem esprit seiner Gemahlin mehr als gewachsen, mußte er auch auf sie Eindruck machen.

In der Tat, auch wenn die Politik diese Ehe nicht geschlossen hätte, so hätte man sagen müssen, daß die Natur diese beiden glänzenden Menschen für einander bestimmt hätte.

In den ersten Jahren herrschte auch ein leidliches Einverständnis zwischen ihnen. Sie sahen beide scharf genug, um die vielen Machinationen zu durchschauen, die zum Zweck ihrer Trennung gemacht wurden. Aber die Religionsverschiedenheit der beiden Gatten, die unklare Zwischenstellung der Königin als Schwester eines Valois und Gemahlin eines Navarra, — und nicht zuletzt das unrastig heiße Blut, das ihnen beiden in den Adern floß, waren Gründe genug, um sie schließlich doch einander zu entfremden, so daß sie „un peu en divorce" lebten, wie Brantôme sich mit der liebenswürdigen Glattheit des alten Hofmannes ausdrückt. —

Selbst wenn Navarra ein sehr argloses Gemüt gewesen wäre, hätten die furchtbaren Ereignisse wenige Monate nach seiner Hochzeit ihm klar machen müssen, wie unsicher seine Stellung am Hofe der Valois war.

Marguerite von Valois erzählt in ihrer lebhaften Art die bekannte Vorgeschichte dieses Gemetzels, das den Namen der Katharina von Medici zu einem verfluchten gestempelt hat. Sie erzählt, ohne über ihre eigene Stellung klar zu sprechen, von diesen schwülen Augusttagen, durch die es schon von

mörderischen Pistolenschüssen kracht, durch die es wie ein Geflüster heimlicher Antichambre-Intriguen geht. Sie berichtet, wie alle Fäden des schrecklichem Komplotts in den Händen dieser verschlagen-grausamen Italienerin Katharina zusammenlaufen, wie sie den reizbaren und mißtrauischen König nur wissen läßt, was er wissen soll, wie sie den letzten schwachen Widerstand seines Gewissens unter Zuhilfenahme seiner Feigheit überstimmt.

„Der König Karl, der sehr vorsichtig (!) war, und immer der Königin, meiner Mutter, sehr gehorsam und ein gut katholischer Fürst, sah nun auch, worauf es hinauslief, faßte plötzlich den Entschluß, sich mit der Königin, seiner Mutter, zu vereinigen, sich ihrem Willen anzuschließen und seine Person durch die Katholiken vor den Protestanten zu schützen; nicht ohne großes Bedauern, daß er Coligny, la Noue, Mr. de la Roche-Foucault nicht retten konnte. Und nachdem er zu der Königin, seiner Mutter, gegangen war, ließ er Mr. de Guise und alle die andern katholischen Prinzen und Anführer holen, worauf dann der Entschluß gefaßt wurde, in derselben Nacht das Gemetzel von Sankt Bartholomäus zu machen. Und indem man sofort die Hand ans Werk legte, alle Ketten spannte und Sturm läutete, eilte jeder in sein Quartier, nach dem gegebenen Befehl ...“

Die Schilderung, die die junge Königin von dieser Nacht gibt, stellt uns mit der Unmittelbarkeit eigenen Erlebens mitten in das wirre Todesentsetzen der Bartholomäusnacht herein und läßt uns diese Schreckensszenen nicht nur, wie die meisten Zeitberichte, auf den Gassen von Paris sehen, sondern in dem abgeschlossenen Innern des Louvre selbst, gleichsam hinter den Koulissen. Der Bericht ist in seinem erregt raschen Wechsel der Zeitformen, in der darin pulsierenden Angst der unverkürzten Wiedergabe wert:

„Was mich betrifft, so sagte man mir nichts von diesem allem. Ich sah jedermann in Bewegung. Die Hugenotten verzweifelt über ihre Kränkung; Mrs. de Guise in der Furcht, daß an ihnen Gerechtigkeit vollzogen werden solle, einander in die Ohren flüsternd. Die Hugenotten hielten mich für verdächtig, weil ich katholisch war, und die Katholiken, weil ich den König von Navarra geheiratet hatte, der Hugenotte war. So daß niemand mir etwas sagte bis zu dem Abend, wo ich beim Coucher der Königin, meiner Mutter, auf einer Truhe saß neben meiner Schwester von Lothringen, die ich sehr traurig sah, und wo die Königin, meine Mutter, während sie mit irgend jemand sprach, mich bemerkte und mir sagte, ich möge zu Bett gehen. Wie ich meine Verbeugung machte, nimmt meine Schwester mich am Arm, hält mich fest und sagt heftig weinend zu mir: Mein Gott, meine Schwester, geht nicht hin! Was mich sehr erschreckte. Die Königin, meine Mutter, bemerkte das, rief meine Schwester, wurde zornig und verbot ihr, mir etwas zu sagen. Meine Schwester sagte ihr, ob es nötig wäre, mich so hinzuschicken, um mich zu opfern, und daß sie sich ohne Zweifel an mir rächen würden, wenn sie etwas entdeckten. Die Königin, meine Mutter, antwortet, daß, wenn es Gott gefiele, mir nichts Böses geschehen würde; aber wie es auch sei, ich müsse gehen, da sie sonst Verdacht schöpfen könnten ...

Ich sah wohl, daß sie sich stritten, und verstand ihre Worte nicht. Sie befahl mir dann barsch, zu Bett zu gehen. Meine Schwester brach in Tränen aus und sagte mir gute Nacht, ohne daß sie wagte, mir etwas anderes zu sagen; und ich ging, ganz außer mir und verstört,

ohne daß ich mir vorstellen konnte, was ich zu fürchten hätte. Sowie ich in meinem Kabinet war, fing ich an Gott zu bitten, daß es ihm gefallen möge, mich in seinen Schutz zu nehmen, und daß er mich behüte, ohne daß ich doch wußte wovor und vor wem. Worauf der König, der schon zu Bett war, mir sagen ließ, ich möchte schlafen gehen. Was ich auch tat, und sein Bett umgeben fand von dreißig bis vierzig Hugenotten, die ich noch nicht kannte; denn ich war erst sehr kurze Zeit verheiratet. Die ganze Nacht taten sie nichts als von dem Unfall sprechen, der dem Herrn Admiral zugestoßen war, und beschlossen, sowie es Tag wäre, vom Könige Gerechtigkeit gegen Mr. de Guise zu verlangen, und wenn er sie ihnen nicht gewährte, so wollten sie sie sich selber schaffen. Ich hatte immer noch die Tränen meiner Schwester im Herzen und konnte nicht schlafen wegen der Furcht, in die sie mich versetzt hatte, ohne daß ich wußte warum. Die Nacht verging so, ohne daß man ein Auge schloß. Bei Tagesanbruch sagte der König, mein Gemahl, daß er Ball spielen wolle, bis der König Karl aufgewacht sei, indem er sich plötzlich entschloß, Gerechtigkeit von ihm zu fordern. Er verläßt meine Kammer, und alle seine Edelleute auch. Ich, da ich sahe, daß es Tag war, und glaubte, daß die Gefahr vorüber sei, von der meine Schwester sprach, sage vom Schlaf übermannt zu meiner Amme, sie möge die Tür schließen, damit ich nach Gefallen schlafen könne. Eine Stunde nachher, als ich sehr tief schlief, ist da plötzlich ein Mann, der mit Händen und Füßen an die Tür schlägt und schreit: Navarra, Navarra! Meine Amme denkt, daß es der König mein Gemahl sei, und läuft schnell nach der Tür. Es war ein Edelmann namens Mr. de Tejan, der einen Degenstich am Knie und einen Hellebardenstoß im Arm hatte und noch von vier Schützen verfolgt wurde, die alle nach ihm in meine Kammer drangen. Er, der sich vor ihnen retten wollte, warf sich über mein Bett. Ich, die fühle, wie diese Menschen mich packen, werfe mich in den schmalen Gang (hinter dem Bett), er mir nach, mich immer um den Leib haltend. Ich kannte diesen Menschen nicht und wußte nicht, ob er da war, um mir etwas zu tun, und ob die Schützen es auf ihn oder auf mich abgesehen hatten. Wir schrieen alle beide und waren einer ebenso angst wie der andere. Endlich fügte es Gott, daß Mr. de Nancay, Kapitän der Garde, hereinkam, der, als er mich in diesem Zustand fand, sich trotz alles Mitleids nicht enthalten konnte zu lachen; und sehr zornig über die Dreistigkeit der Schützen wurde, sie hinausschickte und mir das Leben dieses armen Menschen schenkte, der mich festhielt, und den ich in meinem Kabinett betten und verbinden ließ bis er ganz geheilt war. Und während ich mein Hemd wechselte, weil jener mich ganz mit Blut bedeckt hatte, erzählte mir Mr. de Nancay, was vorging, und versicherte mir, daß der König, mein Gemal, in der Kammer des Königs (Karl IX.) wäre, und daß ihm nichts geschehen würde. Und indem er mich einen Nachtmantel umwerfen ließ, führte er mich in die Kammer meiner Schwester Mme. de Lorraine, wo ich mehr tot als lebendig ankam; und als ich in das Vorzimmer kam, dessen Türen alle offen standen, wurde ein Edelmann namens Bourse, der vor den ihn verfolgenden Schützen floh, auf drei Schritt von mir von einem Hellebardenstoß durchbohrt. Ich fiel fast ohnmächtig in die Arme des Mr. de Nancay

und dachte, daß der Stoß uns alle beide durchbohrt hätte. Und als ich mich etwas erholt hatte, ging ich in die kleine Kammer, wo meine Schwester schlief. Als ich dort war, suchten mich Mr. de Miossans, der erste Edelmann des Königs, meines Gemahls, und sein erster Kammerdiener Armagnac, um mich zu bitten, ihr Leben zu retten. Ich warf mich auf die Knie vor dem König und der Königin, meiner Mutter, um sie darum zu bitten; worauf sie es mir endlich gewährten . . ."

Die Königin von Navarra gibt die Tatsachen dieser furchtbaren Nacht ohne weitere Randglossen, ohne eine Ansicht über Gut und Böse derselben zu äußern.

Wir Menschen eines zahmeren Jahrhunderts, denen die anerzogenen, streng umgrenzten Moralbegriffe ein unbewußtes Sündigen unmöglich machen, können uns nicht mehr in die Seelen dieser Menschen hineinversetzen, die eben in ihrer tiefen Verderbtheit zu einer gewissen Unschuld des Bösen kamen, wie sie die Tiere besitzen. Es war ganz selbstverständlich, daß jede Partei ihre Feinde mit List und Gewalt vernichtete, und es war nur Glücksache, ob man zu den Siegenden oder den Zertretenen gehörte. Es war selbstverständlich, daß man seinen Vorteil jedem anderen Bedenken voransetzte; daß man dem Impuls seiner Leidenschaft, den Schleichwegen der Intriguenlust folgte. Sünde war, was mißlang — Recht, was sich durchsetzte. Marguerite von Valois folgte ebenso ohne Besinnen dem Impuls ihrer Güte, der sie in der Mordnacht das Leben des wildfremden Menschen retten heißt, wie dem Trieb ihrer Leidenschaft, der sie jedem in die Arme wirft, der ihre Phantasie reizte — eben doch in diesem allem ein Typus ihrer Zeit.

Daß solche Naturen nicht rigoros über die Sünden anderer richteten, ist selbstverständlich. Marguerite erzählt von den Liebeleien, den „fantaisies" ihres Gemahls, anfangs fast in dem Ton eines unbeteiligten wohlwollenden Zuschauers. Es war daher verlorene Mühe, wenn die Intriguanten beider Parteien versuchten, diese als Mittel zur Trennung der Gatten zu benutzen.

Denn nicht nur die Hugenotten sahen mit Unwillen ihren jungen Führer in den Händen der Hofpartei, auch die Königin-Mutter selbst bereute den politischen Schachzug dieser Heirat, der sich als verkehrt berechnet auswies. Denn anstatt daß der junge Navarra zu der Valoispartei herübergezogen wurde, begann er allmählich, im entgegengesetzten Sinne zu wirken, und es gelang ihm sogar, den jüngsten Sohn Katharinas, den eitlen und schwachen Herzog von Alençon, zu den Hugenotten herüberzuziehen.

Wer am Hofe der Valois lebte, der lernte das A und O aller Politik, die Verstellung. Marguerite in ihrer schwierigen Lage versuchte zuerst auf zwei Händen zu tragen, wie es ihre Mutter in ähnlichen Situationen meisterhaft verstand.

Wie die Königin-Mutter Aufschluß über intime eheliche Fragen zum Zweck einer etwaigen Scheidung von der Tochter verlangt, weist sie diese Indiskretion mit geschickt gespielter Naivität zurück und erklärt fest, bei ihm bleiben zu wollen, — sei es nun, daß die Liebe oder die Krone ihres Gatten ihr Beweggrund war. Aber als sie von seinem und ihres Bruders Alençon Plan erfährt, heimlich vom Hof zu den hugenottischen Truppen zu fliehen, hinterbringt sie denselben der Königin-Mutter und verhindert so die Unbesonnenheit der beiden Prinzen, indem sie sich doch zugleich straflose Sicherheit für dieselben verbürgen läßt.

Die Religion war längst bei all diesen Parteikämpfen nur noch der Deck-

mantel, und der eigentliche Preis um den es ging, die Krone von Frankreich. Karl IX. lag jämmerlich sterbend, Heinrich von Anjou, sein Bruder, war als gewählter König nach Polen gerufen. Wer sollte die Valoiskrone erben? —

Die „von der Religion" hüteten das nächste Mal ihre Anschläge besser vor der Valoiskönigin. Ein neuer Handstreich wäre fast gelungen, die hugenottischen Truppen standen schon dicht vor Saint Germain, und der Hof flüchtete Hals über Kopf, zwei Stunden nach Mitternacht, der kranke König in einer Sänfte, und Navarra und Alençon wie Gefangene im Wagen der aufgebrachten alten Königin, die sie „nicht so sanft wie das erstemal behandelte".

Der uneingestandene Kampf um die Krone gab den Dingen mehr Schärfe. Die Prinzen wurden in Vincennes scharf bewacht und vor ein Parlamentsgericht gestellt. Dieses Mal stand Marguerite offen auf Seiten ihres Gatten, sie setzte ihm schriftlich sogar die Antworten auf, die er der Kommission zu geben hatte. Und da sie „so gut mit dem Könige stand, daß er nichts so sehr liebte", wie sie, entschloß sie sich sogar auf eigene Gefahr hin, ihn und ihren Bruder Alençon zu retten. Sie hatte freien Ein- und Austritt, und sie und ihre Damen brauchten bei der Ausfahrt am Tor nicht einmal die Maske zu lüften. So wäre es ihr ein leichtes gewesen, einen der Prinzen als Dame verkleidet mitzunehmen. Da aber nur für Einen Platz im Wagen war und keiner den andern zurücklassen wollte, verzögerte die Ausführung des Planes sich und wurde schließlich durch größere Ereignisse überholt. König Karl starb. Heinrich von Anjou, den die französische Krone mehr als die polnische lockte, flüchtete heimlich aus Polen und ritt als König auf französischem Boden ein — neben ihm der Feind seiner Schwester von Navarra, sein Mignon de Guast. Die Königin Marguerite erzählt, wie ihr bei seinem Anblick unter der heißen Septembersonne ein Frostschauer und Zittern über den Leib gelaufen wäre, wie eine Ahnung kommenden Unheils.

Denn die guten Tage ihrer Ehre waren gezählt, seit der Schatten dieses Mannes wieder über ihren Weg fiel. Es kam für ihn alles darauf an, den König Heinrich jetzt allein in der Hand zu halten, und zu dem Zwecke mußte er ihn auch seiner Familie entfremden. Und er verstand es, geschickt sein immer waches Mißtrauen auf den Weg zu lenken, auf den er es haben wollte: Der Herzog von Alençon war gefährlich als Parteigänger Navarras — die Königin Marguerite hatte ihn dazu gemacht, sie ist das Band der Freundschaft zwischen beiden. Es galt, keinem zu trauen, sie gegeneinander zu hetzen, um sie ungefährlich zu machen. Das Mittel dazu war bald gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kommunikant.

Fragment aus dem Roman einer Jugend.

Von Norbert Jacques in Salenstein a. Bodensee.

In der Reihe schwerer, verwitterter Verwaltungsgebäude der Marie-Theresienstraße liegt eine schmale, spitze Fassade, grau und wie aus Scheu einige Schritte vom Trottoir zurückgerückt. Ein hohes Werk aus Steinen und massigen verzierten Broncestäben steht als Wehr am Rande des Höfchens zur Straße hin.

In der spitzen glatten Fassade erhebt sich ein Barockportal und singt die ganze Musik seiner Freude am Reichsein, an Vielgestaltigkeit, an einem schweifenden und genußsüchtigen Erzählen in Ornamenten, Säulen, Figuren, Früchten und Blumen und Guirlanden und kleinen mollig feistgliedrigen Amoretten. Die Amoretten schweben um zwei alte Heiligenstatuen, und die beiden alten Heiligen haben heidnische Leiber, in denen eine barocke Lebenslust mit grotesken Verrenkungen tanzt. Dieselbe Lust quillt starr in ihren großen steinernen Augen.

Die Einwohner trippeln mit blinden Blicken und geschlossenen Herzen unter dem Portal hindurch, wenn sie ihren Lieblingsheiligen ihre Andachten opfern gehn, und erschauen während ihrer Gebete nichts von der Herrlichkeit der alten Kirche. Wie ein mächtiger, stillstehender Strom ziehn über ihnen die gotischen Hallen der drei gleich hohen Schiffe auf das bunte brokatne Chor zu, das in der Ferne herüberleuchtet wie ein Fenster des Himmels. Hoch auf ungeheuern Säulen gebreitet liegen die dunkeln Gewölbe. Die farbigen Fenster erfüllen den Raum mit Dämmerung und lassen zugleich dieses Dämmern erglühn. Die Glaskronen schweben an unsichtbaren Ketten und sind voll heimlicher Glitzer. Bleiern starres Gleissen lauert in den Orgelflöten. In tiefen Kapellen blühn die frommen Kerzenlichter in Küglein von goldig stillem Dunst.

* * *

Es war in den aufquellenden, weichen Spätlenzabenden, daß sich diese Stätte von Sehnsucht und Suchen mit einer Schar von Knaben und Mädchen belebte.

Wenn es noch hell in den Stadtstraßen war, kamen sie einzeln und zusammen herbei, schritten durch das Barockportal und suchten ihre Plätze in dem düstern Seitenschiffe auf. Rechts oben stand eine Reihe niedriger Bänke, durch einen schmalen Flur in zwei Hälften geteilt. Das Chor war nahe, und zwischen zwei von den Riesensäulen sah man das bleiche wächserne, milde Bild Mariens auf dem Hauptaltare stehn.

Links saßen die Knaben und zum Mittelschiffe hin die Mädchen.

Ein Geistlicher trat lautlos aus einer Seitentür in der Wandtäfelung und

stand plötzlich vor der Versammlung hinter einem schweren, samtbezogenen Betstuhl aus schwarzem Holz. Seine hohe dunkle Gestalt sank über dem Stuhle nieder. Die blaß in der Dämmerung schimmernden Hände schlugen über Stirne, Brust und Schultern ein großes, feierliches Kreuzzeichen, und dann beteten die Kinder mit gedämpften Stimmen das kurze Gebet mit, das den Heiligen Geist bat, in ihre Herzen herniederzusteigen, sie zu erleuchten, zu kräftigen und zu heiligen.

Wenn dieser Akt vollzogen war, trat der Priester an die ersten Bänke heran und stellte sich zwischen ihnen auf. Er war ein stolzer alter Herr, kräftigen schlanken Leibes. Seine Augen leuchteten in der Düsternis ernst und schön, und seine Hände waren von vornehmer Schmalheit. Sein Gesicht war blaß und stand unklar zu erkennen und geheimnisvoll im schwanken Licht von Kerzen, die auf fernen Altären brannten.

Und er begann zu sprechen von den unendlichen Schmerzen, die der Heiland um die Menschen erduldet, von der Güte und den Wundern des Herrn, von seinem Reiche der Freuden und der Verzückung im Jenseits, und wie die Kirche sein Land sei auf Erden. Im Tabernakel des Altars wohne er unter uns, dort wo die weiche, rote Ampel leise in einem geheimnisvollen Luftzug erbebte, in der Gestalt der heiligen Mysterien, deren Süße nun auch bald den Kindern zuteil werde. An jenem einzigen, keuschen und fröhlichen Tage der ersten heiligen Kommunion, dessen himmlische Luft und Pracht jedem Katholiken inne wohnen bleibe sein Leben lang; an jenem Tag, der die erste Station sei am Weg zu dem himmlischen Leben, für das Gott die Menschheit bestimmt habe.

Mit ruhigen, ernsten, fast nüchternen Worten versprach der Geistliche den Kindern die himmlischen Wunder jenes einzigen Tages; aber feierlich und werbend ging seine Stimme. Sie scholl in die Tiefe der Abendhallen und weckte seltsames, schreckhaft überirdisches Echo. Antworten gleichsam aus andern, unbekannten Ländern, wohin der Weg voll schmerzhafter Süße der Sehnsucht war und deren Besitz das Gottgleichwerden des Menschentums bedeutete. Die Phantasie der Kinder erbebte in dem leise sich verzögernden, heißen Verhallen der feierlichen Worte.

Bewegungslos stand der Priester vor ihnen. Seine Hände folgten mit langsamen Geberden seinen Worten und zauberten Bilder um sie, die mit matten, blassen Gestalten entstanden und flüchtig nach allen Seiten in die Dämmerung entwichen.

Die Kinderphantasien sprangen hinterher und griffen zu und griffen in dem zitternden Dämmern vorbei und behielten doch etwas in den entzückten Händen. Jedes Kind etwas anderes, eines etwas Schöneres, Verlockenderes als das Andere.

* * *

Wer am eifrigsten hinterher war, der hieß Bartel Münch und war ein kräftiger großer Knabe von zwölf Jahren.

Er war der erste in der letzten Bank. Nur im undeutlichen Schwanken der Dämmerung sah er die hohe, schwarze Gestalt des Geistlichen, die blassen, weich spielenden Hände, das ernste, vornehme Gesicht; nur von fern schlugen die Worte, die der Priester sprach, an sein Ohr.

Über das Verschimmern der Geberden und das Verhallen der Stimme im sehnsüchtigen Dämmern der abendlichen Kathedrale zogen seine Phantasie mit.

Dem Knaben gegenüber saß als das erste in seiner Bank ein schlankes

Mädchen mit zwei langen dunklen Zöpfen. Alice hieß sie. Sonst wußte Bartel nichts von ihr. Aber es geschah oft, daß seine Blicke am Strome der heiß erregten, frommen Phantasien erglühten und sich leise sehnsüchtig auf das Mädchen legten und es mit einem still wehmütigen Umfangen liebkosten. Wenn er dann ihren Namen leise vor sich hin in sein Gebetbuch sprach, so war ihm, als hätte eines der Mysterien, die ihm in den entrückten Abendandachtstunden versprochen wurden, Erfüllung gefunden. In einem scheuen Aufglühen seiner Gefühle nahm er sich oft vor, beim Hinausgehen aus der Kirche eine der kleinen Hände zu streifen, die er dunkel und warm auf dem Kleide des Kindes ruhen sah. Aber schnell liefen solche Absichten in heiße, verzückte Gebete aus.

Derweil verdämmerten die hohen gotischen Kirchenfenster. Einsame Kerzen glänzten, wie heimelig goldene Kronen Mariens der Himmelskönigin. Die Hallen lagen mit all ihren Tiefen im Nebel des Abends verlöscht. Nur hier und da, jede halbe Stunde einmal, polterte draußen ein Wagen der Tram vorbei und löste ein leise grollendes Aufschallen aus der schweigsamen Dunkelheit. Dann aber stand alles wieder voll geheimer himmlischer Zeichen, und die Dämmerung entließ himmlische Gestalten, die mit trunkener Frömmigkeit voll überirdischer Bewegungen vor Bartels Augen schwebten.

Wenn die Schar der Kinder dann aus der Vorbereitungsandacht, stumm und heilig ergriffen, mit Herzen voll Gebet wieder auf die Straße kamen, war es schon Nacht. Zuhause pflegten die Eltern mit weichen Händen noch weiter das Vom-Leben-abgleiten der jungen Herzen, und keins von ihnen kam auch nur einen Schritt aus dem Lande der Sehnsucht und des himmlischen Suchens heraus. Das Leben leitete seinen störrischen, plumpen Alltag scheu an den Träumeraugen der Kommunikanten vorbei.

Als Bartel eines Nachmittags sich noch einmal zur Straße wandte, bevor er in die Kirche eintrat, sah er drei Damen übers Trottoir kommen. Er kannte sie vom Sehen; denn es waren die beiden Fräulein d'Ormès mit ihrer Mutter. Sie bewohnten das Waldschloß, das eine Stunde von der Stadt, am Rande des Rodewaldes lag. Die drei Frauen waren hohe, kräftige Menschen von einer starken dunkeln Schönheit, wie man sie sonst im Lande nicht kannte. Sie gingen mit freien glänzenden Augen und in einem langsamen, stolzen, wiegenden Rhythmus wie Königinnen über die Straße.

Bartel nahm diese Bilder stolzer Schönheit mit in die Abendandacht, und instinktiv die Pracht des schönen Menschentums der drei Frauen erkennend, suchte er sich mit seiner auf himmlisch wesenlosen Wegen enteilenden Sehnsucht an ihre erhabene Irdischkeit zu hängen, ihnen in Lust und Leid, in Erwarten und Hoffen ergeben.

Seit diesem Abend gingen seine Augen teilnamslos über Alice und ihre kleinen, dunkeln Hände.

Die letzte Woche der Vorbereitungen brach an. Die Andachtsstunden begannen früher und endigten später. Die Worte des Geistlichen wurden ernster, feierlicher, eindringlicher. Sie hielten die jungen Herzen in bebender Spannung hoch droben am Rande des irdischen Lebens, und wie zauberhafte Springbrunnen sangen und fielen in dämmrigen Spielen Frömmigkeit, Wünsche, Sehnsucht, Versprechen rundum hernieder.

Bartel hatte fast nichts mehr gemein mit dem Leben, das um ihn war. Selbst die Schönheit der drei stolzen Frauen war allmählich in seine himmlische Sehnsucht hinein verdämmert. Teilnahmlos ging er mit seiner Mutter die paar Einkäufe machen, die die mannigfaltigen Ausrüstungsgegenstände beschaff-

ten: eine schwere Wachskerze, eine weiße Kravatte, ein besticktes Taschentuch zum Halten der Kerze und vor allem das Seidenband, das die Erstkommunikanten am Arme trugen. Es war so eingeführt, daß dieses breite Band mit Goldfransen besetzt war, und an der Länge und Stärke der Fransen maß sich die geringere oder kräftigere Wohlhabenheit der Eltern. Aber die „Mercerie" hatte in diesem Jahr neue Armgebinde kommen lassen; die Seide war moiriert, voll schillernden Glanzes und schlang eine prächtige breite Schleife, bevor sie herniederfiel. An Stelle der Goldfransen hing aber ein breites, wunderbares Gewebe aus Seidenspitzen.

War der Preis von dreißig Franken, die diese Schleife kostete, Frau Elise Münch nicht ohne Bedenken, so stand siegreich dagegen, daß im nächsten Jahr auch Bartels Bruder noch an ihrer Pracht teilhaben könnte. Denn es war Sitte, daß die Armschleifen von einem Kind auf das jüngere und oft noch auf deren Kinder übergingen

Als die Virsch, das alte Fräulein, das Frau Münch nun schon seit dreizehn Jahren in der „Mercerie" bediente, die Schleife sorgsam in einen Karton gepackt und diesen mit einem weißen Seidenband umwunden hatte, erbat sie sich von der Madame die Erlaubnis, den jeune homme zur Feier des Tages küssen zu dürfen.

„Jungfer Virsch, Sie sind doch nicht etwa amoureuse?" lachte Frau Münch. Die Virsch aber kam hinter der Theke heraus und drückte Bartel ihren alten, weichen Mund und die dunklen behaarten Warzen ihres Kinnes auf die errötende, scheu zurückschreckende Backe.

„So, merci!" sagte sie und trat wieder hinter den Verkaufstisch. Und die Kunden empfahlen sich.

Am Vorabend des Tages bat der Priester die Kinder, die Stunden bis zu dem großen Ereignis schweigend und allein zu verbringen. Bartel saß nach dem Abendtisch in seinem Zimmer. Er hatte am Vormittag ein Kruzifix im Hause gefunden. Das verbarg er tagsüber im Wandschrank unter seinen Kleidern. Abends holte er es hervor, schloß sich ein, betete, und bereute im finsteren Zimmer mit heißen Tränen Sünden, die er nicht begangen hatte und drückte das tränennasse Gesicht scheu und inbrünstig an das bleiche Christusbild. Gleich darauf war er wieder voll innerer Fröhlichkeit und flüsterte Dankgebete.

Dann legte er sich ins Bett und blieb wach zwischen Bereuen, Schluchzen, zitternder Freudigkeit und inbrünstigen Erwartungen. Und alle weichen Stimmungen flogen wie Schatten ineinander hinein. Bald nahm sie der Schlaf in die Arme; bald ließ er sie wieder in harrendem, nebeligem Bewußtsein im dunkeln Zimmer entflattern, und Wachen, Träumen, Schlafen, Erwarten und Beten waren Eins.

So kam endlich der Morgen.

Bartel zog den neuen schwarzen Anzug an, den man ihm sorgfältig über einen Tisch auseinander gefaltet und bereit gelegt hatte. Die Schleife prangte schon am Arm. Er trat ans offene Fenster. Das Haus lag am Rande der auf Felsen gebauten Stadt, und durch das Fenster schaute Bartel in das tiefe grüne Tal, das von heißen Frühnebeln in silberner Sommerlichkeit erglühte. Wie eine Welle schlug es ihm aus der Tiefe zu. Er schloß die Augen, und sein junges Blut quirlte trunken auf, wie ein Stoß Blüten, den ein warmer Wind hoch entführt.

Bartel traf noch niemanden im Frühstückszimmer, und er selber mußte ja bis zum Empfang des heiligen Leibes nüchtern bleiben. Er ging wieder

in sein Zimmer hinauf und kniete betend noch eine Weile vor dem Kruzifix, das er aufs Fensterbrett vor das ungeheure Licht des morgendlichen Tales gestellt hatte, sodaß es wie in einem Wunder über der Tiefe zu schweben schien.

Plötzlich öffnete sich die Türe, und die Mutter kam herein.

„So ist's brav, mein Junge!" sagte sie und drückte ihm, der voll Scham aufgesprungen war, mit dem Daumen ein Kreuzzeichen auf die Stirn, während sie zugleich ihn küßte und mehr für sich selber flüsterte: „Deine Mutter segnet dich!" Bartel fing an am Halse der Mutter zu weinen, und es löste sich leise ein Stück der großen Spannung seiner Seele zur Wirklichkeit zurück. Er erinnerte sich, daß er noch den Segen des Vaters zu dem großen Tag erbitten müsse.

Davor hatte er nun eine kaum überwindbare Scheu, die umso stärker wurde, als er den Vater zusammen mit dem Bruder im Frühstückszimmer traf.

Dort saß Herr Münch beim Kaffee und kaute mit vollen Backen. Er war schon im Gehrock; denn obgleich ihn sonst niemals eine Kirche sah, heute mußte er, wegen seines Sohnes. Das war Tradition in der Stadt.

Bartel drückte sich an ihm herum, rückte in seiner Verlegenheit die Stühle vom Tische weg und ordnete Gegenstände, die ihn nichts angingen, und die auf den Möbeln herumlagen. Zugleich feuerte er sich an, seine Scheu zu überwinden und dem Vater den Segen abzubitten.

Die Glocken läuteten schon zum ersten Male, und die gewaltige Maximiliansglocke rauschte heute hinein. Sie hatte viel Silber und einen hünenhaften Leib , und fast klang sie in überirdischer, singender Höhe. Die Mutter mahnte schon. Sie wollte selber den Sohn zur Kirche führen. Alles drängte und stieß, und plötzlich fiel Bartel vor dem Vater in die Knie und murmelte von Tränen verzehrte, unverständliche Worte.

Dem Vater stak gerade ein Bissen im Mund. Aber trotzdem drang die Bewegung aus seinem Herzen schnell und gewaltsam in die Augen. Er half sich mit einem Schluck Kaffee und sagte mit bebender Stimme über den Bissen hinweg:

„Bleib brav, Kind!"

Bartel schluchzte ungestüm in unbewußten schweren Ahnungen auf und drückte sein Gesicht fest an die Kniee des Vaters. Frau Elise Münch schaute mit einem leise und gütig lächelnden Blick ihren Mann an und winkte ihm schnell und herzlich. Als Bartel sich endlich beruhigt hatte, brachen sie auf.

Aus allen Straßen wallten feiertägig gekleidete Menschen zur Kathedrale Unserer Lieben Frau. Junge Mädchen in weißen Gewändern und langen weißen Schleiern dufteten zwischen den Gruppen der Kirchengänger. Hier und dort gingen Knaben in schwarzen Kleidern und mit den weißen Schleifen am Arm. Die Kinder trugen schwere hohe gelbliche Wachskerzen vor sich hin, und ein schönes weißes Tuch war um den Schaft gebunden, wo die Hände lagen. Mit gesenkten, schamhaften Köpfen wallten sie den großen Weg.

Und die Glocken klangen und sangen. Es war ein sonniger Frühsommersonntag. Von den Dächern strömten Sonnenfluten hernieder und hingen an den Hauswänden wie brokatne Tapeten und lagen in den Straßen wie Fluren himmlischer Blumen.

Das Barockportal verbarg seine alten Extasen unter dicken Gewinden von Kränzen aus Tannenästen und Papierblumen. Die Kathedrale floß schon voll Weihrauch und Kerzenlicht, und als Bartel allein mit seiner schweren Wachskerze durch den Gang in der Mitte zum Chor hinauf schritt, da fing sein Herz an erregt zu pochen.

Nahe an der Kommunionbank, die das Chor gegen die Hallen schloß, standen rechts und links zwei Gruppen von Bänken, die mit rotem Sammt ausgeschlagen waren. Sie waren schon fast gefüllt mit den Feiertagskindern, und die Seite der Mädchen war weiß und duftig, wie eine große, keusche Blume.

Dann vergoldete sich das Chor mit farbenreichen Brokatgewändern. Die Orgel erscholl und rauschte, und Lieder strömten in den Hallen. Weihrauch stieg und duftete und zog verbrämte Streifen durch das Farbenmeer, mit dem die altbunten, durchsonnten Fenster das Chor füllten, und Bartels Augen wandten sich keinen Augenblick von dem hohen Tabernakel, in dem die heiligen Mysterien waren, die diesen Tag und sein Leben so wunderbar gestalten sollten.

Die Feierlichkeiten begannen sich unendlich in die Länge zu ziehen. Die Kniee wurden weh und müde auf den harten scharfen Kanten der Bänke. Der leere Magen begann zu schmerzen. Der große Drang des Knaben, sehnsüchtig das große Geheimnis zu empfangen, störte sich an dem knisternden, streifenden, unruhig lärmvollen Treiben der Kirchenbesucher, die sich hinter seinem Rücken zusammendrängten. Dann predigte der Geistliche von dem Mühlstein, der jedem an den Hals gehörte, der solch ein weißes Kind beschmutzen würde, und die Stimme des Predigers zerschlug sich in der mit Menschen gefüllten Kirche und kein Hall antwortete ihr mehr wie in den heimeligen Abendandachten.

Bartel wandte sich unruhig und sah die Frauen weinen und schluchzen und fühlte sich plötzlich unbehaglich und herausgerissen. Aus seiner großen, dämmernden Einsamkeit fiel er plötzlich in das störende Getue all der Menschen. Er fühlte tausend Blicke auf seinem Rücken liegen. War das scheue Geheimnis seines Erwartens all den fremden Menschen bekannt und ausgeliefert? Die Orgel warf lärmende Schreie in die Kirche. Als endlich der Schweizer die Kinder Reihe für Reihe zum Kommuniontisch führte, Bartel auf den kühlen Steinstufen niederkniete, und seine Hände erschauerten bei der Berührung mit der nackten kalten Marmorplatte der Bank, über die das weiße Spitzentuch lag, da beugte er den Kopf rückwärts, schloß die Augen, öffnete bebend den Mund, und der Geistliche gab ihm mit lateinischen Worten, die er nicht verstand, eine dünne, kühle Oblate hinein, die sofort sich klebrig an den Gaumen festsog.

Als er mit gefalteten Händen zu seinem Platz zurückging und die Hostie noch immer trocken an seinem Gaumen kleben fühlte, da begann plötzlich ein ganzes Heer Oblaten einen wilden, wirren Tanz um seine Augen zu rasen. Bartel sah die alte, deckellose Zigarrenkiste auf seines Vaters Schreibtisch stehn, aus der die Tausende der kleinen roten, blauen, grünen und weißen Oblaten, wie der Vater sie früher zum Verkleben seiner Briefe benutzte, ihm immer und immer wieder an den Kopf flogen. Bis allmählich in dem bedrohlichen Durcheinander sich ein schmaler Kanal trennte; durch ihn kam aus einer großen Ferne mit geräuschlos trippelnden Schritten ein ganz stummer und wie leerer Schmerz, der kleine blinde Augen zu haben schien. Er warf sich als ein schreckhaft grauer Maulwurf über Bartel her und zwang ihn, wie er sich auch wehren mochte, von der harten Kante der Bank herab auf die Steinfliesen des Bodens.

Nach einer Spanne Zeit, über deren Dauer er sich nicht bewußt wurde, fühlte Bartel seinen eisigen Körper von innen heraus wieder warm werden. Er machte eine gewaltsame Anstrengung und öffnete die Augen.

Da saß er auf den Knieen seines Vaters in einem grauen Hof hinter der Kirche. Er sah rundum glattes, nacktes Mauerwerk düster in den blauen

Himmel steigen. Hoch seitwärts stand eines der großen Kirchenfenster, aber blind und farblos vergraut, und der Himmel schloß mit blauem Bluft die Oeffnung oben zwischen Dächern und Mauern.

„Bon, bon, ist's wieder gut?“ sagte der Vater und setzte ihn von seinen Knieen herab auf den Stuhl.

Bartel schluckte das Glas Wein, das ihm der Vater reichte, ganz aus und vermochte sich wieder vom Stuhl zu erheben.

Aber was war denn geschehn?

Wo war das Herz voll Wunder und Versprechen, all das weiche, sehnsüchtig milde Erwarten, das er bis zu diesem großen Tage gehegt? Davongeronnen, zerstoben, leer! Und langsam kam Bartel Erinnerung auf Erinnerung. Die himmlischen Verheißungen des Geistlichen und ihr geheimnisvolles Verhallen, ihr langsames in tiefen Antworten Wiedertönen: lauter Versprechen und Locken, dessen Erfüllung er unbewußt an dem großen Tage erwartet hatte.

Was aber statt dessen gekommen, war das Verflüchten eines Zustandes, der unnatürlich süß und fein war, und plötzlich, keiner Steigerung mehr fähig, wie eine Seifenblase im Windzug platzte.

In seinem jungen Blut trug Bartel diese Enttäuschung aus der Messe mit nach Haus. Sie lastete auf ihm und erfüllte sein Herz mit einer herben Traurigkeit, in der Dinge sich rauh gegen ihn stießen, an denen er bislang ungestört und achtlos vorüber gegangen war.

* *
*

Am Nachmittage nach der Vesper machte die Familie und ihre Gäste einen Ausflug nach dem Rodewald. Als die Wagen gegen Abend langsam die steile Straße aus dem Tal herauf zur Stadt fuhren, fiel es Bartel zum ersten Male auf, wie seltsam schön und ahnungsvoll die Silhouette der Stadt auf den Felsen stand. Mächtig alte Häuserriesen mit steilen, schweren Dachgiebeln, einem spitzen Kirchturm, Barocktürmchen, Dachreiterchen, hohen Schornsteinsockeln — all das zog schattenhaft im Abendrot niederwärts, und dann plötzlich fielen breit und stark die Felsen, auf die die Stadt gebaut war, zur Tiefe hinab, während der zerklüftete Felsenwall, den man den „Bock“ nannte, in ruhiger, ernster Schwere übers Tal auf die Hügel und Höhen leitete, hinter denen die Sonne versank.

Naturkatastrophen und koloniale Hilfeleistung in der Südsee.

Von unseren weitzerstreuten kolonialen Besitzungen konzentrieren die afrikanischen Schutzgebiete weitaus den größten Teil kolonialen Interesses auf sich, nicht nur, weil sie dem Mutterlande räumlich am nächsten liegen, sondern weil sie durch ihre räumliche Ausdehnung und ihre schwerer zu behandelnde, zahlreiche Bevölkerung weit schwierigere Probleme liefern. Es ist nicht mehr als selbstverständlich, daß ein historisch so bedeutungsvolles Ereignis wie der eben glücklich beendete Aufstand in Südwestafrika jene weit verstreuten Inselgebiete der Südsee, auf denen ebenfalls die deutsche Flagge weht, Samoa vielleicht ausgenommen, beim großen Publikum fast in Vergessenheit gebracht hat. Standen und stehen hier doch auch viel geringere wirtschaftliche Interessen in Frage. So kam es, daß nur kurze Notizen in den Tagesblättern jener Ereignisse Erwähnung taten, die seit 1905 in fast ununterbrochener Reihenfolge an den wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen der Inselgebiete in der Südsee gerüttelt und eine bescheidene, aber hoffnungsfrohe Entwicklung beinahe an den Rand der Vernichtung gebracht haben. Und doch wären diese Ereignisse es wert, eingehender ins Aug gefaßt zu werden; nicht allein deshalb, weil sie den Verlust von Hunderten von Menschenleben und Millionen von Werten verursacht haben, sondern weil sie zu ganz eigenartigen Erscheinungen geführt haben und noch führen, die unsere Kolonialpolitik in einem neuen und unbestritten schönen Lichte zeigen. Auch dort gilt es gegenwärtig einen Kampf zu kämpfen; aber die Gegner sind nicht mächtige Herrscher und unbotmäßige Völkerschaften, sondern die mächtigsten Gewalten unserer Erde selbst: Sturm und Meeresflut und ihre verheerenden Wirkungen.

Während 20 Jahre fast ungestörten Friedens wurde unter deutscher Oberhoheit auf den Marschall-Inseln daran gearbeitet, ihren fast einzigen Schatz, die Kokospalmenbestände, rationell auszubeuten und zu vermehren, und die anspruchslosen und friedfertigen Bewohner wirtschaftlich und kulturell zu fördern. Als dann im Jahre 1899 die weitzerstreuten Inselgruppen der Marianen nebst Palau und der Karolinen aus spanischem in deutschen Besitz übergingen, bedurfte es zunächst jahrelanger Bemühungen, um das Vorhandene gewissermaßen zu inventarisieren und mit den zur Verfügung stehenden, sehr beschränkten Machtmitteln die staatsrechtliche Herrschaft in eine reale zu verwandeln, die entlegenen Inseln, von denen eine nicht geringe Zahl eigentlich erst wieder zu entdecken war, und ihre Bewohner mit der deutschen Schutzgewalt vertraut zu machen. Und wie in Südwestafrika, so erfolgt auch dort gerade in dem Moment, wo es schien, daß alles einen gedeihlichen Aufschwung nehme, ein plötzlicher Rückschlag, der fast alles Erreichte wieder vernichtete und auf Jahre hinaus eine Ernte — im tatsächlichen und bildlichen Sinn — der gestreuten Saat unmöglich macht.

Bei aller Verschiedenheit ihrer geologischen und morphologischen Beschaffenheit — denn während die Karolinen und Marschall-Inseln typische

Atolle sind und mit ihrer dem Korallenriff aufgelagerten Erddecke nur einige Meter über die Meeresfläche emporragen, sind die Marianen rein vulkanischer Natur und ihre teilweise noch tätigen Eruptionskegel ragen steil bis nahezu 1000 Meter Höhe empor — trotz dieser äußeren Verschiedenheit teilen diese Inselgruppen alle die gleiche Eigenart der Lage. Es ist eine Randlage im Sinne Ratzels. Denn im Nordosten erstreckt sich bis zu den Aleuten und zur Nordwestküste des amerikanischen Kontinents, über beiläufig 70 Längengrade der inselleere Ocean und der Rand der Oekumene berührt überall die äußersten Klippen dieser Inselgruppen. Und von diesen senkt sich je der Grund hinab bis in eine Tiefe von 8000 Meter; ungeschwächt prellen die Wogen dieser abgrundtiefen Wassermenge an den Vorposten der ostindischen Inselwelt. In jenem Meeresbecken ist die Geburtsstätte der entsetzlichen Wirbelstürme, Taifune genannt, die selbst unseren mächtigen Ozeandampfern ein toddrohender Schrecken sind. Aber auch die Gewalten des Erdinnern zeigen ihre Macht an dem aus tiefstem Meeresgrund steil aufragenden, von Vulkanen gekrönten Erdenbogen, der von den Kurilen über Japan gegen Neu-Guinea sich erstreckt und in dessen Mittelpunkt jene Inselschwärme eingebettet sind. So sind denn auch Erdbewegungen hier nicht selten.

Die Menschen, welche jene Eilande bewohnen, unterstehen dem Einfluß der Randlage ihrer Wohnsitze. Die enge Begrenzung des Raumes, auf dem ihre Hütten stehen, macht eine höhere Kulturentfaltung aus eigener Kraft unmöglich. Sorglos zwar, aber eines anregenden Wechsels entbehrend fließt ihr Dasein in guten Zeiten dahin; in schlimmen dagegen empfinden sie den Mangel des hilfebringenden Nachbarn. Vernichtet eine Krankheit oder ein Sturm die Kokospalmen und ihre unentbehrlichen Früchte, mißrät der Yam oder Taro, den sie dem Boden abgewinnen, so sind die Grundlagen ihres Daseins erschöpft. Viele Meilen trennen oft im gleichen Atoll das eine Eiland von dem andern: eine Tage und Wochen lange Fahrt nur führt von einem Atoll vielleicht zum nächsten. So kühn und zielbewußt sie auch mit ihren schwanken Kähnen das weite Wasser auch schon befahren haben, gegen stärkeren Seegang sind sie machtlos. Und so bleibt oft nur die bittere Wahl: sich mit Weib und Kind dem unsicheren Element anzuvertrauen und andere Wohnplätze zu suchen, oder auf dem verwüsteten heimatlichen Boden auszuharren, der Not, dem Hunger, vielleicht dem raschen Aussterben ausgesetzt.

Es ist kaum zu ermessen, was das Auftreten einer europäischen Kolonialmacht in dieser entlegenen Welt bedeutet. Mag immerhin der Ansporn, dort politisch Fuß zu fassen in der Hoffnung auf wirtschaftlichen Gewinn zu suchen sein: sobald sie sich nicht wie Spanien darauf beschränkt, Werte mitfortzunehmen und dafür nur Mönche und ein äußerliches Christentum zu geben, sobald muß sie eine Erhöhung und Bereicherung der Existenzmöglichkeiten der Eingeborenen mitbringen. Es ist nicht nur die Sorge für eine prozentual hohe Verzinsung des aufgewandten Kapitals, die in der Regierungsfürsorge sich kundtut; es ist doch auch ein gut Teil Altruismus; es ist die weitgehende Verantwortlichkeit der in Europa bestehenden Herrschermacht gegenüber ihren Untertanen, die auch gegenüber jenen weit entfernten Dominierten bewußt geübt wird. Der seetüchtige Dampfer, der im freien Wasser mit Volldampf selbst gegen den gewaltigsten Sturm Stand zu halten vermag, bietet dem bedrohten Eingeborenen in der Not schützende Zuflucht. Das Kabel, das über Meer und Länder blitzschnelle Verständigung ermöglicht, vermag Hilfe in verhältnismäßig kurzer Zeit herbeizuschaffen. Der Arzt, dessen Kunst gegen Ratlosigkeit oder Aberglauben siegreich ankämpft, aber auch der Beamte,

der Frieden stiftet, der ohne Bestechung Urteil fällt, der von außen drohende Gefahren, sei es nun Schnaps oder Opium, Seuchen oder rohe Arbeiterjäger, kraft der ihm verliehenen Herrschergewalt fernhält: sie alle bedeuten für den weltfernen Inselbewohner Garantien einer friedlicheren, gesicherteren, glücklicheren Existenz.

Aber nicht bloß Schutz gegen äußere Feinde, sondern in gewissem Sinn auch Schutz gegen sich selber bedürfen jene Inselbewohner. Diesen müssen wir ihnen angedeihen lassen in Gestalt einer das Ganze überschauenden, planmäßigen Bevölkerungspolitik. Während zahlreiche Inseln unbewohnt sind, obwohl sie eine entsprechende Zahl von Menschen ernähren könnten, leiden andere Eilande an einer gefährlichen Uebervölkerung, die bei der ersten Mißernte schon zu einer Katastrophe führen kann. Oder die Bevölkerung einer entlegenen Inselgruppe, bei der eine Auffrischung des Blutes von außenher durch die weiten Räume unmöglich ist, zeigt eine unnatürliche Verteilung der Geschlechter, zumeist in der Weise, daß das weibliche Geschlecht unverhältnismäßig überwiegt. So zählte man 1903 im Oleai-Atoll auf einer Insel 5 Männer und 15 Frauen, auf einer andern 45 Männer und 88 Frauen. Degeneration und allmähliches Aussterben wäre die Folge, wenn die Regierung nicht mit fester Hand eingriffe und durch Dislokation natürliche Verhältnisse schaffen würde. Und dazu kommt noch ein Drittes: wir wissen daß Tatkraft und Unternehmungsgeist, die den Menschen vorwärts bringen, an die Bedingung größerer Massen und größerer Räume gebunden sind. Schreckensvollen Naturereignissen vermag der primitive Mensch dieser Randgebiete nur die Entsagung des Fatalismus entgegenzusetzen. Dieser Trägheit des Geistes und Charakters müssen wir entgegenwirken, indem wir sie durch sanften Zwang zu planmäßiger Arbeit heranziehen, indem wir sie gewöhnen, über den heutigen Tag hinaus für die Zukunft zu sorgen, und ihnen durch Einimpfen des Bewußtseins, daß sie zu einer größeren Einheit zusammengehören und an dieser eine Stütze haben, zum Kampf gegen eine feindliche Natur das Rückgrat stärken.

Der wäre im Irrtum, der dies alles für Phantasien eines Schwärmers taxieren würde. Ein Blick in die behördlichen Berichte über die Inselgebiete der Südsee seit 1904 könnte ihn belehren, daß es nichts anderes ist als Folgerungen aus dem, was wir in den jüngsten Jahren erlebt haben. Wie es uns bisher schon gelingt, das Volk der Samoa- und Marschall-Inseln vor einem sonst sicheren Untergang zu bewahren, so daß es sich in gesundem Maße vermehrt, so wird es uns auch auf den Marianen, Karolinen und Palau-Inseln allmählich glücken. Vielleicht sind auch die schreckensvollen Ereignisse, die diese in den letzten Jahren betroffen haben, in höherem Betracht Ausgangspunkte einer neuen Entwicklung und ein Ansporn zur energischen Lösung kolonialer Probleme.

Die Hiobsposten begannen mit der Kunde von einem Taifun, der in der Zeit vom 18. bis 20. April 1905 die Ostkarolinen heimsuchte. Ponape, die gartengleiche, einer überreichen Vegetation sich erfreuende Insel, wurde in wenigen Stunden in ein ödes Trümmerfeld verwandelt. 12 Farbige fanden den Tod. Auch die Inseln Na-Naningi, Mal u. a. mehr wurden überflutet; die Insel Napali an 2 Stellen durchbrochen. Ueber 200 Farbige wurden dort getötet oder verletzt. Der Schaden, den die Eingeborenen erlitten, wurde auf $3^1/_2$ Millionen Mark geschätzt, wobei der Wert der verwüsteten Waldungen nicht inbegriffen ist. Obwohl auch von den Fahrzeugen der Europäer nur wenige gerettet wurden — zwei Schooner waren gestrandet — so standen

doch allein die übergebliebenen zur Rettung der Eingeborenen zur Verfügung, denn die Kanus der Farbigen waren sämtlich zerschellt. Nur ein Viertel der bestehenden Pflanzungen blieb verwendbar; und wäre ihr Umfang nicht unter dem Einfluß der Regierung in den vorhergehenden Jahren schon beträchtlich vergrößert worden, so wäre Hungersnot unausbleiblich gewesen.

In Kusail wurden sämtliche Brotfruchtbäume vernichtet, 5 Menschen getötet, 25—30 verletzt. In Mokil wurden alle Häuser umgerissen, fast alle Kanus zerbrochen. In Pingelap wurde der Verlust an Kokospalmen auf 50% geschätzt; dieses 1½ qkm große Eiland hatte schon vorher bei einer Bevölkerung von 900 Seelen (zum Vergleich: in Sachsen wohnen auf den 9 km 250 Menschen) an Uebervölkerung gelitten und es drängte deshalb damals zuerst die Erkenntnis sich auf, daß ein Teil der Bewohner weggebracht werden müsse. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit wurden am 21. Juli 67 Personen mit dem Schiff „Seeadler" nach Saipan übergeführt. Die Leute von Mokil wurden gleichzeitig von der Regierung mit genügendem Reis und Mehl unterstützt. Weitere 70 Tonnen Reis wurden in der nächsten Zeit an die Bedürftigen gratis abgegeben.

In der Gruppe der Hall-Inseln wurden zur gleichen Zeit die Inseln Nomnia vollständig, Murilo, Ruo und Fananu teilweise vernichtet. Ein weißer Händler leistete mit seinem Boot die erste Hilfe. Auf Nomnia fand man die überlebenden Bewohner halb verhungert; sie wurden durch Abgabe von 1 Tin Hartbrot vorläufig unterstützt. Ein Teil der Bewohner ist auf die benachbarten Inseln verbracht worden. Die Insel Olol wurde vollständig überflutet; alle Häuser wurden zerstört; von 13—15000 tragenden Kokospalmen blieben 1000 übrig; alle Haustiere gingen verloren. Auch Piherar wurde vernichtet; seine Bewohner waren nach Magerlap übergesiedelt. Das Rettungswerk war überall dadurch erschwert und verzögert, daß es der Regierung an Verkehrsmitteln mangelte; auch dauert es begreiflicherweise lange Zeit, bis die nötigen Vorräte an Lebensmitteln und anderem dringenden Bedarf zur Stelle gebracht werden konnten.

Fast zu gleicher Zeit wie in den Ostkarolinen begann eine Reihe von Naturkatastrophen über die nördlich gelegenen Marianen hereinzubrechen. Schon im Frühjahr hatte ein Orkan die von wenigen Arbeitern bewohnte Insel Mamagan heimgesucht; am 5. Juli traf ein gleiches Schicksal die Insel Pagan. Am 27. August verwüstete ein schwerer Taifun die Hauptinsel Sarpan und schon am 7. November drohte ein noch schwerer Wirbelsturm von zweitägiger Dauer alles zu vernichten was der erste stehen gelassen hatte. Die Pfahlhäuser der Eingeborenen, die damals fast alle niedergebrochen waren, widerstanden aber diesmal besser, denn die Weißen hatten die Eingeborenen gelehrt, mit Draht die Dächer wetterfest an den Pfosten zu befestigen. Immerhin aber war die Zerstörung der Kulturen eine so gründliche, daß für mindestens 2 Jahre eine nennenswerte Ernte nicht zu erwarten war.[1]) Trotzdem aber wurde eine Not bei den hier kulturell etwas höher stehenden Eingeborenen durch die Maßnahmen der Verwaltung vermieden. Sie wurden nämlich veranlaßt, eine rasche Ernte verbürgende Nahrungspflanzen, Mais und Süßkartoffel anzubauen. Dann aber gelangte eine in Westeuropa wohlbekannte Art sozialer Hilfeleistung, nämlich die Aufführung von Notbauten, zur Anwendung. Hiedurch bekamen die Eingeborenen Verdienst und wurden über die physischen Wirkungen des verheerenden Naturereignisses hinübergerettet,

[1]) Der gesamte Schaden wurde hier auf 600000 Mark geschätzt.

während anderseits die Schäden insbesondere auch an den Regierungsgebäuden, verhältnismäßig rasch ausgebessert werden konnten. Auch hier also äußert das schwere Unheil auch erzieherischen Einfluß auf die Inselbewohner.

Waren hier glücklicherweise Menschenleben nicht zu beklagen, so verlief dagegen in dieser Hinsicht ein Taifun, der am 30. Juni einen Teil der Marschall-Inseln heimsuchte, beträchtlich verhängnisvoller. Der Flutwelle und dem Orkan, der die Atolle Jaluit (mit dem Regierungssitz Jabwor), Arno, Majeru und Mille traf, brachte im ganzen 227 Eingeborene ums Leben, von denen 89 auf Jaluit, 6 auf Arno, 3 auf Majeru und 129 auf Mille trafen. Von 1370000 Kokosbäumen, die diese Inselgruppen vorher aufgewiesen hatten, blieb nur etwa ein Fünftel erhalten, und 1/4 des vernichteten Landes blieb für absehbare Zeit nicht mehr bepflanzbar. Auch die Atolle der Ralik-Inseln sowie des Atoll Namerik wurde, wenn auch weniger schwer betroffen; über das Schicksal der gleichfalls in der Bahn des Wirbelsturmes gelegenen Ujelan (Providence) und Eniwetok (Brown-Inseln) ist in der Oeffentlichkeit nichts bekannt geworden. Aber charakteristisch dafür, wie viel gesicherter die Lebenshaltung dieser bereits seit 20 Jahren deutscher Oberhoheit unterstehenden Inselbewohner war und ist, ist die Tatsache, daß die Regierung sich zunächst damit begnügen konnte, die Zahlung der laufenden Steuern zu stunden. Auch hier begannen alsbald nach der Katastrophe unter Mitwirkung der Eingeborenen die Arbeiten des Wiederaufbaues, die ihnen keine Zeit ließen, über ihr Unglück nachzugrübeln, ihnen aber anderseits eine Vorstellung von den ihnen unerschöpflich erscheinenden Hilfsmitteln des fernen Deutschland vermitteln mußten.

Während dessen gab es in den Ostkarolinen nach wie vor überreich Gelegenheit, zu helfen und zu retten. Auf Pingelap, das schon bisher am meisten zu leiden gehabt hatte, blieben im Oktober und November plötzlich die Fische, die mangels pflanzlicher Nahrung für die Bewohner seither ein Hauptnahrungsmittel gebildet hatten, aus. — Die Erscheinung konnte nicht erklärt werden; doch darf hier vielleicht die Vermutung ausgesprochen werden, daß unterseeische vulkanische Erscheinungen als Ursache in Betracht kommen könnten. Während die Wohlhabenderen sich helfen konnten, waren die Aermeren vorwiegend auf den Genuß des jungen Marks der übergebliebenen Palmen angewiesen. Diese ungeeignete Nahrung hatte eine epidemische Krankheit zur Folge, die man als Pseudo-Beriberi bezeichnet hat und der etwa 120 Eingeborene erlagen.[1]) Bemerkenswert dabei war, daß die Wohlhabenden nicht zu bewegen waren, ihren bedürftigen Genossen zu helfen. Es mußte vielmehr abermals die Regierung eingreifen, indem sie der Insel anfangs Dezember 4480 ℔ Reis und 2000 Kokosnüsse überwies. Auch die Wegführung der Bevölkerung wurde in gesteigertem Maße fortgesetzt; nacheinander wurden zuerst 70, dann 207, dann noch einmal 43 Pingelap-Leute nach Ponape und Truk gebracht, so daß die nunmehrige Bevölkerung der Insel auf etwa 1/8 der ursprünglichen Zahl vermindert war. Auch die wertvolle Inselgruppe der Trukinseln, die von mehrfachen Stürmen immerhin in nicht so starkem Maß betroffen worden war, litt unter Nahrungssorgen; sie bildeten jedenfalls die Ursache des Auftretens einer den Aerzten bisher unbekannten Krankheit, der ca. 50 Menschen zum Opfer fielen.

Die Insel Olol, nördlich der Hall-Inseln gelegen, die kurz vorher schon

---

[1]) Die Krankheit ergriff eigentümlicherweise auch Hühner und Enten in größerem, Ratten in geringerem Maße.

von einem Taifun betroffen worden war, wurde am 17. und 18. November von einem zweiten Wirbelsturm arg geschädigt. Gerade der den Eingeborenen reservierte Teil wurde schwer verwüstet, die Palmen größtenteils zerstört. Die Eingeborenen waren auf den Genuß von Seetieren und einer Art Mauerpfeffer als Nahrung angewiesen, so daß auch für sie von der Regierung Proviant beigeschafft werden mußte. Einer Wegführung widersetzten sie sich ebenso wie die gleichfalls mitbetroffenen Leute von Magerlap und Ono, indem sie erklärten, lieber auf ihren Inseln sterben, als sie auch nur zeitweilig verlassen zu wollen. Nur 60 von ihnen wurden von S. M. „Condor" nach Truk gebracht, wo das Land eine erheblich größere Anzahl von Menschen zu ernähren imstande war.

Während des Jahres 1906 blieb die deutsche Inselwelt von den Palau- bis zu den Marschall-Inseln von größeren Naturkatastrophen mit Ausnahme eines Erdbebens, das in der Olol-Gruppe auftrat, ohne größeren Schaden anzurichten, verschont. Doch sollte der Friede nicht viel länger als 5/4 Jahre dauern, eine Zeit, die knapp hinreichte, um nur die ärgsten Wunden des Unglücksjahres 1905 zu stillen. Bereits im März 1907 traf schweres Unheil die Karolinen, und zwar diesmal auch die westlichen Atolle, die bis dahin längere Zeit von Stürmen verschont geblieben waren. Ueber den Verlauf und die Wirkungen des entsetzlichen Wirbelsturms, der am 26. März 1907 die Morblock-Inseln in den Ostkarolinen, am 27. und 28. März die östlicheren Atolle der Westkarolinen heimsuchte sind wir genauer unterrichtet. Denn unsere Kenntnis beschränkt sich nicht nur auf die unzuverlässigen Schilderungen der Inselbewohner selbst; vielmehr haben diesmal Weiße den größten Teil des Unheils miterlebt, und im Oleai-Atoll wäre bei einem Haar das Regierungsfahrzeug „Ponape" und auf dem Land der Regierungsarzt Dr. Born, dem wir den ersten erschütternden Bericht verdanken, zum Opfer gefallen. Andererseits war es gerade die Anwesenheit von Weißen auf den am meisten betroffenen Eilanden, die für die Eingeborenen unmittelbar nach der Katastrophe von segensreichster Wirkung war.

Auf den Mortlock-Inseln überflutete die empörte See die niedrigen Eilande, alle Taropflanzungen wurden unter Wasser gesetzt, zahlreiche Bauten umgerissen. Eine große Anzahl der Eingeborenen wurde weggeschwemmt; der Verlust an Menschen, die auf die Weise ihr Leben einbüßten, wurde mit 227 angegeben; auf der Insel Tä kamen von nicht 500 Bewohnern 173 ums Leben. Auf den Atollen Otimaran, Elato, Satuwal und Lematrik (bei den Bewohnern dieses letzteren Atolls war die Erinnerung an den letzten vor etwa 60 Jahren vorgekommenen verheerenden Taifun noch lebendig) kamen zwar keine Todesfälle vor; doch riß der Sturm von mehreren Inseln größere oder kleinere Stücke ab, andere wurden ganz zerstört und überall ein erheblicher Schaden angerichtet. Das Zentrum des Sturmes scheint die Atolle Oleai und Ifaluk getroffen zu haben. Auf Flalap, der Hauptinsel des ersteren, stieg das Wasser so hoch, daß die Bewohner sich auf die höchste Stelle der Insel retten mußten. Am ersten Tag hielten die solid gebauten Häuser der Eingeborenen noch Stand, am zweiten war auch die höchste Erhebung der Insel schon unter Wasser; Dr. Born suchte mit anderen in den Wurzeln und Aesten eines gewaltigen umgestürzten Brotfruchtbaumes Rettung, wo sie von 6 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags der Gewalt des Orkans standhalten mußten. Die ganze Ostspitze der Insel wurde unter ihren Augen weggewaschen. Als die Sonne gegen Abend durch die Wolken brach, war die Insel eine trostlose Wüste, der Boden meterhoch mit gestürzten Bäumen bedeckt, von menschlichen Ansiedlungen keine

Spur mehr zu sehen. „An der Stelle, wo gegenüber Oleai die herrliche Insel Raur gelegen hatte, war nur eine lange weiße, mit ganz wenigen Palmen und Baumstumpfen bestandene Sandbank zu sehen.“ Das von zahlreichen Eingeborenen bewohnte Eiland existierte nicht mehr. Morgens gegen 8 Uhr war hier unter dem Gipfel der Brotfruchtbäume, also über 40 m hoch, eine dunkle Wolke erschienen: die Flutwelle. Die aufs schlimmste vorbereiteten Bewohner, an die Bäume gebunden, vermochten ihren Anprall zu überstehen. Allein eine zweite noch höhere Welle spülte kurz darauf Bäume, Häuser und Menschen in die Wellen. Von den 132 Menschen der Insel hatten sich zwei, ein Mann und eine Frau, retten können. Aber auch die übrigen Inseln des Atolls hatten schwer gelitten. Von den 90 Bewohnern von Palian waren 50 umgekommen, auf Utugal 10, usw., und der gesamte Verlust an Menschenleben in dem auf etwa 1000 Bewohner geschätzten Atoll wurde auf über 200 berechnet. Auch das benachbarte Atoll Ifaluk war hart mitgenommen worden und die Inseln, die von der Hochflut verschont blieben und nur den Sturm überstehen mußten, sahen kaum weniger traurig aus, wie die der Ueberflutung ausgesetzten. Auch dort waren von etwa 400 Bewohnern 25 dem Taifun zum Opfer gefallen.

Die Wirkung des Ereignisses auf das Gemüt der Eingeborenen war begreiflicherweise eine völlig niederschmetternde. Die Leute auf Flalap hatten, wie Dr. Born als Augenzeuge berichtet, vollkommen den Kopf verloren; sie vermochten trotz alles Tröstens und Zuredens sich zu keiner Abwehrhandlung aufzuraffen. Alte Prophezeiungen, nach denen Oleai eines Tages werde vom Meer verschlungen werden, bestärkten die Leute in dem fatalistischen Glauben an unabwendbaren Untergang. Und als nach 2 vollen Tagen Wind und Meer sich beruhigten und die Ueberlebenden erst zu erkennen vermochten, daß ihnen von all ihrem Hab und Gut nichts, ja daß ihnen z. T. nicht einmal der Boden geblieben war, auf dem sie ihre Hütten erbaut hatten, — da wären wohl die Folgeerscheinungen des Hungers, der Krankheit und des Massensterbens unvermeidlich gewesen, wäre nicht der Rat, die Geistesgegenwart und Ueberlegung des Weißen, wären nicht seine Schiffe, beladen mit dem zum Lebensunterhalt Unentbehrlichen, den Eingeborenen rechtzeitig zu Hilfe gekommen. Dr. Born, selbst von allem entblößt, konnte doch den ersten wichtigsten Dienst leisten, indem er die Inselbewohner vom dumpfen Brüten ab- und einem praktischen Ziel zuführte. Unmittelbar nach dem Ende des Sturms wurden die Aufräumungsarbeiten begonnen; die Leute mußten alle noch brauchbaren vorhandenen Lebensmittel zusammenschaffen; sie wurden in Verwahr der Regierung genommen und den vorhandenen dringendsten Bedürfnissen entsprechend rationell verteilt. Was sonst noch an Decken, Kochgeschirr und ähnlichem vor allem not tat, das konnte in planmäßiger Arbeit aus den Trümmern der zerstörten Handelsstation geborgen werden. Trotzdem während der folgenden Wochen eine glühend heiße Sonne auf die baumlosen Inselruinen niederbrannte und eine neue Qual bildete, kam kein Fall der Unbotmäßigkeit unter den schwer betroffenen Eingeborenen vor; sie fügten sich willig und gerne der überlegenen Einsicht und Tatkraft des Weißen. So konnten mit den vorgefundenen Resten nicht nur die Leute in Oleai vor Hunger und Witterung bewahrt, sondern auch die Bewohner der benachbarten Inseln mit dem Nötigsten versehen werden, nachdem ein eilends zusammengezimmertes Floß die erste primitive Verbindung unter den einzelnen Eilanden ermöglicht hatte.

Bereits am 9. April kam mit dem Reichspostdampfer „Germania“ die erste Hilfe von außen. In Sarpan wurden für etwa 2000 Mark Lebens-

mittel zusammengekauft, die dann verteilt wurden. Die Notwendigkeit einen großen Teil der Bevölkerung von dort nach Palau und Saipan zu verbringen, wurde schon damals erwogen. Die Regierung traf eingreifende Maßnahmen zum Wohl der Eingeborenen: für die von der Germania mitgebrachten Saaten wurde Pflanzland hergerichtet, den Händlern und Eingeborenen untersagt, Kopra und Kokosnüsse, soweit solche noch vorhanden, zu kaufen, zu verkaufen oder auszuführen. Um die Eingeborenen gegen etwaige Ausbeutung durch Händler zu schützen, wurde diesen verboten, den Eingeborenen Kredit zu geben. Auch wurde mit den Leuten wegen der Wegführung in andere Wohnsitze verhandelt. Am 30. Juni und 1. Juli versah dann der Gouvernementsdampfer Seestern in den Atollen Olimaran, Elato, Lamutrik und Satuwal die Einwohner mit dem nötigen Proviant, wobei durch genaue Inventur festgestellt wurde, in welchem Maß und wie lang die vorhandenen Hilfsmittel hinreichen konnten.

In den Mortlock-Inseln mußte sich die Regierung mangels eines zur Verfügung stehenden Fahrzeuges zunächst des Händlers Nédélec, der ein kleines Fahrzeug besaß, zur Hilfeleistung bedienen; letztere wurde dadurch etwas verzögert. Der Händler erhielt einen entsprechenden Vorratan Reis, Kochtöpfen, Fischleinen und Fischhaken zur Verteilung an die Eingeborenen mit. Weitere Nahrungsmittel sollte einen Monat später der Postdampfer „Germania" mitbringen, der zugleich eine beträchtliche Anzahl von Einwohnern der am schwersten betroffenen Inseln nach Ponape wegführen sollte. Vor allem Tä, Satvan und Lukunor werden seither den größten Teil der überlebenden Einwohner nach Ponape und Truk abgegeben haben, doch sind neuere Nachrichten darüber noch nicht veröffentlicht worden.

Die spärlichen Angaben, die im vorausgehenden über die Hilfsmaßnahmen in der Südsee zusammengetragen sind, gewähren immerhin einen klaren Einblick in die relativ ganz gewaltigen Bevölkerungsverschiebungen in jenem Teil des „stillen" Ozeans. Wie einst die Römer ganze Stämme nach ihrem Willen in andere Wohnsitze übergeführt haben, so verpflanzt die deutsche Kolonialregierung dort Inselstämme auf andere Eilande. Aber während dort der Zweck ein politischer, die Sicherung der Herrschaft, war, ist es hier eine wirtschaftliche Erwägung, die mit dem Streben nach dem eigenen Vorteil der Kolonialmacht den Zweck möglichster Wohlfahrt der Beherrschten verknüpft. Jenes naturgemäße Streben nach Gewinn beeinträchtigt nicht im mindesten den schönen Eindruck gerade dieses Teiles unserer kolonialen Wirksamkeit. So werden sich die nächsten Jahre für die Marianen, Karolinen und Marschall-Inseln wohl als eine Periode des Wiederaufbaues, des Pflanzens und Säens charakterisieren; im Außenhandel der Gebiete wird dies in Gestalt einer geringen Ausfuhr und stark erhöhter Einfuhr, insbesondere von Regierungsgütern, im Haushalt der Gebiete in Gestalt verringerter eigener Einnahmen und erhöhter Ausgaben, im Reichshaushalt schließlich in Gestalt erhöhter Zuschüsse sich bemerkbar machen. Aber wie der Aufstand von Südwestafrika nicht ohne segensreiche Wirkungen für Heimatland und Schutzgebiet geblieben ist, so werden auch jene gewaltigen Naturkatastrophen in der Südsee heilsame Früchte zeitigen, haben doch schon die letzten Monate uns ein friedliches Zusammenarbeiten der Weißen mit den Eingeborenen erleben lassen. Zeigten doch letztere schon mitunter Spuren eines Verständnisses für den Segen planmäßiger Arbeit, und sogar Anzeichen eines erwachenden Gemeinsinns kann man darin erblicken, daß nicht nur die Missionen in Ponape, sondern auch die Eingeborenen dort die hilflosen Flüchtlinge von andern Inseln gerne und uneigennützig bei sich aufgenommen haben.

Die Ereignisse und Zustände in jenem fernen deutschen Land sind es also wohl wert, daß man sie mit lebhafterer Aufmerksamkeit verfolge als dies bisher geschehen. Woher kommt es, daß von den verheerenden Katastrophen der letzten Jahre kaum unsere größten Tagesblätter kurze Notizen brachten? daß man auch über diese im allgemeinen gleichgültig hinweglas, während für ähnliche Unglücksfälle in Skandinavien oder Amerika Tausende von milden Gaben flüssig gemacht wurden? Halten nicht selbst die schwereren Erdbebenkatastrophen, wo die erschreckte Bevölkerung doch an den, wenn auch schwankenden Schollen der heimatlichen Erde sich anklammern können, kaum einen Vergleich aus mit den Wirbelstürmen der kleinen Atolle, wo die Eingeborenen ihre Heimat vor ihren Augen zertrümmern sehen müssen und selbst ins unendliche Weltmeer, Sandkörnern gleich, hinweggespült werden! Aber auch an der geringen Teilnahme, die ihr Schicksal im Erdenrund erweckt, zeigt sich die Randlage ihrer Wohnsitze: der geschwätzige Draht, an dessen Enden neugierige Millionen auf Nachrichten lauern, er fehlt dort, und Unglück, das schon Wochen zurückliegt, wenn die Welt es erfährt, entbehrt der Wirkung auf die Psyche breiterer Massen.

Vielleicht gewinnen die, welche aus dem Vorausgehenden Neues erfahren haben, ein wenig Interesse an dem Schicksal der armen, friedfertigen und gutgearteten Untertanen Deutschlands im stillen Ozean. Vielleicht gewinnen aber auch diejenigen, die sich für die Kolonialpolitik, wenn sie die Form des Erwerbs und der Ausbeutung trägt, nicht erwärmen können, eine günstigere Anschauung von ihr, wenn sie das liebliche Antlitz der Charitas trägt.

Dachau. Rudolf Hermann.

Literatur.

Briefe an einen jungen Offizier.

Herr Dr. Ludwig **Kemmer** ist ein mutiger, kluger und warmfühlender Volkserzieher. Er gehört seit Jahren zu den Führern im Kampfe gegen den Schmutz. Unter Schmutz versteht er die Pornographie, wobei er wenig Federlesens zwischen wissenschaftlich aufgeputzter oder unverhüllter, graphischer oder schriftstellerischer Pornographie macht. (Er war einer der ersten, die den Mut hatten, den Simplizissimus anzugreifen, welcher aus einem unartigen satyrischen Blatte immer mehr zu einem uneigenartigen Blatte für Satyre wird, und sich bald vom Kleinen Witzblatte nur mehr durch das Format unterscheidet: aus dem Blatte Thomas Theodor Heines, Olaf Gulbranssons und Ludwig Thomas wird leider immer mehr eine reichsdeutsche Abart des Pschütt, die nicht mehr nur den ruppigen Bullenbeißer im Wappen führen sollte, sondern auch eine parfümierte Sau.) In diesen Briefen nun (München, OskarBeck) entwirft Kemmer als Historiker und Philologe in fesselnder Briefform ein Bild der alten und der jetzigen Deutschen, und appelliert an alle tapferen, gesunden und ritterlichen Instinkte des jungen Offiziers. Er sieht nur **eine** Möglichkeit und Notwendigkeit: daß die echten, innerlich vornehmen, dem Luxus feindlichen Elemente, die im deutschen Offizierstande glücklicherweise die Mehrheit bilden, für Lebensführung und Standesmoral tonangebend werden. Er exemplifiziert unter andern auch auf Moltke, und erzählt von seiner dürftigen, entsagungsmutigen und arbeitstapferen Lebensweise als junger Offizier. Der Offizier hat es in unseren Tagen nicht allzu gut. Von Unwissenden beneidet, von Uebelwollenden angegriffen, durch Standesgenossen bloßgestellt, ist er, auf dessen Pflichttreue im Ernstfalle das Vaterland angewiesen ist, zu einem bevorzugten Witzblattobjekt geworden. Es ist ein gutes Geschäft, an ihm sein Mütchen zu kühlen. Es ist billig, „und trägt doch was ein". Doppelt wohltuend berührt es, wenn ein Zivilist mit so schönem, ehrlichem und mannhaftem Interesse diesem Stande ein Buch der Mahnung widmet, wie Dr. Kemmer.

•

Kasperltheater.

Am siebenten März sind es hundert Jahre gewesen, seit der Graf Pocci auf die Welt gekommen ist. Der Himmel muß in Geberlaune gewesen sein an dem Tag. Denn kein Dichter des letzten Jahrhunderts, vielleicht Reuter und Busch ausgenommen, hat den Deutschen so unbändig viel Spaß gemacht. Pocci ist der Klassiker des Kasperltheaters. Er hat aus dem von Theodor Storm im Poppenspäler verewigten Jahrmarktskasperl eine literarische Gestalt gemacht. Er ist der geniale Fortsetzer Raimunds, und zugleich der Gestalter Ludwig Tieckscher Ansätze zu einer volkstümlichen deutschen Burleske. Sein Kasperl Larifari ist der ins Humoristische stilisierte Altmünchner: der an keinem Wirtshaus vorbeigehen kann, seine größte Freude an einem Mordstrumm Kalbshaxe und einer frischen Maß Bier hat, beim Krug seinem grobschlächtigen, gesunden und urwüchsigen Humor die Zügel läßt und mit lapidaren Sätzen Menschen und Dinge erledigt. So hat ihn Pocci übernommen, so hat er ihn im großen gelassen: sanguinisch, grob, konservativ, allweil schnackerlfidel. Er hat ihn, bald als Helden, bald als Chorus, in unsere deutschen Märchen hineingestellt. Kasperl ist der Knappe im Ritter Blaubart, jenem „furchtbaren Spektakelstück aus dem finstern Mittelalter", er ist der getreue Nachbar des Holzhackers, dem die Fee Zimberibimba drei Wünsche gewährt hat, er ist der dritte Müllerssohn im Gestiefelten Kater, als wandernder Schneidersgesell begleitet er Hansel und Gretel, Kasperl wird Prinz, Kasperl wird reich, Kasperl wird schier von den Leuwutschen gefressen, Kasperl hier, Kasperl dort, Kasperl überall. — Der Zauberer Negrocephalus und sein Famulus Putzlmaier, der böse Zauberer Negromantikus, der Hofrat Dünkelmayer, der reisende Naturforscher Gerstlmaier, Bürgermeister Zipfelberger, Meergott Neptunus, die mehreren wilden Insulaner in Trikot, ein Krokodil, ein Delphin, der Doktor Sassafras, der Herr von Knochenmayer, sonst Tod genannt, der Teufel, der Kammerherr Signor Gummielastico, Fangauf und Schnapper, die bösen Räubersg'selln („das Stück spielt um die Mitte eines Jahrhunderts"), Professor Gerstenzucker und sein Aff, Sarastro als privatisierender alter Magier: das ist die bunte Welt, in die Pocci seinen Kasperl hineingestellt hat, die bunte, lustige Zauberwelt kindlicher Märchen. Denn für die Kinder sind all diese Stücke eigentlich geschrieben. Kindlich sind die Motive, kindlich alle Konflikte und alle Lösungen, kindlich ist Prosadialog und Reim. Dennoch: wieviel geistreicher Uebermut und welch glänzende Laune sprühen aus diesen Kinderstücken! Wieviel mehr weiß Pocci von Optik und Akustik der Bühne, von den Gesetzen theatralischen Erfolges als manche unserer dramatischen Zeitgenossen! Wie spielend und frei schaltet hier ein Humor, für den das Wort „goldig" wie extra erfunden scheint! Es ist nicht die geringste unter den Provinzen wahrhaften Humors, Poccis Königreich Larifaria: es ist ein wenig Schlaraffenland und ein wenig mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik, ein lyrischer Humor klingt von Ferdinand Raimunds Feerien herüber, Papageno zieht seinen Federnfrack aus und knixt als Kasperl, selbst die burlesken Anachronismen Shakespearescher Laune kehren wieder, aber wie aus *einem* Geist und aus *einer* übermütigen Laune ist diese Welt, so reich an derben Possen, geflügelten Liedern und zauberhaftem Apparat, mit der sicheren Hand des gebornen Künstlers hingeworfen, der die Fülle seiner Gesichte zärtlich an frohe Kinder verschwendet.

Es ist nicht nur ein Kinderbuch, das der Inselverlag in diesem zweibändigen *Lustigen Komödienbüchlein von Franz Pocci* herausgegeben

hat: es ist eine Festtagslustbarkeit auch für die Erwachsenen. Als Gemeingut der Deutschen aber könnte es mehr werden, als der Graf Pocci je geahnt hat: der bescheidene Grundstein einer literarischen Kasperlkomödie im höheren Sinne, einer märchenhaft-übermütigen zeitlosen Zeitkomödie: „Das Stück spielt um die Mitte eines Jahrhunderts..."

•

Irische Elfenmärchen.

Als zwölfter Band der Fruchtschale (München, Piper) sind Irische Elfenmärchen erschienen, übersetzt und eingeleitet von den Brüdern Grimm. Die Einleitung, 123 Seiten stark, ist mehr für den Forscher, der sich für vergleichende Sagen-, Märchen- und mythologische Literatur interessiert. Die Märchen selbst aber, einundzwanzig an der Zahl, sind für alle, die Märchen lieben. Mit Ueberraschung findet man in Nummer drei die Quelle von Konrad Ferdinand Meyers Fingerhütchenballade, und auch sonst entdeckt man diesen oder jenen Zug, der durch Tieck oder einen Nachromantiker dem deutschen Vorstellungsschatze einverleibt worden ist. Das Wertvolle an diesen Märchen ist einmal die Munterkeit und der launige Wirklichkeitssinn, mit dem sie erzählt sind, sodann die Echtheit, denn sie scheinen nicht im geringsten frisiert; endlich die ganz eigene Stimmung, die über diesen lieblichen, drohenden, spukhaften und höhnischen Elfengeschichten ruht; das Naturgefühl den Elfen gegenüber als inkommensurablen Wesen, denen gegenüber die landläufigen Charakeristiken: gütig und übelwollend, gut und böse — völlig versagen. Es gehörte eine ganz merkwürdige populäre Phantasie dazu, Wesen zu schaffen, die so wenig ins Menschliche vereinfacht sind; koboldmäßige Elementarmächte, nicht Mann noch Weib, nicht heidnisch noch christlich, nicht Lichtgottheiten noch unterirdische Dämonen, im ganzen mehr harmlos boshaft als schädlich oder furchtbar, aber nie ganz glaubwürdig, niemals ganz ungefährlich, immer ein Volk, das lockt und vor welchem einem Menschenkinde graut. Dies macht das Lesen der Märchen zu einem eigenartigen Genuß, und dem Herausgeber ist aufs Wort zu glauben, daß sie unter Mitwirkung eines guten Punsches manche Sylvesternacht durchplaudern helfen.

•

Von Goethe.

Wer ein Buch besitzen oder verschenken will, das man zu jeder Stunde und immer wieder mit Genuß lesen kann, lege diesen schmalen Band auf den Gabentisch: Vom tätigen Leben (Düsseldorf und Leipzig, verlegt bei Wilhelm Langewiesche-Brandt). Das Buch ist die glückliche Fortsetzung des vor kurzem erschienenen und mit Begeisterung aufgenommenen „Alles um Liebe", und bringt Briefe von Goethe, die, vom Jahre 1790 beginnend, ungemein geschickt durch lebensgeschichtliche Erläuterungen zusammengehalten, sich als die Höhepunkte einer dokumentarisch gearbeiteten Biographie darstellen. Zwischen diesen Briefen an die verschiedensten Empfänger finden sich Stücke aus der Kampagne in Frankreich, der Belagerung von Mainz, kleine Gelegenheitsgedichte, der Epilog zur Glocke, die Herzlieb-Sonnette, das Rochusfest zu Bingen, die Gedichte Marianne Willemers, die Marienbader

Elegie, ein Stück des Symbolum. Auch Briefe an Goethe finden sich in Menge: Mutter Goethe taucht auf mit ihrer urwüchsigen Orthographie, der großartig kluge Brief Schillers steht mit Recht da, mit dem der Jüngere die Freundschaft des Reifen im Sturm nimmt, der brave Zelter ergreift von Zeit zu Zeit das Wort, auch einiges aus Eckermanns Gesprächen ist aufgenommen.

Ein anderes, eigenartiges Sammelbuch veröffentlicht der Inselverlag: Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen, herausgegeben von Carl Schüddekopf. Die Prellersche Zeichnung, Goethe auf dem Sterbebett, steht voran, ein Faksimile der Todesanzeige, Bilder der Loosschen Medaille, Faksimiledrucke der Trauergedichte. Daneben findet sich die Reihenfolge des Trauerzuges und viel sonstige Einzelheiten. Das Wichtigste aber sind die Beilagen: die Briefe über Goethes Tod von Eckermann, Luise Seidler, Soret, dem Kanzler von Müller, Frommann und Weißenborn; die Aufzeichnungen des Oberbaudirektors Coudray; die Grabrede des Oberhofpredigers Röhr; Goethes Testament; die Epiloge von Tieck und Immermann, und sonstige zeitgenössische Gedichte auf Goethes Tod; Carlyles tiefsinniger Nachruf aus dem Julihefte des New Monthly Magazine, von Eckermann übersetzt; Viktor Cousins Artikel aus dem Journal des Débats; Kritiken der Grabrede; der Bericht der Allgemeinen Zeitung über die Eröffnung der von Goethe hinterlegten Originalmanuskripte (30. Mai 1850).

Die schönste Ausgabe der Gespräche mit Eckermann ist nach wie vor die zweibändige bei E. Diederichs. Einen vorzüglichen Sammelband Goethe im Gespräch haben Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger zusammengestellt (Inselverlag): sie haben absichtlich von Eckermann gar nichts aufgenommen, um Raum für die denkwürdigen Gespräche Goethes mit anderen Personen zu gewinnen; von dem ersten Zusammentreffen mit Jung Stilling an der Straßburger Tafelrunde bis zu Goethes letztem Tage zieht eine Fülle von Gedanken an dem Leser vorüber. Eine ebenso wertvolle Veröffentlichung stellen die beiden Bände dar: Goethes Gedanken aus seinen mündlichen Aeußerungen in sachlicher Ordnung und mit Erläuterungen zusammengestellt von Wilhelm Bode (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn), sie bilden gewissermaßen den Abschluß der kleineren Goetheschriften desselben Verfassers: Meine Religion; mein politischer Glaube; — Goethes Lebenskunst; — Goethes Aesthetik; — Goethes Persönlichkeit; Goethes bester Rat (Berlin, Mittler), die auch den mit Goethes Aeußerungen einigermaßen Vertrauteren Seite für Seite neu anzuregen vermögen. Die beiden neuen Bände sind gleichfalls in Rubriken eingeteilt: Der Mensch; Bildung; Wissenschaft; Religion; Tugend; Kluges Leben; Staatskunst (I); Entstehung der Kunstwerke; Stoff, Gehalt und Form; Wirkung der Kunstwerke; Bildende Künste; Musik; Die Bühne; Ausländische Literatur; Deutsche Literatur; Goethes Umgebung und die klassische Zeit in Weimar. Die zahlreichen Noten Bodes zeigen ihn aufs neue als einen der gründlichsten, vielseitigsten und geschmackvollsten Kenner des Dichters. Von Christoph Schrempfs Werke Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung (Stuttgart, Frommann) ist der zweite Teil heraus, der die Lehrjahre in Weimar 1775—1786 behandelt; man wird sich bei seiner Lektüre stets gegenwärtig halten, daß es eine Interpretation ist: die Interpretation einer mit ethischem Maße nur bis zu einem gewissen Grade zu messenden Existenz durch eine ausgesprochene ethische Natur, die Interpretation einer Natur, die nur in gewissem Sinne als religiös angesprochen werden kann, durch einen ausgesprochenen Christen. So mag das Buch höchst

wertvoll werden für den, der durch die Interpretation zu Zustimmung oder Ablehnung gereizt wird, und ein Beitrag nicht nur zur besseren Erkenntnis Goethes sondern auch Schrempfs. Daß es der Mühe wert ist, sogar sehr der Mühe wert, Schrempf kennen zu lernen, das ist vielleicht das stärkste Lob, das man dem Buche spenden kann. (Siehe auch „Briefe“!)

*

Briefe.

Zu den schönsten, dauernd am meisten anregenden Geschenkbüchern zählen Briefe. Die Briefwechsel unserer Großen sind zum Teil bei Reclam, in der Cottaschen Handbibliothek und ähnlichen auch der bescheidenen Börse erreichbaren Sammlungen zu haben. Die schönste Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller ist die von Diederichs. Eine Reihe wertvoller Briefbücher ist im Inselverlag herausgekommen: Briefe von zwei der prächtigsten Frauen aller Zeiten, nämlich von Liselotte, der pfälzischen Schwägerin Ludwigs XIV., und von der Frau Rat Goethe . Julius Petersen gibt die Briefe Goethes an Frau von Stein in drei Taschenbänden heraus (bis jetzt waren nur zwei Ausgaben da, die philologisch genaue Ausgabe bei Rütten und Löning, und die Auswahl bei Reclam), Ludwig Rohmann die sachlich wertvollen Briefe an Charlottens Sohn Fritz. Von Bettina sind vier feine Bände da: Clemens Brentanos Frühlingskranz, und die Korrespondenz mit der Günderode. Ganz eigenartig sind die Liebesbriefe der spanischen Klosterfrau Schwester Marianna Alcoforado an ihren treulosen Geliebten, den französischen Offizier Chamilly. Diderots Briefe an Sophie Voland gar sind als persönliche und zeitgeschichtliche Denkmale von außergewöhnlichem Reiz und Wert. Die Briefe Nietzsches sind jetzt in den Inselverlag übergegangen, wo demnächst auch der vierte und letzte Band herauskommt, der die wichtigen Briefe an Peter Gast bringt. Für skeptische Liebhaber des achtzehnten Jahrhunderts sind die Briefe des Abbé Galiani ein wahrer Fund (München, Georg Müller, vgl. Süddeutsche Monatshefte, August 1907; die glänzende Einleitung Wilhelm Weigands ist auch gesondert zu haben). Die Briefe der Marquise von Pompadour hat Henry Perl herausgegeben (Leipzig, Schmidt & Günther), Briefwechsel und Tagebuchblätter der Königin Victoria wurde auf Veranlassung König Eduards dem Publikum zugänglich gemacht; Admiral Plüddemann hat die deutsche Ausgabe besorgt (Berlin, Karl Siegismund). Gerade noch recht zum Feste erscheinen Goethes Briefe aus Italien an Frau von Stein, Herzog Carl August und Freunde in der Heimat (Berlin, Julius Bard), die für jeden Freund der Italienischen Reise unentbehrlich sind, bis jetzt aber nur in dem längst vergriffenen zweiten Bande der Schriften der Goethegesellschaft zu finden waren. Ein bedeutsamer Briefwechsel ist derjenige zwischen Wilhelm und Caroline von Humboldt: Band eins enthält die Brautbriefe, zwei die Korrespondenz von der Vermählung bis zu Humboldts Abschied von Rom (Berlin, E. S. Mittler). Von Werken des Vorjahres sei an den höchst inhaltsreichen Band von Briefen Ibsens erinnert, sowie an den unvergleichlich zarten und hohen Briefwechsel zwischen Browning und Elisabeth Barrett (S. Fischer). Freunden Thackerays sei die liebenswürdige Sammlung „Das braune Haus“ nochmals empfohlen (München, Beck). Briefe Napoleons erschienen im Panverlag (Berlin). Der Verlag von Julius Zeitler, in dem auch die Briefe der heiligen Catarina von Siena erschienen

sind (vgl. Südd. Monatsh. November und Dezember 1907) hat eine ganz reizende Sammlung herausgegeben: **Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten**; sie beginnen mit dem Tegernseer Mönch Wernher und Ulrich von Lichtenstein, bringen Briefe von Luther an Frau Käthe, von Wieland an Sophie Laroche, Pestalozzi an Anna Schultheß, Lessing an Eva König, Herder an Karoline Flachsland, Voß an Ernestine Boie, Mozart an Konstanze, Schiller an Lotte, Goethe an Käthchen Schönkopf, Friederike, Lotte, Frau von Stein und Christiane, von Hölderlin, Fichte, Kleist, Schlegel, Brentano, Rahel, Börne, Schleiermacher, Beethoven, Bettine; Kerner schreibt an sein Rickele, Waiblinger an Julie Michaelis, Raimund an Toni Wagner, Mörike an Luise Rau und Gretchen von Speeth, Grillparzer an Kathi Fröhlich, Schumann an Clara, Lenau an Sophie Löwenthal, Moltke an seine Braut, Hebbel an Elise, Bismarck an seine Braut, Fontane an seine Frau, Wagner an Mathilde Wesendonck: ein Buch anregend bis zur letzten Seite.

Freunde der französischen Literatur werden die Briefe von Taine mit Vergnügen lesen, die mit dem vierten Bande jetzt vollständig sind (Paris, Hachette), die Briefe von Barbey d'Aurevilly an Léon Bloy, sowie desselben Lettres à une Amie; die Briefe von Charles Baudelaire, die des Malers Carrière, die Korrespondenz Alfreds de Musset, Arthur Rimbauds Reisebriefe aus Aegypten, Arabien und Aethiopien, die Briefe von Sainte-Beuve an Madame Olivier (alles Mercure de France).

*

Neue Bücher.

Da auch dies Heft noch vor dem Feste herauskommen soll, sei auf eine Anzahl neuer Erscheinungen empfehlend hingewiesen, die entweder zu unmittelbar vor Abschluß des Heftes eingesandt wurden, oder nur Neuauflagen bekannter Werke sind oder endlich aus irgend einem anderen Grunde nicht sogleich oder nicht ausführlich besprochen werden können. Der Verlag A. Bonz hat seiner billigen Volksausgabe der Gesammelten Werke **Scheffels**, und der Volkserzählungen von **Hansjakob** eine einbändige Ausgabe der hochdeutschen Gedichte **Stielers** folgen lassen. Es ist anerkennenswert, daß auf diese Weise gute Schriftsteller vor Ablauf der Schutzfrist ins Volk dringen können.

Die dritte Auflage des **Herderschen Konversationslexikons** ist soeben vollendet. Es kann nicht Aufgabe einer Zeitschrift sein, ein solches Unternehmen zu besprechen; sie kann es nur empfehlen. Es stellt einen neuen Typ des Konversationslexikons dar: acht Bände hundert Mark. Will sagen: kürzer und billiger als Meyer oder Brockhaus; dabei genau, vielseitig, unparteiisch. Das letztere sei, da es sich um einen ausgesprochen katholischen Verlag handelt, unterstrichen. Das Lexikon ist verlässig und daher ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk. Die Ausstattung ist, wie es sich für das Welthaus Herder von selbst versteht, vorzüglich; das Illustrationsmaterial geschickt gewählt und nicht zu knapp.

Hans Hoffmanns Bozner Märchen und Mären haben es soeben zur zweiten Auflage gebracht (Stuttgart, Cotta). Es ist erfreulich, daß es im Zeitalter von Hilligenlei und Götz Kraft noch ein paar tausend Leser gibt, die für die feine, launige, behagliche Erzählungskunst Hans Hoffmanns Sinn haben. Leider ist es in Süddeutschland viel zu wenig bekannt. Wer kennt sein köstliches Gymnasium zu Stolzenburg? Die prächtigsten Schulgeschichten, die wir haben?

Auch Meister Raabes Geschichten Halb Mär, halb mehr haben es schon zur zweiten Auflage gebracht (Berlin G. Grote). Wie viele solcher „Erfolge“ der weise alte Mann in Braunschweig oben schon mit seinem eigentümlichen Lächeln verbucht hat? „Halb Mär, halb mehr“ das ist eigentlich der Spruch, der über dem Portal zum ganzen alten, hohen vielkämmerigen Erzählungshause Wilhelm Raabes steht. All seine Bücher sind rechte Weihnachtsbücher, voll traulicher Dämmerung, froher Erwartung, wehmütiger Rückschau und durch alle hallt, lauter bald, bald leiser, summendes Glockengeläute.

Auch der Prinz Emil von Schönaich-Carolath gehört zu den Unbekannten, oder zu wenig Bekannten, die erst eine Gemeinde, aber noch keinen ihrer Bedeutung entsprechenden Leserkreis haben. Seine Gedichte sind vor kurzem in dritter Auflage erschienen (Leipzig, Göschen). Es ist schwer begreiflich, daß diese gedankentiefen, formedlen Verse nicht schon längst ein deutsches Hausbuch geworden sind. Derselbe Verlag gibt soeben die Gesammelten Gedichte und Erzählungen des Prinzen heraus, deren ausführliche Besprechung einem späteren Hefte vorbehalten sei.

Bis zur zweiten Auflage hat es das Buch von Hermann Grimm über Homers Ilias gebracht (Stuttgart, Cotta). Hier war der Grund für die wenigen Leser ein anderer, triftiger gewesen: Preis und Umfang. Die neue Ausgabe in einem Bande ist auf die Hälfte ermäßigt. Sie gehört in die Bibliothek jeder der drei oberen Klassen der Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen. Sie enthält eine Fülle eindringender Bemerkungen nicht über Homer allein, sondern über Kunst und Dichtung überhaupt.

In alle Klassen aller Mittelschulen und Seminare gehört Hans Georg Meyers Uebersetzung der Ilias (Berlin, Trowitzsch & Sohn), das soeben erschienene Seitenstück der glänzenden Odysseeübersetzung desselben Verfassers (Berlin, Julius Springer). Die Hexameter Professor Meyers lesen sich ganz prächtig; alles voll Schwung, Elastizität, Ausdruck; keine lahmen Stellen; keine Füllworte. Gedrungen, klar, kräftig steht das Gedicht uns vor Augen. Kein ängstlicher Pedant hat hier das entscheidende Wort gehabt, wohl aber ein gewissenhafter Philologe, der nichts verflacht, verzierlicht, verzerrt. Der Voß hat seine Schuldigkeit getan, der Voß kann gehen.

In dritter, vermehrter Auflage erscheinen (Freiburg, Herder) Alexander Baumgartners Reisebilder aus Schottland. Der bekannte Jesuit, der in seiner Geschichte der Weltliteratur oft unerträglich unduldsam ist, zeigt sich hier von seiner liebenswürdigsten Seite. Er ist ein eminenter Beobachter und ein von Anfang bis zu Ende höchst fesselnder Darsteller. Die zahlreichen Abbildungen erhöhen Reiz und Eindringlichkeit der Schilderung.

Schon lange warteten wir auf eine passende Gelegenheit, auf die bei B. G. Teubner in Leipzig verlegte Sammlung Aus Natur und Geisteswelt hinweisen zu können. Der Reichtum dieser Monographieen ist ebenso erstaunlich wie ihr billiger Preis und ihre gute Ausstattung. Philosophie, Mathematik, Hygiene, Zoologie, Pädagogik, Anthropologie, Soziologie, Chemie, Medizin, Technik, Architektur, Geschichte der Musik, die bildenden Künste, Ethnologie, Religionswissenschaft, Biologie, Botanik, Physik, dramatische Kunst, bürgerliches Recht, Forschungen und Entdeckungen, Geographie, Frauenfrage, Geschichte, Handel und Gewerbe, Friedensbewegung, Kulturgeschichte, Mythologie, Ernährungsprobleme, Kriegswesen, Sport, Meeresforschung, Ethik, Münzwesen, Obstbau, Postwesen, Schiffahrt, Verfassungstheorie, — kurz, kaum ein Gebiet, das nicht vertreten, je nach seiner Bedeutung sogar mehrfach vertreten wäre.

Vielversprechend hat sich auch die erst seit ganz kurzer Zeit bestehende Sammlung Kösel eingeführt (Kösel, Kempten). Dieses ausgesprochen katholische Unternehmen bringt auch Andersgläubigen wertvolle Bände. So war es nicht nur ein Verdienst, sondern geradezu ein Bedürfnis, Eichendorffs Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands neu zu drucken. Von den als neuestes Bändchen erschienenen Franziskus-Legenden (Fioretti) und der Studie des vielgeschmähten Roeren über die Sittlichkeitsgesetzgebung der Kulturstaaten wird in anderem Zusammenhange und ausführlicher die Rede sein.

Ganz besonders seien die Religionsgeschichtlichen Volksbücher empfohlen (Tübingen, J. C. B. Mohr). Der Name des Verlages bürgt für die wissenschaftliche Solidität des Unternehmers. Es erscheint in zwangloser Folge, in fünf Reihen: Neues Testament, Altes Testament, Religionsgeschichte, Kirchengeschichte, Religionsphilosophie. Manche Bände, wie Boussets Jesus, sind schon in mehr als 20000 Exemplaren verbreitet. Vom neuesten, Paul Mehlhorns Blütezeit der deutschen Mystik, wird anläßlich Meister Seuses zu reden sein.

Ebenso seien die hübsch gedruckten und handlichen Bändchen Aus der Gedankenwelt großer Geister (Stuttgart, Robert Lutz) empfohlen. Erschienen sind u. a. Voltaire, Lessing, Emerson, Hegel, Schopenhauer, Napoleon.

Von Wilhelm Langewiesches Versbuch „Planegg" (München, Oskar Beck) ist eine neue Auflage herausgekommen. Mit „... und wollen des Sommers warten", das im gleichen Verlage und gleicher Ausstattung erschien, ist dieses dünne Buch einer der erlebtesten und persönlichsten Gedichtbände: Lyrik, die auch dem Manne etwas sagt; nachdenkliche, gefaßte, von einem starken Glauben getragene Lebenszeugnisse Eines, der viel verlor und nun in sich selbst das Verlorene wieder zu erobern gewillt ist.

Von der auf 6 Bände berechneten Ausgabe der Gesammelten Werke J. J. Davids, die, von Ernst Heilborn und Erich Schmidt besorgt, bei R. Piper & Co. in München zu erscheinen beginnt, liegt der erste Band bereit. Er enthält eine Einleitung von Erich Schmidt, die Gedichte, und die Erzählung Das Höferecht. Die Ausstattung ist angemessen. Ein Bild Davids nach einem Gemälde von A. Hillischer schmückt den in starkfädige lichtblau und gelb gezwirnte Leinwand gebundenen ersten Band. Wir werden die Ausgabe besprechen, wann sie fertig sein wird.

Nur hinweisen können wir heute auf den knapp vor Abschluß dieses Heftes erschienenen zweiten (Schluß-) Band der Wolffischen Biographie Shakespeares (München, Oskar Beck). Eine Nachbildung des in der Londoner Nationalgalerie befindlichen sogenannten Chandos-Porträts schmückt das sehr schön ausgestattete Buch. Gleichzeitig sei wiederholt auf die im selben Verlag erschienene Literaturgeschichte von Alfred Biese aufmerksam gemacht. Sie ist fesselnd und herzlich geschrieben. Der erste Band ist fertig, der zweite soll 1908 erscheinen.

Ein ganz reizendes Buch wird uns, da wir abzuschließen im Begriff sind, auf den Tisch gelegt. Titel: Die Mode. Menschen und Moden im neunzehnten Jahrhundert. 1818—1842. (München, Bruckmann). Die Biedermaierwelt in Kleidung, Wohnung, Möbeln, Gärten. Die Illustratoren sind Ingres, Gavarni, Menzel, Schwind, Daffinger, Gérard, Krüger, Delaroche, Quaglio, Neureuther, Klein, Maurin, Grenier, Devèria, Grandville, Waldmüller. Die ganze Welt unserer Großväter lebt in diesen köstlichen Bildchen. Das Buch wird einen Riesenerfolg haben. Es verdient ihn.

Freising. Josef Hofmiller.

* * *

„Wandlungen."

Drei neue Novellen von H. Keller-Jordan.

(Stuttgart, W. Kohlhammer, 1908.)

Es sind drei durch ihre künstlerische Form und ihren dichterischen Gehalt in gleicher Weise hervorragende und eigenartige Novellen, welche die zu Marburg in Kurhessen geborene, später Jahre lang in Mexiko ansässige und seit zwei Jahrzehnten in München lebende Dichterin Frau H. Keller-Jordan unter dem bedeutsamen Titel „Wandlungen" vereinigt und durch diesen Namen als Dichtungen kennzeichnet, die einem allgemeinen und tiefen Lebensprobleme Ausdruck und Gestaltung geben.

Wie in ihren zahlreichen früheren Prosadichtungen, von denen insbesondere die Romane „Hacienda Felicidad" und „Ausgewanderte", sowie die Novellensammlungen „Aus der Gegenwart", „Transatlantisches" und „Lebenstiefen" zum Vergleich mit den „Wandlungen" Anlaß geben, offenbart Frau Keller-Jordan auch in den drei Novellen: „Das Geheimnis des Grabes", „Ohne Liebe", „Am Ende der Welt", welche sie in ihrem neuesten Buche auf einander folgen läßt, ungewöhnliche Gestaltungskraft und Wahrheit der Empfindung. In engem Zusammenhange mit diesen beiden unverkennbaren Grundeigenschaften ihrer Muse stehen einerseits der dichterische Schwung, die natürliche Sprache, der fesselnde Dialog, die impressionistische Darstellungsweise, andererseits die Folgerichtigkeit und Gerechtigkeit, welche den Aufbau, die Entwickelung und den Schluß auch der vorliegenden drei Novellen bestimmen und die in ihnen handelnden Personen zu typischen Gestalten stempeln.

Einen besonderen Genuß gewährt es, in dem geschmackvoll ausgestatteten Buche, außer hochtragischen Motiven, ausgesprochen humoristischen Situationen und Wendungen zu begegnen.

Die weitgehende Länder- und Menschen-Kenntnis der diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans gleich bewanderten Dichterin offenbart sich unter anderem in der Mannigfaltigkeit der Orte und der sozialen Verhältnisse, in welchen ihre drei neuen Novellen sich abspielen. Während der Leser in der ersten Novelle: „Das Geheimnis des Grabes" an die tropischen Gestade des Stillen Ozeans nach Kolima und in die aristokratischen Kreise der Hauptstadt Mexiko versetzt wird, ist er in der zweiten Novelle: „Ohne Liebe" Zeuge des künstlerischen Schaffens und der künstlerischen Lebensgestaltung von Münchener Malern und Schriftstellern und verweilt schließlich in der dritten Novelle: „Am Ende der Welt" teils in einem Professorenhause einer kleinen norddeutschen Universitätsstadt, teils in dem ländlichen Stilleben eines entlegenen westfälischen Pfarrhauses.

In allen drei Novellen ist es die hohe Liebe, welche im Konflikte mit der Pflicht zu Kämpfen und zur Erlösung führt. Diese Erlösung gipfelt ihrerseits in allen drei Novellen in jenem menschlichen Bestreben, die Vollkommenheit des irdischen Daseins in der Betätigung aufopfernder Pflichterfüllung und Liebe zu erreichen.

München. Paul Tesdorpf.

Bildende Kunst.

Ueber die „Maltechnischen Winke und Erfahrungen" von C. Gussow.

Ob es bei anderen Berufen auch so ist? Bei uns Malern findet man, daß uns die Frage, nach unseren Materialien, mit denen wir unsere bildlichen Vorstellungen zu Objekten machen können und müssen, lebhaft erregt. Jeder teilt gerne seine Erfahrungen mit über Leinwand- und andere Grundierungen, über Farbenbereitung, Bindemittel und die Vorgänge bei der Herstellung eines Werkes — und da die jungen Maler heutzutage nicht mehr in den Werkstätten sondern in den Akademien ihre Ausbildung erhalten, so ist der Durst und Drang, von erfahrenen Praktikern Winke zu bekommen, leicht begreiflich — und der ältere Maler teilt auch gerne mit, was er weiß. —

Es liegt ein großer Reiz in der Herstellung der Materialien, und wenn der Maler sich selbst eine Leinwand oder eine Tafel herstellt, so sieht seine Phantasie schon im voraus das Bild, welches er darauf malen will. — Ja es liegt Zauber in der Vorstellung und Herstellung von allerlei Farben und den flüssig, zähen, klebenden Bindemitteln — er erfindet aus seinem Bedürfnis heraus, aus seiner Praxis. Wenn man nur dieses sein Tun beobachtet, so könnte es dem oberflächlichen Betrachter wohl vorkommen, als ob der Maler eine Zusammensetzung von Schreiner, Tapezierer, Chemiker, Apotheker und Kochfrau sei. — Ein richtiger Maler begnügt sich nicht an dem ihm vom Fabrikanten vorgesetzten Material, er will es selber kennen lernen und er hat darin recht. — Die alchimistischen Regungen in ihm wollen befriedigt sein und so ein richtiger Experimentierer findet oft alle paar Tage den Stein der Weisen; — er schwört dann auch auf den und jenen Firnis, auf diese und jene Tempera, auf Leim und Eigelb, Gummi, Kirschharz, bis er die ganze Reihe der Klebestoffe, welche im Gebrauche des Haushalts der Natur sind, durchprobiert hat. Er forscht in alten Büchern um dahinter zu kommen, wie so viel gute und von der Zeit unanfechtbare Bilder haben entstehen können.

Da findet er dann gar bedächtige Leute, die ihm zur Vorsicht raten, so daß es ihm ganz Angst wird und er fürchtet, daß sein Vorstellungsbild ihm darüber fortlaufen könnte. — Er probiert es, wohl dann auch im Gegensatze und fast in einem Anfall von Verzweiflung, die Sache erzwingen zu wollen und in wilder Hast streicht er seine Farben auf die Tafel, er will es erzwingen, daß die Sache so wird, wie er sie sich vorgestellt hat und wenn er sechs Tage sich abgequält hat, so bleibt ihm oft am siebenten nichts anderes übrig, als sich hinzusetzen und zu sagen: die Sache ist gut!

Es ist viel Verwirrung über die Anwendung und Herstellung des Malermateriales — das macht aber die Sache nur um so interessanter, und man

spitzt die Ohren, wenn einer seine Erfahrungen zum Besten gibt — man stimmt ihm zu — man widerspricht ihm — hat die gleichen Erfahrungen, auch oft ganz andere, manches regt an, es auch zu probieren und anderes erklärt man für dummes Zeug.

So ein alter Praktiker ich auch bin und so sicher ich mich auch in bezug auf die Haltbarkeit meiner Bilder fühle, so daß ich gar leicht zu einer Art von Unfehlbarkeitsglauben in bezug auf mein Malverfahren — das allerdings nicht gerade engherzig ist — gelangt bin, so höre ich doch gar gerne zu, wenn ein anderer Praktiker seine Erfahrungen mitteilt, man kann da immer etwas lernen und eine neue Art von Firnißbereitung, eine neue Farbe, wie z. B. das „Gussowbraun", angekündigt und geoffenbart zu finden, hat einen geheimnisvollen Reiz und kann geradezu belebend auf die Tätigkeit wirken. — Das zu verstehen muß man aber selber Maler sein, dem andern ist es ein verschlossenes Buch mit sieben Regenbogenfarbensiegeln.

So habe ich auch die „Maltechnischen Winke und Erfahrungen von C. Gussow" gar freundlich begrüßt, ihm in gar vielem zugestimmt, in manchem auch widersprochen wie es wohl immer der Fall sein wird bei einer Angelegenheit, die einen lebhaft beschäftigt. — Die Chemiker und Farbenfabrikanten liefern uns ja jetzt herrliche Farben und wie wir sie anzuwenden haben, das ist die Sache des praktizierenden Künstlers. — Von da an, schon wie er wählt unter den vielen Möglichkeiten der Farbenstoffe, dann wie er sie zu seinem Zwecke behandelt im Sinne einer ihm eigenen Farbenanschauung und seines Harmoniegefühles, geht die Sache auf das künstlerische Feld über und gewinnt geistige Bedeutung.

So sind die nüchternen Mitteilungen eines Praktikers doch schon ganz anderer Art für den Künstler als es die wissenschaftlichen eines Chemikers sein können. Chemiker, Physiker und Maler haben das gemeinsam, daß sie Verehrer des Farbenwunders sind: — so finden sie sich auch leicht auf gemeinsamem Felde, wenn auch einer vom andern durch ihre Spezialforschung kühn gemacht so heimlich denkt, der versteht ja doch nicht viel von der Sache.

Wie dem nun auch sei, wir Maler hören immer gerne zu, wenn ein Erfahrener uns etwas über seine Palette und Firnisflasche mitteilt — so denke ich, daß die Schrift von C. Gussow sich gewiß Freunde unter den Malern gewinnen wird. —

Wenn uns jemand seine „Erfahrungen" mitteilt, so muß man diese achten und gläubig hinnehmen, auch wenn die, welche man selber gemacht hat manchmal davon abweichen — denn seine Erfahrungen jemanden abstreiten zu wollen, ist ein hoher Grad von Unhöflichkeit.

Ich kann deshalb das Gussowsche Schriftchen meinen Kollegen bestens empfehlen. —

Karlsruhe. Hans Thoma.

Altschweizerische Baukunst.

Alljährlich ergießt sich ein mächtiger Fremdenstrom in die Schweiz. Sie alle, die vielen Tausende, die da kommen, sind angelockt durch die berühmten Schönheiten der großartigen Hochgebirgswelt, sie suchen Erholung, Kräftigung in der freien, ursprünglichen Natur. Die Wenigsten wohl denken daran oder nehmen sich Zeit, auch dem eingehende Beachtung zu schenken, was kunstgeübte Menschenhand seit Jahrhunderten in diese herrlichen Landschaften hineingesetzt hat. Und doch ist die Schweiz reich an architektonischen Schönheiten, viel reicher als es gemeinhin, auch in Architektenkreisen, bekannt ist. Dies lehrt in überraschender Weise eine Veröffentlichung, die wir einem jüngeren schweizerischen Architekten verdanken. Dr. Roland Anheisser hat mehrere Jahre hindurch sein Heimatland mit dem Skizzenbuch durchwandert und die zeichnerische Ausbeute seiner Streifzüge in einer stattlichen Mappe von 110 Tafeln (Kleinfolio) mit dem Titel Altschweizerische Baukunst*) herausgegeben.

Was hier vorgeführt wird, sind freilich nicht Architekturen, die im Bädeker mit einem Stern verzeichnet stehen, von denen gehört zu haben der kunsthistorisch Gebildete sich verpflichtet fühlt. Wohl ist ab und zu auf einer Skizze eine Kathedrale oder Münsterkirche zu sehen, wie sie das Stadtbild beherrschend über eine Reihe von Bürgerhäusern emporragt (Freiburg i. Ü., Lausanne, Basel), wohl sind auf einigen Tafeln prächtige Einzelheiten von Chor und Kreuzgang des Münsters zu Basel gegeben, wohl sind auch die bekannteren großen Schloßbauten aufgenommen (Chillon am Genfersee, Neuchâtel, Vufflens u. a.), in der Hauptsache aber sind es kleinere, anspruchslose Werke, vorwiegend aus dem Gebiete der bürgerlichen Baukunst, die mit liebevollem Verständnis für ihre kernige Eigenart, ihre malerische Erscheinung ausgewählt und im Bilde festgehalten sind: Reizvolle Straßendurchblicke, trauliche Plätze mit behäbigen Rat- und Zunfthäusern, davor Brunnen mit verzierter, figurenbekrönter Säule, Stadttore, Wehrtürme, kleine Schlösser und Burgen, einfache aber nicht gewöhnliche Turmbildungen an Landkirchen, besonders aber viele charaktervolle Bürgerhäuser, darunter nicht wenige noch aus gotischer Zeit, und urechte Typen alter Bauernhäuser. Die Fülle des Gebotenen ist groß; denn nur selten findet sich auf einem Blatte nur ein einziges Bild, auf den meisten der 110 Tafeln sind zwei, drei, vier Ansichten geschmackvoll zusammengeordnet. Dazu kommt — was das Werk für Architekten besonders wertvoll macht — eine Menge von einzelnen Gebäudeteilen, wie hübsche Fenster- und Türbildungen, Erker, Galerien, Maßwerke, Schornsteinaufsätze, Wappen und Zierschilde, Holzverbindungen von Blockhäusern mit ihren dem Charakter des Materiales auf das feinste angepaßten Schmuckformen u. dgl. m., die in größerem Maßstabe geometrisch oder perspektivisch mit Angabe von Profilen und wichtigen Maßen den Gesamtansichten beigesetzt sind. Diese Einzelheiten sind zumeist wahre Musterbeispiele kerngesunder architektonischer Formgebung, bei der Konstruktives und Dekoratives in innigster Beziehung stehen.

Die zeichnerische Darstellung ist sehr solid. Wie der Herausgeber bemerkt, sind die vor der Natur gefertigten Skizzen im Atelier mit der Feder ausgearbeitet worden; mit einfachen Strichlagen schattiert, haben sie in der Wiedergabe etwas von der Wirkung älterer Holzschnitte. Trotz malerischer Behandlung sind die Formen, auf die es ankommt, überall klar ersichtlich. Durchaus sicher

*) Bern 1906/07, Verlag von A. Francke.

im Perspektivischen und in den Verhältnissen machen die Skizzen den überzeugenden Eindruck völliger sachlicher Richtigkeit. Die kurzen textlichen Erläuterungen zu den einzelnen Tafeln weisen auf die Besonderheiten der dargestellten Bauten hin und enthalten auch viele wichtige historische Notizen.

Das Werk wird jedem Kunstfreund hohen Genuß bereiten; es kann wärmstens empfohlen werden. Möge es, wie der Verfasser wünscht, vor allem im Schweizerlande Kenntnis und damit Liebe zur heimatlichen Baukunst in recht weite Kreise tragen und dahin wirken, daß das kostbare Vermächtnis der Väter sorglich behütet und erhalten werde. Möge es aber auch dem gegenwärtigen und künftigen Schaffen der Architekten als Wegweiser dienen. Denn bei allem berechtigten Streben nach moderner Eigenart kann der Baukünstler heute, wie früher, auf Tradition nicht ganz verzichten. „Selbstverständlich — so führt Anheisser in seinem Vorwort treffend aus — sollen wir mit allen Kräften danach streben, selbständig zu schaffen, aus eigener Phantasie das zu gestalten, was wir bedürfen. Ein Nachahmen alter Stilarten, sei es nun Gotik oder Renaissance, Romanisch oder auch Barock, es ist vom Uebel! Ich sage ein „Nachahmen", nicht ein „Anlehnen" an die Konstruktion und die Gliederung der alten Bauwerke. In dieser Hinsicht müssen sie uns Lehrmeister sein, vieles müssen wir an ihnen lernen. Die Sehnsucht nach „Heimatkunst" ist heutzutage überall erwacht, und eindringlich ertönt der Mahnruf: „Knüpft an die alten Ueberlieferungen an, lernt wieder so empfinden und so schaffen, wie es Landessitte und Brauch ist. Baut Häuser, die zur Landschaft passen und dem Klima der Heimat entsprechen!" . . . Gottlob! noch ist eine stattliche Anzahl der herrlichen Zeugen echten Kunstlebens im Schweizerlande erhalten. Schaut sie an, lernt an ihnen edle Verhältnisse kennen, kraftvolle Gliederung, weises Maßhalten in Verwendung von Zierformen! Dort ist das Heil für unsere zerfahrene Baukunst. Dort ist der Gesundbrunnen für tausenderlei Dinge, deren Unkultur wir so schmerzlich empfinden."

Diese Worte, die zuvörderst an die Landsleute des Herausgebers gerichtet sind, gelten auch allgemein und begründen den Wert des Werkes auch für unsere deutschen Architekten. Ist doch diese altschweizerische Baukunst auf das engste verwandt mit alter deutscher Bauweise; und ist doch das, was wir an den alten Bauten zu lernen haben, „nicht ihre Stilform, sondern ihr harmonischer Aufbau im ganzen, ihr unbedingtes Erwachsensein aus einer Kultur, die eine künstlerisch so hochstehende war." In diesem Sinne benützt, wird das Werk für jeden deutschen Architekten, namentlich auch für Lehrer und Schüler an technischen Hochschulen, Baugewerkschulen, Kunstgewerbeschulen, eine Quelle fruchtbarster Anregung sein.

München. Richard Streiter.

Rundschau.

Der deutsche Kaiser und die deutschen Monatsschriften.

Bei seinem Aufenthalt in England soll der Kaiser zu dortigen Verlegern gesagt haben, er bedauere, daß es in Deutschland nicht so viele und gute Monatsschriften gebe wie in England.

Ob wohl während der letzten dreißig Jahre eine englische Monatsschrift für die Weltliteratur so wichtig war wie die „Deutsche Rundschau“ und wie die „Neue Rundschau“? Ob wohl eine englische Revue wichtigere historische Dokumente veröffentlicht hat als die „Deutsche Revue“? Ob es dort bessere Familienzeitschriften gibt als „Westermanns Monatshefte“, „Velhagen und Klasings Monatshefte“ und den „Türmer“? Ob in englischer Sprache eine katholische Zeitschrift erscheint, die sich mit dem „Hochland“ messen kann?

Alles dies ist zweifelhaft. Zweifellos aber, daß die englischen Lords es für passend erachten, ein Lesezimmer zu haben, in dem u. a. die ersten englischen Revuen aufliegen und daß es in Deutschland Hunderte von Schlössern gibt, in die keine andere Zeitschrift kommt als die „Woche“.

S. M.

* * *

Ueber Typhus und moderne Typhusbekämpfung.

Seitdem es italienischen Forschern und Robert Koch gelungen ist, durch erfolgreiche Bekämpfung der Malaria früher unbewohnbare weite Länderstrecken der Kultur nutzbar zu machen, gehört es zu den vornehmsten Aufgaben der Bakteriologie und Hygiene, auch andere als Volksseuchen auftretende Erkrankungen durch zielbewußtes Vorgehen zum Erlöschen zu bringen. Der Aufgaben sind viele, denn wohl jedes Land hat seine besonderen Plagen. So gilt der Kampf in Asien vornehmlich der Cholera und Pest, in Afrika der Schlafkrankheit, in Amerika dem gelben Fieber und in Europa der Tuberkulose, der Genickstarre, Ruhr und Typhus.

Die sämtlichen dieser Seuchen haben als Unterscheidungsmerkmal von anderen Erkrankungen, wie z. B. Herzfehlern, das eine, daß sie durch einen ganz bestimmten Erreger tierischer oder pflanzlicher Natur erzeugt werden: sie sind Infektionskrankheiten. Ihn gilt es aufzusuchen, seine Lebensbedingungen und so zu sagen die schwachen Punkte in seiner Existenz auszuforschen. Koch hat, als die Bakteriologie in den Kinderschuhen steckte, es bereits ausgesprochen, daß der Entwicklungsgang jedes dieser Infektionserreger eine Kette bilde, und daß es zur Bekämpfung der Infektionskrankheiten genügen müsse, diese Kette an irgend einer Stelle zu sprengen. Da es sich aber bei ihnen um den Kampf zweier Organismen, nämlich des Menschen und des

betreffenden Infektionserregers handelt, so liegt von vornherein die Frage nahe, ob man einerseits den Parasiten schwächen oder anderseits den befallenen Organismus in ganz bestimmter Weise im Kampfe aktiv unterstützen kann. Wie das ungefähr zu denken ist, und wie wichtig dabei die Kenntnis der Biologie des Erregers ist, läßt sich wohl am leichtesten bei der Malaria zeigen.

Die Malaria wird bekanntlich von einem in der Tierreihe außerordentlich niedrig stehenden einzelligen Organismus, dem sogenannten Malariaplasmodium hervorgerufen. Wenn auch nur ein solcher Parasit in das Blut des Menschen gerät, gelangt er zu sehr schneller Vermehrung, wandert in die roten Blutkörperchen ein, teilt sich in ihnen, wobei die befallenen Blutkörperchen zu Grunde gehen, und schwärmt wieder in die umgebende Blutflüssigkeit aus. Der charakteristische Malariaanfall entspricht jedesmal dem Ausschwärmen der Plasmodien. Schließlich bilden diese im Blute und den Organen des Patienten sogenannte Dauerformen, d. h. Formen, deren Lebensenergie zeitweise eingeschlafen ist, und die darum als für den Kranken fast indifferente Körperchen in seinem Blute kreisen. In dieser Zeit erscheint daher solch ein Malariaparasitenträger nach außen hin als gesund.

Wie wird nun die Malaria übertragen? Es hat sich gezeigt, daß die Uebertragung weder durch Berührung Malariakranker noch durch ihre Abgänge oder sonstwie erzeugt wird, sondern nur durch den Stich einer bestimmten Stechmücke, des sogenannten Anopheles geschieht; und zwar sind es gerade die scheinbar harmlosen Malariaparasitenträger, die in dieser Beziehung am gefährlichsten sind; denn wenn solch ein Anopheles von ihrem Blut trinkt, so gelangen die vorher untätigen Plasmodien in der Mücke plötzlich zu starker und zwar geschlechtlicher Vermehrung. Sie wandern dann aus dem Magen in die Giftdrüse der Mücke über: der nächste gesunde Mensch, der von ihr gestochen wird bekommt nun die Parasiten ins Blut, und der Kreislauf kann aufs neue beginnen.

Die Bekämpfung der Malaria geschieht nun durch planmäßige Bekämpfung der Stechmücke, durch Moskitonetze, Trockenlegung von Sümpfen und andere Maßnahmen. Das genügt aber keineswegs, es müssen vielmehr durch Blutuntersuchungen die Malariaparasitenträger ausfindig gemacht und eventuell so lange isoliert werden, bis durch große Chiningaben der böse Gast aus ihrem Blute verschwunden ist. Und schließlich haben sich die Gesunden durch prophylaktische Chinineinnahmen vor der Krankheit zu schützen.

Ganz andere Verhältnisse bieten sich bei der Bekämpfung des Typhus dar. Aber fragen wir uns zuerst, was ist denn Typhus? Da ist es nun interessant, daß gleichzeitig mit der Entwicklung der Medizin sich der Begriff des Typhus verändert hat. Früher teilte man bekanntlich die Krankheiten „symptomatisch" d. h. nach ihren Symptomen ein. Ein Typhus war jede schwere, mit Benommenheit und Delirien auftretende Krankheit und so kannte man einen Knochentyphus, Flecktyphus, Bauchtyphus (Darmtyphus) und Hirntyphus, Begriffe, die nach unserer heutigen Anschauung überhaupt nichts miteinander zu tun haben.

Da kam die „ätiologische" Auffassung und damit Einteilung der Krankheiten auf. Leiden, die von dem gleichen Erreger erzeugt werden, wurden wieder als eins zusammengefaßt, so z. B.: lernte man die so verschieden auftretende Tuberkulose der Lunge, der Knochen, des Gehirns als etwas zusammengehöriges anzusehen. Und so verstehen wir denn jetzt unter Typhus eine vom Typhusbazillus hervorgerufene fieberhafte, meistens mit schweren Darmerscheinungen einhergehende Krankheit. Nun hat sich gezeigt, daß neben

diesem Typus der Erkrankungsform eine Menge Abarten vorkommen, anfangend von leichtem Unwohlsein bis zu den schwersten Darm- und Gehirnerscheinungen, die alle das Gemeinsame haben, daß sie vom Typhusbazillus erzeugt werden. Wir werden bald sehen, welche Bedeutung gerade diese Erkenntnis für die Bekämpfung des Typhus hat.

Von Interesse ist es, daß man in den allerletzten Jahren erkannt hat, daß ein klinisch als Typhus erscheinendes Krankheitsbild durch einen vom Typhusbazillus unterscheidbaren, aber ihm nahe verwandten Bazillus, den Paratyphusbazillus erzeugt werden kann. Wir können hier aber nicht näher darauf eingehen. Vom Standpunkte der Typhusbekämpfung aus sind Typhus und Paratyphus annähernd, aber nicht völlig, gleich zu behandeln.

Im Typhusanfall kreisen die Typhusbazillen im ganzen Körper; ungefähr gleichzeitig mit dem Fieberabfall verschwinden sie aus dem Blute, werden aber mit den Abgängen noch lange ausgeschieden. Die Untersuchungen der letzten Zeit haben gelehrt, daß sie sich vor allem in der Gallenblase einnisten und von dort immer wieder von neuem durch den Darm in großen Mengen in den Stuhlgang gelangen können; die Bazillenausscheidung kann sich in die Rekonvalescenz hinein erstrecken, ja sogar viele Jahre anhalten. Menschen, die dauernd oder von Zeit zu Zeit Typhusbazillen ausscheiden, heißen **Typhusbazillenträger**. In seltenen Fällen hat man Typhusbazillenträger gefunden, die vor 20 Jahren Typhus gehabt haben.

Vom Standpunkt der Hygiene aus sind nicht die schweren, sondern gerade die leichtesten Typhusfälle die gefährlichsten, denn gerade bei diesen leichten oft unerkannten Typhen ist die Uebertragungsgefahr am größten. Vor den schweren Fällen hütet sich die Umgebung von selbst und wird die Schutzmaßnahmen der Aerzte stets unterstützen. Aber wie wenigen leuchtet es ein, daß ein einfacher fieberhafter Darmkatarrh dieselbe Vorsicht erfordern soll! Um nun den Typhus rationell bekämpfen zu können, müssen wir erst wissen, auf welchem Wege gewöhnlich die Uebertragung stattfindet, und besonders, ob vielleicht gerade die Typhusbazillenträger eine Rolle dabei spielen. Aus vielen tausenden von Beobachtungen wissen wir mit Sicherheit, daß bei ihm eine Uebertragung niemals wie z. B beim Scharlach durch die Luft oder durch die Haut erfolgt, ebenso wenig durch einen Zwischenträger, wie bei der Malaria. Vielmehr kann eine Infektion nur durch den Darmkanal erfolgen; dazu ist eine Aufnahme des Typhusgiftes durch den Mund erforderlich. Und das geschieht hauptsächlich auf zwei Wegen: durch das Wasser und die Milch. Wie die Keime gerade da hinein gelangen, ist eigentlich ganz einfach. Betrachten wir uns einmal in einem beliebigen Dorf den Hof eines Bauernhauses, so sehen wir fast immer die Düngerhaufen als Abortgruben dienen. Bei einem tüchtigen Regen fließen tausende von Bächlein und Rinnsalen über den Hof, manche direkt aus dem Düngerhaufen und oft genug geradewegs in den nur schlecht geschützten Brunnen. Was dort nicht hineinfließt, geht in den Rinnstein der Dorfstraße; dort lassen die Kinder des Dorfes es sich nicht nehmen, Papierschiffchen schwimmen zu lassen. Von da gehen sie mit ungewaschenen Fingerchen zum Essen. Der Weg der Infektion ist hier gegeben. Ein einziger Typhusbazillenträger, der den Düngerhaufen infiziert, trägt damit den Keim in den Brunnen und mit dem Dorfbach in das weiter abwärts gelegene Dorf. Gerade im Brunnen halten sich erfahrungsgemäß Typhuskeime besonders lange. Damit findet eine früher rätselhafte Erscheinung, die der sogenannten Typhushäuser d. h. Häuser, in denen der Typhus endemisch herrscht, ihre einfache Erklärung; aus ihnen verschwindet mit dem Zuschließen der Brunnen der Typhus.

In die Milch gelangen die Typhuskeime entweder durch Verfälschung mit bazillenhaltigem Wasser oder durch irgend eine Unreinlichkeit eines Melkers, der zufällig Typhusbazillenträger ist. In neuerer Zeit sind eine ganze Reihe von Fällen bekannt geworden, wo scheinbar unerklärlich hie und da in einer Großstadt Typhusfälle auftauchten. Planmäßige Nachforschung wies dann auf eine Molkerei als Infektionsquelle hin. Wenn dann der schuldige Typhusbazillenträger aus dem Betriebe entfernt wurde, hörten mit einem Schlage die Typhusfälle auf.

Nach alledem was wir nun von Typhus gesagt haben, sind die Wege zu seiner Bekämpfung eigentlich von selbst gegeben. Und doch, welch gewaltiger Schritt ist von dieser Idee bis zu ihrer praktischen Ausführung! Muß es doch schier unmöglich scheinen, alle diese kleinen Infektionsquellen zu verstopfen, die Typhusbazillen auf allen ihren komplizierten Wegen zu verfolgen und unschädlich zu machen. Dem gewaltigen, vor keiner Aufgabe zurückschreckenden Organisationstalente Robert Kochs ist es zu verdanken, daß man in Deutschland dieses Werk doch unternommen hat. Es sind zu diesem Zwecke seit 1902 in den am meisten vom Typhus gefährdeten Landesteilen, so besonders an unserer Westgrenze, im Elsaß und in Lothringen, wo vor allem um Metz ein großer Typhusherd liegt, eine Anzahl von „Typhusstationen" errichtet worden. Man unterscheidet „stehende" und „fliegende" Stationen. Die stehenden Stationen sind meistens in größeren Städten untergebracht und mit allem Komfort eines modernen Laboratoriums ausgestattet. Die fliegenden Stationen dagegen werden, als wenn es sich um einen Krieg handelte, bald hier- bald dorthin jeweils an die Stellen größter Gefahr beordert. In irgend einer Dorfscheune wird gemietet, und im Nu wird aus den raffiniert aufs kompendiöseste eingerichteten Kisten, ein zwar kleines, aber vollständiges bakteriologisches Laboratorium improvisiert, das ganz spezialistisch nur für Typhusuntersuchungen eingerichtet ist. Hier bleibt die Typhusstation, bis die Gefahr erloschen ist. Alle diese Stationen arbeiten ganz einheitlich nach einer genau vorgeschriebenen, im Kaiserlichen Gesundheitsamt ausgearbeiteten Methode. Die Hauptstationen, die auch der wissenschaftlichen Forschung dienen, sind relativ selbständig. Die Uebersicht über den Stand der Erkrankungen und über die Resultate wird durch einen genau vorgeschriebenen Meldedienst gewährleistet. Ueber jedes einzelne Typhushaus, ja jeden Patienten, wird Buch geführt.

Die Typhusstationen haben nun folgende Aufgaben: sie haben auf das Genaueste dem Gang der Infektionen nachzugehen und möglichst von jedem Fall den Weg der Ansteckung aufzuspüren, das erfordert eine Ueberwachung des Verkehrs mit Nahrungsmitteln, und aller Brunnen. Es gilt, alle Typhusbazillenträger zu entdecken. Das ist nicht anders möglich, als daß der Stuhlgang oft sämtlicher Einwohner eines Dorfes nicht nur einmal, nein, manchmal mehrfach auf Typhusbazillen untersucht wird. Was das für eine Arbeit bedeutet, davon kann sich der Laie wohl kaum eine Vorstellung machen. Noch vor wenigen Jahren galt es als ein Zeichen ganz besonders ausgebildeter bakteriologischer Technik, wenn bei einem Typhuskranken überhaupt der Nachweis der Erreger gelang. Jetzt wird es bei jedem einzelnen Falle als etwas selbstverständliches gefordert. Aber wie immer in technischen Dingen, hat auch hier das Bedürfnis die Wege zu seiner Erfüllung geschaffen. Die Untersuchung auf Typhusbazillen geschieht heute auf ganz besonderen Nährböden, auf denen die meisten nicht typhusartigen Bakterien überhaupt nicht wachsen, und unter den typhusartigen die echten Typhuserreger sich durch eine beson-

der Farbe ihrer Kolonien auszeichnen und dadurch leicht zur weiteren Untersuchung abgeimpft werden können. So ist es möglich, oft schon in weniger als einem Tag die sichere bakteriologische Diagnose zu stellen. Unsere Typhusstationen betrachten es als einen Ehrenpunkt, bei aller Genauigkeit mit einer geradezu fabelhaften Geschwindigkeit zu arbeiten. Und wie unglaublich ermüdend für Auge und Geist ist dabei diese Arbeit! Die Auffindung der Typhusbazillenträger wird nun dadurch erleichtert, daß das Blut von Menschen, die Typhus haben oder ihn überstanden haben, ganz bestimmte im Reagensglase prüfbare Eigenschaften annimmt; es hat die Fähigkeit, schon in ganz starker (fünfzig bis mehr tausendfacher) Verdünnung, Typhusbazillen unbeweglich zu machen und in Flocken zusammen zu ballen. Das nennt man „Agglutination" der Typhusbazillen. Die Typhusstationen haben daher auch das Blut tunlichst aller verdächtigen Personen zu untersuchen. Wenn so nun — was meistens einen großen Grad von Intelligenz, Erfahrung und Energie erfordert — die Infektionswege und Quellen herausgefunden sind, dann gilt es, mit allen Mitteln der Hygiene, eine weitere Verbreitung der Krankheit zu verhüten. Da werden die verseuchten Brunnen geschlossen, der Verkehr mit Milch wird überwacht, die Abgänge der Typhuskranken und Typhusbazillenträger, ihre Wohnungen und Wäsche werden desinfiziert, wozu von den Typhusstationen aus geeignete Dorfbewohner als Desinfektoren ausgebildet werden. Wo es irgend möglich ist, werden Personen, die die Krankheit übertragen können, abgesondert. Die Typhuskranken erhalten oft von den Stationen aus besonders geschultes Pflegepersonal.

Dann wird darauf hingewirkt, daß die Klosettanlagen und Brunnen hygienisch eingerichtet und womöglich Kanalisation und Wasserleitung angelegt werden.

Die Arbeit der Stationen ist aber nur möglich, wenn sie von den behandelnden Aerzten verständnisvoll unterstützt werden. Denn es genügt nicht, daß der gesetzlichen Anzeigepflicht für Typhus vom Arzte genügt wird. Im Interesse der Allgemeinheit muß er sich manchem unterziehen, was ihm und dem Patienten nicht gerade angenehm ist. Und es ist sicherlich für ihn oft lästig, wenn der beamtete Arzt sich in das ursprünglich doch rein private Verhältnis von ihm und seinen Patienten einmischt, wenn im Hause, in dem der Krankheitsfall schon so genug Aufregung bringt, nun auch den verschiedensten Mitbewohnern Blut aus dem Ohrläppchen oder der Fingerbeere entnommen wird, wenn die Stuhlgänge aller Hausbewohner genau bezeichnet in dem dazu von den Typhusstationen gelieferten Gläschen eingeliefert werden müssen. Mancher würdige Arzt aus der alten Schule mag da sein Haupt schütteln und mit Sehnsucht an die Zeiten zurückdenken, wo es all das noch nicht gab. Dem Leiter einer Typhusstation darf es darum an Politik und Takt nicht fehlen, um weder Aerzte noch Patienten kopfscheu zu machen. Gerade von den Gebildeten werden oft die größten Schwierigkeiten gemacht. So weigerte sich ein Pfarrer, daß bei ihm und seiner Familie irgend etwas untersucht oder desinfiziert würde, weil er meinte, daß Krankheit und Tod in Gotteshand läge. Es kommt wohl auch vor, daß absichtlich falsche Proben eingesandt werden um zu sehen, ob es die Station auch merkt.

Der schwierigste Punkt der Typhusbekämpfung liegt sicher in der Unschädlichmachung der Typhusträger. Denn es ist nicht möglich sie völlig abzusondern, wie man wohl am Anfang gehofft hatte. Das ginge schon aus rein sozialen Gründen nicht, weil die Bazillenausscheidung oft jahrelang dauern kann und es leider trotz aller Mühe bisher nicht gelungen ist, sie durch Dar-

reichung innerer Desinficientien zu verhindern. Man ist darin auf den guten Willen der Betreffenden angewiesen, die ihnen gegebenen Vorschriften der Reinlichkeit und Desinfektion zu befolgen.

Über die ganz enorme Bedeutung der Typhusstationen bleibt darum doch, und vor allem haben sie den größten Wert für unser Militär, denn uns muß alles daran liegen, daß wir in einem kommenden Kriege nicht mit einer Typhusepidemie schwerer zu kämpfen haben, als mit unserem äußeren Feinde. Darum haben auch eine große Reihe von Militärärzten ständig Kommandos in den Typhusstationen. Noch stehen den Erfolgen so manche Mißerfolge gegenüber, aber es besteht die Hoffnung, daß die riesigen, für die Bekämpfung des Typhus ausgeworfenen Summen nicht verschwendet sind. Und selbst wenn die praktischen Erfolge hinter den Erwartungen zurückbleiben sollten: der Wissenschaft haben sie schon jetzt sehr, sehr viel gebracht.

Wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, richtet sich der Kampf gegen den Typhus bis jetzt nur gegen die Typhuserreger. Es fragt sich, wenn wir uns an das in der Einleitung Gesagte erinnern, ob es nicht vielleicht möglich ist, auf dem zweiten theoretisch möglichen Wege, nämlich der Kräftigung des menschlichen Organismus gegen die Typhusinfektion durch eine Art Schutzimpfung oder dergleichen von vorne herein das Auftreten des Typhus zu verhindern. Wir wollen hier nicht die vielen auf diesem Gebiete gemachten Versuche erwähnen. Sicherlich sind schon Erfolge da, aber sie sind noch nirgends so groß und so bewährt, daß sie hier ausführlicher behandelt werden müßten.

Zum Schlusse liegt mir daran noch einiges hervorzuheben. Es könnte nach all diesen Ausführungen so scheinen, als ob wir überall von dem bösen Feinde des Typhus umlauert, ihm hilflos preisgegeben wären. Ich hoffe aber, daß aus diesen Zeilen gerade das Gegenteil hervorgeht. Gerade weil der Typhus auf uns meist bekannten Wegen durch Wasser und Milch übertragen zu werden pflegt, können wir uns mit Zuversicht durch die einfachsten Mittel vor ihm schützen: dadurch, daß wir nicht Wasser aus beliebigen Brunnen, sondern am liebsten aus Quellen oder der Wasserleitung trinken und dadurch, daß wir nur pasteurisierte oder gekochte Milch genießen.

Frankfurt a. M. Erwin Jacobsthal.

Sylvesterbetrachtung.

Jedem Sterblichen wird bei seiner Geburt außer der Wärmflasche etwas in die Wiege gelegt, das ihn dann sein ganzes Leben begleitet bis an sein mehr oder minder seliges Ende. Dieser alte Köhlerglaube hat sich bis auf unsere Tage treulich erhalten. Der eine empfand seine tiefinnere Berechtigung auf diese, der andere auf jene Weise, ich selber weder in besonders ausgesprochenem Glück oder Unglück, sondern in etwas mehr Indifferentem, Unbestimmtem, fast möchte ich sagen, Nationalliberalem. Und zwar kehrt das jedesmal wieder, wenn was hinter mir liegt, wenn ich was vom Fleck gebracht habe, wenn ich nach scharfer Kletterei endlich auf einem Gipfel stehe. Da brichts hervor aus der Erde und aus den Lüften in lang gezogenen

Klagelauten, wimmernd und winselnd. Ein hungriger Hofhund kanns nicht schöner herausbringen. Mag er sich noch so anstrengen, nimmer wird ihm der Ton glücken, der mir dann in die Ohren gellt, der aus Zeitungspapier und Freundesmund immer wieder herausquillt und die eine unendliche Weisheit ans Tageslicht fördert: Alles recht schön und recht gut, aber schade, daß du mit deinem, dir vom lieben Gott verliehenen Pfunde nicht richtiger wucherst, wirklich zu schade, denn du könntest größeres leisten, könntest höhere Gipfel ersteigen, kurz, schade, zu schade, jammerschade um dein schönes Talent.

Die alte Weise, so sehnsuchtsbang, so schwer, sie hörte ich wieder, als ich trunkener Hoffnungen voll, vergangenen Frühling mein Buch über München herausgab. Das ganze Jahr hindurch tönte sie bis zum heutigen Tage, hervorgebracht von Musikanten, die alle mein Bestes wollten — nichts weiter. Daß dabei verschiedene Nebenakkorde hereinzitterten, versteht sich von selber. Die spielten mir vor allem jene Elemente auf, die bei dem Handel selbst was aufs Dach bekommen hatten, und die ich in einem besonderen Abschnitt meines Buches als typische Erscheinungen des Münchner Lebens zeichnete. Das ist ja an sich sehr begreiflich. So eine gekränkte Leberwurst treibt ihre Bläschen nicht allein in Dur, wenn man sie drückt, sie hat Untertöne, wie die Därme sie manchmal entwickeln, wenn man zuviel solcher Leberwürste auf Rotkohl oder Sauerkraut verzehrt hat. Und da drängt sichs aus ihr mit schmerzhaftem Rucke zu einem plötzlichen Fortissimo, zu einem schrillen Klagelaut, zu einem Riesenseufzer mit voller Orchesterbegleitung. Zunächst über die schwere Verkennung des grundliebenswürdigen Münchens. Das hätte die Leberwurst ganz anders geschildert, wäre ihr der Auftrag zu teil geworden. Und natürlich viel besser. Mit anmutigen Buckerln, mit Händeküßchen nach rechts und nach links, mit einschmeichelnden, lockenden Tönen, kurz mit Lobesang, Laridah, Tandaradei. Sie ist zwar nicht aus München, die gute Leberwurst, hat überhaupt keine rechte Heimat, läßt sich heute da, morgen dort nieder und setzt sich menschlich wie dichterisch aus allen möglichen Substanzen zusammen. Was sie eigentlich darstellt, dahinter kommt man nicht recht. Der liebe Gott weiß bekanntlich alles, aber aus was so eine Leberwurst besteht, das weiß selbst der liebe Gott nicht. Immerhin, es ist eine fette Leberwurst, eine gewappelte, eine von den besonders geblähten, die in München schon einmal eine Rolle gespielt hat und ihr Lichtlein immer kräftig hat strahlen lassen zu eigener Beleuchtung und zu der des Prinzen Kuckuck. Darum nimmt sies sehr krumm, wenn ein anderer redet, sie setzt sich aufs hohe Roß, sie hält Gerichtstag und stellt schließlich den Münchnern das ehrende Zeugnis aus, daß sie sich gern hinreißen lassen, gerne fördern und anerkennen. Mit solcher Psychologie hat aber Otto Julius Bierbaum entweder in totaler Unkenntnis altbayrischen Volkstums allen Unmöglichkeiten die Krone aufgesetzt oder er hat, so oft er in der bayrischen Metropole weilte, Leute für Münchner gehalten, die aus klimatisch milderen Zonen

zugereist waren und die Stadt deshalb gerade so oberflächlich kannten wie er selbst.

Wie ers nun meinte: ich mußte ihm wohl oder übel mit jener Vehemenz der Darstellung erwidern, die er in seinem Artikel im „Morgen" (Nr. 25) selbst an mir rühmt. Damit kann ich aber auch einen Übergang nehmen zu anderen Dingen und kann zurückkehren zu dem „jammerschade", mit dem ich begann. Das vernahm ich diesmal in der Fremde, fern von denen, die es ausstießen, also weit vom Schuß, wie ichs liebe. Ich pflege sonst nicht leicht' vor etwas Reißaus zu nehmen, ich pflege die Vaterschaft nicht zu verleugnen, aber bei der Taufe suche ich mich nach Möglichkeit zu drücken. Das hat so was Feierliches, Pathetisches, da werden lange Reden gehalten, da guckt alle Welt dem Säugling in Rachen und Nasenlöcher und wirft womöglich dem Erzeuger noch Grobheiten an den Kopf, daß ers so und nicht anders gemacht hat. Darum ist mirs auch ein unbändiges Vergnügen an den seltenen Abenden, wo ein Stück von mir zum erstenmale gespielt wird, in einer stillen Wohnung zu sitzen oder auf der Straße spazieren zu gehen. Nicht, daß ich damit die Pose tiefster Gleichgültigkeit aufsetzen wollte: in mir arbeitet es, wie in jedem, der zum erstenmale Vater wird. Aber wie man auch mit allen Gedanken bei der Sache ist, man stellt ein überflüssiges Möbel vor im Augenblicke der Geburt. Darum muß man den Dingen ihren Lauf lassen, wie sie nun gehen, obs Zwillinge, Drillinge, obs eine Fehlgeburt setzt. Ein regelrechtes Hazardspiel, dies untätige Warten, wo die Glücksgöttin seit Erschaffung der Erde die Menschen als Würfel benützt. Und immer wieder die alte Sensation. Drinnen im Theater ist alles versammelt, was mich kennt, aller Augen sind auf mein Werk gerichtet, und doch, wo ich liege, sitze, gehe, stehe, bin ich fürs Erste gesichert vor allen Widerwärtigkeiten plumper Zufälle, vor der Aufgeregtheit der Schauspieler oder vor den schweißigen Händen allzu eifriger Beifallspender.

Das gleiche Gefühl einer behaglichen Geborgenheit hatte ich, als ich in Paris unter den ausschlagenden Platanen der Champs Elysées jeden Morgen vom Arc de Triomphe bis zur Cour du Carrousel wanderte. Ich wußte es: jetzt sitzt meine Vaterstadt über mich zu Gericht, jetzt lachen die einen und schimpfen die andern, der aber die Suppe aufgerührt hat, dreht eine lange Nase über den Rhein und freut sich der silbernen Luft, die über der Stadt liegt. Ueber dieser schönsten, glänzendsten und unmodernsten aller Städte. Wo im nagelneuen Restaurant noch die goldumrahmten Wandspiegel mit den marmornen Konsolen prangen, wos an den Häusern noch mit besonderem Stolze vermerkt steht, wenn sie Gasleitung haben, wo die Elektrizität um zwanzig Jahre später auf die Welt kam als bei uns, wo die Stadtverwaltung ohnmächtig zittert vor der Frechheit der Droschkenkutscher, aber wo auch die köstlichste Patina auf Dächern und Monumenten ruht, wo der Jardin des Tuileries, der vom Luxembourg, der Parc Monceau als glückselige Inseln aus dem feingegliederten Häusermeere steigen, wo aus

breiten Höfen ehrwürdiger Familienhotels uralte Linden hervorragen und wo die Geschichte aller Zeiten und eines immanenten Geschmackes mit einem wandert, herab von der feinen Linie des Montmartre, an der Madeleine, an der Place de la Concorde vorbei bis in die stillsten Winkel des Quartier Latin.

In solchem Schlupfwinkel sich zu vergraben, zu arbeiten, dazwischen mal den Penseur, die Venus oder die Mona Lisa zu betrachten — nichts schöneres auf der Welt. Und zugleich nichts gemütlicheres, als jeden Morgen vom altmodischen Schlafzimmer des stillen Hotels in das noch viel altmodischere Vorzimmer zu bummeln, wo das Frühstück schon wartet. Der Kellner hat es heraufgebracht und zugleich einen Stoß Zeitungen auf den Tisch gelegt. Französische und deutsche, friedlich durcheinander gemischt. Ich streiche meine Brötchen, ich lese den neuesten Mord im Matin, den letzten Schandartikel im Intransigeant, die frischeste Zote im Rire, ich lese die weniger aufregenden Leitartikel meiner immer hochgestimmten Landsleute in teutonischen Blättern. Aber auch Post liegt zwischen all diesen keuschen und unkeuschen Ergüssen verschiedener Nationalitäten. Erst ein paar Briefe, darunter zwei anonyme mit dem heimischen Poststempel und Strafporto. Also keine Anschwärmerei des fernen Poeten, sondern ein paar Stilproben in der Münchner Ursprache. Ja, mit der Zurückgezogenheit ists nicht so weit her. Schon sickert es durch, schon wirkt der Trank, schon reckt meine Vaterstadt sehnsuchtsvoll ihre Arme. „Knallprotz, g'schwoll'ner, drah net so auf." „Ausg'schamter Bazi!" Und unter Drucksachen finde ich in bestimmten Absätzen immer wieder jenen Klang, von dem ich am Eingang gesprochen habe: Schade, jammerschade um dies schöne Talent.

Meinetwegen denn. Ich habe zwar keine Ahnung, wie die Entwicklung meines Könnens vom Maßstabe deutscher Kritik gezogen ward, will aber gern annehmen, ich hätte statt München viel besser das Leben des heiligen Thomas von Aquino, die Abenteuer des Christoph Columbus bei der Entdeckung von Amerika oder den unleugbaren Vorzug der Mutterbrust gegenüber der Methode des Professors von Soxhlet geschildert. In Frankreich, das heißt, wenn man von Frankreich redet, meint man immer Paris, kann man sich solch ketzerische Phantasien auf liebwerte Kritiker schon gestatten. Da nimmt man, schon seit Montaigne und Montesquieu jede Begabung so wie sie ist, in Deutschland so, wie sie sein sollte. Freilich, man verkennt oft, wie bei uns, man schimpft darauf, man blamiert sich, läßt starke Talente geradeso verhungern wie am Rhein und an der Donau. Eins aber ist diesen Sanguinikern absolut fremd, was den Deutschen im innersten Blute sitzt: alles Schullehrertum. Man stellt keine Grundsätze auf in der Kunst, man freut sich der Begabung. Bei uns wird jeder Neuauftretende, den nicht von vornherein eine geschlossene Klique auf den Schild hebt, in den Anklagezustand versetzt. Eine Frechheit, daß er überhaupt schafft und die größte, daß er nicht so schafft, wie man sichs denkt.

Zeitungsausschnitte und Briefe fliegen bei Seite. Ich lehne mich zurück

und schaue hinaus in den nüchternen Lichthof. Ganz gedämpft dringt der Lärm der Stadt zu mir in das Zimmer wie unterirdisches Brausen. Jetzt setzt sich die Riesenmaschine wieder in Bewegung, Paris steht auf und tollt umher bis die Theater aufmachen. Die sind mit Ausnahme der staatlichen fast immer ein Stall, ein Abgrund von Staub und Dreck, ein Winkelwerk, wie geschaffen von einer eigenen Aufsichtsbehörde, die streng darüber zu wachen hat, daß im Fall einer Panik auch nicht ein Menschenleben davon kommt. Und erst diese Pausen, diese entsetzlichen, stimmungmordenden Pausen, mit dem ewigen hinaus- und hereinrennen! Nur das Spiel ist noch immer vortrefflich, ja unvergleichlich, so miserabel die Stücke sind, die vorgeführt werden. Das erste, was einem jedesmal wieder auffällt, so oft man hinüberkommt: die Darsteller lernen ihre Rollen. Ja, noch mehr, sie sprechen die ihnen vorgeschriebenen Worte. Und es sind alles Menschen, schöne Menschen, jeder wie eigens gemacht für seine Charge. An die große Oper freilich darf man dabei nicht denken. Monsieur Alvarez, der für Hunderttausende engagierte Heldentenor als Romeo: man muß es erleben, um so was noch heute für möglich zu halten. Diese Stimme mit der Kraft einer Posaune, dieser Stier von Mensch, dieser Hintere inmitten lilaseidner Trikots, dieser breite, schweißtriefende Schädel mit der blonden Perücke und dem koketten Vollbart, all das vorn an der Rampe, während ein armseliger Bassist fünften Ranges, der angebliche Fürst von Verona, ihn aus der Stadt zu hüsteln sucht, während die fadenscheinigen Kulissen und Versatzstücke wackeln, und ein falschsingender Chor, kostümiert wie die schlechteste Wandertruppe als Montecchi und Capuletti mit dem blechernen Säbel in der Luft herumfuchtelt — man möchte heulen vor Rührung, man möchte die Hände falten und Abbitte leisten für alles, was man über die Vaterstadt in bittrem Zorne gesagt hat.

Und während ich so Reue und Leid erwecke, fallen meine Blicke durch die bläulichen Streifen der Morgenzigarre auf die am Boden liegenden „Münchner Neuesten Nachrichten". Also auf ein Blatt, dem ich in meinem Buche ebenfalls ein eigenes Kapitel gewidmet habe. Voll liebenswürdiger Artigkeiten und Schmeicheleien. Und da ich, was ich einmal schrieb, ziemlich allgegenwärtig habe, fällt mir eine besonders markante Stelle ein: „Die Münchner können ohne die „Neuesten" ebensowenig leben, wie die „Neuesten" es bis jetzt ohne sie fertig gebracht haben. Sie schimpfen darauf und warten ungeduldig, daß es vier Uhr schlägt, wo die Abendnummer erscheint, sie lachen über die Leitartikel und lesen sie mit pedantischer Gewissenhaftigkeit, sie warten in der Fremde und jammern, wenn einmal eine Nummer ausbleibt." Daraus ersehe ich wieder, wie trefflich mir, aller Gegenrede zum Trotz, die Charakteristik der Münchner gelungen ist. Denn ich halte jetzt selber das verrufene Blatt in Händen und lese darin. Auch von der Oper steht da geschrieben, aber ihre Aufführungen sind augenblicklich anderer Art als die der Pariser. Viel amüsanter, mit Tratsch-, Quatsch- und Klatscharien, gesungen vom gesamten Personal, von Theateragenten, Kapell-

meistern, vom jetzigen, vom früheren Intendanten, von Redakteuren, Rechtsanwälten, kurz, vom ganzen, frohvereinten München, der Stadt zur Hebung des Fremdenverkehrs, der stilgerechten Wagneraufführungen und der großen, ewigen Gaudi. Ach, was gäbe ich jetzt darum, könnte ich es miterleben: das letzte vom Privatleben einer letzten Schauspielerin in letzter Blöße auf dem Theater in der Au, die Mimen vor dem Amtsgericht in ihren Leibrollen beschäftigt, vor allem aber Herr Schels, der köstliche Herr Schels, dies unentbehrliche Requisit der Hoftheaterintendanz, der sechsmal hinausflog, um siebenmal wieder herein zu kommen, der beim achten Nachfolger des Herrn Speidel immer noch treuberatendes Mitglied der Hoftheaterleitung sein wird, wenn er nicht vorzieht, selber einmal Intendant zu werden! Dies alles in schöner, bengalischer Beleuchtung und darüber, wie Gott Vater auf dem Richterstuhle, der allbekannte Oberlandesgerichtsrat Mayer. Der den französischen Vollbart verbindlich lächelnd dreht, wenn sich da unten einer unsterblich blamiert, der immer die vornehme Handbewegung hat, auch wenn er einen hinauswerfen will, und der den unerschütterlichen Ernst in den so sanft blickenden Augen auch dann zu wahren weiß, wenn Herr von Possart auf einmal für Herrn Savits schwärmt oder, wenn Herr von Donat erzählt, daß ihm der Geist der Jagodja erschienen sei, daß er ihn aufgefordert habe, an Dr. Peters Rache zu nehmen, daß er...

Doch, halt! Ich spreche von Schemen, die erst im Sommer aus den Lüften tauchten, und wir leben ja noch im schönsten Mai, in Paris. In jener Stadt, wo sich all das dreimal so nichtig ausnimmt wie zu Hause, wo sichs erst recht abhebt vom Treiben der Boulevards, von der Auffahrt zum Bois, von den sausenden Zügen des Metropolitain. Gewiß, auch da gibts Skandalprozesse, sogar viel schmutzigere und mit allen Folgen für die Oeffentlichkeit tausendmal schädlichere. Aber so behaglich werden sie nirgends geführt und vor allem nach fünftägiger Katzbalgerei nirgends so wunderbar verglichen, wie in Isarathen. Nur oben auf der „Butte" könnte man sich so einen Ulk denken. Als lebende Zeitung, als moeurs de province, gesungen oder deklamiert in sämtlichen Cabarets, als Karikatur auf Krähwinkel und Schilda, kurz, als ein grotesk stilisiertes Charakterbild jenes Deutschen, der nach Paris kommt, jede Frau, der er begegnet, für eine Kokotte hält und in der Dame de chez Maxim die übliche Norm gallischer Weiblichkeit sucht. Denn so hat ers zu Hause auf seinem Theater gesehen und nun erlebt ers schaudernd an sich selber. Wie jene Franzosen, die einmal von der Walküre etwas gehört hatten und glauben, wir säßen noch heute mit Methhorn und Bärenfell an den Felsen des Teutoburger Waldes. Möglicherweise können sie obendrein Dresden für die Hauptstadt von Bayern halten und Berlin eine halbe Stunde nach Speyer vermuten. Und sicher können sie einen mit der vorgezeichneten Kategorie der Deutschen, sowie mit allen Besserwissern, allen Kritikern, allen Tierquälern, allen Gendarmen, mit der Bavaria an der Theresienwiese, der Germania vom Niederwalddenkmal mit

der wohlgenährten Statue der Republick dahin bringen, daß man auswandern möchte von der Erde, daß man fliehen möchte wie Euelpides und Peisthetäros von Athen ausrissen.

Diese Beiden gingen nach Aristophanes bekanntlich zu den Vögeln, ich dagegen muß mich, in Ermanglung einer passenden Verbindung zu so freien Individuen nach dem altmodischen Vehikel der Eisenbahn umsehen, das mich am Wald von Fontainebleau vorbei durch das Land der Bourgogne, durch Lyon, durch Valence, der Pforte des Südens, nach der Provence führt. Ein zweites Italien, dies glückselige Land, aber ohne die konventionelle Linie des Appenin, ohne preußische Oberlehrer, ohne sächsische Landessprache. Und inmitten der versunkenen Pracht, gleich Ferrarra oder Ravenna das hochragende Avignon, wie im weißen Lichte des Morgenlandes. Das schaut hinaus auf die feinen Hügel der schimmernden Ebene auf zertrümmerte Klöster und Burgen, über die mit verklingendem Hauche noch heut das Lied der Troubadoure zieht. Für jeden ders hören will. Sonst ist es belebter als zu jener Zeit, da Legaten des heiligen Stuhles nach Rom und zurückeilten, wichtige Kundschaften in der Mantelfalte. An den Fortifikationen der Stadt, diesen wuchtigen Mauern und Rundtürmen, prangen Reklamezettel, am Palast der Päpste, diesem unerhörten Bollwerk von Gewalt und Dickschädeltum, schlingen sich Girandolen empor, die weithin leuchten, wenn die Nacht über Languedoc heraufzieht und am Portale dieses Ungeheuers, dessen Wucht und Breite feuernden Batterieen Stand hielte, zahlt man einen Franc für die Besichtigung der Dynamomaschinen, die jetzt in den Gemächern Benedikts XII. und Innozenz V. ihre Kraft entfalten. Ueber all diesen Zeichen von Menschenerfindung steigt es jedoch in den vom brausenden Mistral gereinigten Sternenhimmel, finster und schwer mit den schier unermeßlichen Gebilden dieses Riesenbaus wie ein sagenhaftes Gespenst, das noch Jahrtausende über alle Elektrizität für immer den Sieg davon tragen wird.

Liberté, Egalité, Fraternité, flammt es von den Zinnen der Geisterburg, und mit diesen nicht zu teueren, inhaltsreichen Worten zieht es über ganz Frankreich, über alle Lande, in alle Sprachen übersetzt, auch nach München hinüber, dessen Heimathauch trotz aller Flucht immer stärker zu mir dringt durch den Olivengeruch der Provence. Allerdings da verfängt es nicht so. Wir sind nämlich keine Republik, uns regiert der starke Wille einer konstitutionellen Monarchie, und wollen wir einmal, daß die Trambahn vom Odeonsplatz bis zum Rathaus, die vom Hoftheater durch die Perusastraße gehen soll, dann müssen wir viele Lustren durch mit gottergebenem Untertanenverstand auf so ein welterschütterndes Ereignis warten. Nur keine Sorge, es kommt schon, es wird schon genehmigt — es dauert nur. Wies mit dem Stadtbahnhof beim Schillermonument auch seine Zeit brauchte. Warum? Weil in diesem Hinhalten eines der tiefsten Geheimnisse der Dynastie, ja ihre sprüchlich gewordene Popularität liegt. Ganz selbstverständlich. Da werden jahrelang Dinge verweigert, die anderwärts sans mot dire

den Weg des öffentlichen Verkehrswesens wandern. Dann endlich, wenns gar nicht mehr anders geht, rückt man heraus, man spendet ein Gnadengeschenk. Alle Jahre eine Schiene, alle zwei Jahre einen Pflasterstein, alle drei Jahre ein Doppelgeleise. Und solche Homöopathie verfehlt ihre Wirkung nicht. Jedesmal trunkener Jubel in der Bürgerschaft, die „Neuesten Nachrichten" verkündens durch Extrablätter, der Bürgermeister dankt in einer Rede für so viel neue Huld von oben. Wie gesagt, eines der größten Geheimnisse. Und da München noch sehr viele Trambahnlinien braucht, ehe es den Anspruch wird erheben können, eine Großstadt zu sein, kann die Popularität des Herrscherhauses auf diese Weise noch ins Maßlose wachsen.

Immer schlimmere Parallelen mit dem Vaterlande, diese Betrachtungen, diese Perspektiven im Angesichte solcher Umgebung, im ungemessenen Fernblick nach Tartarins lustigem Geburtsort, nach Mont Majour, nach der Arena von Arles. Ruft mir dies alles das behäbige Lächeln des französischen Provinzlers wach, der breit, wie der Münchner, durch die Straßen steigt, sein Journal in der Hand, den Strohhut auf dem Kopfe, den Zwicker auf der Nase. Dieser ruhigen, beschaulichen Seele, die das ganze Jahr Steuern zahlt, friedlich Absynth nimmt und geduldig wartet, ob der Hexenkessel von Frankreich, das Sodom und Babel, ob das gefürchtete Paris Krieg oder Frieden erklärt? Dieser paisiblen Existenz, die mit einem wandert, sobald man das Weichbild der Hauptstadt verlassen hat, bis hinunter zum blauen Meere? Fast möchte ichs glauben. Ueberall setzt er sich zu mir an den Tisch, an der Cannebière in Marseille, im Jardin de Lafontaine in Nimes, in den Sumpfhalden von Aigue-Mortes, beim Stiergefecht in Arles. Und alles erklärt er mir, so breit und umständlich, wie zu Hause die Stammgäste. In der Provinz ist alles besser — selbst der Torero. Jawohl. So ein Stiergefecht in Südfrankreich übertrifft sogar die spanischen. Höchstens in der Opéra comique in Paris kann mans gerade so gut sehen. Und er macht alle Bewegungen nach, wie da gestochen, wie da gerungen wird.

Im letzten Punkte stimme ich ihm bei. Die Komische Oper — ich weiß selbst nicht, warum ich sie bis jetzt nicht genannt habe — ist eines der größten Kunstinstitute der Erde, eine Carmen-Aufführung daselbst einer der stärksten Eindrücke, die man von der Bühne herab überhaupt empfangen kann — und doch, im Munde des wackeren Provinzialen mahnt sie mich ebensowenig an Spanien, wie Prosper Merimées Buch, sondern wieder an mein eigenes Vaterland, an die baldige Heimkehr. Da wird mir fast bänglich zu Mute. Denn wenn ich mich auch den Teufel darum schere, was über mich alles zusamengefaselt wird: jene Rufer, die mein „München" unvollkommen nannten, haben verdammt recht. Ein so schillerndes Insekt, wie München, ein solches Mixtum kompositum, gepeitscht von den grellsten Widersprüchen und doch wieder geeint unter der Sonne des Südens, ein solches Unikum von Großstadt und Bierdorf, von Leichtlebigkeit und Philistrosität, von Schönheit und Plumpheit läßt sich in einem Schriftchen nicht annähernd erschöpfend behandeln.

Das habe ich im letzten Kapitel selber gesagt, und weil jeder Vater das Recht hat sein Kind nach Belieben zu verfluchen, kann ichs heute nur noch einmal tun. Mit dem festen Gelöbnis den schwächlichen Anfang durch Supplemente allmählich zum besseren Ausgang zu leiten. Die Gelegenheit dazu ist ja günstig. Schon künden für 1908 große Plakate an allen möglichen und unmöglichen Stellen das Nahen einer Ausstellung. Schon studieren die Arrangeure die schönsten Reden ein, womit sie eröffnet werden soll, schon putzt sich das neue Künstlertheater, schon schreibe ich selber ein Stück dafür, schon beginnen unter ausstellenden und nichtausstellenden Künstlern wieder die schönsten Streitigkeiten und schon prangen wie am Papstpalast in Avignon über dem ganzen Unternehmen, nur nicht so deutlich zu lesen, die drei stolzen Leitmotive: Liberté, Egalité, Fraternité.

Prophezeiungen, alles Prophezeiungen, so hinfällig wie Wetterprognosen zur Herbstzeit. Wir leben noch im Jahre 1907 und über die Stadt flammt es wieder mit allen Farben Claude Lorrains in tiefherbstlicher Pracht. So jagen die Sylvestergedanken noch wirrer als sie sich in diesem Kapitel überstürzten dem Ende zu. Was man durchwandert hat, umziehen sie noch einmal und unwillkürlich sehen sie weiter zurück vom Mannesalter auf Kindheit und Jugend. Auf das Dachauer Moor ziehen sie fort zu einer kleinen, nichtigen Ortschaft. Dort stand neben anderen ein Bauernhäusl unter der gräflichen Schloßherrschaft. Von ihm zog einer vor sechzig Jahren zur Stadt und baute mit Fleiß und Willenskraft andere, größere Heimstätten. An einer Stelle drunten an der Isar mündete all dieses Schaffen und nun ist vom Elternhaus nichts mehr übrig als ein Hügel draußen am Friedhof. Muß man aber in einem Jahre so graben und schaufeln, dann hat man oft keine Augen mehr für andere Dinge. Vieles wird einem gleichgültig, man verzeiht leichter, man kommt darüber hinweg. Aber schließlich stamme ich doch von jenen, die daußen ein Haus mit Strohdach besaßen, von jenem Schlage, der schnell wieder aufspringt, das letzte Wort haben will und immer wieder von vorn anfängt. Darum kann ich auch diese Betrachtung nicht mit dem stillen Akkord der Jahreswende schließen, sondern muß mit der alten Prozeßlust der Bauern zu guterletzt noch etwas vorbringen, was mir schon lang auf der Seele lastet.

Umso leichter wird mir das, da sichs auch hier um naheliegendes handelt. Ein Prozeßjahr war 1907 für München. Das liebliche Pfingsten brachte den bereits gefeierten Hoftheaterprozeß, das Fest auf der Theresienwiese hatte wieder seinen Raubmörder, und der Sommer brachte einen solchen, wenigstens nach Ansicht der immer streng richtenden Sozialdemokratie in Dr. Karl Peters. Freilich, der fette, saftige Münchner Prozeß mit allen Zutaten, allen Schikanen, wie wir ihn hier durch Fräulein von Heusler, durch Berchtold 2c. 2c. gewohnt sind, war diese Kolonialdebatte ja nicht. Das war eine Reichstagssitzung mit langen Reden der Herren Liebert, Paasche, Arendt, Bebel, Vollmar, wo sichs nicht darum handelte, ob Dr. Peters

schuldig war, sondern darum, wer den anderen unter den Tisch zog. Eine Kraftprobe wie beim Dreyfus-Prozeß. Nur mit dem, nicht einer gewissen Tragik entbehrenden Unterschiede, daß auf deutschem Boden die Sozialdemokratie als Beschützerin der Regierung und der von ihr erlassenen Disziplinarurteile auftreten mußte, sowie mit dem nicht unbeträchtlichen, anderen, daß der Mann, der sich leider selbst den stillen, ernsten Pastorensohn nannte, doch eine andere Nummer ist, als der ehemalige Gefangene von der Teufelsinsel.

„Mag er darum noch so trotzig
Pochen auf den Wappenschild
Hinter Wortschwall, hinter Phrasen
Steckt ein rohes Menschenbild."

So etwa sang Peter Schlemihl im Simplizissimus, und im „März" schrieb er als Ludwig Thoma einen langen Artikel. Zum Entzücken der Münchner Post, zum Entzücken des makellosen Volkes, das draußen in der Au „Hängepeters" gebrüllt hatte; und zur dauernden Versöhnung mit grollenden Elementen. Denn Herr Albert Langen und seine Sozietäre entdeckten ihr kolonialfeindliches Herz erst dann, als sie merkten, wie dadurch ihre Unternehmungen mit Demokraten und Sozialdemokraten in schweren Konflikt gerieten. So manche Gedichte und Bilder des verflossenen Jahres geben, wie so manche Ausfälle des Organs der Münchener Roten dauernde Kunde von den seelischen Kämpfen und Ueberwindungen. Es war damals schwer, keine Satire zu schreiben. Besonders wenn man wußte, von Peters direkt wußte, daß derselbe „März", der den ehemaligen Reichskommissär mit beinahe juristischen Deduktionen von oben herab abzufertigen suchte, ein halbes Jahr vorher denselben Verbrecher nicht nur zur Mitarbeiterschaft, sondern sogar persönlich eingeladen hatte, an einer Konferenz teilzunehmen, in der die Grundzüge der neu zu schaffenden Zeitschrift beraten werden sollten. Es ist daher die schmerzlich-bittere Wendung Peter Schlemihls im Simplizissimus vom „rohen Menschenbilde" wohl nur in dem Sinne zu erklären, daß Dr. Peters die zuvorkommende Aufforderung des „März" unbeantwortet gelassen hat, und es ist ferner nach dem bösen Versäumnis einer wirklich dankbaren Satire meinerseits nur vollkommen zu begreifen, wenn ich jetzt am Schlusse selber sage, was meine Kritiker immer von mir behaupten: Schade um mein schönes Talent.

München. Josef Ruederer.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coßmann in München.
Nachdruck der einzelnen Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet.
Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Der Unverbesserliche.

Komödie
von
Georg Hirschfeld.

Personen.

Hans von Telge,
Lena Diek,
Heinrich Straßburger,
Lotte Nossig,
Malwine Lünzmann,
Agathe von Schuster,
Harald Egle,
Fritz Felderhoff,
} Maler und Malerinnen.

Frau Moosmüller, Gemischtwarenhändlerin.

Schleißheim bei München.

Heinrich Straßburgers Atelier. Ein ziemlich großer und heller Raum mit breitem Fenster in der Mittelwand. Durch dieses in viele Carreaux geteilte Fenster sieht man auf die oberbayrische Ortschaft hinaus. Der Kirchturm und mehrere Giebeldächer sind sichtbar. Blühende Obstbäume dazwischen. Ein blauer, wolkenloser Maitag draußen. An den Wänden des Ateliers hängen Straßburgers Studien. Links fällt ein Porträt von Lotte Nossig auf, das eine Meisterhand verrät und nicht von Straßburger herrühren kann. Die Möbel des Ateliers sind kostbar und durch einen reichen Sammler angekauft. Es ist viel Bequemlichkeit vorhanden. Ein breiter Divan und alte Lehnstühle. Ein Tischchen mit Rauchmaterial und Likörflaschen. Die linke Tür führt auf die Treppe hinaus, die rechte in das Schlafzimmer des Malers.

Heinrich Straßburger, gegen vierzig Jahre alt, leicht behäbig, angegraut, mit spitz geschnittenem Vollbart, steht vor einer Staffelei und malt Frau Moosmüller, eine gebückte Alte, die in der breiten, etwas überladenen Nationaltracht der Gegend steckt.

Straßburger (malend und rauchend). Moosmüllerin, Sie lassen schon wieder nach. Warum kommt heute nicht die Ihnen eigene, ausgesprochene Liebenswürdigkeit auf Ihre holden Züge? Ich verspreche Ihnen 80 Pfennig pro Stunde, wenn Ihr bezauberndes Lächeln chronisch wird.

Fr. Moosmüller (sitzend). Sakra, Sakra, reden's net so vüll daher, Herr Straßburger. I mecht' eh' scho abilasa in mei Geschäft. I gift' mi —

Straßburger. Moosmüllerin! So kommt das Lächeln nie!

Fr. Moosmüller. I gift' mi eh' scho gnua! A große Kundschaft hat ma, aba zahln tut's nix!

Straßburger. Die Resignation ist ganz gut, aber weniger Bitterkeit.

Fr. Moosmüller. Da mecht' oans scho bitta wern, Herr Straßburga! I hab' an Konto außn steh' von 375 Mark.

Straßburger. Donnerwetter! Wer lebt denn hier so üppig?

Fr. Moosmüller. O, dös san halt die Herrn Kunstmaler und die Frailn Kunstmalerinnen! Und bei dera Gelegenheit mecht' i mir aa scho die Bemerkung erlaubn, daß der Herr von Telge wieda 42 Mark schuldig is!

Straßburger. Bin ich der Vater des Herrn von Telge? Oder sein Vormund? Warum sagen Sie ihm das nicht selber?

Fr. Moosmüller. No, ma woaß do, Herr Straßburga —

Straßburger. Was weiß man?

Fr. Moosmüller. Sie zahln do alls für den Herrn von Telge. Der arm Teifi hat ja eh' nix.

Straßburger. Ich bitte mir aus, Moosmüllerin, daß über die geschäftlichen Dinge strengstes Stillschweigen bewahrt wird! Wieviel ist er Ihnen denn schuldig?

Fr. Moosmüller. 42 Mark! Drum sag' i's ja eh' scho, Herr Straßburga!

Straßburger. In einem Monat? Das ist allerdings 'n bißchen stark. Was konsumiert denn der Mensch hauptsächlich? Er ißt doch eigentlich nicht viel?

Fr. Moosmüller. Na, na! Firs_Essn alloa brauchet a zwoa, drei Würschtl im Monat, a bissl an Schinkn und a Stickl an Kas! Aba dös Andre! Dös tuat a umso grindlicha!

Straßburger. Was denn wieder? Cognac? Das hab' ich ihm so streng verboten.

Fr. Moosmüller. Da nitzt koa Verbot net! Der geht dran z' Grund! S'is schad um ihn! So a liaba, guata Herr wie der Herr von Telge! Und a Baron! A Freiherr! Daß si der net a bissl zwinga ko! Nix tuat ar an ganzn liabn Herrgottstag als schlafn und herumstrabanzen und dischkriern mit die Leit! Und wann die Freunderln aus Minka kemma — no, da is ganz gfehlt!

Straßburger. Es ist unerhört. Daß der Mensch sich nicht sagt ... Den Kopf 'n bißchen nach rechts, Frau Moosmüller. Sie werden ihm von jetzt an nichts mehr geben.

Fr. Moosmüller. Du mei Herrgott! Dös kann i do dem Herrn von Telge net sagn! (Es klopft.)

Straßburger (geht singend zur Tür). Herein! Herein! Wenn's Lotte ist, kein Schneider! (Oeffnet.)

Lotte Nossig (kommt chic gekleidet, mit einem angefangenen Bild und Malgerät von links. Sie ist hübsch und kokett, aber nicht eigenartig). Guten Morgen!

Fr. Moosmüller. Uh, dös Frailn Nossig! Grüß' Jhna Gott, Frailn Nossig! Habn's gut gschlafn?

Straßburger. Meine Gnädigste — (rückt ihr einen Stuhl hin.)

Lotte (setzt sich). Lassen Sie sich nicht stören, lieber Freund. Sie glauben wohl, daß ich jetzt aus dem Bett komme, Frau Moosmüller? O, nein! Ich war schon um 7 Uhr im Holz drüben und habe gearbeitet. Es war herrlich! So ein früher Gottesmorgen! Zwei Rehe haben mir beim Malen zugesehen. Tatsächlich, Straßburger.

Straßburger. Das glaub' ich. Die verstehn ja nix.

Lotte. Scheusal. Ihrem Zimmerherrn bin ich auch schon begegnet, Frau Moosmüller.

Fr. Moosmüller. Waas? Um sieben Uhr in der Früh?!

Straßburger. Sie haben sich verkuckt!

Lotte. Aber nein doch! Er kam vom Bahnhof! Er ist mit dem zweiten Zug von München herausgekommen!

Straßburger. Ach so!

Fr. Moosmüller. Ja, daher!

Lotte. Er bot ein tragisches Bild der Verkaterung und des Weltschmerzes. So kam er mir entgegen — auf den Stock gestützt. Bin vernichtet, flüsterte er. Wollte bestimmt gestern Abend zurückkommen, schwur es beim Haupte meines Urenkels und begegnete in München Bulle und Habelschwerdt. Wenn Bulle und Habelschwerdt begegne, wird es unweigerlich zweiter Morgenzug.

Straßburger. Ich muß mal ein ernstes Wort mit ihm reden.

Lotte. Was nützt das, lieber Freund? Das nützt gar nichts mehr. (Betrachtet Straßburgers Arbeit.) Sie, das wird aber fein. Das Morgenlicht vom Fenster hinten — wie das gelöst ist — delikat.

Straßburger. Kunststück, seitdem mir Telge gestern dazwischen gefahren ist. Er hat ja den ganzen Zimmt übermalt.

Lotte. Ach was, wie kann man nur so gräßlich bescheiden sein! Telge! Wo nichts da ist, kann Telge auch nichts herausholen!

Straßburger. Na, na! Sie schmachten doch auch nach seiner Korrektur, Lottchen?

Lotte. Gewiß! Weil jeder von uns von einem großen Künstler etwas lernen kann!

Fr. Moosmüller. Ja, is denn der Herr von Telge a großer Kinstler, Frailn Nossig?

Lotte. Freilich! Das wissen Sie gar nicht?

Fr. Moosmüller. Woher soll denn i dös wissen! Er malt ja nix!

Straßburger. Es gab eine Zeit, so vor fünfzehn Jahren etwa, da nannte man Telges Namen neben den ersten Namen Deutschlands. Haben Sie mal was von Menzel gehört?

Fr. Moosmüller. Moanen's den Bäcker Menzel von Rothkirchen?

Straßburger. Ne, den mein' ich nicht. (Legt die Palette fort.) Wir wollen es für heute genug sein lassen, Moosmüllerin. Telge versprach, um ½10 Uhr zur Korrektur zu kommen. Jetzt ist es 11, und friedlich schnarcht er durch den Maientag.

Lotte. Du glaubst — Sie glauben doch nicht etwa, daß er heute überhaupt nicht kommt? Das wär' ja infam von dem Menschen!

Fr. Moosmüller. Nacher dirft' i mi empföhln? (Steht auf.)

Straßburger. Für heute! (Gibt ihr Geld.)

Fr. Moosmüller. I dank' schee, Herr Straßburga! Und an die Rechnung vom Herrn von Telge, da denken's halt aa amol, geln's? Grüß' Jhna Gott! Grüß' Jhna Gott, Frailn Nossig! (Links ab.)

Straßburger (eilt, nachdem die Tür sich hinter Frau Moosmüller geschlossen hat, auf den Fußspitzen zu Lotte und küßt sie).

Lotte. Aber!

Straßburger. Sie ist ja weg!

Lotte. Heinrich, Heinrich!

Straßburger. Stimme von innen? Verhallend?

Lotte. Nein, Stimme von oben! Du hast es nötig! Willst du schon wieder alles für den alten Bummler hergeben!

Straßburger. Er tut mir leid.

Lotte. Mir auch. Aber er soll sich nicht ganz auf dich verlassen. Wir wollen im Oktober heiraten.

Straßburger. Na ja! Wir behalten schon noch was übrig. Ich kann doch meinen besten Freund nicht in der Tinte lassen.

Lotte. Aber wer denkt hier so ideal, wie du! Auf dich kommt alles. Dein bester Freund! Dein bester Freund ist mit Erlaubnis zu sagen ein großer Lump, Heinrich.

Straßburger. Lotte, ich muß dir 'mal was sagen. Ernsthaft, Lotte. Es ist mir schon öfters aufgefallen, daß du anders von Telge sprichst, wenn er nicht dabei ist. Das geht nicht, Lotte. Ich möchte dir lieber vorschlagen, daß du auch in seiner Gegenwart 'n bischen kühler wirst. Er schwärmt dich tatsächlich zu sehr an. Hans weiß nicht, wie wir miteinander stehen — nicht wahr. Er übersieht das, der alte Kindskopf. Aber sowas soll man respektieren. Als heimlich Verlobte. Na, biste nu sehr böse?

Lotte. Kein Gedanke! Ich möcht' mich ja wälzen! Du bist also eifersüchtig auf Telge? Auf dieses Wrack?! Aber Heinrich! Ich spaß' doch nur mit ihm! Mit dem muß man doch spaßen! Es wär' ja scheußlich, wenn man jeden Ulk gleich ernst nehmen wollte!

Straßburger. Ich fürchte eben, er nimmt ihn ernst.

(Malwine Lünzmann und Agathe von Schuster kommen mit Bildern und Malgerät von links.)

Malwine (nicht mehr ganz junge, magere Hamburgerin aus guter Familie). Guten Morgen!

Agathe (ältliche, korpulente Berlinerin, mit Brille). Morjen!

Malwine. Ist Herr von Celge nicht hier? Ich hatte bestimmt gehofft, daß er hier ist!

Agathe. Wo steckt er denn?

Straßburger. Wir können ja alle 'ne Prozession zur Moosmüllerin rübermachen. Die ganze Schule tritt dann an sein Bett und hält ihm ihre sämtlichen Werke vor Augen. Dann wacht er sicher auf.

Malwine. O, wie gräßlich! Ich kann doch nicht an Herrn von Celges Bett treten, Herr Straßburger!

Agathe (setzt sich). Na, die Rache is ja nahe. Es is schon was vorhanden, was ihn mit der jrößten Jeschwindigkeit aus'n Posen bringt. Null Komma fünf sag' ich Ihnen. (Zündet sich eine Zigarette an.)

Malwine. Agathe, Sie hatten mir fest versprochen, daß ich es erzählen kann! Pfui!

Agathe. Jar nichts hab' ich Ihnen versprochen.

Lotte. Wieder 'ne große Neuigkeit? Lünzmann hat das Wort!

Malwine. Also — es ist Jemand angekommen! . . . Eine große Ueberraschung, Herr Straßburger!

Agathe. Herrjott Strambach, eh' die zu Stuhl kommt! Also, Lena Diek is hier!

Lotte. O weh, o weh! Ich kriege Zahnschmerzen!

Straßburger. Lena Diek? . . . . Das ist doch die famose Schwarze? Das Rasseweib mit dem römischen Bronzekopf? Die vor etlichen Jahren mal die hiesige Gegend unsicher machte?

Lotte. Lieber Straßburger, drücken Sie sich gefälligst etwas weniger begeistert aus. Rasseweib! Sie können ruhig Mannweib sagen!

Straßburger. Nanu!

Lotte. Ich für mein Teil habe sie immer für ein unausstehliches Großmaul gehalten.

Straßburger. Nanu aber stoppen, Lottchen! Sie kennen sie ja kaum! Lena Diek ging doch gerade nach Paris, als Sie aus Halle ankamen?

Lotte. Lächerlich. Warum Sie wieder Halle so ironisch betonen.

Straßburger. Sie ist 'n Temperament, ganz einfach! Sie kontrolliert sich nicht! Das find' ich famos!

Lotte. So, so!

Straßburger. Will sie denn hier bleiben?

Malwine. Gesprochen hat noch niemand mit ihr. Ich halte mich auch zurück.

Agathe. Ich weiß aus bester Quelle, daß sie sich 'ne Wohnung sucht. Mein Maljunge hat's von seiner Schwester. Die hat 'ne Freundin, und wo die dient, da hat sich die Diek 'n Atelier zeigen lassen.

Straßburger. In der Großstadt Schleißheim erfährt man alles bald.

Fritz Felderhoff (von links. Ein großer, blondbärtiger Germane mit gutmütigem, trotzigem Jungengesicht. 25 Jahre alt. Behält den breiten Strohhut auf dem Kopf). Morgen! Ihr wißt es natürlich schon! Na selbstverständlich! Kinder, das ist 'ne riesig originelle Person!

Lotte. Wer denn?

Fritz. Die Diek! Die hat ihren Koffer auf 'ne Schubkarre geladen, und damit karrt sie nu selber durch das ganze Nest! Das ist was für die Schleißheimer! An jedem Fenster kuckt wer! Die Handtasche trägt ihr ein Bernhardiner nach, 'n kolossales Biest, und den Schirm ein rasseechter Collie!

Agathe. Hat sie schon jemietet?

Fritz. Ich glaube, beim Messerer oben. Den kennt sie von früher her. So sagte mir wenigstens Egle. Egle weiß doch alles. Der edle Däne war ganz geknickt. Die Diek hat ihm so mächtig auf die Schulter gehauen vor Wiedersehensfreude! Das muß Egle passieren! Aber Sorge hab' ich um Hans!

Malwine. Warum denn?

Fritz. Gott, Lünzmann, tun Sie doch nicht so!

Straßburger. Rand halten, Felderhoff! Das braucht hier nicht erörtert zu werden!

Fritz. Wieso denn! Das weiß doch jedes Kind! Lena Diek und Hans, die hatten 'mal was miteinander! Das war 'ne höchst originelle Kiste! Wie Egle es mir geschildert hat, kamen sie auseinander, weil — na weil sie zu sehr zusammengekommen waren.

Malwine. Wie gräßlich! Das versteh' ich nicht!

Straßburger. Sie wollte ihn nicht heiraten, Lünzmann. Das verstehen Sie natürlich nicht. (Alle lachen.)

Lotte. Pfui, Straßburger! Es wird natürlich an den Moneten gelegen haben.

Fritz. Wenn ich das höre! So'n Blödsinn! Wie ihr über einen Menschen wie Telge urteilt! Geld! Der Begriff existiert überhaupt nicht für den!

Straßburger. Da haste Recht!

Harald Egle (kommt langsam von links. Er ist sehr klein und blaß, kränklich, knabenhaft, hat ein altes, sarkastisches Gesicht). Guten Morgen. Sie wissen es natürlich schon. Aber ich möchte gleich bemerken, daß ich es zuerst gewußt habe.

Straßburger. Selbstverständlich!

Malwine. Sie haben Fräulein Diek gesprochen, Herr Egle? Wie ist sie denn?

Lotte. Ach, erzählen Sie! Es ist so ulkig, wenn er erzählt!

Egle. Danke bestens für das Kompliment, Fräulein Nossig. Sie sieht vorzüglich aus.

Lotte. Warum teilen Sie mir das so besonders mit?

Egle. Pardon, Sie waren bisher „die Schönheit" von Schleißheim —

neidlos anerkannt. Jetzt kommt, was man ebenfalls anerkennen muß, die Konkurrenz.

Straßburger. Schau' einer den edlen Dänen an!

Egle. Fräulein Diek hatte außerordentlich viele Fragen. Sie scheint aus den Schleißheimer Verhältnissen vollständig heraus zu sein.

Straßburger (schnalzend). Schleißheimer Verhältnisse!

Malwine. Wo war sie denn die ganze Zeit?

Lotte. Wo hat sie sich herumgetrieben?

Egle. Soviel ich verstanden habe, hat sie den größten Teil der Zeit in einem deutschen Badeort verbracht. Richtig, in Nauheim war sie. Ihr Bruder ist dort gestorben.

Fritz. Haben Sie Telge schon gesprochen? Weiß er's?

Lotte. Weiß er's?!

Egle. Nein. Bis jetzt noch nicht.

Malwine. Wer soll es ihm sagen?

Straßburger. Sie jedenfalls nicht, Lünzmann. Das muß mit der größten Vorsicht gemacht werden. Es kann ihn nämlich mächtig beuteln.

Fritz. Unbedingt!

Lotte. Ach, glauben Sie wirklich? Das wird ja interessant!

Agathe. Endlich erlebt man also mal was in dem langstieligen Nest hier. War auch die höchste Zeit.

Hans von Telge's Stimme (von der Straße unten). Alle versammelt? Schöner Tag heute? Sonne hü? Leben? Nicht locker lassen?

Straßburger. Da ist er ja! (Geht zum Fenster und öffnet eine der kleinen Scheiben.) Ne, ne! Nicht locker lassen! Altes Sumpfhuhn! Wo bleibst du denn? Halb Zwölf! (Man hört Hans noch etwas Unverständliches lachen und schimpfen. Dann poltern Schritte die Treppe herauf. Bald darauf öffnet sich die Tür.)

Hans von Telge (von links. Er ist ein hochgewachsener, etwas gebückter Vierziger mit grauem, dünnem Haar und farblos blondem Schnurrbart. Große, sehr schöne, blaue Augen in dem verwitterten Aristokratengesicht. Lässig, elegant, aber abgetragen gekleidet, fein gepflegte Hände). Vorsicht, Vorsicht. Morgen, Morgen. Sumpfhuhn nimm noch 'mal zurück, noch 'n einziges Mal, Gottfried von Straßburg. Große Sache wird teuer erkauft. Habe gestern Abend immerhin Gewinn meines Lebens gemacht. (Er spricht rasch, gleichförmig und sehr nervös, meist mit ernster Miene. Zuweilen unterbricht ihn ein kurzes, trockenes Lachen. Er macht nur wenig Interpunktionen, so daß man sich an seine Sprechweise erst gewöhnen muß.)

Straßburger. Schon wieder mal!

Hans. Jawohl, jawohl. Habe Colosseum Tompsons dressierte Seehunde geseh'n. Lösung des Welträtsels. Variante S. Unbeschwerte Tierseele, die den Menschen antizipiert hat. Gütig und weise, können rauchen und kneipen. Kindlich schwerfällige Grazie, die entwaffnet durch Sieghaftigkeit. Haben wir nicht. Haben wir absolut nicht. Haben wir nicht. (Er ist

bis jetzt umhergegangen und setzt sich plötzlich vor Straßburgers Staffelei. Fängt unvermittelt an zu malen, hält aber sofort wieder inne.) Nein. Gotteswillen. Male dir sonst neben Mutter Moosmüller rauchenden Seehund hinein.

Straßburger. Genier' dich nicht!

Lotte. Hier ist eine leere Leinwand, Herr von Telge! Bitte! Malen Sie! Das wird gewiß grandios!

Hans. Leere Leinwand? Pfui Deixel! Kreidiger Nervenkitzel. Nein. Stehe übrigens mit Mr. Compson in Unterhandlung, daß seinen jüngsten Seehund käuflich erwerbe. Wer kann mir 1200 Mark für einen Seehund pumpen?

Egle. O, das können hier viele, Herr von Telge.

Hans. August heißt er.

Straßburger. Nun komm' mal gefälligst von deinem Seehund los und erinnere dich an deine heiligsten Pflichten. Jetzt ist es 3/4 12, Mensch, und um 1/2 10 wolltest du zur Korrektur kommen.

Hans. Vorwürfe, Vorwürfe. Wenn du Beamtenpünktlichkeit verlangst, gehe zu Grabow.

Straßburger. Ich verlange gar nichts. Sieh dir's aber jetzt wenigstens an.

Hans. Teuerster Freund, was soll ich mir eigenen Kohl betrachten? Hast ja nichts geändert.

Straßburger. Ja, soll ich denn an deiner Korrektur was ändern?

Hans. Selbstverständlich. Dazu ist sie gemacht. Sollst dich wehren gegen mich, sollst dich wehren müssen. Dann haste was gelernt.

Straßburger. Ach, du verwirrst einen nur... (Er bleibt verstimmt vor seinem Bilde stehen.)

Hans. Morgen, Lünzmann.

Malwine (schnell). Lieber Herr von Telge! Erbarmen Sie sich! Ich komme sonst nicht weiter!

Hans. Weib, warum malest du?

Malwine. Sehen Sie sich mein Bild an!

Hans. Hast du die augenkranke Marie behalten? Mußt du dir tatsächlich selber die Stuben reinmachen? Hamburger Millionärstochter? Sprößling aus Harvestehude?

Malwine. Ja, ja! Aber wie gehört das hierher?

Hans. Gut! Dich umschwebt was! Male! Oder tu' sonst was! Ich seh' mir immer an, was du tust! Aber nicht heute!

Malwine. Herr von Telge! (Schluchzt.)

Hans. Lünzmann! (Umarmt sie. Malwine kreischt und wehrt sich. Die Anderen lachen.)

Agathe. Na, das find' ich aber 'n bisken stark!

Hans. Agathe, du bist nicht von Weber!

Agathe. Kommen Se mir man nich zu nahe, Herr von Telge. Sonst können Se erleben, von was ich bin.

Hans. Weiß! Meide Plastik! Seehund, Seehund! Muß immer an Augusi denken!

Lotte (nähert sich mit ihrem Bilde). Na, ich darf mir wohl gar keine Hoffnung machen, lieber Herr Baron?

Hans. Wie? Was? Gnädigste? Fürstin? Auch ein Bildchen?! Nee! Das heißt! Ihr erschlagt mich ja, Kinder! Produzenten, bedenkt, ich seh' heute nichts!

Straßburger. Lassen Sie ihn in Ruhe, Lottchen.

Lotte (dicht vor Hans). Nein — ich bitte mir aus, daß sich da Niemand einmischt. Ich glaube bestimmt, daß Herr von Telge meine Arbeit ansieht.

Straßburger. Lotte!

Agathe (leise zu Malwine). Jetzt bin ich doch bejierich!

Malwine (ebenso). Ich finde das einfach unerhört!

Hans (hält Lottes Bild in den Händen). Hm . . . Wird . . .

Lotte (sehr freudig, mit einem triumphierenden Blick). Wird!?

Hans (gibt es ihr zurück). Morgen. Morgen seh' mir's an.

Lotte. Ach, wenn Sie nur nicht heute wieder nach München fahren.

Hans. Nein, Fräulein Lottchen! Ausgeschlossen! Schwör' es bei der Tatsache, daß königlich preußischer Oberleutnant bin, beim dritten Garde-Ulanenregiment, gelbe Litzen!

Malwine (leise zu Agathe). Das laß' ich mir nicht gefallen! (Laut.) Herr von Telge, wissen Sie schon — —

Straßburger. Rand halten, Lünzmann!

Hans. Was, engelhaftes Wesen?

Malwine. Wissen Sie schon, wer angekommen ist?

Fritz (unterdrückt). Na sowas! Ich hau' Ihnen ja —!

Hans. Aber Kinder, was soll ich denn wissen? Bin weder Apotheker noch Frau Rentamtmann noch Harald Egle —

Malwine. Es wird Sie aber interessieren —

Fritz (leise drohend). Lünzmann!

Hans (wird etwas unruhig). Na — jetzt macht ihr mich aber wirklich neugierig! Wer ist denn angekommen? Zwanzig neue Schüler für Grabow?

Malwine. Nein! Vielleicht nur eine einzige! Lena Diek ist angekommen!

(Pause. Alle sehen Hans an.)

Hans. So! . . . . Ach was! . . . . Schade . . Das heißt famos! . . . Lena Diek? Irren Sie sich auch nicht?

Malwine. Aber keinesfalls, Herr von Telge!

Hans. Hm . . . . Uebrigens Blechwitz . . . Schülerin von Grabow . . . Lena wird keine Schülerin von dem Schwein. Warum erfahr ich das erst jetzt? Was sagt sie? Bleibt sie?

Egle. Wahrscheinlich. Ihr Bruder ist inzwischen gestorben und —

Hans. Fredchen ist gestorben? . . . . . (Setzt sich. Pause.) Na, Kinder, guckt mich doch nicht so an — so ängstlich gespannt — enttäusche euch sicherlich — bin ganz wo anders — verzogen — weg. Wie sieht sie aus? (Steht auf.)

Egle. Sehr gut. (Wechselt einen lächelnden Blick mit den Anderen, die Lotte ansehen. Lotte wendet sich achselzuckend ab.)

Hans. Komische Geschichte — sehr komisch. Ueberraschungsmenschen. Bin kein Freund davon. Zeit geht weiter. Aber ehrliche Haut.

Lotte (ist an das Fenster getreten). Kinder! Da kommt die Person wahrhaftig auf unser Haus zu!

Straßburger. Wer? Die Diek? (Geht rasch ans Fenster) Das hab' ich mir gedacht!

Agathe. Aha! Nu macht man also diese sensationelle Bekanntschaft. (Verschränkt die Arme).

Hans (zum ersten Mal mit einem fremden, unsicheren Blick auf Lotte, halblaut). Person? . . (Zu Straßburger, sehr schnell und leise.) Treppe genommen?

Straßburger. Was meinst du damit?

Hans (öffnet die rechte Tür). Die verdammte Bude hat keine zweite Tür. Was für ein Rhinozeros hat dieses Palais gebaut?

Straßburger. Wenn du so nervös bist, warte hier ein bißchen. Ich rufe dich dann. (Läßt ihn in das Schlafzimmer.)

Hans (drinnen). Fenster liegt nicht hoch. Unten feudaler Misthaufen.

Straßburger. Du wirst doch nicht vor Lena Diek aus dem Fenster springen wollen?

Hans. Rivederci! (Schließt die Tür. Alle lachen).

Lotte. Na, solche Art von Liebe ist mir neu!

(Es klopft an der linken Tür.)

Straßburger. Nun bitte ich aber gefälligst sehr liebenswürdig zu sein, meine Herrschaften! (Oeffnet.) Fräulein Diek! Ich bitte sehr! Wir haben Sie schon geahnt und heißen Sie herzlich willkommen!

Lena Diek (von links. 34 Jahre alt. Sie ist mittelgroß, schlank, aber kräftig gebaut, von fast männlicher Sicherheit in den Bewegungen. Teint, Augen und Haar sind sehr dunkel. Ganz einfach, aber mit feinem Geschmack gekleidet). Das ist nett von Ihnen. (Wendet sich zur Treppe zurück und ruft hinaus.) Bill! Nero! Ruhig liegen bleiben! Nicht muksen! Brav sein! So! (Zu Straßburger.) Ich habe die Hunde ans Treppengeländer gebunden — sie tun nichts. (Eintretend.) Guten Morgen. Aber ich muß Sie bitten, mich den Herrschaften vorzustellen.

Straßburger. Fräulein Nossig —

Lena. Die kenn' ich! (Geht hin und gibt ihr die Hand. Lotte erwidert den Händedruck mit überraschtem, unaufrichtigem Lächeln, etwas liebenswürdiger, als man erwarten konnte.)

Straßburger. Fräulein Lünzmann, Fräulein von Schuster. (Lena gibt den zurückhaltenden Damen die Hand.) Felderhoff und Harald Egle kennen Sie.

Lena. Felderhoff hat einen großen Männerbart bekommen!

Fritz. War das am Ende ausgeschlossen?

Lena. Nein! Ich konstatiere nur! (Setzt sich.) Ach, bin ich froh, daß ich hier bin!

Straßburger. Das war wirklich 'ne ausgezeichnete Idee von Ihnen.

(Lotte geht zum Fenster. Malwine nähert sich ihr. Agathe sitzt weit zurückgelehnt, blickt zur Decke und raucht.)

Lena (wirft einen flüchtigen Blick auf die Damen, errötet leicht und wendet sich wieder zu Straßburger). Was sollte ich nach dem Tode meines Bruders anfangen? In meiner Heimat hielt ich's nicht aus. Ich brauchte etwas Freies nach all' dem Kleinkram und der Enge. Da ist mir meine Schleißheimer Zeit vor Augen gekommen. Manches scheint sich ja inzwischen verändert zu haben. Zum Beispiel kommt mir der Verkehr viel größer vor?

Fritz. Ganz bedeutend, Fräulein Diek!

Malwine. Wahrscheinlich haben Sie die Schule von Professor Grabow gesehen.

Lena. Ach so. Zu der gehören Sie wohl nicht? Das freut mich. Ich bin nämlich auch nicht für Grabow. Sie arbeiten selbständig, wenn ich fragen darf?

Agathe. Ja, wir —

Malwine. Nein, wir — das heißt, wir —

Lotte. Wir haben einen Lehrer!

Lena. Wen denn?

Lotte. Einen ganz vorzüglichen Lehrer!

Lena. Wer ist es denn? (Pause.) Darf ich's nicht wissen? Ich habe nämlich lange nicht gearbeitet. Ich brauche jetzt auch einen Korrektor, der was versteht.

Lotte. Aber Sie kennen ihn ja . . . Herr von Telge ist es.

Lena (unmittelbar). Hans?! (Steht auf. Kurze Pause.) Hans von Telge ist hier? —

Straßburger. Das wußten Sie gar nicht?

Lena. Nein . . . Ich habe ihn hier nicht mehr vermutet . . . Ist das sonderbar.

Straßburger. Er war die ganze Zeit hier, so lange Sie fort sind.

Lena. Er ist überhaupt nicht weggekommen?

Lotte. Telge kommt hier nicht mehr weg.

Lena. Hm . . . Wie meinen Sie das? . . . Hängt er so an Schleißheim? . . .

Straßburger. Gott, wissen Sie, er ist ein bißchen alt und schwerfällig geworden.

Lena. Alt und —

Straßburger. Es reizt ihn nicht mehr, irgendwo anders hinzukommen. Außerdem hat er uns hier — seine Freunde und seine Schüler — seine letzten Beziehungen —

Lena. Ja, ja . . .

Straßburger. Er hat sich allmählich das Leben zurechtgemacht, wie er es braucht. Das einzige für ihn mögliche Leben.

Lena. Er ist also wirklich — seßhaft geworden?

Straßburger. Seßhaft! (Unterdrücktes Lachen.)

Lena. Hat das einen komischen Nebensinn? Verzeihen Sie — ich bin ja nicht in alles eingeweiht —

Egle. O nein, er ist schon eine seßhafte Natur — ohne Frage. Im Hammerbräu zum Beispiel —

Lena. Ach, in dem schönen, alten Giebelhause drüben? Wohnt er da?
(Erneutes Lachen.)

Egle. Nein — —

Fritz. Na, doch!

Egle. Nein, nein. Das wäre ihm viel zu weit zum Bahnhof.

Lena. Die paar Schritte?

Egle. Er wohnt bei Frau Moosmüller, einer braven Gemischtwarenhändlerin.

Lena. Ach so. Da sieht es aber häßlich aus. Da sind auch gar keine Ateliers.

Egle. Nein, da sind keine Ateliers.

Malwine, Agathe (platzen heraus).

Lena. Die Damen sind so lustig — ich verstehe. Ein dummer Frager, der irgendwo hereinplatzt, ist immer 'ne komische Figur.

Agathe. Aber ne! Ne, ne! Entschuldigen Sie! Der Egle!

Malwine. Sie sind albern, Agathe! (Lehnt sich in erneutem Lachausbruch an sie. Kurze Pause.)

Lena (zu Straßburger). Er hat kein Atelier mehr?

Straßburger. Nein.

Lena. Warum denn nicht?

Straßburger. Weil er nichts malt.

Lena. Ueberhaupt nichts?!

Straßburger (mit einem unruhigen Blick auf die Schlafzimmertür). Liebes Fräulein Diek, ich begreife ja Ihr Staunen vollkommen. Sie beurteilen Hans eben immer noch nach Ihren damaligen Eindrücken. Aber bedenken Sie mal, wie lange ist das her! Ist Ihnen denn gar nicht aufgefallen, daß seit Jahren kein Bild mehr von ihm in der Ausstellung ist?

Lena. Doch, doch . . . Es fiel mir schon auf . . . Aber ich erklärte mir seine absolute Verschollenheit damit, daß er irgendwo wächst und reift — ich versprach mir davon, daß er plötzlich wieder auftaucht, mit einer großen, umfassenden Lebensarbeit —!

Straßburger. Telge?! Lieber Gott! . . . Das klingt uns beinah so, als ob Sie von einem Verstorbenen reden.

Lena. Von einem —!

Straßburger (leiser). Na gewiß. Leider Gottes. Ich will es Ihnen man sagen, Fräulein Diek, bevor Sie ihn wiedersehen: Telge ist fertig. Es

ist nicht mehr die geringste Aussicht vorhanden, daß er jemals wieder was zustande bringt.

Lena. Ja allmächtiger Gott! Wie ist denn das möglich?! Ist er krank?

Straßburger. So kann man's nicht nennen. Physisch wenigstens nicht. Er ist sogar sehr munter — das Essen schmeckt ihm vorzüglich —

Egle. Das Trinken auch.

Straßburger. Na, Hamlet, das ist nu 'n fauler Witz.

Lena. Er trinkt?

Straßburger. Hm — nun ja — man kann es wohl so nennen.

Agathe. Haben Sie keine Angst, Fräulein Diek — er ist noch so ziemlich Ihr alter, schöner Baron. (Alle lachen.) Aber jeistig — da muß er einen Klapps haben.

Lena. Inwiefern? . . . .

Straßburger. Er kann nicht mehr arbeiten. Einfach ausgeschlossen.

Lena. Leidet er sehr darunter? . . .

Straßburger. Nein.

Lena. Wie ist das möglich?

Fritz. Doch, Straßburger!

Straßburger. Nein, Felderhoff! Ich behaupte es! Er leidet nicht darunter! Er ist überhaupt einer der glücklichsten Menschen, die ich kenne!

Lena. Aber das ist doch eine klägliche Existenz, die Sie da schildern! Für einen Mann, wie Hans von Telge!

Straßburger. Klägliche Existenz?

Lena. Ja, ich verstehe nicht, wie reimt sich das zusammen, daß Sie ihn vorhin Ihren Lehrer nannten? Ihrer aller Lehrer? Sie sagten es sogar in einem Ton der Hochschätzung —

Straßburger. Erlauben Sie! Gewiß!

Lotte. Wir müssen sehr bitten, Fräulein Diek!

Malwine. Herr von Telge ist unser Lehrer, und wir sind stolz darauf!

Lena. Nichts liegt mir ferner, liebes Fräulein, als mich darüber nicht zu freuen. Aber es stimmt etwas nicht für mein Gefühl. Er kann nicht ganz verbummelt sein, wenn er soviel Schüler und Verehrer hat. Er kann auch — um das Nächstliegende zu sagen — nicht in so schlechte Verhältnisse geraten —

Straßburger. Sie waren immer 'ne gründliche Natur, Fräulein Diek. Lassen Sie sich also gesagt sein — Telge nimmt von uns allen keinen Pfennig für den Unterricht.

Lotte. Ach Gott, es ist ja auch gar kein richtiger Unterricht! Er gibt uns Ratschläge und pinselt an unsern Sachen ein bißchen herum.

Agathe. Wie soll er denn auch die Zeit totschlagen?

Lotte. Aber wovon lebt er?

Straßburger. Es ist uns nicht sehr angenehm, diese Frage weiter anzuschneiden — aber damit Sie orientiert sind — wir geben ihm was. Ich

sorge für sein leibliches Wohl, und die Wohnung bezahlen ihm die Andern. (Im Schlafzimmer entsteht ein lautes Gepolter — Scheibenklirren und ein Stuhl, der umfällt. Alle fahren zusammen.) Herrgott, ist der verrückte Kerl am Ende wirklich—!

Lena (starr). Ist da noch Jemand? . . . . .

Straßburger. Wenn ihm nur nichts passiert ist! (Geht zur rechten Tür.)

Lotte. Gott im Himmel!

Malwine. Wie gräßlich! Agathe, ich fürchte mich!

Lena. Meine Damen, sagen Sie doch, ist da noch Jemand? —

Straßburger (ist in das Schlafzimmer gegangen. Man hört ihn nebenan aus dem Fenster sprechen). Aber Mensch, in Dreiteufelsnamen, was machst du denn? Hast du dich auch nicht verletzt?

Hansens Stimme (von unten). Nein! Misthaufen gefallen! Wanke nach Hause!

Straßburger. Unsinn! (Kommt zornig lachend und kopfschüttelnd zurück, geht, ohne Auskunft zu geben, durch das Atelier und links hinaus. Die Anderen drücken sich kichernd aneinander und blicken auf Lena, die blaß, mit großen Augen rechts steht. Pause. Die linke Tür öffnet sich wieder. Straßburger führt Hans, der sich sträubt, aber nicht recht fort kann, weil er humpelt, lachend herein.)

Straßburger. Du machst ja schöne Geschichten! Nun sage mal ernsthaft — hast du dich wirklich nicht verletzt?

Malwine. Sie hinken ja!

Hans. Nichts! . . . Kleine Schleuderbewegung! . . . So! . . . Nun ist es schon gut! Die Wette hab' ich gewonnen!

Straßburger. Was für 'ne Wette?

Hans. Na, mit dir!

Straßburger. Mit mir?

Hans. Oder mit Felderhoff! Herrgott, du weißt doch — daß ich aus dem Fenster springe, ohne den lieblichen Haufen zu berühren —

Fritz (hilft ihm). Ach so!

Hans. Symbolsprung — über den Misthaufen — müssen wir alle machen. Habe ihn kaum gestreift.

Fritz. Dann hast du also die Pulle Sekt gewonnen.

Hans. Sekt, Sekt? Sehr angenehm! (Er dreht sich jetzt langsam um, da er fühlt, daß er Lena nicht länger unbeachtet lassen darf. Lena ist rechts im Hintergrunde geblieben und betrachtet ihn.) Da ist noch Jemand — pardon, pardon!

Straßburger. Jawohl, da ist noch Jemand. . . .

Lena. Erinnern Sie sich wirklich nicht, Hans von Telge?

Hans. Bin ein Rindvieh, aber kein schlechter Mensch. Bitte mich bei den Hörnern zu packen —

Straßburger. Nanu, nanu! (Alle lachen.)

Hans. Bei den Hörnern zu packen und niederzuducken, daß ich Buße tue für meine Blödheit! Lena Diek ist hier!

Lena. Das wußten Sie nicht?

Hans. Lassen Sie sich anschauen! Ja Sie sind es! Kinder, ich gebe ein Fest!

Fritz. Das kann ja großartig werden!

Hans. Schöps, wird auch großartig! Der Tag heute ist 'n monumentaler Ehrentag für Schleißheim! Aber sie macht so'n ernstes Gesicht? Ach so — na ja. . . . . . Pardon — weiß schon. . . . . .

Lena. Was meinen Sie?

Hans. Fredchen. . . .

Lena (leise). Den sehen Sie nun nicht mehr wieder.

(Kurze Pause.)

Hans. Hat's gut! Sieht, was wir ahnen! Aber auch Ahnung ist was! Haben nichts Andres! Müssen darin kolossal werden! Item! Gebe ein Fest!! Sie bleiben doch hier? Für ewig?

Lena. Das ist ein großes Wort... Ich weiß noch nicht, Telge... Aber ich möchte gern.

Hans. Müssen einfach! Will Ihnen nämlich was anvertrauen — ist gut hier!

Lena. Ja? . . .

Hans. Ist wirklich gut! Hier wächst was! Hier reift was! Hier leben befreundete Menschen!

Lena. Das wäre freilich schön . . .

Lotte. Warum wäre?

Hans. So ist sie! Wundre dich nicht, Lottchen! Goldechte Zurückhaltung! Herb bis ins Mark! Aber dann! Bumm! Festhalten! Wer mit der fährt — fährt gut! Kann sich verlassen!

Lena. Sie sind doch der sonderbarste Mensch, Telge...

Hans. Weiß schon, weiß schon! Jedenfalls — Sie waren nötig! Schließen unsern Kreis! Waren der unausgesprochene Wunsch von uns allen!

Lena. Lieber Telge — ich fürchte, Sie setzen die Herrschaften in Verlegenheit.

Hans. Ja, warum eigentlich? Warum sind Herrschaften so bekniffen?

Lotte. Wir sind gar nicht bekniffen, Herr von Telge — aber Ihre Extasen können wir nicht immer mitmachen. Das wird uns Fräulein Diek nicht übel nehmen.

Lena. Durchaus nicht, liebes Fräulein.

Hans. Also, Kinder, wie wär's! 'N feierlicher Picknick? Begrüßungsfeier? Bowle dauert zu lange! Aber schmeiße Sekt!

Straßburger. Du schmeißt —

Hans. Ja, Gottfried! Hindere mich nicht! Moosmüllerin hat Henckel Trocken! Drei Flaschen! Hole sie auf meine Rechnung! Kann mit der verfluchten Knarpote nicht weg!

Straßburger (seufzend). Also schön — auf deine Rechnung.

Hans. Was sagst Du, Magdeburg?

Straßburger. Na ja, na ja. Is schon gut. Aber für die Fressalien müssen die Andern sorgen.

Fritz. Ich habe 'ne gebratene Gans von Muttern bekommen.

Alle. Donnerwetter!

Malwine. Ich habe gekochten Schinken und Chesterkäse.

Agathe. Ich bringe Butter und Brot mit, und uf'n paar Radis soll's mir auch nich ankommen.

Lotte. Das Süße übernehme ich.

Straßburger. Selbstverständlich! (Geht mit ihr links ab.)

Fritz. Na, Egle? Wollen Sie denn gar nichts beisteuern?

Egle. Ich habe nichts! Ich werde aber alles begutachten!

Fritz. Davon werden wir fett! Sie müssen das Rauchbare liefern! Abgemacht! (Mit Egle ab.)

Malwine. Agathe, kommen Sie mit hinüber? (Agathe schweigt zerstreut, da sie neugierig auf Hans und Lena blickt.) Agathe!

Agathe (auffahrend, leise). Na, muß man denn die nu alleine lassen?

Malwine. Sie müssen mitkommen.

Agathe (zu Lena). Also, entschuld'jen Sie bitte! In 'n paar Minuten is alles wieder beisammen!

Lena. Lassen Sie sich nicht stören, meine Damen.

Hans. Knapst nicht! (Malwine und Agathe links ab.)

Hans. Fatal, fatal!

Lena. Haben Sie Schmerzen?

Hans. Nein. Aber gehemmte Bewegungsfreiheit. Hauptsache ist Bewegungsfreiheit.

Lena. Und daran bin ich schuld.

Hans. Sie? — Keine Rede!

Lena. Ach nein — Sie hatten ja den Sprung gewettet.

Hans (geht umher). Hier müßte dekoriert werden. Blumenguirlanden. Weiß und rot. Man war nicht vorbereitet.

Lena. Ich brauche keine Dekoration, Hans.

Hans. Na ja. Sie Protz auf Schmucklosigkeit.

Lena (nach kurzer Pause). Wie geht es Ihnen, Hans?

Hans. Mir? Ausgezeichnet! Sehen Sie mir das nicht an?

Lena. Nein.

Hans. Ja, teures Kind, Spezialverkommenheit müssen Sie von vornherein abrechnen!

Lena. Was meinen Sie damit — Spezial —

Hans. Belastung, Belastung. Habe 24 Ahnen. Repräsentiere Abschluß. Verstehst du nicht, Tochter der rheinischen Industrie.

Lena. Ich bin nicht so kräftig, wie Sie denken...

Hans. Na, na! Erzählen Sie mal! Nach unserm Krach damals — wohin wandten Sie sich? Paris! Rrr — ander Bild, nicht wahr! Und dann — 5 Jahre mit Fredchen in der Einöde. Unverbraucht, Lena. Sind wie ein junges Bäumelein im Frühling. Bin ein alter, kranker Ast. (Setzt sich.)

Lena. Hätte ich nur mit all' dem meinen Bruder retten können.

Hans. Haben ihn gerettet! Sehe das vor mir. Fredchen, der Musiker, schlummerte in Ihren Armen hinüber, wo große Musik ist. Wahre Musik. Ohne Schwesterliebe hätte er sie nie vernommen. Irgendwie braucht Jeder mal das Weib.

Lena. Hans — ich danke Ihnen — das konnten nur Sie mir sagen.

Hans (steht auf). Wollen uns Manches sagen. Sind ja älter geworden. Gott sei Dank. Nicht mehr so grün und fuchtig. Nein, mir geht es gut. Wünsche mir gar nichts Andres. Draußen ist Schwindel, hier ist Wahrheit. Wenn man das weiß — warum soll man wo anders hintrachten?

Lena. Ich gestehe Ihnen offen, Hans, ich bin schon wieder zweifelhaft geworden. Ich hatte mir hier eine Freiheit zurecht gemacht und Menschen in der Freiheit —

Hans. Die vorhanden sind. Jawohl!

Lena. Aber vielleicht doch mehr in unserer Einbildung. Ich finde, die Künstler hier unterscheiden sich gar nicht so sehr von den sogenannten Philistern draußen.

Hans. Werden doch meine Freunde jetzt noch nicht beurteilen wollen! Kennen sie ja kaum!

Lena. Ja, ja — aber —

Hans. Sind Prachtleute — jeder in seiner Art! Und viel Talent, liebe Lena, viel Talent! Das heg' ich und pfleg' ich, das lebt in meinen Anschauungen — davon hab' ich noch was, liebe Lena!

Lena. Gewiß — ich empfinde ja den Vorwurf vollkommen —

Hans. Vorwurf?

Lena. Ich bin Ihnen fremd geworden. Jetzt komm' ich da plötzlich hinein in Ihren Kreis und darf nicht urteilen.

Hans. Sollen dazu gehören, Lena. Müssen dazu gehören!

Lena. Ich möchte so gern —

Hans. Was möchten Sie?

Lena. Ihre — Arbeiten sehen ...?

Hans. Mache nichts mehr. Keinen Strich mehr. Wissen das nicht? Will nur noch Schüler haben, lebendige Zukunft, Apostelchen, die was können. Habe welche. Egle, Felderhoff, Nossig.

Lena. Ist man denn nicht selbst — sein bester Apostel?

Hans. Für das, was Gott mit mir gewollt hat — nein. Kann mich nur noch in Lehre umsetzen. Muß ich. Sonst steh' ich im Chaos draußen — als „Selbst" — hole der Teufel das Selbst!

Lena. Sie sind doch aber der, der Sie sind ...?

Hans. Wie geruhten zu sagen? (Sieht sich um.) Hier müßte dekoriert werden!

Lena. Mich wundert, daß Ihre Schüler Ihnen nicht als Dank den Glauben an die eigenen Kräfte stärken?

Hans. Tun sie ja! Versteh'n Sie nicht! Sucherin! Bin im Sicheren! Donnerwetter, jetzt weiß ich's!

Lena. Was denn —?

Hans. Rieglerbauer hat Tulpen im Garten. Hol' ich.

Lena. Es gibt Bilder von Ihnen, die kann ich gar nicht vergessen.

Hans. Nicht meine Schuld.

Lena. Doch, doch!

Hans. 'Ne frühere Existenz der Seelenwanderung. Kommt erst hinter diese Geheimnisse, dann redet, dann macht Vorwürfe.

Lena. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe.

Hans. Meine Schüler können was — ich nicht. Also Tulpen. Weiß und rot. Hol' ich. (Will links hinaus.)

Lena. Warum wollen Sie mir immer entschlüpfen? . . .

Hans. Haben was Kirchliches. Sind wie ein gotischer Dom. Ernst, schön, großartig, aber mit himmlischer Forderung. Muß sich in Acht nehmen. Zerbricht sonst. An der Orgel. Am bloßen Ton. Gibt ein Licht, Lena, das durch gemalte Scheiben kommt — ist nur ein Spuk, aber schmeißt einen nieder. Ewiges Kind in einem. Hole Blumen. (Will wieder links hinaus.)

Lena. Hans — — von wem ist dieses Bild? (Sie deutet in plötzlicher Eingebung auf Lottes Porträt.)

Hans. Das — Lotte, Lotte, Lotte — erkennt sogar meine Wirtin.

Lena. Ich meine — wer es gemalt hat?

Hans. Straßburger.

Lena. Das ist nicht wahr.

Hans. Mein Schüler.

Lena. Das kann nicht wahr sein! (Deutet auf ein Bild, das unten an der Wand lehnt.) Hier ist Lotte Nossigs Bild von Straßburger! Aber das da ist schön und groß und frei! Wann haben Sie das gemalt?

Hans. Successive — peh a peh — aber nun lassen Sie mich vorüber.

Lena. Also aus früherer Zeit stammt es nicht?

Hans. Nein! (Bleibt unwillkürlich neben ihr stehen und sieht hinauf. Pause.) Ganz gut. Weiter hab' ich nichts mehr gemacht. Ist aber Gott sei Dank nicht fertig. Muß immer weiter bringen. Lotte-Problem.

Lena. Lotte-Problem? . . .

Hans. Jawohl — mit gütiger Erlaubnis — —

Lena. Im Leben sieht sie nicht so problematisch aus, wie auf dem Bild.

Hans. Lächerlich. Einer der feinsten Menschen. Weibesseele. Schillernd. Bald Schlange, bald Schwan.

Lena. Nicht auch bald Schwan, bald Gans?

Hans (losbrechend). Nimm dich in Acht, Lena!! . . . (Kurze Pause.)

Lena. Ach so! . . . (Tritt zurück.) Das ist ja sonderbar. Verzeihung. Das hab' ich nicht gewußt.

Hans. Ne, ne — ne, ne — pardon! Ist ja auch ganz anders, als Sie jetzt denken! Weiber können gar nicht anders, als eifersüchtig denken! Lotte ist ein Hauch! Weiß weniger von mir, als ich von ihr!

Lena. Das glaub' ich . . .

Hans. Mißversteh' nicht böswillig, kleidet dich nicht, Rheinlandstochter. Lotte ist ein Anblick. Studium. Augentrost. Laß' sie ziehen — in ihr Glück hinein — in ihre Bestimmung. Weiß zwar nicht welche — aber mache keinen Anspruch. Beschränke mich auf Bild. So. Nun zerquetscht man 'ne Träne und wendet sich dem ordinären Leben zu. Wenn Sie mich jetzt nicht 'raus lassen, bin ich mit Ihnen fertig.

Lena. Ich lasse Sie ja . . .

Hans (öffnet die Tür). Mein Gottchen, die Hunde! Die haben wir ganz vergessen! Müssen auch was haben! Prachttiere! Ja, meine Herren! Gedulden Sie sich ein wenig! Habe die größte Hochachtung vor Ihnen, meine Herren! (Ab.)

Lena (allein.) Unverbesserlich . . . (Pause. Blickt wieder zu Lottes Bild hinauf.)

Harald Egle (langsam von links.) O, das ist anstrengend — so Besorgungen zu machen.

Lena. Sind Sie leidend, Herr Egle?

Egle. Ja! Ich glaube bestimmt, daß ich leidend bin! Mich strengt alles so an!

Lena. Sagen Sie, ist das Porträt von Fräulein Nossig wirklich das einzige Bild, das Telge noch gemalt hat?

Egle. Ich glaube. Finden Sie es gut?

Lena. Ja wundervoll. Sie nicht?

Egle. O ja — ganz gut. Ein bißchen Whistler.

Lena. Auf den Gedanken komm' ich gar nicht bei einer so selbständigen Arbeit.

Egle. Doch, doch — in den Valeurs — ganz Whistler.

Lena. Sie kennen doch Fräulein Nossig näher, Herr Egle. Wie ist sie eigentlich?

Egle. Nicht so, wie auf Telges Bild.

Lena. Nicht so?

Egle. Nein — der Ausdruck da ist ganz verlogen. Von ihr aus mein' ich.

Lena. Aber wie ist sie? . . .

Egle. Nun — Straßburgers Braut ist sie.

Lena. Straßburgers Braut —?

Egle. Schon lange. Das sagt Alles.

Lena. Warum denn? Ist Herr Straßburger —

Egle. Ein entlaufener Konservenfabrikant. Ein Mal-Amateur. Ich glaube bestimmt, er wird Fräulein Nossig heiraten und zu seinen Konserven zurückkehren. Da werden sich beide sehr wohl fühlen.

Lena. Gehört Herr Straßburger nicht so zu Ihrem Kreis, wie die anderen? . . .

Egle. Doch. Gewiß. Warum nicht?

Lena. Sind Sie sicher, daß zwischen ihm und Fräulein Nossig etwas besteht, was Herr von Telge nicht ahnt?

Egle. Aber ja. Es besteht sogar sehr viel zwischen ihnen. Es ist auch gut so. Für Herrn von Telge würde sich Fräulein Nossig durchaus nicht eignen. Er würde sie ja nie als Eva malen.

Lena. Als Eva?

Egle. Straßburger hat sie schon dreimal als Eva gemalt. Das hat sie gern. Und er ist der Adam.

Lena. Sie haben eine böse Zunge, Herr Egle.

Egle. Danke. Gott, ich muß noch einmal hinunter und Zigaretten holen. (Geht müde links hinaus und stößt auf Lotte und Straßburger.) Pardon! (Ab.)

Straßburger. Acht geben, Hamlet! — Hier bring' ich den Sekt.

Lotte. Armes Fräulein, man hat Sie hier ganz allein gelassen? Ich dachte, Sie hätten sich nach so langer Zeit mit Herrn von Telge einiges zu erzählen?

Lena. Ich habe mich mit Herrn Egle unterhalten.

Straßburger. Was sagt denn die alte Klatschbase? Hm?

Lotte. Was hat er Ihnen erzählt?

Lena. Wir haben über Ihr Bild gesprochen.

Lotte. Ueber welches? Ach so, das von Telge! Nun? Wie finden Sie es?

Lena. Sehr gut . . .

Lotte. Nicht wahr, es ist wundervoll! Ganz wundervoll!

Lena. Das hat er also doch noch zustande gebracht, Herr Straßburger?

Straßburger. Na ja — das eine Ding. Wenn es nur nicht so an Monet erinnern würde.

Lena. An Monet?

Lotte. Ach, finden Sie wirklich? Nun, ein bißchen!

Lena. Herr Egle meinte, es erinnert an Whistler?

Lotte. Sie werden hier auch eine große Freude am Arbeiten haben, Fräulein Diek. Der Wald ist so wundervoll. Diese Morgenstunden! Denken Sie sich, mir haben heute früh zwei Rehe beim Malen zugesehen.

Straßburger. Packen Sie Ihre Kuchen aus, Lottchen.

(Agathe, Malwine und Fritz Felderhoff kommen mit Eßgegenständen von links zurück.)

Fritz. Kinder, hier ist die Gans! Was sagt Ihr dazu?

Straßburger. Prachtvoll! Die hat ja ganz knusprige Beene!

Lena. Ich werde den Tisch decken, meine Herrschaften.

Lotte. Nein, nein — Sie sind der Gast, Sie tun gar nichts. Anfassen, Malwine.

Malwine. Ach Gott, wie macht man das?

Agathe. Unjeschickter Deibel, lassen Se mich mal 'ran.

Egle (von links). Hier bringe ich etwas zu rauchen! (Setzt sich.) Ich kann nicht mehr.

Hans (kommt mit einem Blumenhaufen, den er vor sich herträgt und kaum bemeistern kann, von links. Außer Atem.) So, so, Kinder. Nun mal los. Habt ihr gedeckt? Fritz Felderhoff, mach' den Sekt auf. Dekoration — Dekoration läßt sich nur noch improvisieren. (Klettert auf einen Stuhl und befestigt an verschiedenen Stellen des Ateliers Blumenbündel.)

Straßburger. Sind Sie nicht ganz gerührt, Fräulein Diek, von diesen Vorbereitungen?

Lena (aus Gedanken auffahrend). Ich weiß nicht .... Aber es wird wirklich schön.

Hans. Für diese Büßerin mit dem Mänadenhaupt wird es eigentlich nicht gemacht, Gottfried. Nur für die schöne Idee, die sie verkörpert. (Ist fertig und steigt vom Stuhl herunter.) Prost! (Er will mit Lena anstoßen, gerät aber zuvor an Lottes Glas, die ihm eben gegenübertritt. Sichtlich verlegen wendet er sich an Lena.) Willkommen!

Alle. Willkommen! (Trinken Lena zu.)

Lena (ist sehr blaß und beherrscht sich). Prosit, meine Herrschaften!

Hans. Herrschaften — schlechter Ausdruck. Freunde müssen Sie sagen — Freunde — das klingt.

Fritz. Geliebte Lünzmann, wir wollen uns versöhnen!

Malwine. Ich war ja gar nicht böse, Herr Felderhoff?

Fritz. Umarmen wir uns!

Egle. Jawohl! Umarmen wir uns!

Agathe. Kinder, fangt bloß nich jleich so an!

Malwine (flieht vor Fritz und Egle). Nein, nein!

Hans (mit starker Stimme). Silentium! — Später geb' ich euch frei! — Jetzt noch ein Wort über Freundschaft!

Straßburger. Um Gotteswillen! Bloß keine Rede!

Egle. Doch, doch! Herr von Telge spricht ja so vorzüglich!

Hans. Woher weißt Du das, verruchter Däne?

Egle. Ihre zahlreichen Reden im Hammerbräu!

Hans. Still! Da war ich besoffen. Jetzt ist es mir ernst.

Lotte. Aber Herr von Telge! 'Ne ernste Rede?

Hans. Kind, Kind! Da mußt du schweigen! Menschenleben hat

zwei Gesichter, Kind! Leichtes und holdes, schweres und bitteres! Wir grübeln! Deine Krone ist, daß du 's nicht weißt!

Straßburger. Du solltest auf einen Stuhl steigen, damit deine Rede monumentaler wirkt.

Egle. Jawohl, auf einen Stuhl! Und wir gruppieren uns herum — als lauschende Menge!

Hans. Unsinn — mir ist es nämlich wirklich ernst, Kinder — aber dann steig' ich schon wenigstens auf den Tisch!

Fritz. Aber nicht in den Gänsebraten!

Malwine. Um Gotteswillen!

Egle. Hier ist ein Stuhl, Herr von Telge! Bitte!

Hans. Gebe dem Willen des Volkes nach. Hat Coriolan auch getan. Bon. Also — wollte sagen...

Straßburger. Bravo!

Hans. Maul halten. (Trinkt aus.) Freundschaft! Kameraden — liegt was in der Luft! Was uns zusammenhält, wird irgendwie angefeindet!

Lotte (rasch). Von wem? (Sieht Lena an.)

Hans. Von keinem Bestimmten! Gefühlssache! Aber der rechte Augenblick, um drüber zu reden. Feiern ein Fest mit Henckell! Blumen! Also große Abrechnung! Wahrheit schimmert im Schaum! Jawohl! Wollen mal vollständig wahr sein!

Straßburger. Ach, was. (Zieht Lotte neben sich und umschlingt sie, aber so, daß beide hinter Hans stehen, und der erhitzte Redner sie nicht sehen kann.)

Lotte (leise). Laß' doch!

Hans (ohne sich umzusehen). Magdeburg, Du kannst mir hier nicht folgen. Trage den Wunsch in mir — — erst schenk' noch 'mal ein, Fritz.

Fritz. Hans, pichle nicht zu viel!

Hans. Schenk' ein! Trage den Wunsch in mir, daß nicht der leiseste Vorwurf entsteht. Daß sich niemand getroffen fühlt. Im Gegenteil. Der Geist, der uns heimgesucht hat, der mich heute zum Reden bringt, der Sauerteig in unserer erstarrten Vereinigung —

Straßburger. Prost, Egle!

Egle. Prosit!

Agathe. Still doch! Könnt ihr denn nich'n Augenblick 'n Schnabel halten?

Straßburger (schleicht sich hinter Malwine und kitzelt sie).

Malwine. Ahahahahahaha!!

Fritz. Heiterkeit links!

Malwine. Ich bin ja so kitzlig!

Lotte (leise). Seid doch nicht albern, Kinder — Telge ärgert sich doch!

Agathe (halblaut). Diese Pute!

Hans. Ernste Menschen — geb' ich euch schriftlich. (Trinkt.) Mit wenig Worten — schätze, achte, verehre den Geist, der uns heimgesucht hat —

Agathe (lachend zu Lena). Sie sind die Heimsuchung!?

Hans. Denn wir sind allzumal Sünder und entbehren —

Straßburger (hält das Taschentuch an die Augen, schluchzend). Hu — hu! (Agathe, Malwine und Lotte kichern, drängen sich aneinander.)

Hans. Haben dankbar zu sein für jeden Anstoß, der uns Augen über uns selber öffnet. Empfinde das ganz enorm. Speziell ich. Seid doch 'mal ruhig, zum Donnerwetter.

Straßburger (der immer wieder versucht, Malwine zu kitzeln). Windthorst, dauert's noch lange?

Fritz. Rand halten, Straßburger! Is ja wirklich unausstehlich!

Hans. Begreife euch gar nicht... Seht ihr denn nicht, daß ich's ernst meine?... Und in Lenas Gegenwart... Da macht sich's wirklich nicht gut, wenn mir's nicht möglich ist, angehört zu werden...

Straßburger. Wir hören dich ja. Was willst du denn?

Malwine. Herr Straßburger kitzelt mich immer!

Egle. Silentium!

Agathe (leise). Ne, wirklich — sonst wird er wild.

Hans. Vermeide ja sonst auch, gesunde Kneipstimmung mit Redemist zu verderben. Aber ein einziges Mal — gibt doch Sachen, die sehr ernst sind und spätere Fidelitas durchaus nicht ausschließen. Kenne das vom Corps her. Man hat in der Tat — (Egle sitzt auf einem Schaukelstuhl. Straßburger ist hinter ihn getreten und stützt sich, scheinbar harmlos, so schwer auf die Lehne, daß Egles Beine hoch in die Luft fliegen. Ein neuer, unterdrückter Heiterkeitsausbruch entsteht. Hans beherrscht sich, will es nicht beachten.) Man ist kein gedankenloser Quatschkopf, der immer nur weiter trottet und plötzlich eisgrauer Esel ist, bevor er sich's versieht. Denn seht mal, Kinder — estimiere mich und werde von euch estimiert als Lehrer, nicht wahr — als Anreger mindestens auf eurer aller Wegen. Heißt was — hm? Was mir so'n Bauernjunge, so'n Saubazi nachschreit, wenn ich mal schwer geladen nach Hause komme, und er auf's Feld geht — bin ich für euch doch nicht? Habe doch Vorschuß auf euer Verständnis? Kann doch drauf rechnen, daß von euch mit besonderem Maße gemessen werde? In Philistros! In Philistros! Gebe ja auch was her dafür, bezahle ja bar, was ich schulde! Achtung — davon lebt 'n halbwegs anständiger Bursche! Achtung, sind Zwanzigmarkstücke, jedes Wort! Da tausch' ich alter, ruinierter Hund mein bißchen Hirn für ein, die Trümmer des Ehemaligen, das letzte Flackern, das nicht minder Flamme ist, als einst — im Mai!

Lotte (leise zu Straßburger). Er spricht ja lauter wirres Zeug! Nimm ihm die Flasche weg — laß ihn nicht mehr trinken!

Straßburger. Ach Gott, das arme Luder. Gib mir 'n Kuß, Lottchen.

Lotte (sträubt sich). Nein!

Hans. Es ist was Wunderbares, liebe Lena — sich selbst hergeben für Andre! Hast es für den Bruder getan — verstehst mich! Also — was

willst du noch von mir? Was hast du an mir auszusetzen? Wohl erwogen — — muß vom Stuhl heruntersteigen, könnte sonst fallen, macht keinen guten Eindruck, bleibe aber lieber oben, weil sonst sicher falle — — wohl erwogen — bin leer gebrannt, aber doch noch ein vermögender Mann! Das junge Blut, das ich genährt habe, wird in die große Welt hinausströmen! Grabow macht's anders! Der Schubjak, der Kitschkönig, verrammelt seinen Schülern die Welt! Ich reiße alle Pforten auf! Trinkt euch satt an meiner Schönheit! Erfüllt euch! Durchglüht euch! Es gibt eine Schönheit! Wenn ihr das von mir wißt, dann braucht kein Bild von mir zu bleiben! Verflucht, wer sich die Taschen zuhält und sich nicht hergeben kann für 'ne große, herrliche Dummheit, Lena! Ich kenne einen, der gebettelt hat und der König der Welt war!

Malwine. Wer war das?

Fritz. Lünzmann, Sie sind 'n Hammel!

Hans. Niemand weiß, wer es war. Verleugnen kann ihn keiner. Erbarmen und Wahrheit. Halten wir uns an den. Kein Mammon soll uns vergiften. Schenken wollen wir uns, beschenken. Ach — dann lacht man über das Ganze. (plötzlich.) Wer lacht?!!

(Das Kichern, das sich, durch Straßburger und Egle verursacht, wieder hervorgewagt hat, verstummt mit einem Schlage. Hans steigt ernüchtert vom Stuhl herunter und sieht sich wild um. Lotte bleibt im ersten Schrecken neben Straßburger stehen, ihn umschlungen haltend. Ihr und ihm gilt Hansens erster, fremder, staunender Blick. Pause.)

Lena (die der Entwicklung der Dinge in steigender Erregung, leichenblaß gefolgt ist, tritt jetzt vor und auf Hans zu). Sage kein Wort mehr!

Hans. Was — was — warum denn — —

Lena. Es ist deiner nicht würdig, zu diesen Menschen zu reden!

(Allgemeiner Aufruhr.)

Agathe. Was?

Malwine. Das ist ja unerhört!

Straßburger. Das ist 'ne Frechheit!

Fritz. Ihr benehmt euch danach!

Egle. Aber Fräulein Diek hat kein Recht —

Lotte. Das nehmen Sie zurück, Fräulein!

Lena. Nichts nehme ich zurück! Ich hab's bis jetzt beobachtet — nun kann ich nicht länger!

Hans (wie oben). Was hast du beobachtet — —?

Lotte. Du? Das ist ja interessant!

Hans. Was hast du beobachtet?!

Lena. Man lacht dich hier aus! Man erniedrigt dich hier! Man weiß nicht, wer Du bist! Man hat keine Ahnung!

Hans. Was . .?

Lena. Du verschwendest dich — du verschleuderst dich! Man nützt dich aus — und wenn du nichts mehr hergibst, wirst du weggeschmissen!

Lotte. Die Person ist wahnsinnig!

Lena. O, ich bin ganz vernünftig, Fräulein — verlassen Sie sich drauf! Ich will nur meinen Freund beschützen! Ich will ihn behüten — vor euch Allen! (Tritt neben Hans.)

Hans. Ja, was soll denn das — — sie lachen mich aus — vor dir!?

Fritz. Nein, Telge! Nein! Ich habe nicht gelacht!

Straßburger. Sei doch vernünftig, Hans!

Hans. Das wär' ja eine Infamie!!

Lotte. Wie dürfen Sie sich von dieser — Dame gegen uns aufhetzen lassen? Wer ist Ihnen mehr? Wir — oder diese Dame?

Hans. Lena!

Lotte. Fräulein Diek ist mit der Absicht hergekommen, uns alle auseinander zu bringen! Das ist sicher!

Lena. Ich bin mit keiner Absicht hergekommen — ich kannte euch alle nicht — aber jetzt, wo ich euch kenne, da schweige ich nicht, da kann ich nicht schweigen.

Straßburger. Du hast das Wort Infamie gebraucht — revoziere, Telge.

Hans. Revoziere du!

Agathe. Aber ihr werdet doch nicht mit solchen Jeschichten anfangen! Das paßt mir überhaupt nich mehr! Kommen Sie, Malwine!

Malwine (weinend). Das ist Ihre Schuld! Ihre Schuld, Fräulein Diek! (Mit Agathe ab.)

Fritz. Du wirst doch nicht glauben, Hans — — (Will ihn umfassen.)

Hans (starr aufgerichtet über ihn wegblickend, neben Lena). Ich weiß noch nicht, was ich glaube! . . . .

Fritz (wütend). Na! Dann also Schluß! (Geht ab, wirft die Tür zu).

Straßburger. Du hast einen Ausdruck in meinem Hause gebraucht —

Hans. Ich verlasse dein Haus sofort.

Straßburger. O nein, mein Lieber. Du scheinst dir einzubilden, daß ich dir in einem Grade verpflichtet bin — — bitte, bitte! Ich überlasse dir alles! Wenn du dich für meinen Gläubiger hältst — bitte! Komm', Lotte! Das ist ja wirklich eine unerhörte Schweinerei!

Lotte. Aergre dich nur nicht so, Heinrich! Das schadet dir! (Voll Hohn, zu Lena.) Ein schönes Fest! (Folgt Straßburger, der hinaus rennt.)

Egle. Nehmen Sie mich mit — ich bitte, nehmen Sie mich mit! Ich fürchte mich vor diesem Aufruhr deutscher Leidenschaften! (Eilt hinterdrein.)

Hans (nach einer Pause). Bin ich denn wahnsinnig?! . . . . Lena! — — Danke Dir, Lena! — Aber wär' besser gewesen — —

Lena. Besser gewesen?!

Hans. Wenn — wenn du nicht gekommen wärst. (Setzt sich und preßt das Gesicht in die Hände.)

Lena. Du hättest in dieser Lüge weiterleben wollen? Nein, Hans!

Hans. Lüge ist Wahrheit für manche arme Kreatur. Jetzt weiß ich's! Jetzt ist es vorbei! Der Halt!

Lena. Es hätte auch ohne mich nicht lange gedauert. Und wenn du's ganz allein entdeckt hättest — dann hätt' es dich völlig niedergeworfen.

Hans (steht auf). Sage mir bloß eins — um Gotteswillen, sage mir eins! War das ein Wahn bei mir? Hallucination oder sonst ein Dreck? Sah sie — sah sie neben ihm stehen! .....

Lena. Wen — neben wem?

Hans. Du weißt ja — du weißt! Schone mich doch nicht! Ist seine Geliebte! Sind sich einig! Lotte und er! Lotte und dieser Tütendreher, dieser verlebte Büchsenöffner, dieser Konservenfabrikant! Auch da mißbraucht! Auch da! Das hätt' ich nicht gedacht!

Lena. Ich weiß nicht, was dir Lotte Nossig war — aber ich weiß, sie ist Straßburgers Geliebte, er wird sie heiraten.

Hans. Lotte! ..... Na. Das Bild ist fertig. (Er zieht sein Messer aus der Tasche und bringt dem Porträt einen klaffenden Riß bei.)

Lena. Um Gotteswillen! Das schöne Bild!

Hans. Das schöne Bild! (Bricht auf den Stuhl nieder und schluchzt. Tiefe Pause.)

Lena (nähert sich ihm.) Hans — — —

Hans (macht eine wilde, abweisende Bewegung, so daß sie zurückweichen muß. Dann nähert sie sich wieder).

Lena. Hans — es soll ein Abschluß sein. Es muß ein Abschluß sein. Es tut sehr weh, ich weiß, — aber ist dir denn nichts an der Wahrheit gelegen?

Hans. Schon wieder Wahrheit! Was ist denn das! Deiner Wahrheit bin ich nicht gewachsen! Du bist gesund und jung, du leistest was, du formst dir dein Leben! Ich — bin alte Ruine. Ruine! Forderst zuviel von mir!

Lena. Hans, ich glaube, man fordert nur das von einem Menschen, der einem lieb ist, was er einem bietet, wozu er einem das Recht gibt.

Hans. Schwerer Irrtum — nun seh' ich sie vor mir, nun vergeß' ich's nicht mehr, das böse, höhnische Bild. Bei allem, was ich ihnen sagen werde, von meinem Besten, du, da werden sie kichern — oder ich werde mir wenigstens einbilden, daß sie's tun. Sie bezahlen mich ja, diese Krämerseelen!

Lena. Hans!

Hans. Kann ja verhungern ohne sie! Krämerseelen! Sind sie denn was Andres? Künstlerschaft — verfluchte Renommage — das ist Tünche!

Lena. Hüte dich vor Uebertreibung, Hans, sonst tust du ihnen soviel Unrecht, wie sie dir. Du darfst nicht immer andern Menschen die Schuld an deinem Schicksal geben.

Hans. Denen nicht! Nein, nein! Aber dir!

Lena. Mir?!

Hans. Jawohl! Warum bist du damals fortgegangen? Warum hast du mich den Kunstschmarotzern ausgeliefert?

Lena. Ich konnte nicht mit dir leben, Hans — damals nicht. Ich wollte mit dir arbeiten, und du, du wolltest — das Andre.

Hans. Das Andre? — — —

Lena. Das — was mir so fremd war, so entsetzlich! Ich war voll Hoffnung, ich sah die Schönheit des Lebens vor mir — aber nicht so! Das konnt' ich nicht! Ich sah dich auf dem Wege, der nach unten führt. Da habe ich mich gerettet vor dir —

Hans. Gerettet —?

Lena. Zu einer wirklichen Aufgabe! Und jetzt — jetzt kehre ich zu dir zurück!

Hans. Zu mir — zurück?

Lena. Ja, Hans! Ob du mich haben willst oder nicht — das ist mir gleich — ich halte zu dir, jetzt darf ich dich nicht wieder verlassen!

Hans. Lena — — — die Welt ist wunderlich! . . .

Lena. Und wartet auf dich — ich weiß — ich kenne dich — ich habe viel über dich nachgedacht.

Hans. Ueber mich —!

Lena. Mit meinem Bruder hab' ich geträumt von dir. Ich glaube an dich!

Hans. Leb' wohl! (Will links hinaus.)

Lena. Hans! Hans! du darfst nicht allein bleiben!

Hans. Ja, was denn — wo denn — wie denkst du dir das — —

Lena (leise, zitternd, als ob ihr die Sinne schwänden). Magst du mich nicht?! . . . .

Hans. Es steht in Flammen! . . . Barmherziger Gott! (Stürzt vor ihr nieder.)

Lena. Hans!

Hans. Was tust du mir! Was willst du von mir! Ein alter Lump! Ein Karrengaul! Ein verschimmelter Kerl! Göttin! Du! Muß wahr sein, sonst morde ich dich!?

Lena. Ist wahr!

Hans. Lena!

Lena. Komm'!

Hans. Lena für mich! Ja, ist denn das möglich? Lena für mich!

Lena. Für niemand sonst! Für dich bin ich aufrecht geblieben!

Hans. Was reißt einen so — aus der Hölle — wutsch — hinauf — ins himmlische Licht? Wer kennt das? Wer ahnt das? Ist wirklich kein leerer Wahn, ein Mensch sein?! (Springt auf.)

Lena. Vergiß das Kleine und Niedrige — geh' mit mir — in unsere Zukunft! Vergiß, Hans!

Hans. O! Ich habe schon vergessen! Ganz wie weggewischt aus dem letzten Winkel der Seele! Wenn das möglich ist! Lena für mich! Da sollte mich ja der Blitz treffen, wenn ich nicht liebe, was atmet und neben mir lebt. (Er rennt zum Fenster und reißt es auf.)

Lena. Was tust du?

Hans. Frühling! Blödsinniger Menschenkram! Frühling! Wo sind sie denn? Wo seid ihr denn?

Lena. Wer, Hans —?!

Hans. Na — die! Bin viel zu hart gewesen! Wissen ja nicht, was ich habe! Bin's ja nicht wert, wenn keine Versöhnung kommt!

Lena. Hans, laß dich nicht wieder hinreißen —

Hans. Habe jetzt Kraft zu andren Dingen! Kein böser Blick soll dir folgen. (Ruft hinaus.) Fritz! Guter Junge! Harald! Hamlet! Kommt herauf.

Fritz (von unten). Was ist denn?

Egle. Wir haben genug, Herr von Telge! Vom ersten Mal!

Hans. Kommt oder —! Ich war verrückt vorhin! Wir müssen den Sekt austrinken!

Fritz. Du bist wirklich verrückt!

Hans. Da sind auch die andern! Holla! Schleicht euch nicht so blaß vorbei! Lünzmann! Schuster! Heinrich! Du, Charlotte!

Straßburger (von unten). Was soll das alles? Revozierst Du?

Hans. Revoziere! (Wendet sich hellauflachend zu Lena.)

Lena (hat die Zeit, in der er aus dem Fenster gesprochen hat, benützt, Lottes Bild herunterzuholen und unter anderen, an der Wand lehnenden Bildern zu verstecken. Geschickt vermag sie noch das Porträt von Straßburgers Hand an die leere Stelle zu hängen.) Hans!

Hans. Sage mir, glaubst du wirklich an mich?

Lena. Mehr — als an mich selbst!

Hans. Revoziere! (Umarmt sie.)

(Die linke Tür öffnet sich langsam. Fritz tritt zuerst ein, ihm folgt Harald Egle. Nach einer Pause erscheinen Malwine, Agathe, Lotte und Straßburger, der am meisten zögert. Alle bleiben mit einem leisen Ruf der Ueberraschung stehen, als sie Hans und Lena umschlungen erblicken.)

Agathe. Ach so is die Jeschichte!

Malwine. Das steckt also dahinter!

Lotte. Das hätte man sich eigentlich denken können.

Hans (Lena festhaltend, mit ruhiger und heiterer Bestimmtheit.) Nein, Lotte Nossig. Schweig, sonst sagst du Uebles. Meine es gut mit dir, wenn dir Silentium gebiete. Gebe weiter keine Erklärung, als daß ich euch Allen gut bin, und daß Lena — meine Braut ist.

Lotte. Gratuliere . . .

Fritz. Hans! — — (Geht auf ihn zu und schüttelt ihm die Hand.) Es war natürlich bloß 'n böser Traum, nicht wahr — du weißt jetzt, wie ich zu dir stehe — — ich freu' mich ja so furchtbar!

Egle. Gratuliere. Nun können wir wieder Sekt trinken.

Malwine. }
Agathe. } (lachend). Aber Herr Egle!

Straßburger. Mir genügt deine Erklärung nicht, lieber Hans. Du hast dich nicht gut benommen. Du mußtest wissen, wie ich's mit dir meine, und so'ne kleine Albernheit, die mir übrigens leid tut, mußtest du einfach übersehen.

Hans. Uebersieh' sie, Gottfried. Ihr seid ja auch verlobt, nicht wahr?..

Lotte. Wir — —?

Hans. Etwa nicht? . . . Ich freu' mich, Lotte Nossig!

Lena. Ich gratuliere!

Fritz. Kinder, das ist ja famos — 'ne Doppelverlobung!

Egle. Doppelhochzeit kann es auch geben.

Hans. Aber nicht hier. (Zu Lena.) Oder willst du hier bleiben?

Lena (hält seine Hand.) Nein, wir verlassen Schleißheim.

Hans. Aber dankbar.

Lena. Unendlich dankbar.

Hans. Stoßen wir an! Fest wird fortgesetzt! Kleine Unterbrechung ist vergessen!

Lena. Nein, Hans, jetzt nicht — —

Hans. Doch, doch, mein Lieb! Begrüßungsfest! Sind tötlich beleidigt, wenn du's ausschlägst!

Lena. Du bist doch wirklich —

Hans. Verbesserlich! Im höchsten Grade! Bitte darum! (Zu den Anderen). Es lebe der Sauerteig!

Alle (lachend). Hoch!

Egle. Und die Heimsuchung!

Alle. Hoch!

Hans. Und die Treue!

Alle (zögern und schweigen).

Hans (kümmert sich nicht darum, hält Lena fest).

Goethe an Christian von Mannlich.

Mit einem unveröffentlichten Brief Goethes.

Von Heinz Braune in München.

Jedermann weiß, wie lebendig die Beziehungen Goethes zu fast allen nur irgendwie bedeutenden Unternehmungen und Einrichtungen seiner Zeit gewesen sind. Auch wer die Geschichte der bayerischen Kunstsammlungen durchblättert, wird an mehr als einer Stelle das Bild Goethes zwischen den Zeilen herausblicken sehen. Goethe besuchte die alte kurfürstliche Galerie im September 1786 auf der Durchreise nach Italien. Da war sein Auge freilich auf Gemälde wenig eingestellt; sein Herz drängte nach Italien, und ließ ihn nicht ruhigen Auges genießen, was ihn von da trennte. Sein Tagebucheintrag ist kurz und mager: „In den Bildergalerien fand ich mich nicht heimisch; ich muß meine Augen erst wieder an Gemälde gewöhnen. Es sind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie haben mir große Freude gemacht." — Die heutige Pinakothek stellt allerdings etwas Anderes dar, als das, was Goethe damals sah. Hat sich doch der Bestand an Gemälden seither nicht nur an Quantität, sondern ebenfalls an Qualität vervielfacht. Besonders unter diesen erst hinzugekommenen Bildern ist manches, an das sich der Name Goethe knüpft. Vielleicht fühlt sich dieser oder jener, der heute die alte Pinakothek besucht, gleich vor dem ersten Bild, das der Katalog verzeichnet: dem schönen Veronikabild des Meisters Wilhelm von Köln, an Goethe erinnert, der dieses Juwel unserer Sammlung mit warmen Worten pries, vielleicht auch vor der klaren Schönheit des Dreikönigsaltars von Rogher van der Weyden, oder dem großen Werk des Meisters vom Tode Mariae. Als Goethe diese Bilder sah, erfreuten sie noch in Heidelberg das Auge der beiden Brüder, denen die Welt ihre Sammlung und ihre Erhaltung verdankt. — All' diese Beziehungen sind bekannt.

Weniger bekannt aber ist vielleicht, daß Goethe auch dem damaligen Galerie-Direktor von Mannlich nahe getreten ist, und so mag ein neu aufgefundener Brief von Goethe an Mannlich, durch eine knappe Darlegung der Beziehungen[1]) in einen bescheidenen Rahmen gefügt, den Freunden des Dichters und den Wenigen, die an dem wackeren Künstler und klugen Galeriedirektor noch ein Interesse haben, präsentiert werden. — Die Zeit, aus der der Brief stammt, war für die bayerischen Kunstsammlungen bedeutungsvoll: Die Münchener Galerie war nicht nur die vielleicht größte und beste von ganz Deutschland, sondern sie befand sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts vor allem in einem Zustande lebhaftester Entwicklung und fortwährender Bereicherung. Die folgende Zeit hat Manches davon wieder abgesplittert. Aber vergegenwärtigt man sich die schier unübersehbare Menge von Kunstschätzen aller Art, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts in München zusammengetragen war,

---

[1]) Für freundliche Fingerzeige sei Herrn Prof. Dr. Franz Muncker hier gedankt.

so kann man des größten Staunens sich nicht erwehren. Ergab schon die Vereinigung der Galerien von Mannheim, Düsseldorf, Zweibrücken und München eine enorme Anzahl von bedeutenden Kunstwerken, so steigerte sich in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts durch die Säkularisierung der reichen süddeutschen Klöster und die Entleerung vieler Wittelsbachischen Schlösser die Fülle ins Ungeheure. Alle Schätze zu sichten, zu verteilen und aufzustellen war die Aufgabe des Malers und damaligen Galerie-Direktors Chr. von Mannlich. Von der reichen Korrespondenz dieses umsichtigen Mannes mit Goethe ist bisher nichts bekannt geworden als zwei Konzepte von Goethes Hand, die sich in Weimar vorgefunden haben. Aus dem Tagebuch Goethes, in dem dieser mit so außerordentlicher Gewissenhaftigkeit auch alle von ihm geführten Korrespondenzen kurz zu notieren pflegte, wissen wir jedoch, daß der Briefe zwischen Goethe und Mannlich nicht wenige gewechselt worden sind.

Soweit wir heute noch Einblick gewinnen können, hat Mannlich zuerst sich brieflich an Goethe gewandt und zwar im Sommer des Jahres 1804; wie es scheint, mit der Bitte um Goethes Rat in Sachen der auf verschiedene Galerien zu verteilenden und neu aufzustellenden Schätze des bayerischen Kunstbesitzes. Goethes Antwort vom 6. August 1804 ist im Konzept noch vorhanden, und in der Weimarer Ausgabe der Goethebriefe unter Nr. 4948 publiziert worden. Seine Ansicht in dieser heute wieder besonders lebhaft erörterten Frage der Aufstellung von Kunstwerken ist in jedem Fall interessant:

„An Carl (sic!) von Mannlich. (Konzept.)

„Die von Ew. Hochwohlgeb. an mich gebrachte Streitfrage läßt sich nach meiner und meiner hiesigen Freunde Ueberzeugung nicht sowohl entscheiden als vergleichen. Da nämlich Einerley Sache auf mehrerley Weise gethan, Ein Zweck auf verschiedene Weise erreicht werden kann, — so möchten wohl nach Beschaffenheit der Umstände, beyderley Arten eine Sammlung von Gemählden aufzustellen gar wohl zulässig und diejenige, welche Ew. Hochwohlgeb. erwählt, in gewissen Fällen der anderen vorzuziehen seyn.

Der Künstler mahlt eigentlich sein Bild nicht, daß es in einer Gallerie aufgestellt werden soll; er mahlt es für einen Altar, für die Wand eines Saales oder Zimmers, und denkt es, oft als isoliertes, immer aber als ein abgeschlossenes Ganze. Daher wäre nichts wünschenswerther als fürtreffliche Sachen allein, in ruhigen Zimmern, aufgehangen zu sehen. Weil aber hiezu, bey großen Besitzungen, ein ungeheurer Platz nötig wäre, so ist es der Sache ganz gemäß, daß man das Vortreffliche zusammenbringe, indem die besten Meister, in ihren glücklichsten Augenblicken, sich der höchsten Kunst nähern, wo die Individualität verschwindet und das, was durchaus recht ist, hervorgebracht wird.

Dem Liebhaber wird durch eine solche Einrichtung ein großer Genuß bereitet, und dem Kenner Gelegenheit zu den interessantesten Vergleichungen gegeben. Findet man noch außerdem, durch eine Reihe von Bildern, die mehr ein Streben bezeichnen, als ein Gelingen darstellen, zur andern Art der Vergleichung, welche man die historische nennen kann, gleichfalls Gelegenheit, so bleibt, wie uns dünkt, nichts zu wünschen übrig, und das Publikum hat eine solche Einrichtung wohl dankbar zu erkennen. Dieses ist im Allgemeinen unsere Ueberzeugung, welche weiter ausgefürt in der Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung öffentlich erscheinen könnte, wenn Ew. Hochwohlgeb. nach geendigtem Druck mir die Katalogen übersenden wollen. Wobey uns besonders angenehm

seyn soll zu Ew. Hochwohlgeb. Beruhigung nach unserm besten Wissen und Gewissen das mögliche beyzutragen.[1])

Erlauben mir dieselben zugleich eine kleine auf Kunst bezügliche Bitte. Ich bin, bey Gelegenheit der Uebersetzung und Bearbeitung des Cellini, auf die kleineren plastischen Werke der neueren Kunst aufmerksam geworden und habe, um zu einem Anschauen der Verdienste manches Künstlers zu gelangen, eine Sammlung von bronzenen, gegossenen und geschlagenen Medaillen angelegt, welche sich von der Hälfte des 15. Jahrhunderts bis auf die neueren Zeiten erstreckt. Da ich nun besonders bemerken könne, daß in den pfälzischen Häusern sehr merkwürdige und kunstreiche Medaillen gegossen und geprägt worden, so nehme die Freyheit, bey Ew. Hochwohlgeb. anzufragen: ob mir dieselben vielleicht einiges davon verschaffen könnten, so wie vielleicht in München, wegen der Nähe von Italien, manches alte Stück auf Päpste, Cardinäle, Fürsten und verdiente Leute, besonders des 15. und 16. Jahrhunderts, gegossen und geprägt befindlich seyn könnte, welches der Besitzer einzelner Stücke dem Liebhaber um ein billiges überließe, besonders weil dieses eine Art von Kunstwerken ist, die man von dem historischen Standpunkt aus zu betrachten hat, da kaum etwas darunter vorkommt, das man unbedingt fürtrefflich nennen könnte. Daß ich nur bronzene oder kupferne Exemplare wünsche, erhellt aus obigem.

Abgesandt den 6. August 1804."

Die Bitte um Uebersendung der Kataloge ließ Mannlich nicht unerfüllt. Die beiden ersten Bände wurden in der Jenaischen A. L. Z. 1806 Sp. 79 besprochen, und als viele Jahre später A. H. F. von Schlichtegroll Goethe den dritten Band schickte, gab Goethe in seinem Dankesbrief dem Gedanken Ausdruck, wie sehr es ihn reize, „jene Kunstschätze mit Augen zu sehen, von dem er (der Katalog) uns kurze Nachricht ertheilt". — Für den Fortgang des Briefwechsels zwischen Goethe und Mannlich bedeutungsvoll aber war die am Schluß des Briefes von Goethe geäußerte Bitte um Medaillen, der Mannlich ebenfalls rasch nachgekommen ist.

Am 19. November 1804 finden wir in Goethes Tagebuch den Eintrag: „v. Mannlich München, Raphaels und Medaillen." — Am 27. Juni 1806: „Brief an Herrn v. Mannlich nach München wegen der neuangekommenen Medaillen." — Am 15. August 1806: „An v. Mannlich, Dank für die letzte Medaillensammlung und Bestellung einer neuen." — Und am 23. Januar 1807 in einem Schreiben Goethes an Cotta: „Wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben, die Summe von 110 Gulden 4 Kr. Rheinisch an Herrn Gallerie-Direktor v. Mannlich in München für meine Rechnung zahlen zu lassen und mir solche zur Last zu schreiben." — Ebenso dann noch am 1. November 1807 an Cotta die Bitte, „147 Gulden Reichsgeld an Herrn v. Mannlich zu zahlen".

Woher Mannlich diese mehrfachen Medaillensendungen beschafft hat, wird heute kaum noch zu ermitteln sein. Kurz zuvor hatte in den Nöten der Zeit zugleich mit den Juwelen auch die Medaillensammlung des Herzogs Max Joseph von Zweibrücken verkauft werden müssen. Stammte vielleicht

---

[1]) 25. März schreibt Goethe an Eichstädt: „Herr von Mannlich hat uns von München seinen Plan der Vertheilung der kgl. bayer. Gemäldesammlung in München, Schleißheim, Augsburg, Landshut und Bamberg übersendet. Professor Meyer hat vortreffliche Anmerkungen dazu gemacht und es ist dadurch ein Aufsatz entstanden, der allgemeine Theilnahme erregen wird" 2c. . . .

das eine oder andere Stück von Goethes Medaillensammlung direkt aus Wittelsbachischem Besitz?

Ein dritter Anknüpfungspunkt endlich war in der damals noch jungen Kunst des Steindrucks gegeben, dessen Entwicklung Goethe mit dem denkbar größten Interesse folgte, und in der künstlerischen und kunstpädagogischen Tätigkeit Mannlichs selbst.

Hierher gehört der Brief, den Goethe am 25. April 1805 an Mannlich schrieb, der sich als einziger von allen im Original erhalten hat. Ich fand ihn in einem Aktenbündel der Alten Pinakothek aus der Zeit Mannlichs. Die Handschrift ist, wie bei fast allen Korrespondenzen Goethes aus jenen Jahren, die seines Sekretärs Riemer, dem er seine Briefe zu diktieren pflegte; nur die Schlußworte und der Namenszug sind von Goethes eigener Hand geschrieben. Die Adresse ist leider abgerissen. Die Persönlichkeit des Adressaten, auf die schon aus dem Inhalt geschlossen werden mußte, ergab sich jedoch mit Sicherheit aus dem Datum des Briefes. Am selben Tage nämlich findet sich in Goethes Tagebuch der Eintrag: An den Gal.-Direktor v. Mannlich in München.

Der Brief lautet:

„Hochwohlgeborner,
Insonders Hochgeehrtester Herr,

Eine Krankheit, an der ich diesen Winter wiederhohlt gelitten habe, verhinderte mich Ew. H. zu schreiben und zu danken; auch hoffte ich mitunter in guten Augenblicken auf das Vergnügen die Medaillen ankommen zu sehen, die ich Ihrer Vorsorge schuldig werden soll.

Die Müllerschen[1]) Briefe, wovon ich Abschrift genommen habe, liegen hier bey.[2]) Meine Vermuthung ist, daß das Paket durch die Anstalten gegen das gelbe Fieber, an irgend einer Gränze aufgehalten worden. Ein Laufzettel von Rom aus würde solches wohl auffspüren und weiter befördern da es ja doch keine Materien enthält, die Gift einsaugen und fortpflanzen.

Das dritte Heft des sehr verdienstlichen Zeichenbuches ist glücklich angekommen, und soll dessen Anzeige alsobald erfolgen. Was dieselben mir noch sonst von ihren schriftstellerischen Arbeiten zuschicken wollen, soll mir höchst willkommen seyn.

Bei Behandlung der Anatomie für Künstler an künftigen ästhetischen Gebrauch dieser Vorarbeiten zu denken, ist gleichfalls sehr verdienstlich. Die Großheit der Formen muß sich schon am nackten Muskel zeigen, wenn er sie dereinst mit Haut bekleidet aufweisen soll. Leider giebt die gewöhnliche, medicinisch-chirurgische Anatomie nur verwelkte und vertrocknete Muster.

Der ich mich mit lebhaften Wünschen für Ihr Wohl mit vorzüglicher Hochachtung unterzeichne

Ew. Hochwohlgeb.
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe."

Weimar
den 26 April 1805.

[1]) Der auch als Dichter bekannte Maler Friedr. Müller in Rom, durch dessen Vermittlung eine Anzahl von italienischen Gemälden der Pinakothek erworben worden sind.

[2]) Die Abschriften sind nicht mehr aufzufinden.

Unter dem Zeichenbuch, das Goethe erwähnt, ist das „Zeichenbuch für Zöglinge der Kunst und Liebhaber von J. C. v. Mannlich" zu verstehen.

Am 30. März 1809 schreibt Goethe in einem Brief an Eichstädt: „Ew. Wohlgeb. erhalten hiebey ein paar Rezensionen, welche den fortgesetzten Bemühungen der Münchner in Absicht auf Steindruck volle Gerechtigkeit widerfahren lassen" —

Und am 15. Dezember 1812 an J. H. Meyer: „Ich erwähnte neulich der von Herrn v. Manlich übersendeten Steindrücke. Mögen Sie wohl die Gefälligkeit haben, und sie eines Abends mitbringen, damit wir darüber konversieren und überlegen, ob wir ihm, wo nicht öffentlich, doch wenigstens privatim etwas Freundliches darüber sagen können.

Endlich ist noch das Konzept zu einem Briefe vom 28. April 1814 erhalten, das wir nach No. 6807 der großen Weimarer Ausgabe der Briefe wiedergeben:

„an Joh. Christ. v. Manlich. (Concept.)

Ew. Hochwohlgeb.

haben seit geraumer Zeit eine Verbindung mit uns auf so freundliche und thätige Weise unterhalten, daß wir immer Ihre Schuldner geblieben sind. Auch dießmal möchte sich diese Schuld anstatt sich zu vermindern nur vermehren, indem ich Ihnen einen jungen Künstler, den Sohn des hiesigen Kupferstecher Müller, zu empfehlen wage, für welchen ich, da er seine Studien in München fortzusetzen oder vielmehr zu begründen denkt, eine geneigte Aufnahme zu erbitten wage.

Hofrat Meyer, der das Vergnügen gehabt hat, Ew. Hochwohlg. und die vortrefflichen Anstalten, denen Sie vorstehen, kennen zu lernen, hat mir das größte Verlangen erregt, auch dieses Genusses theilhaftig zu werden. Ja, ich weiß nicht, wie ich demselben widerstehen soll, wenn sich in kurzem noch alle die Hoffnungen erfüllen, von denen er mir Kenntnis gegeben hat.

Möchten dieselben, bis er mir so wohl wird, meine ausgezeichnete Hochachtung persönlich zu versichern, manchmal ein Zeichen Ihres Andenkens und ein Probestück Ihrer ausgebreiteten Thätigkeit geben, wie ich denn auf einige Blätter des immer glücklich fortgesetzten Steindrucks, z. B. auf den Kopf der Madonna von Guido und das Bild von Michelangelo sehr verlangend wäre. Verzeihen Sie diese neue Anforderung, welche unbescheiden scheinen könnte, da ich für die früheren Mitteilungen bis jetzt nur gefühlten Dank und aufrichtigen Beyfall erwidern konnte. Wie glücklich darf man Sie schätzen, daß Sie sich an einem Orte befinden, wo unter Theilnahme der höchsten Personen, die wichtigsten Schätze erhalten, geordnet, vermehrt und, was das Wichtigste von allem ist, so gründlich als allgemein genutzt werden. Ich erfreue mich zwar nur einer sehr geringen Kunstumgebung, bin aber nichts destoweniger in Gedanken mit allem beschäftigt, was die Zeit uns erhalten hat, und was sie uns noch bringen mag, da ich denn mich im Geiste vorzüglich in Ihrer Nähe befinden muß.

Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre

Weimar d. 28. IV. 1814. mich zu unterzeichnen"

(Goethe.)

Die übrigen Briefe Goethes an Mannlich sind anscheinend verloren gegangen. In den Akten der Pinakothek unter der Korrespondenz Mannlichs finden sie sich nicht. Möchte ein freundlicher Zufall sie uns erhalten haben und einmal unvermutet irgendwo wieder zu Tage fördern.

Anhang.

In demselben Aktenbündel der Bibliothek fand sich auch noch ein zweites Blatt von Goethes Hand, das — weniger belangvoll als das erste und auch nicht in den Zusammenhang passend — gleichwohl an dieser Stelle noch mit abgedruckt sei. Es ist ein Foliobogen, nur auf der rechten Hälfte von Goethes eigener Hand mit den bekannten charakteristischen Schriftzügen beschrieben, der mehrfache Durchstreichungen und Korrekturen aufweist, — wohl das Konzept zu einem offiziellen Schriftstück. — Der darin genannte Schauspieler Haide war Hofschauspieler in Weimar. — Es ist unerklärt, auf welche Weise das Blatt unter die Akten der Pinakothek gelangt ist. — An der Seite ist mit Bleistift vermerkt: Autograph W. Goethes! — Der Wortlaut ist:

„Der Schauspieler H. Haide befindet sich im Irrthum, wenn er glaubt, daß sein Kontrakt zu Weynachten dieses Jahres stillschweigend von der Oberdirektion auf ein Jahr verlängert werden könne. Es lautet selbiger nur biß Michael vergangnen Jahres und stehet nach abgelaufenem ienem Termin beyden Theilen eine sechswöchentliche Aufkündigung frey. Indem die stillschweigende Verlängerung sich nur auf eine ausdrückliche dem Contrakt angehangene Clausel gründen kann.

W. d. 17. Febr. 93 (aus der 3 ist mit Bleistift eine 4 gemacht worden. Br.) (Von anderer Hand:) Expedirt eod."

Von Dandies, Dandytum und Dandyverehrung in der Geschichte und bei Richard Schaukal.

Von Josef Hofmiller in Freising.

Richard Schaukal ist am 27. Mai 1874 geboren. Bis heute hat er erst einige zwanzig Bücher veröffentlicht. Eines davon, das im vorigen Jahre erschienen ist, nennt sich Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten.[1]) Es hat einen Erfolg gefunden, der früheren Werken des Verfassers versagt war. Dieser Erfolg kann darin begründet sein, daß sich die Persönlichkeit Schaukals in dem neuen Buche klarer und schärfer zeigt, als in den früheren; oder darin, daß sein neues Buch auf eine verwandte Richtung unserer Zeit trifft; oder vielleicht in beidem. Auf jeden Fall ist es von Interesse, Mann und Buch genauer anzusehen.

Zu dem Balthesser existiert eine Vorform, die ebenso sentimental ist wie der Balthesser ironisch. Das Buch heißt Großmutter,[2]) ist Marie von Ebner-Eschenbach gewidmet, und trägt diesen ehrwürdigen Namen nicht ohne Recht auf der Stirne. Der Form nach besteht es aus Briefen oder Tagebüchern, die ein junger Mann unserer Tage an seine verstorbene Großmutter richtet; inhaltlich ist es ein anziehendes Gemisch von innigen und feinen Stimmungen und von bitteren Anklagen der zunehmenden Verhäßlichung unseres Lebens. „Grelle Plakate, meterhohe, verschieden gefärbte Buchstaben auf die Mauern gemalt, brüllen und quieken von allen Enden an . . . Elektrisches Licht durchflutet allabendlich die mit dem Schockfirlefanz der Galanteriewarenhändler angeräumten, nach Fußbodenwichse und der anstoßenden Küche riechenden Räume, in denen der Hausvater, fertig gekaufte Gummizugstiefletten an den verkrüppelten Füßen und die auf Karton gepappte Stoffkravatte um den angeknöpfelten Hemdkragen geschnallt . . . als einzige geistige Kost vor dem Schlafengehen das Abendblatt liest. Die Söhne des Hauses jedoch sitzen bei gefälschtem Wein rauchend im Tingeltangel oder machen zwischen einem Kognak und einer Tarokpartie der Kassierin des Cafés Renaissance den Hof . . . Du Welt, in allen Furchen und Falten deiner welken Fratze gleißend von ätzender Jauche eines verlogenen Gründerliberalismus, Welt der Güterschlächterei und falschen Diamanten, der Gipssupraporten, die Holzgesims vorstellen, der Glasmalereien aus Papier, der gestärkten Vorhemden über schafwollener Unterwäsche, der Plüschfauteuils auf Drahtgebein . . ., der nervenzerstampfenden Straßengeräusche und Schnurbartbinden . . . hohe Fenster mit gerafften Samtdraperien, Blattpflanzen aus Stoff und ein Grammophon im Salon, schön postiert auf das Prachtwerk mit Goldschnitt: Ansichtskartenalbum . . . .“

Sie sind nicht neu diese Vorwürfe: Wir hören sie seit Jahren, von allen Seiten, nicht nur bei uns. Ouida ist nicht müde geworden, gegen das zu

---

[1]) München, Georg Müller. Bis jetzt ist es in siebenter Auflage erschienen.

[2]) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

protestieren, was sie the ugliness of modern life nennt. Dieselbe Häßlichkeit ist es, gegen die sich Oudkama Knoop in seinem geistvollen Bildungsroman Sebald Soeker wendet,[1]) wenn auch mehr mit leiser Ironie und nicht als Anklagender, sondern als Trauernder. Und wieder ist es dieselbe Häßlichkeit, die Italien zerstört, wie ein Ausschlag ein edles Antlitz zerfrißt, die uns die Vaporetti auf dem Canal grande beschert und die schönsten alten florentiner Paläste hingeopfert hat für die patriotische Scheußlichkeit der Piazza Vittorio Emanuele, die neben die erhabene Melancholie der Palatinruinen die grauenvoll häßlichen Kessel der römischen Gasfabrik gepflanzt hat und sich eben anschickt, auch die Villa Albani zu vernichten. In Deutschland aber haben wir die Laufenburger Stromschnellen einem industriellen Projekt geopfert, und wenige nur und schüchtern sind die Stimmen, die gegen die unerhörte Barbarei protestieren, aus dem Walchensee ein Staubecken zu machen. Schonungslos reißen wir die schönsten alten Häuser nieder, trauliche schmale Straßen werden wegrasiert, der Größenwahn der Provinz ist noch geschmackloser und nicht nur in seinen Mitteln beschränkter, als der der Großstadt. Wie weit scheint sie schon zurückzuliegen, die schöne altmodische Zeit, da man noch „den angestammten Hausrat ehrte in blanken Glaskasten und mächtigen Kommoden, ... als man die Gesänge der Dichter noch auf starkem breitrandigen, geschöpften Papier mit Wasserzeichen, in festen Maroquinbänden mit zartem farbigen Schnitt, in klaren Typen andächtig las, ... als die Mädchen Kreuzbandschuhe über weißen durchbrochenen Strümpfen und Blumen im einfachen Schleifengürtel hoch unter dem unbehinderten Busen trugen, nicht Miederpanzer oder mit den blödsinnigen Ornamenten der Talmisezession bestickte scheußliche Reformkleider."

Man sieht, wo Schaukal liebt, wo er haßt. Vielleicht in keiner deutschen Stadt ist die Melancholie über die Zerstörung des Alten so verständlich wie in Wien, vielleicht kein Geschlecht von Dichtern so geneigt, sich ihr hinzugeben, wie die jungen Wiener Dichter. Und dennoch ist sofort zu fragen, ob es etwa wirklich nur lauter Schönes ist, was fällt, und lauter Häßliches, das seinen Platz einnimmt. Ob nicht ein Gutteil unsres scheinbar künstlerischen Gefallens an Großmutterzeit und -Mode sentimental ist. Ob wir hier Ursachen beklagen oder Symptome. Die neue Zeit der Maschine ist so rasch hereingestürzt gekommen, daß kein Uebergang über die Schmerzen der Loslösung vom Altgewohnten und Liebgewordenen hinweghalf. Und war nicht die Kultureinheit des vormärzlichen Oesterreich nur in den feinsten Köpfen und zärtlichsten Herzen etwas Lebendiges, wie die Kultureinheit des gegenwärtigen Europa erst einigen Pionieren vor der Seele steht, nicht als ein Besitz, sondern eine Hoffnung, nicht ein Wissen, sondern ein Glaube? Es ist ein so weicher und holder Traum, sich das Wiener Stadthaus von Stifters Nachsommer, das Landleben von Stifters Feldblumen als Durchschnitt der bürgerlichen Lebensführung jener Tage vorzustellen, mit den sanftwangigen und klarblickenden jungen Mädchen Schwinds die Bürgersteige, die Wege vor den Wällen und am Graben zu bevölkern, und die unschuldig strahlenden Melodien Schuberts aus den geöffneten Fenstern reinlicher Häuser, aus traulichen Vorstadtschenken und stimmungsvollen Barockkirchen singen und klingen zu hören —: aber es ist auch nicht mehr als ein Traum. Die Menschen jener Tage waren ängstlich, kleinlich, feige, neidisch und borniert, wie es die heutigen Menschen sind; sie waren großdenkend, tapfer, gütig, klug wie die heutigen. Der Keim zu jeder Niedrigkeit und jeder Er-

[1]) Vgl. Süddeutsche Monatshefte. 3. Jahrg. 2. Bd. S. 334 ff.

hebung schlief in ihnen, wie er in uns schläft; und wenn ihr Geschmack reiner war, so war die Auswahl, die sich ihrem Geschmacke bot, ungleich begrenzter, darum einfacher und nicht zu verfehlen. Kam aber wirklich einmal der Augenblick der Probe, sahen sie sich vor den schwer zu ertragenden Anblick des Genius gestellt, so versagten auch sie, wie die Heutigen versagen und die von übermorgen versagen werden, lehnten Mozarts Figaro ab und stellten Salieri über Beethoven. Mit einer Menge neuer Werkzeuge der Kultur hat uns die neue Zeit in Verlegenheit gesetzt: Industrie, Zeitung, Dampf, Elektrizität und wie sie alle heißen. Wenn wir mit den ungewohnten oft noch ungeübt und kindisch spielen, wenn sie allzuoft uns vorerst immer noch Selbstzweck anstatt Mittel sind, allzuoft selbst Schaden durch unsere unbesonnene Hand anrichten, wer möchte, wer *könnte* sie missen? Unsere Aufgabe wird es sein, sie zu meistern, Dichtung aus ihrer Prosa schöpferisch zu gewinnen, Traulichkeit aus ihrer anscheinenden Ungemütlichkeit, und sind wir erst gut Freund mit ihnen geworden, dann werden auch unsrer Kinder Seelen an ihnen hangen als an liebem alten Väterhausrat.

Wie aber reimt sich dieser Mut zu Gegenwart und Zukunft zusammen mit den Klagen und Anklagen von vorhin? Vielleicht doch nicht so schlecht. Ja, es *wird* viel Schönes zerstört in unsern Tagen. Aber so war es zu allen Zeiten, und die künstlerisch energischesten waren im Zerstören oft die ärgsten. Jeder Kenner römischer Stadt- und Baugeschichte weiß, wie die kunstsinnige Hochrenaissance unter den alten Denkmalen gehaust hat. Jede alte Kathedrale, an der einige Jahrhunderte gebaut und herumgemodelt haben, lehrt uns, daß alle starken Zeiten skrupellos *ihr* künstlerisches Ideal und *ihre* Formensprache anstelle des ihnen veraltet dünkenden gesetzt haben. Nur unkünstlerische Zeiten tun nichts als konservieren, nachahmen und eins zum andern stimmen. Unsere Zärtlichkeit beklagt das Sterben der alten Kunstwerke, unser historischer Sinn läßt uns Neues gegen Altes wägen und oft zu leicht befinden, unser Bedürfnis aber heißt uns zerstören, niederreißen, Licht, Luft, Raum schaffen. Wir kommen ebensowenig darüber hinweg wie irgend ein Zeitalter vor uns. Und schließlich: der Gedanke, alles Schöne und Erhabene, das je dagewesen, wäre erhalten geblieben — wäre er nicht furchtbar? *Sämtliche* Tragödien des Sophokles wären genau so unerträglich wie sämtliche einhundertundvierzehn Symphonien Joseph Haydns. Wären uns die Parthenonskulpturen soviel, wenn nicht der größte Teil der griechischen Bildwerke verloren gegangen wäre? Welches Glück, daß das Kolosseum von baulustigen Römern zerplündert, von Zeit und Wetter zur Ruine gemacht wurde! Die Vorstellung, es hätte ungefähr im selben baulichen Zustande erhalten bleiben können wie das Pantheon — unerträglich! Lob sei darum, Lob, Preis und Dank der Zeit, die zerstört, und dem Menschen, der ihr dabei hilft! Und falle das Schönste, so ist es gleichgültig, wenn wir Schönstes an seine Stelle setzen, Schönstes nach *unserm* Bild und Gleichnis. Eine Zeit, die nicht den Mut zu ihrem Schönheitswillen hat, ist unwert, zu leben. Ein Geschlecht, das nicht die ruhige Hand zur Zerstörung hat, unwert, zu bauen. Mögen wir im *einzelnen* Falle gegen die *einzelne* Barbarei protestieren. Das ist unser Recht. Im ganzen aber sind wir stärkere Zerstörer, weil wir *mehr* Raum, *mehr* Licht, *mehr* Luft brauchen als alle die Früheren. Das ist *auch* unser Recht.

* * *

Als im Jahre 1899 das alte ehrwürdige Café Griensteidl dem Erdboden gleichgemacht wurde, schrieb ihm jemand in einer Wiener Zeitschrift einen Nekrolog mit dem Titel Die demolierte Literatur, ein außerordentlich witziges und geistreiches Pamphlet, in dem sich eine neue satirische Begabung ersten Ranges ankündigte. Sein Verfasser hieß Karl Kraus; als Herausgeber der Fackel hat er sich inzwischen Namen und Feinde gemacht. Schon damals spottete er grausam über die zwei charakteristischen Züge, die von einem jungen Wiener Dichter, wie es scheint, nicht zu trennen sind: über die Sentimentalität und das Dandytum. „Das eigenartige Können der Jung-Wiener-Dichter besteht darin, daß sie ein großes Interesse für lebemännische Allüren an den Tag legen, daß sie imstande sind, von den Eindrücken eines Ronacherabends durch Wochen zu zehren, die Komik eines Clowns mit Behagen zu genießen und bei jedesmaligem Zusammensein die ältesten Anekdoten auszutauschen. Derselbe Geist, wenn er aus solcher Lebensfülle in beschauliches Alleinsein flieht, findet Stimmungstrost in dem Gedanken an die „stillen Gassen am Sonntagnachmittag" und an das „unsäglich traurige Praterwirtshaus an den Wochentagen" — immer wiederkehrende sentimentale Wahnvorstellungen, die diesen rührend engen Horizont ausfüllen. Auch haben sie in Wien einige Oertlichkeiten gepachtet, in die sie ihre ganze eigene Empfindungswelt einspinnen. So müssen die Fischerstiege, der Heiligkreuzerhof, die Votivkirche und die Karlskirche ihren Bedarf an Stimmungen decken. „Die Karlskirche gehört mir!" rief einer eines Tages, da der Tischnachbar sie ihm streitig machen wollte. Als letzterer sich mit dem Wienufer zufrieden gab, war der Grenzstreit der Stimmungen friedlich beigelegt . . . Da ist ein Schriftsteller, der so große Erfolge auf dem Gebiete der Mode aufzuweisen hat, daß er sich getrost in eine Konkurrenz mit der schönsten Leserin einlassen kann. . . . In seinem Kreise hat er einen sehr heiklen Dienst zu versehen. Seine Aufgabe ist es, den Toilettezustand jedes ankommenden Literaten zu visitieren und allfällige Korrekturen vorzunehmen. . . . Hier ergänzt er die fragmentarische Schönheit einer Bicycledreß, dort spricht er durch einen vorwurfsvollen Blick die Unmöglichkeit eines ganzen Hosenstoffes aus. Sein prägnanter Tadel: „Das wird sich nicht halten" oder: „Das trägt man nicht mehr" oder: „Mit Ihnen kann man nicht gehen"; sein bündiges Lob: „Das kann so bleiben" . . . Von ihm wird es einmal heißen: Er war ein Dichter, der sich nicht nach der Schablone anzog, eine eigenartige Begabung, die sich noch in der durchaus selbständigen Form der Stiefletten äußerte. Dieser sensitiven Natur ist ein falscher, nicht am Hemd angenähter Kragen stets stimmungswidrig gewesen. Seiner scharfen Beobachtungsgabe, die noch durch ein feingeschliffenes Monokel verstärkt wurde, entging kein Toilettefehler, und die Empfindung, die in ihm eine chike Kravatte hervorzurufen wußte, vermochte ihm ein Taschentuch, das zu weit aus der Rocktasche heraushing, sogleich wieder zu zerstören."

Es ist nur um eine Nuance satirischer, wenn Alfred Polgar in einem sehr amüsanten Bändchen gesammelter Skizzen[1]) einen Wiener Schriftsteller einen berühmten auswärtigen Dichter also ansprechen läßt: „Uebrigens, was haben Sie da für ein Rasiermesser? Henckelstahl? Ein moderner Mensch rasiert sich nur mit A. H. G. Lyttons Patent. Woher beziehen Sie Ihre Nachthemden? Dieses geht einfach nicht! Wir werden dann mit einander Wäsche einkaufen gehen. Hoffentlich tragen Sie Hosenträger? Ich beurteile die geistige

[1]) Der Quell des Uebels und andere Geschichten. Kleine Bibliothek Langen Band 90. München, Albert Langen.

Intensität eines Menschen darnach, ob er Hosenträger für unentbehrlich, gleichgültig oder lästig hält. Geniale Naturen halten Hosenträger für unentbehrlich. Ich könnte eher ohne Essen und Trinken leben als ohne Hosenträger. Noch entschiedener das Wesen der Sache treffend sind übrigens meine Ansichten über Kultur des Taschentuches. Mein diesbezüglicher Essay hat geradezu reformatorisch gewirkt. Seit ich ihn im Znaimer Wochenblatt vom 24. April 1899 — aber das Datum wird Ihnen ja ohnedies bekannt sein — veröffentlicht habe, ist im Jockeiklub der Gebrauch, sich in die Finger zu schneuzen, ganz abgekommen. Man muß die Leute erziehen."

Ich weiß nicht, ob Schaukals Buch schon erschienen war, als Polgar diese Sätze schrieb. Es ist auch gleichgültig. Wenn nein, so ist die Satire eine geniale Antizipation des Herrn von Balthesser. Wenn ja, eine Parodie, die zugleich eine Kritik ist.

* * *

Wenn man sich überlegt, wieviel Richard Schaukal schon geschrieben hat; wenn man weiß, daß er einen Beruf, Weib und Kind hat; wenn man bedenkt, daß er ernsthafte Studien und ihren normalen Abschluß, die Promotion, hinter sich hat: so kommt man zu dem Ergebnis, daß dieser Autor trotzdem noch sehr viel übrige Zeit hat. Wenn man dann den Andreas von Balthesser einmal durchliest (als Leser); zwei-, drei-, viermal, von vorn und in der Mitte und hinten anfangend (als Kritiker): so kommt man zu dem Ergebnis, daß dieser Autor wirklich sehr viel übrige Zeit hat. Wenn man endlich erwägt, daß Richard Schaukal ein reizendes Bändchen Gedichte veröffentlicht hat,[1]) das, so dünn und leicht es ist, ganze Pfunde zeitgenössischer Lyrik aufwiegt, daß er die Novellen Mérimées übersetzt; daß er ein feiner Autor ist, dessen Entwicklung allerdings durch allzu umfangreiche Veröffentlichung seiner zeitweiligen Einfälle alles andere als günstig beeiflußt wird, so kommt man zum drittenmale zu dem Ergebnis, daß dieser Autor in der Tat sehr viel übrige Zeit hat.

Ob er den Dandy ernst nimmt, ist *seine* Sache. Ob er die je nach Jahr und Land wechselnden, noch niemals konsequent durchgedachten Formen der Kleidung des Studiums und der Darstellung würdig hält, ist abermals seine Sache. Aber daß er die Bulletins über die Entwicklungskrankheiten des angehenden Weltmannes in einem Buche zusammenfaßt; daß er die Laune eines Momentes systematisiert, ausdehnt, als Grundthema eines Buches nimmt, daß er die Nonchalance forciert bis zur Pedanterie; daß er, dem Masken überhaupt nicht gut stehen, die unglückliche Maske des Dandy angenommen hat, um viele kluge und geistreiche Einfälle vorzubringen: das ist schade, schade, schade.

Herr von Balthesser hat eine Autobiographie geschrieben, natürlich für eine große polyglotte Revue und auf drei mit dem kleinen aufgesetzten weißen Wappen geschmückten zartlila Briefbogen in enger steiler Schrift. Er konnte natürlich nur in Rom auf die Welt kommen und fand sich in die Welt, ohne, wie das bei den Kindern üblich ist, zu schreien. Erstaunlich ist nur, daß er ohne angewachsenes Monokel auf die Welt zu kommen nicht für plebejisch und seiner bedauernswerten Mutter nicht sofort eine Vorlesung über Eleganz hielt. Denn dieses Wunderkind schreibt mit fünfzehn Jahren eine kleine Studie über den Neuplatonismus, die von der schwedischen Akademie preis-

[1]) Im Leipziger Inselverlage.

gekrönt wird. Ebenso natürlich ist, daß er bei einem Dragonerregiment gedient hat, im auswärtigen Amte sich auf die diplomatische Karriere vorbereitet und im Winter fast täglich außer Haus speist. Stets ist er mit der ihm eigenen nachlässigen Eleganz gekleidet. Er trägt ziemlich hohe Stöckel und sehr enge Beinkleider, um die schmalen (selbstverständlich rasierten) Lippen spielt jenes moquante und gleichzeitig hilflose Lächeln, das den eigenen Geist ersetzt und die fremden Herzen bricht. Er spricht etwas näselnd: wie könnte er anders? Sahen Sie ihn je sein Monokel abnehmen? Sie sahen ihn nie sein Monokel abnehmen? Und wenn Sie die Duse gesehen haben und den Niagarafall, die Oase Biskra und die Venus von Milo, — wenn Sie niemals sahen, wie Herr von Balthesser das Monokel abnimmt, so haben Sie einfach nichts gesehen: „Er hob das Monokel aus der rechten Augenhöhle, hielt es einen Moment mit steifen Unterarm aufmerksam vor sich hin, faßte das dünne Glas dann zwischen zwei Finger der Linken, entnahm mit der Rechten dem Frack ein ungeheuer großes Taschentuch, entfaltete es und putzte das Monokel umständlich blank". Warum soviele Worte, wo das eindrucksvolle, prägnante Wort Watschenaff so nahe liegt?

Sahen Sie je Herrn von Balthesser rauchen? Seine schmale feingerippte silberne Zigarettenbüchse mit dem aufgesetzten gräflichen Doppelwappen? Wie er den dünnen blaugrauen Rauch in kurzen Stößen aus den langgeschlitzten beweglichen Flügeln der leicht gebogenen Nase entließ? Bewunderten Sie, wie sichs gebührt, den tadellos geschnittenen Rock, den niemals gesprungenen Lack seiner Schuhe, den täglich frisch gebügelten Zylinder? Was ist das Schrecklichste, das ihm an einem Manne begegnen kann? Lange wirre Haare, offener Mantel, offener Gehrock und aufgerauhter Zylinder. „Eine Frau, die weiße Wollstrümpfe und dazu — Zugstiefeletten trägt, sollte man um einen Fuß kürzer machen dürfen." (Das Verfahren ist grausam, aber nicht radikal genug; wenn schon, müssen es mindestens zwei Füße sein.) Sein Diener darf nie frisch besohlte Schuhe tragen; mit unsäglichem Aufwande von Geduld hat er ihm eine steife Haltung beigebracht. Wenn er einmal seine Finger kultiviert hat, läßt er sie nur noch in Handschuhen anrühren. Welches ist das unverzeihlichste Verbrechen? Das Verbrechen aller Verbrechen? Das Verbrechen par excellence? „Die Manschetten und Kragen an das Hemd anzuknöpfen." Herr von Balthesser in Wien sagt es und Herr von Brandenberg im preußischen Herrenhause nickt ihm gewichtig Beifall und brummt etwas von der weitgehenden Zerlegbarkeit der Hemden derjenigen Reisenden erster Klasse, die ihre Fahrt bezahlen.

Welches ist sein weibliches Ideal? „Die Grazie, mit der die Baronin eine glimmende Zigarette, den Arm leicht über ein Polster gelegt, mit fest geschlossenen Augenlidern betrachtet oder wie sie mit einem federnden Schwung sich von der Handfläche, die man ihrem kleinen Fuß unterschiebt, in den Sattel hebt und niedergleiten läßt." Und sein männliches? „Wenn ein schlanker Mensch mit stahlharten elastischen Sehnen, bekleidet mit einem roten Frack aus weichem Tuch und schneeweißen Bridges,[1]) die vom Knie abwärts keine einzige Falte werfen, die Arme eng und doch leicht an den Leib gehalten, in den Bügeln eines galoppierenden Jagdpferdes steht."

---

[1]) So ungern ich Herrn von Balthesser korrigiere, so muß ich ihn dennoch in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam machen, daß er nicht Englisch kann: es muß nämlich breeches heißen. Aber für einen Dandy sind allerdings englische Hosenstoffe wichtiger als englische Sprachkenntnisse. Es genügt vollkommen, wenn er beim Tennis die Zahlwörter unrichtig ausspricht und die Grundbedeutung der hiebei für unentbehrlich gehaltenen Rufe und Gegenrufe nicht kennt.

Sein Ideal von Glück? „Wenn man gut und lange geschlafen und sich darauf, nach einem lauwarmen Bad in einer glänzend weißen Wanne, mit der liebenswürdigen Sorgfalt angekleidet hat, die eines der zehn Gebote der Selbstachtung ausmacht, wohlgepflegten Kindern zuzusehen, die Reifen schlagen, oder im Garten die Bäume zu bewundern, die Blüten treiben, oder am gleitenden Wasser zu liegen auf einer weichen englischen Decke und sein Spiegelbild in den Wellen zu haschen wie weiland Adonis.[1]) Aber man muß jedenfalls tadellos rasiert sein." Er liest beileibe nicht moderne Bücher und Revuen, sondern die Bekenntnisse des heiligen Augustinus oder eine vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen.[2]) Ein Literat scheint ihm, was den Geschmack betrifft, meist tief unter dem kleinsten Kavalleriekadetten aus gutem Hause zu stehen, der lieber das kleine Witzblatt liest und die Personalnachrichten des Salon- und Sportblattes, als Wagners Tristan. Er zieht die Aristokratie der Geburt, im Umgang wenigstens, weitaus der des Geistes vor. Kein Wunder, daß er zeitgenössische Komponisten nicht persönlich, sondern nur nach Abbildungen in illustrierten Zeitschriften kennt. Es gehört zum Wesen des geborenen Dandy, daß er den Hauptteil seines Wissens um zeitgenössische Ereignisse aus der letzten Nummer der (meist bei einem Lesezirkel abonnierten) Woche bezieht.

Einmal dämmert Herrn von Balthesser doch eine Ahnung davon au welche Rolle er spielt gegenüber dem Teil der Menschheit, der arbeitet und Werte produziert. „Warum schlagen mich die Kohlenträger nicht tot, denen ich auf der Treppe begegne, wenn ich in Lackschuhen mit der Zigarette um halb elf in mein Bureau im auswärtigen Amt spaziere?"

In der Tat, warum schlagen sie Herrn von Balthesser nicht tot, die Kohlenmänner? Vermutlich weil sie etwas Gescheiteres zu tun haben: Nämlich Kohle zu tragen. Carbonem apportare necesse est. Balthessarium occidere non est necesse. Balthessarius ipse non est necessarius.

Ich verkenne nicht, daß manches in den Meinungen des Dandy nützlich zu lesen ist, z. B. seine ironische Kritik des modernen Geschmackes für das Unechte, für imitierte Ledertapeten, für ein Gebälk aus Gips, für die steifgefaltete, fertig genähte Kravatte, für den ein für allemal von der Fabrik mit Bug versehenen Strohhut, für Gummizugstiefletten, Vorbrüste auf Wollhemden und derlei Notlügen einer Fünfzig-Pfennig-Bazar-Eleganz. Hier hat Schaukal vollkommen recht: „Derlei Dinge sind nur noch in deutschen Landen diskutabel, wo man allen Ernstes erwägt, ob man an der Hotelabendtafel in Kniehosen oder Wollhemden teilnehmen dürfe oder nicht."

Ich verkenne ebensowenig, daß Schaukals Buch eine Fülle amüsanter, zum Teil wirklich geistvoller Bemerkungen enthält, daß man ihm gerne zuhört, wenn er eine Definition des Dandy oder der Dame zu geben versucht, wenn er über das Thema phantasiert „was ist aristokratisch?" Was er über das Monokel, über Witze, Bücher, die Betrachtung von Gemälden, deutsche Prosa und deutsches Gespräch, Verkehr, Gesellschaft, Künstler und Literaten sagt, über das Selbstverständliche, besonders aber seine Sinnsprüche und Glossen,

[1]) Ohne im geringsten zu bezweifeln, daß Adonis tadellos rasiert war, muß ich, abermals in aller Bescheidenheit, Herrn von Balthesser darauf aufmerksam machen, daß nicht Adonis sein Spiegelbild in den Wellen anzuschwärmen liebte, sondern ein gewisser Narziß, dem zum mythologischen Dandy allerdings sowohl Monokel fehlte wie Bügelfalte, und hinsichtlich dessen Rasiergewohnheiten uns sowohl der heilige Augustin wie Meyer-Lübke bedauerlich im Stich lassen.

[2]) Eine möglichst wenig vergleichende Grammatik der englischen Sprache, z. B. der liebe alte Ollendorf, wäre vielleicht nützlicher gewesen.

– das alles ist oft recht geistreich, fast immer fein und stets anregend. Seine Glossen zur Psychologie der Kleidung sind zum mindesten anregender als der allen Hörern unvergeßliche Vortrag von Professor Lipps über dasselbe Thema, dessen Verdienste um unbewußte Komik jedoch durchaus nicht bestritten werden sollen.

Am wenigsten verkenne ich, daß Schaukal in vielen Dingen berechtigten Protest erhebt gegen Geschmacklosigkeiten, die nachgerade anfangen, uns auf die Nerven zu gehen, wie gegen die Schnurrbartbinde, die vielen männlichen Deutschen das Aussehen kriegerischer Hasen, und das Reformkleid, das vielen weiblichen Deutschen dasjenige wandelnder Gurken verleiht. Schließlich allerdings sind auch dies nur Symptome für einen fatalen Zug im Leben des gegenwärtigen Deutschland, nämlich die Sucht, nicht genießend (dagegen ließe sich nichts sagen), sondern repräsentierend über die Verhältnisse zu leben, und nie den Mut zum eigenen, sondern stets nur zum Massen-Geschmack zu haben.

Aber Schaukal schadet seiner eigenen Sache durch seinen Vertreter: Herr Andreas von Balthesser nämlich vertritt die Sache des Herrn Richard Schaukal ebensowenig glücklich, wie Herr Max Bernstein die Sache des Herrn Maximilian Harden vertrat. Der Name seines Helden ist vielleicht nicht unbeeinflußt von dem Verfasser des köstlichen Buches über den Weltmann, Balthasar Gracian: aber welcher Unterschied besteht zwischen den weltklugen und wirklich aristokratischen Sätzen des spanischen La Rochefoucauld und den auf die Dauer doch recht monotonen Einfällen des Möchtegern-Möchtegern Aristokraten Balthesser! Herr von Balthesser ist ein etwas langweiliger Narziß: Selbstbespiegelung macht sich nur hübsch, wenn sie naiv ist, der Dandy ist nur erträglich, wenn er Stil, Farbe, Laune, Originalität, Witz, Ueberfluß an Geist hat, wenn er *sich* amüsiert, wenn er *uns* amüsiert. Entziehen wir uns ein wenig dem monotonen Ideal des Herrn Schaukal, betrachten wir uns die wirklichen und klassischen Dandies etwas näher, die Dandies von 1830.

Da ist ein Buch herausgekommen: Les Dandies, von Jacques Boulenger, das im hübschesten Plauderton von jener entschwundenen, köstlichen, in ihrer Begrenztheit so stilgemäßen Periode erzählt.[1])

Komm heraus aus deinem Grabe, edler Schatten, du, Urdandy George Brummell!

Er hat allerdings nichts zu tun mit dem liebenswürdigeren, interessanteren und lustigeren Burschen, der der Dandy in Frankreich geworden ist, aber dieser witzlose, dreiste und bornierte Engländer galt seinen Zeitgenossen und vor allen den jungen Franzosen als unfehlbarer Gesetzgeber des Geschmacks, als ein Vorbild, das man nur nachahmen, niemals erreichen konnte. Er hat zwei klassische Biographen gefunden: den Engländer Jesse, der das inhaltslose Leben dieses gutgekleideten Hanswursten mit einer Gewissenhaftigkeit beschrieb, als handelte es sich um den größten Toten, der je in der Westminsterabtei beigesetzt wurde, und den Franzosen Barbey d'Aurevilly, dessen glänzendes und prachtvoll geschriebenes Buch über Brummell in mancher Hinsicht ein gefährlicher Vorläufer des Herrn von Balthesser ist.

Brummell besaß weder Geist noch Herz, er besaß nur Kleider und Dreistigkeit. Als man ihn in Gesellschaft fragte, wie ihm die nordenglischen Seen gefallen hätten, erklärte er, sie seien nichts im Vergleich mit Saint James's Street, und als man weiter in ihn drang, klingelte er seinem Kammerdiener und fragte ihn: „Robinson, was war das für ein See, der mir am meisten gefiel?" „Ich glaube, Windermere." Brummell darauf: „Also Windermere ... genügt Ihnen das nun?" In der Anekdote steckt der ganze

[1]) Erschienen bei Ollendorff, Paris. Ihm entnehme ich die mitgeteilten Anekdoten.

Brummell, der dumme, dreiste Parvenu, dessen Großvater noch Zuckerbäcker gewesen war. Der Vater hatte es allerdings schon bis zum Sekretär von Lord North gebracht. Der würdige Enkel vereinigte den künstlerischen Geschmack eines Zuckerbäckers mit dem Ideal von Vornehmheit, das im Gehirn eines Kammerdieners Platz hat. Als er auf Eton war, kam ihm niemand gleich in der Kunst sich zu frisieren, feierlich einher zu schreiten und Toasts rösten zu lassen. Einem Freunde, der mit Mitschülern verkehrte, die er für unelegant erklärt hatte, kündigte er die Freundschaft. Er hatte keinen Sinn für Sport: dabei hätten seine Kleider gelitten und außerdem war der Plebejer zu steif dazu. Noch auf Eton wurde er dem zukünftigen Georg IV. vorgestellt, der sich rühmte, der erste Gentleman Europas zu sein, 370 000 Pfund Schulden besaß und jedes Jahr 250 000 Francs für seine Garderobe ausgab. Die schönen Seelen fanden sich: Mit sechzehn Jahren war Brummell der erklärte Liebling des doppelt so alten prinzlichen Lebemannes. Von dem Moment an war er zugleich tonangebend in allen Dingen des Geschmacks. Er war elegant ohne exzentrisch zu sein (dazu war er zu dumm und zu phantasielos), die kleinste Einzelheit seines Anzugs war stundenlang überlegt und probiert worden. Als er einmal bei einem Rennen mit einer weißen Kravatte erschien und in Stiefeln mit weißen Stulpen, bedeutete das eine Revolution. Sein Geschmack hinsichtlich der Wäsche war vornehm: keine Parfums, aber viel und feine Leibwäsche und nur wiesengebleicht. In seinem Boudoir häufte sich morgens oft ein Berg weißer Kravatten am Boden, bis er endlich mit seinem Kunstwerke zufrieden war. Sein Hemdkragen war so groß, daß er Kopf und Gesicht vollständig verdeckte, solange Brummell ihn nicht umgeklappt hatte; seine weiße Kravatte war mindestens einen Fuß hoch; vor dem Spiegel stehend preßte er mit der unteren Kinnlade allmählich Kragen und Kravatte in die gewünschte Form.

Dieser geistlose Geck tyrannisierte die beste englische Gesellschaft fünfzehn Jahre lang; seine Zeitgenossen verglichen ihn mit Napoleon und Lord Byron; Damen von Hochadel schärften ihren Töchtern ein, sich passend zu benehmen, wenn Herr Brummell geruhte, mit ihnen zu sprechen. Sein Schneider mit dem echt englischen Namen Meyer war unglücklich, daß er nicht, anstatt Hoflieferant Seiner Majestät, über seine Türe schreiben durfte, Hoflieferant des Herrn Brummell. Eines Tages verlangte ein Klubfreund Geld von ihm zurück. „Habe ich Sie nicht neulich mit der Hand begrüßt und dabei gesagt: Guten Tag, Jimmy? Wir sind quitt." Ein andermal setzte er auf offener Straße ein Mitglied des Oberhauses in tödliche Verlegenheit mit der Frage: „Wie heißt man denn das Zeug, was Sie da an den Füßen haben?"

Sein Einfluß ist dennoch nicht zu unterschätzen. Denn von ihm stammt eigentlich jenes Ideal eisiger und ironischer Eleganz, das in der Sittengeschichte und Literatur Europas eine Rolle spielt bis zu Heinrich Heine, Puschkin und Lermontow. Der Dandysmus bot eine willkommene Maske, hinter der sich alles verbergen konnte, selbst Geist.

Seine Frechheit gegen den Prinzen von Wales überstieg schließlich alle Grenzen. Er gab ihm Spitznamen wegen seiner Beleibtheit, brüskierte seine Geliebte auf einem Ball, bis der dicke Georg ihm nahelegte, seine Besuche in Carlton einzustellen. Brummell rächte sich: als ihn der Prinz später auf einem Ball schnitt, fragte er seinen Freund möglichst laut: „Alvanley, was war denn das für ein dickes Mannsbild, das Sie gerade gegrüßt haben?" Seine Bonmots waren witzlos und unverschämt. Ein junger Mann hatte ihn bewirtet und schlug ihm vor, ihn in seinem Wagen auf einen Ball fahren

zu lassen, zu dem beide eingeladen waren. „Das geht nicht", sagte Brummell, „es schickt sich nicht, wenn ich im Wagen anfahre und Sie auf dem Bock." Schulden zwangen ihn England zu verlassen. Er wählte Calais als Wohnsitz. Über jenseits des Kanals war er unmöglich; in Frankreich war er ein alter geckenhafter Sonderling, weiter nichts.

Nachdem Brummell in einem unklugen Anfalle seines alten Hochmutes erklärt hatte, die Sinekure eines englischen Konsuls in Caen, die man ihm aus Mitleid verliehen hatte, sei vollkommen überflüssig, zog Lord Palmerston das Konsulat ruhig ein und Brummell sah sich so seiner letzten Geldquelle beraubt. Er mußte seine Juwelen verkaufen, seine Anzüge bei einem armen Flickschneider wenden, und er, der alte Feinschmecker, sein mageres Essen bei einem Garkoch holen lassen. Als Georg IV. durch Calais kam, bemerkte er Brummell im Gewühle der Neugierigen, und der Dandy beeilte sich ihm einige Flaschen Maraskino zu schicken. Über Georg IV., „der elendeste, feigste und selbstsüchtigste Hund, der je König war", wie ihn Grandville nennt, blieb auch diesem huldigenden Apell an seine Vorliebe für Schnaps gegenüber unerbittlich. Schließlich wurde sogar Brummells Eitelkeit gebrochen. Er schmeichelte den Gästen an der Wirtstafel um ein Glas Champagner. Er verkehrte nur mehr in einer bescheidenen Familie, wo man den alten Mann ruhig schlummern ließ bis zur Teestunde. Zuletzt wurde er kindisch. Nur von Zeit zu Zeit versammelte er seine alten Erinnerungen gleich Gespenstern in seiner einsamen Kammer. Dann zündete er alle Kerzen an, riß den Türflügel weit auf, und meldete an: „Seine königliche Hoheit der Prinz von Wales, Lady Coningham, Lord Yarmouth" .... Er ging seinen unsichtbaren Gästen entgegen, geleitete sie an den Tisch, bot ihnen Erfrischungen an, plauderte mit ihnen, bis er aus seinem Traum erwachte und anfing zu weinen.

Am 30. März 1840 starb er in einem Asyl.

Brummell ist tot, es lebe d'Orsay. Denn Gédeon Gaspard Alfred de Grimaud, Conte d'Orsay et du Saint-Empire war Brummells Nachfolger als König der Dandies, als Diktator des Geschmacks in England und in Frankreich. Als er mit 20 Jahren 1821 nach London kam, schön, prachtvoll gewachsen, breitschultrig, von eleganter Taille, mit kleinem, regelmäßigem, geistvollem Gesicht, in seinem ganzen Wesen von einer schwer zu beschreibenden Eleganz huldigten ihm sofort die seit Brummells Weggang verwaisten Dandies des vereinigten Königreichs. Man fand ihn entzückend frech. Im Hyde-Park galoppierte er gegen alle Traditionen, ritt über die höchsten Zäune, spielte ganze Nächte hindurch und duzte alle ihm unbekannten Adeligen. Einmal kam er in einen Platzregen, da sah er am Themseufer einen alten Matrosen, der ruhig seine Pfeife rauchte, mit einem langen sackähnlichen Rock aus dickem Tuch bekleidet. Er warf ihm zehn Guineen hin für das Kleidungsstück, zog den langen Matrosenkittel über seinen Anzug an, ritt eine halbe Stunde später damit im Hyde-Park spazieren: der moderne Paletot war erfunden. Einmal sollte er ein Duell haben mit einem Gegner, der ausgezeichnet schoß. „Das wird Ihr sicherer Tod sein", sagte man, nicht zu d'Orsay, sondern zu dem Gegner: „denn nachdem d'Orsay sich mit Ihnen geschlagen hat, sind Sie der fashionableste Duellgegner, den es gibt und jeder elegante Mann, der etwas auf sich hält, wird Sie fordern müssen." Die Affäre wurde beigelegt. Ein andermal bat ihn ein französischer Schneider um seine Kundschaft. D'Orsay blieb ungerührt den feinsten Stoffen gegenüber, aber als er zufällig die grobe Packleinwand bemerkte, in die der Schneider die abzuliefernden Anzüge zu hüllen pflegte, sagte er: „Davon machen Sie mir eine

Hose." Nach acht Tagen trugen alle eleganten jungen Leute nur mehr Hosen aus Packleinwand. Er kümmerte sich nicht im geringsten, wie die Leute, mit denen er verkehrte, angezogen wären, sondern ob sie Geist hatten; darin unterschied er sich beträchtlich nicht nur von Brummell, sondern auch von Schaukals Herrn von Balthesser. Als ihm das Geld ausging, versuchte er es mit Alchimie. Er erfand sogar ein Alarmsignal für die Eisenbahn, aber da er sich kleidete wie Brummell und Geld ausgab wie der Prinz von Wales, mußten ihm seine Schulden über den Kopf wachsen. An einem schönen Mittag 1849 präsentiert sich ein Konditor in seinem Palais, gibt ruhig die Torte beim Portier ab und geht kerzengerade in den Salon d'Orsays. Es war ein Gerichtsvollzieher, der die Maske gewählt hatte, um eingelassen zu werden. D'Orsay, nicht minder kaltblütig, bittet ihn, ihm nur noch soviel Zeit zu lassen, bis er sich in entsprechende Toilette geworfen hätte; denn ein Dandy weiß, was er dem Schuldturm schuldig ist. Anfangs neugierig, dann immer mehr gefesselt, folgt der entzückte Gerichtsvollzieher der umständlichen Prozedur einer Dandytoilette, da, plötzlich, geht die Sonne unter und nach englischem Gesetz hat der Gerichtsvollzieher nicht mehr das Recht zu verweilen. D'Orsay klingelt: „John, schmeiß den Kerl hinaus" und begibt sich zu den Gästen.

Zwei Stunden später war er auf der Flucht nach Paris. Im Gegensatz zu Brummell erbleichte sein Stern nicht, denn er war witzig, liebenswürdig, geistesgegenwärtig, zu allen Streichen aufgelegt. Nicht nur Damen, auch Männer trugen sein Bild im Medaillon. Einmal als ein Offizier sich über die Marienverehrung lustig machte, warf er ihm seinen Teller an den Kopf: „Ich dulde nicht, daß man in meiner Gegenwart unehrerbietig von einer Dame spreche."

Die elegante Welt versammelte sich damals zu Paris entweder im Café Hardy oder im Café Riche: Pour dîner au Café Hardy, ging das Wortspiel, il faut être bien riche, et pour souper au Café Riche, bien hardi. Da war der Major Frazer, von dem seine Zeitgenossen sagten, man habe ihm den ersten Orden gegeben, weil er noch keinen, den zweiten, weil nur einen, und den dritten, weil er schon zwei besaß. Da war der Direktor der großen Oper mit seiner berühmten Kravatte, an den man Briefe adressierte: „An Herrn Véron, in seiner Kravatte in Paris". Da war Lautour Mézeray, von dem man nichts anderes zu rühmen wußte, als daß er immer eine Camelie im Knopfloch trug. Da war Nestor Roqueplan, der nur *einen* Wunsch hatte, insolvent und elegant zu sterben, und dem beides gelang. Ihm verdankt man die wichtige Erfindung der Seidengalons an der Hosennaht. „Wenn ich einen neuen Anzug probieren soll, kann ich die Nacht vorher nicht schlafen", pflegte er zu sagen. Da war Roger de Beauvoir, den Madame de Girardin den schwarzhaarigen Alfred de Musset nannte, mit seinem blauen Frack und goldenen Knöpfen, seiner Weste aus gelbem Ziegenfell, seinen perlgrauen Hosen und seinem Spazierstock mit dem Griff aus Rhinozeroshorn: funkelnd vor Geist, überschäumend von Laune, wie Champagner. Sein gotisches Kabinett war mit schwarzem Samt ausgeschlagen, die Möbel aus geschnitztem Eichenholz, die Fenster alte Kirchenglasgemälde; Wappen, alte Waffen, Betstühle, alte Missale hingen, lagen oder standen im ganzen Zimmer herum. So erinnerte er an den Huysmannschen Helden von A Rebours: bei den Franzosen hat alles mehr Tradition, auch die Verrücktheit. Da war endlich Alfred de Musset selbst, der unter Schriftstellern den Lebemann und unter Lebemännern den Schriftsteller hervorkehrte, der so gern kalt, herzlos,

leichtsinnig und blasiert geschienen hätte und dabei das zärtlichste Herz, die beflügeltste Phantasie und das anschmiegendste Temperament besaß, weich und anhänglich war wie ein Kind.

Man führte damals eine neue Mode ein, auf Bällen Aufsehen zu erregen: gegen ein Uhr morgens erschien plötzlich eine lustige Gesellschaft oben im ersten Rang, von wo die Treppe ins Parkett der Tanzenden hinunterführt, faßte sich unter den Armen, purzelte die Treppe in ihrer ganzen Länge hinunter und fegte durch all die Tanzenden hindurch bis zum Orchester. La Battut, der seinerseits d'Orsay nachahmte, wie jener Brummell nachgeahmt hatte, fuhr vor in seinem Wagen, der mit vier Pferden bespannt war, deren Postillone brennende Fackeln trugen; die ganze Gesellschaft hinauf zum ersten Rang, hinunter über die Treppe, mitten ins Parkett, unbeschreiblicher Tumult, herbeistürmende Polizisten: unerhört! La Battut tanzte zum erstenmal den Cancan, seine Freunde begriffen sofort und tanzten Cancan, alle Tänzer und Tänzerinnen wurden in dem Taumel mitgerissen und bald sah man nur mehr Beine in der Luft und wirbelnde Röcke. Lachend warfen die Polizisten La Battut hinaus, geschwind lief er hinüber ins Café des Variétés, nahm als Verstärkung die lustigen Brüder von dort mit, war zehn Minuten später auf dem Ball, und nun tanzte alles Cancan bis zum Morgen. Zur Zeit des Karneval sah man seinen Wagen, der voll brüllender Masken war, in allen Straßen von Paris, tagsüber mußten die Postillone blasen, nachts brennende Fackeln schwingen. Lange Zeit hindurch hielt man ihn irrtümlicher Weise für Lord Seymur, jenen extravaganten Engländer, von dem man das brutale Wort zitierte: „Meine Schöne, stellen Sie doch meine Stiefel vor die Türe, sie werden Ihnen in den nächsten Tagen den Dienst vergelten". Auch Talleyrand gehörte zu dem Kreise, von dem man sagte, man müsse ihn lieben, schon um seiner Laster willen. Er, der soviel Herrschern gleich kalt und gleich aalglatt gedient hatte, und dessen Charakterlosigkeit mit seinem diplomatischen Geschick wetteiferte, hatte noch etwas von den feinen Unterschieden des Ancien Régime bewahrt. Niemand wie er brachte es fertig, das Filet jedem Gaste je nach Rang und Geburt anzubieten: „Herr Herzog, werden Ew. Gnaden mir die Ehre erweisen, von diesem Filet zu nehmen? — Mein Fürst, darf ich mir gestatten, Ihnen Filet anzubieten? — Herr Marquis, gewähren Sie mir den Vorzug, Ihnen Filet zu reichen. — Herr Graf, ich bitte um das Vergnügen, Ihnen Filet vorzulegen. — Herr Baron, wollen Sie Filet?" Wenn er zum einfachen Bürgerlichen kam, blickte er ihn nur starr an und fragte ihn kurz: „Filet?" Das sind Unterschiede, von denen Herr von Balthesser keine Ahnung hat! Die neueste Mode war, es den Engländern im Wetten gleich zu tun; jede Wette wurde feierlich im Buch des Jockeyklub eingetragen. Herr X wettet eines Tages mit Herrn Y, er werde Herrn Z binnen acht Tagen Hörner aufsetzen. Zufälligerweise tritt Herr Z in diesem Augenblick ins Zimmer. „Eine Wette? Was ist Gegenstand?" — „Bedaure, strengstes Geheimnis." — „Verstehe vollkommen, Geheimnis wird selbstverständlich respektiert, aber wenigstens halbpart!" — „Gern." — Nach acht Tagen empfängt Herr Z entzückt 500 Francs. Oder, ein andermal, versuchten die jungen Leute einen Portier in der Rue du Montblanc verrückt zu machen: jeden Morgen suchte ihn einer nach dem andern auf und bat ihn um eine Locke; in kurzer Zeit war er nahe am Größenwahn.

Damals war es als der Salon in höchster Blüte stand. Daniel Stern (die Gräfin d'Agoult) erzählt in ihren Erinnerungen: „Wenn eine Dame der Gesellschaft den Plan gefaßt hatte, einen Salon zu eröffnen, so verwandte sie

darauf ihren ganzen Verstand, opferte jede andere Liebhaberei, kannte keinen andern Gedanken, keine Zerstreuung, keine andre gesellschaftliche Verpflichtung, nicht Krankheit noch Traurigkeit; sie war nicht mehr Gattin, Mutter, Geliebte, höchstens in zweiter Linie. Sie kannte nur einen Ehrgeiz: den berühmtesten, einflußreichsten, glänzendsten Mann bei sich zu sehen. Künstler und Schriftsteller waren willkommen, wenn sie von Adel waren; sonst behandelte man sie en bagatelle. Sie kamen zusammen an zur festgesetzten Stunde, wurden durch eine Seitentür eingelassen, setzten sich artig ums Klavier, spielten, bekamen einige gnädige Komplimente zu hören, empfahlen sich bescheiden und bekamen am nächsten Morgen ihr Honorar."

Eugène Sue war der Wedekind jener Kreise und jener Zeit: Er entwickelte einen haarsträubenden Zynismus über die Frauen, die Liebe, den Ehebruch, entzückte alle Hörererinnen durch seine satanische Perversität, und war dabei der harmloseste Bursche von der Welt. In seinen Schauerromanen flocht er rechtzeitig sentimentale Kapitel ein, um die Leser nicht vor den Kopf zu stoßen, wie Richard Strauß sich in seiner Salome rechtzeitig des Löweschen Reimers Thomas und seines banalen Kußthemas erinnert, wenn es gegen das Ende zu geht. Man sagte Sue schreckliche Dinge nach: er ziehe strohgelbe Glacés an, um seine Romane zu schreiben, er lasse seine Goldstücke abseifen, ehe er sie in seine Börse stecke, ja, wie Salome das Haupt des Johannes, lasse er sich seine Briefe auf einer Silberschüssel überreichen; er habe sogar — man denke — natürliche Blumen in Menge in seinem Arbeitszimmer. Welcher Schritt von Eugen Sue zu Richard Wagner, oder zu Gabriele d'Annunzio, der Anfang März seinen ganzen Speisesaal in Settignano mit Veilchen tapezieren läßt! —

Steige herauf aus deiner Literaturgruft, du, der Dandies edelster und letzter, Barbey d'Aurevilly! Alphonse Daudet hat dich, da er hoffnungsfroh und ruhmfiebernd in Paris einzog, noch gesehen, wie du mit der alten Mutter Gaut in den Arkaden des Odeons plaudertest, du, der letzte Ueberlebende jener einzigen Generation von 1830:

Dis-nous mil huit cent trente,
Époque fulgurante,
Ses luttes, ses ardeurs . . .

Barbey ist der romantische Dandy. Sein Rock war ganz eng in der Taille (um sich seine Schlankheit zu bewahren, und auch — aus andern Gründen — drückte er lange Zeit hindurch täglich eine Mahlzeit an die Wand . . .), seine Weste grünseiden, oder himmelblau mit einem Spitzenjabot. Seine Manschetten waren durch Brillantknöpfe festgehalten, seine festanschließende weiße Hose mit himmelblauen oder rosaroten oder goldgelben Galons geschmückt, sein breitkrämpiger Hut karmesinrot gefüttert. Seine sehr langen Nägel waren immer schwarz, weil er sich mit ihnen in den Haaren herumfuhr, die gefärbt waren.

Barbey war mehr als ein Dandy, er war ein großer Schriftsteller. Hätte er nichts anderes geschrieben, als die Diaboliques, er zählte zu den klassischen Novellisten des neunzehnten Jahrhunderts. Sein Buch Du dandysme et de G. Brummell ist das letzte, das man nennt, wenn man seine Werke anführt. Er ist ein großer Schriftsteller gewesen, nicht weil, sondern trotzdem er ein Dandy war.

Und damit sind wir wieder bei Richard Schaukal und seinem Balthesser angelangt. Schaukal ist ein viel zu begabter Schriftsteller (die Besprechung seiner anderen Werke in diesen Blättern bleibt vorbehalten), als daß der

Dandy mehr für ihn bedeuten sollte, als die Laune eines Monats. Ist dieser Balthesser nicht ein ähnliches Wichtignehmen der Zufälligkeit der persönlichen Lebensstellung, wie etwa Wedekind seine Bänkelsängerexistenz wichtig nimmt? Nur mit einem wesentlichen Unterschiede: daß nämlich Wedekind sein Geschick ins Tragische steigert, wie in So ist das Leben, oder ins Groteske verzerrt, wie in Hidalla, während Schaukal es verherrlicht, wie es ist. Gewiß ist jede Darstellung eines humour in diesem oder jenem Sinne fruchtbar, weil jede Existenz in ganz einseitiger Beleuchtung stärkere und tiefere Schatten wirft. Aber diese Einseitigkeit bedeutet zugleich eine Verarmung. Man könnte sich ebensogut Mensch und Welt, Wesen und Dinge angesehen denken durch das färbende Glas der Existenz eines Spielers, Zechers, Wüstlings, Strolches. Wären nicht all diese Existenzen menschlich r e i c h e r, als die des Dandys? Vielseitiger, tiefer, interessanter, weniger abgeschliffen, weniger nichtssagend? Ist es nicht schade, daß soviele unserer hoffnungsvollsten jungen Schriftsteller ihre eigene und ihrer Zeitgenossen Zeit vergeuden mit Nichtigkeiten, oder mit Dingen, die andere ebensogut machen könnten, oder durch Vielschreiben?

Aber da klingelt und schwirrt es an meinem Schreibtische vorbei: der Genius des Karnevals ist es, dem wir uns nähern, und einen langen bunten Zug führt der Uebermütige: Brummel und der dicke Georg schweben, versöhnt, Arm in Arm vorbei, und lächelnd der hübsche d'Orsay neben Lord Byron, La Battut mit seinem wilden Cancanheere wirbeln vorüber, träumerisch und kokett zugleich gleitet Alfred de Mussets liebliche bleiche Gestalt dahin, und all die lustigen Brüder vom Boulevard des Italiens, von Barbey d'Aurevilly bis zu Aurelien Scholl, die alte Garde von 1830, wie Gavarni sie gezeichnet, all die toten Dandies, die doch einstmals ihre Existenz so unendlich wichtig nahmen, die muntern Gründer vom Jockeyklub, Eugène Sue, der dämonische Spießbürger, Stutzer, Masken, Schatten, die man im Karnevalsmonat zu flüchtigem Antworten aus ihrem Schlummer beschwört . . . . .

Schatten auch ihr, ironische, unergründliche, D'Israeli Lord Beaconsfield mit der goldenen Primel, Oscar Wilde mit der Orchidee im Knopfloch, die ihr beide Engländer waret und dennoch Europäer, Dandies und dennoch Schaffende, frivol und jeder dennoch seines Ideales Adorant zugleich und Opfer . . .

Gleitet mir leise, Schatten, vorbei am heiligen Berge Montmartre, weckt nicht den leichten Schlummer Heinrich Heines, stört nicht Heinrich Beyles heroischen Traum . . .

Du aber zauderst, Andreas von Balthesser? Zögerst, der erlauchten Schar dich zu gesellen, kleiner Gigerl mit Talent fürs Aphoristische? Weißt du am Ende gar nicht, daß du auch schon tot bist?

Gehe hin, Andreas von Balthesser, schließe die Reihe, der du zwar ein Enkel bist, aber nicht gänzlich unwert der Ahnen, reiche Brummel die behandschuhte Rechte und nehmt den dicken Georg in die Mitte! . . .

Die Königin von Navarra.

Von Lulu von Strauß und Torney in Bückeburg.

2.

Navarra war noch verliebt in seine schöne Gemahlin, aber es machte dem heißen Gaskogner keine Schwierigkeit, mehr als eine zu lieben. Er verehrte — servait — eine Mme. de Sauve, die auch der blutjunge Alençon anbetete. Die Tür der Dame stand vielen offen; es wurde auch de Guast nicht schwer, bei ihr Zutritt zu finden. Durch sie glückte es diesem, die beiden verliebten Prinzen wie die Kampfhähne aufeinander zu hetzen in einer lächerlichen Eifersucht, in der sie, blind für ihre zahlreichen übrigen Nebenbuhler, nur einer dem andern den Rang abzulaufen suchten. Durch die hübsche Frau wußte de Guast sich dann günstig bei dem König von Navarra selbst einzuführen und gegen die Königin zu arbeiten.

Marguerite erzählt ausführlich den Gang der Hofintrigue, die zu diesem Zweck ins Werk gesetzt wurde. Sie erzählt ihn mit einer solchen Gewandtheit, einer so feinen Gruppierung der Tatsachen und der Vermutungen, daß sie sich selbst unvermerkt vor der schwarzen Folie dieses feindlichen und ungerechten Hofes in das günstigste Licht setzt. Wir haben unbewußt im Lesen das Gefühl, daß sie uns täuscht, uns Sand in die Augen streut, aber wir lassen es uns lächelnd gefallen. Wir hören ihr zu mit derselben Empfindung, mit der wir ein schönes Frauengesicht betrachten. Da ist die Stirn so rein, der Blick der Augen so tief und warm, das Lächeln um den Mund so zart ... Es könnte ja sein, daß die schöne Frau wäre wie alle andern, daß sie Geschwätz und Putz liebte und leer und klein wäre. Aber wir wollen das lieber nicht wissen, wir lassen uns gern täuschen, denn es ist so schön zu denken, daß in der vollkommenen Form die vollkommene Seele wohnt!

Marguerite erzählt. Es ist ein Kloster St. Pierre in der Stadt, berühmt wegen seiner schönen Gottesdienste. Eines Tages, als gerade keine andre Unterhaltung zur Hand ist, wird beschlossen, nach der Tafel dorthin zu fahren. Es wird eine lustige Kirchfahrt, denn wie alle Plätze des Wagens schon von der Königin und ihren Damen besetzt sind, springen noch ein paar Kavaliere auf, halten sich am Schlage, lachen und witzeln, daß sie auch diese schönen Frommen, „ces belles religieuses", sehen wollen. Während des Gottesdienstes wartet der leere Wagen der Königin, der mit seinen Vergoldungen und gelbsammtenen Kissen nicht zu verkennen ist, draußen auf dem Kirchplatz.

> „Während wir in der Kirche waren, kam der König vorbei, der den kranken Quélus besuchen wollte, nur begleitet vom König meinem Gemahl, d'O. und dem dicken Ruffé; und wie er über den Platz fährt und meinen leeren Wagen sieht, dreht er sich nach dem König meinem Gemahl um und sagt zu ihm: Seht, da ist der Wagen Eurer Frau, und da ist die Wohnung Bidets, — der damals krank war. Ich wette, sagte er, daß sie da ist; und befahl dem dicken Ruffé, der als

freund de Guasts das geeignete Werkzeug für solche Bosheit war, er möge hingehen und sehen. Und dieser, da er nichts gefunden hatte und doch nicht wollte, daß die Wahrheit die Absicht des Königs hinderte, sagte ganz laut vor dem König meinem Gemahl: die Vögel sind dagewesen, aber sie sind ausgeflogen . . ."

Wie Marguerite nach Hause kommt, ist die Verleumdung schon durch alle Säle des Louvre gelaufen. Ihr Gatte empfängt sie lachend: „Gehen Sie zu der Königin Ihrer Mutter, und ich bin sicher, daß Sie in großem Zorn wiederkommen." Die Hofherren und Ehrendamen in den Vorzimmern starren sie an und ducken sich wie die Drosseln im Regen: „Mon Dieu, Madame, die Königin Ihre Mutter ist in sehr großem Zorn gegen Sie! Ich rate Ihnen nicht, sich vor ihr sehen zu lassen!"

Das ist das rechte Wort, um die junge Königin zu stacheln, daß sie den Kopf hochwirft: nun erst recht! Sie tritt rasch in das Kabinett der Königin-Mutter. Dieses Kabinett hat nur Holzwände, so daß das ganze Vorzimmer hören kann, was darin gesprochen wird. Die alte Königin fängt sofort an „Feuer zu sprühen" (jeter feu!).

Das Vorzimmer horcht atemlos. Dieser Zank der Königinnen ist ein seltener Genuß für die Kleinen. Sie stieben auseinander, wie Marguerite von Navarra durch ihre Reihen rauscht, den Kopf noch höher als beim Kommen.

Vor ihrem Gatten schüttet die beleidigte Fürstin ihre ganze zornige Erregung aus:

> „Monsieur, mir ist durch diese Verleumdung eine zu öffentliche Kränkung geschehen, als daß ich denen verzeihen könnte, die sie mir angetan haben; aber alle sind mir nichts gegen das Unrecht, das man mir hat antun wollen, indem man mir das große Unglück bereiten wollte, mich mit Ihnen zu entzweien. Er antwortete mir: Es ist Gottseidank mißlungen. Ich sagte ihm: Ja, Gott sei Dank und Ihrem guten Herzen. Aber aus diesem Bösen müssen wir etwas Gutes lernen; denn es muß uns beiden als Warnung dienen, daß wir die Augen offen halten für alle die Ränke, die der König gebrauchen kann, um uns in Zwietracht zu bringen" . . .

Es wurde Marguerite leicht, sich von diesem Verdacht glänzend zu reinigen, da sie ein Dutzend Zeugen für ihre Unschuld hatte. Katharina von Medici hatte sich von ihrem herrischen Temperament hinreißen lassen und vergessen, daß diese Tochter nicht zu den Hofkreaturen gehörte, die ihre Gnade oder Ungnade hinnahmen wie Sonne und Hagelwetter des Himmels. Der König selbst, der mit de Guast das Komplott angezettelt hatte, fing an, einen Bruch mit der Schwester zu fürchten, die ihm durch ihre vermittelnde Stellung wichtig war, und drang auf Versöhnung. Die Königin-Mutter bat ihre Tochter zu sich, und versuchte es in ihrer ewig unwahren Art erst mit Halbheiten und liebenswürdigen Lügen. Aber „da sie an meiner Miene sah, daß ich diesen Vorwand nicht annähme", wie Marguerite berichtet, ließ sie sich schließlich zu förmlichen Entschuldigungen herbei, denen sich ihr Sohn, der König selbst, geflissentlich anschloß.

Aus dieser Anklage war Marguerite gerechtfertigt hervorgegangen. Nicht so leicht war das bei einem andern Vorwurf, der ihr gemacht wurde.

Im Gefolge ihres Bruders Alençon war der Sieur de Bussy aus dem Hause Amboise, ein Kavalier, dessen die zeitgenössischen Schriften und Memoiren oft und immer mit höchster Achtung erwähnen. Marguerite war in jener Zeit fast fortwährend in der Gesellschaft ihres Bruders Alençon, der

sich lebhaft um ihre Freundschaft bemühte, und Bussy hatte so leicht Gelegenheit, sich ihr zu nähern. Die zweiundzwanzigjährige Königin hatte heißes Blut, und ihr Gatte versaß seine Tage zu den Füßen der hübschen Dame de Sauve. Es war kein Wunder, daß sehr bald in den Antichambres der neugierige Hofklatsch von den „Galanterieen" des Sieur de Bussy und der Königin flüsterte, daß dreiste Bonmots sich sogar bis ins Kabinett des Königs wagten.

Die chronique scandaleuse ihrer Zeit hat manchen Namen mit dem der Königin von Navarra verknüpft. Aber wenn Marguerite selbst überhaupt hier und da einen derselben im Zusammenhang der Ereignisse erwähnt, so geschieht das nur flüchtig und mit jener Gleichgültigkeit, die man für ein Spielzeug längst vergessener Launen hat. Bei Bussy ist das anders. Die Ausdrücke, die ihr bei Nennung dieses Namens in die Feder fließen, sind nicht die einer Königin über einen Kavalier ihres Hofstaats — es ist die Sprache der leidenschaftlichen Frau, der das Herz zittert, wenn sie den heimlich Geliebten nennt — auch nach Jahren noch, vielleicht schon nach seinem Tode.

> „Es gab in jenem Jahrhundert niemand von seinem Geschlecht und Range, der ihm gleich gewesen wäre an Tapferkeit, Ruhm, Anmut und Geist — grace et esprit" —

sagt Marguerite von Navarra von ihrem Freund; und sie spricht ausführlich von einem nächtlichen Straßenüberfall seiner Feinde, in dem er sich, schon verwundet und den Arm in der Schlinge tragend, mit wenigen Freunden gegen ihrer hundert wehrt und durchschlägt.

> „Bussy, den Gott wunderbar vor dieser Gefahr behütet hatte, hatte sich über diesen Unfall nicht beunruhigt, da seine Seele keiner Furcht fähig war, und da er geboren war, der Schrecken seiner Feinde, der Ruhm seines Herrn und die Hoffnung seiner Freunde zu sein" . . .

Brantôme erzählt einmal, wie der Sieur de Bussy sich mit dem Kapitän Page vom Regiment Lancasne geschlagen hat. In dem Augenblick, wo er den Besiegten töten will, bittet dieser ihn um sein Leben

> „im Namen der Person, die er auf der Welt am meisten liebe. Bussy, von diesem Wort ins Herz getroffen, antwortete: Geh also und suche überall die schönste Prinzessin und Dame der Welt, wirf dich ihr zu Füßen und danke ihr, und sage ihr, daß Bussy dir aus Liebe zu ihr das Leben gelassen habe. Welches auch geschah" . . .

Der fleißige Abbé hat eine Plauderei über „Das Glück am Hofe" geschrieben, die er in die Form eines Gesprächs mit dem Sieur de Bussy kleidet. Es ist darin vom Dienst der Damen die Rede, und der kluge Kavalier versucht den Blasierten zu spielen:

> „Wenn man frei ist von den Banden der Liebe, dann findet man mehr Genuß darin, die verschiedenen Handlungen derer zu beobachten, die noch darin gefangen sind . . . . Es ist eine wahre Komödie, und die, welche nicht Schauspieler sind, haben das ganze Vergnügen davon, und die andern die Mühe. Was mich betrifft, so bin ich zufrieden, Zuschauer zu sein, oder nur scheinbarer Mitspieler. So benehme ich mich bei den Damen, indem ich allen viele Höflichkeiten erweise, ohne mich in eine zu leidenschaftliche Liebe zu verstricken. Wenn ich Eine sähe, von der mein Glück völlig abhinge, so würde ich wahrlich meine Dienste verdoppeln, und sie nicht nur mit einer wahren Liebe lieben, sondern sie auch mit einer Ehrfurcht verehren, wie man sie für Gottheiten hat. — Ich sagte ihm dann, daß ich glaube, wenn eine Persönlichkeit dieser Art ihm günstig sei, so sei er desto mehr gezwungen,

ihr das Gleiche zu vergelten; und da er ein stolzes Herz habe, so würde er beglückt sein, nur einer solchen sich zu unterwerfen, die durch das Recht ihrer Geburt und Stellung imstande sei, die Menschen zu beherrschen, und daß ich ihn für sehr glücklich halte, einer solchen begegnet zu sein. Dieses bewegte ihn und ließ ihn ein wenig erröten, weil er wußte, daß etwas daran war, und weil er nicht dachte, daß jedermann es glaubte, obgleich am Hofe schon länger darüber geraunt wurde ....

.... ich hatte ihm von einer Königin sprechen wollen, die ihm die Ehre antat, ihn allen andern vorzuziehen und an seinem Gespräch und seinem Wesen Gefallen zu haben. Aber er wollte nur an die verschiedenen Liebeleien des Hofes denken, und nichts anders reden, um mich die Meinung verlieren zu machen, die ich hatte ....“

Inwieweit dieses Gespräch Phantasie ist, läßt sich nicht beurteilen, jedenfalls spiegelt es die damals umlaufenden Gerüchte. An diesem Hof, wo man, laut Brantôme, kaum als anständiger Mensch angesehen wurde, wenn man nicht zeigte, „daß man irgend eine Liebe im Kopf hatte und nicht allerlei Anschläge zu diesem Zweck machte“, wurde sonst auch einer schönen Frau eine Leidenschaft nicht übelgenommen. Aber auf die Schwester des Königs waren zu viele Augen gerichtet, und Marguerite verachtete zu offenkundig auch die Grenzen der weitherzigsten konventionellen Hoffitte. Wieder war es der König, der beinahe öffentlich Lärm schlug; aber dieses Mal war Katharina von Medici klüger und verstand es, noch rechtzeitig ihres Sohnes Heftigkeit zu zügeln.

„Meine Tochter hat Unglück, in ein solches Jahrhundert gekommen zu sein. Zu unserer Zeit sprachen wir frei mit jedermann; und alle ehrlichen Leute im Gefolge des Königs, Eures Vaters, Monsieur des Dauphin's und Monsieur von Orleans', Eurer Oheime waren gewöhnlich in den Gemächern der Mme. Marguerite Eurer Tante und in den meinen, und niemand fand das sonderbar, wie ja auch nichts dabei war. Bussy sieht meine Tochter vor Euch, vor ihrem Gatten in ihren Gemächern, vor allen Leuten ihres Gatten und vor jedermann, nicht heimlich oder bei verschlossenen Türen. Bussy ist ein Mann von Rang, und der Erste bei Eurem Bruder. Was ist dabei zu denken? Wißt Ihr etwas anderes davon als durch eine Verleumdung?“

So gelang es dieser Meisterin der glatten Worte, noch einmal den Bruch zu verhüten. Aber es wurde trotzdem nötig gefunden, daß der Sieur de Bussy für eine Zeitlang vom Hofe verschwand.

Heinrich von Navarra verhielt sich diesen mehr oder minder begründeten Gerüchten über die Galanterien seiner Gemahlin gegenüber ziemlich gleichgültig, zumal er ja auch von ihr dieselbe Duldung beanspruchte. Aber wenn das eine Mittel der Entzweiung fehlschlug, so gab es noch genug andere.

Marguerite erzählt, daß es der hübschen Dame de Sauve, dieser Circe, *schließlich doch* gelungen sei, ihren königlichen Gatten seiner Gemahlin zu *entfremden*, indem sie ihm vorspiegelte, diese sei eifersüchtig. Für einen unruhig leidenschaftlichen Mann gibt es wohl nichts, das ihn ungeduldiger und widerspenstiger machte, als Fraueneifersucht. Marguerite, zu der er von seinen verliebten Launen immer frei geredet hatte, „wie zu einer Schwester“, fühlte bald heraus, daß er sich von ihr entfernte und versteckter gegen sie wurde als gegen jede andere.

Noch eine andere Kränkung kam hinzu, die der König unbedacht seiner

Gemahlin zufügte. Marguerite hatte eine Milchschwester bei sich, Torigny mit Namen, die von Kindheit an ihre Freundin und nächste Vertraute war. Der König, ihr Bruder, sah diesen Verkehr ungern; er mochte, wohl nicht mit Unrecht, vermuten, daß sie die Helfershelferin der Königin bei allen Liebesabenteuern sei, und er hatte den vorsichtigen Grundsatz, daß man jungen Prinzessinnen keine Gefährtinnen lassen dürfe, mit denen sie in zu vertrauter Freundschaft lebten. Sogar der Königin Luise, seiner „heiligen, sehr tugendreichen und guten Gemahlin", hatte er ihre nahe und geliebte Kindheitsfreundin, die Dame de Changi, genommen, und wußte nun den König von Navarra trotz seines anfänglichen Widerstrebens zu demselben Vorgehen zu bewegen, indem er bei Verlust seiner Gnade das Versprechen von ihm forderte, die Torigny zu entfernen. Marguerites Tränen und Zorn halfen nichts.

> „Ich war so beleidigt durch diese Kränkung nach so vielen andern, daß ich dem gerechten Schmerz nicht widerstehen konnte, der jede Vorsicht von mir verbannte und mich der Verstimmung überließ, so daß ich mich nicht mehr zwingen konnte, mich um den König, meinen Gemahl, zu bemühen. So daß, indem de Guast und Mme. de Sauve einerseits ihn von mir entfernten, und ich selbst mich ebenfalls abwandte, wir nicht mehr zusammen lebten und sprachen."

Seit jener Zeit ist eine heimliche Schärfe oder eine kühle Fremdheit in allem, was Marguerite von Navarra über ihren Gatten sagt, selbst wenn sie es in Worte der Ehrfurcht und Anerkennung kleidet. Es waren nicht kleine Zänkereien (querelles) zwischen Mann und Frau mehr, wie Katharina von Medici in ihrer vertuschenden Art sagte; es war das endgültige Voneinanderabwenden zweier Menschen, die die Politik zusammenkoppelte, die eine rasche Leidenschaft für kurze Weile zu einander trieb, und die nun, da das flüchtige Feuer verflackert war, einander nichts mehr zu geben hatten und eigenwillig jeder seinen Weg gingen. Man kann da wohl kaum von einer größeren Schuld auf einer Seite sprechen. Denn wenn das strenge Urteil der Geschichte Marguerite von Navarra ihre Leidenschaften vorwirft, so ist die Reihe der galanten Abenteuer ihres Gemahls auch eine sehr lange, und von der koketten Mme. de Sauve, der intriganten Rebours an bis zu Gabrielle d'Estrées bedeutet jeder Name eine Kränkung, wenn nicht für das Herz, so doch für den Stolz Marguerites als Weib und Königin.

Wenn ihrer Ehe die innere Gemeinsamkeit fehlte, so hielt sie aber doch noch eins zusammen: die Interessengemeinschaft. Marguerite stand am Hof ebenso isoliert und beargwöhnt, wie ihr Gemahl und ihr Bruder Alençon. Die beiden Prinzen hatten unter der Furcht und Eifersucht des Königs schwer zu leiden und wurden nicht ihrem Range gemäß behandelt. Sie entschlossen sich endlich, den Hof heimlich zu verlassen und aus der Ferne offene Opposition zu machen. Der Herzog von Alençon warf eines Tages vor dem Souper der Königin-Mutter seinen Mantel um und ging zu Fuß aus dem Schloß. Vor der Porte St. Honoré fand er Pferde bereit und war schon weit, als im Schlosse sein Fehlen auffiel. Nach einer peinlichen Haussuchung bei allen Damen im Schloß, die er zu besuchen pflegt, wollte der König, außer sich vor Zorn, seine sämtlichen Edelleute aufsitzen lassen, um ihn tot oder lebendig zurückzubringen; doch die Herren weigerten sich fast einstimmig, gegen Monsieur, den Bruder des Königs, etwas zu unternehmen, das ihnen vielleicht später einmal teuer zu stehen kommen könnte. So unterblieb die Verfolgung.

Der König von Navarra zögerte noch ein paar Tage. Aber eines Morgens ritt er auf die Jagd und kam nicht wieder. Marguerite lag in den Tagen krank; und sei es, wie sie sagt,

„daß er beschäftigt war, seine Abreise vorzubereiten, oder daß er die Zeit, die er noch hatte, dem Vergnügen der Gegenwart seiner Maitresse Mme. de Sauve zu widmen wünschte“ —,

er sah sie nicht mehr und reiste ab, ohne ihr Lebewohl zu sagen.

Der ganze Zorn des Königs fiel auf Marguerite, und so schwer, daß sie für ihr Leben fürchtete. Katharina spielte wieder die Vermittlerin zwischen ihren Kindern, sie wußte scharfe Maßregeln in verbindliche Form zu kleiden, wie die Katze ihre Krallen in den Sammt ihres Fells verhüllt. Als der König, gewiß nicht ohne ihren Rat, darauf bestand, seine Schwester gefangensetzen und scharf bewachen zu lassen, nahm sie sogar das scheinbar Unmögliche auf sich, die Einwilligung ihrer hochfahrenden Tochter zu dieser Härte zu erwirken. Man durfte dieses kostbare Pfand nicht aus den Händen lassen, und trotzdem durfte man um der Zukunft willen keine unüberbrückbare Kluft schaffen. Katharina verstand es, jedes ihrer Kinder einzeln in dem Glauben zu erhalten, sie sei innerlich völlig auf seiner Seite, und dabei undurchschaut ihr eigenes Spiel zu spielen.

Da der König seinen ganzen Zorn gegen seine Schwester nicht an ihr selbst auslassen konnte, versuchte er wenigstens indirekt sie empfindlich zu treffen. Er schickte Reiter aus nach dem Schlosse Chastelas, wo sich die Vertraute Marguerites, die Torigny, bei einem Verwandten aufhielt. Aber die Absicht, sie dort aufzuheben und im nahen Flusse zu ertränken, mißglückte, da ein Trupp Reiter des Herzogs von Alençon die Gefangene befreite.

Die Torigny war gerettet, aber ihre Herrin saß in den Gemächern des Louvre gefangen. Die schöne Königin von Navarra lebte mehrere Monate in engster Abgeschlossenheit, ohne daß ihre vielen Freunde und Kavaliere sie aufzusuchen wagten. Sie erzählt, sie habe diese einsamen Tage über Büchern, weltlichen und heiligen, verbracht, und habe damals zuerst Geschmack an der Frömmigkeit gefunden, die ihr im Glanz des Hoflebens fern lag — jener wunderlichen Frömmigkeit einer zügellosen Zeit, die mitten in Leidenschaften und Intriguen durch häufige Messen, verschwenderische Almosen und Lippengebete den lieben Gott völlig auf ihre Seite zu bringen meint.

Indessen waren Navarra und Alençon nicht untätig gewesen. Navarra wußte sich trotz ihrer scharfen Bewachung mit seiner Gemahlin in Verbindung zu setzen, bat sie in einem sehr ehrlichen (fort honnête) Brief um Verzeihung für alle Kränkungen und versprach alles für die Zukunft, wenn sie seine Interessen vertreten wolle. Der junge Alençon hatte den tapfersten und kecksten Adel Frankreichs, die ganze Opposition des Königreichs, um sich versammelt und war dadurch eine Macht geworden, mit der der König rechnen mußte. Da er jede Versöhnung von einer würdigen Behandlung seiner Schwester abhängig machte, war der König gezwungen, ihr die Freiheit zu geben, und Katharina, die ewig Geschäftige, versuchte in einem Zusammentreffen mit dem Prinzen den Frieden zwischen den Brüdern zu machen. Aber Alençon erklärte mißtrauisch, auf keine Unterhandlung eingehen zu wollen, *ohne daß seine* Schwester selbst zugegen sei. Katharina mußte noch einmal *die Reise* machen, um Marguerite zu holen. In ihrem Kabinett spielte sich zwischen ihr, dem König Heinrich und Marguerite von Navarra eine jener Versöhnungskomödien ab, bei denen sich sehr viel feindliche Gesinnung unter „einer Unendlichkeit von schönen Worten“ versteckt. Marguerite machte zur Freude des Königs keine Schwierigkeiten, was sie aber

„mehr aus Verachtung für die Beleidigung tat, als um seiner Genugtuung willen.“

Im Hause eines Edelmannes in der Nähe von Sens in der Champagne fand dann die Zusammenkunft der Königinnen mit Monsieur statt, der an der Spitze seines Stabes von Edelleuten und Kapitänen erschien, unter denen übrigens beide Bekenntnisse gemischt waren. In dem Vertrage von Sens wurden den Hugenotten die günstigsten Bedingungen gewährt, — Bedingungen, an die der eine Teil nicht glaubte, und die der andere nicht zu halten beabsichtigte.

Hier in Sens erhielt Marguerite Briefe von ihrem Gatten, der sie zu sich rief. Sie war geneigt zu folgen und sah kein Hindernis, da der Friede ja abgeschlossen war.

Aber die alte Mediceerin sah über den falschen Frieden hinaus, den sie selbst geschaffen hatte, sie wollte dieses wichtige Pfand um keinen Preis aus den Händen lassen. Und es ist wunderlich zu sehen, wie die graue Intrigantin, als alle Feinheiten, alle Drohungen nicht verfangen, schließlich mit einem Apparat von Tränen, mit Pflicht und Gewissen operiert, um ihren Zweck zu erreichen. Es gelang ihr auch; sie brachte Marguerite, und mit ihr den Herzog von Alençon wieder an den Hof zurück.

Dieser letztere wurde glänzend und mit offenen Armen vom König empfangen. Auch sein Freund und erster Kavalier, der Sieur de Bussy, kam wieder zu Gnaden, denn der Feind Bussys und der Königin von Navarra, de Guast, war tot.

Marguerite hat ihm bis ans Ende und darüber hinaus eine offene und unversöhnliche Feindschaft bewahrt, trotzdem der Favorit des Königs mehrfache verspätete Versuche machte, seine gefährliche Feindin umzustimmen. Brantôme erzählt von einem dieser Versuche. De Guast hatte sich vom Könige mit Briefen an sie senden lassen und meldet sich bei ihr; die Königin aber gerät bei seinem Anblick und seinen hochfahrenden Höflingsmanieren in einen heftigen Zorn:

> „Es kommt Euch zu Gute, de Guast, daß Ihr mit diesem Brief meines Bruders vor mich tretet, der Euch als sauve garde dient, da ich ihn so liebe, daß alles, was von ihm kommt, bei mir frei willkommen ist. Ohne das würde ich Euch lehren, zu einer solchen Prinzessin wie ich und der Schwester Eurer Könige und Herren zu reden" . . .

Wahrscheinlich auf Betreiben seines Mignons wendet sich der König darauf an eine kluge Vermittlerin, Mme. de Dampierre, um die Königin zu einer Versöhnung mit de Guast zu bewegen. Marguerite hört sie ruhig an, wie sie ihr die Sache auseinandersetzt: de Guast sei nun einmal in der Gunst des Königs, und ihm zu verzeihen sei nicht nur eine Gefälligkeit gegen Seine Majestät, sondern ein Akt der Klugheit, da er ihr nach seinem Gutbefinden viel schaden oder nützen könne. Und wenn am Hofe Franz' I. die königlichen Damen einem Mr. de Sourdis, dem Garderobemeister des Königs, den Hof zu machen sich herabgelassen haben, so sei es nichts Schlimmes, wenn man dasselbe Mr. de Guast gegenüber tue . . .

Marguerite von Navarra lächelt nur. Ihre Antwort ist sehr wenig klug, sehr scharf, sehr königlich:

> „Mme. de Dampierre, was Sie sagen, wäre gut für Sie, die Sie Gunst, Vergnügen, Wohltaten nötig haben; und wenn ich Sie wäre, so wären diese Worte mit Recht an mich gerichtet, und ich würde sie gern annehmen und anwenden. Aber ich, die ich Tochter und Schwester von Königen Frankreichs und Gemahlin eines Königs bin, kann sie nicht brauchen, da ich mit diesem hohen und stolzen Range nicht eine Bettlerin um Ehre, Gunst und Gnade des Königs meines Bruders

sein kann . . . und ich will lieber seiner Gnade beraubt sein, weil ich sie nicht durch de Guast und seine Gunst gesucht habe, als mir vorwerfen oder nachsagen lassen, daß ich sie durch seine Vermittlung besäße!" . . .

Es wird der Königin von einigen zeitgenössischen Berichten nachgesagt, daß sie Louis de Guast mit raffinierter Frauenlist selbst in die Hände seines Mörders gelockt habe. Historisch bewiesen ist nur, daß er in seinem eigenen Hause von dem Baron de Viteaux ermordet wurde, ein kranker Mann auf seinem Bette. Marguerite selbst erzählt, daß dieses „Werkzeug des Hasses" durch ein Gericht Gottes getötet sei, und daß der schon längst zerrüttete Körper der Verwesung und seine Seele den Teufeln übergeben sei, denen er durch Zauberei und alle Arten Bosheiten gehuldigt habe. —

Der junge Herzog von Alençon war eitel und egoistisch. Die Hugenotten hatten ihn zu sich herübergezogen durch das Lockmittel, ihm ihre Hilfe zu einer Unternehmung gegen Spanisch-Flandern zu versprechen, von der er sich Ehre und Stellung versprach. Jetzt, wo der neue Vertrag mit seinen großen Konzessionen an die Hugenotten eine stark antihugenottische Stimmung in allen katholischen Provinzen weckte und die mächtige katholische Liga ins Leben rief, schien auf dieser Seite mehr Vorteil und Ehre zu winken; und so stand bald der Name des Herzogs von Alençon gleich hinter dem des Königs auf der ligistischen Stelle. Und in kurzer Zeit sah Heinrich von Navarra seinen bisherigen Freund und Bundesgenossen als Lieutenant du Roy an der Spitze eines ligistischen Heeres sich gegenüber.

Der beschworene Vertrag machte dabei keine Schwierigkeiten. Die Herren Bischöfe von Lyon, Ambrun und Vienne versicherten dem König, daß ein Eid an Ketzer keine Gültigkeit habe.

Die Königin von Navarra war in böser Lage. Ihr Gemahl hatte Mr. de Genissac an den Hof geschickt, um ihre Abreise zu betreiben, aber der König hatte ihn nur grob angefahren,

„er habe seine Schwester einem Katholiken und keinem Hugenotten gegeben, und wenn der König ihr Gemahl sie haben wolle, so solle er katholisch werden."

Als Genissac seiner Königin die unhöfliche Abfertigung erzählte, ging diese geradewegs in das Kabinett der Königin-Mutter, wo sie sich in Gegenwart des Königs beklagte.

„Ich stellte ihnen vor, daß ich mich nicht zum Vergnügen und nach meinem Willen verheiratet habe; daß es der Wille des Königs Karl meines Bruders, der Königin meiner Mutter, und der seine gewesen sei. Daß, da sie ihn mir einmal gegeben hätten, sie mich auch nicht hindern könnten, sein Schicksal zu teilen; daß ich hin wolle; daß, wenn sie es mir nicht erlaubten, ich mich verkleiden und auf Gefahr meines Lebens hingehen würde . . . ."

Aber der König antwortete nur mit einem schroffen Abschlag, und Marguerite war zu klug, um bei ruhiger Ueberlegung ihre Drohung auszuführen. Ihre Lage jedoch wurde, nun der Krieg ausbrach, völlig unerträglich; denn wenn sie auch kein Herzensbedürfnis zu ihrem Gatten zog, so war es doch der Gemahlin des Königs von Navarra unwürdig, an einem Hof zu leben, der mit ihm in offner Feindschaft stand. Als ehrenhaften Ausweg aus diesem Zwiespalt rieten ihr ihre Freunde eine Reise ins Ausland, auf neutrales Gebiet. Die Gelegenheit ergab sich leicht. Die ihr befreundete Prinzessin von La-Roche-sur-Yon wollte eben nach den Bädern von Spaa aufbrechen, und da

der König, ihr Bruder, und ihre Mutter ihr dieses Mal nichts in den Weg legten, schloß sich Marguerite ihr an.

Sie verband jedoch mit dieser Reise auch einen politischen Zweck. In den flandrisch-spanischen Provinzen ging ein starker Strom antispanischer Stimmung. Die flandrischen Herren hatten „ein französisches Herz" und sahen sich in dem Nachbarlande nach Anschluß und Stütze um. Da der König anderweitig in Anspruch genommen war, griff der Herzog von Alençon, dessen unruhiger Ehrgeiz durch seine Stellung als Lieutenant du Roy nicht befriedigt war, seinen alten Plan auf. Er kam mit Marguerite überein, daß sie insgeheim in Flandern für seine Interessen arbeiten solle.

Die Erzählung dieser Reise der Königin ist einer der Höhepunkte in dem großen Abenteuer ihres Lebens. Marguerite verweilt mit augenscheinlicher Freude bei dieser glänzenden Erinnerung.

> „Ich reiste in einer Sänfte mit Tragsäulen, die ausgeschlagen war mit hellrotem goldgesticktem Sammt à l'Espagne, und mit Seide mit farbig schattierten Devisen. . . Diese Sänfte hatte Glasfenster, und die Scheiben trugen auch alle Devisen; so daß teils im Stoff, teils in den Glasscheiben, vierzig verschiedene Devisen in spanischer und italienischer Sprache daran waren, über die Sonne und ihre Macht. Darauf folgte die Sänfte von Mme. de La-Roche-sur-Yon, die der Mme. Tournon, meiner Ehrendame, und zehn Hoffräulein zu Pferde mit ihrer Hofmeisterin, und sechs Wagen mit den übrigen Damen."

Die Reise der Königin war wie ein Triumphzug. In allen Städten der Picardie wurden auf Befehl des Königs seiner Schwester königliche Ehren erwiesen, und an der Grenze seines Gebiets kam ihr der Erzbischof von Cambray entgegen, mit einem stattlichen Gefolge von flämischen Herren, die der Prinzessin aber „sehr ungehobelt" erschienen. Nur einer fand Gnade vor ihren Augen, der Gouverneur der Citadelle von Cambray, Mr. d'Ainsy (d'Inchy), ein „vollkommener Kavalier, der an Grazie, anä ußerer Erscheinung und an allen schönen Dingen unsern Hofherren nicht nachstand."

Da er bei den Festen, die der Bischof seinem hohen Gast gab, ihr Kavalier war, wußte Marguerite das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und den verliebten Seigneur, der sie noch zehn bis zwölf Tage auf ihrer Reise begleitete, für die Sache ihres Bruders zu gewinnen. Der spanisch gesinnte Bischof ahnte nicht, daß seine Stadt Cambray, der Schlüssel von Flandern, von dem Lächeln einer schönen Frau erobert war. —

Vor den Toren von Valenciennes empfing der Gouverneur Graf von Lalaing mit großem Gefolge den königlichen Reisezug. Das vornehme Städtebild mit den reichen Kirchen, den schönen Brunnen und dem Singen der Glockenspiele über die weiten Plätze hin entzückte die französischen Gäste. Der Gouverneur bewirtete hier erst nur die Herren aus Marguerites Gefolge, um die Königin selbst mit ihren Damen dann in Mons glänzend zu feiern, wo seine Gemahlin, seine Schwester und die vornehmsten Damen sie erwarteten, und sie empfingen,

> „nicht wie eine fremde Prinzessin, sondern als ob ich ihre natürliche Herrin sei."

Marguerite war zusehr Politikerin, um die offene Herzlichkeit, mit der die Lalaings ihr entgegenkamen, nicht auch ihren Zwecken dienstbar zu machen. Aber es war doch nicht die Politik allein, die die Königin mehr als eine Woche in Mons festhielt. Durch alles, was sie über die junge Gräfin Lalaing sagt, klingt ein warmer feiner Ton von herzlicher Frauenfreundschaft, der diese

flüchtige Reiseepisode anziehend macht. Marguerite lernte in der Gräfin eine jener blonden blühenden flämischen Frauen kennen, wie sie Rubens ein paar Jahrzehnte später malt, — zutraulich, einfach, fröhlich, von einer naiven Natürlichkeit, die diese verwöhnte, im Hofzeremoniell aufgewachsene Prinzessin entzücken mußte. Sie erzählt von einer Szene, die in ihrer schlichten naiven Innigkeit an die blonden Madonnen alter flämischer und deutscher Meister denken läßt:

„Sie nährte ihren kleinen Sohn selbst; und als wir am Morgen nach dem Fest bei Tisch saßen — bei welcher Gelegenheit sie sich in jenem Lande mit der größten Freimütigkeit unterhalten — und ich meinen Sinn nur auf meinen Zweck gerichtet hielt, die Pläne meines Bruders zu fördern; und sie geschmückt und ganz bedeckt mit Steinen und Stickereien, in einem Kleid von schwarzem Goldbrokat mit Streifen von Gold- und Silberstickerei und einem Mieder von weißem goldgestickten Silbertuch mit großen Diamantknöpfen . . . . Da wurde ihr kleiner Sohn an den Tisch gebracht, ebenso prächtig in seinen Windeln wie seine Mutter, damit sie ihm zu trinken gäbe. Sie legt ihn zwischen uns beide auf den Tisch, öffnet frei ihr Mieder und läßt den Kleinen trinken. Was wie eine Unhöflichkeit erschienen wäre bei jeder andern; aber sie tat es mit solcher Anmut und Naivität, von der all ihre Handlungen begleitet waren, daß ihr viele Lobeserhebungen gemacht wurden . . . ."

Die Königin hatte dieser offenen Warmherzigkeit gegenüber keine vorsichtige Diplomatie nötig, um ihre Zwecke zu erreichen. Die junge Gräfin kam ihr auf halbem Wege entgegen:

„Dieses Land hat früher Frankreich gehört, weshalb man auch noch französisch hier plädiert, und diese natürliche Zuneigung ist noch nicht aus den Herzen der Meisten von uns geschwunden. Ich aber, ich habe nichts anderes mehr in der Seele, seit ich die Ehre habe, Sie zu kennen . . ."

Dieser Frauenrat über Krieg und Frieden wurde unter Fackeln und Geigen im Ballsaal von Mons gehalten; und die Gräfin konnte kaum das Ende des Festes und den Abend erwarten, um mit ihrem Gatten über die Angelegenheit zu reden. Der Graf Lalaing hatte mit der Königin am andern Morgen eine lange Unterredung

„über die gerechte Ursache, die er habe, sich von der spanischen Tyrannei zu befreien . . . Er stellte mir die Mittel dar, die er besäße, meinen Bruder in Flandern einzuführen, da ihm das ganze Hainaut bis nach Brüssel hin unterworfen sei . . ."

Auch hier ein Frauenlächeln, das dem Degen des Herzogs von Alençon den Weg bahnt!

„Und da der Tag gekommen war, an dem ich mich von dieser schönen Gesellschaft zu Mons trennen mußte, geschah das nicht ohne gegenseitiges Bedauern sowohl bei allen flämischen Damen wie bei mir, und vor allem der Gräfin von Lalaing, wegen der Freundschaft, die sie mir geweiht hatte; und sie ließ mich versprechen, auf der Rückreise wieder dort vorbeizukommen. Ich schenkte ihr ein Halsband von Edelsteinen, und ihrem Gemahl eine Kette mit einem Schild (enseigne) von Edelsteinen, die von hohem Wert waren und von ihm hochgehalten wurden, da sie von der Hand einer Person kamen, die sie liebten . . ."

Als der Graf von Lalaing, der der Königin noch das Ehrengeleit gegeben, sie verließ, kam sie auf spanisches Gebiet. Und hier zwischen Mons und Namur begegneten sich die gefeiertste Königin jenes Zeitalters und einer seiner gefeiertsten Helden, Don Juan d'Austria.

„Als ich . . . nur ein kurzes Stück Weg gemacht hatte, fand ich Don Juan, begleitet von vielen Lakaien, aber nur von zwanzig oder dreißig Pferden . . . Unter den Dienern Don Juans war keiner von Namen und Aeußerm als ein Ludwig von Gonzaga, der sich einen Verwandten des Herzogs von Mantua nannte. Die andern waren kleine Leute von schlechtem Aussehen, da es keinen Adel in Flandern gibt. Er stieg ab, um mich in meiner Sänfte zu begrüßen, die erhöht und ganz offen war. Ich grüßte ihn à la Française . . . Nach einigen höflichen Worten stieg er zu Pferde, indem er bis zur Stadt immer mit mir sprach . . .

Das Haus, in dem er mich wohnen ließ, war für mich bereit gemacht, und man hatte . . . einen schönen und großen Saal bereitet, eine Wohnung für mich mit Zimmern, Vorzimmern und Kabinetten, alles gefüllt mit den schönsten, reichsten und köstlichsten Geräten, die ich je gesehen zu haben glaube — da alle Tapeten von Sammt oder Seide waren, mit großen Säulen, die mit gesticktem Goldstoff überzogen waren, und zwischen den Säulen große altertümlich gekleidete Gestalten in gleicher Stickerei. Der Herr Kardinal von Lenoncourt, der . . . sich mit dem Herzog d'Arscot befreundet hatte, . . . besah eines Tages, als wir dort waren, diese prächtigen und kostbaren Sachen und sagte zu ihm: Diese Einrichtung scheint mir mehr die eines großen Königs zu sein, als eines unverheirateten jungen Prinzen wie der Seigneur Don Juan. Der Herzog d'Arscot antwortete ihm: sie ist auch aus Zufall gemacht und nicht aus Verschwendung oder Absicht, da die Stoffe ihm von einem Pascha des Großsultans, dessen Söhne er in dem berühmten Sieg gegen die Türken gefangen genommen hatte, geschenkt sind. Und da der Seigneur Don Juan ihm die Höflichkeit erwiesen hatte, sie ihm ohne Lösegeld zurückzuschicken, schenkte ihm der Pascha als Gegengabe eine große Menge Stoffe von Seide, Gold und Silber, die er in Mailand erhielt, wo man solche Dinge mehr schätzt. Er ließ daraus die Tapeten machen, die ihr seht, und zur Erinnerung an die ruhmvolle Art, auf die er sie erlangt hatte, ließ er das Bett und Zeltdach in der Kammer der Königin mit Seeschlachten sticken, die den glänzenden Sieg der Schlacht darstellen, die er gegen die Türken gewonnen hat . . .

Als der Morgen gekommen war, ließ uns Don Juan eine Messe nach spanischer Art hören, mit Musik, Geigen und Hörnern. Und indem wir von dort zum Festmahl gingen, speisten er und ich allein an einem Tisch, und der Tisch, an dem die Herren und Damen saßen, war drei Schritt von unserm entfernt; und dort machte Mme. de Havrech die Honneurs des Hauses für Don Juan, während sich dieser von Ludwig von Gonzaga auf den Knieen zu trinken geben ließ. Als die Tafel aufgehoben war, fing der Ball an, der den ganzen Nachmittag dauerte. Der Abend verging so, während Don Juan immer mit mir sprach und mir oft sagte, daß er in mir das Ebenbild der Königin seiner Signora sähe, welche die verstorbene Königin, meine Schwester war, die er sehr verehrt habe, und mir soviel Ehre und Courtoisie erzeigte, wie er konnte . . .“

Es würde zu weit führen, wollten wir den Verlauf der ganzen Reise ausführlich verfolgen, die nach unliebsamen Verzögerungen durch eine starke Ueberschwemmung bei Huy, sowie durch den plötzlichen Tod eines Hoffräuleins, Mlle. de Tournon, deren schmerzensreichen Liebesroman Marguerite mit sichtlichem Genuß an seiner Rührseligkeit niederschreibt, an ihr Ziel gelangte.

Die Königin führte sechs Wochen lang in Spaa ein heiteres Badeleben, das sich von dem heutigen nicht viel unterschied — mit Brunnenspaziergängen, Bällen, Vespergottesdiensten und Wasserfahrten mit Musik.

Aber diese sechs Wochen hatten in Flandern viel verändert, und die Rückreise der Königin von Navarra war nicht so leicht ins Werk zu setzen. Don Juan hatte sich durch einen kecken Handstreich der festen Stadt Namur bemächtigt und dadurch das Land in streitlustige Unruhe gebracht. Die drei Parteien der flandrischen Katholiken, die Anhänger Oraniens und der spanisch Gesinnten mißtrauten einer der andern; und eine französische Prinzessin, die Gemahlin eines hugenottischen Fürsten und Parteigängerin eines Alençon war, mußte allen diesen verdächtig sein. Zudem war auch der König von Frankreich, wie Marguerite erfuhr, erzürnt über ihre Umtriebe zugunsten seines jüngeren Bruders, dem er in ewiger Eifersucht mißtraute, und hätte diesem sowohl wie ihr selbst gern einen Denkzettel gegönnt, von wem es auch sei. Sogar ihrer eigenen Kavaliere war die Königin nicht sicher, und unter allerhand Vorwänden wie Geldmangel oder Fehlen eines Passes wurde ihre Abreise verzögert. Schließlich riß ihr die Geduld; sie lieh sich das Geld, ihren Wirt zu bezahlen, und wagte die Reise.

„als Paß nichts besitzend als das Vertrauen, das ich auf Gott setzte."

In Huy, wohin der Bischof von Lièges sie durch Bewaffnete geleiten ließ, traf sie die Stadt in Aufruhr. Das Volk, „lauter geringe Leute, roh und ohne Vernunft", läutete Sturm, richtete die Geschütze auf die Wohnung der Königin und spannte die Sperrketten über die Straßen. Marguerite konnte noch von Glück sagen, daß ihr Reisezug früh am andern Tag zwischen Reihen bewaffneter Männer die Straßen und das Tor passieren durfte.

Fast noch schlimmer erging es ihr zu Dinant, einer kleinen flandrischen Stadt an der Maas. Marguerite schildert diese Erlebnisse mit der hellen Freude an der prächtigen Gefahr, am Abenteuer, das für ihre furchtlose Natur den ganzen Reiz eines gewagten Spiels hat.

In Dinant war Bürgermeisterwahl an dem Tage, und das ganze Nest stockbetrunken. Wie der große unbekannte Reisezug mit Sänften, Kavalieren und Bewaffneten in die Vorstadt eindringt, läuft ein plötzlicher Alarm durch die Straßen — Geschrei, Zusammenrottungen, blanke Waffen und gesperrte Barrieren. Noch mehr Geschrei, sogar ein paar Schüsse, als der Pöbel in dem Gefolge der Königin den alten Mann erkennt, dem der weiße Bart bis zum Gürtel hängt — den Grand Maître des Bischofs von Lièges, der mit der Stadt einmal in Fehde gelegen hat.

„Ich hatte einen Edelmann mit den Fourieren und dem Maréchal de Logis vorausgeschickt, um sie zu bitten, uns den Weg freizulassen, aber ich fand sie alle da festgehalten und schreiend, ohne daß sie sich Gehör verschaffen konnten. Endlich stelle ich mich aufrecht in meine Sänfte, nehme die Maske ab und mache dem Vornehmsten ein Zeichen, daß ich mit ihm reden will; und wie er zu mir gekommen ist, bitte ich ihn, Ruhe zu verschaffen, damit ich gehört werden könne. Wie das mit großer Mühe geschehen ist, erklärte ich ihnen, wer ich war, und

die Ursache meiner Reise . . . Und daß ich sie bitte, für diese Nacht mich und meine Damen und so wenige von meinen Leuten, wie sie wollten, hereinzulassen, und die übrigen in der Vorstadt zu lassen. Sie gaben sich mit diesem Vorschlag zufrieden und bewilligten es mir. So zog ich in ihre Stadt ein . . ."

Aber der Lärm hört nicht auf, er wird sogar noch toller um die Wohnung der Fremden herum, selbst Büchsenschüsse fallen gegen die Mauern, die nur von Lehm sind. Marguerite fordert von ihrem Hausherrn, daß er ihr Gehör in dem Tumult verschaffe.

„Nachdem er genug aus den Fenstern geschrieen, kamen die Bürgermeister, um mit mir zu reden, so betrunken, daß sie nicht wußten, was sie sagten."

Und prächtig ist es nun, zu sehen, wie diese Frau, in höchster Gefahr mitten in dem betrunkenen Aufruhr einer fremden und feindseligen Stadt, diesem Pöbel nicht etwa mit einer Bitte um Schutz und Schonung, sondern mit ihrem ganzen königlichen Zorn entgegentritt, ihnen mit den Folgen ihrer Tollheit und der Strafe des Grafen Lalaing droht.

„Als sie Mr. de Lalaing nennen hörten, änderten sie sich plötzlich alle und erwiesen ihm mehr Respekt als allen Königen, denen ich angehörte. Der Aelteste von ihnen frägt mich stotternd, ob ich eine Freundin des Herrn Grafen von Lalaing wäre; und ich, da ich sah, daß seine Freundschaft mir besser diente, als die aller Potentaten der Christenheit, antwortete ihm: ja, ich bin seine Freundin und auch seine Verwandte. Worauf sie mir Verbeugungen machen, mir die Hand schütteln und mir ebensoviel Höflichkeit erweisen wie vorher Unverschämtheit, und mich bitten, sie zu entschuldigen . . ."

Am andern Tage reitet ein Bote in Dinant ein, der nach der Königin von Navarra fragt, Mr. du Bois, der Geschäftsträger des Königs von Frankreich bei Don Juan d'Austria. Der König lasse ihr sagen, er habe Don Juan gebeten, sie durch den Sieur de Barlemont mit einem Trupp Reiter sicher geleiten zu lassen, und sie müsse deswegen diesem Einlaß in Dinant verschaffen.

Marguerite durchschaute, daß der Spanier sich mit diesem einen Schlage der Stadt und ihrer Person zu bemächtigen hoffte. Aber der schöne Doppelfang war nicht so leicht getan, wie Don Juan es sich vorstellte. Der spanischen List stand französische Feinheit aus Katharina von Medicis Schule gegenüber.

Marguerite beriet sich hastig mit ihrem getreuen Kardinal Lenoncourt, der ebensowenig Lust hatte wie sie, in die Hände der Spanier zu fallen. Sie überließ ihm die Unterhaltung „dieses kleinen Agenten" und ließ eiligst „Die von der Stadt" zu sich kommen. Denen erklärte sie,

„wenn sie die Truppe Mr. de Barlemonts hereinließen, wären sie verloren, weil diese die Stadt für Don Juan besetzen würde",

und sie rät ihnen,

„sich zu waffnen, sich am Tor bereit zu halten, sich als behutsame Leute zu zeigen, die sich nicht überrumpeln lassen, und nur Mr. de Barlemont hereinzulassen, und nichts sonst. Da ihr Wein vom Tage vorher verflogen war, nahmen sie meine Gründe an und glaubten mir, und boten mir an, ihr Leben in meinem Dienst zu wagen, und versprachen mir einen Führer, um mir den Weg zu zeigen, auf dem ich den Fluß zwischen mich und Don Juan brächte."

Marguerites Anschlag glückt. Mr. du Barlemont allein reitet in Dinant

ein, und wie er die Leute überreden will, auch seine Reiter einzulassen, erheben sie Aufruhr, so daß der Seigneur fast massakriert wird. Die Königin geht scheinbar auf seinen Vorschlag ein, und macht sich nach einer Messe und einer kurzen Mahlzeit in seiner Begleitung auf den Weg, dreihundert bewaffnete Bürger zum Schutz ihr nach. Die kluge Französin weiß die spanischen Herren in liebenswürdiger Konversation vergessen zu machen, daß sie geradewegs zum Flußtor hinlenkt, anstatt nach der Seite von Namur zu. Zu spät merken Barlemont und Du Bois den Betrug, wie sie die Schiffe bereit liegen sehen. Marguerite von Navarra hört lachend vom Bord aus, wie sie ihr zornig vom Ufer nachschelten.

> „Trotz ihres Geschreis setzten wir über das Wasser, und während man in zwei oder drei Fahrten unsere Pferde und Sänften herüberbrachte, unterhielten die von der Stadt, um mir Zeit zu verschaffen, Mr. de Barlemont und den Agenten Du Bois mit tausend Scheltworten und Klagen, indem sie sie in ihrem Patois zur Rede stellten über das Unrecht, das Don Juan getan habe, ... den Frieden gebrochen zu haben, — über die alten Streitsachen wegen Graf Egmonts Tod, und drohten ihm, wenn seine Truppe sich vor der Stadt sehen ließe, die Geschütze loszubrennen . . . ."

Ganz war Marguerite noch nicht außer Gefahr; Don Juan, der sich den Fang nicht so leicht entgehen lassen wollte, schickte ihr dreihundert Reiter und Edelleute nach, die bei dem Schlößchen Fleurines ihr dicht auf den Fersen waren. Es gelang ihr, sich in den Schloßhof zu flüchten, aber die Dame des Hauses, deren Gemahl verritten war, ließ in heller Angst vor feindlichem Ueberfall die innere Zugbrücke hochziehen, flüchtete sich in ihren festen Donjon und war taub für Bitten und Vorstellungen. Es wäre der Königin in dem mit schlechten Mauern und Toren elend verwahrten Schloßhof schlimm ergangen, wenn Mr. de Fleurines nicht zufällig noch vor Nacht nach Haus gekommen wäre. Er öffnete den französischen Gästen eilig die Tore, seine Gemahlin heftig wegen ihrer Unhöflichkeit ausscheltend, und erklärte sich als vom Grafen Lalaing beauftragt, Marguerite sicher über die Grenze zu führen.

Der versprochene Aufenthalt bei den guten Freunden von Mons war unter diesen Verhältnissen unmöglich geworden. Aber die Königin ließ der jungen Gräfin eine freundliche Botschaft bestellen und sandte ihr als Andenken ein Kleid, welches diese in Mons oft an ihr bewundert hatte, und welches

> „von schwarzer Seide und ganz mit Stickerei bedeckt war und acht- oder neunhundert Taler gekostet hatte".

Dicht an der flandrischen Grenze erfuhr Marguerite noch, daß die Hugenotten einen Ueberfall auf sie planten. Sänften und Wagen dahinten lassend, setzte sie sich zu Pferde, und war in Chastelet, dem ersten französischen Ort, morgens um zehn,

> „indem ich allein durch die Gnade Gottes allen Hinterhalten und Nachstellungen meiner Feinde entgangen war".

Marguerite ging nicht gleich nach Paris, sondern hielt Hof in La Fère bis zu dem bevorstehenden Friedensschluß. Ihr Bruder Alençon war ihr dorthin entgegengekommen und blieb zwei Monate bei ihr, während welcher Zeit eine Abordnung der französisch gesinnten flandrischen Herren ihn dort aufsuchte und sich mit ihm verständigte. Sehr befriedigt nahmen die Abgesandten Abschied, vom Herzoge mit goldenen Medaillen beschenkt, auf denen sein Bild und das seiner königlichen Schwester geprägt war.

Zwischen Marguerite und diesem jüngsten Bruder bestand eine nahe

Freundschaft, die nicht nur auf gemeinsamen politischen Interessen beruhte, wenn die Geschwister vielleicht auch durch die Opposition gegen feindliche Hofströmungen noch enger zusammengedrängt wurden. Sie waren sehr verschieden voneinander, sowohl äußerlich wie innerlich. Marguerite, eine der berühmten Schönheiten ihrer Zeit, erwähnt einmal selbst, daß der Herzog von Alençon klein von Gestalt und häßlich gewesen sei. Dazu besaß er die ganze Eitelkeit und Reizbarkeit der von der Natur Zurückgesetzten und war ein unrastiger Projektenmacher, den der neidische Ehrgeiz des jüngeren Bruders innerlich verzehrte. In dem allen hatte er wenig Gemeinsames mit dem groß angelegten Charakter der Königin. Aber Marguerite besaß an ihm einen Menschen, der durch Dick und Dünn zu ihr hielt, der von ihrem Urteil abhing oder wenigstens so klug war, es vorzugeben. Die Königin nennt diese zwei Monate, die er bei ihr in La Fère zubrachte, mit die glücklichsten, die sie je erlebt, und so kurz, als wären es zwei Tage gewesen. Und der Herzog, den sie mit Festen und Vergnügungen aller Art feierte und vorzog, wußte ihr mit brüderlicher Galanterie dafür zu danken:

> „O meine Königin, wie es gut bei Euch sein ist! Mein Gott, diese Gesellschaft ist ein Paradies, mit allen Wonnen überschüttet, — und die, aus welcher ich komme, eine Hölle, erfüllt von allen Furien und Qualen!"

Aber ein neuer Friede war inzwischen wieder zustande gekommen, und die Geschwister brachen von dem glücklichen La Fère wieder nach Paris auf, Marguerite mit der Absicht, nun endlich zu ihrem Gatten nach der Gascogne zu gehen. Jetzt nach dem Friedensschluß gab es keinen triftigen Grund mehr, sie daran zu hindern, und sowohl der König, ihr Bruder, als auch ihre Mutter waren klug genug, das einzusehen, ebenso wie sie die flandrische Unternehmung Alençons völlig zu billigen schienen.

(Schluß folgt.)

Legenden-Studien.

„Es rührt sich nichts mehr", sagte einmal ein schwäbischer Bauer zu mir, mit dem ich auf dem Heimwege von einem ländlichen Kirchenfeste zusammengetroffen war. Bei der Festpredigt war der Kirchenpatron, der heil. Martin, in der überschwänglichsten Weise gepriesen worden, und der wackere Kapuziner, der das Wort Gottes verkündet hatte, hatte nicht versäumt, die Wundermacht des Heiligen in den grellsten Farben erstrahlen zu lassen. Mein Begleiter sinnierte noch immer so vor sich hin. „Wenn man nur wüßte", fing er wieder an, „woher es kommt? Ist unser Herrgott nicht mehr derselbe oder sollten am Ende doch die früheren Wunder . . ." „An unserem Herrgott fehlt es jedenfalls nicht", beeilte ich mich, einzufallen. „Und schließlich kommt es ja auch auf die Wunder nicht an. Man kann auch ohne Wunder ein christliches Leben führen und in den Himmel kommen". „Das schon, das schon", erwiderte mein Gefährte; „ich meinte ja auch nur". Aber sein Vertrauen hatte ich durch meine voreilige Bemerkung verscherzt. Er schritt fortan schweigend neben mir her. Die Sache wollte ihm offenbar nicht aus dem Kopfe gehen. Und offen gestanden, mir auch nicht.

Schon längst hatte ich der Sache nachgegrübelt. Die mittelalterliche Legendenwelt mit ihrer märchenhaften Zauberpracht lockte mich von jeher mit unwiderstehlicher Gewalt an, um mich dann doch mit ihren kindischen Fabeleien immer wieder fast brutal abzustoßen. Mußte man sich nicht schließlich einfach dareinfinden? Legenden und Wunder gehörten nun einmal zusammen wie Wunder und Heilige . . . Aber gehören sie denn wirklich zusammen? Kann es denn Heilige nur in Legenden geben? Offenbar nicht. Denn die Geschichtlichkeit der Heiligen läßt sich doch nicht bezweifeln. Oder sind zwar die Heiligen historisch und nur die Wunder legendenhaft? Aber wie sind dann diese Legenden entstanden? Sind sie etwa gar nur Ausgeburten schnöden Betrugs?

Heinrich Günter, Professor der Geschichte an der Tübinger Universität, darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, diese Frage — die unter anderen, nicht weniger interessanten Gesichtspunkten kurz zuvor der Jesuit P. Hippolyt Delehaye, in seiner vielleicht ein andermal zu besprechenden Schrift: „Les Légendes hagiographiques, 2. éd. 1906" erörtert hatte — in seiner neuesten Schrift „Legenden-Studien" (Köln 1906, Bachem) in ebenso fesselnder als gründlicher und lehrreicher Weise behandelt zu haben. Man merkt es sofort, man hat einen Meister als Führer, vertraut man sich seiner Leitung an. Mit der Martyrerakte beginnt er. Glücklicherweise ist uns eine nicht unbeträchtliche Zahl amtlicher Protokolle erhalten, die über die Prozessierung altchristlicher Märtyrer aufgenommen wurden. Mit dem Verhör vor dem kaiserlichen Beamten fingen die ziemlich gleichmäßig verlaufenden Verhandlungen an. Feierlich bekannten die Christen ihren Glauben und wiesen die Zumutung, ihn abzuschwören, entrüstet ab. Um sie zum Abfall zu zwingen, überantwortete sie der Be-

amte nicht selten schrecklichen Foltern, um dann, wenn auch diese nichts gefruchtet hatten, das Todesurteil zu verhängen. Aber freudig wie die Foltern ertrugen die Christen selbst den gräßlichsten Tod. Das alles erzählen die Akten mit trockener Sachlichkeit. Alles wickelt sich einfach, natürlich, fast geschäftsmäßig ab. Nirgends ein Wunder — als der Martyrer selbst. Nicht mehr wie gebrechliche Menschen, sondern wie übermenschliche Wesen erscheinen uns verehrungswürdige Gestalten wie Perpetua und Felicitas, zwei karthagische Frauen, die unter Septimius Severus 202 oder 203 zum Kampfe mit den wilden Tieren verurteilt wurden. Perpetua, eine erst zweiundzwanzigjährige Frau besseren Standes, widersteht, den Säugling an der Brust, dem herzzereißenden Flehen ihres Vaters, der sie zum Abfall bewegen will, und wandert mit ihrer Sklavin Felicitas, die sich im achten Monate der Schwangerschaft befindet, und mehreren anderen Genossen in den Kerker, wo sie wiederholt Visionen über die Zustände im Jenseits, namentlich auch über das Schicksal ihres früh verstorbenen Bruders Dinokrates hat. Am Geburtsfeste des Cäsars Geta findet das furchtbare Schauspiel statt. Freudverklärten Antlitzes schreiten Perpetua und Felicitas, die sich noch kaum von der Geburt erhoben hat, in die Arena und empfangen, im Kampfe mit der wilden Kuh schwer verwundet, frohen Herzens den Todesstreich. So geht alles ganz natürlich zu; auch die Visionen, die in den zweifellos echten Perpetua-Akten eine so hervorragende Rolle spielen und in anderen ächten Martyrer-Akten häufig wiederkehren, prägen zwar den hier berichteten Vorgängen den Charakter des Außerordentlichen auf, ohne aber den Rahmen des psychologisch Möglichen und Verständlichen im geringsten zu überschreiten. Denn außerordentlich war ja auch die Lage der Martyrer. Im Kerker des Todes harrend, oft genug infolge der Torturen von heftigem Blutverlust und entsetzlichen Schmerzen geschwächt, Tag und Nacht mit dem einen Gedanken an ihren Erlöser und die ihnen winkende Siegeskrone beschäftigt, waren sie für visionär-ekstatische Zustände in ganz ungewöhnlichem Grade prädisponiert; übrigens wird gerade die berühmte Dinokrates-Vision Perpetuas von A. De Waal, dem bekannten katholischen Forscher, als Autosuggestion bezeichnet. Auch die aus dem Antlitze der Martyrer selbst im Angesichte des Todes leuchtende, vielen so unbegreifliche und daher wunderbar erscheinende Freude war doch nicht wunderbar, sondern nur der Abglanz innerer Seligkeit ob der so nahen himmlischen Wonne. Aber wir verstehen, daß solche Erscheinungen, insbesondere die Visionen, die Ansätze zu späteren Wundererzählungen wurden. Man brauchte nur, was ja so nahe lag, aus den subjektiven psychischen Erlebnissen der Martyrer objektive äußere Vorgänge zu machen, und das Wunder, das einmal vorhanden, üppig ins Kraut schoß, war fertig! Das allmähliche Eindringen wunderbarer Züge in die Martyrienschilderungen ist daher leicht begreiflich und schon in der ältesten Zeit zu verfolgen. So berichtet die Gemeinde von Smyrna an die Brüder in Philomelion über das Martyrium ihres Bischofs Polykarp: Wie er die Gerichtsstätte betrat, rief ihm eine Stimme vom Himmel her zu: „Sei stark, Polykarp, und handle mannhaft!“ Und noch wunderbarer war es, daß Polykarp, als er den Scheiterhaufen bestigen hatte, vom Feuer nicht ergriffen wurde, so daß der Scherge den Heiligen mit dem Dolche töten mußte. Der Todeswunde aber sah man eine Taube entschweben, die in den Himmel enteilende Seele. Stehen denn nun all' diese wunderbaren Vorkommnisse aktenmäßig fest? Keineswegs. Denn das Schreiben der Gemeinde von Smyrna, das uns Polykarps Martyrium erzählt, wurde doch nicht unmittelbar

nach dem Martyrium selbst, wenn auch noch vor dem ersten Jahrestage verfaßt; aber die Zeit reichte aus, um leise Veränderungen an dem Gedächtnisbilde vorzunehmen, das den Gläubigen von dem Bischofe vorschwebte, in dem sie nun ihren geborenen himmlischen Anwalt, den Stolz und die Freude ihrer Kirche verehrten. Zudem kennen wir den Verlauf nur aus der viel späteren Kirchengeschichte des Eusebius und aus der Pioniusabschrift; und die Angabe mit der der Todeswunde entschwebenden Taube entstammt gar erst mittelalterlichen Handschriften, von denen keine über das 10. Jahrhundert zurückgeht!

Wenn nun aber schon die kurze Frist kaum eines Jahres genügt, um ein im Angesichte einer ganzen Gemeinde vollstrecktes Martyrium in der Erinnerung der Gemeinde mit legendären Zusätzen auszuschmücken, so läßt sich unschwer ermessen, was aus Martyrien werden mußte, die erst Jahrhunderte später und zudem von Leuten beschrieben wurden, die selbst eine lebendige Anschauung von solchen Hergängen nicht mehr besaßen und sich von vornherein dazu verurteilt sehen, der mangelnden sinnlichen Anschauung mit den Mitteln schöpferischer Einbildungskraft nachzuhelfen. Inzwischen waren nun aber die Martyrer in den Augen der Kirche zu den höchsten himmlischen Würden emporgestiegen; was Wunder, daß nun der leuchtende Glorienschein, der sie umfloß, seinen Glanz auch schon auf ihr irdisches Leben zurückwarf und namentlich die Martyrien selbst mit den hellsten Farben verklärte! Der Sieg der christlichen Blutzeugen erstrahlte aber um so herrlicher, je schauerlicher die Leiden und Qualen gewesen waren, die sie zu überstehen hatten; und so begreift es sich, daß sich eine spätere Zeit, durch die Greuel unaufhörlicher Kriege und Metzeleien mit den wilden Bildern des Blutes und des grausamen Entsetzens genährt, in der Ausmalung der gräßlichsten Foltern und Peinigungen gar nicht genug tun konnte. So verzerrte sie dann alle Verhältnisse; wie sie die römischen Kaiser, Beamten und Richter, die Verfolger, zu unmenschlichen Scheusalen, zu Gehilfen und Werkzeugen des Teufels stempelte, so machte sie umgekehrt aus den Verfolgten übermenschliche, halbgöttliche Wesen, die natürlich auch übermenschliche Taten vollbrachten. Und überdies waren die Martyrer ja doch die Gottesstreiter im Kampfe wider die Höllenmächte; wenn der Satan seine letzten Kräfte aufbot, um im Christentum und seinen Bekennern Gott und sein Werk zu überwinden, mußte dann nicht auch Gott zu seinen Knechten stehen, auf daß nicht etwa in ihnen er selbst zu Schanden werde und die Heiden hohnlachend rufen könnten: „Wo ist ihr Gott?“ Schon in der vorchristlichen Zeit hatte Gott seine Kämpen wunderbar beschirmt und die drei Jünglinge aus dem Feuerofen errettet; und jetzt, in der Zeit seiner Gnadenfülle hätte er nicht noch viel gewaltigere Erweise seiner Wundermacht geben sollen? So lag das Wunderbare gleichsam in der Luft; das Außerordentliche wurde alltäglich. Auch in nichtchristlichen hellenistischen Kreisen waren, wie uns jüngst R. Reitzenstein in glänzenden Untersuchungen gezeigt hat, Wundererzählungen im Schwange; die antike Roman- und Sagenliteratur wirkte nach, auch die jüdische Haggada blieb nicht ohne Einfluß, namentlich aber erwies sich der Neuplatonismus für die Entwicklung der christlichen Heiligenlegenden von höchster Bedeutung. Jamblich, der neuplatonische Philosoph, schwebte der Schullegende gemäß viele Ellen hoch über der Erde und leuchtete, in betrachtendes Gebet versunken, wie Goldglanz. Es war neuplatonische Ueberzeugung, daß, wer von Gott ganz durchdrungen und so seiner Leiblichkeit entkleidet ist, im Feuer nicht verbrennt und nichts spürt, mag er gleich von Pfählen durchbohrt,

mit Dolchen zerfleischt werden. Durch Pseudo-Dionysius, den Areopagiten, werden diese Vorstellungen christliches Gemeingut; vom 6. Jahrhundert, d. h. von der Zeit an, da sich die areopagitischen Schriften allgemach durchsetzen und den weitesten Leserkreis, die tiefste Verehrung erobern, beginnt die christliche Legende aufs üppigste zu wuchern. An handgreiflichen Beispielen können wir die Entwicklung der Legende verfolgen. So wird uns berichtet, Karpus, Papylus und ihre Genossen seien vom Präses Valerius um ihres christlichen Bekenntnisses willen ergriffen, angeklagt und gefoltert worden; da sei Papylus mit Valerius übereingekommen, daß jeder Teil die Wahrheit seines Gottesglaubens durch Heilung eines Einäugigen erweisen sollte. Einen ganzen Tag lang hätten die Heiden umsonst zu ihren Göttern gerufen, Papylus aber habe das Kreuzzeichen über das erloschene Auge des Kranken gemacht und damit seine leibliche und geistige Blindheit geheilt. Gleichwohl zum Tode verurteilt, sei Papylus, als er mit seinen Genossen gesteinigt werden sollte, von keinem Steine getroffen; als er von Eisenstacheln durchbohrt werden sollte, nicht verletzt; als er von wilden Tieren zerrissen werden sollte, nicht angetastet; als er drei Tage lang in frischen Kalk gelegt worden war, nicht versehrt; als er in den Feuerofen gelegt worden war, nicht versengt worden, und nur mit dem Schwerte habe er schließlich hingerichtet werden können. Ein französischer Forscher, Aubes, zog nun vor 25 Jahren den schlichten Originaltext dieser Martyrien aus dem 2. Jahrhundert ans Tageslicht, — und siehe da, von Wundern nicht ein Spur: Papylus, Karpus und die Zuschauerin Agathonika werden zum Feuertode verurteilt und von den Flammen verzehrt! Fast noch lehrreicher ist die Passion der hl. Agape, Chionia, Irene und ihrer Genossinnen. Diokletian, so erzählt die Legende, ließ sie in Aquileja verhaften und verhörte sie selbst, übergab sie dann aber seinem Präfekten Dulcitius. Der will sie foltern lassen, erblindet aber plötzlich und läßt sie abführen. Von sinnlicher Leidenschaft verblendet, will er die Mädchen nachts im Kerker besuchen, gerät aber in die daneben gelegene Geschirrkammer, wo er nun die rußigen Pfannen und Kessel zu umarmen und die schmutzigen Tigel zu küssen beginnt und dann, als er getan zu haben meinte, weshalb er gekommen war, schwarz wie ein Mohr abzieht. Ob dieses komischen Mißgeschicks weidlich verlacht, will Dulcitius racheschnaubend die Mädchen am anderen Tage entkleiden lassen, was aber nicht möglich ist, weil die Gewänder wie Felle an den jungfräulichen Leibern haften; abermals verliert er das Augenlicht und verfällt in tiefen Schlaf, so daß er schnarchend hinweggetragen werden muß. Nun überträgt der Kaiser dem Sisinnius das Gericht über die Schwestern; Agape und Chionia werden zum Feuertode verdammt, dem sie, obschon von den Flammen nicht berührt, auch erliegen. Irene, die jüngste, soll entehrt und ins Dirnenhaus geführt werden, wird aber von Engeln auf einen hohen Berg entrückt und schließlich von dem nacheilenden Verfolger durch einen Pfeilschuß getötet. Von all dem wissen die echten Martyrerakten kein Wort. Sie melden einfach, die Frauen seien beim Ausbruch der maximianischen Verfolgung in die Berge geflohen, aber ergriffen, vor Gericht geschleppt, vom Präses Dulcetius zum Feuer verurteilt und von den Flammen verzehrt worden. Nur Irene wurde zurückbehalten, um ins Bordell geführt zu werden; aber durch die Gnade des hl. Geistes blieb sie rein, da keiner sich ihr zu nahen getraute. Auf der Anhöhe, auf der ihre Schwestern vollendet hatten, wurde auch sie dem Scheiterhaufen überantwortet, auf dem sie gleich ihnen ihren Geist aushauchte.

Zahllos sind die Berichte, daß die Martyrer im Gefängnis durch himm-

lischen Lichtglanz und süßesten Wohlgeruch gestärkt, durch Erscheinungen Christi, seiner Engel oder Heiligen getröstet und von ihren bei der Folter erlittenen Wunden geheilt worden seien: Erzählungen, die offenbar nur Vermassivierungen der von den Martyrern erlebten ekstatisch-halluzinatorischen Zustände sind. Manche Legendenheilige verdanken ihre Existenz einem bloßen Mißverständnisse; so wird aus dem Ortsnamen Eumenia in Phrygien eine hl. Cuminia, aus der Stadt Tripolis ein hl. Tribulus oder Tripus. Die hl. Siebenschläfer entstammen altgriechischem, Barlaam und Joasaph buddhistischem Sagenstoff. Der hl. Christoph ist in der ältesten Ueberlieferungen nur Martyrer; auf Grund seines Namens wird er in der mittelalterlichen Legende zum Riesen, der den Herrn durch die Fluten trägt. Der redende Hirsch mit dem strahlenden Erlöserbild zwischen den Hörnern, der dem hl. Eustachius erscheint, geht auf eine uralte Volkssage zurück, die sich nicht bloß im Morgen- und Abendlande, sondern schon im indischen Schauspiel „Sakontala" (erstes Jahrhundert vor Chr.) findet; in der Völkerlegende ist der Hirsch Wegweiser zu Glück und Erfolg, in der Heiligenlegende bedeutet er Christus.

Nachdem im Wandel der Zeiten der Bekenner an die Stelle des Martyrers getreten war, begann die Legende nun auch das Bekennerleben mit ihrem künstlichen Gewebe zu umspinnen. Auch der Bekenner war ja ein Martyrer, nur ein unblutiger. Der Einsiedler, der Mönch, die Nonne, der fromme Kirchenmann, sie alle wurden von den Mächten der Finsternis ebenso verfolgt und bedroht, wie einst der Blutzeuge, nur daß hier der Kampf nicht etwa nur ein paar Stunden, sondern ein ganzes Leben lang tobte und also im Grunde noch viel schrecklicher war. Wie bei den Martyrern, so läßt sich bei den Bekennern die Wahrnehmung machen, daß die Hagiographen die Farben um so stärker auftragen, je weniger sie die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen. Athanasius († 373), der das Leben des Einsiedlers Antonius († 356), Johannes Cassian († 435), der die ehrwürdigen Mönchsgestalten der ägyptischen Wüste schilderte, hatten nach der Natur gezeichnet, denn sie hatten ihre Helden, ihre Umgebung und Lebensweise persönlich gekannt und daher noch wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut gemalt. Ihre hagiographischen Nachahmer überboten sie weit und schufen, eben weil sie den Personen und Dingen schon ganz entfremdet waren, blutleere Schemen. Gregor von Nyssa († 394), der das Leben des hl. Bischofs Gregor des Wundertäters († 270) etwa hundert Jahre nach dessen Tod beschreibt, erzählt noch ziemlich zurückhaltend, der Heilige solle einst, um die Macht des Christenglaubens zu zeigen, ein ganz unglaubliches Wunder gewirkt haben: er habe nämlich einem großen Stein, der vor ihm lag, geboten, sich ohne jegliches fremdes Zutun ganz von selbst an eine bestimmte Stelle zu bewegen, was auch geschehen sei. Bei Gregor dem Großen († 604), der denselben Vorfall mitteilt, ist der Stein bereits zum Berge angewachsen!

Die Heiligenlegende hatte im Morgenlande ihre Heimat. Aber bald drang sie ins Abendland ein. Das Leben des hl. Antonius von Athanasius ward schon 20 Jahre nach dem Hinscheiden des Einsiedlers († 356) in Trier gelesen! Doch sah sich noch Gregor von Tours (593) auf die dürftige heimische Ueberlieferung angewiesen. Seit dem 7. Jahrhundert ergoß sich aber der morgenländische Legendenstoff in vollen Strömen nach dem Abendlande, das unverweilt mit gierigen Zügen aus ihnen schöpfte und die griechischen Meister an naiver Fabulierlust bald wo möglich übertrumpfte. Warnahar von Langres und Bischof Ceraunius von Paris waren die ersten,

die sich zu Beginn des 7. Jahrhunderts an die Arbeit machten, zahllose andere folgten. Zug für Zug wird der Martyrertypus auf das Bekennerleben übertragen. Wie der Martyrer, so ist der Bekenner unverletzlich und unantastbar; ein hl. Martin, ein Felix, ein Remigius wirft sich den Flammen entgegen und gebeut ihnen Einhalt; die hl. Rosa von Viterbo steht ohne Schaden stundenlang im brennenden Scheiterhaufen. Wie die Martyrer, so gebieten die Bekenner den Elementen. Bischof Sabinus von Piacenza schickt dem über die Ufer geratenen Po ein Notariatsinstrument mit dem Befehle zu, die Ufer im Namen Christi nicht mehr zu verlassen und die Länder der Kirche nicht zu beschädigen; der Notar wirft die Urkunde in die Wellen, und der Fluß gehorcht. Wie der Martyrer, so wird der Bekenner, wenn er in Not ist, wunderbarer Labung teilhaftig. Schon Hieronymus († 420) läßt den Einsiedler Paul durch Raben ernährt und durch einen Löwen beerdigt werden. Ja Maria selbst nährt wunderbar ihre Verehrer — mit ihrer eigenen Milch; so besprengt und heilt sie den Bischof Fulbert von Chartres († 1029) mit ihrer Milch, von der ein Teil aufgefangen und als Reliquie aufbewahrt wurde, — der Anfang der Milchreliquien. Die gewaltigen kirchenpolitischen Stürme des Mittelalters führen zur Ausbildung eines neuen Bekennertypus, des standhaften Kirchenfürsten, der den kirchlichen Rechts- und Besitzstand unbeugsam wider die Eingriffe der weltlich Großen verteidigt. Mit ihnen geht die Legende erbarmungslos zu Gerichte, unerbittlich überweist sie alle, die sich an der Kirche vergriffen haben, den Qualen der Hölle, und so spiegeln sich in den zahlreichen Höllenfahrtslegenden die wilden Kirchenkämpfe des 11. und 12. Jahrhunderts ab. Aber das Wunder aller Wunder scheint doch dem Martyrer vorbehalten zu bleiben. Von St. Denis bei Paris nimmt es seinen Ausgang. Da soll sich Dionysius, der Areopagite, der erste Pariser Bischof, nachdem er, aus einer Reihe anderer Todesarten unverletzt hervorgegangen, schließlich enthauptet worden war, auf der Stelle wieder erhoben, und, von himmlischen Lichte umstrahlt, von Engelschören umrauscht, sein abgeschlagenes Haupt zwei Meilen weit bis zu der Stelle, da er begraben sein wollte, getragen haben. Aber auch sein Gefährte Luzian, ferner Fuszian und Viktorin von Amiens, der Knabe Justus von Auxerre, Frontasius, Severin, Severian und Silan von Perigueux, Papulus von Toulouse und Marzell von La Puy tragen ihre Häupter mehr oder weniger weit auf ihren Händen; und solche Kephalophoren gibt es noch mehr. Und doch bringt es die mittelalterliche Legende fertig, selbst dieses ungeheuerlichste Wunder in der Geschichte der hl. Christina Mirabilis von St. Trond zu übertreffen, deren Leben ein einziges verblüffendes Wunder bildet. Während ihres eigenen Leichenbegängnisses erhebt sie sich aus dem Sarge, schwingt sich leicht wie ein Vogel vor aller Augen empor aufs Gebälke der Kirche, kommt auf des Priesters Geheiß nach der Messe herab und erzählt ihre Erlebnisse im Jenseits, lebt dann, weil sie den Menschengeruch nicht mehr ertragen kann, eine Zeitlang auf Bäumen, Kirchtürmen und Dachgiebeln, um endlich, 42 Jahre nach ihrer Auferstehung, nochmal und diesmal endgültig, wie man meinen sollte, zu sterben; aber auf Befehl der Aebtissin erwacht sie folgsam neuerdings zum Leben, um dann wirklich für immer zu entschlafen. Wie aber schließlich alle Heiligenverehrung in der Marienverehrung gipfelt, so mündet gegen Ende des 12. Jahrhunderts auch die Heiligenlegende in die Marienlegende ein. Vom 12. Jahrhundert an verbreitet sich auch das Fest der unbefleckten Empfängnis; Maria selbst hat es eingeführt, wie sie auch, der Versicherung des französischen Dominikaners Alan

de la Roche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gemäß, den Rosenkranz, ihr Lieblingsgebet, geoffenbart haben soll. Und man sollte sich wundern, daß ihr heiliges Haus von Engelshänden über das Meer getragen und erst bei Fiume, dann in Loreto geborgen ward? Wenn Gott schon gewöhnliche Heilige so außerordentlich begnadigte, welches Wunder könnte ihm zu wunderbar für seine Mutter sein?

Man spricht wohl von der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode in der Geschichte. Wohl ohne es zu beabsichtigen, bediente sich ihrer Günter in seinen Legendenstudien. Mit der erdrückenden Fülle seiner Beobachtungen und Belege liefert er einen Induktionsbeweis, der sich mit ungeheurer Wucht jedermann aufdrängt und lehrt, daß mit wunderbaren Zügen ausgestattete Heiligenleben legendären Charakter tragen und das Werk späterer Aufzeichnungen sind, während sich die den Ereignissen gleichzeitigen Berichte von Augen- und Ohrenzeugen durch schlichte Natürlichkeit auszeichnen. Nun unterliegt aber ohne Zweifel das Lebensbild Jesu demselben historischen Gesetze, wie das seiner Heiligen; man wird also von vorneherein annehmen dürfen, daß auch das Bild des Erlösers, das ja die Phantasie der Gläubigen unaufhörlich aufs regste beschäftigte, von der stille umschaffenden, leise ausschmückenden und verherrlichenden Tätigkeit, die die begeisterte Liebe treuer Anhänger am Gedächtnisse ihrer Helden zu entfalten pflegt, nicht verschont geblieben sein werde. Bedenken wir nun, daß der übereinstimmenden Versicherung hervorragender Forscher gemäß unsere Evangelien nicht von Aposteln, überhaupt nicht von Augen- und Ohrenzeugen des Wirkens Jesu und überdies nicht gleichzeitig, sondern erst Jahrzehnte nach seinem Tode aufgezeichnet wurden, so werden wir uns nicht bloß nicht wundern, auch in den Evangelien legendäre Zusätze anzutreffen, sondern müßten uns im Gegenteil höchlichst wundern, wenn es anders wäre. Aber auch vom ethischen Gesichtspunkte aus verdient die Legende Beachtung. Zwar wird niemand an die luftigen Gebilde der naiv dichtenden Volksseele den strengen Maßstab feierlicher Urkunden oder ernster Geschichtswerke anlegen und der Poesie auch im religiösen Gewande die Schwingen nicht stutzen wollen. Aber es ist doch nicht bloß die unbewußt schaffende Volksseele, die in der Legende zum Ausdruck kommt; sie ist vielfach das Werk Einzelner, die bestimmte Ziele verfolgen, gewisse Zwecke erreichen wollen. Es gilt, die mönchischen Ideale zu verherrlichen, die Frauen zur Enthaltsamkeit, die Mädchen zur Ehelosigkeit zu bereden, den kirchlichen Vermögens- und Rechtsstand zu wahren. Die Verfasser, wohl durchweg Kleriker, scheuen zuweilen selbst vor bewußten Unwahrheiten nicht zurück; sie geben sich für Augenzeugen von Ereignissen aus; bei denen sie niemals zugegen waren. Somit sind die Legenden, ethisch betrachtet, doch nicht so ganz unbedenklich; auch insoferne konnten sie dem sittlichen Empfinden des Volkes gefährlich werden, als sie nicht selten für die geringfügigsten Dinge die höchsten Gnadenerweise, insbesondere Sündenvergebung in Aussicht stellten. So soll jeder Sündenvergebung erlangen, der das Leben der hl. Margarita liest oder ihre Passion anhört oder in ihrer Basilika ein Licht unterhält. Ebenso verhilft Dorothea in der Todesstunde zur Reue und Sündenvergebung, auch der hl. Aegidius ist die Zuflucht der Sünder und natürlich ist es Maria erst recht — Züge, die der katholischen Homiletik, insbesondere der Kapuzinerpredigt, noch heutzutage keineswegs fremd sind. Wenn Günter meint, keiner der Theologen von Bedeutung habe je den Versuch gemacht, wissenschaftliche Spekulationen durch Legendenzüge als historische Beweise zu stützen, so möchten wir diese

Behauptung so zuversichtlich nicht aufstellen. Günter selbst führt eine Reihe von Beispielen an, daß die kirchliche Abendsmahlslehre durch Berufung auf Wunder verteidigt wurde, womit selbstverständlich nicht gesagt werden will, daß sie nur oder auch nur hauptsächlich auf Wunder aufgebaut wurde. Aber jedenfalls berief man sich doch auch auf Wunder, und gerade der Theologe, der als der Begründer der mittelalterlich-scholastischen Abendmahlslehre gelten darf, Paschasius Radbert, macht, was sehr beachtenswert ist, vom Wunderbeweis ergiebigen Gebrauch. Und noch in einem Angelpunkt der kirchlichen Dogmatik spielte der Wunderbeweis eine entscheidende Rolle: in der Lehre von der Gottheit Christi, wie denn noch zur Stunde von der Dogmatik Wunder und Weissagungen als die vermeintlich festesten Säulen des christlichen Fundamentaldogmas angeführt werden. Ueberhaupt gewöhnte man sich, Heiligkeit und Wunder als Korrelativbegriffe anzusehen. So wurde das menschliche Leben des Heiligen, sein eigenes Ringen und Streben zur Nebensache; was er vor seinem Tode gewirkt hatte, erschien gleichgültig, die Hauptsache war, was er nach seinem Tode vermochte, nach seinen Wundern maß man seine Größe. So kam es, daß die größten Heiligen, der hl. Apostel Paulus, ein hl. Augustin, im Volksleben so gut wie gar keine Rolle spielten; die populärsten Heiligen waren und blieben die großen Wundertäter und umgekehrt, je beliebter ein Heiliger war, mit umso größerer Wundermacht wurde er ausgestattet. Auch diese Vorstellungen wirken bis in die Gegenwart nach; von den Wundern, die auf die Fürsprache frommer Verstorbener gewirkt worden sein sollen, macht die Kirche ihre Selig- und Heiligsprechungen abhängig.

Je wundersüchtiger und wundergläubiger aber das Mittelalter war, je mehr ihm der Wirklichkeitssinn abging, umso größer waren seine Leistungen auf allen Gebieten, die von den Wundermächten der Phantasie gespeist wurden: in allen Zweigen der Kunst und der Dichtung und ganz besonders in der Theologie. Aber der unermeßliche Abstand zwischen dem Wunderland der Legende und dem aller Wunder baren Leben des Alltags blieb schon den Alten nicht verborgen. Johann Cassian findet es merkwürdig, daß die Mönche seiner Zeit nicht mehr so stark wie einst die Väter von den Dämonen heimgesucht wurden; und Gregor der Große wundert sich, daß die Gegenwart Wunder wie die Vergangenheit nicht aufzuweisen vermöge. So suchte man stets die Wunder, die man selbst nicht erlebte, in grauer Vergangenheit; als aber diese Vergangenheit selbst Gegenwart war, gab es erst recht keine Wunder, die erst von der Zukunft als duftender Lorbeerkranz dankbarer Bewunderung um das Bild religiöser Heroen geschlungen werden sollten. So sind die Wunder ewig vergangen und künftig zugleich, doch niemals gegenwärtig und wie Phantome ewig unfaßbar.

München. Joseph Schnitzer.

Ueber die Beleuchtungsverhältnisse der Saturnringe.

Von den astrophysikalischen Methoden hat keine für unser Planetensystem eine solche Wichtigkeit, wie die Photometrie, da sie nicht nur berufen erscheint, über die physikalische Beschaffenheit der Planeten und ihrer Satelliten Auskunft zu geben, sondern auch unter gewissen Umständen als Ersatz direkter Größenmessungen dient. Eine weitere wichtige Frage ist die nach der Konstanz

der uns von der Sonne zugesandten Lichtmenge, die durch den von den Planeten reflektierten Teil am besten kontrolliert werden kann. Weiterhin gewähren uns fortgesetzte photometrische Messungen wohl auch teilweise die Möglichkeit, zu konstatieren, ob im Laufe der Zeit unser Sonnensystem auf seiner Reise im Weltall Räume durcheilt, die von verschiedener Beschaffenheit sind, indem sich dieser Unterschied durch Schwankungen in der Absorption des Lichtes bemerklich macht. Es ist ja wohl völlig zweifellos, daß der interstellare Raum, in welchem die Sonnen (Fixsterne) mit ihren Begleitern kreisen, nicht leer ist, sondern daß er noch vielfach mit Materie erfüllt wird, deren Masse und Dichte von Ort zu Ort variiert und teilweise sich auch sprungweise ändert. Das Aufleuchten neuer Sterne dürfte dafür wohl der beste Beweis sein.

Aber auch Aenderungen und Veränderungen an den Gliedern unseres Planetensystems lassen sich durch die Photometrie ausfindig machen. Um dieses Ziel aber erreichen zu können, ist es zuvor nötig, alle die Verhältnisse zu kennen, die der normale Wechsel aller Erscheinungen bietet. Hierher gehören vor allem der Einfluß der wechselnden Entfernungen von Sonne und Erde und die Phasenbildung, dann aber auch die Abhängigkeit der Helligkeiten von der Rotation, die besonders bei einigen Monden und Planetoiden beträchtlich ist. Am kompliziertesten aber wird das Problem beim Saturn, der wegen seines einzig dastehenden Ringsystems solche eigentümliche Verhältnisse hat, daß die Theorie seiner Beleuchtung zunächst unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten schien.

Wegen seiner großen Entfernung von der Erde, die zwischen 1650 und 1200 Millionen Kilometer schwankt, erfordert der Saturn besonders mächtige Instrumente zum Beobachten, falls man ihn mit Erfolg studieren will. Dabei sind aber doch seine Dimensionen ganz gewaltige; beträgt ja sein Durchmesser fast 120000 Kilometer, also mehr als neun Mal so viel wie der unserer Erde. Sein scheinbarer Durchmesser variert von der Erde aus gesehen zwischen 21" und 15". Er zeigt also schon in kleineren Teleskopen eine merkliche Scheibe, während die Ringe entsprechend zwischen 50" und 30" groß erscheinen.

Bei den photometrischen Beobachtungen dagegen sind große optische Hülfsmittel nicht immer notwendig, ja sogar, solange es sich um die gesamte Lichtmenge des Saturn handelt, nicht einmal erwünscht. Bis jetzt sind übrigens Helligkeitsmessungen einzelner Teile der Planeten- oder der Ringoberflächen noch nicht mit der nötigen Sicherheit möglich.

Der Saturn bewegt sich in 29 Jahren 166 Tagen um die Sonne, dabei ändert er in regelmäßiger Weise sein Aussehen. Der Ring des Saturn nämlich, der um seinen Aequator schwebt, ist eine dünne Scheibe, von wenigen Kilometern Dicke. Als unteren Grenzenwert hat dafür Prof. Deichmüller 1 km berechnet, während als oberer sicher 1500 km nicht mehr möglich ist. Die Ebene dieses Systems ist gegenüber der Ebene der Saturnbahn nach Bessel und Hall gegen 28° geneigt. Da nun diese wieder selbst mit der Erdbahn oder der Ekliptik einen Winkel von $2^1/_2$ Grad bildet, so erkennt man leicht den mannigfaltigen Wechsel, den der Anblick des Saturn während seines Laufes um die Sonne bietet.

Befindet sich die Erdbahn in der Ringebene, so zeigt der Ring der Erde seine schmale Kante, die dann wegen der geringen Dimensionen nicht mehr erkannt werden kann. Es tritt diese Stellung jedesmal dann ein, wenn der Saturn nahe der Schnittlinie (Knotenlinie) beider Ebenen liegt, und zwar findet diese Lage zweimal im Laufe seiner Revolution um die Sonne statt. In der

übrigen Zeit ist einmal die nördliche und das andere Mal die südliche Ringseite von der Sonne beleuchtet, so daß dieser Wechsel also alle 14½ Jahre einmal eintritt.

Es gibt aber noch eine zweite Möglichkeit, warum der Saturnring von der Erde aus nicht mehr wahrgenommen werden kann. Wenn nämlich die Ringebene genau durch die Sonne geht, wird nur die schmale Kante des Ringes von der Sonne beleuchtet und da diese nur etwa ein zehntel Bogensekunde breit erscheint, kann sie höchstens in den allerstärksten Fernrohren noch wahrgenommen werden.

Endlich ist der Ring von der Erde aus unsichtbar, wenn Sonne und Erde auf verschiedenen Seiten der Ringebene stehen, da uns dann nur die unbeleuchtete, im Schatten liegende Hälfte zugewandt ist.

Alle diese drei Möglichkeiten treten kurz nacheinander ein und bewirken, daß der Ring während eines halben Jahres sich schließt, wieder etwas öffnet, dann wieder verschwindet, bis er schließlich wieder zum Vorschein kommt.

Bei der zuletzt aufgeführten gegenseitigen Stellung von Sonne, Erde und Saturnring wird in gewissen Fällen der Ring wieder sichtbar, wofür bis jetzt noch keine ausreichende Erklärung gegeben wurde. Da aber bei den letzten Gelegenheiten dieser Art, nämlich 1878 und 1891 bereits die mächtigsten optischen Hilfsmittel verwendet wurden, sind wir über den Verlauf des Verschwindens und Wiedererscheinens des Ringes gut unterrichtet.

So konnte Hall 1878 am 26 Zöller in Washington zeitenweise keine Spur des Ringes mehr erkennen, ebenso 1891 Barnard mit dem 36 Zöller des Lick-Observatoriums. Letzterer hatte am 22. Oktober, als die Erde 1°36′ nördlich über der Ringebene und die Sonne 0°8′ südlich davon stand, auf der Scheibe die Projektion des Ringes zu 0,″5 gemessen, aber außerhalb keine Spur des Ringes gesehen. Auch am 26. Oktober war noch nichts zu erkennen. Aber am 27. Oktober zeigte das große Teleskop den Ring leicht; jedoch ging der Lichtfaden nicht ganz bis zum Saturn. Auch im 12 Zöller konnte der Lichtstreifen erkannt werden. Zu dieser Zeit stand die Erde 1°58′ nördlich über der Ringebene, während die Sonne genau in ihr war. Aus diesen Beobachtungen schloß Barnard, daß die Dicke der Ringe geringer als 80 km sein dürfte.

Bei der letzten Erscheinung 1907 verschwand der Ring am 17. April, zu welcher Zeit aber der Planet zu nahe der Sonne stand, um beobachtet werden zu können. Das zweite Verschwinden ist von Prof. B. Peter auf den 4. Oktober berechnet worden, zu welcher Zeit die Erde in die Ebene des Saturnringes treten sollte. Die Sonne stand gleichzeitig etwas südlich davon. Dann geht die Erde zunächst weiter nördlich bis Ende November, kehrt dann wieder um und passiert die Ringebene wieder am 8. Januar 1908. Von dieser Zeit an bleiben dann Erde und Sonne wieder 14 Jahre auf der nämlichen Seite des Ringes.

Nach den bisher vorliegenden Berichten von W. Hassenstein in Königsberg war am 1. Oktober der Ring noch deutlich, am 3. aber unsichtbar. E. Schaer in Genf sah den Ring am 2. Oktober noch gut; am 3. war der Himmel bedeckt, am 4. war anfangs noch etwas Licht zu erkennen, aber von 8 Uhr ab auch dieses verschwunden. Aehnliches beobachtete J. A. Innes in Johannisburg. Es ist danach die Rechnung mit den Beobachtungen in guter Uebereinstimmung.

Am 28. Oktober erkannte nun Campbell in Cambridge (Mass.) zuerst wieder die Ringe mit je zwei symmetrischen Lichtknoten auf dem östlichen und

westlichen Henkel, welche Beobachtung von Lowell bestätigt wurde, obwohl doch die der Erde zugekehrte Ringseite im Schatten liegt. Am 3., 4. und 5. November wurde der Ring auf der Uraniasternwarte in Berlin erkannt. Am 6. November sah ihn Professor E. Hartwig am 10zölligen Refraktor in Bamberg nach beiden Seiten mit rotbräunlicher Farbe, aber ohne Lichtknoten. Seit dieser Zeit wird er in allen mittelgroßen Fernrohren gesehen, so sah ich ihn z. B. noch am 27. November in München mit aller Deutlichkeit am 10½zölligen Merzschen Refraktor. Dabei erschien die östliche (rechte) Anse länger als die westliche (linke); auch schloß die feine Lichtlinie nicht ganz an der Saturnscheibe an.

Zur Zeit dieser Beobachtungen stand anfangs November die Erde 0°48′ nördlich, die Sonne 1°30′ südlich der Ringebene; Ende November die Erde 0°50′ nördlich und die Sonne 1°57′ südlich und erst am 7. Januar geht die Erde wieder durch die Ringebene.

Es fragt sich nun, auf welche Vorgänge ist die Sichtbarkeit der Saturnringe zu jener Zeit zurückzuführen, zu welcher die Ringebene zwischen Erde und Sonne hindurchgeht, so daß also die Schattenseite des Ringes in noch zu erklärender Weise beleuchtet wird.

Nach den fundamentalen photometrischen Untersuchungen von Prof. H. von Seeliger in München ist es unzweifelhaft, daß die zuerst von J. Cassini ausgesprochene Ansicht und später von Hirn und Maxwell auf Grund besonderer Untersuchungen gemachten Annahme völlig richtig ist, daß nämlich dieses Gebilde aus diskreten Massenteilchen besteht, die sich nach Art eines dichten Schwarmes von Trabanten um den Saturn bewegen, so daß also der Ring eine staubartige Wolke bildet. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß die einzelnen Teile aus äußerst kleinen Teilen bestehen, sondern die einzelnen Teile sollen nur verhältnismäßig klein gegenüber ihrer gegenseitigen Entfernung sein, d. h. der Ring besteht, ähnlich den Meteorschwärmen aus einer sehr großen Anzahl kleiner bis mäßig großer fester Fragmente, die wohl manchmal mehrere Kubikmeter fassen können.

Eine Atmosphäre fehlt dem Ring gänzlich. Schon H. C. Vogel sah nämlich in den siebziger Jahren nur im Spektrum des Saturn selbst dunkle atmosphärische Absorptionsbanden im Rot, nicht aber in dem des Ringes, was J. Keeler 1880 und 1898 mit größeren Hilfsmitteln und unter Verwendung der Photographie bestättigt hat.

Das Ringsystem selbst zerfällt in drei Teile, nämlich in die beiden äußeren, hellen Ringe, die durch eine leere Spalte, der sog. Cassinischen Teilung getrennt sind und dem sich ihnen im Innern anschließenden dunklen Flor- oder Crapring. Die beiden hellen Ringe sind völlig undurchsichtig, während die Cassinische Trennung von Materie frei bleibt, durch welche z. B. C. T. Whitwell und Townshand am 15. und 17. Juli 1902 den Planeten selbst sahen. Dagegen ist der dunklere Florring viel weniger dicht, so daß durch ihn die Saturnkugel sichtbar bleibt. Ueber die Transparenz desselben gibt eine Beobachtung von Barnard am 12zölligen Refraktor der Lick-Sternwarte gelegentlich der Verfinsterung des Saturnmondes Japetus am 1. November 1889 Auskunft. Als nämlich der Satellit in den Schatten des Crapringes trat, nahm seine Helligkeit nur langsam ab. Je tiefer er aber in den Schatten eindrang, desto mehr Licht wurde absorbiert, bis zuletzt der Trabant den Schatten des hellen Ringes erreichte und damit verschwand. Es ist also der Crapring für das Sonnenlicht durchsichtig, während die hellen Ringe völlig opak sind. Dabei ist der Florring gegen die Kugel des Saturn hin viel dünner als auf der entgegengesetzten Seite.

Diese Eigenschaft des Florringes in Verbindung mit dem Umstande, daß der Ring keine Atmosphäre besitzt, also nur aus diffus reflektierenden Teilchen besteht, liefert den Schlüssel für die Erklärung der Beleuchtung der im Schatten liegenden Ringseite zu derjenigen Zeit, in welcher die Sonne nahe in der Ringebene steht.

Befindet sich die Sonne nicht genau in der Ringebene des Saturn, so besteht einmal die Möglichkeit, daß zwischen den einzelnen Teilchen des Florringes und zwischen der Cassinischen Teilung direkt die Sonne durchscheinen und dadurch etwas Licht auf die Rückseite gelangen kann. Dies dürfte um so leichter möglich sein, als der Durchschnitt des Ringes eine mehr elliptische oder gar eine dem Querschnitt einer Linse ähnliche Gestalt zu haben scheint. Dazu aber kommt noch ein weiterer, wichtiger Umstand, der noch im erhöhten Maße diese Beleuchtung zu vermehren vermag.

Beleuchtet man nämlich eine diffus reflektierende Fläche, so wächst bei schräg einfallendem Lichtstrahl mit zunehmender Inzidenz und Emanation das reflektierte Lichtquantum, es tritt Spiegelung ein. Besteht nun der Florring aus einzelnen ziemlich weit von einander abstehenden Massenteilchen, so wird jedes Teilchen, soweit es direkt beleuchtet wird, vom Licht umspült und reflektiert rings um die Berührungsfläche spiegelnde Strahlen entsprechend den Einfallswinkeln des Lichtes. Steht also z. B. die Sonne 2° südlich der Ringebene, so wird dadurch ein Teil des Lichtes um ebensoviel nach Norden reflektiert und es gelangt dieses helle Licht also bis 4° über die Ringebene, was genügt, um eine starke Aufhellung des Ringschattens zu bewirken, wodurch die so beleuchteten Ringteile von der Erde aus gesehen werden können.

Ist ferner der Ring sehr dünn, so kann auch durch die Cassinische Spalte aus dem gleichen Grunde Licht auf die dunkle Seite gelangen, namentlich aber an den östlichen und westlichen Außenenden, in welchen die Strahlen die Trennung tangieren und einen breitereren Weg vor sich haben. Ja es müßte wohl an dieser Stelle zuerst das Licht erscheinen, also einen Lichtknoten bilden und überdies sollte der Ring nicht breiter erscheinen, als bis zu dieser Cassinischen Trennungslinie, was sich durch Beobachtungen wohl feststellen läßt. Aus der Zeit und der entsprechenden Stellung der Sonne, zu welcher diese indirekte Beleuchtung nach dem Durchgang der Erde durch die Ringebene zum ersten Mal erscheint, läßt sich übrigens ein guter Näherungswert über die Dicke des Ringes selbst ableiten.

Diese Erklärung erhält durch die Beobachtung von E. Hartwig, wonach das Licht rötlich erschien, eine weitere Stütze. Bei matten, diffus reflektierenden Substanzen wird das Licht bei schräg einfallendem Strahl spiegelnd reflektiert, wenn der Emanationswinkel ebenfalls groß ist. Ich konnte überdies nachweisen, daß hierbei zuerst das Rot, dann die folgenden Spektralfarben Gelb, Grün und Blau, gemäß abnehmender Wellenlänge an Lichtstärke zunehmen, so daß also in dem so reflektierten Lichte das Rot vorherrschen muß, was nach den Beobachtungen Hartwigs auch der Fall zu sein scheint. Es wird somit auf diesem Wege die Beleuchtung der dunklen Seite des Saturnringes ungezwungen erklärt und überdies die staubförmige Konstitution der Ringe weiter erhärtet.

In den ersten Tagen des Wiedererscheinens sah Campbell einzelne Lichtknoten in der Ringlinie. Aber schon 1789 sah Herschel und 1803 Schröter, als der Ring nach dem Verschwinden wieder sichtbar wurde, solche einzelne ausgezeichnete Punkte, die immer an der nämlichen Stelle blieben. Schröter glaubte daraus auf hohe Berge schließen zu müssen, welcher Meinung aber

Olbers entgegentrat. Er macht nämlich darauf aufmerksam, daß diese Lichtverteilung nach optischen Gesetzen ohne Rücksicht auf eine etwa vorhandene Rotation der Ringe stattfinden müsse.

Nimmt man an, daß die beiden hellen Ringe in einer Ebene liegen, so ist die Lichtverteilung längs der großen Achse der Ringellipse eine Funktion des Abstandes von der Saturnkugel bezw. der Breite des Ringes. Dieses Helligkeitsverhältnis bleibt immer gleich, auch wenn der Ring ganz schmal wird. Bessel zeigte nun, daß auf jeder Anse zwei Helligkeitsmaximen und ein Minimum auftreten müssen, entsprechend der breiteren beleuchteten Fläche, die sich durch die Verkürzung auf einen Punkt reduziert. Um sich einen Begriff von den Lichtstärken der verschiedenen Teile der Ansen zu machen, hat Olbers nach Struves Abmessungen der Ringe die Lichtstärken berechnet, wobei er die Lichtstärke der Anse unmittelbar am Rande des Planeten gleich der Einheit annahm. Damit fand er:

Abstand vom Saturn	Helligkeit	
9″,0	1,00	
11,0	1,14	
12,5	1,39	
13,3	1,89	erstes Maximum
15,0	1,58	
16,0	1,45	
17,2	0,56	Minimum, Nähe der Cassinischen Teilung
17,6	1,25	Zweites Maximum
18,5	1,01	
19,0	0,84	
20,0	0,00	Ende.

Es müssen sich also zwei hellere Stellen auf den beiden Ringansen zeigen; eine sehr helle und ausgedehnte ungefähr in der Mitte der Ansen und eine kleinere, schwerer zu unterscheidende, gegen das Ende derselben. Da das hellere Licht auch immer größer erscheint, so werden sich zwei Lichtknoten auf jeder Anse auszeichnen, die leicht für Berge angesehen werden können. Auch mußte Schröter diese Lichtknoten an eben denselben Stellen auf der Nordseite, wie später auf der Südseite sehen.

Diese regelmäßige Erscheinung der zwei ausgezeichneten Lichtknoten auf jeder Anse setzt aber voraus, daß beide Ringe und alle ihre Teile genau in einer Ebene liegen. Haben aber die Ringe eine kleine Neigung gegen einander (welche sehr wahrscheinlich ist, weil im Anfang der Wiedererscheinung die westliche Anse immer deutlicher und lichtstärker als die östliche ist), oder sind die einzelnen Ringe nicht genau in einer Ebene, so müssen sich manche Anomalien in der oben berechneten Erscheinung zeigen, besonders dann, wenn die Erde oder die Sonne der Ringebene sehr nahe kommt. Im ersteren Fall werden die vorliegenden Teile viel der inneren verdecken; im anderen Fall dann durch die so ungeheueren Schatten verdunkeln. Daraus erklärt Olbers, daß im Dezember 1833, bei dem ersten Verschwinden des Saturnringes, sich anfangs die Lichtknoten nicht zeigten, sondern erst nach und nach zum Vorschein kamen, als die Sonne sich immer mehr über die Ringebene hob, obgleich von der Erde aus die Ansen immer heller, aber in Wirklichkeit immer schmäler gesehen wurden.

Alle diese Beleuchtungsverhältnisse sind durch die klassischen theoretischen Untersuchungen Seeligers völlig zu erklären, wie sie auch die langjährigen

photometrischen Beobachtungen G. Müllers, der das ganze Lichtphänomen des Saturns während seines Umlaufes um die Sonne, vom völlig geöffneten Ring bis zu dessen Verschwinden verfolgte, genau darstellen, so daß damit eines der kompliziertesten astrophotometrischen Probleme endgültig gelöst ist.

Ueber die Gestalt der Ringe kann der Schattenwurf des Saturn auch Anhaltspunkte geben. Gemäß der gewöhnlichen Annahme über die Gestalt der Ringe, müßte der Saturnschatten stets eine konkave Krümmung gegen die Planetenscheibe haben. Es zeigt sich aber zuweilen, worauf schon 1850 Kaiser aufmerksam machte, eine konvexe Krümmung, die von den ersten Saturnforschern, wie Dawes, Secchi, Respighi, Trouvelot, Hall und anderen und mit den besten Hilfsmitteln gesehen wurde. Wonaszek glaubte, daß der anormale Schattenwurf periodisch auftrete und zwar frühestens, wenn Saturn noch um 56° 10′,6 von der Quadratur entfernt steht und spätestens bis 34° 16′,6 nach derselben. Dazwischen kann die Schattenerscheinung stets vorkommen, ohne jedoch immer in dieser Weise verändert zu sein und zwar ist diese Aenderung in dem einen Jahr stärker, in einem andern wieder schwächer.

Dieser Wechsel im Schattenwurf des Saturn beweist, daß die Gestalt der Ringe gewissen Veränderungen unterworfen ist, was auch mit den theoretischen Untersuchungen von Maxwell und insbesondere von Seeliger notwendig der Fall sein muß. Auch die direkten Beobachtungen über die Ringteilungen, wie besonders die bekannte Enckesche Teilung, jetzt vielfach Bleistiftlinie genannt, am äußern Ring, dann verschiedene Auszackungen und Einkerbungen u. dergl. mehr, die manchmal zu sehen sind und dann wieder verschwinden, zeigen, daß eben die Ringe gewissen Veränderungen unterworfen sind.

Neuerdings hat auch Dr. Guthnick auf der Sternwarte des Herrn von Bülow zu Bothkamp solche Beobachtungen erhalten. Besonders im Oktober und November 1904 sah er deutlich den Schatten des Saturn auf dem Ringe konvex gegen die Planetenscheibe gekrümmt. Freilich ist die Realität dieses Phänomens, wie schon Hall meinte, nicht mit Sicherheit erwiesen, da es sich hiebei auch um eine Art optischer Täuschung handeln kann. Erst die Photographie könnte darüber Aufschluß geben. Zur Zeit aber leistet die sonst so vortreffliche Methode bei den großen Planeten zu wenig, um mit Erfolg zur Entscheidung herangezogen werden zu können.

Aus seinen Beobachtungen berechnet nun Guthnick die auf die mittlere Entfernung des Saturn reduzierte größte Erhebung der Ringkomponente über der nördlichen Seite der Ringebene an der Stelle, welche der östliche Rand des Planetenschattens zur Zeit der Beobachtung traf zu 0″,43, was einer Erhöhung von etwa 3000 Kilometer entspricht. Da aber hiebei in der Zwischenzeit vor und nach der Opposition eingetretene Aenderungen nicht berücksichtigt sind, so muß der wirkliche Wert erheblich geringer ausfallen.

Die Form des beobachteten Schattens deutet an, daß die Erhöhung ungefähr in der Mitte am größten und an den Rändern am geringsten war, d. h. man erhält als Querschnitt eine schmale langgestreckte Ellipse. Dieses Ergebnis steht nun mit den oben erörterten Verhältnissen über die Sichtbarkeit des Saturnringes zu der Zeit, zu welcher er uns seine Kante zukehrt, in voller Uebereinstimmung und dürfte daher der Wahrheit wohl entsprechen.

München. Dr. J. B. Messerschmitt,
Konservator des Erdmagnetischen Observatoriums.

Wie macht man sein Glück?

Unmaßgeblicher kritischer Essay.

Von Auguste Supper in Stuttgart.

Ein Sonntagsblatt der großen, deutschen New-Yorker Staatszeitung liegt vor mir. Man findet in dieser einen Nummer so ziemlich alles, was der Mensch braucht: Aphorismen durch die Nietzsche spuckt und Kochrezepte von der Löfflerin, Konzertberichte und Anleitung zur Hyazinthenzucht, Künstlerbiographien und Mordprozesse, Nekrologe und Reisebriefe, Gedichte und Kurszettel, wissenschaftliche Essays und Romane reichsdeutscher Verfasser.

Es wird wohl auch drüben über dem großen Wasser, wo sie so stolz sind auf ihr Zeitungswesen und Zeitunglesen, wenig Sterbliche geben, die solch ein literarisches Warenhaus, wie es diese Sonntagsnummer vor mir darstellt, in allen seinen Abteilungen mit dem gleichen Interesse durchgehen. Aber einer der zahllosen Artikel wird sicher drüben wie hüben von wenigen absichtlich übergangen werden. Ich meine die paar schmalen Spalten, die die Ueberschrift tragen:

Wie macht man sein Glück?

Da die New-Yorker Staatszeitung mit schöner Seelenruhe reichsdeutsches Geisteseigentum ungefragt für ihre sehr löblichen Zwecke zu verwenden pflegt, so wird es kein allzugroßes Verbrechen sein, wenn wir in kurzen Worten den Extrakt aus dem erwähnten Artikel ziehen. Ist ja doch die aufgeworfene Frage keineswegs eine spezifisch amerikanische, sondern eine, ja wahrlich die einzige Menschheitsfrage.

Die New-Yorker Staatszeitung führt zu dieser Frage etwa aus: „Wir leben im Zeitalter des Unterrichts. Alles ist lehr- und erlernbar. Das Genie ist ein Vorurteil von gestern. Jede Kunst ist heute eine Technik, Fingerfertigkeit, Geschicklichkeit. Warum soll nicht auch die höchste gelehrt und gelernt werden können, die Kunst, sein Glück zu machen? —

Um das Glück zu zwingen braucht es nämlich gar nicht so vieler und vor allem gar nicht so seltener Eigenschaften. Die wichtigste Eigenschaft des Mannes, der sein Glück machen will, ist Selbstvertrauen. Das Hindernis, seinen Weg zu finden ist Schüchternheit. Also bilde dein Selbstvertrauen aus und bekämpfe deine Schüchternheit! Das ist gar nicht schwer. Studiere einfach gründlich deine Nebenmenschen, dann erkennst du ihre Fehler, ihre schwache Seiten, und je mehr deine Achtung vor ihnen sinkt, je höher steigt die Achtung deiner selbst.

Man muß die eigene Stärke üben an der Schwäche der andern. Erkenne dich selbst! mag ein Satz sein für Weise und Philosophen. Erkenne die andern, ist das Prinzip für jeden, der hinaufkommen will. Aus der Erkenntnis der andern schöpft man die Verachtung des Nebenmenschen und die goldene Rücksichtslosigkeit, diese zwei wichtigsten Waffen im Kampfe ums Dasein.

Ist also die erste notwendige Eigenschaft Selbstvertrauen, so ist die zweite:

Ruhe. Was auch in uns vorgeht, — der Nachbar braucht es nicht zu wissen. Jeder Nachbar ist ein Feind oder kann es werden. Schon Voltaire gab den Rat, sich niemals erraten zu lassen. Undurchdringliche Maske vor! Unserer Zeit imponiert nicht das Interesse, das man an Menschen und Dingen nimmt, sondern die Gleichgültigkeit allem und allen gegenüber.

Und nun kommt die dritte Eigenschaft: Die Kraft des Willens. Wollen heißt Können. Und auch diese Kraft des Willens ist erlernbar. Die Mysterien der Egypter und Griechen waren Ausbildungsstätten des Willens. Mut ist eine Form des Willens und Glück ist Wille, der sich in Tat umsetzt. Also stärke deinen Willen. Ein gutes Mittel dazu ist die Gymnastik, die darin liegt, daß du irgend eine Pflicht (eine selbstauferlegte, vielleicht sogar eine ganz sinnlose) unbeirrt tust. Und vor allem zersplittere dich nicht. Lerne dich konzentrieren. Der rechte Glücksjäger hat immer sein Glück auf eine Karte gesetzt. Im Leben wie im Kartenspiel muß man sich für eine Farbe entscheiden.

Wie man sieht ist die ganze Kunst keine Hexerei. Mancherlei gehört allerdings noch dazu. Ein Amerikaner schreibt in seinem Büchlein „Wie man sich in die erste Reihe stellt“: Warte nicht auf den günstigsten Augenblick, sondern schaffe dir ihn! Und gewinne dem Leben stets seine guten Seiten ab. Denn das ist das interessanteste psychologische Problem in der Jagd nach dem Glücke: wer seine Mitmenschen unterkriegen und besiegen will, wird Pessimist den Menschen, Optimist dem Leben gegenüber. Man darf nicht glauben, daß Pessimismus, den man aus Menschenkenntnis schöpft, zur schlechten Laune führe. Im Gegenteil, er erzeugt erst die richtige Heiterkeit des Ueberlegenen.

Wenn nun der Schüler soweit ist, daß er alles dies in sich aufgenommen und gelernt hat, dann braucht er bloß noch eine gute Idee zu haben und sein Ziel ist erreicht: Er hält das Glück in Händen. Eine gute Idee ist ganz einfach eine Idee, die noch kein anderer gedacht hat. Ganz zum Schlusse ist noch zu sagen, daß zum Bilde eines erfolgreichen Glücksjägers noch eine Eigenschaft gehört: Gesundheit. Darum die Gesundheit pflegen. Wir wissen ja alle, wie das gemacht wird. Den Körper ebenso stählen wie Seele und Geist. Und dann? — Ich wüßte wahrhaftig nichts weiter zu sagen. Wer da weiß, wie man das Glück erobert und es doch nicht bezwingt, der ist nicht wert, Glück zu haben!“ — So steht zu lesen in der New-Yorker Staatszeitung. Es ist in der Tat fast nichts anzufügen. Die Methode ist so leichtfaßlich, das Rezept so klar und knapp.

Nur ein paar Einwürfe möchte ich tun. Ganz ungefüge Einwürfe, wie sie so aufblitzen in einem Kopf, dessen Art zu denken aus einer Zeit stammt, da noch nicht alles lehr- und erlernbar war. Einige Fragen möchte ich stellen von der Sorte, die der richtige Schwabe einleitet mit der schönen und tiefsinnigen Formel: „Jetzt muß i' aber dumm froge'“. Also bitte sagen Sie mir einmal: wer sind denn die Mitmenschen? Ich meine nicht meine Mitmenschen, die kenne ich ja. Ich meine z. B. Ihre Mitmenschen und dann die Mitmenschen dieser Mitmenschen. Nein, nein nein! Ich will keine Namen hören, ich will überhaupt nichts hören; ich will meine sehr dumme Frage zurückziehen und anders stellen, knapper, präziser. Also: Bin vielleicht auch ich irgend eines Menschen Mitmensch? der Ihrige oder derjenige Ihrer Mitmenschen?

„Selbstverständlich“ sagen Sie. Ja aber dann kanns ja sein, daß auch ich von einer oder gar mehreren Seiten her näher erkannt und infolgedessen verachtet werde. Sie meinen, ich soll dafür sorgen, daß man mich nicht ver-

achte. Jawohl; aber wie kann dann der andere sein Selbstvertrauen an mir stärken, wie kann er dann meine Schwäche benützen?

Er hat etwas furchtbar unbehagliches, der Rat, man solle seine Mitmenschen verachten lernen. Keiner will da mehr Mitmensch sein. Jeder will ein Ich sein, ein Zentrum. Und doch muß jeder gewärtig sein, daß von einem anderen Zentrum aus der Lasso geschleudert wird nach seinem Haupte. Sei unser eigenster Kreis noch so groß, irgendwo schneiden ihn die Kreise der andern. So lange nicht ein Mensch allein den Planeten bewohnt, so lange hat er nicht nur Mitmenschen, sondern er ist Mitmensch. Darum kann jeder Rat, der ein Glück zeigt, das aus der Haut der Mitmenschen geschnitten wird, er kann zu irgend einer Stunde mich meine eigene Haut kosten.

Sie fragen mich, ob ich noch nie etwas vom „Mob“ gehört habe, vom „Volk“, von der „großen Menge“, von den „viel zu vielen“. Diese seien es, die unter die Füße gehören.

Doch, mein lieber Herr, ich habe davon gehört. Schon sehr oft sogar, Und denken Sie nur: Ich habe es erlebt, daß einer zu mir von „der großen Menge“ sprach und damit Leute meinte, die am andern Tag ihn, den Sprecher unter den „Mob“ rechneten. Nicht wahr, das ist drollig, dieses Zusammentreffen. Es kam mir auch furchtbar drollig vor. Ich habe mit meinem Freund lang darüber gelacht. Dann aber haben wir Zwei eines schönen Tages zwei von jenen beieinander gesehen. Und als sie uns erblickten, verstummten sie, und wir wußten wie durch Eingebung, daß sie in jener Minute uns Zwei zu den „viel zu vielen“ gerechnet hatten. — Das fand ich dann nicht mehr drollig. Am eigenen Leibe hört der Spaß auf. Eine verwickelte, eine unbehagliche Geschichte, daß auf Erden jeder Ich zugleich der Andere und jeder Andere zugleich ein Ich ist. Die Operationsmöglichkeit ist einem dadurch, wenn man nachdenkt, eben doch recht sehr beschnitten.

Sie meinen, es sei dann aber doch eine Menge da, die ganz zweifelsfrei „Menge“ sei. Ein „Mob“ sans doute et sans phrase.

Ja, ja, das will ich zugeben. Aber lieber Herr, auch diesen gegenüber sind nicht alle Leute im stande, Ihrem Rat zu folgen. Es ist vielleicht verwunderlich, aber Tatsache bleibt es, daß es Menschen gibt, die es in Kuckucks Namen nicht fertig bringen, ihre Mitmenschen verächtlich zu finden. Nicht einmal die notorisch schlechten oder die notorisch dummen Kerle. Sie denken immer gleich: wenn ich in den Schuhen dieses dummen oder dieses schlechten Kerls stecken würde, wenn ich seine Eltern, seine Jugend, seine Schicksale gehabt hätte, dann wäre ich vielleicht noch viel dümmer, viel schlechter. — Sollten diese merkwürdigen Menschen mit ihrer merkwürdigen Art zu denken vom Glück ausgeschlossen sein? Schade! Bei uns im Reich muß dann mancher neben draußen stehen. Wir haben Kerle — das Wort ist mir so herausgeschlüpft —, die haben, so alt sie sind, noch keinen Wurm, viel weniger einen Nebenmenschen verachtet. Und studierte Leute sind darunter. Pfarrer und Schulmeister und Dichter; auch Kaufleute kenne ich von der Sorte, und die sind doch sonst nicht so, daß sie sich ein X für ein U vormachen lassen. Jammerschade, daß die alle ihr Glück nicht machen können. Nächst dem Selbstvertrauen, das man sich auf Grund der Verachtung des Nebenmenschen erworben hat, ist „Ruhe“ das wichtigste, wenn man Glück haben will.

„Ruhe“, das Wort klingt, wenn ohne transatlantische Definition gegeben, wie Feierabendglocken. Auch wenn man es nicht im dolce far niente-Sinn auffaßt, hat es etwas unendlich wohltuendes. Man steht auf einmal über der Situation und sieht die Wege klar vor sich liegen. Aber das ist

ein bißchen zu reichsdeutsch gedacht. Auf deutsch-amerikanisch heißt Ruhe laut New-Yorker Staatszeitung: Sein wahres Gesicht verbergen. „Jeder Nachbar ist ein Feind oder kann es werden; deshalb, was auch in uns vorgehen mag, — der Nachbar braucht es nicht zu wissen. Schon Voltaire gab den Rat, sich niemals verraten zu lassen."

Voltaire in allen Ehren. Aber ich meine fast, der Mann, der sein lebenlang nichts tat, als Autoritäten untergraben, er wird nicht erwarten, daß man ihn als eine Autorität gelten lasse. Und vollends nicht als eine Autorität, die den Weg zum Glück zeigen kann. So viel ich weiß, war sein eigenes Glück auch nicht gerade himmelstürmend. Und seinen Ratschlag, sich niemals verraten zu lassen, hat er sicher selbst nicht streng durchgeführt, sonst wäre er wohl länger als drei Jahre in des großen Fritzen Nähe geblieben. Also abgesehen von Voltaire: sollte mir wirklich, wenn ich ein wahrhaftiger und treuherziger Mensch bin, wenn ich fröhlich mein Lachen zeige und in bösen Zeiten mich an Mitweinende wende — sollte es mir dann ganz unmöglich sein, mein Glück zu finden?

Und da ich auch in dieser Hinsicht wieder nicht nur ein Selbst-Mensch, sondern auch ein Mitmensch bin, so werden mir auch andere nie ihr Lachen, nie ihr Weinen zeigen, da sie mindestens so klug sind wie ich, mindestens so eifrig Jagd machen nach dem bunten Vogel Glück? Wie schade ist das, wie jammerschade! Dieses verflixte Glück will doch recht teuer bezahlt sein. Mir kommts fast vor, als mute man mir zu, die Speckseite nach der Wurst zu werfen, und das war seiner lebtag kein kluger Handel.

Lachen, ehrliches und herzliches Menschenlachen, das ist wie Sonnenschein: es macht alle Winkel hell. Und ehrliche Tränen, die sind wie der Regen: man wittert den Segen dahinter. Und das alles müßte aus der Welt verschwinden? Ach, wenn nur der liebe Gott, der seither so schön altmodisch war, nicht auch die New-Yorker Staatszeitung liest und modern wird und hergeht und dem Glück nachläuft und aus lauter Klugheit die Sonne heimlich scheinen und heimlich regnen läßt, so daß wir nichts mehr davon merken.

Ich lese weiter: „Unserer Zeit imponiert nicht das Interesse, das man an Menschen und Dingen nimmt, sondern die Gleichgültigkeit allein und allen gegenüber."

‚Unsere Zeit'. — So viel ich weiß meint man damit nicht etwa die mittel- oder westeuropäische Zeit, das zerfließende Ding, das wir mit Chronometern zu messen behaupten, sondern man meint da eben auch wieder die liebe oder unliebe Mitmenschheit.

Nun haben wir soeben bei Punkt eins diese Mitmenschheit gründlich verachten, bei Punkt zwei ihr gründlich zu mißtrauen und sie hinters Licht zu führen gelernt — und bei Punkt drei scheint es sich darum zu handeln, ihr zu imponieren.

Da stehe ich einmal wieder vor dem großen Rätsel, vor dem ich auch bei anderen Gelegenheiten schon gestanden bin.

Der „Mob", die „Welt", die „breite Masse", die „viel zu Vielen" sind in ihrer ganzen Erbärmlichkeit klar erkannt, und an diese ganz Erbärmlichen stellt man dann Ansprüche. Die Dichter wollen von ihnen gepriesen, die Schriftsteller gelesen, die Weisen bewundert, die Gelehrten verstanden, die Künstler gefeiert sein; und der, der nach dem Glück jagt, will ihnen imponieren.

O Mitmenschheit, wie bin ich froh, daß ich „ich" bin!

Mein Freund überm Tisch drüben lacht: „Von mir aus betrachtet bist du Mitmenschheit“

Vor dem Fenster geht ein hoher Herr vorüber. Er schaut zu uns herein. Von ihm aus sind wir „breite Masse“. — Und nun kommt die Stelle von dem trainierten Willen. Sie hat mir ganz besonders eingeleuchtet. Gymnastik für den Willen! Das ist eine Forderung, die man gar nicht weit genug voranstellen kann unter all den Forderungen unserer forderungslustigen Zeit. Aber so ganz neu und von der New-Yorker Staatszeitung erfunden ist sie nicht. Da war ein gewisser Zeno — ich glaube wenigstens der wars, — der gesagt hat: der Geist will und der Körper muß. Da war, — um nur so durch die Jahrhunderte hinzustelzen wie der Storch durch den Salat — ein gewisser Marc Aurel, dann ein gewisser Feuchtersleben, die haben ganz ähnliche Vorschläge gemacht für Willenstraining wie die New-Yorker Staatszeitung. Von denen, die rein praktisch in der Sache gearbeitet haben, will ich gar nicht reden. Da hat man ganz unglaubliche Dinge erlebt. Blinde, Taube, Stumme wurden sehend, hörend, redend durch die Macht des trainierten Willens. In Amerika haben sie ein überwältigendes Beispiel dafür in nächster Nähe. Aber gesetzt auch den Fall, alle, die sich nach Glück sehnen, brächten es zu der unglaublichen Willensstärke einer Helen Keller, was könnte denn dabei herauskommen, wenn Alle die innerliche Richtung hätten, die Punkt eins und zwei des amerikanischen Glücksrezepts verlangen?

Wie hart schreitende Sensenmänner, vor denen der Tod hergeht, wäre die Schar dieser Willensstarken. Ein scharfer Pflug, ein gutes Schwert, das sind zwei gute Dinge. Aber sind sie nicht nur gut, wenn sie an der richtigen Stelle ackern, nach der richtigen Seite ausholen?

Und so ist das Größte, was der Mensch haben kann, ein starker Wille, nur gut, wenn er die rechte Richtung nimmt.

Das schmeckt ein bißchen nach Binsenwahrheit, die kein Vernünftiger wiederkäut. Aber manchmal muß man doch auch das Selbstverständliche sagen. So z. B., wenn man zeigen möchte, daß ein Glücksrezept gar nicht so harmlos ist, wie es auf den ersten Blick aussieht; gar nicht so für alle Hände.

Und noch etwas möchte ich da vom Willen sagen. Etwas so altmodisches, daß ich mich fast scheue, es vorzubringen. Ich meine: außer der Gymnastik, die darin liegt, daß man unbeirrt und starr irgend eine selbstauferlegte, vielleicht auch eine sinnlose oder sogar eine widerliche Pflicht tut, gibts noch etwas, was den Willen ungemein zu stärken geeignet ist. Es ist das, was wir Schwaben, besonders wir schwäbischen Frauen kurzweg „schlucken“ heißen. Lachen Sie nicht so verächtlich, als ob das ein Widersinn wäre. Nur wer gar nicht, aber auch gar nicht in der Praxis steht, kann bestreiten, daß „seinen Willen drangeben“ fast jedesmal „seinen Willen stärken“ heißt. Es hängt das auf geheimnisvolle Weise mit einem der großen, erst halberkannten Grundgesetze der Welt zusammen. Es ist gar nichts Mystisches, nicht einmal etwas Christliches dabei, wie Sie naserümpfend meinen; es ist ganz einfach etwas Naturgesetzliches, das wir nur noch nicht so klar und nüchtern erfaßt haben wie z. B. die Tatsache, daß beschnittene Sträucher festeres Holz haben als freiwuchernde. Und noch etwas. Aber das ist das Allerrückständigste, was ich zu sagen habe. So die richtige Alteweiberweisheit. Wenn als eine der drei Hauptingredienzien des Glücksrezeptes ein starker Wille aufgezählt ist, so sollte man außer dem „Mut“, der als eine Form des Willens lobend erwähnt wurde, auch einer anderen Form gedenken, die in aschgrauen Zeiten

vortreffliche Dienste getan hat, wenn es das Glück zu finden galt. Ich denke da — ach ich mags gar nicht sagen — ich denke an den Glauben.

Ich bitte Sie, lachen Sie doch nicht so laut! Ich versichere Sie, es ist nicht so absurd, wie es auf den ersten Blick aussieht. Sie denken natürlich nur an die bekannte Definition von Glauben: „für wahr halten, was man nicht verstehen kann und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet." Diese Definition ist nicht schlecht; aber sie ist für amerikanische Verhältnisse etwas kindlich. Würden Sie vielleicht weniger lachen, wenn ich definieren würde: „Glauben ist Wille, der sich nicht wie der andere Wille der eigenen oder sonst offen daliegender Kraft bedient, sondern der fremde, tiefe Kräfte in seine Dienste nimmt." So hats doch wenigstens einen halbwegs präsentablen Anstrich und es wird ein klein wenig klarer, inwiefern Glaube etwas mit Menschenglück zu tun haben kann. Jawohl, immer, wo es um Glück geht, darf einer, der einen Rat geben will „Glauben" in Vorschlag bringen. Nur wenn Menschen nach Pflichten fragen, soll man nichts vom Glauben reden.

„Glück ist Wille, der sich in Tat umsetzt", heißt es weiter. Schon lange, schon von Anfang an habe ich darauf gewartet, daß der Begriff Glück in dem Artikel definiert werde. Ich habe die unklare Empfindung, als ob wir immer von zweierlei Glück redeten. Da haut man natürlich aneinander vorbei. Ein paarmal meinte ich das Wort Glück in der amerikanischen Zeitung sei ein Druckfehler und es müsse glattweg „Geld" dafür stehen. Dann hätte ich mit meinen Einwürfen ja die reine Don Quijotiade aufgeführt. — Aber dann schien mir die Sache doch wieder ernsthafter. Ernsthaft schon auch deshalb, weil es Menschen gibt, die nicht ahnen, daß Glück ein so vieldeutiges Wort ist. Wie es Kinder gibt, denen Kirschen eben Kirschen sind, ob sie an Kirschbäumen oder Giftsträuchern wachsen. „Glück ist Wille, der sich in Tat umsetzt."

Jawohl: Tun, seine Kraft fühlen und nützen, seinen Lebensdrang in starkem Arm und rastlosen Händen und arbeitendem Hirn ausströmen lassen, das ist Glück. Aber doch muß ich dich fragen, liebe Seele: bist du nicht immer dann am glücklichsten gewesen, wenn du dich fühltest, wie ein willenloses Rohr, durch das ein Strom von irgendwoher durchging? Oder wie eine offene Blume, in die die Sonne schien, oder wie ein Zweiglein am Strauche, das der Wind schaukeln machte, und um das die Schmetterlinge flogen? War es nicht höchste Seligkeit, wenn du auch bei deinem Tun, bei deinem Schreiben z. B., das Gefühl hattest, als seiest du es nicht, die tat und schrieb, sondern du seiest nur das Medium, durch das getan, geschrieben wird. — Wer kennt dies Gefühl und preist es nicht als unnennbare Wonne, als Gipfel alles Menschenglücks? — Los sein von sich selbst, los sein von allem Willen, von aller Kraft — und dennoch, und gerade deshalb glücklich sein! — Purzeln da nicht alle Theorien?

Ein Verschen fällt mir ein:

> Freund, sage: „Was ist Theorie?" —
> „„Wenns stimmen müßt' und stimmt doch nie.""
> „Und was ist Praxis?" „„Frag nicht dumm.
> Wenns stimmt und niemand weiß warum.""

Nachdem wir nun Selbstvertrauen, Ruhe und starken Willen beisammen haben, kommen wir mehr flüchtig zu den mehr untergeordneten Bestandteilen des Glücksrezepts. Da ist der Ratschlag: „Zersplittere dich nicht! Du mußt dich im Leben wie im Kartenspiel für eine Farbe entscheiden". Sehr gut. Unzählige Weise, Lebenskünstler und Lebenskenner haben seit jeher das Gleiche

gesagt. Ich will nur an einen Mann erinnern, der zwar vom Kartenspiel nicht viel verstand, sonst aber nicht ohne Einsicht war, und der sich, was in unserem Zusammenhang die Hauptsache ist, in seinen Mußestunden fast ausschließlich mit der Frage nach dem Glück der Menschen beschäftigte. Dieser Mann hat einmal den Ausspruch getan: Eins ist not! Dann kommt noch die „gute Idee". Das ist nach der New-Yorker Staatszeitung einfach eine Idee, die vorher noch keiner gedacht hat. — Das ist nun aber nicht so ganz einfach. Schon zu Ben Akibas Zeit war alles schon dagewesen. Und was ist seither noch dazugekommen. — Aber so dann und wann fällt einem doch etwas funkelnagelneues ein. So dem Schreiber des Artikels, wenn er im weiteren Verlauf behauptet: „Wer seine Mitmenschen unterkriegen und besiegen will, wird Pessimist den Menschen, Optimist dem Leben gegenüber, und dieser, aus der Verachtung der Mitmenschen geschöpfte Pessimismus erzeugt die richtige Heiterkeit des Ueberlegenen".

Ist das nicht eine wundervolle Sentenz? Und neu insofern, als man dem lichten Blümlein Heiterkeit seither in der alten Welt ganz andere Wurzeln und einen ganz anderen Nährboden zugeschrieben hatte. Da sagt z. B. ein Mann, dem man sonst keine leichtfertigen Redensarten nachweisen kann, Immanuel Kant: „Die Heiterkeit kann kein Uebermaß haben, sondern ist immer vom Guten. Je mehr aber unser Geist versteht, desto seliger sind wir". Ich kann mir nicht vorstellen, daß Kant mit dem „mehr verstehen" gemeint habe, „je gründlicher wir unsere Mitmenschen verachten." —

Ein anderer Mann, den ich sehr hoch einschätze und der überdies ein Engländer ist, also zu derjenigen Nation gehört, die am wenigsten geneigt ist, den sicheren Boden unter den Füßen aufzugeben, — dieser Mann rät denen, die heiter werden wollen: „Nährt den göttlichen Teil eurer Natur: den Trieb der Bewunderung!"

Von Verachtung der Mitmenschen sagt er kein Wörtchen. Wahrscheinlich ist eben auch wieder die „Heiterkeit des Ueberlegenen" etwas anderes als Heiterkeit schlichtweg. Wie nicht alle Kirschen gleich sind.

Aber eben fällt mir ein, daß ich auch schon von nichtamerikanischer Seite von einer Heiterkeit habe reden hören, die aus Menschenverachtung emporwuchs.

Und doch — es besteht da ein feiner Unterschied. Die Männer, an die ich denke, — sie haben sich nicht auf der Jagd nach dem Glück die Trophäe der Menschenverachtung geholt. Und — was der wesentlichste Unterschied ist — sie haben diese Trophäe und die erlangte Heiterkeit nicht angesehen als ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. In stiller Resignation haben sie mit behutsamen Händen getragen, als wenigstens eine Ausbeute aus den mühsam gegrabenen Schächten, in denen sie Besseres vermutet hatten.

Dann gehört noch Gesundheit her, wenn der Mensch sein Glück machen will. Das wissen wir ja Alle, wie man sich diese verschafft. Man stählt seinen Körper, härtet ihn ab, trainiert ihn, und die Sache ist fertig. — —

In Amerika scheinen alle Verhältnisse glatter zu liegen als bei uns. Ich weiß Leute, die eine bewundernswerte Selbstverleugnung, eine Unsumme von Geduld, tausendfache Entsagungen auf sich genommen haben, um ihres Körpers Gefüge fester, widerstandsfähiger zu gestalten, — und sie haben in dieser Hinsicht nur unbedeutende Resultate erreicht. Selbst jenes schon erwähnte: „Der Geist will und der Körper muß" ist ja keine Panacee. Aber Gott sei Dank, alle Wege zum Glück sind diesen Menschen, die mit einem siechen Körper im Streite liegen, doch nicht verschlossen.

Und jetzt, während ich da nachdenke, dämmert mir etwas. Es dämmert

mir, daß bei den Menschen, die zum Glücklichsein inklinieren, der lichte Strahl aus Ritzen und Fugen quillt, wenn die gebräuchlichsten Pforten versagen.

So, wie etwa ein Mensch, in dem ein echter Maler steckt, mit den Füßen malt, wenn er ohne Arme geboren ist. Und weil dies so ist, deshalb kann das Glück nichts sein, was außerhalb liegt: Kein Wild, nach dem man jagt, kein Gut, um das man streitet. Es muß eine latente Kraft der Menschenseele sein, die bei dem einen größere, beim andern kleinere, beim einen solche, beim andern wieder andere Reize nötig hat, um aufzuwachen, um lebendig und wirksam zu werden.

Und wenn ich die Sache so ansehe, dann stimmt auch alles viel besser. Dann wird mirs erklärlich, warum dieselben äußeren Umstände nicht bei allen das gleiche Glück auslösen, ja warum die, die alles haben, oft nicht lächeln können, und die, die Mangel leiden, die sind wie die Lerchen am Frühlingstag. Wäre mir die Ahnung, daß Glück kein Gut von außen, sondern eine Kraft von innen ist, bälder gekommen, dann hätte ich natürlich den ganzen Disput nicht angefangen. Aber erst jetzt im Verlauf des Geplänkels, gleichsam mitten im Experimentieren, ist mir der Gedanke aufgeblitzt. So unerwartet und ohne sein Zutun hat Berthold Schwarz das Pulver erfunden. So sind überhaupt schon eine Menge Entdeckungen und Erfindungen gemacht worden.

Aber wenn ich jetzt auch sehe, daß in dem Disput alle Fragen von Anfang an falsch formuliert waren; ich will mich ihn doch nicht reuen lassen. Nicht allein, daß er mir eine neue Anschauung über das Wesen des Glücks gebracht hat, er war vielleicht auch sonst nicht ganz überflüssig. Jeder Mensch, auch der, der immer überzeugt war, daß das Glück eine innerliche Kraft ist, scheint das von Zeit zu Zeit, von Fall zu Fall zu vergessen, und scheint geneigt zu sein, das Glück irgendwo im Weltall zu vermuten und natürlich — zu jagen.

Schon in der Zeit des weisen Juden Sirach müssen Mißverständnisse geherrscht haben, müssen Strömungen vorhanden gewesen sein wie die, von der der Artikel der New-Yorker Staatszeitung die Essenz ist. Sonst hätte der scharfdenkende und klarschauende Mann nicht das edelste Kapitel seiner Sprüche geschrieben.

Und der, den ich schon einmal zitiert habe, und den ich dem modernamerikanischen Wesen und Denken gegenüber gar nicht gern ausspielen mag; er, der seine beste Kraft dem Studium des Menschenglückes gewidmet hat, — er hätte den bösesten Teil seiner Kämpfe nicht kämpfen müssen, wenn die Menschen nicht immer und immer wieder das Glück auf der falschen Fährte gesucht, bezw. sein wahres Wesen so grob verkannt hätten.

Zuschriften.

„E. T. A. Hoffmanns Bamberger Wohnung“.

Im Oktoberhefte Ihrer Zeitschrift veröffentlichte Carl Georg von Maassen einen Aufsatz über die Bamberger Wohnung von E. T. A. Hoffmann, der ganz im Tone des Demokritos-Weber und seiner Reise durch Deutschland Bamberg zu den „mitternächtigen“ Provinzen unseres Kulturlandes zählt. Die Einkleidung der Darlegungen mag man unter die dichterischen Lizenzen rechnen, einige faktische Irrtümer und Entstellungen bedürfen der Berichtigung.

Herr Maassen meint: „Keine Gedenktafel, gar nichts; fast glaube ich, kein einziger Mensch in ganz Bamberg weiß, daß hier ein deutscher Dichter gelebt hat“. Es ist richtig, eine Gedenktafel hat das Hoffmannhaus noch nicht, aber daß kein einziger Mensch weiß, daß hier ein deutscher Dichter gewohnt hat, ist eine poetische Vorstellung des Verfassers. Es ist ihm der große, einen hervorstechenden Charakterzug unserer Bevölkerung bildende Lokalpatriotismus unbekannt, der eine lebendige Überlieferung denkwürdiger Menschen und Dinge pflegt. Es gibt in Bamberg nicht nur eine ansehnliche „Amadäus-Hoffmanngemeinde“, sondern in der Bürgerschaft selbst ist die fortdauernde Erinnerung wach an persönliche Beziehungen der Familien zu dem Dichter.

Man erneuert hier bei jeder schicklichen Gelegenheit das Gedächtnis des Bamberger Musikdirektors und das auf den 1. September 1908 fallende Jahrhundertjubiläum seiner Ankunft hat schon vor längerer Zeit die Vorbereitungen entsprechender Feier erweckt. Als im Jahre 1905 die General-Versammlung des Gesamtvereins Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine hier tagte, führte man auf der Altenburg unter anderen Bildern aus Bambergs Geschichte auch E. T. A. Hoffmann vor. Den begleitenden Text hatte Hans Probst gedichtet. Im Winter 1906/07 hielt Professor Eheberg-Erlangen im Evangelischen Verein einen Vortrag über Hoffmanns Leben und Werk. Und im Jahre 1908 wird das Stadttheater seine Saison mit einer Hoffmann-Gedächtnisfeier eröffnen. Aus den Kreisen der Bürgerschaft ist vom Altenburg- und Verschönerungsverein bereits ein namhafter Betrag zugesagt, zur Begehung eines würdigen Festes zu Hoffmanns Ehren, an den schon die „Hoffmannstraße“ erinnert.

Am 1. Sept. 1908 wird auch das „ominöse Häuschen“ seine Gedenktafel erhalten, deren Entwurf längst fertig ist. Hätte Herr von Maassen unsere Zeitschrift „Alt Bamberg“ gekannt, die fast in jedem Hause gelesen wird, so hätte er auch gewußt, daß diese Zeitschrift oft und oft bei Schilderung des Haines, der St. Nepomukstatue usw. der sich an sie knüpfenden Phantasien des Dichters gedacht hat. Und hätte Herr von Maassen seine Schritte zur k. Bibliothek gelenkt, er würde dort in der öffentlichen Ausstellung die Originalzeichnungen von der Hand des Musikdirektors Hoffmann gesehen haben, die allen Besuchern der Bibliothek von dem Wirken des Mannes in Bamberg künden.

Man sieht da die Karikaturen „Kavallerie oder Infanterie“, und „Sechs Soldaten vom Landsturm“, ferner „Dr. Bartolo“, „Kapellmeister

Johannes Kreisler in Haustracht", „Ein Schneider", „Pasquin", sowie das große Bild „Hoffmann zeigt Dr. Marcus von der Altenburg die Stadt."

Da ich nun aber doch einmal durch die Güte der Redaktion zu Worte gekommen bin, mag mir verstattet sein, aus meiner Hoffmannmappe einige weniger oder ganz unbekannte Ausschnitte zu bringen.

Herr von Maassen schildert den Besuch des Professor J. D. Elster in Hoffmanns Wohnung im Jahre 1837, den Kunz unter dem Pseudonym Z. Funck in der zweiten seiner „Drei Novellen aus dem Leben" und Elster selbst in seinen „Neue Fahrten eines alten Musikanten" (Chemnitz 1841) in merkwürdiger Übereinstimmung geschildert haben.

Funcks Buch hat die zeitliche Priorität, aber es ist wohl möglich, daß er Elsters Aufzeichnungen benützt hat, von dem er sich auch sonst anregen ließ, denn er hat den Stoff seiner dritten Novelle im vorerwähnten Buche „Corsikanische Blutrache" nach seiner eigenen Anmerkung geschrieben „nach Mitteilungen des Helden aus den „Fahrten eines Musikanten". Herausgegeben von Ludwig Bechstein. 3 Bde. Schleusingen, Glaser, 1837 (S. 243)". Der „Held" dieser Fahrten ist eben Elster, (vergl. Funck, Drei Novellen rc. S. 139.)

Maassen nennt diese Beschreibung des gemeinsamen Besuches und die Schilderung des Hauses in Funcks Buch „Aus dem Leben zweier Dichter" (Leipzig 1836) die einzig „authentischen" Nachrichten über Hoffmanns Bamberger Wohnung. Das ist nicht richtig; man hat bisher allerdings den Indizienbeweis geführt, weil ein ganz zweifelloses Dokument unbekannt war. Hier teile ich es erstmals mit.

Der Theaterzettel des Königlich privilegierten Nationaltheaters in Bamberg für Freitag den 6. März 1812 enthält folgenden Vermerk: „Diejenigen bisherigen resp. Logen-Abonnenten, welche in den jetzigen Vorstellungen ihre vormaligen Logen zu erhalten wünschen sollten, werden gehorsamst ersucht, solches am Tage der Vorstellung Vormittags bis 12 Uhr, dem Musikdirektor Hoffmann im Zinkenwörth Nr. 50 anzeigen zu lassen, worauf sie alsdann die für sie zurückgelegten Billets an der Kasse erhalten werden".

Dieses Haus Zinkenwörth 50 trägt heute die Nr. Schillerplatz 26. Hoffmann wohnte vorher, wie von Maassen mitgeteilt, noch am 25. Mai 1809 im Zinkenwörth Nr. 56 beim Schönfärber Schneider. Hitzig druckt in „E. T. A. Hoffmanns Leben und Nachlaß" 2. Bd. 3. A. Stuttgart, Brodhag, 1839 Seite 33 einen Brief ab „Bamberg den 23. Dezember 1808. Zinkenwörth Nr. 56 beim Schönfärber Schneider," der vermuten läßt, daß Hoffmann sogleich nach seiner Ankunft in Bamberg dort einzog.

Das Schneidersche Haus liegt an an der Nonnenbrücke. Nr. 8 und 10. Hoffmann wohnte in der Hälfte, die jetzt Nr. 8 trägt. Schon gleich nach seiner Ankunft fiel Hoffmann den Einwohnern durch seine Schrullen auf. Der Neffe des Medizinalrates Dr. Weigand, der dem Dichter oft Bücher brachte, war immer erstaunt, daß Hoffmann seinen Weinflaschen Röckchen angezogen und Hütchen aufgesetzt hatte, sowie, daß er, mächtig Pfeife rauchend, beim Komponieren die Füße immer in einen Kübel mit kaltem Wasser setzte. (Nach persönlichen Mitteilungen des Herrn Kunstgärtner Weigand, des Großneffen des Medizinalrates.)

Die Liste der Einwohner des Hoffmannhauses Schillerplatz 26, die ich seit Hoffmanns Tagen zusammengestellt habe, interessiert Nichteinheimische nicht. Aus der Reihe derselben hebe ich nur besagten Elster hervor, der 1837 etwa 4—5 Tage in Hoffmanns Stube hauste. (Funck, drei Novellen S. 221 und 227.)

Was Hoffmanns Aufenthalt auf der Altenburg anlangt, so beschränkte sich derselbe nicht auf die vier Wochen im Juni 1812. Schon vorher war er oft dort oben gewesen als Gast des Dr. Marcus, (Funck, Erinnerungen S. 66) und seine Ausarbeitung der Turmzimmerfresken, deren Entwurf Funck für 1811 bezeugt, (bei Hitzig E. T. A. Hoffmanns Leben und Nachlaß 2. Bd. S. 23) im Jahre 1812 beweist das ohne weiteres. Die Fresken erwähnt Funck-Kunz ebenda 1823 noch als „wohl erhalten“, während er in seinen Erinnerungen S. 67 erzählt, der Turm sei schon 1818 „umgemalt“ worden.

Der Turm ist mit dem von Herrn von Maassen bezeichneten Erinnerungsbilde geschmückt, das im Laufe dieses Sommers wegen Vornahme von Bauarbeiten am Turme zeitweise entfernt war.

Auch in der „Theaterrose“, wo Hoffmann im Kreise der Bühnenmitglieder seine berühmten Abende zuzubringen pflegte, wird 1908 ein Bild angebracht werden.

Für Hoffmanns Weggang von Bamberg liegt wiederum ein authentisches Zeugnis von ihm selbst vor, das ich im Original wiedergebe.

Am Donnerstag den 22. April 1813 erschien in Nr. 111 des „Fränkischer Merkur“ diese Anzeige: „Seinen Gönnern und wohlwollenden Freunden empfiehlt sich bei seiner Abreise nach Dresden ganz ergebenst Bamberg den 21. April 1813 Der Musikdirektor Hoffmann.“

Sein Andenken lebt unter uns, und wenn wir nicht mit Reklame und Tamtam fortwährend ihn preisen, in stiller Liebe und Verehrung denkt mehr als ein Mensch in Bamberg sein. Wenn Herr von Maaßen gemeint hat, in Anlehnung an Hoffmanns bitteres Wort „Herrliche Gegend, — viel Leute, wenig Menschen“, uns für Böotier halten zu müssen, so mag diese kurze notgedrungene Replik ihn zu gerechterem Urteil kommen lassen.

Bamberg.

Dr. Maximilian Pfeiffer
M. d. R.

Der Verwaltungsrat der Schillerstiftung in Augsburg schreibt uns:

Die Augsburger Schillerstiftung verleiht jedes Jahr ein Stipendium von 200 Mk. an einen jungen Mann, der sich durch besondere Leistungen auf dem Gebiete deutscher Poesie oder überhaupt deutscher Literatur auszeichnet. Auch schon im Druck erschienene Arbeiten sind zur Bewerbung verwendbar. Einreichung mit Lebenslauf spätestens bis 1. Juni jedes Jahres an Studienrat Prof. Dr. Bauer in Augsburg.

Berichtigung.

Herr Dr. Rudolf Hermann teilt uns mit, daß in seinem Aufsatz über Naturkatastrophen und koloniale Hilfeleistung in der Südsee (Januarheft) eine Reihe von Ortsnamen falsch gedruckt sind. Statt Kuhail muß es heißen: Kusaie; statt Nomnia: Nomuin; statt Fananie: Fananu; statt Mamagan: Alamágan; statt Sarpan: Saipan; statt Ujelan: Ujelau; statt Morblock-Inseln: Mortlock-Inseln; statt Otimaran: Otimarau; statt Palian: Paliau; statt Utugal: Utagul; statt Sarpan: Saipan; statt Satvan: Satoau.

Literatur.

Erzählungen.

Margarete Siebert: Allerlei Liebe (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Eine neue Erzählerin von bemerkenswerter Eigenart. „Das Märchen von der Prinzessin und dem Gänsehirten“: ein Skandal auf einem Schloß auf dem Lande, ein Baroneßchen, das mit dem geliebten Kutscher gemeinsam in den Tod geht. Aber wie gut ist das erzählt, welch tiefe Blicke tun wir in das ratlose arme ungestüme Herz des jungen Geschöpfs, wie fest sind die unsichtbaren Fäden der Notwendigkeit um dies Schicksal angezogen! „Onkel Julians Vermächtnis“: Die Geschichte zweier Ehen und zweier Entsagenden; reif, verstehend, gütig, eine Fülle Herzenskenntnis lebt in dieser Erzählung. „Der Führer“: ein Predigtamtskandidat, der als Erzieher auf ein Grafenschloß kommt und dort das Herz der Komtesse gewinnt; aber seine Aufgabe weist ihn hinaus in die Wohnungen der Aermsten und die Debattierklubs der Unzufriedensten. Ein bedeutendes Thema, zu dessen Wahl die Verfasserin wohl den Tiefblick, zu dessen Meisterung sie noch nicht ganz die Kraft hatte. Aber man wird sich diese geistvolle Erzählerin merken müssen, der auch der Humor nicht fremd ist. Man darf die drei Sachen fast mit den Dorf- und Schloßgeschichten der Ebner vergleichen.

Dämmerseelen. Novellen von Arthur Schnitzler (S. Fischer, Berlin). Die fünf Novellen haben etwas Gemeinsames: Schicksale, die irgendwo in der vierten Dimension geschürzt werden; das Rätselhafte, Unbegreifliche, menschlich Unerklärliche. Damit zugleich fallen die Novellen heraus aus dem großen und reinen Reiche der Kunst, das wir Schnitzler nur ungern verlassen sehen, in die wirkungsvolle aber unreinere Sphäre artistischer Kolportageliteratur. Oesterreichisch in jedem Wort und Tonfall, von eleganter und sicherer Ironie, ist das alles erzählt zum Entzücken: vielleicht ein Nonplusultra an leichter und spielender Technik der Erzählung. Nur bleibt immer ein Rest von Unbehagen, weil all diese Geschicke eigentlich tragisch sind und bloß durch den überlegen spöttischen Vortrag Schnitzlers ironisch wirken: tragisch der toggenburgisch empfindsame Freiherr, der einem Fluche, und der Baron Umprecht, der einer Prophezeiung als Opfer fällt; tragisch die unheilbar schwermütige Vorstadtsängergeschichte; tragisch sogar der Selbstmord des Hahnreis, den sein treues Weib mit einem Negerknaben überrascht. So ist ein Zwiespalt zwischen Gegenstand und Vortrag, der den Reiz des kleinen Buches ausmacht und zugleich verstimmt.

Der Wirt von Veladuz. Roman von Georg Hirschfeld (Berlin, S. Fischer). Wohl das Rundeste und Reifste, das Hirschfeld bis jetzt auf erzählendem Gebiete gelang. Ein Seitenstück zu der Madonna im ewigen Schnee, die die Leser der S. M. im dritten Jahrgang kennen lernten. Hier wie dort Eindringen der Fremdenindustrie in die Ruhe des Gebirges; gut gegenübergestellte Kontraste zwischen Naturfriede und modernem Kapitalismus. Wie alle Werke, die dasselbe Thema behandeln, malt vielleicht auch dies die Dörfler zu hell, die Städter zu dunkel. Wer das obere Engadin kennt, wird sich in Hirschfelds Roman manchmal daran erinnert fühlen. Wer die Romane Heers kennt, ebenfalls. Nicht etwa bewußte

Nachahmung; aber unbewußte Nachempfindung eines weichen und schmiegsamen Temperamentes.

Wieviel die deutsche Erzählung an Adolf Schmitthenner verloren hat, fühlt man beim Lesen seiner letzten Werke. Die Novelle „Ein Michel Angelo" ist doch eine Prachterzählung: gescheit, gemütvoll und geistreich etwa in der Art W. H. Riehls. Die Entwicklung eines jungen Bildhauers aus armen Verhältnissen zur Kunst. Das Kleinstädtische ist besser beobachtet und aus getreuerer Kenntnis heraus dargestellt als Ateliersenen und akademische Welt. Aber ganze Schätze an Empfindung ruhen in diesem warmen Buche und oft wird der Erzähler zum Dichter und die Erzählung braust einher wie mit Sturmwinden. Noch mehr zeigt Schmitthenners Begabung für starke Kontraste der kleine Band „Aus Geschichte und Leben" (wie der vorige bei Fr. Wilh. Grunow, Leipzig). Die Leser der S. M. kennen die darin enthaltene Geschichte Ein Wort: sie zeigt den ganzen Schmitthenner, wie er zwanglos aus der Idylle ins Tragische gleitet und ans Herz rührt. Eine liebliche Kindergeschichte voll treuherzigen Humors eröffnet den Band. Zwei historische Novelletten, die folgen, könnten bei Meister Raabe stehen. Kann man Lobes mehr sagen? Besonders die zweite, Friede auf Erden, ist ganz ergreifend. Den ganzen Humor des Verfassers zeigt die Geschichte von Dickkopf und von Peterlein, und das phantastisch lustige Zaubermärchen, das den Band aufs anmutigste beschließt. Freunde des verstorbenen Dichters seien auf sein nachgelassenes Buch „Das Tagebuch meines Urgroßvaters" aufmerksam gemacht (J. Bielefelds Verlag, Freiburg in Baden): in chronikmäßiger Treue eine Pfarrexistenz um die Wende des letzten Jahrhunderts mit all ihrem Wichtigen und Kleinen, aufgeregte Zeiten durch das Fenster einer friedlichen Stube beobachtet.

Wenn ich aber sagen sollte, welches erzählende Buch des letzten Jahres den stärksten und nachhaltigsten Eindruck auf mich gemacht hat, so müßte ich Karl Asenkofer vor Karl Borromäus Heinrich nennen. Das ist mehr als Literatur: jede Zeile ist erlebt, und was noch wichtiger, jedes Erlebnis ist behutsam aufbewahrt! noch hängt der ganze Flügelstaub an den leichten Schwingen. Ein Buch von packender Ehrlichkeit, die nichts hinzu tut, und so niemals den Eindruck des Beabsichtigten, Arrangierten aufkommen läßt. Als es im „März" erschien, freute ich mich auf jede Fortsetzung. Nun, da es als Ganzes daliegt (München, Albert Langen) wirkt es noch stärker, einfacher und frischer. Eindrücke einer rauhen Kindheit, Schülerpsychologie, das ungestüme, vorlaute, überschwengliche, altkluge Wesen der zwanziger Jahre, junge Liebe, erstes Leid: was ist aus dem allen für ein strotzend lebensvoller Entwicklungsroman geworden! Die letzten Gymnasial-, die ersten Universitätsjahre sind kaum je so unmittelbar und überzeugend wahrhaftig dargestellt worden. Als Heldin steht von der ersten bis zur letzten Seite eine der ergreifendsten Muttergestalten da. Dies Buch ist so ausgezeichnet, daß man vor der Fortsetzung ganz Angst hat. Man möchte den Verfasser inständig bitten, mit dem zweiten Teil zu warten, bis er sich dem ersten an die Seite stellen kann: ja nicht zu früh, ja nicht zu viel über seine augenblicklichen Erlebnisse zu berichten, sondern in Gelassenheit und Demut geduldig zu warten, bis zum ersten meisterlichen Bande ein zweiter von selber in Stille und Sturm reif geworden ist. An dem Tag aber wollen wir uns mit ihm freuen, denn an dem Tag ist unsere Literatur um ein bleibendes Werk reicher: um ein solches, das eine Generation weiter gibt an die andere. J. H.

Der Gast der Einsamkeit und andere Gedichte. Von Max Haushofer. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.)

Es berührt seltsam, wenn man zufällig einen Literaturkalender beim Buchstaben H aufklappt und das Verzeichnis von Max Haushofers veröffentlichten Schriften liest. Da sind z. B. angeführt: „Das Lehr- und Handbuch der Statistik", „Die Grundzüge des Eisenbahnwesens", „Das deutsche Kleingewerbe" und dazwischen stehen Titel wie „Unhold der Höhlenmensch", „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits", „Der ewige Jude". Diese nüchterne Herzählung enthält das ganze geistige Doppelleben des Mannes, die Zweiseitigkeit, deren Voraussetzung ein großer innerer Reichtum ist. Er war der Träger einer praktischen Wissenschaft „und Poet dazu", wie um einen stark und kräftig erwachsenen Baum ein Schlinggewächs sich mit schillernden duftigen Blüten rankt. Die letzten dieser Blüten, an denen lange Zeit sich ein nachdenklicher Leserkreis erfreut hat, sind in dem obenerwähnten, nachgelassenen Bande zu einem Strauße vereinigt.

Eine Reihe poetischer Erzählungen leitet ihn ein, der Zyklus „Der Gast der Einsamkeit" als Erster; daran schließt sich die schöne tiefsinnige Vision „Das eherne Messer", die einen Haushoferschen Lieblingsgedanken behandelt, die Frage nämlich nach der Präexistenz. Voll Reiz ist auch das Märchen vom „Nixenbrunnen", ebenso das „Ständchen" (nach Spitzwegs Gemälde) und die morgenländische Legende „Chan Melchior". Hiernach folgt Lyrik aus den verschiedensten Zeiten von Haushofers Leben; merkwürdig reife und starke Jugendgedichte, schmerzliche Klagen um verlorenes Glück, prächtige Verse zum Preise der Vaterstadt und der späten Liebe, die des Dichters letzte Jahre noch verschönte. Zweierlei herrscht in all diesen Gedichten vor: ein ernster grüblerischer Unterton selbst da, wo eine heitere Note angeschlagen wird und ein Zug von Romantik, der durch das ganze Buch wie auch durch Haushofers frühere Dichtungen geht. Er war der letzten Romantiker einer, von den alten, die mit den sogenannten Neuromantikern keineswegs zu verwechseln sind, ein echter deutscher Denker und Idealist. Den Beschluß des Bandes macht ein dramatischer Dialog „Die Engel", der uns auf das Gebiet führt, das Haushofer mit Vorliebe bearbeitet hat: die letzten Dinge und das Geheimnis dessen, was nach dem Tode kommt. Er hat hier wieder den Philosophen und den Poeten zugleich hervorgekehrt: während die Geister der männlichen Abgeschiedenen sich über schwer zu lösende Fragen unterhalten, suchen die entkörperten Frauenseelen im Weltenraum nur nach denen, die sie auf Erden geliebt haben. An solchen Zügen ist seine Dichtung immer reich gewesen; seine Hauptwerke „Der ewige Jude" und „Die Verbannten" legen Zeugnis davon ab. Stets sind es zwei Gestalten, die er in symbolischer Darstellung uns vorführt als diejenigen, die alles überdauern und dem Menschen über das dunkle Geheimnis des Lebens und des Todes hinweghelfen, nachdem sein faustischer Wissensdrang gescheitert ist: die Liebe und die Phantasie.

In beiden hat er gewissermaßen die Leitsterne seines Lebens besungen, die ihm auch bis zuletzt treu verblieben sind. Eben weil dem so war, liest dies letzte kleine Buch sich so frisch, ist so wenig Unterschied zwischen den Jugendgedichten und den späten Versen des Sechzigjährigen. Möchte die nachgelassene Gabe eines seltenen Menschen sich und ihm viel Freunde erwerben.

München. **Helene Raff.**

Rundschau.

Lieber Simplizissimus!

Nämlich: lieber — Simplizissimus, als Pschütt. Oder: lieber — Wilke als Reznicek.

Der Verlag Albert Langen (München) gibt zwei neue Sammelbände von Zeichnern des Simplizissimus heraus: Gesindel von Rudolf Wilke und Unter vier Augen von Reznicek. Da kommen einem allerhand Gedanken.

Zum Beispiel: Wie ist es eigentlich möglich, daß zwei so gegensätzliche Zeichner bei einem und demselben Blatte mittun? Daß ein so ausgesprochen unsatyrischer Zeichner wie Reznicek zugleich der ist, der in ein ausgesprochen satyrisches Blatt die meisten Beiträge liefert und den größten Raum darin beansprucht?

Wie ist es ferner möglich, daß das Publikum unter der Flagge Simplizissimus kritiklos jede Ware passieren läßt, einen Rudolf Wilke, der ein hervorragend persönlicher Künstler ist, und einen Reznicek, der, wenn er es je war, längst nicht mehr persönlich noch künstlerisch ist, sondern nur noch als Massenlieferant galanter Platt- und Glattheiten wirkt?

Wie ist es endlich möglich, daß das schärfste satyrische Blatt Deutschlands seinen eigenen Beiträgern gegenüber alle Satyre vermissen läßt, und neben den künstlerischen Leistungen der Wilke, Thöny, Heine, Gulbransson, Pascin die monotonen Klischees der Reznicek und Heilemann Woche für Woche bringt?

Man vergleiche z. B., um den Unterschied zu sehen, mit dem neuen Reznicekalbum die fünf Blätter von Wilke: Madame Riehl als Erzieherin, Ein Gemütsmensch, Ueberbrettl, Ahnenkultus, Höhere Lakaien: aus diesen Blättern spricht ein Satyriker, ein prachtvoller Humor, eine ausgeprägte Eigenart, die von der Drolligkeit bis zur Tragik reicht. Jeder Strich bei Wilke ist charakteristisch. Was holt er nur aus den paar flächendeckenden Farben Blau und Gelb heraus! Oder er setzt Gelb, zerstäubtes Schwarzgrau, Schwarz und Knallweiß nebeneinander; oder tönt ganz fein ziegelrot; oder er haut eine wahre Schlacht schwarzer Striche, Fahrer und Klexe hin, schmeißt einige Fetzen schmieriges Weiß dazwischen, und das Ganze ist dann ein unheimlich wildes Nachtstück. Seinen Linien nachzugleiten ist ein Genuß fürs Auge. Wie sicher, ruhig und charakteristisch stehen diese bald eigensinnig hinge-

kritzelten, bald endlos gedehnten Horizonte da! Wie fein sind die verschnörkelten Landschaftszüge mit den breiten, flächigen, leeren und dennoch wuchtigen Vordergründen kontrastiert! Wie künstlerisch ist das alles!

... „Ein noch bei weitem lockenderes Ingrediens ist die Toilette, die er trotz der ersten Modehändlerinnen zu machen versteht ... die Brüssler Kanten um die wogende Schwanenbrust, und das gestickte Ballkleid, und die durchbrochenen Strümpfe, und die seidenen Pariser Ballschuhe oder ein Negligée wie aus dem leichtesten Schnee gewoben ... „Bis aufs Hemde hat er uns beschrieben, der deliziöse Mann!" ... In die ebenerwähnte Kategorie von berechnetem Augenreize für Männer gehören auch die Situationen, in welchen wir oft die Heldinnen finden. Bald wird uns ausführlich beschrieben, wie Magdalis aussah, wie sie zu Bett gebracht wurde, bald weidet man sich mit Herrn Stern an Doralicens Angst zu zwei schlafen zu müssen, bald hört man Dally im Bade plätschern ... bald sieht man ein Kammermädchen im Hemde, das kichernd um Pardon bittet, der glühenden durch alle Nerven zitternden Küsse, der Blicke beim Tanz abwärts auf die Wellenlinien der Tänzerinnen u. dgl. nicht zu gedenken ..."

Alles scheidet, alles grüßt sich wieder: ewig bleibt sich treu der Ring des Seins. Er hatte mit seinem Mann im Mond unsere Großmütter entzückt, als Reznicek löst er alle Strumpfbande frommer Scheu und erspart amurösen Greisen im Abonnement Yumbehoa und Muiracithin, als Léhar kompliziert er die bisherige Aetiologie der Gehirnerweichung: Er, der noch nie so unumschränkt geherrscht als in unsern kunstsinnigen Tagen, der alte Clauren.

Denn Clauren ist unsterblich. Paßt nicht die Beschreibung Wilhelm Hauffs heute wortwörtlich auf den Liebling des Simplizissimuspublikums? Was ist der Zweck einer Reznicekschen Zeichnung? Uns entweder einen Herrn oder eine Dame oder am liebsten beide im Negligé zu zeigen (z. B. Die Gschamige, Bittere Reue, Zur Sache, In Nizza, Der Kaufmann, Pédicure). Jedes Greisenherz schlägt höher bei einem Blatt, das ein herabgleitendes Kleid zeigt und ein elegantes Korsett (Argwohn). Ruhig, du stürmisch Greisenblut! Aber wie kannst du ruhig bleiben, wenn du der strammgespannten Linie schwarzer Strümpfe folgst bis übers Knie, dort wo die Volants der Jupons und die Spitzen des Höschens eine, wenn auch nicht koloristische, so doch erotische Symphonie bilden? (Der reichste Fürst.) Oder gar wenn der vielseitige Künstler ein junges Mädchen ins Bett steigen läßt (Die Gouvernante)? Warum heißt das Blatt: Ein Kenner? Antwort: Volants und schwarze Strümpfe. Welch feine Nüance zeigt das Blatt Abschied von der Geliebten: die Strümpfe sind grau! Man denke! Feiner noch ist Nicht couleurfähig: ein Jupon fällt, die Strümpfe sind gestreift! Warum muß das junge Mädchen (Eine gute Mutter) in der Hängematte liegen? Damit man die Spitzen der Jupons und die schwarzen Strümpfe mit weißen Tupfen sieht. Oder: Die Wittwe: der linke hochgestellte Fuß deutlich bis übers Knie, Volants und Spitzen, ein bißl Schulter, ein bißl Busen — bleib ruhig mein Herze! Oder: Verkehr mit Dienstboten: auch die Höschen fallen, die Höschen — bleib ruhig mein Herze! Oder gar: Force majeure: auch das Hemd gleitet herab, beinahe ...

Reznicek ist der Exploiteur des Beinahe.

Er malt niemals eine Nudität. So unsittlich ist er nicht. Er könnte es nämlich nicht. Sein junges Mädchen, das vor dem Spiegel in die Wanne steigt, ist dieselbe ausgezogene Dame, die vor dem Spiegel schwarze Strumpfbänder angezogen hat — voilà tout! Sein Fleisch ist beinahe moralisch reizlos gemalt. Alle die Busen, Schultern, Rücken, Arme sind wie aus Holz: sie wirken nur als Decolleté. Unbegreiflich! Reznicek soll auf der Akademie famose Akte gemacht haben. Er hat es längst verlernt. Er ist der Watteau der Höschen geworden, wie E. Heilemann der Fragonard des Badekostüms ist. Oder ist er am Ende nur der Heilemann der Höschen, und jener der Reznicek des Badekostüms? Erste Preisfrage . . .

Alle Konfektionsladnerinnen halten Reznicek für unübertrefflich chic, während alle Friseure die Flottheit rühmen, mit der Heilemann (photographierte) Gruppen nur so hinwirft. Wer hat Recht? Zweite Preisfrage . . .

Besteht ein Unterschied zwischen Heilemann und Reznicek? So wie ein Unterschied ist zwischen Sichel und Bodenhausen? Zwischen dem Süßen Mädel und der Lustigen Wittwe? Dritte Preisfrage . . .

Er kann keine Nudität malen. Er kann keine vollständig angezogene Dame wirklich elegant malen. Seine Kunst liegt — sagen wir: in der Mitte. Das Negligé ist seine persönliche Note, das Decolleté sein Feld, der Schulterausschnitt sein malerischer Horizont. Höschen. Jupons. Volants. Spitzen. Strümpfe. Vor allem Strümpfe. (Er kann nämlich auch kein Bein malen. Beweis: das Blatt Pédicure: welche Waden! der Fuß schreit mehr nach dem Orthopäden als nach Pédicure.) Also Strümpfe: graue, schwarze, gestreifte, getupfte, prallsitzende Strümpfe. Les vertus de ses défauts . . .

Wenn er eine vollständig angekleidete Dame malt, wird es entweder Gibson oder Modejournal. Das Titelblatt z. B. ist Gibson. Nur noch um eine Nummer steifer. Scheinen nicht alle Herren bei Reznicek Konfektion zu tragen? Nigelnagelneu aus dem Prince of Wales bezogen? Und ist nicht die Eleganz seiner Damen so chic wie aus dem Schaufenster eines Warenhauses?

Reznicek der Kolorist — unsagbar! Z. B. das Blatt: Eine besorgte Gattin: Hintergrund rostbraun, dazu gelbes Haar, himmelblaue Robe, dann: wie der linke Arm mit seinem knalligen Weiß als Farbenwert und als Linie sich vom Hintergrund abhebt — wie eine Kalbshaxe.

Er malt skrupellos dasselbe zweimal: z. B. Zur Sache, und Bedenken. Sein Publikum merkts doch nicht: der Mann links, die Haltung der Dame rechts, der Tisch mit der brennenden Lampe in der Mitte, die Situation überhaupt — dieselbe Kulör in Grün. Warum nicht?

Man sehe sich einmal die Reproduktion ein und desselben Witzes von Reznicek und von Gavarni an! Vor allem: nicht wahr, wir wollen uns nicht etwa wegen eines Plagiats entrüsten. Wenn für irgendwen, gilt für den humoristischen Zeichner das parodierte Zitat: Je prends son bien où je le trouve . . . In all unseren humoristischen Blättern steckt viel mehr Arbeit, Fleiß, Sitzfleisch, als der Uneingeweihte ahnt; lange geduldige Studien in alten Jahrgängen der Fliegenden, mühseliges Suchen bei Gavarni und Daumier, stundenlanges Blättern in den zwölf Bänden des Demokritos. Immer neue lustige Zeichnungen erfinden, neue Witze machen — mit dieser Zumutung würden die Witzblätter sofort matt gesetzt. Die Welt ist nicht so lustig. Sie wird trister mit jedem Tag. Darum nichts von Plagiat! Sondern nur ein Vergleich: Welcher Text zunächst ist witziger? Was ist schwerer möglich: daß aus einem Knoten eine Schleife, oder daß aus einer Schleife



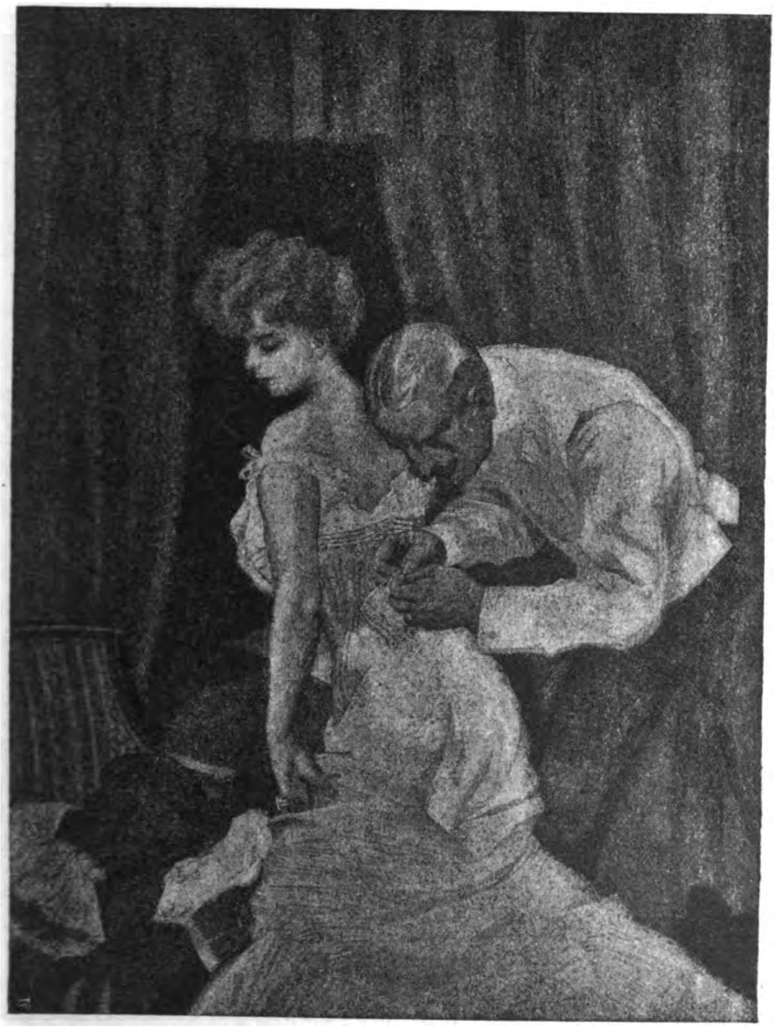
„Sonderbar, heute früh war da eine Schleife, und jetzt ist es ein Knoten!"
(Gavarni, um 1850.)*

[Aus einer Anzeige Albert Langens von Eduard Fuchs „Die Frau in der Karikatur", Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 28. August 1905.]

* Bei Gavarni heißt der Text: „Aber das ist doch mehr als seltsam, heute morgen hatte ich in der Eile einen Knoten gemacht, und jetzt ist's eine Schleife!" (Fuchs, S. 115.)

Argwohn.

(Zeichnung von F. v. Reznicek.)



„Sonderbar, heute früh war es eine Schleife und jetzt ist es ein Knoten!“

[Simplicissimus, 10. Jahrgang, Heft 9, 30. Mai 1905.]

ein Knoten wird? Wer hat also in der Eile den Witz verkorkst? . . . Sodann: Welches Blatt ist witziger? In welchem steckt mehr Humor? Durch welche Mittel hat Reznicek den Witz Gavarnis zeichnerisch — sagen wir — modernisiert?

Wir sahen in den Fliegenden oft Zeichnungen von entzückender wirklicher Eleganz: von René Reinicke, wenn er bei Laune war, von Fritz Stahl, von dem allzufrüh gestorbenen Marold. Warum eigentlich sollen wir die monotonen Blätter Rezniceks nicht beim Namen nennen? Warum das Wort zurückdrängen, das über die Lippen will? Kitsch.

Freising. **Josef Hofmiller.**

Eine Bauernhochschule.

Am 5. November wurden in Regensburg die sogenannten „Regensburger Kurse" der Landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft des Bayer. Bauernvereins (Gründer und Direktor Dr. Heim) mit großer Feierlichkeit eröffnet. Die Kurse werden zuweilen kurzweg landwirtschaftliche Fortbildungskurse genannt und dann mit landwirtschaftlichen Winterschulen und ähnlichem in einen Topf geworfen. Sie haben aber mit den Winterschulen nichts gemein als daß sie zur Winterzeit abgehalten werden, wo den Bauer die Feldarbeit nicht drängt, und daß sie für bäuerliche Kreise berechnet sind. Im übrigen sind aber die Kurse etwas ganz anderes, völlig Neues, Selbständiges und bis dato ist ähnliches nicht vorhanden.

Hundert militärgediente oder militärfreie, volljährige Bauernsöhne kommen aus den verschiedensten Gegenden Bayerns nach Regensburg, um $4^1/_2$ Monate (4. November bis 15. März) statt Sense und Spaten die Feder zu handhaben. In einem von der Zentralgenossenschaft eigens hiezu errichteten Gebäude finden sie Unterkunft und Pflege, in geräumigen modern eingerichteten Lehrsälen nehmen sie eine auf das Praktische, Wirtschaftliche gerichtete Bildung entgegen.

Ziel der Kurse ist: kaufmännisch denkende Bauern und verständige, in das Staatsleben eingeweihte Bürgermeister, Distriktsräte, Landräte heranzubilden. Solche Leute werden sich auch eignen, gelegentlich Raifeisenrechner, Genossenschafts-Schriftführer und Aufsichtsräte abzugeben. Doch ist das Letztere nur ein Zweck nebenher. Die Kurse selbst beabsichtigen durchaus nicht, irgendwelche Fachbildung, irgendwelche Aussichten oder Anwartschaften auf einen Beruf zu geben.

Wie das Ziel der Kurse, ist auch deren Betrieb ein völlig eigenartiger, am ehesten einer Verquickung von Kolleg und praktischen Uebungen an Universitäten vergleichbar. An den Kursen besteht wie an Universitäten absolute Lernfreiheit. Kein Ausfragen, keine Aufgaben, keine Prüfungen, keine Zeugnisse. — Jeder Lehrer trägt vollständig frei vor. Es ist aber alles Theoretisieren, alles Disputieren von Streitfragen, alles bloße Populärmachen theoretischer Grundsätze von vornherein ausgeschlossen.

Die Lehrer sind gehalten, immer nur das Alltägliche, das Brauchbare,

das Angewandte, das, was jedermann und speziell der Bauer im gewöhnlichen Leben selbst verrichten sollte, den Teilnehmern beizubringen. Unterrichtsfächer sind: Rechtskunde (Verwaltungsrecht, bürgerliches Recht mit Zivilprozeß, Strafrecht und Strafprozeß, insoweit diese das Laienrichtertum betreffen, Versicherungsrecht, Genossenschaftsrecht); Gemeindeschreiberei (besondere Form des schriftlichen Amtsverkehrs, gemeindliches Kassa- und Rechnungswesen, Heimatrecht, Bürgerrecht, auch Kultus- und Schulwesen 2c.); einfache ländliche und einfache genossenschaftliche Buchführung; landwirtschaftliche Warenkunde (Ankauf, Verkauf, Qualitätsunterschiede, Skonto, Rabatte, Beanstandung, Usancen, Syndikate, Kartelle, Konventionen und deren Einfluß auf die Landwirtschaft); landwirtschaftliche Maschinenkunde (Handel mit Maschinen, Merkmale guter Fabrikate, Usancen).

Für den Rechtsunterricht sind 12 Wochenstunden, für die Gemeindeschreiberei 10, für die Buchführung 7, für die Warenkunde (gegeben von Dr. Heim) 3 und für die Maschinenkunde 2 Wochenstunden vorgesehen; dazu Stenographie, System Gabelsberger, in 3 Wochenstunden. Es wird immer an der Hand von Formularien und eigens von den betreffenden Lehrern angefertigten Musterbeispielen, Musterverträgen 2c. der ganze Lehrstoff in anschaulicher Weise ohne rhetorische Floskeln, bloß mit auf das praktisch Angewandte gerichtetem Sinn dargestellt. Jeder Teilnehmer erhält Lehrbücher, Hefte, Formulariensammlungen; immer an der Hand dieser wird gearbeitet im ständigen Kontakt zwischen Lehrer und Teilnehmer.

Diese vollständige Reduzierung des Lehrstoffes nur auf das Angewandte, auf das für den Bauern Notwendige, stellt zwar an den praktischen Sinn der Lehrer sehr große Anforderungen, nur diese Beschränkung ermöglicht es, einen solchen immensen Lehrstoff mit begründeter Aussicht auf nachhaltigen Erfolg den Teilnehmern vorzulegen. Dazu kommt, daß das Teilnehmermaterial ein durchweg reifes, lernbegieriges ist, großenteils Leute, die schon Fortbildungsschulen besucht haben. Jeder Teilnehmer erhält Lehrer, Lehrmittel, Wohnung und Frühstück vollständig kostenlos; für billigen Mittag- und Abendtisch ohne Trinkzwang ist in eigener Wirtschaft der Genossenschaft gesorgt.

Die Herstellungskosten des Kursgebäudes belaufen sich auf ca. Mk. 103000, die jährlichen Unterhaltungskosten auf Mk. 15800. Die Teilnehmer sind aus den Söhnen verdienter Obmänner und Mitglieder ausgewählt. Die Anmeldungen waren schon im ersten Jahre so zahlreiche, daß ein Drittel der an und für sich aufnahmefähigen Leute zurückgewiesen werden mußte.

Es wird von Interesse sein, zu sehen, aus welchen Quellen die riesigen Gewinne stammen, die vorhanden sein müssen, damit man solche Unternehmungen ins Leben rufen kann. Die Genossenschaft wurde auch verschiedentlich wegen ihrer Wohlfahrtseinrichtungen schon angegriffen und es wurde gesagt, die Genossenschaft hätte kein Recht, das Geld zu solchen von ihr beliebten idealen Zwecken zu verwenden. Die Genossenschaft hat aber dieses Recht. Jene Gewinne, auf die der einzelne Bauer Anspruch hat, das sind die Gewinne, die aus dem Verkaufe an die einzelnen Bauern stammen. Es ist das der Gewinn, den sonst der Händler einsteckt. Dieser Gewinn kommt in Form von Rabatten, Skonto, Mindergehaltsvergütungen dem Bauern direkt zugute. Es sind das die mehr als eine halbe Million Mark, die seit Bestehen der Zentralgenossenschaft ihren Mitgliedern gutgeschrieben wurden. Ueber dem Händler aber steht der Großhändler und über diesem die Fabrik oder der größte Handel, der Handel auf dem offenen Markt, an der Börse. Den Gewinn, den der Großhändler einsteckt, den kann niemals der einzelne Bauer beanspruchen,

auch nicht die einzelne Genossenschaft; dieser Gewinn kann nur erzielt werden durch den allergrößten Bedarf an einem Artikel. Als Beispiel hiefür mag dienen, daß die Zentralgenossenschaft an einem Tag an einem Artikel schon Abschlüsse bis zu einer Million betätigt hat. Nur allergrößte Genossenschaften — und zu den allergrößten Genossenschaften gehört jetzt die Zentralgenossenschaft des bayer. Bauernvereins — können diesen Gewinn, den der größte Handel einsteckt, erreichen. Kleine und mittlere Genossenschaftsverbände können diesen Gewinn niemals machen; sie müssen ihn liegen lassen. Hat davon der Bauernstand etwas? Und ist der Bauernstand davon geschädigt, wenn eine zielbewußt geleitete Genossenschaft den gesamten Großhandel ausschaltet und in einigen Artikeln der Landwirtschaft nicht aus dritter, vierter, fünfter Hand, sondern direkt am Produktionsort kauft und schiffsweise oder eisenbahnzugsweise bezieht?

Ein anderer Gewinn, an dem der Landwirt grundsätzlich unbeteiligt ist, ist der Konjunkturengewinn. Der einzelne Bauer bekommt Ware doch immer nur zum Preise des Tages. Durch glücklichen, rechtzeitigen Einkauf war die Genossenschaft im Laufe der Jahre bei den wichtigsten Konjunkturartikeln in der Lage, ihren Mitgliedern für viele Hunderttausende billiger als der Tagespreis abzuliefern und dennoch einen Gewinn zu erzielen.

Aus diesen Quellen rührt der Gewinn, aus dem die Wohlfahrtseinrichtungen der landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft geschaffen sind; es ist der Gewinn des kaufmännischen Genies der Genossenschaftsleitung. Andere Kaufleute stecken diesen Gewinn in die eigene Tasche und denen bekritelt niemand ihre „Uneigennützigkeit".

Daß die Genossenschaft auf Erfolg dessen, was am 5. November begann, rechnete, beweist, daß sie es errichtete. Daß sie sich nicht verrechnete, wird sie in einigen Monaten quittieren. Jedenfalls war es aber notwendig, einmal einen gründlichen Versuch damit zu machen, brauchbare, praktische Bildung ins Volk zu tragen. Daß ein derartiges Institut — errichtet aus privaten Mitteln, ohne Zuschüsse von Gönnern, ohne die lächelnde Huld der geneigten Regierung — ziemlich isoliert auf der Erden stehen wird, das wird uns kaum jemand bestreiten. Gerade für den Bauernstand ist eine derartige Bauernhochschule doppelt notwendig. Der Arbeiter, der Bürger in der Stadt, sie dürfen nur vor die Türe gehen und Hunderte von Bildungsmöglichkeiten und Tausende von Gelegenheiten sich Rat zu erholen, bieten sich ihnen dar; Volksbibliotheken und Lesehallen liefern Büchermaterial, gemeindliche und gemeinnützige Einrichtungen sorgen für Rat im Einzelfall — — und wenn es sein muß, bringt einen die Trambahn in ein paar Minuten zum kundigen Freunde oder zum Anwalt.

Der Bauer auf dem Lande hat all das nicht. Er hat zwar Lesen und Schreiben gelernt, doch sind ihm das ungewohnte Dinge; Pflug und Schaufel sind seine Feder, womit er sein Tagebuch, das Ackerland, beschreibt; der Anblick von Weib und Kind, das ist sein Lesen am Abend nach Tages Mühe. Ob am Raine seiner Fluren die Bahnzüge vorübersausen und in den Drähten des Telephons über seinem Kopfe die Erdkreise sich begegnen, — er bleibt gebunden an seine Scholle, in seinen kleinen Kreis gebannt. Wer einen geputzten Städter aus ihm machen will, sündigt an ihm. Aber ein moderner Wirtschafter muß aus ihm gemacht werden!

Kein Zweifel, daß bald auch andere Stände nach derartigen Wirtschaftshochschulen rufen werden. Wir werden deren Gegner nicht sein. Möge der Staat Mittel geben soviel er hat, und mögen die reichen Privaten, die mehr

Uebriges und Entbehrliches haben als der Staat, aus eigener Munifizenz Dutzende von solchen Instituten schaffen und ihre Namen in meterhohen goldenen Buchstaben über die Türen eingraben lassen, mögen schließlich unsere Kurse nur mehr ein kleines unbedeutendes Institut unter vielen anderen sein, so das letzte, wie es heute das erste ist: — niemanden würde das mehr freuen als uns.

Und wenn nach 10 Jahren Tausend oder Zweitausend von Bauernsöhnen — die Genossenschaft errichtet vielleicht noch einen zweiten solchen Kursus in Würzburg, Grund dafür ist bereits angekauft —, die bei uns die Kurse besuchten und bis dahin Bürgermeister, Distriktsräte, Landräte, einflußreiche Leute in ihrem Dorfe geworden sind, in den verschiedensten Gegenden Bayerns sitzen, — sie werden Kulturzentren bilden und ihre Kenntnisse ihrer Umgebung weiter mitteilen; jeder ein Sammelpunkt in seinem Kreise, jeder in seiner auf Einsicht gegründeten Redlichkeit und Willigkeit eine Säule des Staates und des Christentums. Sie werden sein, wie der Sauerteig, der alles durchsäuert.

Die Kurse sind seit zwei Monaten im Gang. Und die bisherigen Erfahrungen? — Buchstäblich über alle Erwartung. Alles voll Ordnung und Lerneifer. Nicht ein einziger Exzeß kam bisher vor. Und doch sind nicht einmal in den Schlafsälen Zimmerälteste aufgestellt; außerhalb der Unterrichtsstunden sind die Kursisten ganz ohne Aufsicht und völlig frei; sie können tun und hingehen, wo und wie sie wollen. Bis 7^h, 8^h abends sitzen die Leute fast alle in den Arbeitssälen und schreiben und lernen. Man möchte behaupten, daß 100 Universitätsstudenten sich nicht in solcher Ordnung, so ohne alle Störung, zusammenhalten ließen.

Außerhalb des Lehrplans werden, der Anregung und Abwechslung halber, besondere Vorträge von anderen als den ständigen Lehrkräften abgehalten. So bisher: Dr. Weber-Regensburg: über einfache Formen der Architektur; Dr. Attinger und Geschäftsführer Süßkind-München: über Viehverwertung; Privatdozent Dr. Grashey-München: über erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen auf dem Lande; — sexuelle Hygiene.

Die bisherigen Erfahrungen geben die Gewähr, daß die Kurse von reichem Erfolg begleitet sein werden. Das war nicht anders vorauszusehen.

Regensburg. Aug. Buckeley,
Dr. iur. et rer. pol.

Vom Münchener Musikleben.

Das Musikleben einer Stadt ist nicht ohne weiteres identisch mit der Summe der in ihr veranstalteten Opernaufführungen und Konzerte; seine Intensität kann mit bestimmt werden durch das Wirken derjenigen Künstlerpersönlichkeiten, deren stilles Schaffen oder deren Hervortreten an die Oeffentlichkeit einem tollen Opern- und Konzertbetrieb bestimmte Bahnen anweisen. Solche Persönlichkeiten mögen schließlich ungestraft fehlen, wo, wie in Berlin, die größten ausübenden Künstler mit einer gewissen Notwendigkeit auftreten müssen und wo die Qualität der Gesamtleistungen infolge eines wirklich überwältigenden Angebots von Gutem durch den Andrang der Mittelmäßigkeiten auf keinen Fall paralysiert werden kann.

München war bis vor kurzer Zeit die führende deutsche Musikstadt. In der Pflege des Wagnerschen Kunstwerks stand es obenan, und das Konzertleben wurde wohl durch zahllose Veranstaltungen von minderbegabten und deshalb nur für den Lehrberuf prädestinierten Elementen gestört, erhielt aber durch die naturgemäße Berücksichtigung des Wirkens der besten heimischen Komponisten ein immerhin bedeutendes Wesen. Davon brauche ich nicht viel Worte zu machen in der schönen und lieben Stadt, wo alles Gute mit so rüstiger Beharrlichkeit gepriesen und alles weniger Vollkommene mit so erfreulich christlicher Liebe bemäntelt wird.

Heute aber stehen wir vor einer Krisis: Ein unsinniges Massenaufgebot von Konzertgebern auf der einen — ein beunruhigendes Abströmen wertvoller produktiver Kräfte auf der anderen Seite.

Ludwig Thuille ist gestorben, Siegmund von Hausegger findet kein Feld für die Entfaltung seiner bedeutenden Dirigentenbegabung, Max Reger ist nach Leipzig gegangen, Felix Weingartner übernimmt als Nachfolger Mahlers die Wiener Hofoper; Hans Pfitzner, der nach München dauernd übersiedeln wollte, hat einen Ruf als Direktor des Straßburger Konservatoriums und Leiter der dortigen Abonnementskonzerte angenommen, und Max Schillings hat sich entschlossen, die künstlerische Direktion der Stuttgarter Oper zu übernehmen. Wer sich daran erinnert, daß Richard Strauß Bayer und bayerischer Hofkapellmeister a. D. ist, muß ehrlicherweise eingestehen, daß die hervorragendsten deutschen Komponisten und Dirigenten München den Rücken kehren und daß nur einer von ihnen durch einen frühen Tod abberufen worden ist.

Nun bleibt allein Felix Mottl, der Dirigent, und Friedrich Klose, der Komponist. Ein Glück, daß wenigstens diese beiden noch festsitzen, aber ein Unglück, daß alle die anderen gehen, bevor ein halbwegs entsprechender Ersatz geschaffen werden kann. Das Lamentieren über die Fortberufung eines einzelnen Künstlers ist gewiß Torheit, aber das Bedauern über einen auffallenden Exodus der stärksten Talente ist es nicht. Das Bedauern ist groß, obwohl die öffentliche Meinung zu wohlerzogen ist, als daß sie ihm kräftigen Ausdruck geben möchte. Wenn eine hübsche Schauspielerin scheidet oder ein Tenor nach Amerika beurlaubt wird, dann erhebt sich lautes Wehklagen. Daß Reger, Weingartner, Pfitzner und Schillings München verlassen, wird schon weniger schmerzlich empfunden. Wie es in großen Badeorten Sitte ist, daß über das Auftreten epidemischer Krankheiten nichts an die Oeffentlichkeit dringt — aus Geschäftsrücksichten. Vielleicht ließe sich indessen auch die Anschauung vertreten, daß die Abwanderung bedeutender Tonkünstler gerade aus Geschäftsrücksichten, vornehmlich im Hinblick auf den verehrten Fremdenverkehr, verhindert werden müßte.

Doch wir wollen diesem Gedankengange nicht folgen, sondern seine literarische Verwertung den Berufenen überlassen. Es handelt sich hier darum, eine Tatsache zu konstatieren und ihren Ursachen nachzugehen.

Als Reger ans Leipziger Konservatorium berufen wurde, ließ man ihn ohne Schwierigkeiten ziehen. Eine „pragmatische“ Stelle war nicht frei, und da eine pragmatische Stelle natürlich nicht so mir nichts, dir nichts geschaffen werden kann, mußte die Akademie der Tonkunst einen Komponisten von Weltruf verabschieden, um den die Leipziger froh sind. Als Felix Weingartner einsah, daß das Kaim-Orchester einem Dirigenten von ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit auf die Dauer nichts bieten kann, legte er die Leitung der Kaim-Konzerte nieder. Seine Bühnenwerke hatten für die Leitung der Hofoper kein Interesse, seine Kompositionen für den Konzertsaal begegneten scharfer, oft allzuscharfer Kritik. Kein Wunder, daß Weingartner (der nicht nur ein sehr feiner Künstler, sondern auch ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle ist) sichs nicht lange überlegte, ob er die stille Verborgenheit in dem gemütlichen und architektonisch prächtigen München mit Wien vertauschen solle, wo er die von Gustav Mahler zehn Jahre lang mächtig geförderte Oper übernommen hat. — Für Siegmund v. Hausegger war seinerzeit der Posten des Dirigenten der Volksymphoniekonzerte etwas zu bescheiden geworden. Er ist seitdem ein „erster“ Konzertdirigent geworden, doch in München ist kein Platz für ihn.

Hans Pfitzner ist ein Genie. Man darf das auch in dieser Zeitschrift sagen, die seinen Namen in der Reihe ihrer Herausgeber trägt. Denn die Wahrheit darf man selbst dann sagen, wenn sie einen nicht pragmatischen Kapellmeister oder Musiklehrer betrifft. Vor Jahren bestand die Möglichkeit, Hans Pfitzner dauernd an das Münchener Hoftheater zu fesseln, damals, als die noch von Possart und Zumpe angenommene Rose vom Liebesgarten so tiefgehenden Erfolg davongetragen hatte. Daß der Komponist dieses ungeheuren Werkes (es ist übrigens nicht sein einziges) auch ein Dirigent ersten Ranges ist, hatte Pfitzner schon früher bewiesen, zuletzt aufs Neue in den Abonnementskonzerten, um die er die heurige Konzertsaison bereichert. Hans Pfitzner ist nicht ans Hoftheater engagiert worden, und seit einigen Jahren ist die Rose vom Liebesgarten, obwohl sie jeden Tag zu besetzen wäre, vom Spielplan verschwunden. Der Arme Heinrich findet bei der Operndirektion keine Gnade, das Christelflein ist zu wehrlosem Schlaf verurteilt nach vier mittelmäßigen Aufführungen. Und Pfitzner, den die Unterweisung eines undisziplinierten Orchesters zweiter Klasse nicht befriedigen mag, geht nach Straßburg im Elsaß. Hier jubelt man ihm zu.

Max Schillings gehört zu den interessantesten und erfreulichsten Erscheinungen des Münchener Musiklebens. Ein ernster, aufrechter und männlicher Charakter, ein Mensch von tiefer Bildung und glücklicher Selbständigkeit des Denkens, ein gewichtiger, allgemein anerkannter Komponist von unerbittlicher Selbstkritik und vornehm-sicherer Gestaltungskraft. Seit Thuilles Tod war Schillings der Träger einer jungen, aber starken und schon ruhmvollen Tradition. Auch sein Name hat München den Ruf der führenden Musikstadt in Deutschland geschaffen. Er ist als Künstler eine klare, reife und selbstbewußte Persönlichkeit; er ist aber auch ein treuer und edler Förderer aufblühender Talente gewesen. Herman Zumpe, dessen Andenken bei den Freunden seiner rastlos uneigennützigen Arbeit noch frisch lebendig ist, hat sich des dramatischen Komponisten Max Schillings in Schwerin und München energisch angenommen. In Karlsruhe verdankte man Felix Mottl die

erste Bekanntschaft mit Ingwelde. Seit Jahren sind beide Werke vom Repertoire der Münchener Hofoper verschwunden. Dabei ist der Pfeifertag noch heute mit denselben Kräften zu besetzen, die bei der Premiere mitgewirkt haben, und an Personal für eine würdige Aufführung der Ingwelde fehlt es auch im Jahre 1908 nicht. Es fehlt an anderem. In Dresden und Schwerin ist Max Schillings' Moloch gegeben worden; in München, der zweiten Heimat des Komponisten, steht das Werk bis jetzt wohl aut der Liste der Novitäten, aber man wird es nicht vor Juni 1908, d. h. nicht vor Beginn der heißen Zeit und nicht allzu lange vor den Ferien herausbringen.

Es war daher begreiflich, daß Schillings dem Stuttgarter Ruf folgte. Er gehört nicht zu den Leuten, die etwa aus gekränkter Eitelkeit eine liebgewordene Stadt verlassen, wohl aber zu den merkwürdigen Menschen, die in sich die Aufgabe fühlen, zu schaffen, und die ihrer Aufgabe nachgehen, wo ihnen der Boden zum Schaffen bereitet werden will.

Eine gelegentliche Aufführung der Hexenlied-Musik mit Ernst von Possart könnte Max Schillings auf die Dauer in München nicht festhalten.

Wer den inneren Schwierigkeiten des Betriebs der ersten Opernbühne Deutschlands — das will doch München sein — fernsteht, darf sagen: Es fehlt an dem ernsten und lauteren Willen, die führenden Geister unter den deutschen Komponisten an die Metropole Süddeutschlands zu fesseln. Es fehlt an der Erkenntnis moralischer Verpflichtungen, es fehlt an jenem höchsten künstlerischen Ernst, der sich in opferwilligem, unermüdlichen Eintreten für die Besten der Zeit erweist. Und das ist traurig.

Daneben fehlt es an dem Willen, Männer an der Akademie der Tonkunst zu halten, die München zur Ehre gereichen würden. Schließlich fehlt es aber auch an an einem zweiten Orchester, das hervorragende Dirigenten zu hervorragenden Leistungen veranlassen könnte.[1])

Soviel darüber, weshalb Max Reger, Siegmund von Hausegger, Felix Weingartner, Hans Pfitzner und Max Schillings außerstande sind, der Stadt treu zu bleiben, die ihrer Eigenart nach dazu bestimmt wäre, die Führung im Musikleben des Reiches zu behalten. Es war einmal. Man vergegenwärtige sich nur noch, was von dem musikalischen München übrig bliebe, wenn Mottl und Klose scheiden würden.

Sollte jemand darauf erwidern: „München hat auch die Entfernung von Richard Wagner, Peter Cornelius, Hans von Bülow und Richard Strauß glücklich überwunden", so würde dieser Jemand in München einigen Beifall finden.

München. Paul Busching.

[1]) Das Kaim-Orchester ist von der beträchtlichen Höhe, auf die es Zumpe, Löwe und Weingartner gehoben hatten, leider herabgesunken. Der Streit um seine künstlerischen Qualitäten erfüllt die Zeitungen. Ueber seine moralischen Qualitäten ist kein Wort zu verlieren: Ein Orchester, das es fertig bringt, gegen eine unbefangene und auch im Tadel stets wohlwollend gerechte Kritik so plump und gehässig zu demonstrieren, wie das Kaim-Orchester jüngst gegen Dr. Rudolf Louis demonstriert hat, kann für Dirigenten von Ruf und Selbstachtung nicht mehr in Betracht kommen. Weil kein Kapellmeister und kein Kritiker mehr davor sicher ist, daß das Kaim-Orchester vor den Augen des Publikums gegen ihn demonstriert, ist dieses Orchester bis auf weiteres für den ernsthaften Musikbetrieb erledigt. Das ist sehr schlimm; denn das Orchester ist heute noch unentbehrlich für München.

Vormärzliche Studien.

Auf meinen Artikel „Sylvesterbetrachtung“ in Nr. 1 der „Süddeutschen Monatshefte versandte Herr Dr. Ludwig Thoma an einige Zeitungen nachstehendes Schreiben:

München, 16. Dezember 1907.

Sehr geehrte Redaktion!

Ich habe mir erlaubt, am 15. Juli 1907 im „März“ die Ansicht zu äußern, daß Herr Dr. Karl Peters gegen die vorläufig noch gültigen Humanitätsbegriffe handelte, als er eine Frau und ehemalige Bettgenossin tagtäglich auspeitschen und hinterher aufhängen ließ.

Herr Josef Ruederer schreibt in den „Süddeutschen Monatsheften“, daß ich diese „kolonialfeindliche“ Ansicht erst dann gefaßt habe, als Herr Karl Peters die Aufforderung zur Mitarbeit am „März“ unbeantwortet gelassen hatte.

Diese liebenswürdige Unterstellung verletzt mich nicht.

Wenn Herr Ruederer, wie er versichert, von Herrn Peters „direkt“ wußte, daß „derselbe März“ den Herrn Reichskommissarius zu einer Beratung über die Grundzüge der neu zu schaffenden Zeitschrift eingeladen hatte und daß der Herr Reichskommissarius die „zuvorkommende Aufforderung“ unbeantwortet ließ, dann hat er ebenso viel Unwahrheiten „direkt“ zu wissen gekriegt.

Ich muß vorausschicken, daß ich zuerst durch Herrn Ruederer über die redaktionelle Korrespondenz mit Herrn Peters informiert wurde; das war also heute. Vorher hatte ich keine Ahnung von diesem weltgeschichtlichen Vorgange. Die Korrespondenz mit den Herren Autoren liegt in den Händen des Herrn Kurt Aram und ich habe mich nicht um sie zu kümmern; Herr Ruederer mag mich entschuldigen, wenn ich nicht blase, was mich nicht brennt. Wahrscheinlich hat der Briefwechsel mit Herrn Peters auch Herrn Aram nicht so tief erschüttert, daß er sich sogleich hingesetzt hätte, um mit der Nachricht meine damalige Stadelheimer Ruhe zu stören.

So breitete sich der Schleier des Vergessens über die Tatsachen, und mir blieb dieses Allerwichtigste unbekannt.

Heute habe ich auf die freundliche Anregung meines Herrn Kollegen in literis Josef Ruederer, Herrn Aram gebeten, mich zu informieren.

Herr Aram zeigte mir das Dossier Peters, welches nicht sehr umfangreich ist. Am 6. Oktober 1906 schrieb Herr Aram an Dr. Carl Peters, London S.W., Buckingham Gate 68, er möge ihm einen Artikel über ein koloniales Thema schicken. Honorar usw.

Gravierend ist in dem Briefe, daß Herr Aram den Herrn Reichskommissarius als „hochverehrter Herr Doktor“ anschrieb.

Herr Dr. Carl Peters war keineswegs so unhöflich, wie Herr Ruederer behauptet, diese Anfrage „unbeantwortet“ zu lassen.

Au contraire schrieb er aus der Buckingham Gate, London S.W., am 22. Oktober 1906, daß er die Gründung des „März“ als „besonders glück-

lichen Gedanken bezeichnen müsse", und daß er von Zeit zu Zeit gerne mitarbeiten wolle.

Höflich, wie nun Herr Aram ist, bedankte er sich für diese Bereitwilligkeit am 16. November 1906 und fragte an, ob er vielleicht gelegentlich der im Neuen Verein angekündigten Anwesenheit des Herrn Peters mündlich über ein zu erwählendes Thema mit ihm sprechen könne.

Herr Dr. Peters war hinwiederum so liebenswürdig, Herrn Aram die mündliche Besprechung in Aussicht zu stellen. Er schrieb, daß er dann und dann in seinem Münchener Hotel zu sprechen sei.

Weiteres findet sich in dem Dossier Peters nicht.

Die Einladung ins Hotel zu kommen, machte auf Herrn Aram keinen so unauslöschlichen Eindruck, daß er sie nicht vergessen hätte. Er ging nicht hin und überließ Herrn Peters während seines Münchener Aufenthaltes ausschließlich seinem Freunde Ruederer.

Das sind die Tatsachen.

Es betrübt mich, daß mein Herr Bruder in Apoll mit heftiger Unterdrückung seiner gewiß nicht mangelnden kollegialen Gefühle glaubt, ich richte meine Ansichten mit Rücksicht auf die Redaktion — vielleicht auch auf die Expedition? — ein.

Trotzdem möchte ich dieses Bild, welches er sich von mir macht, und das er mit liebenswerter Offenheit den Lesern der „Süddeutschen Monatshefte" vorführt, nicht zerstören.

Ich bemerke lediglich, daß er seine Entrüstungsgrundlagen nicht von Dr. Peters beziehen sollte. Der Herr Reichskommissarius haben ein schlechtes Gedächtnis.

Warum hätte ihm Herr Aram zürnen sollen? Weil er bereitwilligst seinem Ersuchen stattgab? Oder weil er im Hotel vergeblich auf Herrn Aram wartete?

Das gibt keinen Sinn.

Und was ist das für eine Geschichte mit den Grundlagen des „März", über die mit Herrn Peters beraten werden sollte?

Diese Grundlagen standen lange vor dem Herbste fest; und von uns dachte im schönen Frühling 1906 keiner an Herrn Dr. Peters.

Wie denn überhaupt in gewöhnlichen Jahren 365 Tage verstreichen können, ohne daß sich z. B. meine Gedanken auf den Herrn Reichskommissarius wenden.

Sie hingen sich nur ausnahmsweise in diesem Sommer an ihn, als meine Heimat von dem Lärm dieser furchterregenden Afrikaforscher und preußischen Generäle widerhallte. Da erlaubte ich mir eben zu bemerken, daß man so im gewöhnlichen Leben die Damen, mit denen man sich erlustiert hat, nicht hinterher auspeitschen und aufhängen läßt.

Vielleicht verstößt diese Ansicht gegen patriotische Gefühle, aber ich bleibe bei ihr. Selbst wenn der Herr Reichskommissarius auf den „März" abonnieren würde.

Und dann: Findet Herr Ruederer, daß Herr Aram meinen Artikel nicht bringen durfte, weil er Herrn Dr. Peters lange vor dem Münchener Prozesse und seinen Ergebnissen um einen Artikel ersucht hatte?

Ich bin doch meines Wissens von den „Süddeutschen Monatsheften" sehr oft um Mitarbeit ersucht worden. Ja, ich habe sogar meinen „Heiligen Hies" und andere Geschichten der Monatsschrift gegeben — und doch findet sich darin ein Raum für so wohl bewiesene Verdächtigungen gegen mich.

Noch im Sommer 1907 hat mich die Redaktion um einen Beitrag gebeten, was ich ohne Bitterkeit feststelle. Ich gestehe den „Süddeutschen Monatsheften“ das unbeschränkte Recht zu, ihr Schlimmstes an mir zu tun und meine Gemütsverfassung von Grund aus zu ruinieren. Ich bin genügend Altbayer, um mir dabei was Kirchweihmäßiges zu denken. Nur den Satz dürfen die Monatshefte nicht aufstellen, daß ein beinahiger Mitarbeiter sakrosankt sein soll, wenn sie selber einen wirklichen Mitarbeiter verreißen.

Denn das stimmt wieder nicht. Ludwig Thoma.

Aus dieser Zuschrift zitiere ich zunächst folgende Frage: „Findet Herr Ruederer, daß Herr Aram meinen Artikel nicht bringen durfte, weil er Herrn Dr. Peters lange vor dem Münchner Prozesse und seinen Ergebnissen um einen Artikel ersucht hatte?“

Darauf muß ich zur Antwort geben: Ja, das finde ich allerdings. Denn erstens war's gar nicht so lange vor dem Prozesse, zweitens brachte weder die Veröffentlichung der Disziplinarurteile noch die Zeugenvernehmung besonders neue Momente. Daß Peters, ob ihn nun der Herr Aram „Herr Doktor“, „Herr Reichskommissär“, oder „Ew. Hochwohlgeboren“ angeredet hat, kein so ganz zahmer Herr war, hätte der „März“ auch schon im Oktober wissen können, wenn er anders auf kolonialem Gebiet ein bißchen beschlagen war. Und er hat es gewußt. Ja, man darf getrost behaupten, selbst auf die Gefahr hin, wieder einer Unterstellung bezichtigt zu werden, daß er ihn gerade deshalb aufgefordert hat, weil er kein so ganz zahmer Herr war. Lyrische Gedichte wird man von ihm wohl nicht erwartet haben, sondern eben das, was er angeblich begangen hatte, sollte die Anziehungskraft, die Sensation bilden für den Leserkreis jener Zeitschrift, die in ihren Erlassen sagt, daß sie nicht sein wolle wie die andern, sondern eigene Wege gehe.

Und weil wir gerade bei der Aufforderung zur Mitarbeiterschaft sind, kanns gleich an die „Südd. Monatshefte“ gehen. Herr Dr. Thoma sendet ihnen mit unzweideutiger Geste eine solche im Sinne des Götz von Berlichingen zu. Das ist an sich sehr urwüchsig, ja ich gestehe, daß ich als enger Landsmann des Dichters der „Grobheiten“ mich dieser Wendung selber in gewissen Intervallen bei passenden Gelegenheiten gern zu bedienen pflege. Nur suche ich mit solch altbayrischer Philosophie mehr eine souveräne Weltverachtung, eine allgemeine Anschauung gewisser Wesen und Dinge zu verbinden, als gerade strikte Beweise in den Grenzen der Logik zu führen.

Das tut Herr Dr. Thoma leider nicht. Deshalb muß ich ihn auf den Unterschied zwischen der Handlungsweise des „März“ und der „Südd. Monatshefte“ aufmerksam machen. Er hat in einer Zeitschrift als deren Mitherausgeber er an erster Stelle steht, einen Mann als Knirps und offenkundiges Scheusal abgekanzelt, einen Mann, der von derselben Zeitschrift neun Monate vorher zur Mitarbeiterschaft eingeladen wurde. Die „Südd. Monatshefte“ dagegen haben mit der Publizierung meiner Sylvesterbetrachtung einem Artikel

Raum gegeben, der im Hauptpunkte diese Tatsachen festgelegt und in einigen Nebenpunkten die Sprünge des „März“ und seiner Herausgeber glossiert.

„Wohl erwiesene Verdächtigungen“ nennt Herr Dr. Thoma diese Glossen. Sehen wir uns also Rede und Gegenrede an. Hören wir aber auch, was Dr. Peters dazu meint. Denn wenn er im lieben Deutschland auch vogelfrei ist, für jeden der zur Partei der Vollen, der Ganzen, der Unentwegten gehört: ich persönlich, der ich ihn seit zwanzig Jahren mit allen Fehlern und Vorzügen kenne, der ich sein Wirken und Schaffen getreulich verfolge, sehe nicht ein, warum ich seinen Worten weniger Glauben schenken sollte, als denen der Herren Langen und Genossen. Bin ich damit „patriotisch“, dann soll mirs auch darauf nicht ankommen. Liebedienerei ists jedenfalls nicht. Man fährt heutzutage bequemer, wenn man in der Garküche der allgemeinen Meinungsfabrik gegen Peters eintritt. Zu dieser Ueberzeugung ist nach mehrfachem Kokettieren mit verbotenen Früchten auch der Verlag des „Simplizissimus“ und des „März“ gekommen, obwohl das erstgenannte Unternehmen, wie offizielle Waschzettel verkünden, negativ, das zweite positiv sein sollte.

Doch hören wir auf Herrn Dr. Thoma. Er sagt: „Ich muß vorausschicken, daß ich zuerst durch Herrn Ruederer über die redaktionelle Korrespondenz mit Herrn Peters informiert wurde; das war also heute. Vorher hatte ich keine Ahnung von diesem weltgeschichtlichen Vorgange. Die Korrespondenz mit den Herren Autoren liegt in den Händen des Herrn Kurt Aram, und ich habe mich nicht um sie zu kümmern; Herr Ruederer mag mich entschuldigen, wenn ich nicht blase, was mich nicht brennt. Wahrscheinlich hat der Briefwechsel mit Herrn Peters auch Herrn Aram nicht so tief erschüttert, daß er sich sogleich hingesetzt hätte, um mit der Nachricht meine Stadelheimer Ruhe zu stören.“

Darauf wäre zunächst zu erwidern, daß ich mir nie und nimmer einbildete, „weltgeschichtliche Vorgänge“ auf die Szene zu bringen, indem ich die famose Politik der sogenannten Simplizissimuspartei vom vorigen Jahr ein bißchen beleuchtete. Lustig fand ich die ganze Affaire, spaßhaft die Herzbeklemmungen Peter Schlemihls gegenüber der Sozialdemokratie (z. B. Nr. 47, 11. Jahrgang, Gedicht: Freiheit) und reif zur Publikation am Schlusse eines für die Firma Langen so ereignisvollen und wechselreichen Jahres.

Aber jetzt kommt die Hauptsache. Und die ist schon etwas ernster zu nehmen. Herr Dr. Thoma hat von all diesen Vorgängen gar keine Ahnung, er steht, trotzdem er doch Wert darauf legt, auch als politischer Schriftsteller zu gelten, weltentrückt über der nebensächlichen Affaire Peters, hat weder mit der „redaktionellen Korrespondenz“ noch, wie eine Berichtigung des Herrn Langen bei den Leipziger Neuesten Nachrichten behauptet, mit „redaktionellen Obliegenheiten“ etwas zu schaffen. Ja, er war sogar Gefangener in Stadelheim, als Herr Aram, der übrigens doch auch als Herausgeber zeichnet, mit Herrn Dr. Peters korrespondierte. Zum erstenmal korrespondierte? Man kann es aus Herrn Dr. Thomas Worten so herauslesen; jedenfalls

soll mans. Ganz genau ist es nicht ausgedrückt, es bleibt der Berichtigung der Weg offen gelassen, deshalb möchte ich unzweideutig feststellen: Am 6. Oktober 1906, als Herr Dr. Peters vom „März" eingeladen wurde, war Herr Dr. Thoma noch nicht in Stadelheim. Dafür zitiere ich als Beweis die in solchen Dingen doch immer gut informierten „Münch. Neuest. Nachrichten" vom 17. Oktober 1906 Nr. 486 sowie einige Zeilen des Herrn Dr. Peters:

1. Ich erhielt im Oktober 1906 hier in London von vier Herren unterzeichnet, von denen ich die Namen Langen und Thoma genau erinnere, die Aufforderung zur Mitarbeit zu einer zu gründenden Zeitschrift „März", die die öffentliche Meinung von Süddeutschland, Oesterreich und der Schweiz zusammenfassen sollte.

2. Ich erhielt gleichzeitig die Einladung, bei meinem demnächstigen Besuch in München eine Besprechung über diese Unternehmung mit der Redaktion zu pflegen.

Nach diesen Zeilen, die mir Dr. Peters auf eine spezielle Anfrage unterm 26. Dezember sandte, hat also Herr Dr. Thoma Herrn Dr. Peters selbst mit aufgefordert, dem „März" seine literarische Tätigkeit zu widmen. Vielleicht weiß er das nicht mehr bei der großen Anzahl der Autoren, die der „März" für sich zu interessieren suchte; niemals aber kann er solche Aufforderung als „redaktionelle Korrespondenz" bezeichnen. Auch dann nicht, wenn er bestreiten sollte, unterschrieben zu haben. In den Fällen, die mir bekannt sind, haben immer mehrere der Herausgeber ihre Namen daruntergesetzt. Auch bei mir. Allerdings war es da nicht Herr Dr. Thoma. Bei andern hat er — ich kann das beweisen — mit unterschrieben und auch persönlich aufgefordert. Dabei liegt die Korrespondenz mit den Herren Autoren nur in den Händen des Herrn Kurt Aram. Und dieser hat es auf eigenes Risiko unternommen, eine politisch derartig prononzierte Persönlichkeit, einen solchen Schwerverbrecher einzuladen, wo er doch wissen mußte — auch im Oktober 1906 — daß weder der Politiker Thoma noch das eiserne Rückgrat des Herrn Albert Langen einen derartig voreiligen Schritt auf sich nehmen würden. Aber halt, ich vergesse ganz, man hat es ja mit einer wurschtigen Persönlichkeit zu tun, die man halt auch zu Beiträgen heranzog, wie den nächstbesten Reporter. So solls doch heute gelesen werden, nicht wahr? Mit dieser Frage komme ich zu einem weiteren Punkte in der Erklärung des Dr. Peters:

3. Ich antwortete, daß ich den Gedanken einer süddeutschen Zeitungsgründung, wie dargelegt, für einen glücklichen hielte und gelegentlich dafür mitarbeiten würde.

Aus diesem Satze geht hervor, daß ich mit meiner Behauptung, Dr. Peters habe die Einladung des „März" unbeantwortet gelassen, regelrecht hineingefallen bin. Ob auch mit der Schlußfolgerung, die ich daranknüpfte? Das wage ich zu bezweifeln. Auch wenn ich morgen wieder in der Zeitung lesen sollte, daß ich alles zurückgenommen hätte. Ich kenne die Gründe nicht, die Herrn Aram bewogen, seine brieflich begonnene Werbung einzustellen,

weiß nicht, ob er auf besonderen Wunsch sein demokratisches Herz noch rechtzeitig entdecken und im Dezember schon schaudernd ahnen mußte, was der Juni ans Tageslicht bringen sollte, ich behaupte aber, indem ich einzig und allein die Unrichtigkeit einer rein äußeren Formsache zugestehe, nach wie vor, daß nie und nimmer in solcher Weise nach Dr. Peters mit dem Knüppel geschlagen worden wäre, hätte er auf die Anregungen persönlich oder mit Beiträgen reagiert.

Tristis post coitum hat Peters Damen auspeitschen und aufhängen lassen, mit denen er sich vorher erlustiert hatte. So behauptet Herr Dr. Ludwig Thoma auch heute noch. Und er findet vielleicht, das sei keine Unterstellung. Beruft sich dabei wohl auf eigene Anschauung und die Urteile hervorragender politischer und kolonialer Gegner des Herrn Dr. Peters. Dann um so schlimmer für den „März“. Ein je größerer Verbrecher der Reichskommissar in den Augen sämtlicher Herausgeber ist, um so lustiger wirkt die an ihn ergangene Einladung zur Mitarbeiterschaft. Uebrigens baut Herr Dr. Thoma seinen Artikel gegen Peters ausdrücklich auf dem Ergebnis der Verhandlung vor dem Amtsgericht München auf. Und da sagt das Urteil das direkte Gegenteil von dem, was er behauptet. Wörtlich stellt es fest, daß durch die Beweiserhebung die Vermutung widerlegt erscheine, als hätten bei der Hinrichtung der Jagodjo geschlechtliche Motive mitgespielt, und ferner sagt es dem von Herrn Dr. Thoma so stark betonten Zeugen Wilhelm nach, daß seiner subjektiv wohl motivierten, aber objektiv durch das Beweisergebnis nicht gehaltenen Anschauung kein Raum gegeben werden konnte.

Damit könnte ich über den Fall fürs erste die Akten schließen und die Sache für mich als erledigt betrachten, enthielte der Brief des Dr. Peters nicht noch einen vierten und letzten Passus, den ich, so belanglos er an sich ist, den Lesern nicht gerne vorenthalten möchte:

„Bei meinem Besuche in München, um den 13. Dezember 1906 habe ich nach Beratung mit Ruederer und anderen Herren des Neuen Verein davon Abstand genommen, mit dem „März“ in Verbindung zu treten.“

Das ich in einem Anfall von Pathetik Peters wirklich abgeraten habe, die Herren des „März“ aufzusuchen, kann ich heute nur bestätigen und — bedauern. Besonders jetzt, nachdem ich weiß, was ich zuerst nicht wußte, daß Peters formell zugesagt hatte.

München. Josef Ruederer.

P.S. Nach der am Eingang von mir veröffentlichten Erklärung des Herrn Dr. Thoma noch vor Torschluß eine — Schimpferei desselben Verfassers im „März“. Ich hätte Andeutungen gemacht, als ob Herr Dr. Thoma sich ganz selbstverständlich von pekuniären Motiven habe leiten lassen, ich könnte stolz sein auf den Beifall der Wittenberger Derwische. Außerdem lebte ich doch in München, müßte daher wissen — durch jeden Landsmann und

politischen Gegner, — daß meine Verdächtigung eine Lächerlichkeit, eine Dummheit oder sonst was schönes bedeute.

Darauf nur noch in aller Kürze: Ich scheer' mich den Teufel um die Landsleute und politischen Gegner des Herrn Dr. Thoma; ich vertrete meine eigene Meinung. Das weiß Herr Dr. Thoma, der mich etwas länger kennt, als ich ihn, auch ohne daß ich ihn erst auf meine Landsleute und politischen Gegner zu verweisen brauche. Er weiß auch, daß nicht ich es war, der von „pekuniären Motiven“ redete, sondern er selber, und er weiß auch schließlich, daß ich mich nicht dagegen wehren kann, wenn mein Angriff gegen den „März“ von Blättern abgedruckt wird, die er zur norddeutschen Muckerpresse zählt.

Ob ich noch so gesund sei, daß mir vor dem süßlichen Atem der Gottesmänner graut?

Eigentlich schlägt das bereits in die ödeste Politik der Bierbank und Bildlblattln. Da sie aber von Herrn Dr. Thoma persönlich unterzeichnet wird, will ich ihm, was die Gottesmänner betrifft, noch schnell verraten, daß sie, indem sie auch mich zu Worte kommen ließen, immer noch christlicher handelten als Herr Dr. Thoma, der sich aus und zu meinen Angriffen zusammenleimte, was ihm just in den Kram paßte. Auch handelten sie anständiger als der „März“, der es nicht 'mal der Mühe wert gefunden hat, die Stelle zu nennen, wo die Angriffe erfolgten.

Was meine Gesundheit betrifft, so hoffe ich, daß Herr Dr. Thoma nach dieser Antwort um sie nicht mehr weiter besorgt ist.

J. R.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Eine Heimkehr.

Von Lisa Wenger in Basel.

Abseits der Landstraße, inmitten grüner Matten, lag ein Gut, das jahrelang verwahrlost und fast vergessen gewesen, und sich zu einer weltverlorenen poetischen Wildnis ausgewachsen hatte. Von der Mauer bröckelte der Kalk, zwischen den Pflastersteinen wuchs das Gras, und die Bäume der langen Allee hatten ihre Aeste ineinander verschlungen, und warfen dunkle, massige Schatten auf den moosigen Weg. Da kaufte der Staat das verlassene Besitztum, um eine Trinkerheilanstalt daraus zu machen. Die Gebäude wurden hergestellt, die Spinnen verjagt, der wuchernde Buchs im Garten, der ungezählten Schnecken Unterkunft gewährt hatte, entfernt, die Bäume beschnitten, und nachdem dies alles geschehen, zog der Verwalter mit einem halben Dutzend seiner Gäste ein in das alte Haus. Das Asyl nannten es die Leute.

Armselige, bedrückte Gestalten wandelten nun langsam in der Allee auf und ab, den Kopf gesenkt, die wässerigen Augen auf den Boden geheftet. Gleich bleiernen Wolken hing das Elend ihrer Krankheit über ihnen, und manch einem sickerten die kalten, hoffnungslosen Tränen aus den geröteten Augenwinkeln.

An einem wundervollen heißen Augusttag öffneten zwei Männer das kleine Pförtchen, das vom Asyl ins Freie führte. Sie standen kurz vor ihrer Entlassung und genossen einer größeren Freiheit, als die andern. Draußen blieben sie einen Augenblick stehen, reckten sich, atmeten laut und lange, und strichen sich über Stirn und Augen. Sie sahen hinüber zu den blauen Bergen des Jura, und hinunter ins Tal, wo die roten Dächer des Dörfleins aussahen wie ein Haufen Mohnblumen.

Langsam stiegen sie den leise ansteigenden Hügel hinan, und dann hinein in den kleinen dunklen Wald mit dem handhohen Teppich von Moos, auf dem weiße Sonnenlichter tanzten. In der seligen Einsamkeit ging ihnen das Herz auf.

„Ich habe einen Brief von daheim!" sagte der größere von Beiden, Niklas Bucher, und über sein eingefallenes, gelbliches Gesicht lief der Ausdruck verschämten Glückes. „Der Bub und die Frau haben mir geschrieben, sie freuen sich auf mich! Du! Sie freuen sich!" Plötzlich stürzen ihm die Tränen aus den Augen. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich jetzt nicht ein rechter Kerl werde!" Er schluchzte laut, die vom Trunk angegriffenen Nerven waren noch schwach und wenig widerstandsfähig.

„Du hasts gut!" sagte nachdenklich Peter Bohner, ein kleiner, breitschultriger Mann mit platter Nase und roten Flecken auf den Backenknochen, „du hast Frau und Kinder! Aber wen habe ich? Zwei Schwestern!" Er hob die Schultern bis zu den Ohren. „Die Abende daheim sind langweilig, du glaubst nicht wie langweilig! Sie nähen, und reden von ihren Kundinnen,

und ich gehe zu Bett, oder —“ Er wollte sagen: Ins Wirtshaus, verschluckte es aber und sagte: „Nein, das nie mehr! Davon habe ich genug! Man ist doch ein ganz anderer Mensch so, nicht, Niklas?“

„Ein ganz anderer Mensch!“ wiederholte der Freund. Er schüttelte mit einem Ausdruck des Grauens den Kopf. „Wenns nur nicht wiederkommt!“

„Es kommt nicht wieder“, sagte zuversichtlich Peter. Niklas gab ihm nun einen Brief zu lesen, der mit großen Buchstaben sorgsam bemalt war. „Lieber Vater! Wir freuen uns sehr, daß du kommst! Wir gehen morgen in den Wald, um Laub zu holen, und Mutter will uns helfen Kränze flechten. Sie will einen Kuchen backen, weil du kommst. Der Briefträger ist die Treppe hinunter gefallen. Ernst kann jetzt schon gehen. Ade, lieber Vater, es grüßt dich dein Paul.“ — Als Peter gelesen, wischte auch er sich die Tränen aus den Augen.

„Ja, du hasts gut!“ sagte er leise, „ein schlechter Kerl wärst du schon!“ Eine lange Weile schwiegen die zwei Männer. Unter den Tannen schwirrte und summte es, und eine Welt schillernder und tanzender Insekten freute sich der Hitze. Das Wäldchen war zu Ende und breite, nach Tymian duftende, mit stacheligen niedern Disteln durchsetzte Matten breiteten sich aus, besät mit farbigen Punkten, einen herben, starken Wohlgeruch ausströmend. Die beiden Männer stiegen immer höher. Sie wischten sich den Schweiß von der Stirne und dem Nasenrücken, zogen Rock und Weste aus und gingen in Hemdärmeln. Aber auch so peinigte sie bald die unerträgliche Hitze. Sie öffneten Kragen und Hemden.

„Herrgott, die Hitze!“ stöhnte Peter, „wer jetzt ein Glas Bier hätte!“ Erschrocken sah er zu Niklas hinüber, was der zu seinem Ausruf sagen werde.

„Wasser tuts auch!“ sagte Niklas. Sie sahen sich um, aber nirgends war ein Brunnen oder hörte man das glucksende Gurgeln eines Bächleins.

„Ich glaube, wir haben uns verlaufen, Peter! Der Weg führt ja gar nicht über Mottach, und von da zurück zum Asyl. Wir sollten es von hier oben sehen können! Wenn doch ein Mensch käme, den man fragen könnte!“

Sie gingen weiter, eine ganze Stunde lang. Wiesen, Hügel und Wald wechselten. Die Hitze wurde immer drückender. Schwarze Wolken kletterten über die Berge, bliesen sich auf, schwollen zu Riesen an, die mit ausgestreckten Armen den Horizont umklammerten. In der Ferne blitzte es.

„Herrgott, die Hitze!“ rief Peter wieder. Plötzlich atmete er auf. „Dort liegen ein paar Häuser! Da wird auch ein Brunnen nicht weit sein! Die Zunge klebt mir am Gaumen, einen ganz pappigen Mund habe ich!“ Mit langen Schritten eilten sie ins Tal hinunter. Vor dem ersten der Häuser stand ein Mann in weißer Schürze und einem Metzgermesser an der Seite.

„Gibts da irgendwo einen Brunnen?“ erkundigte sich Peter.

„Einen Brunnen?“ frug verwundert der Metzger. „Wozu? Hier ist das Wirtshaus! Kommt nur herein, ich schenke einen Guten!“ Die beiden Freunde sahen sich an. Dann senkten sie die Blicke, und Peter zeichnete mit seinem Stock Figuren in den weißen Straßenstaub. „Wir kommen aus dem Asyl!“ sagte er.

„So, so! Aha! So!“ rief der Wirt, so, so! Schließlich, wer sieht es? Einmal ist keinmal!“

„Nein!“ Niklas grüßte und ging weiter. Peter folgte ihm. Nach ein paar Schritten blieb er stehen.

„Was meinst du, Niklas?“ frug er lauernd.

„S'ist eine gefährliche Sache“, flüsterte Niklas, „es ist wie ein Pferd,

das mit einem durchbrennt! Halte es! Du kannst nicht. Es rennt und rennt!"

„Nur eines", drängte Peter, „Niklas, nur eines! Ein einziges! Und ein Lump, wer mehr trinkt!" Sie sahen sich an. In den zwei Augenpaaren flackerte es . . . Eine plötzliche Röte stieg in Niklas blasses Gesicht. Er leckte sich mit der Zunge die Lippen.

„Gut! Eines!" Schweigend kehrten sie um, und eilten dem Wirtshaus zu.

Der Wirt hatte ihnen nachgesehen, und stand noch unter der Haustüre. Er lachte, als er sie kommen sah, und ging ihnen voran in die Stube.

Es war kühl drinnen, und der langentbehrte Wirtshausgeruch stieg den beiden in die Nase. Sie schnupperten, weit öffneten sich ihre Nasenlöcher. Sie fielen wie Klötze auf die Holzbank.

„Ein Glas Bier!" schrie Peter überlaut.

„Einen Absinth!" verlangte Niklas. Beides wurde gebracht, und hastig, gierig tranken sie, schmatzend die letzten Tropfen aus dem Glase saugend.

Dann sahen sie sich begehrlich an, hoben ihre Gläser an die Nase und rochen daran. Eine Weile saßen sie schweigend da.

„Narren sind wir!" schrie Peter, „was kann das schaden! Wirt, noch eines!"

„Einen Absinth!"

Sie sahen aneinander vorbei. Niklas hob sein Glas und trank fast ohne zu schlucken, das grünliche Getränk in den offenen Mund schüttend.

„Das tut gut!" murmelte er. Seine grellen, harten Pupillen fingen an zu glänzen.

„Warum soll ich eigentlich zurück ins Asyl?" frug er plötzlich. „Uebermorgen entlassen sie mich doch! Kann ich da nicht schon heute heim?"

„Du hast nicht genug Geld", sagte Peter und fing an zu lachen. Niklas fuhr ihn an.

„Was hast du zu lachen, Esel? Noch einen Absinth!" rief er dem Wirt zu.

Mit einem schiefen Blick auf die zwei Trinkenden brachte der Wirt das verlangte.

Diesmal schlürfte Niklas langsam und bedächtig, kostend, prüfend! Ein langentbehrtes Wohlgefühl kam über ihn. Ganz warm wurde ihm ums Herz. Sein Blut prickelte in den Adern, und heiß stieg es ihm in die Fingerspitzen und unter die ergrauten Haare.

Eine Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit erwachte in ihm. Er nahm seines Jungen Brief aus der Tasche, legte ihn auf den Tisch und strich liebkosend mit der flachen Hand darüber.

„Ein gutes Kind, der Paul", sagte er, halb zu Peter, halb zu sich selber, „und immer der erste in der Schule! Immer! Macht mir viel Ehre, wirklich! Und eine gute Frau ist meine Alte! Nicht einmal hat sie wüst getan, wenn ich betrunken heimkam! Nicht einmal gewehrt hat sie sich, wenn — ein miserabler Schuft bin ich gewesen, Peter, ein ganz gemeiner, hundsmiserabler Schuft! Und jetzt freuen sie sich doch auf mich, Peter! Da steht es, sie freuen sich! Da, in dem Brief." Er schwenkte ihn hin und her. Peter nickte.

„Ja, ja! Ein Kind und eine Frau! Ja! Die helfen einem, Niklas, die lassen einen nicht im Sumpf stecken! So ein Kind, ach je, so ein kleines, unschuldiges, liebes Kind!" Die heißen Tränen liefen ihm über die Wangen.

„Heul' nicht, Peter!" stieß Niklas hervor, „sonst fange ich auch an!" Er wischte sich schon die Augen.

„Ja, s'ist eine Gottesgabe ein Kind! Ich habe drei! Und sechs Monate hab ich sie nicht gesehen!" Es übermannte ihn. Er legte den Kopf auf die Arme und schluchzte. Peter schluckte und schneuzte sich, und wischte sich in einem fort die Augen mit der umgekehrten Hand. Lange hörte man in der dunkeln Stube nichts als das starke Summen der Fliegen, und das Schluchzen der beiden Männer.

Am Schanktisch stand der Wirt, die Arme über den dicken Leib gekreuzt, und sah ihnen zu. Er kannte die Reihenfolge der Erscheinungen bei Trinkenden.

„Jetzt sind sie an Nr. drei! Nr. vier wird nicht ausbleiben." Er lachte zynisch vor sich hin.

Niklas und Peter tranken wieder, immer zwei Glas Bier auf ein Glas Absinth. Plötzlich schlug Niklas heftig auf sein Knie.

„Das ist das letztemal! Aus ist's!" Er stieß Peter an, der schon wieder ein volles Glas vor sich stehen hatte, und blöde hinein lachte.

„Du, hörst du? Aus ist's! Nie mehr! Und ich will wieder heim zu Frau und Kind, und wieder arbeiten! Lang genug hat der Karl, der Bruder, für sie bezahlen müssen! Jetzt ist an mir die Reihe!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch.!

„Ein guter Kerl, der Bruder! Er hat mir immer geholfen! Immer! Und im Asyl bezahlt er für mich! Was sagst du dazu, Peter?"

„Ist er denn reich?" frug der andere mit schwerer Zunge. Das langentbehrte Getränk stieg ihm stark zu Kopf.

„Das Geschäft gehört ihm, seit ich — seit ich — angefangen habe zu trinken! Er hat es übernommen, und ich bin bei ihm angestellt. Früher war ich der Herr. Ich bin der ältere, aber — ja, er ist ein guter Kerl, der Bruder!"

Ungeheißen brachte der Wirt zwei neue Gläser, aber Peter schob das seine beiseite.

„Schnaps! Ich will Schnaps! Das Bier ist mir zu dünn!" lachte er, und trank dann das Gläslein in einem Zuge aus. Es fing ihm an zu schwirren im Kopf. Fröhliche, goldene Lichter tanzten in der Stube herum. Er wiegte sich auf der Bank hin und her, schüttelte die letzten Tropfen aus seinem Glas auf den Tisch, und strich mit dem Zeigefinger darin herum. Dann sah er den Niklas an, kniff schalkhaft die Augen zusammen, und frug:

„Der Karl wird wohl auch sonst deine Stelle eingenommen haben, der Filou, der!" Er lachte laut und schallend und schlug Niklas auf die Schulter.

Niklas lachte mit, heiser, aus der Fistel.

„Filou ist gut! Filou ist sehr gut! Der Karl und die Marie, ausgezeichnet!" Er lachte, daß er sich bog, und Peter wieherte, die Lachtränen liefen ihm aus den Augen. Sie mußten sich beide die Seiten halten. Immer wieder fingen sie an:

„Du! Deine Frau und der Filou!" Oder: „Nicht schlecht, der Karl und meine Alte! Nicht schlecht! Peter, was?"

Endlich legte sich das Lachen. Sie wurden still und tranken. Nach einer Weile hob Niklas den Kopf. Seine Augen hatten einen bösen Ausdruck. Er schielte Peter von der Seite an.

„Meinst du das eigentlich im Ernst?"

„Was?"

„Das wegen Karl und der Marie!"

„Im Ernst? Warum sollte ich das nicht im Ernst meinen? Natürlich meine ich das im Ernst!"

Niklas brütete vor sich hin. Er furchte die Stirne und sah starr in eine Ecke.

„Wie hast du gesagt? Meine Stelle habe er eingenommen, hast du gesagt?“ Peter nickte und wollte wieder mit Lachen anfangen. Aber Niklas ließ seine Faust auf den Tisch fallen, daß die Gläser tanzten und das verschüttete Bier in kleinen Kreisen erzitterte.

„Das wollen wir sehen, ob er meine Stelle eingenommen hat! Das wollen wir sehen! Zahlen, Wirt! Ich will zahlen!“

Als der Wirt kam, riß Niklas seine Uhr aus der Tasche.

„Wirt“, brüllte er, „da ist meine Uhr! Was leiht Ihr mir darauf?“ Der Wirt besah die Uhr von allen Seiten, öffnete sie, versuchte mit dem schwarzen Fingernagel einen Strich in die Schale zu machen, hielt sie ans Ohr, und sagte endlich:

„Drei Franken!“

„Drei Franken! Die Uhr! Seid Ihr verrückt!“ Der Wirt zuckte die Achseln.

„Was liegt mir an der Uhr? Behaltet sie!“

„Vier!“ schrie Niklas.

„Meinetwegen!“

„Es reicht!“ sagte befriedigt Niklas. „Noch ein Glas! befahl er dann. Er trank es halb leer, und warf den Rest mit dem Glas in eine Ecke. „Gesöff, miserabliges!“

„Macht Euch mit der Uhr bezahlt!“ schrie er dem Wirt zu. „Und her mit dem Rest! Ich will fort!“

Er ging zur Türe und Peter folgte ihm.

„Wo ist die Station?“ Der Wirt ging mit ihm hinaus, und bezeichnete ihnen die Richtung. Dann gingen beide die Landstraße hinunter.

Peter schwankte und torkelte, redete laut, lachte und gröhlte. Er fuchtelte mit dem Stock in der Luft herum und bedrohte die glühende Sonne, schlug Niklas auf die Schulter und fing wieder an, ihn zu necken.

„He, he! Der Narr! Ganz allein läßt er seine Frau! He, he, he! Wenn ich eine Frau hätte — wenn ich eine Frau hätte — ich — ich —“ er lallte und lachte. „Aber ich habe keine! Er hat eine!“ Schallend lachte der Trunkene. Kaum konnte er noch die Augenlider heben. Er blinzelte Niklas an. Da gab der ihm einen Stoß, daß er über die ganze Breite der Straße flog, und im Bett des ausgetrockneten Dorfbaches liegen blieb. Dort machte Peter ein paar Versuche sich wieder zu erheben, und da es ihm nicht sogleich gelang, streckte er sich der Länge nach aus.

Er nahm sein Taschentuch und breitete es sorgsam über sein Gesicht. Dann schloß er die Augen und fing an laut zu schnarchen. —

Niklas war weiter gegangen, aufrecht, nur langsamer als gewöhnlich. Von Zeit zu Zeit überfiel ihn ein Schwindel, dann stand er einen Augenblick still, hielt den Kopf mit beiden Händen, und starrte ins Leere. Roter Nebel und schwarze Punkte zogen vor seinen Augen hin und her, und in seinem Herzen tobte eine unerklärliche, heiße, blutgierige Wut.

„Umbringen will ich sie! Umbringen! Erwürgen die Metze! Sie haßt mich, ich weiß es. Und den Karl liebt sie. Der Peter hat es gesagt! Den Karl muß ich umbringen, ihn und sie! Alle beide!“ Niklas murmelte unaufhörlich vor sich hin, mit stieren Augen vorwärts gehend.

An der Station nahm er eine Fahrkarte. Der Beamte sah ihn forschend an, das glühende Feuer in des Trunkenen Augen fiel ihm auf. Aber alle son-

stigen Anzeichen fehlten. Niklas verhielt sich ruhig bis der Zug kam. Im Wagen redete er wieder beständig vor sich hin, biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste gegen einen unsichtbaren Feind.

Als die Wagenreihe nach etwa einer Stunde an Niklas' Heimatstädtchen hielt, stieg er aus.

Schwarze Wolken zogen über den Horizont. Durch die Lüfte pfiff es, die Gräser bogen sich, und der Staub wirbelte auf den Straßen.

Die Sonne stand noch wie ein Blutfleck über dem Berg, langsam sinkend. Eine rötliche Helle ließ sie zurück, eine feurige Erinnerung. Dann schwand auch sie, und die Spinngewebe der Dämmerung legten sich über die Fluren. Darauf kroch die Nacht den Wald entlang, und erdrückte den letzten Schimmer des Tages in ihren wesenlosen Armen.

Ganz langsam ging Niklas Bucher dem Haus zu, in dem er wohnte. Er stand davor und sah hinauf.

„Weib, miserables!" knirschte er. Zorn und Wut in ihm wuchsen. Mit geballten Fäusten betrat er den Hausflur, und stieg die Treppe hinauf. Vor einer Türe im zweiten Stock blieb er stehen und horchte, es regte sich nichts.

Da öffnete er, und stand nun im vollen Licht einer hellen Petroleumlampe unter der Türe. Eine blonde, abgehärmte Frau saß neben der Nähmaschine und schnitt Wäsche zu.

„Niklas!" schrie sie auf und ließ die Schere fallen.

Sie sah zugleich erfreut und erschrocken aus, und wollte Niklas entgegen laufen. Da merkte sie, daß er trunken war. Er machte einen Schritt auf sie zu.

„Marie!" rief er in plötzlicher Zärtlichkeit und streckte die Arme aus.

Aber ihr Blick, der angstvolle Blick, den er kannte, — reizte ihn wieder. Er sah sich suchend im Zimmer um, und bemerkte neue Vorhänge, und eine Blattpflanze, die am Fenster stand.

Woher hat sie das Geld zu solchen Dingen? Mißtrauen und Wut erwachten von neuem. Er hob plötzlich den Kopf, und schnupperte in der Luft herum.

„Zigarrenrauch!" schrie er, „wer hat hier geraucht? Ist der Karl hier gewesen?" Marie stand so, daß der Tisch sie von ihrem Mann trennte.

„Ja", gab sie zu, „er hat mir Geld gebracht!"

„Geld! Was hat dir der Karl Geld zu geben! Du! Du elende Kreatur du!" Er rannte um den Tisch herum, packte die Hilflose an der Schulter und schüttelte sie, daß sie schwankte.

„Ich mußte doch leben!" rief Marie, und suchte sich von den eisernen Fingern zu befreien.

Da ging die Nebentüre auf, und ein Knabe von 12 Jahren stand im Nachthemd unter der Türe. Entsetzt sah er auf den Vater.

„Geh hinaus!" schrie Marie dem Kind zu, „geh hinüber!" Aber mit zwei Schritten war Niklas bei dem Knaben und hielt ihn fest.

„Da bleibst du! Und jetzt sagst du, ob der Karl oft hier gewesen ist!"

Der Knabe schüttelte den Kopf und wollte sich ängstlich losmachen. Aber Niklas hielt ihn nur um so fester.

„Nicht! Du sagst nein! Lügner der du bist! Willst du es gestehen?"

„Nein!" schrie Paul. Da fiel die Faust des Vaters mit eiserner Wucht auf Kopf und Rücken des Kindes. Marie klammerte sich an Niklas Arm fest.

„Laß das Kind los! Laß es los!" Aber der Mann schlug sie ins Gesicht, daß sie zu Boden fiel und das Blut ihr aus Mund und Nase schoß.

Einen Augenblick stutzte er, dann, als ob alle Dämonen in ihm wach würden, schrie und brüllte er, und schlug auf das Kind los mit blutunterlaufenen Augen und Schaum vor dem Mund.

„Willst du gestehen? Willst du gestehen? Sag, daß er dagewesen ist! Sag, du infamer Bube du!" Das Kind klammerte sich an dem Tuch fest, das auf dem Tisch lag, und riß es herunter, die Lampe fiel zur Erde, und erlosch. Hinter jeden Stuhl flüchtete der Knabe, und suchte sich zu schützen. Der Rasende immer hinter ihm her, mit Fußtritten die Mutter abwehrend, die, noch halb betäubt auf der Erde liegend, die Beine des Mannes umklammerte.

Zuletzt packte Niklas Paul am Hals, würgte ihn, und schleuderte ihn durch das Zimmer. Das Kind fiel mit dem Kopf gegen die steinerne Platte des Ofens, blieb liegen und rührte sich nicht mehr. Niklas stolperte an ihm vorbei, versetzte der Frau noch einen Fußtritt, und fiel schwer auf das Bett, das in der Ecke stand.

Auf allen Vieren kroch Marie zu dem Kind, und lag nun langausgestreckt neben ihm. Ihr Gesicht und ihre Hände waren rot vom Blut. Sie umklammerte den Knaben, und preßte seinen Kopf an ihre Brust.

„Paul! Paul! Um Gottes willen Paul!" Sie schüttelte ihr Kind, aber es rührte sich nicht. Sie legte ihr Ohr an die von ihrem Blut besudelte Brust des Knaben, aber sie hörte kaum mehr einen Herzschlag.

Da gellte ihr Schrei durch das Zimmer. Der Schrei eines wilden Tieres! So schrie der Haß, der Haß gegen den Mann, der ihr den Sohn erschlagen!

Und dann ein langgezogener Wehlaut, ein zitternder, nachhallender, schriller Jammerlaut, ein totwundes Klagen der Mutter um ihr Kind! —

Der Sturm brach los. Er raste und heulte. Blendend fuhren die Blitze über die Erde und zerschnitten zuckend die Dunkelheit. Ihr blaues, grelles, brutales Licht streifte den Mann auf dem Bett.

Sein Kopf hing hintenüber, der Mund stand weit offen, Schaum klebte am Kinn, und der Speichel lief ihm neben dem Schnurrbart am Hals hinunter. Rasselnd und schnarchend atmete er, und stöhnte dazwischen.

Er hörte nicht das Heulen des Sturmwindes, nicht das Wimmern seines Weibes, nicht das Röcheln seines sterbenden Kindes. Er schlief, und träumte, daß er heimgezogen sei zu den Seinen, und sich gefreut habe, ein guter Mensch zu werden! Und er träumte, daß er wirklich einer geworden sei.

Die Königin von Navarra.

Von Lulu von Strauß und Torney in Bückeburg.

3.

Der ganze Hof war der Königin von Navarra bis Saint Denis entgegengekommen, um sie feierlich einzuholen. Aber dieser glänzende Empfang war nur Schein; Marguerite sowohl wie der Herzog von Alençon merkten bald, daß das alte Spiel wieder anfing. De Guast war tot, aber die Maugiron, Saint Luc, Quelus, die neuen Mignons des Königs, setzten seine Methode fort. Alençon war aus allerlei Gründen persönlicher Rancune und Eifersucht dieser ganzen Gesellschaft mißliebig, es gab nicht nur spitzige Häkeleien und abgekartete Intriguen, sondern auch scharfe Zusammenstöße beleidigendster Art im öffentlichen Tanzsaal. Die Königin-Mutter mischte ihre glatten Hände ein; sie versprach ihrem jüngsten Sohn, während eines Jagdausfluges, den er plante, sich beim König für die Förderung seines flandrischen Unternehmens zu verwenden und dem für ihn unwürdigen Zustand ein Ende zu machen.

Aber inzwischen hatten die Mignons des Königs diesem nicht nur den Zug nach Flandern, sondern auch die Jagdpartie verdächtig gemacht. In einem seiner leidenschaftlichen Zornesausbrüche stört er die erschreckte alte Königin mitten in der Nacht aus dem Schlaf, überschüttet sie mit Vorwürfen, bricht lärmend in das Zimmer seines Bruders, läßt seine Schützen eine beleidigende Haussuchung bei dem Prinzen halten und entringt diesem schließlich mit eigenen Händen ein Papier, das er hastig zu verstecken gesucht hat. Trotzdem der König zu seiner Enttäuschung nichts Schlimmeres als einen galanten Brief der hübschen Mme. de Sauve darin entdeckt, setzt er den Herzog doch in schärfste Gefangenschaft, ohne ihm irgend einen Grund dafür anzugeben. Auf seinen Wunsch erwirkt ihm jedoch die Königin-Mutter die Erlaubnis, daß seine Schwester von Navarra ihm Gesellschaft leisten dürfe.

> „Dieser feste Glaube an die Größe und Stärke meiner Freundschaft, den er hatte, war mir eine so große Dankesverpflichtung, daß ich, obgleich ich ihm durch seine guten Dienste mehrfach verpflichtet war, dieses doch immer in die erste Reihe gestellt habe. Sowie er diese Erlaubnis hatte, was bei Tagesanbruch war, bat er Mme. de Losse, mir einen schottischen Schützen zu schicken, der da war, um mir die traurige Nachricht zu bringen und mich zu bitten, in seine Kammer zu kommen. Als dieser Schütze in die meine eintritt, findet er, daß ich noch schlief, ohne etwas von alle dem zu wissen, was geschehen war. Er öffnet meinen Vorhang und sagt in der den Schotten eigentümlichen Sprache: Bonjour, Madame, Euer Herr Bruder bittet Euch, zu ihm zu kommen. Ich sehe diesen Menschen fast noch schlafend an und glaube zu träumen, und wie ich ihn erkenne, frage ich ihn, ob er nicht ein Schotte von der Garde wäre. Er sagte ja, und ich erwiderte ihm: was ist denn? Hat mein Bruder keinen andern Boten

als dich mir zu schicken? Er sagt mir nein, daß seine Leute ihm genommen seien und erzählte mir in seiner Sprache, was in der Nacht geschehen war, und daß mein Bruder für mich die Erlaubnis erhalten habe, daß ich während seiner Gefangenschaft bei ihm bliebe. Und da er sah, daß ich sehr betrübt war, näherte er sich mir und sagte mir ganz leise: Seid nicht traurig. Ich kann Euren Herrn Bruder retten . . .

. . . zog ich mich eilig an und ging ganz allein zu der Kammer meines Bruders. Ich mußte durch den ganzen Hof voller Leute gehen, die sonst zu laufen pflegten, um mich zu sehen und zu begrüßen. Jetzt, da sie sahen, wie das Glück sich von mir wandte, taten sie auch, als ob sie mich nicht sähen. Wie ich in das Zimmer meines Bruders eintrete, finde ich ihn voll einer so großen Festigkeit, daß sich in seiner gewohnten Art und Ruhe nichts verändert hatte. Als er mich sah, küßte er mich und sagte mit mehr freudigem als traurigem Gesicht: Meine Königin, ich bitte Euch, hört auf mit Euren Tränen." . . .

Während Bruder und Schwester diese frühen Tagesstunden in Vermutungen, Zweifeln und steter Todesbereitschaft hinbrachten, durchsuchten die Garden des Königs den Louvre nach den Vertrauten des Prinzen, vor allem nach dem Sieur de Bussy, gegen den der Favorit des Königs einen tödlichen eifersüchtigen Haß hegte. Der Kapitän der Garden war ein Freund Bussys und hätte ihm gerne Gelegenheit gegeben, sich zu retten. Aber Bussy, der in der Kammer eines Freundes auf dem Bett versteckt war,

„fürchtete, daß der Auftrag einem andern gegeben würde, bei dem er nicht in solcher Sicherheit wäre, und wünschte vielmehr in der Hut d'Archaut's zu sein, der ein ehrlicher Mann und sein Freund war; und da er von fröhlicher und scherzender Natur war, der die Gefahren und Wagnisse nie hatten Furcht machen können, so steckte er, als d'Archaut aus der Tür ging, ... den Kopf aus der Gardine und sagt: Hé quoy, mein Vater, wollt Ihr so ohne mich weggehen?" . . .

Indes war es Tag, und in ihrer völligen Ungewißheit über ihr Schicksal sandten die gefangenen fürstlichen Geschwister Botschaft an die Königin-Mutter mit der Bitte um Aufklärung. Der König schickte ihnen einen seiner Intimen, aus dem aber nichts weiter herauszubringen war als wichtigtuerische Reden und geheimnisvoll drohende Ermahnungen.

Inzwischen hatte aber die Königin-Mutter, die diesen sinnlosen Zornausbruch ihres Sohnes stark mißbilligte, die Alten des Ministerrats zusammenberufen, die Prinzen, Seigneurs und Marschälle von Frankreich, die ihm einstimmig die Unrechtmäßigkeit und Gefahr seines Vorgehens gegen den Prinzen vorstellten. Die Reaktion erfolgte ebenso abrupt wie vorher das Aufbrausen seiner mißtrauischen Heftigkeit. Die Königin-Mutter bekam den Auftrag, den Schaden möglichst wieder gut zu machen, die Wachen wurden von der Tür des Herzogs von Alençon entfernt, und es erfolgte die übliche Versöhnung mit zahllosen Freundschaftsbeteuerungen, an die keiner glaubte. Auch Bussy und Quelus mußten sich auf Befehl vertragen.

„Plötzlich befahl der König, daß man Bussy kommen ließe, um ihn mit Quelus zu versöhnen. . . . . Als Bussy in dieser schönen Haltung, die ihm natürlich war, in das Zimmer trat, sagte der König zu ihm, er wolle, daß er sich mit Quelus vertrage, und daß von ihrem Streit nicht mehr die Rede sei; und befahl ihm, Quelus zu umarmen. Bussy antwortet ihm: Sire, wenn es Ihnen gefällt, daß ich ihn küsse, so bin

ich ganz bereit dazu. Und indem er die Gesten dem Wort hinzufügte, machte er ihm eine Umarmung à la Pantaleone; worüber die ganze Gesellschaft, obgleich sie noch erstaunt und erregt von allem Geschehenen war, sich nicht enthalten konnte, zu lachen ....“

Da es über diesen stürmischen Auftritten drei Uhr mittags geworden war, ohne daß irgend jemand einen Bissen gegessen hatte, so

„wollte die Königin-Mutter, daß wir alle zusammen äßen; und befahl meinem Bruder und mir, unsere Kleidung zu wechseln, die den traurigen Umständen angemessen war .... und uns zu schmücken, um zur Tafel des Königs und zum Ball zu gehen. Ihr wurde Gehorsam geleistet, soweit es möglich war, und was die Kleidung anging. Aber was das Gesicht betrifft, welches das lebhafte Abbild der Seele ist, so las man die Leidenschaft der gerechten Unzufriedenheit, die wir empfanden, so deutlich darauf, wie sie dort eingeprägt war mit der Kraft und Heftigkeit des Widerwillens und der gerechten Verachtung, die wir für alle Akte dieser Tragikomödie fühlten.“

Dieser öffentliche Affront bewies aber dem Prinzen von Alençon endgültig, daß seines Bleibens am Hofe nicht war. Eines Nachts ließ er sich aus dem Fenster seiner Schwester mit einem Strick in den Graben des Louvre nieder. Da Marguerite eine Entdeckung fürchtete, verbrannte sie den langen Strick sofort in ihrem Kamin, und die Flamme schlug so hoch in den Schornstein, daß die Schützen des Königs, die die Wache hatten, an ihre Tür schlugen und Einlaß verlangten, um den vermeintlichen Brand zu löschen. Durch die Geistesgegenwart einiger Kammerfrauen wurde die Gefahr abgewandt, und der Prinz gewann Zeit, sich in Sicherheit zu bringen mit Hilfe seines getreuen Bussy, der ihn bei St. Geneviève erwartete. Der Name des lustigen und tapferen Seigneurs wird hier von der Königin zum letzten Mal genannt. Er starb wenige Jahre darauf den echten Tod des Kavaliers jener Tage in einer Liebesaffaire unter dem Degen eines beleidigten Gatten. Brantôme macht darüber die dunkle Andeutung, daß

die beiden Damen, die er vor allem geliebt und die ihn am meisten liebten, ihn sterben machten ....“

und ein elegantes Epitaph sagt geheimnisvoll:

„Der Sonne (Heinrich III.) flößt er Furcht, dem Monde (Marguerite) Liebe ein,
„Und treulos wurde ihm das falsche Glück allein ....“ —

Die Königin-Mutter wußte zwar den Zorn des Königs, der sich nach Alençons Flucht natürlich wieder gegen seine Schwester wandte, die Spitze abzubrechen; aber Marguerite war es satt, unter der launischen Tyrannei dieses älteren Bruders zu leben. Sie fing an, sich energisch gegen das Verschleppungssystem aufzulehnen, das gegen ihre Abreise ins Werk gesetzt ward. Und da es schlechterdings keinen Vorwand mehr gab, sie zurückzuhalten, wurde ihr endlich sauersüß ihre Forderung bewilligt. Die Königin-Mutter selbst versprach, sie ihrem Gemahl zuzuführen, nachdem Marguerite es sogar durchgesetzt hatte, daß sie nach Alençon reisen und dort ihrem jüngsten Bruder vor seiner nun ernstlich geplanten flandrischen Expedition Lebewohl sagen durfte.

Es war ein glänzender Empfang, den die Städte des Königs von Navarra seiner Gemahlin bereiteten. Der König selbst kam den Königinnen bis nach Reolle, seiner Grenzstadt, entgegen, begleitet von seinen hugenottischen Edelleuten.

Der Aufenthalt Katharinas, die mit den Hugenotten noch verschiedene

Vertragspunkte zu verhandeln hatte, dehnte sich länger aus, als sie selbst wünschte. Die sechzigjährige Königin war von einem ganzen Schwarm reizender Hoffräulein umgeben, unter denen die schöne Griechin Dayelle den leicht entzündlichen König begeisterte. Nach achtzehn Monaten endlich waren alle Vertragsbedingungen festgestellt, und Heinrich von Navarra geleitete die Königin-Mutter durch Languedoc bis Castelnandarry, um dann mit seiner Gemahlin nach Pau in Bearn zurückzukehren.

Sie hatten wohl beide den guten Willen, Frieden zu halten in ihrem ehelichen Leben, schon aus politischen Gründen. Aber der Unfriede lag dieser Zeit im Blut; und die Dinge, um die sie sich schlug, Religion und Liebe, standen auch hier einem ruhigen Einvernehmen gefährlich im Wege.

Religiöse Toleranz war ein Begriff, den das sechzehnte Jahrhundert noch nicht ahnte; wer nicht selbst auf dem Scheiterhaufen stand, der zündete ihn seinem andersdenkenden Gegner an. In der Hugenottenstadt Pau war den Katholiken die Religionsübung untersagt.

Wie es innerlich um Marguerites Frömmigkeit stand, ist eine Frage für sich; aber äußerlich hat sie ihr Bekenntnis nie wie ein Kleid gewechselt um irdischer Vorteile willen, wie ihr Gemahl es getan hat. Das königliche Kind, dem der wilde Bruder wohl Gebetbuch und Rosenkranz, aber nicht seinen Glauben abzwingen konnte, ist eine Königin geworden, der im Schloß ihres Gatten nur eine armselig kleine Kapelle gegönnt wird, um den Gottesdienst ihres Bekenntnisses zu feiern.

Die Kapelle war so eng, daß kaum acht bis zehn Menschen darin Platz hatten; und man zog die Schloßbrücke hoch, wenn der Priester die Messe las, damit die wenigen katholischen Bürger von Pau es nicht hörten. Denen jedoch hatte die Anwesenheit ihrer fürstlichen Glaubensschwester Mut gemacht. An einem Pfingstmorgen war ihrer ein Trupp im Schloß, ehe die Brücke hoch war. Die Kapelle war gedrückt voll an dem Tage.

Aber die hugenottische Dienerschaft hatte scharfe Augen. Le Pin, der Sekretär des Königs, wußte von dem Verbrechen, ehe die Messe zu Ende war. In Gegenwart der Königin brachen die Wachen des Königs in die Kapelle und schleppten die rebellischen Kirchgänger unter Schlägen und Fußtritten hinter Schloß und Riegel.

Marguerite war nicht die Persönlichkeit, sich derartiges bieten zu lassen. Sie ging direkt zum König und verlangte Genugtuung und Freilassung der gefangenen Katholiken. Als Le Pin es wagte, im Beisein des Königs in dreister Weise gegen sie das Wort zu ergreifen, war sein Spiel verloren. Marguerite stellte in ihrem verletzten Stolz ihrem Gatten die Wahl zwischen ihr und „diesem kleinen Menschen“. Trotz seines Widerstrebens war der König gezwungen, den Sekretär fallen zu lassen.

Solche Reibereien trugen nicht gerade zum guten Einvernehmen bei, und noch weniger die zahllosen und sehr öffentlichen Liebeshändel des Königs. Die hübsche Griechin Dayelle war im Gefolge der Königin-Mutter abgereist. Heinrich tröstete sich darüber mit einer Dlle. de Rebours, von der Marguerite erzählt, sie sei ein boshaftes Mädchen gewesen,

> „das mich nicht liebte und mir die schlimmsten Dienste leistete, die ihr an ihrem Teil möglich waren.“

Als aber der Hof von Pau nach Nerac übersiedelte, blieb die Rebours krank zurück, und die unrastige Leidenschaft des Königs, die der Trennung nicht gewachsen war, suchte einen neuen Gegenstand.

Unter den Hoffräulein der Königin war eine Montmorency, Fosseuse ge-

nannt, damals „sehr schön, noch völlig Kind und sehr gut". Der König „fing an, sich mit ihr einzuschiffen", wie Marguerite sich spöttisch ausdrückt; aber die Königin blieb doch in freundlichem Verhältnis zu ihrem Hoffräulein, denn dieses war der Herrin ergeben und benahm sich dem verliebten königlichen Kavalier gegenüber anfangs taktvoll und ehrenhaft.

Die chronique scandaleuse weiß zu sagen, daß Marguerite ihre Gründe gehabt habe, sich mit den Freundinnen ihres Gemahls gut zu stellen, und daß sie sich ihrerseits schadlos gehalten habe. Es werden Namen genannt. Da ist der Vicomte de Turenne, da ist La Bale, der in der Leidenschaft seiner Verliebtheit die Federn seines Hutes zerbiß, da ist Clermont d'Amboise, der in einem Anfall eifersüchtigen Zorns eine Krystallflasche vor den Füßen seiner Dame zerschmetterte.

Marguerite erwähnt keinen dieser Namen. Wenn ihr heißes Temperament auch flüchtig mit ihnen gespielt haben mochte, was waren sie ihr nachher? Kleine Leute, de petits hommes, einer Valois und Königin von Navarra gegenüber. Ein Teil des Rahmens, den sie um sich herum nötig hatte.

Auf der Reise nach Nerac war der König an einem heftigen Fieber erkrankt, und die Sorgfalt, mit der seine Gemahlin ihn pflegte, führte das Paar wieder näher zusammen. Die vier oder fünf Jahre, die sie zu Nerac Hof hielten, gingen verhältnismäßig ruhig und ohne Dissonanzen hin, in einem sorglosen Leben und Lebenlassen.

> „Unser Hof war so schön und angenehm, daß wir nicht den von Frankreich beneideten. Es war dort die Prinzessin von Navarra, seine Schwester, die seither mit dem Herzog von Bar, meinem Neffen, verheiratet ist, und ich mit einer guten Anzahl Damen und Fräulein, und der König mein Gemahl mit einem schönen Gefolge von Herren und Edelleuten, ebenso vornehm wie die galantesten, die ich am Hof gesehen habe; und es war nichts an ihnen zu bedauern, als daß sie Hugenotten waren. Aber von dieser Religionsverschiedenheit hörte man nicht sprechen; der König mein Gemahl und die Prinzessin seine Schwester gingen nach der einen Seite zur Predigt, und ich und mein Gefolge zur Messe in einer Kapelle im Park. Und wenn ich von dort herauskam, versammelten wir uns, um zusammen spazieren zu gehen, entweder in einem sehr schönen Garten, welcher lange Alleen von Lorbeer und Zypressen hatte, oder in einem Park, den ich hatte machen lassen,, mit Alleen von dreitausend Fuß den Fluß entlang; und der übrige Tag verging in allerlei Art schicklichen Vergnügen, während der Ball gewöhnlich abends nach der Tafel gehalten wurde . . ."

Aber diese glückliche Ruhezeit dauerte nicht lange. Die Versprechungen des Vertrages von Nerac waren nur Worte und Papier. Die katholische Liga lag auf der Lauer und wartete nur auf den Vorwand zum Losbrechen, und den Hugenotten steckte das Eisen auch locker in der Scheide. Ein paar Verstimmungen waren der willkommene Anlaß zum Friedensbruch. Die Königin Marguerite hatte vergeblich nach allen Seiten zu vermitteln versucht, ihre unklare Stellung machte ihre Bemühungen jedem verdächtig. Sie erlangte jetzt nur das Zugeständnis, daß ihre Residenz Nerac auf drei Meilen im Umkreise neutral sein solle, solange der König von Navarra selbst nicht dort sei. Aber Heinrich,

„da es seine Natur war, sich sehr zwischen den Damen zu gefallen", und da er seine schöne Fosseuse an dem heiteren Damenhof zu Nerac wußte, hielt die Bedingung nicht inne; und der Marschall Biron, der General der

französischen Truppen, stand plötzlich an einem grauen Regentag unter den Weinbergen von Nerac in Schlachtordnung, die Kanonen auf die Mauer der Stadt gerichtet. Doch der Regen löschte fast die Lunten, der Marschall schickte nur ein paar der Seinen vor, um eine Lanze zu Ehren der Damen zu brechen, ließ ein paar einzelne Kanonenschläge gegen Stadt und Schloß los und sandte der Königin dann vor dem Abzug einen Trompeter mit der Entschuldigung, daß er nichts gegen sie unternommen haben würde, wenn sie allein und der König nicht in Nerac gewesen wäre.

Die Hugenotten zogen den Kürzeren in dem Kriege, der sich noch einige Zeit hinzog, und waren bald zum Frieden geneigt. Der Herzog von Alençon, der ungeduldig war, die gegen die Hugenotten verwandten Truppen für seine flandrische Unternehmung zu benutzen, kam im Auftrage des Königs von Frankreich nach der Gascogne, um wieder einmal über den Frieden zu verhandeln. Er war dort fast sieben Monate.

Aber wenn man nicht den Degen in der Hand hatte, so mußte ein galantes Abenteuer her, um den eintönig grauen Tagen Farbe zu geben. Was konnte der Herzog von Alençon an diesem Hof von Nerac Besseres tun, als sich in die kleine Montmorency, die schöne Fosseuse, zu verlieben? Daß der König selbst ihr erklärter Kavalier war, gab der Sache nur desto pikanteren Reiz.

Marguerite sah also das gleiche Schauspiel wie vor Jahren am Hof zu Paris, zur Zeit der schönen Dame de Sauve. Der eifersüchtige König war wütend, er hatte seine Gemahlin im Verdacht, den Herzog aufgestiftet zu haben, um ihm selbst seine Fosseuse zu nehmen.

Aber Françoise Montmorency war nicht das kindliche Mädchen mehr, als das sie an den Hof gekommen war. Heinrich von Navarra war schön, stürmisch, er war einer von diesen lachenden Siegern, denen keine Frau nein sagt. Die schöne Fosseuse liebte ihn längst, und war in Verzweiflung zwischen ihren beiden Verehrern, denn ihr König quälte sie mit seiner Eifersucht. Um ihm diese zu nehmen, um ihn an ihre Liebe glauben zu machen, wehrte sie sich nicht mehr gegen seine Leidenschaft.

Es war Marguerite auch endlich gelungen, Alençon zur Abreise zu bewegen. Sie sah diesen geliebten Bruder nicht wieder. Er starb wenige Jahre darauf im Frühsommer, wie es hieß, an Gift. Aber der zerrüttete Körper dieses schwachen und zügellosen Menschen machte eine derartige Erklärung überflüssig.

Jetzt änderte seine Abreise übrigens nicht viel an den für Marguerite peinlichen Zuständen. Die Fosseuse, früher ihr ganz ergeben, war im Bewußtsein der Verschuldung gegen sie ihre Feindin geworden. Sie beherrschte den König völlig; dieses Kind war rasch zu einer fertigen Intrigantin geworden. Um dem Gerede am Hof zu entgehen, wollte sie nach Aigues-Mortes, und der König verlangte allen Ernstes von seiner Gemahlin, daß sie um „seines Mädchens“ willen die Reise mitmache. Er geriet in heftigen Zorn, als sie sich mit Festigkeit weigerte. Sie setzte es schließlich durch, allein zurückzubleiben, aber sie

„vergoß so viele Tränen, wie sie Tropfen Wassers dort tranken.“

Sogar an dem gewiß nicht skrupulösen Hof zu Paris nahm man Anstoß an dieser Liebschaft des Königs von Navarra. Da dieser selbst fürchten mußte, daß sein Schwager von Frankreich die Sache als eine seiner Schwester angetane Ehrenkränkung auffaßte, so lag ihm schließlich auch daran, das Gerücht nicht allzulaut werden zu lassen. Wunderlicherweise nahm er dazu die Hilfe seiner Gemahlin selbst in Anspuch.

Der Hof war nach Mas d'Agenois, einem kleinen einsamen Jagdschloß des Königs gegangen. Dort weckte er eines Tages in grauer Dämmerung Marguerite aus dem Schlaf:

„M'amie, ich habe Euch eine Sache verheimlicht, die ich Euch nun doch gestehen muß. Ich bitte Euch, mir zu verzeihen ....“

Als Marguerite aus seiner Beichte entnahm, wie weit die Sache schon war, und daß augenblickliche Hülfe nottue, griff sie mit ihrer raschen Energie ein, um den öffentlichen Skandal abzuwenden. Sie schickte bei Tagesgrauen den König samt dem ganzen Hof auf eine Jagdpartie und blieb allein mit ein paar vertrauten Frauen bei der Fosseuse, die sie aus dem gemeinsamen Zimmer der Hoffräulein in eine abgelegene Kammer bringen ließ. Dort brachte Françoise Montmorency am Morgen eine tote Tochter zur Welt.

Der ärgerliche Handel war notdürftig vertuscht und eine Bloßstellung des königlichen Namens vermieden. Aber die Kränkungen, die der rücksichtslose König ihr durch diese Leidenschaft zugefügt, hatten Marguerite gegen ihn aufgebracht. Und als jetzt der König von Frankreich, ihr Bruder, und ihre Mutter, die nur auf eine derartige Gelegenheit warteten, ihre Stimmung benutzten und sie mit Briefen bestürmten, um sie wieder an den Pariser Hof zu ziehen, fanden sie zum ersten Mal ein offnes Ohr bei ihr. Ihr Bruder sandte ihr umgehend ein reiches Reisegeld und ließ ihr sagen, daß die Königin-Mutter schon unterwegs sei, um ihr in Xaintonge entgegen zu kommen.

Marguerite war sich klar darüber, daß sie in Paris nicht viel Gutes zu erwarten hatte. Aber ihre Erbitterung war zu groß; zugleich hoffte sie, wenn sie die Fosseuse mitnahm, durch eine längere Entfernung von dem unbeständigen König diese gefährliche Feindin unschädlich zu machen. Heinrich von Navarra, der sowohl diese Absicht, sowie auch die des französischen Hofes durchschaute, lenkte jetzt ein und versuchte, sie mit Bitten und Befehlen zurückzuhalten.

„Aber da ich es schon in meinen Briefen dem Könige und der Königin, meiner Mutter, versprochen,, auch die genannte Summe für meine Reise schon gehoben hatte, so siegte das Unglück, das mich zog ..“

— —

Bis hierher hat Marguerite von Valois-Navarra das glänzende Abenteuer ihres Lebens selbst erzählt. Weiter nicht. Sie bleibt so vor uns stehen, mit dem reifen stolzen Lächeln ihrer dreißig Jahre, eine königliche Frau auf der Höhe des Lebens.

War es ein Zufall, der ihr hier die Feder aus den Händen nahm? War es künstlerischer Instinkt, der sie einhalten ließ? Denn eine Künstlerhand ist es, die hier in dem großen Stil alter tieffarbiger Gobelins diese Lebensgeschichte zeichnet, deren prächtige Romantik uns in jeder Zeile gefangen nimmt. Was geht es uns an, ob sie sich und uns etwas vorfabuliert? Das ist das Recht des Dichters, auch wenn er sein eigenes Leben dichtet.

Wer einen Schluß zu diesem glanzvollen Roman haben will, der muß ihn sich selber in andern Quellen suchen, und im Suchen begreift er, warum sie selbst ihn Bruchstück bleiben ließ. Der Geist dieser Frau war zu scharf und zu edelgeboren, um sich des eigenen Niederganges nicht bewußt zu sein — und er war zu stolz, um die Geschichte dieses Niedergangs zu erzählen. Es ist eine traurige Geschichte, wie sie ähnlich der große Däne Jakobsen mit unvergleichlicher Seelenanalyse in seiner „Marie Grubbe“ erzählt. Ein allmähliches Sinken, ein Vergröbern und Abstumpfen aller seelischen Feinheiten — eine Erniedrigung, durch die noch ergreifend die Züge früherer Hoheit hindurchscheinen.

Marguerite war nicht lange am Hof zu Paris. Der alte Haß ihres Bruders, des Königs, und die Maßlosigkeit ihres eigenen Benehmens brachten eine furchtbare Demütigung über sie. Es kam zu einem Auftritt vor Augen des ganzen Hofes, in dem der wütende König ihr die schmachvollsten Vorwürfe entgegenschrie, ihr Beschuldigungen ins Gesicht warf, die ihre Frauen- und Fürstenehre besudelten wie Schlamm aus der Gosse. Und vor Augen des ganzen Hofes stand Marguerite, Königin von Navarra, und erwiderte kein Wort. Auch nicht, als der König sie zuletzt, sinnlos vor Zorn, anherrschte, „den Hof von ihrer verpestenden Gegenwart zu befreien".

Wie weit er recht hatte, wie diese Szene sich darstellen würde, wenn Marguerite sie selber erzählt hätte, wissen wir nicht. Es ist, als ob plötzlich von einem ganz anderen Menschen die Rede ist, sowie der Schleier ihrer schönen Darstellung von den Dingen abgefallen ist, und die strenge Geschichte selbst redet und richtet.

Die Königin verließ am andern Tag in einfacher Sänfte wie auf der Flucht Paris, ohne Dienerschaft, nur von zwei Damen begleitet — mit der bitter wiederholten Klage,

> „daß es in der Welt nicht zwei unglücklichere Fürstinnen gebe, als sie und die Königin von Schottland", —

diese vielgenannte Maria Stuart, ihr so ähnlich an Schönheit, Schuld und Schicksal, und nur in dem tragisch versöhnenden Ende von der Valois unterschieden. —

Unterwegs wurde Marguerite noch schimpflich durch einen Gardenkapitän des Königs angehalten, und ihre Damen ihr genommen. So kam sie zu ihrem Gatten. Heinrich von Navarra forderte zwar, als er die Beleidigung seiner Gemahlin erfuhr, von seinem königlichen Schwager Genugtuung, gab sich aber bald zufrieden, auch ohne diese erreicht zu haben. Er selbst konnte seine Augen auch nicht mehr vor allem verschließen. Da war Jacques de Harvay de Chanvallon gewesen, der schöne Chanvallon hieß er am Hofe; er war jetzt verschwunden und nach Deutschland gegangen. Aber es lief das Gerücht um, daß irgendwo abseits vom Hof ein schöner Knabe aufwuchs, der Chanvallon zum Vater und eine hohe Frau zur Mutter hatte.

Dieses Gerücht hatte nicht gelogen. Der Knabe, der schön wurde wie ein Chanvallon und intrigant wie ein Medici-Valois, schien die ganze Feindschaft geerbt zu haben, die allmählich in Marguerite gegen ihren Gatten aufwuchs. Er nahm die Kapuzinerkutte, als er groß war. Der Père Ange war der Beichtvater der Marquise de Vernoeul, und einer der gefährlichsten Agenten in der Verschwörung, die Heinrich IV. Leben und Krone kostete. —

Das Verhältnis des königlichen Paares machte für beide Teile ein Zusammenleben unerträglich. Marguerite zog sich nach Agens zurück, einer katholischen Stadt, die zu ihrer Mitgift gehörte. Sie gab als Grund an,

> „daß sie nicht mehr mit einem Fürsten leben könne, der vom Papst exkommuniziert sei."

Aber auch in Agens war ihres Bleibens nicht lange. Ihr üppiger Hofhalt, die herrschsüchtigen Launen ihrer Dame, Mme. de Duras, erbitterten die Bürger der Stadt so sehr gegen sie, daß sie sich mit dem Marschall de Matignon in Verbindung setzten und in Aufruhr gegen die Königin aufstanden. Marguerite flüchtete, im Sattel hinter Mr. de Lignerac, einem ihrer Hofherren, zwölf Meilen an einem Tage. Sie floh nach Carlat, einer kleinen Festung in der Auvergne. Als sie erfuhr, daß die dortigen Bürger sie ihrem verhaßten Bruder, dem König von Frankreich, zu verraten dachten, flüchtete sie wieder

gehetzt weiter, fiel aber unterwegs in die Hand des Marquis de Canillac, des Gouverneurs der Auvergne, der sie nach dem festen Schloß d'Usson führte, das der „feine Fuchs" Ludwig IX. für seine Staatsgefangenen gebaut hatte.

In diesem grauen uneinnehmbaren Schloß, um das die scharfen Bergwinde der Auvergne pfiffen, hat Marguerite von Navarra über zwanzig Jahre ihres Lebens verbracht. Gefangene freilich blieb sie nicht lange. Ihr Gegner war ein Mann, und Marguerite verstand ihre Frauenwaffen zu gebrauchen.

„Der, der sie gefangen hielt" — erzählt Brantôme — „ward in kurzer Zeit ihr Gefangener, so tapfer und mutig er war. Armer Mann, was wollte er tun? Wollte er die demütig und gefesselt in seinem Gefängnis halten, die mit ihren Augen und ihrem schönen Antlitz die ganze Welt wie Sklaven in ihre Ketten und Banden schlagen konnte?"

Wo Marguerite von Navarra war, mußte sie Königin sein; durch einen kecken Handstreich überrumpelte sie den verliebten Marquis und nahm das Schloß in Besitz.

Es störte sie niemand da oben in ihrem Herrennest. Man ließ es ihr, da man wußte, daß sie dort unschädlich war. Und sie selbst war sich klar darüber, daß sie verloren war, wenn sie sich von ihrem Felsen herunterwagte; denn die Truppen des Königs von Frankreich plänkelten bis unter die Mauern der Festung. Marguerites Besatzung machte Ausfälle, von der Terrasse ihres Schlosses aus sah sie die Ihren fallen und flüchten. Es kam so weit, daß der Hunger in das Kastell eindrang, daß diese verwöhnte fürstliche Frau

> „nichts frei hatte, als die Luft, daß sie wenig hoffte, alles fürchtete; denn alles um sie war in Flammen und Zerstörung."

Die Vermittlung ihrer Verwandten, Eleonore von Oesterreich, bewahrte sie vor dem Aeußersten. Während Frankreich brannte und blutete in den furchtbaren Bürgerkriegen der Ligue, während e i n König, ihr Bruder, unter dem Dolch eines Mörders fiel und ein a n d e r e r König, ihr Gemahl, sich die Krone von Frankreich mit dem Schwert eroberte, sah diese Königin von Frankreich und Navarra, die letzte Valois, von ihrem grauen Kastell Tag um Tag, Jahr um Jahr über die öde Berghaide der Auvergne, eine Verachtete und Vergessene. Die alternde verblühte Frau, die ihr heißes Blut nicht zur Ruhe bringen konnte, hielt hier ihren galanten Hof mit der ganzen Komödie von Glanz, glatten Formen, Anbetung und Liebesintriguen, die sie nun einmal nicht mehr entbehren konnte. Und wenn die Langeweile dieser leeren Jahre sie heute ihrem verliebten Kerkermeister in die Arme warf, so war es morgen ein abenteuernder Edelmann, den ihre Soldaten unterwegs aufgriffen, oder ein neuer Kavalier ihres Hofes.

Doch die Tage waren lang in dieser Bergöde; und der starke Geist dieser Frau, deren Jugend an dem glänzendsten Hofe von Europa unter Kriegstrompeten, Tanzgeigen und Jagdhornblasen verflog, wurde nicht satt in dem halb gelangweilten Liebesspiel ihres kleinen Hofes. Und mit demselben leidenschaftlichen Feuer, das sie für jedes neue Herzenserlebnis hatte, lag sie auch im Beichtstuhl oder bei der täglichen Messe in der Schloßkapelle auf den Knieen, oder vergrub sich in die Bücher ihrer Zeit, in geistliche und humane Wissenschaft;

> „und wenn sie es unternommen hat, ein Buch zu lesen, so groß und lang es sei, so läßt sie niemals ab, bis sie das Ende erreicht hat, und vergißt darüber Essen und Schlafen." (Brantôme.)

Marguerite dichtete auch Stanzen, die in ihrer Zeit einen Ruf hatten, sang sie mit ihrer schönen Stimme zur Laute oder übte sie einem Kinderchor ein, den sie sich hielt.

In diesen Jahren in d'Usson mag es auch gewesen sein, wo sie aus glücklicher Erinnerung heraus das glänzende Märchen ihres Lebens sich selbst und dem ergebenen alten Hofmann, dem Abbé Brantôme, erzählte und manche Stunde die Gegenwart vergessen mochte, wenn sie den dunklen, noch immer schönen Kopf über Blatt und Schrift beugte. —

Es kam ihr der heiße Hunger, aus ihrer Einsamkeit wieder in die Welt zu gehen. Aber dort war alles verändert. Die alte Medicikönigin war tot, wie ihre vier Söhne. Heinrich von Navarra war König von Frankreich, und er war lange taub für ihre ungeduldigen Bitten.

Der heiße Gascogner, der so stürmisch liebte und so rasch vergaß, hatte ihr an Liebesabenteuern nie nachgestanden; jetzt wußte ihn die schöne Gabrielle d'Estrées so zu fesseln, daß er, um ihr die Krone aufzusetzen, seine Ehe mit Marguerite von Valois lösen wollte. Nur unter dieser Bedingung wollte er ihr die Rückkehr nach Paris gestatten. Aber Marguerite war noch Königin genug, um den Gedanken nicht zu ertragen, daß „diese Vettel", cette bagasse, ihre Stelle auf dem Thron einnehmen sollte. Sie hatte für die Vermittlungsversuche des Ministers Sully nur ein herbes Nein. Doch als Gabrielle in den Frühlingstagen des Jahres 1599 plötzlich starb, — man sagte, an Gift — war Marguerite zur Auflösung ihrer Ehe bereit.

In jener Zeit schrieb sie an ihren ehemaligen Gatten einen Brief, der in seiner Unterwürfigkeit etwas Peinliches hatte:

> „Monseigneur, da man Gott als dem Urheber alles Guten den Ruhm glücklicher Ereignisse zuschreiben muß, so preise ich ihn, daß er mitten in meinem Kummer und zu der Zeit, wo ich an aller Ruhe verzweifelte, mir seinen Frieden verleiht, indem er mir den Euren gibt. Das war das Glück, das ich wünschte, um mein Leben zu erleichtern, das so lange beunruhigt war durch den Verlust Eurer Gnade, die mir Eure Majestät jetzt als großmütiger König wieder geschenkt hat . . .
>
> . . . Da die königlichen Ehren sich von meinem Stande entfernt hatten, ruft Ihr sie mit der Freundlichkeit eines Bruders zurück. Verzeiht, wenn ich allzukühn dieses Wort brauche . . .
>
> . . . Ihr zeigt Euch darin als König, indem Ihr meine Ruhe sichert und meine Freunde aus der Verbannung zurückruft durch Eure freigebigen Anerbietungen. Trotzdem erleide ich bei diesem Geschenk einen großen Verlust, der mein Glück so vermindert, daß ich, wenn ich nicht Euren Willen ansähe, der mir Gesetz ist, und Eure Meinung, daß dieses Uebel zum Wohl des Volkes ausschlägt, keinen Wechsel in meiner ernsten Lage und keine Befreiung von meinem Schmerz darin sehen würde. Aber da es Euch so gefällt, daß mein Glück so mangelhaft sei, und daß Ihr den größten Teil meiner Ehre mir vorenthaltet, so wünsche ich es auch so, nicht um mich zu befriedigen, sondern um Euch zu gehorchen . . . .
>
> . . . Ich bitte die göttliche Majestät, die Eure mit ihrem Segen zu überschütten, und Euch so zu segnen, wie Ihr mich glücklich macht durch die Versicherung Eurer Gnade.
>
> Eure sehr demütige, sehr getreue, ergebene und gehorsame Schwester, Dienerin und Untertanin Marguerite."

Ist es Marguerite von Valois, die diese unterwürfige Sprache führt? Ist es die Königin von Navarra, die bei der Krönungsfeier sich tief als erste vor Maria von Medici, der neuen Königin, verbeugt — noch immer schön

im goldgestickten Lilienmantel, den steinblitzenden Kronreif einer Herzogin von Valois auf dem Haar, aber doch eine Verlassene, Entkrönte? —

Es ist, als ob die jahrelange Herrschaft ungezähmter Leidenschaften, die ja auf die zartere seelische Konstitution des Weibes viel verwüstender wirkt als auf den Mann, in ihr alles Feingefühl abgestumpft hat, so daß sie die Erniedrigungen nicht sieht und achtet, denen sie ihr Hunger nach den langentbehrten Ehren aussetzt.

Sie lebte anfangs als Gast im Louvre — unter den Augen dieses einstigen Gatten, der sie verächtlich beiseite geschoben hatte — den leeren, zum Spott gewordenen Titel einer Königin von Frankreich tragend, dessen wirkliche Ehren einer andern gehörten. Und sie muß sich vom König den spöttischen Ratschlag geben lassen, — aus Gesundheitsrücksichten, wie er sagt — nicht mehr die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht zu machen, wie sie zu tun pflege — sowie ihre freigebige Verschwendung zu beschränken. In der hochfahrenden Liebenswürdigkeit ihrer Antwort war etwas von der alten Marguerite: das erste wolle sie sich bemühen zu tun, um Se. Majestät zu befriedigen, so schwer es ihr sei. Aber das zweite sei ihr unmöglich, und könne sie nicht anders leben, da diese liberalité in ihrer Familie liege.

Ihre Verschwendung, die Brantôme königlich und prächtig nennt, hatte immer offene Hände für jeden Bittenden. An den vier hohen Festen, an ihrem Geburtstage gab sie mit eigener Hand hundert Goldtaler an die Armen, sie unterhielt, baute und beschenkte Kirchen und Klöster — alles in einem großen Stil, der ihre Mittel weit überstieg.

Als sie bald vom Louvre nach dem Hôtel de Sens bei dem Kloster Ave Maria übersiedelte, fand sie an ihrer Türe beißende Verse angeschrieben, die im Spott über ihr sittenloses Leben auch die derbsten Worte nicht scheuten. Sie blieb auch hier nicht lange, denn der Tod eines ihrer Favoriten, des schönen Datte oder St. Julien, der in ihrer Karosse erschossen wurde, machte ihr diese Wohnung so zuwider, daß sie sie noch in derselben Nacht verließ. Sie kaufte dann ein Hôtel nah dem Pré aux Clercs; hier und in ihrem Schlößchen d'Issy bei Paris führte sie noch fünfzehn Jahre lang dieses traurige Scheinleben in Festen und Hofzeremoniell, in Messehören, Galanterieen, Tanz, Studium und Musik, durch das sie ihre ruhelose Seele zu betäuben versuchte. Die Neigungen der alternden Frau vergröberten sich; ihr jugendlicher Mignon, der schöne Datte, war eines Zimmermeisters Sohn aus Arles gewesen, und die letzte Liebe der Königin Marguerite, der armselige Roi Margot, wie ihn der Spott der Dienerschaft nannte, war ihr Kammermusikus. Sie liebte damals ein sentimentales Liedchen zu singen und zu hören, das auf ihn gedichtet war, vielleicht von ihr selber:

A ces bois, ces prés et ces antres
Offrons les voeux, les pleurs, les sons,
La plume, les jeux, les chansons
D'un poëte, d'un amant, d'un chantre . . .

So sinkt diese glänzende, königliche Frau am Ende ihres Lebens zu einer lächerlich traurigen Possengestalt herunter . . .

Mit dem König Heinrich und der Königin, späteren Regentin, stand sie sich verhältnismäßig gut. Auf ihre Bitte gab der König dem Augustinermönch und Beichtvater Marguerites Amiot die Erlaubnis, ein Kloster zu gründen. Im Jahr 1608 legte sie den Grundstein zu diesem Kloster in dem Garten

ihres Hôtels und ließ folgende Inschrift darauf setzen, aus der noch einmal der ganze alte Stolz und Glanz ihres Namens spricht:

„Den 21. März 1608 hat Marguerite, Herzogin von Valois, Enkelin des großen Königs Franz, Tochter des guten Königs Heinrich, Schwester von drei Königen, einziger Ueberrest des Stammes der Valois, — nachdem Gott sie heimgesucht und ihr geholfen hat, wie Hiob und Jakob, und sie das Gelübde Jakobs getan und Gott sie erhört hat, so hat sie dieses Kloster gebaut und gegründet, an Stelle des Altares Jakobs, wo sie will, daß immerwährend Danksagungen geschehen für das, was sie von seiner göttlichen Güte empfangen hat; und sie hat dieses Kloster das der heiligen Dreifaltigkeit genannt, und die Kapelle die der Lobpreisungen, und hat die reformierten Augustinerväter (Pères Augustins reformés) darübergesetzt" . . .

Zwei Jahre nach dieser Gründung ließ Marguerite in dieser ihrer Kapelle eine prächtige Totenmesse halten für den abgeschiedenen König,

„dessen geliebte Gemahlin sie zweiundzwanzig Jahre gewesen war."

Marguerite feierte eben in ihrem schönen Schlößchen zu Issy ihren Geburtstag, als sie die Nachricht von der Ermordung Heinrichs durch Ravaillac erhielt. Sie fuhr sofort nach ihrem Hôtel Faubourg St. Germain zurück, und von dort nach dem Louvre.

Es war keine Nachricht, die ihr Herz traf, denn zwischen ihr und Heinrich von Navarra standen alle die scharfen Kränkungen, die heimlichen und offenen Bitterkeiten einer getrennten Ehe. Aber sein Tod mußte sie doch erschüttern; und wunderlich ist es, die Schicksalsfäden zu sehen, die sie mit dem furchtbaren Ereignis verknüpfen. Denn kurze Zeit nach dem Königsmord wurde Marguerite in der Kapelle de Nôtre-Dame de bonnes nouvelles, in der Kirche St. Victor, von einer Frau angeredet, die sie um Gehör bat, und in der sie eines ihrer früheren Hoffräulein, die Dlle de Coman, erkannte. Bei der Audienz, die die Königin ihr bewilligte, eröffnete ihr die Coman, daß sie Kenntnis der ganzen Verschwörung habe, der das Leben des Königs zum Opfer gefallen war. Als Hauptschuldige nannte sie neben einigen geringeren Persönlichkeiten den Herzog von Epernon und die Marquise de Vernouil, eine der Maitressen des Königs. Der Beichtvater und geistliche Führer dieser Frau aber war, wie schon früher erwähnt, ein junger Kapuzinerpater, der Père Ange, der von hoher Abkunft sein sollte . . . .

Marguerite selbst benachrichtigte die Königin-Regentin von den Enthüllungen der Dlle. de Coman. Der Prozeß der Verschwörung wurde vor dem Parlament geführt, aber schließlich ohne Resultat niedergeschlagen.

Marguerite überlebte ihren einstigen Gemahl nur wenige Jahre. Sie starb in ihrem Hôtel im Faubourg St. Germain, am 27. März 1615. Von ihrer Augustinerkapelle aus wurde ihre Leiche nach St. Denis gebracht und als Letzte in der Gruft der Valois beigesetzt.

Es gibt wohl wenige historische Persönlichkeiten, über die die Urteile der Zeitgenossen so weit auseinandergehen, wie über Marguerite von Valois. Neben begeisterten Lobrednern wie der glatte Abbé Brantôme stehen beißende Pasquille von der Art des Divorce satirique; neben dem verhimmelnden Preise ihrer Frömmigkeit, den der Jesuit Le Moine in schönfließende Verse kleidet, die pöbelhaften Beschimpfungen, die ein unbekannter Stift nachts an ihre Türe schrieb. In einem aber klingen alle diese Urteile zusammen, bewußt

und unbewußt: Darin, daß sie ein Mensch war über das Alltagsmaß hinaus, königlich im Guten wie im Bösen — maßlos in diesen Leidenschaften, die der Glanz ihrer wundervollen Jugend und die Erniedrigung ihres Alters waren. Es ist, als ob die verbrauchte Lebenskraft des alten ritterlichen Valoisstammes noch einmal hell aufflackert vor dem Erlöschen, um der Welt in diesem Weibe das unvergeßliche und glänzende Bild seiner stolzen Tugenden und stolzeren Laster zu hinterlassen — ein Bild, unter das wir jene schönen Abschiedsworte schreiben möchten, die Le Moine der Königin Marguerite gewidmet hat:

Die Blüte, die so stolz aus Valois Stamm entsprang,
Mit der der Name großer Könige versank,
Marguerite, um deren Stirn sich frischer Lorbeer wand,
Der manchen reichen Kranz die Hand der Muse band, —
Sie sah, wie Kranz und Lorbeer welk im Wind verwehten,
Sie sah der Lilien Glanz im Staub und Schmach zertreten,
Sie sah den Königsreif, der glänzend sie geschmückt,
Den ihr ein früher Bund aufs stolze Haupt gedrückt,
Zerbrochen und geraubt, und sah sich selbst verlassen,
Ein blitzgetroffner Baum, den alle Stürme fassen.
Gekrönt, doch ohne Reich, vermählt, doch gattenlos,
Ein Schatten toter Zeit, ein Schemen fremd und groß,
Sah sie in ihres Tages trübem Abendrot
Auch ihres Namens Glanz noch vor dem Tode tot!

Niklas von Leyden.

Eine deutsche Steinmetzenlegende.

Von Helene Raff.

Gesegnet, wen des Himmels Gnade
Nicht straucheln läßt auf schmalem Pfade
Und wem, wonach sein Herz begehrt,
Sich ohne Kampf und Schuld beschert!
Doch wer da ringt in Schmerzensdrang,
Wie Jakob mit dem Engel rang;
Wer sich mit seinen Tränen tauft,
Verlornes Heil zurückerkauft,
Der hat als Sieger überwunden
Und wird in Ewigkeit gefunden.

*   *
*

Ein Steinmetz war vor langen Jahren.
Gar kunstberühmt und vielerfahren,
Niklas von Leyden hieß man ihn.
Ihm war kein eigen Kind verlieh'n;
Doch hatt' er einen schmucken Jungen,
Den zum Gehilfen er gedungen,
Von früh an seine Kunst gelehrt
Und hielt an Sohnes Statt ihn wert.

Der Meister war als ernst bekannt —
Ihm floß die Rede karg vom Munde.
Doch licht erschien der junge Fant
Wie sommerliche Morgenstunde.
Um Fröhlichkeit und milde Sitten
Ward er von allen wohlgelitten,
Zumal bei Frau'n erwarb er Gunst;
Und leicht gewann er selbst die Kunst.
Es war, was immer er vollbracht
So schön und mühelos erdacht,
Daß jeglich Auge d'rob erstaunt;
Und hier und da ward schon geraunt:
„Habt acht! Noch währt es kurze Zeit,
Den Meister übertrifft er weit". —

Das klang dem Meister herb ans Ohr,
Als er das schlimme Wort erfahren;
Doch ließ er keinen Groll gewahren,
Und hielt den Lehrling wie zuvor.

Ihm lag im Sinn ein ander Ding,
Womit der Rat ihn ließ betrauen;
In Stein das hohe Bild zu hauen
Des Heilands, der am Kreuze hing,
Dem weiht' er sich in rechten Treuen —
Nicht Müh' und Arbeit wollt' er scheuen,
Daß es von Fehl und Tadel frei,
Sein Meisterstück vor allen sei.

Allein je mehr er schafft und ringt,
Je minder daß sein Werk gelingt;
Was er entworfen und ersonnen,
Verwirft er wieder, kaum begonnen —
Als ob ein Flor sein Auge deckte,
Dem innern Sinn das Bild versteckte. —
Deß ward der Aermste schier verzagt.
Von Angst und Zweifeln hart geplagt
Irrt er umher — und kehrt er wieder,
So sitzt er in der Werkstatt nieder
Und stöhnt und spricht: „Wie soll das enden?
Entschwand die Kraft aus meinen Händen,
Ward vor der Zeit mein Blick getrübt?
Hätt' ich so lang die Kunst geübt,
Daß Schimpf und Hohn ich endlich ernte?
Und jener, der von mir sie lernte,
Tut er es nicht, der junge Tor,
In seiner Einfalt mir zuvor?!
Wie glückt ihm alles doch so leicht!
Und mir am Herzen nagt der Kummer —
Und mir vom Lager flieht der Schlummer.
Mein höchstes Ziel bleibt unerreicht;
Den ich geliebt, den muß ich hassen.
Warum hat Gott mich so verlassen?" —

Dieweil er sann in Sorg' und Pein,
Trat sein Geselle bei ihm ein
Und sprach mit lachend rotem Munde:
„Nun hört und zürnt nicht ob der Kunde.
Das Kreuzbild, das euch aufgetragen,
Deß dacht' ich viel in diesen Tagen;
Und wie ich heute zeichnend saß,
Zuckt es von selbst mir in den Fingern:
Versuchen mußt' ichs — nur zum Spaß,
Nicht euer Anseh'n zu verringern.

Im Aufriß hab' ichs dargestellt;
Seht, Meister, ob es Euch gefällt!" —

Er bot das Blatt dem Meister dar,
Dem es in heißen Händen bebte;
Denn das, was er umsonst erstrebte,
Hier war es schlicht und offenbar.
Will ihn ein hämisch Trugbild äffen —
Wie konnte das ein andrer treffen? —
Ihm schoß das Blut zu Herz und Haupt,
So schmählich fühlt' er sich beraubt —
Und endlich bricht er los ergrimmt:
„Verhaßter, der mir alles nimmt,
Mußt du mein bestes mir entwenden —
Was wehrt mir, dir den Lohn zu spenden?" —
Die scharfe Feile, die er hielt,
Mit der er achtlos erst gespielt,
Sie hebt er hoch in grauser Lust
Und stößt sie in des Jungen Brust. —

Zu rasch war der unsel'ge Streich;
Hin sank der Jüngling todesbleich.
Und er, der ihn dahingestreckt,
Zur Seite kniet er ihm erschreckt —
Er tastet nach des Herzens Klopfen,
Er will des Blutes Quell verstopfen —
Vergeb'ne Müh'! — Kein Hauch, kein Ton,
Kein Blick! — Das Leben ist entfloh'n. —

Er sprach: „O weh, daß ich geboren!
Nun hab' ich Ehr' und Heil verloren.
Es fordert meine blinde Wut
Des Freundes und mein eignes Blut". —

Er sucht nicht erst, sein Haupt zu bergen,
Freiwillig beut er sich den Schergen;
Gar bald, so steht er vor dem Rat
Und klagt sich an ob seiner Tat,
Die Herren hörten mit Entsetzen
Die Schuld des Manns, den alle schätzen.
Rings in der Stadt, von Klein und Groß,
Bejammert ward des Meisters Los. —
Was frommts? — Er ist des Mords geständig,
Den Todten macht kein Leid lebendig —
Man sprach ihm Recht, wie's Brauch im Land.
Der Spruch hieß: Tod durch Henkershand. —

„Ihr Herrn" — so hub der Meister an —
„Ich weiß zu wohl, was ich getan.

Nicht will ich um mein Leben rechten,
Dem selbst ich raubte Schmuck und Wert;
Doch hat in meines Kerkers Nächten
Mir eines nur den Sinn beschwert.
Das Heilandsbild, das ich begann,
Eh' ich verfiel in Schuld und Bann,
O gebt mir eine kurze Frist,
Bis daß es ganz vollendet ist!
Erst wollt' es nie dem Wunsch sich fügen —
Nun seh' ichs klar in allen Zügen.
Gönnt mir mein Werkzeug und den Stein,
So will ich schaffen unverdrossen,
Und der, an dem mein Werk beschlossen,
Der Tag mag dann mein letzter sein."

Wohl hat sein Fleh'n ihr Herz bewegt.
Doch ward geprüft und überlegt,
Ob er nicht Vorwand bloß erdachte
Und insgeheim auf Rettung trachte?
Man stritt dawider und dafür,
Zuletzt entschied man nach Gebühr:
Schwer ist Beschluß in solchen Dingen;
Laßt es uns vor den Fürsten bringen! —

Der Markgraf, der dem Land gebot,
Vernahm des Meisters Fall und Not,
Er stutzt' und sprach: „Was er begehrt,
Sei dem kunstfert'gen Mann gewährt.
Und wenn er Aufschub nur ersinnt,
Wir sorgen, daß er nicht entrinnt!" —

Da ward mit vieler Müh' und Kraft
Der schwere Stein herbeigeschafft.
Man ließ den Meister frei von Banden,
Gab sein Gerät ihm auch zu Handen;
Und er ging freudig ungesäumt
An sein Gebild, wie er's geträumt.
Die Speise, die man ihm gebracht,
Vergaß er oftmals zu berühren,
So war er einzig nur bedacht,
Sein Werk zu gutem Ziel zu führen.
Der Schließer hörte Tag für Tag
Des Meißels und der Hämmer Schlag,
Und sprach gerührt: „Beim heil'gen Christ!
Wie kürzt er sich die karge Frist!" —

So schwand nur zweier Monde Zeit,
Und in des Kerkers Einsamkeit
War aus dem Stein ein Bild entsprungen,
So hehr wie keinem sonst gelungen.

Es leuchteten die schlanken Glieder
Vom hohen Kreuzesstamm hernieder;
Das Haupt geneigt in milder Trauer —
Und wer es sah, den faßt' ein Schauer —
Denn des Erlösers Antlitz trug
Von dem Erschlag'nen jeden Zug.

Dem Fürsten lief man's anzusagen.
Der hieß das Bild ins Freie tragen,
Daß alles Volk den Anblick hätte.
Er selbst begab sich zu der Stätte
Mit Knechten viel und Ritterschaft.
Den Steinmetz auch aus seiner Haft
Ließ durch der Wächter Schar man holen.
Er schritt einher so fahl und blaß;
Darob ward manch ein Auge naß
Und manche Lippe seufzt verstohlen.
Doch ruhig scheint er und beherzt.
Als sei sein Leben nicht verscherzt.

Da stand der wunderbare Stein
Erhöht im hellen Sonnenschein;
Und tiefer Andacht frommer Bann
Beherrscht die Menge, Mann für Mann. —
Das wunde Haupt, mit Dorn gekrönt,
Wie blickt es schmerzhaft und versöhnt! —
Sie sahen, wem das Antlitz glich;
Und jeden rührt' es feierlich
Zu schau'n den Toten samt der Hand,
Durch die er fiel und auferstand.

Und plötzlich laut hob sich der Ruf:
„Gebt Gnade, Herr, hört unser Flehen!
Wenn, der solch Wunderwerk erschuf,
So kläglich heut' soll untergehen,
Fürwahr, das wäre Sünd' und Schade!
Gebt Gnade! Für den Meister Gnade!" —

Doch er, für den sie sämtlich baten,
Er dachte nicht an sein Geschick.
Nur an dem Kreuzbild hing sein Blick,
Der letzten, schönsten seiner Taten.
So selig und verheißungsvoll
Daß ihm das Herz im Busen schwoll,
Als hätt's ein Engel ihm verkündigt,
Fühlt er, daß ihn sein Werk entsündigt.
Und fern von dieser Welt Gericht
War seine Seele schon im Licht. —

Er taumelt — sinkt. — Sie seh'n ihn gleiten
Und springen zu von allen Seiten.
Bewußtlos lag er an der Erde.
Da trat der Markgraf selbst voll Huld
Hinzu und sprach: „Erlassen werde
Euch wie die Strafe so die Schuld.
Verzeihung ihm, dem Gott verzeiht!
Steht auf! Ihr seid vom Tod befreit!" —

Vergebens harrt er auf den Dank. —
Die andern drängen ungeduldig:
„Was habt Ihr, Meister? Seid Ihr krank?
Vernehmt: Ihr seid nicht länger schuldig.
Vorbei ist, was Euch lang gedroht!" —
Der Hingesunk'ne gab kein Zeichen —
Rings ward Verstummen und Erbleichen,
Bis einer sprach: „Herr — er ist tot." —

* * *

Das Kreuzbild, das er ließ der Welt,
Am Freithof ward es aufgestellt.
Von ihm geht wundersame Kunde. —
Alljährlich um die gleiche Stunde
Fällt nächt'ger Weil' dem Gottessohne
Ein Dorn aus seiner Dornenkrone
Und wer ihn fand, den Dorn aus Stein —
Sollt' es der größte Sünder sein,
Eh' dreier Tage Frist entschwand,
Erschließt sich ihm der Sel'gen Land.

E. T. A. Hoffmann als Musikschriftsteller für Breitkopf & Härtel 1809—1819.

Zusammengestellt von Hans von Müller.

B. Unbezeugte Rezensionen.

Wie wir gesehen haben, war Hoffmann vom Januar 1809 bis zum Dezember 1814 ständiger Mitarbeiter der Allgemeinen Musikalischen Zeitung. Seine regelmäßige Arbeit für das Blatt bestand im Besprechen musikalischer Novitäten, die ihm bald häufiger bald seltener packetweise zugesandt wurden; die erste dieser Sendungen, vom März 1809, haben wir im Abschnitt A unter I 7 aufgeführt, von der letzten (oder den letzten) ist I 69. 70. III 10 die Rede. Bezüglich der Anzahl und des Umfanges der Sendungen sind wir auf ganz vage Schätzungen angewiesen; aber gesetzt selbst, Hoffmann hätte in den 24 Quartalen dieser 6 Jahre durchschnittlich nur Ein Packet erhalten von dem Umfange des eben genannten ersten, so würde das schon 6 × 24 = 144 Rezensionsaufträge ergeben. Für 1809, 1811 und die zweite Hälfte des Jahres 1813 kann die angenommene Quartals-Durchschnittszahl noch zu hoch sein; für die anderen Zeitabschnitte ist sie aber allem Anschein nach eher zu niedrig. Nun ist freilich in Rechnung zu stellen, daß Hoffmann nicht alle Aufträge ausführen konnte (vgl. A I 10. 27), daß gelegentlich andere Mitarbeiter ihm zuvorkamen (vgl. Härtels Bemerkung zu A I 15 mit Note 3 und A I 22), daß auch in einzelnen Fällen seine bereits eingesandten Arbeiten nicht gedruckt wurden (vgl. A I 10 mit Note 3). Aber trotzdem müssen wir in diesen 6 Jahrgängen der A. M. Z. mindestens 100 Hoffmannsche Rezensionen vermuten, also durchschnittlich in jedem dritten Stück der Wochenschrift eine.

Im strengsten Sinne bezeugt von diesen 100 sind nur die drei, die Hoffmann für seine Bücher benutzt hat (s. A IV). Wir werden ihm aber mit höchster Wahrscheinlichkeit auch die anderen Rezensionen der A. M. Z. zuschreiben dürfen, die wenige Wochen nach seiner Einsendung des entsprechenden Manuskripts erschienen sind, zumal wenn keine stilistischen Indizien gegen seine Verfasserschaft sprechen. In diesem Sinne bezeugt sind (durch die A I—III abgedruckten Niederschriften Hoffmanns) 16 weitere Rezensionen.

Für den Rest, also wohl mindestens 80 Rezensionen, liegt kein äußeres Zeugnis vor. Hoffentlich werden im Laufe des 20. Jahrhunderts noch recht viele davon durch neu auftauchende Briefe (vgl. S. 29 Note 1) zu Ehren kommen; im übrigen sind wir für ihre Rekognoszierung auf ein ähnliches Verfahren angewiesen, wie es Eduard von der Hellen angewendet hat, um Goethes Anteil an Lavaters Fragmenten festzustellen. Die Aussonderung des Hoffmannschen Gutes ist aber aus drei Gründen schwieriger: Rochlitz hat hie

und da stilistisch eingegriffen[1]), Härtels Druckerei hat die Schreibung streng uniformiert, und endlich steht unserem Kritiker nicht etwa nur Rochlitz, sondern ein ganzer Stab anderer Mitarbeiter gegenüber. Und diese Mitstrebenden, die wir auch dem Namen nach nur teilweise kennen, werden ihm zum großen Teil in der Gesinnung verwandt, einige vielleicht auch in der Ausdrucksweise ähnlich gewesen sein. Eine unbezeugte Rezension dürfen wir also nur dann mit einiger Wahrscheinlichkeit Hoffmann zuschreiben, wenn sie entweder autobiographische Züge enthält, die offenbar auf Hoffmann hinweisen, oder wenn einzelne Gedanken daraus sich in späteren Arbeiten Hoffmanns auffällig wiederholen, oder wenn der Aufsatz wirklich eine ganze Reihe stilistischer Eigentümlichkeiten Hoffmanns aufweist.

Schreiber dieses, dem es zurzeit obliegt, Hoffmanns Briefwechsel und Tagebücher herauszugeben, kann vorm Sommer dieses Jahres nicht daran denken, diese umfangreiche Arbeit zu unternehmen; auch wäre hier nicht der Ort für die subtile Stiluntersuchung, die der Durchsicht der A. M. Z. voranzugehen hätte und ohne deren Vorlegung die Ergebnisse unkontrollierbar wären. Wir begnügen uns also für jetzt damit, drei Rezensionen herauszugreifen, die wir im Abschnitt A schon mehr oder weniger angedeutet haben.

1. Wie Hoffmann am 30. Mai 1810 an Härtel schreibt (Mh 12 = A I 22, zitiert oben zu A I 19), hatte Rochlitz ihm damals gerade besonders viele Aufträge gemacht, die Hoffmann nun in den folgenden Monaten ausführte. Einer dieser Aufträge betraf Weigls Rühroper ‚Das Waisenhaus‘, dessen Partitur Hoffmann mit dem genannten Briefe und einem Manuskript für die Redaktion zurückschickte. Wie schon zu A I 22 bemerkt, ist dieses Manuskript zweifellos identisch mit der köstlichen, ausführlichen Rezension des ‚Waisenhauses‘, die am 19. September in der A. M. Z. erschien. Diese Rezension nimmt wichtige Gedanken des späteren Gespräches ‚Der Dichter und der Componist‘ vorweg, aus dem man sich des Satzes erinnern wird: „Der heillose Versuch, das weinerliche Schauspiel auch in die Oper zu übertragen, kann nur mißlingen, und unsere Waisenhäuser, Augenärzte pp gehen gewiß bald der Vergessenheit entgegen.“ (A. M. Z. XV 812 Mitte.) Von Einzelheiten ist die feine Bemerkung über den Text der ‚Zauberflöte‘ beiden Aufsätzen gemeinsam:

Rec. Weigl (XII 809 f)	Dichter u. C. (XV 815 unten)
Rez. hat es immer sehr eingeleuchtet, wie Mozart und andere große Componisten zu schlechten Texten Meisterwerke geben konnten;	Eben daher wirst Du auch finden, daß oft die poetischten Componisten sogar herzlich schlechte Verse gar herrlich in Musik setzten.
denn er fand bis jezt, daß allemal dem Ganzen eine romantische Idee, wie sie die Oper unerläßlich fordert, zum Grunde lag, und nur die Ausführung jener Idee mißrathen ... war,	Da war es aber der wahrhaft opernmäßige, romantische Stoff, der sie begeisterte.
wie es z. B. mit der Zauberflöte der ins Auge springende Fall ist.	Als Beyspiel führe ich Dir Mozarts Zauberflöte an.

2. Am 12. Juli sandte Hoffmann eine neue Serie Rezensionen; im Begleitbrief (Mh 14 = A I 24) bittet er um seinen ‚Ritter Gluck‘. Das ist

[1]) Vgl. wegen des ‚Ritters Gluck‘ A I 10 und III 1; ferner erinnere ich an Kreislers ‚Dissertatiuncula‘ statt ‚Gedanken‘: s. Tagebuch (A II) 1812 Juni 20 mit Note.

jedenfalls kein Zufall, denn ohne Frage befand sich in der Sendung ein theoretischer Aufsatz über Gluck, den Hoffmann anläßlich des Erscheinens eines Klavierauszuges der ‚Iphigenia in Aulis' geschrieben hatte und der am 29. August und 5. September in der A. M. Z. erschien. Neben Dutzenden stilistischer Indizien, die an dieser Stelle nicht aufgeführt werden sollen, finden wir hier zwei Gleichnisse aus bekannten Arbeiten Hoffmanns wieder:

Rec. Gluck a) (XII 771 oben)	Rec. Beethovens 5. Symahonie (XII 659 unten)
[Gute Klavierauszüge der selten gespielten Gluckschen Opern sind erwünscht, denn] Die correkte ... Zeichnung des [unzugänglichen] kolossalen Gemähldes ... erhebt ... im Zimmer das Gemüth des einsamen ... Beschauers.	Rez. ist sonst nicht sonderlich fürs Arrangiren [von Klavierauszügen], indeß ist nicht zu laügnen, daß der Genuß eines Meisterwerks, das man mit vollem Orchester gehört, im einsamen Zimmer ... oft ... das Gemüth in dieselbe Stimmung versezt. Das Pianoforte giebt das große Werk, wie ein Umriß das große Gemählde.
b) (XII 784 unten)	Dichter u. C. (XV 806 oben)
... wie die mehrsten unserer neuesten Opern nur Conzerte sind, die auf der Bühne im Costum gegeben werden ...	... Alsdann ist die Oper ein Conzert, das auf dem Theater mit Costum und Decorationen gegeben wird.

Wir lassen diesen Aufsatz, der in seiner ernsten Schönheit alle Freunde Glucks und Hoffmanns erfreuen wird, unserer trockenen Untersuchung folgen.

3. Am reichsten an Rezensionen ist der letzte der sechs Jahrgänge, 1814; wie Hitzig aus dem Tagebuch berichtet (s. A II am Schluß), rezensierte Hoffmann damals „unaufhörlich" für die A. M. Z. Von der reichen Produktion der Monate August und September gibt uns der Brief A I 64 eine Ahnung. Eine von den zahlreichen Rezensionen dieser Zeit hat Istel erkannt, die von Oginskis Polonaisen vom 23. November: der Verfasser dieser Besprechung hat sich „mehrere Jahre in Warschau" aufgehalten und dort die schönen Nationaltänze sinnig beobachtet.

Mit diesen wenigen Proben aus dem verschütteten Schatze sei es für diesmal genug.

C. Vorläufiges Ergebnis.

Der Inhalt der A. M. Z. zerfällt in vier Arten von Beiträgen:

I. größere selbständige Beiträge (Dichtungen, theoretische Abhandlungen, Biographien und Nekrologe);
II. „Correspondenz-Nachrichten", „Notizen" und „Miscellen";
III. „Recensionen";
IV. „Kurze Anzeigen", d. h. Rezensionen von wenigen Zeilen Umfang.

Besonders die Kategorien III und IV werden wunderlicher Weise im Text immer durch besondere Ueberschriften geschieden; entsprechend schreibt Hoffmann A I 64: „alles habe ich nunmehr angezeigt und rezensirt."

Von Hoffmannschen Beiträgen der I. Gattung kennen wir 13, die in

erstaunlicher Mannigfaltigkeit der Form erscheinen: nur 2 geben sich als schlichte Abhandlungen (Sacchini, Kirchenmusik); je 2 sind eingekleidet als Gespräche (Dichter und Komponist, Automate) und als Briefe (Opernalmanach, Tonkunst in Berlin); 3 erscheinen als ironische Betrachtungen (Kreislers Gedanken, Nachricht von Milo, Der Musikfeind) und 1 als humoristische Zustandsschilderung (Kreislers Leiden); nur 3 endlich darf man als Erzählungen bezeichnen (Ritter Gluck, Don Juan, Baron Bagge).

Zur II. Sektion ist kein Hoffmannscher Beitrag bekannt, wenn man nicht etwa das von ihm veranlaßte Entrefilet über Holbein-Winters ‚beide Blinde' (s. A I 21, S. 39) als solchen rechnen will.

Von der III. Gattung sind in unserem Abschnitt A 19, in B 3 Arbeiten Hoffmanns nachgewiesen. In diesen 22 Rezensionen werden folgende 18 Meister besprochen [in je Einer Rezension, wenn die Anzahl nicht bemerkt]: Beethoven (5), Bergt, Boieldieu, Braun (1/2), Elsner, Fioravanti, Gluck, Gyrowetz, Méhul, Oginski, Paer, Pustkuchen, Reichardt, Romberg, Schneider, Weigl, Wilms (1/2), Witt (2).

In der IV. Sektion wird es kaum möglich sein, Hoffmannsches Gut auszusondern, da hier zur Betätigung stilistischer Individualität einfach kein Raum ist.

Im folgenden verzeichnen wir die hier nachgewiesenen Arbeiten Hoffmanns für Breitkopf & Härtel, und zwar die Beiträge zur A. M. Z. in der Reihenfolge des Erscheinens[1]); die Ueberschriften sind abgekürzt, die Rezensionen mit Rec. bezeichnet. Bei jedem Stück sind zunächst die Tagebuchstellen (nach A II) genannt, an denen es erwähnt wird, dann die Briefstellen (nach A I und III; diese nur nach ihrer Nummer im Abschnitt A). Die von Hoffmann selbst anerkannten Arbeiten (s. A IV) sind mit einem * vor der Nummer versehen; die später festgestellten Stücke haben wir unter Vorwegnahme des folgenden ‚kritischen Rückblicks' je nach dem Entdecker mit *Hi* (Hitzig), *El* (Ellinger) und *Is* (Istel) bezeichnet. Für den Rest ist der Verfasser dieses Aufsatzes allein verantwortlich.

Hi **I. Violinschule von Rode | Kreutzer und Baillot | herausgegeben von Baillot . . . Neue vermehrte Ausgabe** (Folio; S. 1—22 Text mit Notenbeispielen, S. 23—65 „Tonleitern und Uibungsstücke"): Tgb. 1812 Dec. 26—30. 1813 Jan. 2—4. 8. Juni 9; Briefe I 31 f. 36. 38. 42. 48. 52 f. 57. III 3 f. [Ueber das Erscheinen s. S. 48 unten m. Note 5.]

II. In der Allgemeinen Musikalischen Zeitung:

* 1	1809 Febr. 15.	XI	305/19	Ritter Gluck: I 5 (nach Erscheinen: I 10. 24. III 1).	
Hi 2	Mai 17		513/17	Rec. Witt, Symphonie 5:	Tgb. 1809. I 7. 10.
Hi 3	„		517/21	„ „ Symphonie turque 6:	
Hi 4	Dec. 27	XII	204/08	„ Fioravanti, I virtuosi ambulanti:	Tgb. 1809 (vgl. I 16)
Hi 5	1810 Jan. 3		209/12	„ Romberg, Pater noster:	

---

1) Diese stimmte nicht immer mit der Reihenfolge des Entstehens (die für eine künftige Ausgabe von Hoffmanns kleinen Schriften maßgebend sein müßte) überein: Milo (unten Nr. 25) ist älter als die Automate (Nr. 24) und die Rezension des ‚Waisenhauses' (Nr. 8) vermutlich älter als die der ‚Iphigenie' (Nr. 7).

* 6	1810 Juli 4 11	XII	630/42 652/59	Rec. Beethoven, C-moll-Symphonie: I 21 (vgl. I 15).
7	Aug. 29 Sept. 5		770/73 784/89	„ Gluck, Iphigenie in Aulis (vgl. B 2).
8	19		809/19	„ Weigl, Das Waisenhaus (vgl. B 1).
* 9	26		825/33	Kreislers musikalische Leiden (nach Erscheinen: III 2).
El 10	1811 März 13	XIII	185/93	Rec. Paer, Sophonisbe I 21—23 (vgl. 26).
* 11	1812 Juli 29	XIV	503/09	Kreislers Gedanken: Tgb. 1812 Juni 20; III 2.
El 12	Aug. 5		519/26	Rec. Beethoven, Coriolan-Ouverture: Tgb. 1812 Juni 28. 30.
Hi 13	Nov. 11		743/47	„ Méhul, Ouv. zur Chasse: Tgb. 1812 Sept. 4
Hi 14	Dec. 2		791/97	„ Pustkuchen, Choralbuch und Anleitung: Tgb. 1809; I 38.
15	30		855/64	„ Gyrowetz, Der Augenarzt: I 38.
* 16	1813 März 3	XV	141/54 mit 4 S. Beilage	„ Beethoven, Trios (op. 70): Tgb. 1812 Juli 3. Sept. 10f. 16. 1813 Jan. 31. Febr. 1 f; I 38 (vgl. 36).
* 17	31		213/25	Don Juan: Tgb. 1812 Sept. (18) 19f. 22. 24; I 38.
El 18	Juni 9		373/80	Rec. Braun u. Wilms, Symphonien: Tgb. 1813 Mai 12—14; I 43. 46 (vgl. 54).
* 19	16 23		389/97 409/14	„ Beethoven, Messe: Tgb. 1813 Mai 15. 17; I 33. 43. 47 (vgl. 54).
20	Juli 21		473/81	„ Beethoven, Egmont-Musik: Tgb. 1813 Juni 21. I 48 (vgl. 54).
* 21	Dec. 8 15		793/806 809/17	Dichter und Componist: Tgb. 1813 Sept. 19 f. Oct. 4. 8 f. 24f; I 50f.
22	1814 Jan. 5	XVI	5/17	Rec. Bergt, Oratorium: Tgb. 1813 Dec. 19f; I 48. 54.
23	19		41/46	„ Elsner, Ouv. zu Andromeda u. Leszek: Tgb. 1813 Dec. 25f. 28.
* 24	Febr. 9		93/102	Die Automate [2. Hälfte]: Tgb. 1814 Jan.; I 56. III 8.
* 25	März 16		178/87	Nachricht von [Milo]: Tgb. 1814 Jan.; I 56. III 7.
26	Apr. 6		221/27	Rec. Schneider, Sonate: } I 57.
27	Mai 25		344/50	„ Reichardt, Claviersonate: } I 57.
* 28	Juni 1		365/73	Der Musikfeind.
* 29	Juli 20		477/85	Ueber e. Ausspruch Sacchini's (vgl. I 60).

* 30	1814 Aug. 31	XVI	577/84	Alte und neue Kirchenmusik: I 58—63.
	Sept. 7		593/603	
	14		611/19	
31	Okt. 5		669/73	Rec. Boieldieu, Der neue Gutsherr: I 64.
Is 32	26		720/24	Kotzebues Opernalmanach: I 63.
	Nov. 2		736/41	
Is 33	23		792/94	Rec. Oginski, Polonaisen (vgl. B3).
34	1815 Jan. 11	XVII	17/27	Tonkunst in Berlin: I 65 f.
* 35	1819 März 10	XXI	152/62	Der Baron von B[agge]: I 70.

Anhang:

Kritischer Rückblick.

Der Wille ist immer stark gewesen, aber: wir sind allzumahl Sünder und mangeln pp Das übrige des Spruchs werden Sie noch wissen von der Einseegnung her!

Hoffmann 8. Sept. 1813 an Kunz.

Der vorstehende Aufsatz ist der erste Schritt zu einer kritischen Feststellung von Hoffmanns Arbeiten für Breitkopf & Härtel. So deutlich mir bewußt ist, wie leicht dieser erste Schritt war im Vergleich zu dem was noch zu tun ist, und wie wenig auch jetzt von den in der A. M. Z. ruhenden Schätzen erst bekannt geworden ist: so kann ich doch andererseits unmöglich leugnen, daß bis jetzt allerdings so gut wie nichts geschehen war. Sehr ungern nur gehe ich also nunmehr an das Geschäft, die bisherigen Versuche auf diesem Gebiet zu registrieren; denn wir vier, die es angeht, — Ellinger und Istel, Grisebach und ich — haben uns leider mindestens ebenso stark blamiert wie mit Ruhm bedeckt.

I. Hitzig 1823. Die Renaissance seit 1880.

1. Schon drei Vierteljahre nach Hoffmanns Tode teilte Hitzig (in seiner Publikation ‚Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß', Band II, S. 23 und 35) aus Hoffmanns Tagebüchern und Briefen mit, daß dieser außer den von ihm selbst neugedruckten Aufsätzen die Uebersetzung der Rodeschen Violinschule besorgt und zahlreiche Rezensionen für die A. M. Z. verfaßt habe, von denen er 6 namhaft machte (2 über Witt, je 1 über Fioravanti und Romberg, Méhul und Pustkuchen: die Nummern 2—5. 13 f. unserer Liste in C).

2. Nachdem die Berliner Verleger Reimer 1827/28 eine Gesamtausgabe von Hoffmanns Buch-Publikationen (9 Werke in 10 Bänden) veranstaltet hatte, ließ 1839 der Stuttgarter Verleger Brodhag mit Hülfe des Bambergers Kunz eine Sammlung von Hoffmanns kleinen Schriften (in 5 Bänden) folgen. Trotzdem aber die Herausgeber Hitzigs obengenannte Kompilation mit abdruckten, machten sie sich nicht die Mühe, die darin genannten 7 Arbeiten für Breitkopf & Härtel zu suchen und in die Sammlung aufzunehmen.

3. Im 19. Jahrhundert sind nur zweimal Hoffmanns Bücher und seine kleinen Schriften zusammengedruckt: 1841 von Baudry in Paris und 1900

von Grisebach (bei Hesse in Leipzig); beide Ausgaben — die sich übrigens gegenseitig ergänzen — begnügen sich für die kleinen Schriften fast völlig mit Brodhags Sammlung.

4. So mußte, als seit 1880 das Interesse für Hoffmann langsam in Deutschland wieder erwachte, zunächst auf seine früher schon bekannt gewesenen 21 Arbeiten für Breitkopf und Härtel hingewiesen werden. Muncker nannte 1880 in der Allg. D. Biographie die Hälfte der 14 von Hoffmann anerkannten Beiträge; Ellinger verzeichnete dann 1894 in seiner Hoffmann-Biographie ein weiteres Dutzend, darunter namentlich den großen Aufsatz über Kirchenmusik; ich wies 1903 in der N. D. Rundschau auf die Violinschule, 1904 in Rosenbaums Hoffmann-Bibliographie (s. u.) auf den ‚Baron von B[agge]‘ hin.

II. Ellinger 1894.

Hand in Hand mit dieser Wiederherstellung des Wissens von 1823 gingen schüchterne Versuche, neue Entdeckungen zu machen.

1894 hatte Ellinger, wie schon ausgeführt, das Gros der 1823 bekannt gewesenen Beiträge Hoffmanns verzeichnet; bei der Gelegenheit reclamierte er ferner mit Recht für Hoffmann die Rezensionen von Paers Sophonisbe (C 10), Beethovens Coriolan-Ouverture (C 12) und der Symphonien von Braun und Wilms (C 18), mit Unrecht auch eine Besprechung von B. A. Webers Deodata und, vorsichtig zweifelnd, solche von Michael Haydns Requiem und Bachs englischen Suiten.

Immerhin waren so 12 wirklich Hoffmannsche Rezensionen festgestellt; Ellinger widmete ihnen eine liebevolle Charakteristik (S. 69—74), bei weitem das eingehendste und sorgfältigste, was jemals über diese Arbeiten Hoffmanns geschrieben ist.

III. Domendes Auftreten und erster Empfang 1899.

1. Nichts wäre erfreulicher gewesen als eine ruhige Entwicklung in diesem Sinne. Da brach, 5 Jahre nach dem Erscheinen von Ellingers Buch, der blutige Dilettantismus in das Gehege der besonnenen Forschung, um auf beinahe ein Jahrzehnt alles zu verwüsten. Ein Cölner Musikalienhändler namens Domende[1]) gab um Ostern 1899 „Hoffmanns musikalische Schriften“ heraus. Dieses Buch ist wohl die groteskeste Erscheinung der Hoffmann-Literatur; halbwegs zu vergleichen sind ihm höchstens die 12 ‚Contes nocturnes de Hoffmann traduits par P. Christian‘, die 1846 zu Paris erschienen — fünf Jahre nach Baudry's vortrefflicher Gesamtausgabe — und aus 6 Geschichten von Hoffmann und 6 von anderen ehrlichen Leuten bestehen.

Domende-Hoffmanns musikalische Schriften zerfallen laut Inhaltsver-

[1]) Der Mann schreibt sich „vom Ende“. Da diese unabkürzbare Wortgruppe aber in jedem Satze Schwierigkeiten machen würde, so habe ich mir erlaubt, den Namen in Einem Wort zu schreiben, wie das ja auch bei den verwandten Namen Amende und Domhof geschieht und in zahllosen analogen. Ich nenne, um etwanigen Beschwerden zu begegnen, nur die hochdeutschen Amberg, Amrain, Amthor, Anderheiden, Auffenberg, Imhof, Vondermühl, Vormbaum, Zumbusch, Zumsteeg, Zurlinden, Zurstraßen und die niederdeutschen Bydekarken, Tenhaeff, Terborch, Tersteegen, Vanderhoeck, Vanderbilt; bei den französischen Namen wird einem die Auswahl schwer, wenn man die Herren Delacroix, Dubois, Lafayette, Lafontaine, Lagarde, Laplace, Lebel, Lebrun, Lefebvre in bunter Reihe mit den Damen Dubarry, Dumont, Lenclos in die Unsterblichkeit hinübertanzen sieht. Unser Rheinländer wird sich also, wenn er noch lebt, gewiß durch diese erlauchte Gesellschaft nicht beschwert fühlen.

zeichnis in vier Teile: I. Hoffmanns Vorwort zu Christianis Musikzeitung (natürlich nach dem schlechten Neudruck in der ‚Cäcilia'), II. „Phantasiestücke in Callots Manier", III. Aus den Serapionsbrüdern, IV. „Verschiedene Aufsätze" (d. h. der Aufsatz über Kirchenmusik, Fragmente aus 4 Rezensionen und eine Tagebuchstelle). Die II. Abteilung, genannt „Phantasiestücke in Callots Manier" enthält 5 Teile: 1. die Vorrede von Jean Paul, 2. den Aufsatz über Callot (beides also als musikalische Schriften Hoffmanns!) 3. und 4. „Ritter Gluck" und „Don Juan", 5. „Kreisleriana". Unter diesen „Kreislerianis", zu deutsch: Schriften Kreislers, befinden sich unter anderem — sechs beliebige Beethovenrezensionen aus der A. M. Z. — Von den Rezensionen, die in der IV. Abteilung zitiert werden, behandelt eine ebenfalls Beethoven, zwei Romberg und eine Méhuls Chasse.

Sieht man von dieser ungeheuerlichen Anordnung ab, so ergiebt sich also als positiver Inhalt der Publikation: I. Fragmente aus den ‚Fantasiestücken' und den ‚Serapions-Brüdern', II. der Aufsatz über Kirchenmusik und das Vorwort für Christiani, III. 10 Rezensionen. Leider stammen aber von diesen 10 Rezensionen nur 5 von Hoffmann (von Ellingers Liste): 4 über Beethoven und 1 über Méhul. Die 7, die Ellinger weiter aufgeführt hatte, scheinen dem Cölner nicht gefallen zu haben: so hat er denn statt Hoffmanns Rezension von Rombergs Pater noster zwei beliebige andere Romberg-Rezensionen aus der A. M. Z. genommen, und den Rest hat er durch drei beliebige Beethoven-Rezensionen ersetzt. In dem ganzen Buch ist nicht mit einer Silbe versucht, die Annexion dieser 5 neuen Rezensionen für Hoffmanns Reich zu rechtfertigen.

2. Domendes erstes Opfer wurde der damals neunzehnjährige Musiker Edgar Istel in München, der Anfang Juli 1899 in der Frankfurter Zeitung über das Ragout zu berichten hatte. Er schreibt mit echtem, warmem Gefühl, stützt sich aber leider für das biographische voll und ganz auf Rochlitz und für das bibliographische auf dessen würdiges Gegenstück Domende. Das Resultat kann der Leser dieses Aufsatzes sich ja nun zur Genüge vorstellen.

3. Eduard Grisebach arbeitete damals an der Einleitung seiner Hoffmannausgabe. Er stand im 55. Lebensjahr und war nicht mehr in der vollen Kraft seiner Jugend, aber einen scharfen kritischen Blick hatte er sich noch bewahrt. Im selben Juli 1899, in dem Istel seiner Begeisterung für Rochlitz und Domende beredte Worte lieh — er feiert jenen als Hoffmanns Erwecker und diesen als den Wiedererwecker — tat Grisebach denselben Rochlitz für alle Zeiten ab. Das Cölner Karnevalsprodukt dagegen glaubte er nicht erst ernst nehmen zu sollen. Er ignorierte es mit vollem Bewußtsein — wir haben damals darüber gesprochen — und verweist mit Recht ausschließlich auf Ellingers Verzeichnis der Rezensionen und seine ausgezeichnete Würdigung derselben.

IV. Domendes Siegeszug 1900—1907.

1. Über das Verhängnis schritt weiter. Istel, der in der „Frankfurter Zeitung" Domendes Tat als „Abtragung einer Ehrenschuld" bezeichnet, sein „unbestreitbares Verdienst" gerühmt und dem Machwerk „von Herzen" bald eine zweite Auflage gewünscht hatte, hatte im März 1900 am gleichen Orte auch Grisebachs Ausgabe zu besprechen und war nun, wie man sich vorstellen kann, tiefbetrübt über dessen Verständnislosigkeit für seinen Schützling. Er wiederholt Ellingers Liste von 15 Rezensionen (s. o. II) und ergänzt sie

durch Domendes 5 Neuerwerbungen: so gewinnt er die schöne Zahl von 20 Rezensionen, unter denen sich allerdings nach wie vor nur 12 Hoffmannsche befinden. Istel beschwört nun Grisebach, künftig in eine neue Auflage von diesen 20 Stück 20 in extenso aufzunehmen, und zwar — die 5 Domendeschen, 1 von Ellinger mit Unrecht vermutete (die über Bachs Suiten) und 4 wirklich von Hoffmann stammende!

Etwas positives brachte Istel immerhin insofern vor, als er in einwandfreier Weise Hoffmann als Verfasser des Briefes über Kotzebues Opernalmanach (C 32) nachwies.

2. Im folgenden Jahre erhielt er Sukkurs von ganz unerwarteter Seite. Ellinger selbst, der es doch am wenigsten nötig hatte, huldigte dem rheinischen Usurpator, und zwar an feierlicher Stätte, in der „Zeitschrift für deutsche Philologie". Ellinger erkennt nicht nur, wie Istel, Domendes Entdeckungen ohne jede Prüfung an, sondern lobt sogar noch die Art der Herausgabe. Schade.

3. Ich bin jetzt genötigt, von mir selber zu sprechen. Istel hat es in neuerer Zeit mehrfach öffentlich beklagt, daß Grisebach und ich unmusikalisch sind; er glaubte sogar, uns daraufhin an dieser Stelle[1]) „jede Möglichkeit für das tiefere Verständnis der Hoffmannschen Eigenart" absprechen zu müssen. Ich hoffte und hoffe noch, daß das stark übertrieben ist. Aber in der Tat habe ich mich lange nicht für berufen gehalten, über Hoffmanns rein musikalische Schriften mitzureden; ja, ich gestehe, daß ich seine Rezensionen bis vor kurzem überhaupt nicht gelesen hatte, da ich von dem musikalischen Detail in der Tat nichts verstehe. Als ich also im August 1901 in Hoffmanns Briefen an Härtel aus dem Jahr 1813 die Rezensionen von Beethovens Egmont-Musik (C 20) und Bergts Oratorium ‚Christus' (C 22) fand, begnügte ich mich damit, jene im Juli 1902 in der „Musik" mitzuteilen und diese im Januar 1903 in der „Neuen Deutschen Rundschau" zu nennen.

Ende 1903 ersuchte mich dann Alfred Rosenbaum in Prag, die außerordentlich reichhaltige und sorgfältige Hoffmann-Bibliographie, die er für Goedekes ‚Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung' zusammengestellt hatte, zu ergänzen. Ich war gänzlich unvorbereitet für diese Aufgabe, da ich seit Erscheinen von Grisebachs Ausgabe einstweilen allen eigenen Ausgabeplänen Valet gesagt hatte; ich sah deutlich das ungeheure Mißverhältnis zwischen dem, was an Beiträgen zu Zeitschriften seit der Bamberger Zeit vorhanden sein mußte, und dem wenigen, was ich davon zufällig kannte. Ich fühlte mich aber verpflichtet, alles, was ich mir im Laufe der Jahre gelegentlich angemerkt hatte, im Februar 1904 einzusenden. Darunter befand sich eine Liste aller Aufsätze in der A. M. Z., für die Hoffmann als Autor bezeugt war oder vermutet wurde; ich hatte mir vor Jahren dies Verzeichnis angelegt als Wegweiser für eine spätere eigene Durchsicht der A. M. Z. Zu Grunde gelegt hatte ich leider Istels Verzeichnis der Rezensionen und diesem einerseits die beiden eben genannten Funde, andrerseits den ‚Baron von B[agge]' und die bereits bekannten größeren Aufsätze eingefügt. Im ‚Grundriß' wird nun zwar (unter C 6, auf S. 484) ein für allemal gesagt, daß Hoffmanns Beiträge zur A. M. Z. sämtlich anonym sind und daß Ellinger und Domende die Verantwortung für ihre Aufstellungen tragen; im Einzelfalle ist aber der Kürze wegen leider nicht angegeben ob Hoffmanns Autorschaft beglaubigt ist oder nur vermutet wird. Ich bitte also die Besitzer des unentbehrlichen Nachschlagewerkes, die acht auf Istels Autorität hin fälsch-

[1]) Südd. Monatshefte IV, I, 374 (März 1907.)

lich aufgeführten Beiträge zu streichen und sie zu ersetzen durch die acht wirklich Hoffmannschen, die ich seitdem noch gefunden habe.

Vorweggenommen sei hier gleich, daß sich noch vorm Erscheinen des Grundrisses drei Tagebücher Hoffmanns fanden, aus deren einem sich ergab, daß er der Verfasser der Rezension von Elsners Ouverturen (C 23) ist; ich nannte diese, auch biographisch interessante Arbeit in einem Privatdruck, der um Ostern 1905 gedruckt, aber erst im Dezember desselben Jahres auf dem Bibliophilentage zu Leipzig verteilt wurde.

4. Inzwischen (im November 1903) hatte Domendes unermüdlicher Herold Istel in der ‚Neuen Zeitschrift für Musik' stürmisch sein Verlangen wiederholt, und nun kapitulierte als vierter und letzter Grisebach vor dem Cölner Eroberer. In der Ende 1904 abgeschlossenen zweiten Auflage seiner Gesamtausgabe legitimierte der alte Herr, der inzwischen ins 60. Lebensjahr getreten, willenlos den Domendeschen Wechselbalg. Die Verhältnisse trugen zu dieser Kritiklosigkeit bei. Grisebach besorgte im Herbst 1904 die zweite Auflage seiner Lieblingsarbeit, des Weltlitteratur-Katalogs, und begann unmittelbar darauf auf Wunsch des Insel-Verlages eine neue Schopenhauer-Ausgabe. Nebenbei wurde dann, so gut es gehen wollte, der Hoffmann erledigt: „ich werde mit Korrekturbogen überschwemmt", schreibt er mir in einiger Verzweiflung am 28. Dezember nach Kiel; vom Tage darauf ist das Vorwort zu der neuen Hoffmann-Ausgabe datiert. Die Notenbeispiele sind meines Wissens auf Wunsch des Verlegers in Leipzig korrigiert; ich habe Grisebach gerade um die Jahreswende 1904/05 wenig gesehen und speziell am XV. Bande des Hoffmann keinerlei Anteil gehabt.

Das Erscheinen der neuen, vermehrten und verschlechterten Ausgabe verzögerte sich noch eine Weile. Im Dezember 1905 konnte aber Istel in den ‚Blättern für Haus- und Kirchenmusik' triumphierend melden, daß Grisebach unter Berufung auf ihn Domendes Entdeckungen nunmehr in seine Ausgabe aufgenommen habe. Das einzige was er noch vermißt, ist die von ihm ebenfalls schon 1900 reklamierte Bach-Rezension: die tischt er nun den Interessenten für Haus- und Kirchenmusik als Supplement zu Grisebachs Ausgabe in extenso auf.

5. Aber dabei blieb Istel nicht stehen. Im November des folgenden Jahres überraschte er mich mit der Ankündigung einer neuen Ausgabe von Hoffmanns musikalischen Schriften.

Inzwischen hatten sich nun in Leipzig 28 weitere Briefe an Verlag und Redaktion der A. M. Z. gefunden, ich hatte aber noch nicht Zeit gehabt sie druckfertig zu machen. Ich empfahl also Istel aufrichtig, noch ein Jahr zu warten, damit ich ihm dann mit meinem Material aushelfen könne. Er legte jedoch einen wunderlichen Wert darauf, die Arbeit sofort zu unternehmen: ich konnte ihn also nur warnen, speziell seinem Domende nicht alles zu glauben.

Leider fruchtete das nichts, und in Istels Ausgabe, die im Sommer 1907 erschien, besitzen wir nun in der Tat die von ihm schon 1899 ersehnte zweite Auflage von Domendes Buch.

Wie dieses zerfällt Istels Sammlung in vier Teile; und wenn die Stücke innerhalb dieser Teile nicht so toll zusammengewürfelt sind wie bei dem Cölner, so hat Istel andrerseits noch die Verschlechterung fertig gebracht, daß er seine Auszüge aus den ‚Serapions-Brüdern' (die beiden Gespräche C 21. 24) ohne jeden Grund vor die aus den ‚Fantasiestücken' setzt [1]).

[1]) Von den z. T. höchst unglücklichen Ueberschriften der vier Teile soll hier nicht erst geredet werden. — Natürlich dürfte überhaupt eine derartige freie Aus-

Was die Auswahl betrifft, so bringt Istel von den 15 bis dahin bekannten Rezensionen Hoffmanns 8; statt der 7 anderen wird, wie man sich denken kann, Domendes unselige Fünfzahl (Beethoven-Romberg) und die bewußte Bach-Rezension beschert. Die von Ellinger gleichfalls Hoffmann zugeschriebene Rezension von Webers Deodata lehnt Istel dagegen mit Recht ab — allerdings ist das ein reiner Zufall, denn Istel gibt einen völlig haltlosen Grund an —; auch hat er selber eine neue kleine Rezension aufgefunden (von Oginskis Polonaisen, C 33). Leider können diese beiden Lichtblicke seine Leistung als Ganzes nicht retten.

Doch muß man gerecht sein. Einem Philologen, das heißt einem Freund und Bewahrer der Rede, dürfte man ein solches Verfahren nicht verzeihen; aber Domende und Istel sind in erster Linie Musiker, und als solche kommt es ihnen weit weniger an auf Herkunft und Form der Rezensionen als auf deren Gegenstand und Tendenz: danach bestimmt sich sowohl ihre Auswahl wie ihre Behandlung der Texte. Demgemäß bringen sie aus der reichen Schatzkammer der A. M. Z. recht viel Gutes über Beethoven: ob es nun gerade von Hoffmann ist oder nicht, darauf kommt es so genau nicht an. Und sind die Herausgeber in Einzelheiten anderer Meinung: nun gut, dann wird der Text eben stillschweigend ein bißchen geändert. Hierin ist Istel, wenigstens im Prinzip, noch kühner als sein Vorbild. Hatte Domende noch schüchtern gesagt: „Einige kleine Aenderungen im Texte glaubt der Herausgeber verantworten zu können", so rühmt Istel sich laut und fröhlich, seiner Pflicht gemäß in zahllosen Fällen Hoffmanns Text „verbessert" zu haben: denn nicht Hoffmann sondern Beethovens Geist habe zu entscheiden, was man über Beethoven drucken lasse, in welcher Reihenfolge man es drucken lasse usw. Vortrefflich; nur sollte man dann das Resultat etwa „Beethovens Geist", nicht „Hoffmanns musikalische Schriften" nennen. Wer aber Hoffmanns Schriften herausgibt, der bescheide sich damit, etwanige eigene andere Meinungen in deutlich erkennbaren Zusätzen kundzugeben; ob er die in oder unter, vor oder hinter den Text setzt, bleibt ihm überlassen.

Soviel vom Text.[1]) Istels Anmerkungen haben den Grundfehler, daß der Herausgeber den Leser für dümmer nimmt als es der Verfasser getan. Hoffmann spricht von der ergötzlichen Ironie, die in der Musik von Mozarts Cosi fan tutte liegt; Istel setzt eine Notenzahl dazu; man sucht in Erwartung eines sachlichen Aufschlusses diese Note und liest verblüfft: „‚So machens sie's alle' (nämlich die Weiber)." Oder Hoffmann spricht von einem Ritterroman aus des Zeit des Königs Artus: „Artus oder Artur, sagenhafter britischer König" belehrt uns der Herausgeber. Zudem sind diese wichtigen Anmerkungen

wahl von Hoffmanns musikalischen Schriften nur nach dem Stoff oder der Entstehungszeit der einzelnen Stücke geordnet sein und müßte völlig absehn von der zufälligen Einordnung, die Hoffmann dem und jenem Stück beim zweiten Druck auf Kunzens oder Reimers Wunsch hat zuteil werden lassen.

[1]) Da die in der Einleitung vorgetragenen Prinzipien des Herausgebers zur Beurteilung völlig ausreichten, so habe ich die Sorgfalt seiner Arbeit im einzelnen nicht erst geprüft. Carl Krebs, der sich dieser Mühe unterzogen, tadelt im ‚Tag' vom 11. August 1907 die absichtliche Fortlassung vieler Notenbeispiele und die unabsichtliche Verhunzung der stehengelassenen; in Einem Beispiel (S. 176) weist er zur Probe vier Fehler nach. Eine Nachlässigkeit wie die letztere würde gewiß jeder verzeihen, nur Istel nicht: als ich im Juni 1902 in der ‚Musik' — nicht in einem Buch — eine Rezension Hoffmanns veröffentlichte, übernahm der liebenswürdige Redakteur, Kapellmeister Bernhard Schuster, die Durchsicht der Notenbeispiele und wird sie gewiß mindestens so sorgfältig wie Istel gemacht haben: dieser macht uns aber S. 8 seiner Ausgabe einen Vorwurf daraus, daß wir einige Fehler darin stehen gelassen hätten!

auf vier verschiedene Stellen des Buches verteilt, also fast unauffindbar. In seinem großen Aufsatz über Spontinis ‚Olympia‘ bittet Hoffmann, seine Einleitung für etwas mehr als eine bloße captatio benevolentiae zu halten. Istel druckt den Satz S. 282 und setzt dazu die Notenzahl 82. Man findet die zugehörige Note hinten auf S. 309. Sie lautet: „Vgl. Anmerkung 22 zum II. Teil." Nach verzweifeltem Suchen findet man mitten im Buch die Anmerkungen zum II. Teil. Da heißt es dann S. 158 in der Nähe der Note 22: „Gunsterschleichung." Da wäre es doch humaner gewesen, gleich ein Fremdwörterlexikon anzuhängen. Wie gesagt: Hoffmann wollte für gebildete Musikfreunde schreiben, Istel macht ein Lesebuch für Vorschüler daraus.

Statt solcher Anmerkungen[1]) wäre — natürlich bei einer Sammlung, die nur Hoffmannsche Texte enthält — ein musikalisches Sach- und Namen-Register zu wünschen, das es ermöglichen würde, sich schnell über Hoffmanns Ansichten im einzelnen zu informieren. Die allgemeinen Tendenzen Hoffmanns — eventuell in frühere und spätere geschieden — wären in der Einleitung darzulegen gewesen. Sowohl die Hoffmannfreunde, denen musikalisches Wissen fehlt, wie die Musikfreunde, die neu zu Hoffmann kommen, mußten erwarten, daß der Herausgeber von Hoffmanns musikalischen Schriften hier in wenigen klaren Sätzen die Grundideen seines Autors prägnant formuliere und so den Leser wirklich hineinleite in die vielfach verschlungenen Pfade seiner Musikästhetik. Statt dessen findet man nur nichtssagende Lobsprüche, ungewöhnlich billige Ausfälle gegen Hoffmanns Gegner und einen Abriß von Hoffmanns Leben, der weder groß gesehen noch m Detail sorgfältig gearbeitet ist.[2])

V. Erwachen der Kritik 1908. Zusammenfassung und Ausblick.

Der Münchner Freund, der die vorliegende Zeitschrift herausgibt, forderte mich im Laufe des Jahres 1907 wiederholt auf, Istels Sammlung zu besprechen. Mir war das nicht lieb, da ich im Leben noch keine Rezension geschrieben habe und da ich mir meiner musikalischen Laienhaftigkeit wohl bewußt bin. Da man aber darauf beharrte, so las ich wenigstens endlich die Hoffmann zugeschriebenen Rezensionen: und dabei ergab sich mir allerdings mit vollkommener Bestimmtheit, daß Domendes fünf Ausgrabungen auf keinen Fall Hoffmannsches Gut sind, ebensowenig wie die drei Rezensionen, die Ellinger 1894 in zweiter Linie genannt hatte.

Nun schien es mir allerdings höchste Zeit, öffentlich gegen Domende und seinen Anhang aufzutreten, da seine Sammlung schon zweimal von anderer Seite reproduziert war und nachgerade kanonische Geltung erlangt hatte. Umsomehr fühlte ich mich dazu verpflichtet, als ich selber zu der Befestigung des Irrtums beigetragen hatte, indem ich 1904 Istels Verzeichnis von 1900 ohne Prüfung weitergab. Möge nun auch mein Widerruf nicht ungehört verhallen!

Ich muß dazu eine prinzipielle Bemerkung machen. Es liegt in der Natur der Sache, daß es fast unmöglich ist, beliebige Behauptungen wie die Domendeschen exakt zu widerlegen; ebenso wenig läßt es sich „widerlegen",

[1]) Daß auch die relativ wenigen sachlichen (musikalischen) Anmerkungen billigen Ansprüchen nicht genügen, weist Krebs a. a. O. an einigen schlimmen Beispielen nach.

[2]) Die Ausstattung des Buches fällt nicht dem Herausgeber, sondern dem Verlage zur Last. Wir sind also in der angenehmen Lage, unsere Meinung über diesen Punkt für uns behalten zu dürfen.

daß Numa Pompilius König von Rom war und in einem vertraulichen Verhältnis zu einer gewissen Egeria stand. Vielmehr ruht in jeder Wissenschaft die volle Beweislast auf dem, der eine positive Tatsache behauptet, in diesem Fall auf dem, der ein Anonymum einem bestimmten Autor zuschreibt. Und ein solcher Autorschafts-Beweis kann sich, wie unter B ausgeführt, lediglich auf höchstpersönliche Indizien stützen (autobiographische, stilistische u. dgl.), nicht auf die Tendenz oder gar auf den Gegenstand der Schrift (wie Domende sich das in seiner Unschuld gedacht zu haben scheint).

Um nun den Lesern dieser Blätter nicht als unproduktiver Nörgler zu erscheinen, sah ich nunmehr die neugefundenen Briefe an Härtel durch und gab sie zunächst in Druck. Daraus erwiesen sich als ferner von Hoffmann herrührend die Rezensionen über Gyrowetz, Schneider, Reichardt und Boieldieu (C 15. 26 f. 31), der Berliner Brief vom Herbst 1814, der Hoffmann noch als heftigen Gegner Spontinis zeigt, (C 34) und mittelbar die ‚Waisenhaus'-Rezension (C 8); in deren Nachbarschaft stieß ich dann ganz zufällig auf die Gluck-Rezension (C 7), die wir auf den folgenden Seiten vorlegen.

Mit diesen neuen Funden kennen wir also jetzt 35 Beiträge Hoffmanns zur A. M. Z., immer wohl erst ein knappes Drittel des Vorhandenen. 14 davon hat, wie wir in A IV gesehen, Hoffmann selber noch anerkannt; nach seinem Tode sind — um diesen Anhang zum Schluß zahlenmäßig zusammenzufassen — bisher festgestellt:

1. von Hitzig 1823		6
2. von Ellinger 1894		3
3. von Istel		
	1900: 1	
	1907: 1	2
4. von mir		
	1902: 1	
	1903: 1	
	1905: 1	
	1908: 7	10
		21

Vivant sequentes!

E. T. A. Hoffmann über Gluck.

Eine Rezension aus dem Jahre 1810, zum ersten Male wiedergedruckt von Hans von Müller.

[Der Zeitschriften-Referent des ‚Litterarischen Echos‘ hat bereits am 15. Januar über unsere Untersuchung ‚E. T. A. Hoffmann als Musikschriftsteller für Breitkopf & Härtel 1809—1819‘ den Stab gebrochen. Hoffmanns Briefe über die Compositionen seiner Referendarszeit, über den ‚Don Juan‘ und die ‚Automate‘, über den „Tumultuanten“ Spontini und den Baron Bagge sind ihm ebenso langweilig wie unsere eigenen Bemerkungen zum ‚Ritter Gluck‘ und zur Bamberger und Leipziger Theatergeschichte; dies alles ist nach seinem Verdikt „nur für den engsten Kreis von Hoffmann-Specialisten von Interesse“. Darüber läßt sich nicht streiten; gewiß gibt es noch manchen, der so empfindet. Aber gerade die Leser, die sich weder aus dem ‚Ritter Gluck‘ noch aus dem ‚Don Juan‘ etwas machen, denen diese Erzählungen, die unser Entzücken erregen, als überspannt erscheinen — gerade diese Rationalisten gewinnen vielleicht aus dem hier folgenden theoretischen Aufsatz über Gluck doch noch ein Verhältnis zu Hoffmann. Ist das aber der Fall, so möge man geneigtest erwägen, daß wir diesen Aufsatz wie seine sechs Brüder nur finden konnten auf dem vielleicht etwas unbequemen Wege, den wir gegangen, und daß wir die Echtheit dieser sieben Kinder Hoffmanns nur erweisen konnten, indem wir hier den Weg zeigten, auf dem wir zu ihnen gelangt sind. „Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt“, und nur ein Domende macht seine Entdeckungen im Schlaf. —

In der Einführung von Absätzen bin ich frei verfahren. Wie ich schon an anderen Orten ausgeführt, rückt Hoffmann niemals ein bei Beginn eines Absatzes; schloß also im Manuskript eine Zeile mit einem Punkte, so blieb es jedesmal dem Setzer überlassen, ob er danach einen neuen Absatz beginnen wollte oder nicht. Den französischen Text und die Noten hat Herr Oberbibliothekar Professor Dr. Albert Kopfermann in gewohnter Güte mit dem Großheimschen Klavierauszug verglichen; sollte die Druckerei der Zeitschrift in der Eile nicht alles richtig ausgeführt haben, so darf sie gewiß der Nachsicht aller billig denkenden sicher sein.

Die Rezension lautet:]

„Iphigénie en Aulide“, Opéra en 3 Actes de Mr. le chevalier de Gluck, arrangée pour le Pianoforte par M. Grossheim. (Prix 20 Fr.)
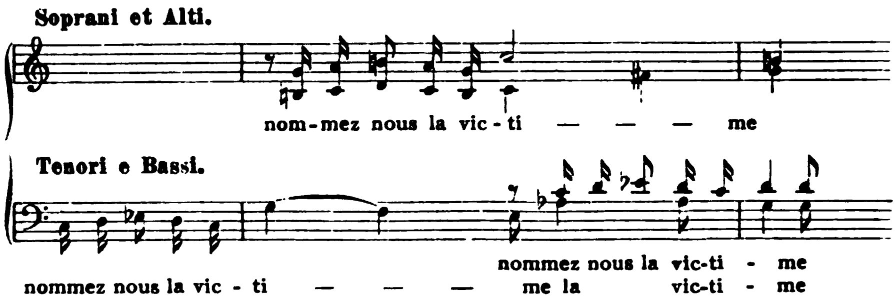
Die in neuerer Zeit eingeführte, eigentlich verwerfliche Form der Oper, nach welcher der Dialog den Gesang unterbricht, hat die Unfähigkeit der Sänger zu rezitieren noch immer vermehrt; und neben vielen andern Ursachen mag dies wohl mit die vorzüglichste seyn, warum man, wenige unserer großen Theater in Deutschland (Wien, Berlin pp) ausgenommen, Glucks Meisterwerke, die sich in jene Form nicht einengen lassen, auf der Bühne fast niemahls sieht. Um so verdienstlicher ist es, jene Werke in guten, vollständigen ClavierAuszügen den Verehrern der Tonkunst, welchen der hohe Genius, der in den Gluckschen Dramen lebt und webt, nicht entfremdet wurde, in die Hände zu geben. Die korrekte, alle Schönheiten des Originals andeutende Zeichnung

des kolossalen Gemähldes, welches in dem hohen Galleriesaal, wo es nur Platz hat, nicht ausgestellt wird, erhebt und erfreut im Zimmer das Gemüth des einsamen, sinnigen Beschauers. —
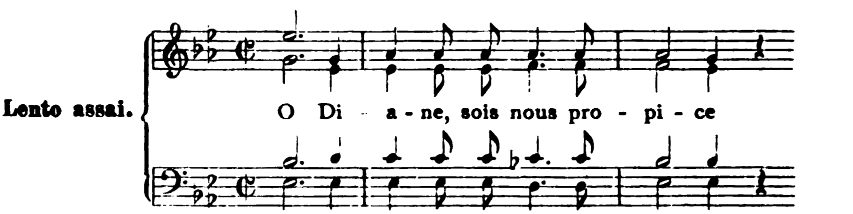
Als Rez. den vorliegenden ClavierAuszug am Pianoforte durchgegangen war, ergriff ihn ein wehmüthiges, kränkendes Gefühl, weil er sich aufs neue überzeugte, daß die Componisten der neuesten Zeit, sey es aus verfehlter Kunstansicht, sey es aus Imbezillität, die wahre Opera seria ganz vernachlässigen, und daß auf diese Weise bald das Höchste, was die Dichtkunst mit der Musik verbunden für die Bühne leisten kann, ganz verschwinden wird. So weit die InstrumentalMusik vorgeschritten ist, so hoch der Gesang im Einzelnen stehen mag, so sucht man doch jezt vergebens Werke, die nur im mindesten in jenem Geist, in jenem wahrhaft tragischen Pathos geschrieben sind, den die Opern früherer, selbst gegen den Riesen Gluck klein erscheinender Geister aussprechen. Es giebt neue, beliebte Componisten, die, statt das Drama in allen seinen Theilen zu denken und dann in Tönen zu geben, Stoff, Charakter, Situation nicht achtend, Szenen an Szenen reihen, die nur dazu dienen, den Sänger das ausführen zu lassen, was glänzt und imponirt, und die Hände des Parterre in Bewegung sezt. Auf diese Art den Beyfall der Masse herbeyzuführen, ist sehr leicht: aber der Componist, war sein höchstes Ziel auch eben jener Beyfall, bedenkt nicht, daß der Lorbeerzweig, der ihm so zu Theil wird, nur aus ärmlichen Reisern des vollen Kranzes, den der kunstfertige Sänger erhielt, bestehen kann. Es ist vorzüglich der Styl, der das Ganze zu einem, den Charakter des Stoffes lebhaft aussprechenden Kunstwerke eint und ründet, welcher den mehrsten neuen Opern mangelt, und herrlicher möchte er nicht leicht anzutreffen seyn, als eben in den Gluckschen Dramen. Außerdem sind es vorzüglich die neuesten Rezitative und Chöre, welche gegen die in jenen Dramen schal und matt erscheinen. Hier vorzüglich ist es, wo der blinkende Flitterstaat vielleicht augenblicklich blenden, aber nie lange taüschen kann. Farbe und Glanz des ächten, gediegenen Goldes hat unvergänglich nur ächtes, gediegenes Gold. —

Iphigenia in Tauris ist offenbar noch mit höherer Simplizität, mit höherem tragischen Pathos geschrieben; dagegen ist Iphigenia in Aulis (schon der Stoff bringt es mit sich) mannigfaltiger und reicher, und Rez. kann nicht umhin, einige Szenen nur anzudeuten, welche den unverkennbaren Stempel der hohen lyrischen Begeisterung tragen, die den Meister entzündete, als er sie schuf. — Das Volk dringt in den Oberpriester, ihm den Willen der erzürnten Gottheit zu verkünden, und dieser, von Schauer und Entsetzen über den ihm bekannten Ausspruch ergriffen, fleht zu ihr: „d'une terreur tous mes sens sont saisis“ etc. Das kurze a tempo, G-moll, erfüllt des Zuhörers Gemüth mit banger Ahnung; er zittert, Calchas werde das unglückliche Opfer nennen. Agamemnon vereint sein Flehen mit dem Gebet des Calchas; Calchas fragt: Grecs, pourrez vous l'offrir cet affreux sacrifice? und nun ruft stürmisch das Volk: nommez nous la victime! Mit diesen Worten treten Baß, dann Sopran und Alt, dann Tenor mit einer Imitation in der Quinte ein, und eben dies

fugenmäßige Eintreten der Stimmen hinter einander, so wie das Thema selbst, drückt die Ungeduld des Volkes vortrefflich aus:



Calchas schweigt und das Volk fleht zu Dianen: O Diane, sois nous propice etc. Diesem choralmäßigen Gesange, 12 Takte hindurch, bis zu den Worten: que notre fureur etc. liegt eine Melodie von 3 Takten zum Grunde, die zweymal in der Tonika und dann zweymal in der Dominante wiederholt wird. Welche hohe Simplizität in der Idee und der Struktur, und welche wirkungsvolle Führung der Singstimmen!
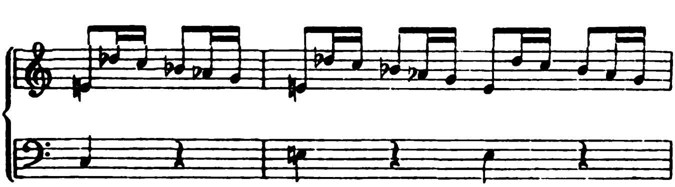


Der Chor: que d'attraits etc. mag die widerlegen, welche dem großen Meister Mangel an Unmuth des Gesanges vorwerfen. Rücksichts der höchst einfachen Struktur und der imposanten, feyerlichen Wirkung, tritt jenem Chor der Marsch No. 20 an die Seite. Noch bemerkt Rez. als vorzüglich hervorstechend das herrliche Quartett No. 26, in welchem der später einfallende Chor von eindringender Wirkung ist, die Szenen No. 27, 28, 29, Agamemnons große charakteristische Szene No. 32, Clytemnestras Szene No. 38, den feyerlichen Chor des Volks pag. 124, und die SchlußSzene, von dem Rezitativ des Calchas anhebend, ohne in das Innere dieser Compositionen mehr einzugehen, welches für den Raum dieser Blätter zu weit führen würde, indem er es vorzieht, noch einiges über den Charakter Gluckscher Musik überhaupt, im Vergleich mit unserer neuesten OpernMusik, zu sagen.

So wie die mehrsten unserer neuesten Opern nur Conzerte sind, die auf der Bühne im Costum gegeben werden: so ist die Glucksche Oper das wahre musikalische Drama, in welchem die Handlung unaufhaltsam von Moment zu Moment fortschreitet. Alles was diesem Fortschreiten hinderlich ist, alles was des Zuhörers Spannung schwächen und seine Aufmerksamkeit auf Nebendinge — man möchte sagen, von der Gestalt auf den Schmuck — lenken kann,

ist auf das sorgfältigste vermieden und eben die dadurch entstehende höchste Präzision erhält das Ganze energisch und kraftvoll. Daher gibt es keine langen Ritornelle, die mehrsten Arien sind beynahe nur das Rezitativ zu rechter Zeit bey der Steigerung des Ausdrucks unterbrechende a tempos, und die Chöre und Ensembles nie durch unnütze Wiederholungen zu einer Länge getrieben, die den Zuhörer von der Situation und von dem Moment der Handlung wegführt. Nur die höchste Erkenntniß der Kunst, nur die unumschränkte Herrschaft über die Mittel des musikalischen Ausdrucks spricht sich in der hohen Simplizität aus, mit welcher der große Meister die stärksten, leidenschaftlichsten Momente des Drama behandelt. Als einen auffallenden Beweis davon führt Rez. Agamemnons Szene No. 32, deren er schon vorhin erwähnte, nochmals an. In dem Rezitative kommen unter andern die Worte vor:

> Je frémis! — Iphigénie, o ciel, de festons couronnée à l'homicide acier présentera son sein, je verrais tout son sang couler! — Père inhumain! n'entends-tu pas les cris des Euménides? L'air retentit des affreux sifflemens de leurs serpens homicides: vengeresses des parricides, elles commencent les tourmens. Barbares, arrêtez! les Dieux ont fait mon crime, ils ont conduit ma main, ils ont porté les coups, eux seuls immolent la victime! — Quoi! rien peut fléchir votre courroux, cruelles! mais envain votre fureur s'irrite, le remords devorant qui me presse et m'agite pour dechirer mon coeur est plus puissant que vous! — Avec ma garde Arcas etc.

Wie bunt und überladen wäre die Behandlung dieser Worte nach der Manier manches beliebten Componisten der neuesten Zeit ausgefallen! Nach dem frémis ein Tremulo, dann die cris des Euménides, die affreux sifflemens, die serpens homicides etc. Alles wäre gemahlt, und vor lauter Farben das Gemählde selbst verschwunden. Nicht so Gluck, der nicht die Worte, sondern Agamemnons Zustand der Seele, seinen Kampf mit dem Willen der Götter ergreift und in Tönen darstellt. Daher behalten die Sätze, welche die Deklamation unterbrechen, von den Worten: tout son sang couler bis zu dem Worte: rien, dieselbe Figur bey, welche zum Ausdruck der Situation gnügt:



Erst nach den Worten: mais envain, tritt eine andere, chromatisch in Sexten abwärts steigende Figur ein, die wieder (zulezt abgekürzt) bis zu den Worten: avec ma garde etc. fortdauert, wo, da Agamemnon nicht mehr

im Monologe seine inneren Gefühle ausspricht, sondern nur Befehle an Arcas ertheilt, das gewöhnliche Recitativo parlante mit einzeln anschlagenden Akkorden ohne Zwischensätze eintritt. Nur durch die Deklamation, durch die mehrere Molltöne durchlaufende Modulation, erreicht der Meister den höchsten Zweck, indem er den Moment der Handlung im innigsten Charakter giebt, und so des Zuhörers Gemüth, das durch die Einheit und Stärke des ganzen Satzes festgehalten wird, tief erschüttert. Eben so verhält es sich mit den auch schon früher erwähnten Szenen der Clytemnestra und des Calchas, deren Worte manchen Componisten verleitet hätten, hundert Ausdrucksmittel zu brauchen, die sich unter einander und so die Wirkung des Moments vernichten. — Nicht aber allein den Moment der Handlung, sondern auch die Charakteristik der Personen beachtet der Meister auf das strengste und ohne die beengende Rücksicht auf die Individualität der Sänger. Nicht die prima donna, der primo uomo, der primo basso sollen sich hören lassen, sondern Clytemnestra soll ihren königlichen Sinn, Iphigenia ihre Kindlichkeit, ihre Ergebung in den Willen der Götter, Agamemnon sein kräftiges, aber von tiefem Schmerz bewegtes Gemüth, Achilles seine Liebe, seinen jugendlich aufbrausenden Zorn musikalisch aussprechen. Sezt nun noch Rez. hinzu, daß Gluck überall reichen harmonischen Stoff verarbeitet und jede leere Phrase verachtet, weshalb bey der höchsten Präzision, bey der höchsten Klarheit, der Satz überall, vorzüglich in den herrlichen Chören, gediegen und stark bleibt: so glaubt er das Wichtigste berührt zu haben, weshalb die Gluckschen Opern klassische Meisterwerke sind und bleiben, die jeder junge Consetzer, der sich an ernste, tragische Dramen wagen will, nicht genug studiren kann. Sind seine Schwingen auch nicht stark genug, jenen hohen Genius in seinem Adlerfluge zu erreichen, so wird er doch dem Sumpfe, in welchem sich die Gemeinheit so wohl befindet, entfliegen. Schon einen gewissen Styl wird er sich aneignen, der dem Zuhörer wohlthut. Eben deshalb hält es Rez. für gerathener, ältere, energische Werke zu studiren, als ohne dieses Studium der hohen Romantik Mozarts nachzujagen. Nur ein romantisches tiefes Gemüth wird den romantischen tiefen Mozart ganz erkennen; nur die der seinigen gleiche schöpferische Fantasie, aufgeregt durch den Geist seiner Werke, wird, so wie er, das Höchste der Kunst aussprechen dürfen. Selbst manchem guten Meister der neuesten Zeit war es gefährlich, wenn Mozartsche Werke ihn entzündeten, er dieses für die schaffende Begeisterung selbst, die Mittel des Ausdrucks für den Ausdruck nahm, und darüber in nichtssagenden Schwulst gerieth. Die Bühne bedarf immer des Neuen, daher wird so viel komponirt: aber schnelles Vergessen bestraft die Charakterlosigkeit, den verfehlten Styl, oder vielmehr den gänzlichen Mangel jedes Styls mancher Composition, der es sonst an einzelnen glücklichen Ideen, an guten fließenden Melodien nicht fehlt, und die nur der Mode und den Bedürfnissen der eitlen Sänger fröhnte. Nach der Meinung des Rez. könnte ein tieferes Eingehen und Erkennen des Geistes der Gluckschen Dramen manchem

jungen Componisten von guten, glücklichen Anlagen, Vorurtheile und Ansichten[1]) benehmen, die ihn notwendig irre leiten; und vermißt man selbst auch in seinen Werken den hohen Genius jenes großen Meisters, so wird wenigstens die Einheit, der gehaltene Charakter seines Werks den Zuhörer mehr ansprechen, als gelungene Einzelnheiten, die nie den TotalEindruck, von dem das Glück des Dramas abhängt, bewirken werden. —

Möchte sich manche TheaterDirektion durch die anscheinende Einförmigkeit, vorzüglich aber durch die Klagen der Sänger: daß es nichts Brillantes zu singen gäbe, daß das Rezitiren sie zu sehr angreife pp so wie durch die Furcht der geringeren Theilnahme des Publikums, nicht abhalten lassen, die Gluckschen Werke auf die Bühne zu bringen, und so dem Untergange der wahren, ernsten Oper vorbeugen. — Aber so wie Rez. schon vorhin erwähnte, auch durch die Veranstaltung neuerer ClavierAuszüge wird viel für die Kunst gethan, indem, vereinigen sich mehrere Sänger (kunstfertige Dilettanten) zur Ausführung der Chöre und Ensembles am Pianoforte, der tiefe Eindruck der hohen tragischen Composition, eben so viele Gegner des neuesten Instrumental-Gesanges (im Gesange ahmt man jezt die InstrumentalMusik nach, so wie der Sänger den Instrumentisten: sonst war es umgekehrt) schaffen wird, als er auf der Bühne Freunde zu gewinnen scheint. Von dem vorliegenden ClavierAuszug kann Rez. nur Rühmliches sagen: er ist vollständig und doch sehr ausführbar. In der Ouverture dürfte das Thema pag. 5 Takt 9 anders gestellt seyn, indem die im Basse mit einzelnen Tönen wechselnden Oktaven die Imitation des Basses und der Oberstimme im Original nicht hinlänglich ausdrücken. Daran, daß in den Chören alle vier Stimmen im Violinzeichen gesezt sind, kann sich das Auge des Rez. nicht gewöhnen, und er glaubt, daß wenigstens der wohl jedem musikverständigen Dilettanten bekannte und geläufige Baßschlüssel beybehalten werden müsse, da dem Bassisten das Violinzeichen das Treffen seiner Töne gewiß erschwert. Der Stich ist vorzüglich schön, und die Worte des Textes gehen deutlich ins Auge.

[1]) im Druck: Ansehen.

Kunstbetrachtungen.

Vortrag gehalten im Arbeiterdiskussionsklub in Karlsruhe am 14. Januar 1908.

Von Hans Thoma.

Kunstbetrachtungen ist der Titel unter dem ich es wage hier öffentlich zu sprechen — es sind also Erörterungen, Meinungen, die ich hier darlegen kann. — Behauptungen sollen es keine sein. — Das eigentliche Wesen der Kunst wird durch Meinungen über sie wohl nicht beeinflußt und so habe ich früher einmal gesagt: Im Anfang war die Kunst, die Meinungen über sie sind später entstanden — ich wollte damit sagen, die Kunst ist eine ursprüngliche Kraft, welche dem Menschengeiste innewohnt, ihm angeboren ist, ja die ihn vielleicht eben aus dem Tierreich emporhebt und ihn seine Seele als einen Hauch Gottes empfinden läßt. Unsere Meinungen, unser Wissen um die Kunst ist erst später entstanden — die Kunst ist also nicht etwa aus unseren Begriffen von ihr hervorgegangen und man bestreitet es wohl kaum, wenn man sagt, daß der Künstler mit angeborenem Talent zur Welt kommt, also nicht erzogen oder gezüchtet werden kann — während man ebenso als richtig die Redensart hinnimmt: Es fällt kein Gelehrter vom Himmel.

Man spricht in unserer Zeit recht viel von Kunst, man schätzt ihren Wert sehr hoch, man gesteht ihre große Bedeutung im Leben des Volkes, des Menschen zu. Man spricht von Volk und Kunst, von Heimatskunst, auch von Kunst und Sittlichkeit, je nach dem auch von Unsittlichkeit; man denkt an die Erziehung der Kinder zur Kunst, man denkt daran, daß einer künstlerischen Weltanschauung die Wege geebnet werden sollen, indem man von ihr Heil erwartet.

Alle diese Verhältnisse werden vielfach erörtert und dem Künstler könnte es erscheinen, daß es des Guten manchmal zu viel wäre, ja daß man darüber die Hauptsache, die Kunst selber, vergessen könnte.

Soll nun der Künstler auch noch hierüber sich ergehen? Freundliche Menschen, die eine gute Meinung von mir haben, haben mir zugeredet, daß ich hier sprechen soll, haben mich überredet, daß das, was ich sagen könnte, doch auch für andere eine Anregung sein könnte. Und so entschloß ich mich über das unerschöpfliche Thema Kunst, der Kunst, die ihre Schosse so weit verzweigt in alle Beziehungen des Menschenlebens und derer Wurzeln so tief liegen in dem Urgrund der Menschenseele, Betrachtungen anzustellen. So getraue ich mir wohl zu sagen, ein jeder Mensch ist eigentlich Künstler, die Kunst ist eine der Wurzeln, eine der Grundursachen auf denen das geistige Sein des Menschen beruht und ich berufe mich dabei auf Schiller, der gesagt hat: „Die Kunst hast du o Mensch allein!"

Die Einheit der Menschenseele berührt es nicht, wenn ich für weitere Erörterungen drei Sprossen oder Eigenschaften, die aus dieser Einheit hervorgehen, die den Menschen zu einem geistigen Wesen im Unterschied zu den Tieren, werden und sein lassen, hervorhebe. Als diese drei nenne ich Wissenschaft, Kunst und Religion.

Die fragende Wissenschaft, welche die Rätsel des Daseins zu lösen trachtet, sie erklären will und erfahren, wie die Dinge, die uns umgeben mit uns im Zusammenhang stehen, die forscht und sinnt, bis sie vor dem immer gleich groß und verschlossen bleibenden Geheimnis alles Daseins steht und da auch nichts mehr weiß; — an dem Punkt halt machen muß, wo unser Denken still steht und unser Wissen verstummt. — Nicht auszudenken sind Raum und Zeit und wir müssen uns eben begnügen, daß wir die Worte Unendlichkeit und Ewigkeit einschieben, derer Begriffe wir aber ebensowenig ausdenken können wie die von Raum und Zeit. — Nicht auszudenken ist unser eigenes Auftauchen und unser eigenes Hinfallen in Raum und Zeit. Da stehen wir vor dem großen Rätsel vor dem unser forschender Verstand sich verliert — wo die Weisheit und das Wissen das Haupt verhüllt und schweigt. Aber froh und frei mag die Wissenschaft so weit dringen als sie kann. Wir wissen ja wie viel wir ihr zu danken haben für die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, wie sie das dunkle Dasein erleichtern und erheitern kann. Gepriesen sei die Forscherkraft der menschlichen Seele! —

Eine andere Eigenschaft unserer Seele ist es nun, daß sie nicht forscht, sondern nur mit ihren Sinnen, die ich hier als Dienerinnen der Seele, die ihren Verkehr mit der Außenwelt vermitteln, ansehen möchte, die Welt mit all dem Reichtum ihres Daseins, mit all seiner Buntheit, Vielheit auf sich wirken läßt und sich an ihnen freut — daß ein Weltbild in der Seele sich bildet, welches sie nicht erforschen will, sondern mit dem sie, darf ich wohl so sagen, spielt. Die letzten Gründe der Dinge gehen sie nichts mehr an, sondern die Wahrnehmungen durch die Sinne, bestehen diese nun aus Schauen, Hören und allen anderen Lebensempfindungen, werden zum Weltbilde; — und wenn der Wissenschaft der richtende Verstand mit seiner Erfahrung der Begleiter ist, so ist die Begleiterin ja Leiterin der Kunst die „Göttertochter Phantasie"; — und wenn die Wissenschaft aus dem Weltbilde, welches der forschende Verstand der Seele gibt, schöpferisch wird, so wird die Kunst es aus den Vorstellungen, welche wir als Phantasie bezeichnen können. — Der Schein der Dinge, die Form derselben ersteht, die Hülle der Materie wird bedeutungslos — die Schwere derselben wird nicht beachtet. — Der Schein wird zur Idee der Schönheit, die man vielleicht, wenn man kühn genug ist auch „Scheinheit" nennen dürfte.

Aus dieser Idee heraus wächst das Schaffensbedürfnis des Künstlers und wer aus diesem Scheinbild, d. h. inneren Bilde heraus zum gestalten, d. h. zum darstellen dieser inneren Vorstellungen in auch anderen Menschen sichtbaren also in der Materie den Sinnen wahrnehmbaren Form, gezwungen wird — durch den, den Menschen angeborenen Trieb der Betätigung, der Mitteilung, der ist ausübender Künstler, denn das ideale Bild seiner Vorstellung ist es, das er in sinnenfälliges Material umgestalten muß, um es nicht nur andern, sondern auch sich selbst klar zu machen. — Denn auch der Maler will die Empfindung, die er von der Welt der Erscheinungen in Form und Farbe in sich trägt vor sich fixirt sehen in dem hiezu möglichen Material, welches ihm gegeben ist — so wie der Musiker die Welt der Töne, die seine Seele bewegen harmonisch und rhythmisch gefaßt im materialisierten Ton für sein Ohr erhalten will, sich selbst und damit auch anderen mitteilsam.

Freilich würden die Künstler bei diesem Unterfangen verloren sein, wenn sie nicht verstanden würden; aber in der Anlage ist jeder Mensch Künstler, indem er die Fähigkeit hat, das von der Kunst materiell gegebene wiederum in ein Seelenbild, in eine Phantasievorstellung zu verwandeln. Willig und

gern folgt so der Beschauer dem Künstler und gibt sich dem Spiel der Phantasie hin, die also wohl eine allen gemeinsame Eigenschaft sein muß. Wir geben uns dem Spiel der Phantasie hin, wir glauben an die Bilder, die uns umgaukeln, wir freuen uns ihrer und wir verlangen sogar oft vom nüchternen Verstand, daß er so gescheit sein soll sich mitzufreuen, indem er wenigstens ein Auge zudrückt und nur mit dem andern Kritiker bleibt. —

Der Drang, die flüchtigen Schemen, die unser Seelenleben in schwingende Bewegung setzen materiell gestaltet mit den Sinnen vor sich zu sehen, bringt die Kunst hervor. Wenn der Wilde sich einen Fetisch, einen Götzen schnitzt und in ihm das Bild, des in seiner Seele fühlbaren Gottes verehrt und anbetet, so ist auch das schon ein Stück Kunst, und wenn ein Kind seinen Holzklotz und irgend einen Gegenstand für sein dunkles Empfinden belebt, so ist das schon ein Anfang der Betätigung des in jeder Menschenseele schlummernden Kunsttriebes. Und wenn das Kind das erste Wort bildet, welches ihm das liebe Wesen seiner Mutter bedeutet, so ist dies Lallen schon eine kunstschöpferische Tat, wie ja unsere ganze Sprache es ist, als Formel und Offenbarung unserer Gefühle und Beziehungen zu einander.

Das Wort Licht z. B. ist an und für sich nichts als ein Schall durch unseren Mund hervorgebracht und doch wie sehr ist er geeignet, das ganze Fühlen und Wesen unserer Seele in Bewegung zu setzen, es ist gewissermassen auch ein Fetisch, in welchem wir eine unserer schönsten Empfindungen uns klar machen, man könnte fast sagen, anbeten. Es liegt Willkür darin, daß wir als Ausdruck einer so wichtigen Empfinduug das Wort „Licht" gebrauchen, aber es ist nun einmal der Ausdruck für diese Empfindung geworden. — Die Sprache ist wohl das größte, hauptsächlichste, ursprünglichste Kunstwerk des Menschen und so darf man die Bibelstelle: „Im Anfang war das Wort" als vollgültig bezeichnen, denn mit dem Wort, der Sprache erst hat der Mensch seinen Anfang, seinen Unterschied von den Tieren genommen. Auf dem Kunstwerk der Sprache baut sich unser geistiges Leben auf — und wir dürfen dies geistig seelische Wesen im Menschendasein schon hoch einschätzen, weil es das ist, was uns von allen Tieren unterscheidet — die Kunst hast du o Mensch allein.

Welche Ausdrucksfähigkeit dies Sprachmaterial hat, wissen wir ja alle, es geht vom kindlichen Lallen, vom rohen Begehren, fügsam allen Freuden und Leiden der Menschenseele, bis zum Ausdruck geistiger Feinfühligkeit — bis zum erhabensten Ausdruck, den das von der Phantasie aufgenommene Weltbild in dem findet, was man Dichtung nennt — dem wohl in erster Reihe stehenden Kunstwerk, das wie jedes Kunstwerk, welches auf der Höhe steht keine Zwecke keine Absichten mehr kennt — nur ein Spiegelbild der menschlichen Seele ist.

Aber es schwingt doch noch gar Vieles in unserer menschlichen Seele, wo auch das Wort nicht ausreichen will und so muß auch unser Körper zum Ausdruck seelischer Empfindungen werden und wie stark und innig kann er das werden, in Wirklichkeit sowohl wie im Schein, mit dem er als bloßes Material die Wirklichkeit ideal uns vortäuscht.

Eine Welt der Töne lebt in unserer Seele und die Musik schöpft und gestaltet aus ihr himmlische Harmonien, welche die Seele auf eine höhere Daseinssphäre erheben. Unaussprechlich für Worte ist die Phantasieerregung, welche wir durch die Welt der Formen, die im Lichte wandeln und in Farben sich kleiden in uns tragen und da treten die bildenden Künste in ihr Recht. Man kann sie wohl auch Raumkünste nennen; denn sie alle brauchen die

Wissenschaft des Messens und die Geometrie ist ihre Helferin. — Das Abschätzen von Verhältnissen, wenn es auch zumeist ein Messen mit freiem Auge ist, beschäftigt den Künstler, sei er nun Architekt, Bildhauer oder Maler fortwährend bei der Entstehung seines Werkes — auch hat es dort stattzufinden, wo er frei aus der Phantasie schafft, vielleicht da erst recht — denn in der Art, wie er über den Raum in seinem Werke disponiert, wie er die Formen, Licht und Schatten und die Verhältnisse der Farben in dem von ihm gedachten, also idealen Raume verteilt, liegt gar oft das Geheimnis der Wirkung seines Werkes, denn hier sind die Möglichkeiten unerschöpflich, und darin wie er wählt, zeigt sich wohl der Meister — Vorschriften gibt es hierin nicht. — Die sind immer nur einschränkend und kleinlich.

Ich habe als dritten Zweig aus der tiefsten Wesenheit der menschlichen Seele die Religion genannt. Es ist ja nicht meine Sache, hierüber zu reden und ich tue es nur, weil diese drei Funktionen: Forschen und Wissen, Schauen und Können und Glauben und Lieben, als aus einer Wurzel entsproßen, so ineinander verflochten sind, daß man kaum von einer reden kann, ohne dabei auf die andern zu stoßen.

Wissen und Können, Erkenntnis im Forschen, Erkenntnis in den Gesetzen des Kunstschaffens bringen herrliche Früchte hervor, derer die Menschheit sich freut, aber immer wieder steht sie vor dem Rätsel Welt — sie steht vor der Türe, die weder die Wissenschaft noch die Kunst erschließt. — Und die Tiefe, aus der der Menschengeist seinen Ursprung genommen, aus der er hervorgeht, in welche er wieder zurücksinkt, bleibt ihm verschlossen, was hilft es, daß die Wissenschaft und auch die ahnungsvolle Kunst an diesen Türen herumpocht und durch Schlüssellöcher sehen möchte. — Weil aber der Mensch einmal ein denkendes Wesen ist und nicht wie das Tier ohne Frage sich ergeben kann, so droht das Weltbild hier in Trümmer zu gehen und die Seele fühlt sich im Leeren schweben, im Nichts, — aber ein Nichts kann sie ebensowenig fassen wie Raum und Zeit und wenn sie für letztere die Begriffe Unendlichkeit und Ewigkeit gebildet hat, die auch nicht zu fassen sind, so dürfte sie durch die nichtzufassende Vorstellung eines Nichts, zum Gottesglauben gelangt sein, den wir durch unser Denken freilich ebensowenig erklären und fassen können, als die Ewigkeit. Hier hört alles Forschen auf, die Seele kann nur noch ahnen, vielleicht sich selber fühlen, sie kann darauf vertrauen, daß sie ist, und über das Nichts hinweg schreitet der Glaube, daß die Seele selbst ein Hauch des lebendigen Gottes ist, daß er durch den Menschen sich offenbart und daß wir in frommem Vertrauen ihn Vater nennen dürfen — Ursprung und Urheber alles Seins. —

So wird die Religiosität zu einer Kraft in der Seele, stärker, dauernder, lebenspendender als alle anderen Kräfte, eine Kraft, die den Tod nicht fürchtet.

Aber auch diese hohe, heilige, geheimnisvolle Geisteskraft braucht die Mittel der Sinnenwelt, um sich zu offenbaren, sie braucht Symbole und Bilder, welche sie der Sinnenwelt entnehmen muß. Sie kann das Unaussprechliche nur in Formeln und Bildern klar zu machen suchen; wenn sie den Schöpfungsakt durch Gott ausdrücken will, so muß sie ihn sagen lassen: „Es werde Licht!“ — Und so gehen auch wieder die erhabensten Bilder, welche uns die Kunst überliefert, aus der tiefen religiösen Empfindung hervor.

Adams Seele ist der Hauch des lebendigen Gottes. — Die Formen der Religionen sind Gefäße oder Symbole, in denen wir dies feinste geistige Empfinden bewahren und beschützen. — Es sind Formen, an denen auch die künstlerische Phantasie ihren Anteil hat. Wenn irgend etwas, so ist es die

Kunst, welche visionäre Zustände des Seelenlebens in Wort und Ton und Bild festhalten kann.

Das religiöse Empfinden hat die größten Kunstwerke aller Zeiten hervorgebracht, das ist ja bekannt. Dafür zeugen, rein als Kunst betrachtet, gar viele Stellen der Bibel, die Schöpfungsgeschichte, die erhabene Sprache der Propheten, das Buch Hiob, diese Dichtung ergreifendster Menschenklage — die unsterblichen Psalmen, das ganze neue Testament, in welchem das Leben des Heilandes von seiner Geburt bis zum Kreuzestode — ich spreche hier nur vom künstlerischen Standpunkte aus — wie ein zusammengefaßtes Bild, von der größten symbolischen Vereinfachung, des allgemeinen Menschenlebens ist.

Die Kunst der Griechen, in Dichtung und bildender Kunst, beruhte auf ihrem religiösen Gefühl, ihr Tempelbau, auch der der Aegypter, Indier &c. — ich kann ja nur sprungweise einzelnes nennen und so ein Beispiel aus vielen, der Straßburger Münster. Ebenso wirkt das religiöse Element aufbauend in unserer Musik, dafür zeugen wohl alle unsere großen deutschen Musiker.

Wer spürt nicht die religiöse Gefühlsinnigkeit, wie sie sich in den Werken der altdeutschen Malerei kund gibt, in Dürers Passionen, in Grünewalds mächtigem Malwerk des Isenheimer Altars in Kolmar, aber auch schon in weniger hochstehenden, mehr handwerksmäßigen Bildwerken.

Nun bin ich wieder bei der Kunst angelangt in meinen Betrachtungen und es will mir scheinen, daß religiöses Gefühl und Kunst sich gar gut zusammen vertragen und ergänzen.

Aber auch Kunst und Wissenschaft sind gar freundlich miteinander verbunden. Durch die Wissenschaft lernt die Kunst Mittel und Wege kennen, durch welche sie die Materie bezwingt, daß sie dem Gefühl des Künstlers dienstbar wird. — Wie hätten gewaltige Bauwerke aus der Erde emporwachsen können, wenn nicht das Wissen die Gesetze des Baues beherrscht hätte — das religiöse Gefühl und das Kunstgefühl hätten dies ohne den scharfen Verstand nicht gekonnt.

Auch die Gesetze der Töne, sowie die Gesetze des Lichtes und der Farben beruhen auf wissenschaftlichen Forschungen, so daß ein großer Geist, der Gelehrter und Künstler in einer Person war, Leonardo da Vinci, die Malerei die Wissenschaft vom Sehen genannt hat. Dieser große Mann forschte nach den optisch mathematischen, geometrisch perspektivischen Gesetzen, um zum präzisesten Ausdruck in der Malerei zu gelangen — Gesetze, die ewige Gültigkeit haben, weil sie aus dem Organismus der menschlichen Sinnestätigkeit aufgebaut sind.

Die Wissenschaft hat sich mit der Zeit Werkzeuge geschaffen, durch die man z. B. in bezug auf das Sehen sagen kann, daß sie das menschliche Auge weit überbieten — und könnte man die Photographie gar wohl das Auge der Wissenschaft nennen. Ein Auge, welches das, was es gesehen hat, auch zugleich als Spiegelbild festhält. Dies Auge hilft dem Astronomen Sterne entdecken, die kein menschliches Auge mehr sieht — es zeichnet auf seiner Bildfläche die beweglichen Sterne, und das Sehen mit zwei solchen künstlich mechanischen Augen, wie es das Stereoskop ist, die beliebig weiten Augenabstand annehmen können, sehen sodann plastisch weit in die Himmelsräume hinein, so daß dadurch Entfernungen der Gestirne gemessen werden können. Dies wissenschaftliche Auge hält den Flug des Vogels fest, ja es sieht auch noch den Lauf der Flintenkugel durch die Luft und zeichnet ihn — die Photographie hält alles Sichtbare mit unfehlbarer Objektivität fest, so daß Maler-

auge und Malerhand absolut nicht mit ihr konkurrieren können. Ja man könnte jetzt schon sagen: wie kann man sich noch damit abmühen, Porträte malen zu wollen — wo die Photographie das Menschenbild so unbestechlich scharf hinzeichnet. — Und wenn es zum Sprichwort wird: „Was man photographieren kann, das fang nicht zu malen an", so läßt sich gar nicht viel dagegen einwenden.

Wenn die Malerei nichts anderes zu tun hätte, als Naturgegenstände wahrheitsgetreu nachzubilden, so dürfte man sie füglich aus der Reihe der Künste streichen, die Photographie ersetzt diese ihre Tätigkeit vollkommen.

Nun hat aber die Malerei zu allen Zeiten, lang ehe die Photographie erfunden war, nicht die Natur abgemalt, sondern das inwendige Bild, das in der lebendigen Sehtätigkeit, die wir Phantasie oder auch Vorstellung nennen können, entstanden ist. Dies Bild, die Idee von der Welt, die unsere Sinne uns übermittelt haben, will die Malerei festhalten — die Erkenntnis der Schönheit des Scheines von Licht und Farben und Formen leben in der Seele des Künstlers und er will diese seine Vorstellung, sein Schauen, ein geistig Ding, festhalten in dem hiezu tauglichen Material — der Sinnenwelt deutlich und weil er ein unmaterielles Wesen, wie es eine Vorstellung im Geiste ist, im Material sichtbar, sinnlich machen will, ist seine Tat schöpferisch — die Objekte der Natur, die er ja freilich braucht, sind nicht das wichtige und in recht guten hochstehenden Bildern haben diese auch immer etwas Visionäres. Und so ist die Vision oder sagen wir geradezu, der Traum mit seinen Vorstellungen, etwas, durch das wir es ahnen können, wie das Bild in der Seele entsteht.

Die Malerei erschöpft sich nicht in Naturnachahmung, obgleich sie die größte Naturfreundin sein wird, indem sie das Weltgesetz des Daseins, des Raumgebietes im kleinsten Grashalm schon verspürt. So braucht sie der genauen Naturnachahmung gar nicht aus dem Wege zu gehen, denn im guten Kunstwerk wird die visionäre Art auch beim einfachsten Stilleben vorhanden sein. Denn die Kunst hat geheime Gesetze, die immer lebendig bleiben, mag die Meinung sich auch noch so ändern.

Die Malerei ist eine reiche und schöne Kunst, sie ist ebenso unerschöpflich, wie das Leben, aus dem sie hervorgeht — ich möchte sie, sie ist ja doch meine liebste Kunst, neben manch andern Schmeichelnamen, die ich für sie habe, die Kunst der Augenfreude nennen. Durch unsere Augen trinken wir ja das Licht — es sind unsre Organe für das Licht, vom Lichte und für das Licht geschaffen und »Es werde Licht« ist ja die erste Schöpfungstat. Die Musik dient dem Ohre, so dient die Malerei dem Auge. — Wenn nun die Musik dem Ohr nicht nur Töne übermittelt, sondern vermittelst dieser Töne eine ganze Welt von Empfindungen, von erhebendsten religiösen Gefühlen bis zur Erhabenheit des Gebetes — bis zu überirdischen Melodien — voll Süßigkeit. Von wild kriegerisch trotzigen, den Männermut erregenden, bis zur sehnsüchtigen Liebesklage, bis zum Lebensübermut, der in Jauchzen, in Tanz sich austobt, alle Bewegungen der Menschenseele wachrufen kann, so kann auch die Malerei dem Auge nicht nur den Schein der Formen, des Lichtes, der Farben übermitteln, sondern sie kann durch ihre Mittel, durch die Farben, die ganze Seele der menschlichen Empfindungen aufwecken. Freilich ist die Malerei eine stille Kunst; Beschaulichkeit ist ihr Teil, aber sie ist doch reich genug und kann uns das Wesen der Welt in seiner Räumlichkeit für unsre Sinne klar und schön machen.

Man sollte keiner Kunst Vorschriften machen, das darfst du und das

darfst du nicht. In gar vielen Bildern, ich will Rubens, Rembrand nennen, ist geradezu dramatisches Leben, aber die Theorie sagt, die Malerei soll nicht dramatisch sein — es macht eben jeder, was er kann und so eine Theorie ist oft nur ein Schild, hinter der sich die Unfähigkeit einer Zeit verbirgt.

Wenn ein Musiker uns sagen würde, alles das, was ihr als Wirkung empfindet, ist ja nur ein mathematisches Problem, von der Zusammensetzung der Töne, so ganz würden wir ihm bei allem Respekt vor seinem Handwerk doch nicht glauben und wenn der Maler vordemonstriert, das was euch rührt und freut ist ja nichts als Farbendisposition, das mit der Seele, die mitschaffen soll und dann beim Beschauer mitempfinden, ist Einbildung — es handelt sich nur um Farbenverteilung, um Lichtwirkungen hervorzubringen, wenn er es durch seine Arbeit uns beweisen kann, so ist es ja gut — sonst geben wir lieber nicht viel darauf was er sagt und bleiben dabei, daß die Malerei eine unerschöpfliche Kunst sei und hören lieber was ein großer deutscher Maler uns gesagt hat, nämlich Albrecht Dürer, — der sagt: „Ein guter Maler ist inwendig voller Figur und obs möglich wäre, daß er ewiglich lebte, so hätt er aus den innern Ideen, von denen Plato schreibt, allweg etwas Neues durch die Werke auszugießen". Das ist auch Unsterblichkeitsglauben, Glauben an die Unzerstörbarkeit der Seele; und auf solchem Boden nur wächst die echte Kunst, wie jede anhaltende andere lebenschaffende Kraft. —

Wenn Albrecht Dürer einen solchen Satz ausspricht, so hat derselbe große Bedeutung, denn Albrecht Dürer beweise diese Unerschöpflichkeit seiner inneren Ideen, in dem Reichtum, der sich in seinen Werken kund gibt — aus diesem Munde ist es keine Theorie, sondern tiefempfundene Wahrheit. Einem Künstler, der inwendig voll Figur ist und der dadurch das Gefühl hat, daß er auch, wenn er ewiglich lebte, er immer Neues durch die Werke ausgießen könnte, kann man nicht wohl Gesetze vorschreiben und ihn mit Theorien, die von außen kommen, einengen wollen. Wir können nicht wissen, wie seine innere Figurenfülle ihn noch treibt, noch nie Dagewesenes in seinen Werken zu schaffen. — Wir wissen es nicht — und er selber weiß es auch nicht — er kann nicht voraussehen, was er noch schaffen wird und auch nicht wie, er kann nicht wissen, wie weit seine Herrschaft über das zum Schaffen notwendige Arbeitsmaterial reichen wird.

Seine geistigen Ideen sollen materialisiert werden, das liegt im Wesen der Kunst. — Die Kenntnis seines Materiales und seines Handwerkes wird er, eben weil seine innern Ideen es verlangen, durch unablässiges Studium sich anzueignen suchen. — Deshalb gibt es auch keinen großen Künstler, der nicht einen eisernen Fleiß hat, aber dieser Fleiß geht aus dem innern Drang hervor, wenn nicht, so heißt man ihn Oxen.

Die vielen Meinungen und Streitfragen über das was die Kunst soll und nicht soll, sind für den Künstler ziemlich belanglos — auch sollen sie keinen Einfluß auf sein Schaffen haben — denn für ihn gibt es nur eine Entwicklung von innen heraus — aus dem heimlichen Schatz von Figur, den er in der Seele trägt.

Aber nicht der Künstler allein trägt diesen Schatz, die Phantasie, die Idee von der Welt ist ein Gemeinschaftsgut, uraltes Volksgut — das sozusagen schon im Blut liegt — aus Vorzeiten her ruht es in geheimnisvoller Tiefe, eine Glut, aus der die Flamme der Kunst hervorbrechen kann, darum ist gute Kunst gar nichts anderes als Volkskunst und sie wird immer wieder, wenn auch oft auf Umwegen, als gemeinsames Volksgut erkannt werden.

Man hat gern unter Volkskunst etwas Minderwertiges verstehen wollen,

man hat auch schon hochstehende Kunst „Caviar für das Volk“ genannt — denn Kunstkenner sind ja freilich eine Art von Feinschmeckern und meinen dann leicht, daß das, was ihnen Genuß ist, von andern überhaupt nicht verstanden werden kann. — Ich habe gefunden, daß auch der Sinn für Kunst etwas Angeborenes ist und hierin hoch und niedrig, arm und reich, gelehrt und ungelehrt gar nicht so viel ausmacht — freilich gehört eine gewisse Uebung und Gelegenheit mit Kunst sich zu beschäftigen zu einer reiferen Ansicht über sie. Das mit dem Caviar ist überhaupt ein falsches Bild, das Volk würde ihn gewiß gerade so gern essen wie die oberen Zehntausend, wenn er nicht so „gesalzen“ wäre.

Die Dreiteilung in Wissen, Können, Glauben, die mir zu meinen Betrachtungen notwendig erschien, möchte ich zum Schlusse doch wieder lieber als Einheit der Menschenseele ansehen, so daß ich meine, die wahre Kunst müßte eben doch aus dieser Einheit der Seele hervorwachsen — aus der Ganzheit des Menschen, aus dem Leben — und so können ihre Gesetze nur Lebensgesetz sein und die Theorie mit ihrem Schablonenwerk wird keine allzu große Macht über sie gewinnen. Unser haarscharfer Verstand, auf den wir uns ja mit Recht so viel einbilden, muß freilich scheiden, trennen, die Teile einer Sache betrachten, um urteilen zu können. Er hat recht, wenn er seiner Natur nach so handelt und wenn er zur Haarspalterei kommt. Aber die Weisheit des Lebens ist doch wieder etwas anderes und geht über unsern Verstand.

Der Verstand sagt ganz recht, wenn er sagt, das Ohr kann nicht sehen und das Auge kann nicht hören, aber unsre Seele hat ihre Sinne doch so in der Gewalt, daß für ihre Illusion ein Sinn auch für den andern eintritt und das ganz besonders in der Kunst, deren Wirksamkeit ja ganz auf der Illusionsfähigkeit beruht — so kann wohl der Sprechkünstler, der Dichter, durch seine Worte ebensowohl Seh- wie Hörillusionen erwecken in uns und wir folgen ihm gerne; auch die Musik kann Gestalten hervorrufen — Sehillusionen und man hat schon gesagt, daß die Architektur erstarrte Musik sei — Musik des Raumes. So kann auch die Malerei alle Illusionen, derer unsre Seele teilhaftig ist, hervorrufen und niemand darf es ihr verwehren, wenn sie dieses kann.

Alle Kunst geht aus der Einheit der Seele hervor und so wird sie dort, wo sie Eingang findet, auch wieder zur Einheit der Seele sprechen.

Daß der Künstler ein Suchender ist, um den passenden Ausdruck für sein Seelenbild zu finden und daß ein Suchender auch irren kann, das müssen wir unserer Menschlichkeit schon zugestehen, und es soll schon vorgekommen sein, daß ein Künstler etwas ganz anderes gesucht und sogar auch gefunden hat, als was das kunstsinnige Publikum von ihm verlangt hat. — Denn die Wege des Lebens sind gar wunderbarlich.

Die bildende Kunst hat unbegrenzte Möglichkeiten und so mögen meine Betrachtungen so etwa genommen werden als ein Lob auf die schönen Künste. Warum auch nicht? Sie bringen uns einen der edelsten geistigen Genüsse und machen unsre Seelen weit, zur Aufnahme des ganzen Reichtums der Schönheit der Welt. —

Um nationale Kunst braucht man nicht besonders besorgt sein, wo eben die Fähigkeit zur Kunst aus einer deutschen Seele wächst, da trägt die Kunst auch den Stempel des deutschen Wesens — der Künstler mag gegenständlich behandeln was er will.

Zum Schlusse muß ich noch ein Bekenntnis ablegen, welches geeignet sein könnte, den Wert der Betrachtungen, die ich hier über Kunst gemacht habe,

sehr herabzumindern, wenn vielleicht das Bekenntnis nicht doch im Grunde mit dem übereinstimmte, was ich mich bemüht habe, über das Wesen der Kunst zu sagen.

So will ich also gestehen, daß ich froh bin, in meiner Schaffenszeit von keinen solchen Betrachtungen abhängig gewesen zu sein. — Sollten auch solche Betrachtungen gut und richtig sein, so möchten sie sich doch vielleicht zu Theorien verharzt haben, die dem freien, dem im besten Sinne naiven, fast unbewußten Schaffen hinderlich geworden wären; denn zum Kunstbetrieb — die Allzuernsthaften mögen es mir verzeihen, daß ich es ausspreche — gehört halt doch immer ein wenig Kindersinn und wenn es auch nur der Spieltrieb wäre, der von dort gar vielleicht vom Paradies her ins Leben mit hinüber gegangen ist.

Mit diesem Geständnis betone ich es nochmals, daß die Kunst aus einem Urtrieb hervorgeht und daß die Meinungen und Betrachtungen über dieselbe recht viel später entstanden sind, die Kunst ist nicht aus solchen Meinungen entstanden und aufgebaut. Falsche Theorien sind sündhaft, aber auch gute vermögen es, den schaffenden Geist zu hemmen.

Die Kunst ist eine Gottesgabe, sie soll eine Blüte des Menschengeistes sein und wenn man Betrachtungen über sie anstellt, so sollten dieselben so sein, daß sie unsre Freude an ihr stärken — zum Bewußtwerden seiner ‚selbst, sie vermag es die dunkeln Triebe und Empfindungen, die oft wie Qual auf uns lasten, sie vermag sogar Leiden zu lindern, so daß Goethe sagen konnte: „Wo der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide." — Dies Sagenkönnen ist das Wehen des Geistes, der auch über die Leiden noch siegreich sein kann.

So sind unsre Betrachtungen über Kunst, kein du sollst, du mußt, das darfst du und das darfst du nicht, sondern ein: Du bist! in dir manifestiert sich der Geist des Lebens.

Es liegt Versöhnung im Wesen der Kunst und Friede, sie vermag es, den Geist zu erheben über das Treiben des Alltages, das an unser aller Leben zehrt, sie kann uns ein Ruhepunkt sein, von dem man sich umsieht und alles gut findet. Auch deshalb hat die Kunst etwas Versöhnendes, weil sie keiner Partei angehören kann. Nicht einmal einer der sogenannten Weltanschauungen, die sich so vielfach in den Haaren liegen — dazu ist die Kunst viel zu harmlos und kindlich unbefangen; sie kümmert sich nicht um politische Parteien, sie kümmert sich auch nicht um den Staat; sie ist von keinem Stand abhängig, sie kennt keinen Unterschied von arm und reich, hoch und niedrig, auch nicht zwischen gebildet und ungebildet; die Flügel der Phantasie, auf denen sie schwebt, kann jeden Menschen in Märchenländer und Paradiese führen.

Weil sie geistiges Gut ist, deshalb ist sie Allgemeingut und sie gehört jedem, der sie geistig erfassen kann. Freilich schmückt der Reiche seine Räume mit Kunstwerken und bietet dadurch dem Künstler die Existenzmöglichkeit, aber das Werk gehört doch nur so weit sein eigen, als er es geistig auffassen kann — und so kann der Aermste, dessen Empfinden am Werk der Kunst in sich lebendig fühlt, mehr Eigentümer sein als der Besitzer des materiellen Werkes. Die Fähigkeit, aus dem oft so trüben Erdendasein hinaus ins Reich der Künste zu flüchten, ist eine schöne Gabe, sie veredelt unsre Sinne zum reinen Genießen.

Die Kunst klärt und verklärt unser Erdenleben: Die Kunst hast du o Mensch allein!

Gastgeschenke.

1.

Jede Zeit sieht einige Sonnen aufgehn. Jede Zeit sieht einige Sonnen aufgehn und einige unter.

2.

Man kann auf verschiedenem Wege gehn und dieselben Vögel fliegen sehn. Aber weder daß ich Fußspuren vor mir erblicke, bestimmt meinen Weg; noch, daß sie fehlen.

3.

Je vollkommener eine Schönheit ist, desto gewisser ist ihr die Einzigkeit; denn insoweit ist sie einzig, als sie in ihrer eigenen Art vollkommen ist. Und dennoch bemißt sich der Wert ihrer Wahrheit ebenso sehr darnach wie allgemein, als darnach wie einzig sie ist.

4.

Das Denken gleicht einer uferlosen See, deren Gründe kein Maß ermißt, und keine Wissenschaft feststellt.

5.

Was einer verloren hat, das nennt er sein Eigen. Denn keiner weiß was er hat; nur was er gehabt hat, weiß er. Nach dem was man verloren hat, nennt man sich.

6.

Ein Dichter beschreibt, was er noch nicht gesehen; oder was er schon wieder vergessen hat.

7.

Zu deinem Ewigsten mache dein Flüchtigstes. Mit dem flüchtigsten Reiz tu an das Ewigste.

8.

Solange man als ein Samenkorn herumfliegt, und von jedem Windstoß emporgehoben durchs Weite fährt, achtet man alle Bäume gering. Aber wann man festgefahren ist und Wurzel schlagen muß, erkennt man den Wert von Zeit und Witterung und Grund.

9.

Wer sich in der Befriedigung kleiner Begierden ausgibt, der reißt den kristallenen Turmbau an dem seine Seele schafft, jedesmal ein, wann sie den ersten Oberstock aufsetzen will — welchem nach ihrem Plane Stockwerk um Stockwerk folgen würde, bis daß der Blick die Welt umspannte.

10.

In bitterer Stunde halt das Leben gewaltsam rein. Spätere Sonne wird die bedrückten Säfte zu köstlicherem Weine süßen.

11.

Man soll die Leidenschaften zugleich feurigfüttern und bändigen; als Reitpferde.

12.

Stark bleiben ist besser als wieder stark werden; gesetzt denn es gälte, noch eine Weile schwach zu sein.

13.

In gewissen Ländern, wenn ein Advokat einen Prozeß verliert, heißt es: das war ein schwacher Mann, der Mann hat keine Überzeugungen, keinen Charakter. Man sieht, Charakter ist ein Artikel der Technik. Charakter ist eine Münzschläge; man kauft sie, wirft sein Blei und Messing hinein, und die geprägten Napoleond'or springen heraus.

14.

Sag an, geistgespickter Germane, woher hast du dein — Fallobst?

Sag an, geistgespickter Germane, ist dein Geist — made in Germany?

Sag an, geistgespickter Germane, pflegst du vielleicht Spück- und Denkzettel zu brauchen? — Brauche diesen Denkzettel!

15.

Es ist mancher in einer gebietenden Stellung und mag sich gebärden soviel er will, so nimmt ihn doch niemand ernst; und daß seines Radschlagens Tage nicht ohne weitres gezählt sind, liegt eben darin begründet, daß er seinerseits weder Dinge noch Menschen ernst nimmt; daß er durchaus nicht „verletzlich" ist und niemals die Breitseite darbietet, die dem zaghaften Auge die Stunde des Angriffs verrät.

Wer übrigens möchte im Zirkus ohne Not mit Clowns und Dummen Augusten anbinden?

16.

Nicht mehr: „Gib Glück, gemütliches Einvernehmen und Freunde!"

Sondern: „Mag alles dies schön oder schlecht sein, ich will es nicht kaufen. — Aber laß mich jeden Tag neu erfahren, daß es Todfeinde gibt für das, was ich am meisten liebe; so lange bis daß mir nicht mehr Genüge tut, liebend standzuhalten!"

17.

Denjenigen beneide, welchem beizeiten das Böse beschert wurde, dessen er bedurfte um zu seinem Guten zu gelangen. Und preise denjenigen, welcher mit Macht dem Laster verfiel, an dem seine Tugend sich aufrichten konnte.

18.

Der abgerichtete Mensch siegt mittels seines Kniffs; während der ursprüngliche Mensch der Kniffe unzählige nacheinander erfindet, wenn es sein muß. Doch wird es dieser niemals zu dem wohlgepflegten Selbstvertrauen jenes andern bringen; welcher williger Sklave ist seines Kniffs. —

Geh nimm ihm sein Lärvchen ab, indem du es bei dem Namen rufst, auf den es hört!

19.

Was nur der Fachmann versteht, braucht der Mensch nicht zu achten.

20.

Ist diese Literatur gemacht, weil man gedacht hat? Oder ist sie gemacht, weil man nichts so sehr flieht wie Denken? Ist sie gemacht, damit man denke? Oder dazu, daß nur dies eine verhindert werde: von Grund aus und in Absicht des Lebens denken.

21.

Wer aus Vernunft Gedanken hat, ist außerhalb der Geschäftszeit ohne Gedanken. Denn er ja hat die Gedanken, nicht die Gedanken haben ihn; gesetzt, man wollte solche Gedanken Gedanken nennen.

22.

Über der Pforte der Zukunft ist die Schrift „Wissen ist Macht“ am Verlöschen. Langsam kommt eine ältere Schrift wieder zum Vorschein: Wen es treibt, der ist mächtig.

23.

Es gab Menschen die Gott und Heiliges hatten; es gibt Menschen denen göttlich und heilig nichts ist. Gott leugnen und Gott beweisen aber ist nur derselbe Grautag, das eine Mal abends, das andre morgens betroffen; es ist Hinter- und Vordergesicht derselben Sphinx: Leerheit.

24.

Es gab Menschen die hauptsächlich hinaufschauten, Schönheit und Weite nachsannen; es gibt andere Menschen die ihr Gesicht in der Gosse haben. Himmels-Blau und Großstadt-Grau bedeuten Äquator und Wendekreis der Menschheit. Und in der Großstadtstraße begegnet sich beides: Tiefe des Lebens, und der Schmutz abgestorbener Oberfläche.

Wilhelm Zaiß.

Drei Briefe von David Friedrich Strauß.

Mitgeteilt von Hermann Fischer in Tübingen.

Isolde Kurz hat in den Erinnerungen an ihren Vater Seite 54f. auch seiner Beziehungen zu Strauß gedacht, dessen Geburtstag am 27. Januar 1908 sich zum hundertsten Male gejährt hat. Sie hat erwähnt, daß Strauß als Repetent in Maulbronn und am Tübinger Stift der Lehrer des jungen Kurz war. Wir wissen, daß Kurz in Tübingen bei Strauß die Vorlesungen über Logik und Metaphysik, über neueste Philosophie und über Platos Symposion gehört hat. Strauß hat in seinen philosophischen Vorlesungen die Hörer in Hegels Philosophie eingeleitet, deren begeisterter Jünger er damals noch war; man erzählt sich, die Maulbronner Seminaristen hätten ausgemacht, die metaphysische Vorlesung in Tübingen erst hören zu wollen, wenn Strauß dort sei und sie lese; und er hat mit ihr in der Tat einen ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Dann haben Strauß und Kurz beide von 1836 an in Stuttgart gelebt, jener bis 1842, dieser bis 1844. Sie haben sich dort gewiß öfters gesehen; eine nähere Bekanntschaft beweist schon der Ton der drei Briefe, die nachher folgen. Dann verliert sich jede Spur von Beziehungen; solche sind auch gewiß nicht weiter anzunehmen: der Redakteur des Beobachters hat Strauß, der 1848 so üble Erfahrungen mit seiner Politik machte, gewiß nicht behagt, und später waren sie stets räumlich getrennt. Erst 1873, nach dem Tode des Dichters, haben wir eine Aeußerung über ihn in einem Briefe von Strauß an Rapp, die, wie die Briefe an diesen Freund überhaupt, in einem nicht immer angenehmen Dozententon gehalten ist — wenn Isolde Kurz sie „ziemlich abfällig" nennt, so geht das zu weit, aber das Urteil ist doch etwas schief geraten. Aus drei Straußischen Briefen von 1847 hat Isolde Kurz ein paar Stellen mitgeteilt. Es dürfte sich aber lohnen, sie hier ganz zum Abdruck zu bringen; Eduard Zeller hat die Briefe, die mir erst vor ein paar Jahren von den Geschwistern Kurz freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind, leider nicht gekannt, sie wären eine Zierde seiner Briefsammlung gewesen. Nicht leicht hat Strauß, der Meister des Briefstils, feiner und gewinnender geschrieben.

Zur Erläuterung ist nur wenig nötig. Die Briefe beziehen sich in der Hauptsache auf zwei Angelegenheiten. Kurz muß dem alten Lehrer angeboten haben, ihm aus dem Besitz von Hermann Hauff, mit dem er von seinem damaligen Wohnsitz Karlsruhe aus in lebhaftem Briefwechsel stand, Originaldokumente über Schubart zu verschaffen, und hat sie ihm, wie der letzte Brief zeigt, wirklich verschafft. Wir wissen schon aus der Lektüre von „Schillers Heimatjahren", wie gerne und wie genau sich Kurz mit Schubart beschäftigt hatte. Strauß sammelte damals für das erste der biographischen Werke, welche die zweite Periode seiner Schriftstellerei eröffnen, für „Schubarts Leben in seinen Briefen", welches 1849 nicht bei Bassermann, dem Verleger des 1847 erschienenen „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren", sondern

bei Alexander Duncker in Berlin herausgekommen ist. Ein anderer Gegenstand der Briefe sind die mythologischen Liebhabereien, wie sie Kurz in der seiner Uebersetzung des Tristan beigegebenen Abhandlung und in einer langen Anzeige von Röth's Geschichte der Philosophie gepflegt hatte. Er bewegte sich darin, wie damals mit wenigen Ausnahmen alle Welt, in den Bahnen der durch Jakob Grimm einerseits, die Sanskritisten anderseits inaugurierten komparativen naturalistischen Mythen-Erklärung. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, daß Strauß schon damals so nüchtern-ablehnend über diese Dinge gedacht hat, wie wir jetzt tun.

1.

Geehrtester Freund! Für die bereitwillige Mitteilung Ihrer Notizen in Angelegenheiten Schubarts, sowie für Ihr freundliches Erbieten zu schriftlicher Verwendung sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank.

Von dem im Besitze des Oberpostmeisters Scholl in Ulm befindlichen Briefe wußte ich schon durch den dortigen Prof. Haßler, an welchen ich mich hauptsächlich wegen des J. M. Millerschen Nachlasses Schubartischer Briefe gewendet hatte, und er machte mir auch einige, obwohl noch zweifelhafte, Hoffnung, den Besitzer zur Mittheilung zu bewegen, ich werde also vielleicht doch noch später im Falle sein, Ihr Fürwort in Anspruch zu nehmen.

Damit Sie das Verhältniß meiner Schubartiana zu den Hauffischen beurteilen können, muß ich Ihnen sagen, daß die meinigen aus mehr als 100 Briefen Schubarts an seine Frau, an Balthasar Haug, Posselt ꝛc. bestehen und sich durch die ganze Zeit seines Lebens, vom Ende seiner Universitätsjahre bis zu seinem Tode, beinahe gleichmäßig hinziehen, mithin zu seiner Autobiographie ein in manchem Betracht authentischeres Seitenstück bilden, weil auch die auf dem Asperg geschriebenen Briefe nur zum kleinsten Theil in jener obligaten Rieger-Hahnischen Bußstimmung geschrieben sind. Von diesen Briefen beabsichtige ich gleichfalls im Morgenblatt einige Proben zu geben, dann aber sie mit den nöthigen Zuthaten eigens herauszugeben. Wollten Sie vielleicht Hauff die Nachricht davon nur wie von Ihrer Seite geben, dann wird sich zeigen, ob ihm die Abgabe seines Materials an einen Andern wirklich wünschenswerth ist; zureden lassen möchte ich ihm dazu nicht, zumal jede der beiden Sammlungen für sich bestehen kann.

Wegen des Sonnenwirths sollte man eine Klage auf Kinderverwahrlosung gegen Sie einleiten, wenn Sie sich ihm nicht fleißiger widmen; vor Ihren philosophischen und mythologischen Studien habe ich zwar alle Achtung, auch Ihre Ueber- und Fortsetzung von Tristan und Isolde mit Vergnügen gelesen. Ihr eigentlicher Beruf aber ist, uns zu erzählen, wobei ich Ihnen unaufhörlich zuhören möchte.

Daß Sie von mir geglaubt haben sollten, ich beschäftige mich mit dichterischen Arbeiten, ist mir bei Ihrer Kenntniß meiner Natur nur insofern glaublich, als Sie dann zugleich geglaubt haben müßten, ich habe mich gänzlich aus meinem Felde verlaufen, und insofern beschämt es mich. Glauben Sie so was nicht von mir; ich bin in diesem Fach nur aufs Genießen angewiesen, höchstens noch aufs Beurtheilen, aber machen kann ich nichts, als etwa einmal einen schlechten Vers.

Leben Sie wohl und gedenken stets freundlich Ihres

Heilbronn 2. Mai 47. D. F. Strauß.

2.

Um Ihren mythologischen Punsch, mein lieber Sonnenwirth, von dem Sie mir eine Probe ins Haus geschickt, bin ich lange wie die Katz um den heißen Brei herumgegangen, bis ich mir ein Herz faßte, ihn zu versuchen und nun auch auszutrinken. Ich habe nämlich etwas schwache Nerven und erinnere mich immer noch mit Grauen des Schwindels, der mich befiel, wenn mein verehrter Lehrer Baur in Blaubeuren von den Wanderungen der Pelasger erzählte, und Dschemschid und Achämenes, Hermen und Irmensäulen durcheinander rüttelte. Einem andern als Ihnen wäre ich zu einer so gefährlichen Weltfahrt gar nicht eingestiegen, auf der es denn wirklich auch nicht ohne Schwindel gleich von Anfang an abging, bis ich bei Ihrer Auseinandersetzung des Fundamentalmythus von der Sonne wieder festern Boden und gewohntere Luft spürte. Nun ward es mir alsbald besser, und wie Sie hinauf zur Tristanssage und zum Gottfried selbst kommen, so fühlte ich mich völlig wiederhergestellt. — Es ist eine eigene Sache mit dieser Weltmythologie. Daß etwas daran sein mag, glaube ich gern; aber wer kann hoffen, jemals die Masse von Kenntnissen zu erwerben, welche erforderlich wäre, um in dieser Sache klar zu sehen und selbständig zu urteilen? Es ist daher freilich nur Vorurtheil — aber ich hab's eben und kann's nicht los werden, das mich gegen Combinationen wie die Röthischen mißtrauisch macht und mich mehr auf der Seite der Chorizonten, wie eines Otfr. Müller u. A. festhält. Speciell das Aegyptische betreffend sagt mir z. B. die Behandlungsart mehr zu, wie sie Georgii in dem Artikel über die Isis in Pauly's Realencyklopädie gewählt hat. — Wie Sie sich durch mythologische Studien angezogen fühlen, ist mir sehr begreiflich, und ich kann mir auch denken, daß dergleichen Zwischenbeschäftigungen zuletzt auch wieder Ihrer Poesie zu gute kommen werden. Denn wäre das nicht, wäre vielmehr zu fürchten, daß Sie durch gelehrte Arbeiten von den poetischen abgezogen würden —: dann müßte ich Ihnen unerbittlich das Merckische zurufen: . . . ., das können die andern auch! — Das wenigstens kann ich Ihnen sagen, wenn ich im Stande wäre, wie Sie, Lebendiges zu schaffen, so ließe ich die Todten ihre Todten begraben.

Ihre andere Gutthat, das Sendschreiben an Schubart, habe ich noch, und wills, wenns nicht zurückverlangt wird, noch behalten, bis ich in meiner Arbeit an die Stelle komme, wo ich es — das viel Treffendes enthält — brauchen kann. Sonst macht mir diese Schubarts-Arbeit zwar viel Unterhaltung, aber auch viel Beschwerniß hauptsächlich durch das schwierige Zusammensuchen des Stoffs. Es sind Schubartsche Briefe in einer Menge alter und neuer Zeitschriften gedruckt, die ich nicht auftreiben kann. In Archenholz' Literatur- und Völkerkunde stehen welche, aber diese Zeitschrift findet sich weder in Stuttgart noch in Tübingen. In einem Taschenbuch von Maisch sollen auch stehen, von dem weiß ohnehin Niemand. Und so mögen noch da und dort Sachen zerstreut sein, die ich haben sollte. Uebrigens habe ich seitdem kostbare Acquisitionen gemacht. Oberamtmann Hoyer, Schubarts Schwestersohn, hat mir 89 Stück Briefe zur Verfügung gestellt, zum Theil recht interessant, worunter auch 3 Riegerische. Scholl in Ulm, obwohl nun auch durch seinen Vetter, Pfarrer Süskind, bombardirt, thut bis jetzt keinen Zug. Mit dem Consistorium bin ich wegen Zillingianis in zäher Unterhandlung. Die Hauffischen Aktenstücke hab' ich. Doch was wollen Sie von diesen Flickarbeiten? Schnitzen Sie bald Ihren Sonnenwirth aus ganzem Holze, und erfreuen Sie dadurch, nebst anderen redlichen Deutschen, auch Ihren ergebensten

Heilbronn 11. August 1847. D. F. Strauß.

3.

Hier, mein lieber Freund, folgt endlich das Antischubartische Sendschreiben mit Dank zurück. Es ist gar keine üble Arbeit, und die Schwächen und Widersprüche der Schubartschen Chronik, besonders in religiöser Hinsicht, seine schlechte Orthographie &c. darin mit Schärfe herausgestellt. Der Verfasser hieß Kern, ein Verwandter des sel. Dr. Kern, in dessen Ehe sich beide feindselige Häuser versöhnen sollten. Schubart charakterisiert ihn in einem Brief so: „Der Kerl ist Dorfpfaf, sauft wie ein Hay, hält eine Schenke in seinem eigenen Hause, und kürzlich besof sich sein Schulmeister bei ihm so wütig, daß er ihm das Hauß in Brand sezte. Und der will mich moralisiren!!" Auch für das Taschenbuch danke ich schön und behalte es, weil mir vorkommt, Sie wollens nicht wieder haben. Ich bin nun mit dem Schubart ziemlich im Reinen und habe die Rahmen, die ich für die einzelnen Abtheilungen der Briefe zu machen hatte, fertig, fehlt nur noch eine allgemeine Charakteristik des Mannes zum Schluß und — ein Verleger, den ich bis jetzt noch nicht gesucht habe. Bassermann, den ich am liebsten möchte, wird durch den Erfolg des Romantikers wenig ermuthigt sein. Denn der scheint — wie der alte Historiker von seinem berüchtigten Verbot urtheilte — perenni silentio obruirt werden zu sollen. Es verbreitet sich gar die Kunde nicht, was das Büchlein eigentlich will und meint. Könnten Sie hierüber irgendwo in einer Zeitung einen feinen Wink geben, so würden Sie Sich um mich, um Ihren Freund Bassermann und auch um den alten Kaiser ein Verdienst erwerben. Auch der Censur könnte bei der Gelegenheit ein Esel gebohrt werden, die in Würtemberg alle Stellen, die sich auf die Gegenwart beziehen — nicht blos die gekrönten, sondern selbst die Definition der theologischen Romantiker — strich, mit keiner andern Wirkung, als daß der Druck von Heilbronn nach Heidelberg — ein paar Stunden neckarabwärts — verlegt wurde, wo die Censur keine Schwierigkeit machte, und von wo aus das Ding jetzt ungehindert, sammt den Würtembergischer Seits beanstandeten Stellen, in Würtemberg verkauft wird.

Ist der regnerische Herbst Ihrer Muse günstig gewesen? Ich bin recht begierig, bald etwas von Ihrem Sonnenwirth zu hören — und noch besser, zu lesen. Dichten, erzählen müssen Sie, lieber Freund, bei Leibe nicht spekuliren.

Von Herzen grüßt Sie Ihr

Heilbronn 12. Oct. 47. D. F. Strauß.

Eine Stenographiermaschine.

In Karlsruhe starb am 10. Dezember 1851 im 67. Lebensjahr der Gr. Bad. Forstmeister und Kammerherr Carl Frhr. von Drais, bekannt und stellenweise schon durch Denkmale geehrt als Erfinder des Fahrrads, dessen ursprünglichste Gestalt den Namen „Draisine" noch heute führt.

Seine ganze Hinterlassenschaft war auf dreißig Gulden und vierundfünfzig Kreuzer (gleich 52 Mk. 98 Pf.) gewertet, darunter befand sich

ein Ofenmodell, „Wert" vierzig Kreuzer (1,14 Mk.),
eine Kochmaschine, taxiert sechs Kreuzer (18 Pf.),
eine Schnellschreibmaschine, taxiert vierzig Kreuzer (1,14 Mk.),
eine Laufmaschine, taxiert drei Gulden (5,14 Mk.).

Die „Schnellschreibmaschine" war noch bis vor einigen Jahren im Besitze des kunstsinnigen Karlsruher Hofschlossermeisters Herrn Th. Weylöhner, bei dessen Eltern der Junggeselle von Drais sein langjähriges letztes „Garçon-logis" inne hatte. Die Maschine ist dann in den siebziger Jahren oder noch später gelegentlich eines Umbaues gänzlich in Verlust geraten. Der betagte Meister beschreibt sie aus der Erinnerung wie folgt. (Bei der Niederschrift hat Verfasser dieses nach Möglichkeit die Ausdrucksweise des Plaudertones, in dem er die erste Mitteilung empfing, beibehalten, und unterstellende Fragen vermieden.) — Es war ein Kästchen, braun poliert, etwa so (ca. 25 cm) hoch, so groß (ca. 35 cm) im Geviert, oben im Deckel befanden sich „Carreaule" (kleine Vierecke), auf die man mit den Fingern drückte; dann ist es unten wie Messerlein heraufgekommen. Die „Carreaule" federten wie etwa die Tasten einer Harmonika. Zu dem Kasten gehörte auch ein Uhrwerklein in messingener Büchse, das man aufzog und links etwas entfernt vom Kasten hinstellte. Hierdurch wurde ein Papierstreifen von rechts nach links über den „Messerle" vorübergezogen. Der Papierstreifen erinnerte an den ähnlichen eines Telegraphenapparates, von dem der Telegraphist das Telegramm ablesen kann. Die „Carreaule" waren aus Bein, wenn auch „nicht mehr schön weiß", jedes etwa so groß (ca. 2 cm im Geviert) und ohne Buchstaben- oder sonstiges Zeichen. Es waren vielleicht drei Reihen solcher Carreaule; die Gelenke der „Messerlein" waren aus Draht gemacht. — Die Frage, ob die „Messerlein" etwa Typen getragen haben, wird bestimmt verneint, auch davon, daß sie solche aufzunehmen bestimmt waren, weiß Herr W. nichts. Er selbst hat sich mit der Maschine nie befaßt, doch in jungen Jahren noch öfter vom Freiherrn, einem nie verbitterten Menschenfreund, sie sich und andern vorführen sehen. Auch einige hinterlassene Briefe und Urkunden des Freiherrn werden in der Familie W. mit Sorgfalt verwahrt, darunter die folgenden, auf eine Schreibmaschine der beschriebenen Art deutenden Schriftstücke. —

Zu ihrer Erläuterung sei vorausgeschickt: Der Freiherr hatte eine oder zwei mehrjährige Reisen nach Nordamerika unternommen und Herr W. entsinnt sich, von Drais habe dort, wie öfter in der Familie besprochen wurde, sein Vermögen von „zweiunddreißigtausend Gulden" eingebüßt. Die Schriftstücke zeichnen sich durch deutliche Handschrift aus. Die willkürliche, rein

akustische Orthographie der englischen Zeilen deutet darauf, daß der Verfasser, ohne Englisch gelernt zu haben, zum bestimmten Zweck als Autodidakt sich behalf. Sein Vorgehen war wohl dies: Ein des Englischen kundiger Bekannter wurde in die Handhabung der Maschine eingeweiht, — vielleicht ohne sich für alle Einzelheiten zu interessieren. — Was er verstanden, legte der Bekannte sich in englische Sätze zunächst zurecht, und sprach diese dem Freiherrn mündlich vor. Drais sprach sie nach und brachte sie nach seinem Gehör zu Papier, die Betonung durch Unterstreichen von Silben stellenweise vermerkend. Nach dieser Niederschrift mag der Erfinder die Sätze dann sich eingeprägt haben. Die deutsche Interlinearversion hat Drais selbst hinzugefügt. Punkt und Komma scheinen mehrfach versetzt.

A.

Papier-
Stempel:
Krone
BATH.

Mäschin for reiting uiss dispatsch inwented bey Bären de DRAIS.
Maschine zum Schreiben mit Schnelle erfunden von — — — — —.

Dhe mähn käräkters off dhis inwentschen consist in dhe käpäbility off
Die Haupt Charaktere von dieser Erfindung bestehen in der Fertigkeit des

expressing dhereuiss värios käräkters bey mihns off ä sleit
Ausdrückens damit verschiedene Buchstaben durch Mittel von einem leichten

pressechur üiss dhe fingers änd bey räpid teim bihting to express
Druck mit den Fingern und durch schnellen Takt Schlag zu ausdrücken

en äbridsched uord äccording to ruhl. Dhis Mäschen is nau reddy
ein abgekürztes Wort gemäß der Regel. Diese Maschine ist nun fertig

end intended for dhe äforsäd pörposs, it consists in its extirior
und beabsichtigt für den vorherbemerkten Zweck, sie besteht in ihrem Aeußeren

off ä schmahl*) wuden box off dhe seiss end schäpe off ä
von einem kleinen hölzernen Kasten von der Größe und Gestalt von einem

kiubik fuht in dhe Center off its sorfäs is en opening,
Kubik Fuß in dem Mittelpunkt von seiner obern Fläche ist eine Oeffnung

in dhis opening ahr pläces forr fohr squäred kihs, ihtsch off uitsch
in dieser Oeffnung sind Plätze für vier viereckige Tasten, jede von welchen

biing pressed daunwärds similer to dhe kihs off ä Piano uill
seyend gedrückt niederwärts ähnlich zu den Tasten von einem Piano werden

bi faund to mäke seins forr uonn or mohr letters dhe
seyn gefunden zu machen Zeichen für ein oder mehrere Buchstaben das

älphabit biing äbridsched to sixtihn letters it uill bi faund
Alphabet seyend abgekürzet zu sechszehn Buchstaben es wird seyn gefunden

sommteims necessery — In order dherefor to mäk käräkter bey
zuweilen nöthig In Absicht daher zu machen Buchstab bey

*) so jeweils für small (individuell?)

kärákter or letter bey letter. Dhe reiter sihted uith dhe mäschin
Buchstab. Der Schreiber gesetzt mit der Maschine

on sohm loh täbel (or on ä stuhl betwin his legs)
an einem niedrigen Tische (oder auf einem Stuhl zwischen seinen Beinen)

konstrukted iff possibel forr dhe porposs nihds bott leitly press daun
verfertigt wo möglich für den Zweck, bedarf blos leicht drücken nieder

in diuh order Dhohs kihs uitsch represent dhe intended
in gehöriger Ordnung. Diese Tasten welche vorstellen den beabsichtigten

letter in order to impress dhem regulärly uponn ä päper contained
Buchstaben in Absicht zu eindrücken sie regelmäßig auf einem Papier enthalten

in dhe inner part off dhe mäschin uitsch biing worked bey mäschinery
in dem innern Theil von der Maschine, welche seyend gearbeitet durch Maschineri,

riwowles uiss ewwery tottsch on dhe kihs. Bey dhis ihsy Method ä
dreht mit jedem berühren an den Tasten. Durch diese leichte Methode eine

grät fácility mäh bi ättäned espäschely bey possessing dhe dexterity
große Leichtigkeit mag seyn erreicht vorzüglich durch besitzend die Fertigkeit

off enn äbel pläher on dhe piäno fort, äss instihd off mäking florisched
eines geschickten Spielers auf dem Pianofort so anstatt von machend wirkliche

letters it is only necessery äs it uere to mäk schmahl*) marks. To
Buchstaben es ist blos nöthig als es wäre zu machen kleine Zeichen. Zu

äreiw ät perfectschen it is necessery dhat dhis schmahl*) elphabet bi
gelangen zur Vollkommenheit es ist nöthig daß dieses kleine Alphabet sey

uell onderstudd ennd nohn so äs to bi äbel to streik daun dhohs
gut verstanden und gekannt so als zu seyn fähig zu schlagen nieder diese

kihs, uitsch ripresent enny letter inmidietly and uiss dhe utmost
Tasten welche vorstellen irgendeinen Buchstab sogleich und mit der äußersten

precischen Dhe enklosed plenn is to bi uell stoddihd, uehrin dhe
Genauigkeit. Der anliegende Plan ist zu seyn gut studiert, worin das

black squähr signifey dhose kihs, dhat ahr to bi pressed daun
schwarze Viereck vorstellen diese Tasten, welche sind zu seyn gedrückt nieder

end dhe ueit uonns dhose uitsch ahr to remähn Bey dhis method
und die Weißen einen diese welche sind zu bleiben. Durch diese Methode

dhärfohr dhe pressing off ahl fohr kihs daun ripresent dhe letter A,
daher das Drücken von allen vier Tasten nieder stellt vor den Buchstab A,

dhat off dhe fersst trih dhe letter Ei dhat off dhe last älohn dhe letter
den von den ersten drey dem Bustab J den von den letzten allein den Buchstab

kä end bey tottsching nonn signifeis is/er en ätsch or dhe conkluschen
K und durch berühren keinen bedeuten entweder ein H oder ,den Schluß

off dhe uord or sylläbel. For dhis rihsen dhe mäschin is so con-
von dem Wort oder Sylbe. Für diesen Grund die Maschine ist so ein-

*) s. oben.

strocted dhat inmischetly after dhe pressing uponn dhe kihs dhe
gerichtet, daß sogleich nach dem Drücken auf den Tasten das

päper bey rewolwing lives fohr pläces empty deseined for dhe
Papier durch Drehen läßt vier Plätze leer bestimmt für die

receptschen of for letters äs for instenns to express dhe uords
Aufnahme von vier Buchstaben als zum Beispiel zu ausdrücken die Worte

"ewwery beginning is diffikolt it is only necessary to mähk fohr streiks
"jeder Anfang ist schwer es ist blos nöthig zu machen 4 Schläge

in ess quick successchen ess possibel ess uill bi sihn bey dhe
in so einer raschen Folge als möglich als wird seyn gesehen durch den

enklosed plann, bey uitsch mihns it is possibel to reit faster dhenn
anliegenden Plan [1]) durch welche Mittel es ist möglich zu schreiben schneller als

dhe quickest spihker kenn spihk.
der schnellste Sprecher kann sprechen.

B.

Papier-
stempel:
„Krone,
BATH."

Tächigräphical Mäschin inwented bey Bäron Drais.
Schnell-Schreibmaschine des Freyherrn von DRAIS.

te män käräkters off tis dobbel inwentschen konsist in te kwälity off
Die Hauptcharaktere dieser Doppelerfindung bestehen in den Eigenschaften durch

expressing ä hul käräkter bey mihns off ä sleit presschur uiss te finger
einen leichten Fingerdruck einen ganzen Bustaben

änd ä äbridsched uord bey ä singel räpid teim biting uiss te
und ein abgekürztes Wort durch einen einzigen schnellen Takt Schlag mit den

hends Tis mäschin aalreddy composed to te äbowe porposs konsists
Händen Diese Maschine schon verfertigt zu dem obigen Zwecke besteht

in its extirior off ä schmaal*) wuden box off te seis änd
in ihrem Aeußeren aus einer kleinen hölzernen Schachtel von der Größe und

schäp off ä kubikel fut on te hol extirier part off uitsch
Gestalt von einem Kubikfuß An dem ganzen äußeren Teil von welchem

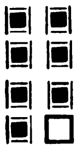
tehr ahr in te middel openings off fohr teim fohr kihs squered
da sind in der Mitte Oeffnungen von vier mal vier Tasten viereckig

going daunwerds ihtsch off uitsch biing serkomskreibed uiss uonn
gehend abwärts jede von welchen seyend umschrieben mit einem

or siwerel sinonimos käräkter äs en juniwersel mark äs is
oder verschiedenen synonimen Charakter als ein allgemeines Zeichen als ist

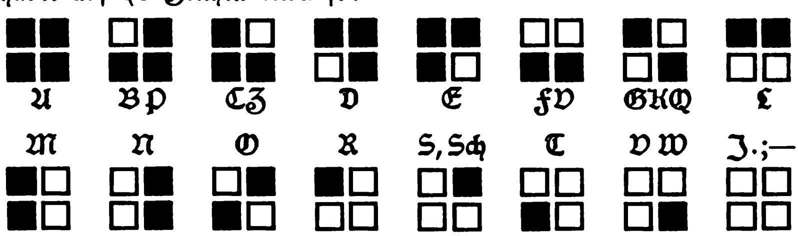
[1]) fehlt leider.
*) s. oben.

indikäted bey te following sketsch — Te hule elphabet biing
angemerkt durch den folgenden Abriß — Das ganze Alphabet seyend
äbridshed to sixtihn letters it schuhs itself often tad uonn tip
abgekürzt zu sechszehn Buchstaben es zeigt sich selbst oft daß ein Niederschlag
marks somteimes menny tad is to säh sutsch ess in sohm lenguetsches
bezeichnet zuweilen viele, das ist zu sagen solche wie in einigen Sprachen
ahr ressembling in tähr saunds end partikulerli te alphabet is
sind gleichend in ihren Tönen und insbesonders das Alphabet ist
deseined ekkording to saunds.
beabsichtigt gemäß zu tönen.



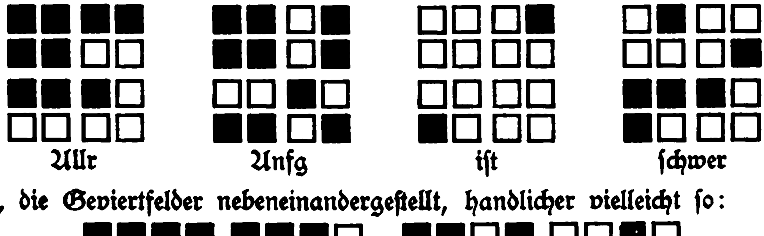
ä äs it saunds for instens in faader end aalso ä in fäs
a als es tönt zum Beyspiel in Vater und ebenso a in Gesicht
e & i in tscheild end aalso in tschildern
e und ei in Kind und gleichfalls in Kindern.

Auslegung ist willkommen. Die unsere hier: Zunächst kürzt Drais das Alphabet auf 16 Zeichen etwa so:

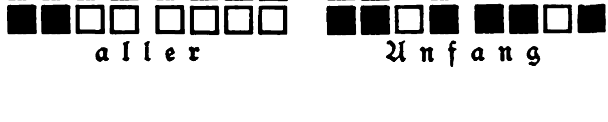


Mit diesem — nennen wir es „Geviertfeld" — läßt sich jeder der 16 Buchstaben ausdrücken, und zwar sehr rasch, durch einen einfachen Tastendruck mit einem bis vier Fingern einer Hand. Hiermit geht die Urkunde A zu Werke.

Urkunde B — vielleicht aber schon der Schluß von A — bildet dann erst den Schritt zur Beschleunigung der Schrift über das — heute auf einfacherem Weg erreichte Buchstabentempo hinaus. Drais bildet ein, nennen wir es Sechzehnerfeld, bestehend aus vier Geviertfeldern. Hiermit lassen sich beliebige Worte, soweit sie nicht über vier Buchstaben zählen, durch einen Akkordgriff beider Hände ausdrücken. Das Draissche Beispiel ließe sich etwa so rekonstruieren:



Oder, die Geviertfelder nebeneinandergestellt, handlicher vielleicht so:



□□□■ □□□□ □■□□ ■■■□
□□□□ ■□□□ □□□■ ■□□□
i st   s ch w e r.

Manches bleibt trotzdem unklar, namentlich in B. Wären hier nicht die zwei letzten Zeilen, so ließe sich dies Fragment anders deuten: Wer das obige Sechzehnerfeld betrachtet, dazu die Wortbilder „Aller Anfang ꝛc." wird es mit Recht einfacher finden, die vorhandenen sechzehn Tasten nach der Reihe mit den sechzehn Buchstaben zu bezeichnen, zumal das Alphabet ja auf diese Zahl bei Drais schon herabgesetzt ist. Damit hätten wir dann nahezu die heutige Schreibmaschine; es fehlen auf den „Messerle" nur die Typen, von denen allerdings nirgends die Rede ist. Die Einschlagstelle ersetzt den Buchstab, wenn die „Messerle" entsprechend spielen. Auch ist im Fragment B nicht wie in A die Rede davon, als genügten vier „Schläge" („Streiks") für die vier Worte. Letzteres ist übrigens bei den nur vier Tasten des Systems nach Fragment A ebensowenig zu verstehen.

Eine eigentliche Stenographiermaschine fehlt bis heute. Drais schrieb auch für die Fachpresse seiner Zeit; vielleicht findet sich dort Näheres.

Eine Errungenschaft ist schon die Schreibmaschine, sie überholt den Schreiber, allerdings noch keinen Sprecher, geschweige denn „den schnellsten Sprecher". Der Schritt von der Draisschen sechzehntastigen Maschine — nach B — zu den amerikanischen Schreibmaschinensystemen nach Remington, Yost usf. ist nur ein kleiner, — die Entwürfe zu diesen reichen wohl in die erste Hälfte letzten Jahrhunderts zurück: die Draissche Amerikareise dürfte in die dreißiger Jahre fallen. Der Aufwand des sonst äußerst bedürfnislosen Mannes mit 32 000 Gulden muß auffallen. Unsere Fragmente A und B deuten auf persönlichste Propaganda drüben. Die lag auch sonst in der Art des Freiherrn. Seine Reise zum Wiener Kongreß selbviert in hand- und fußgetriebenem Kraftwagen, sein, später bis in die siebziger Jahre verschollenes Fahrrad, sie treten uns aus den gleichzeitigen Druckschriften Europas als allgemein besprochen entgegen. Drais verfügte durch seinen unter Karl Friedrich von Baden hochverdienten Vater über höfische Empfehlungen. Alles stellte er in den Dienst seiner Ideen. In entsprechender Weise dürfte ihm drüben sein Vermögen gedient haben.

Sind von der offenbar beabsichtigten Stenographiermaschine auch nur die obigen Bruchstücke auf uns gekommen, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß in unserer Schreibmaschine ein für den täglichen Gebrauch gedachter Ableger sich erhalten und entwickelt hat, indem andere Erfinder aus den Draisschen Vorträgen Anregung schöpften.

Die Stenographie aber durch ein Maschinensystem zu überholen, bleibt dem Wettstreit der Erdteile und ihres Erfinderaustausches noch vorbehalten.

Waldshut. Dr. v. Freydorf, LGR.

Tanz.

Ich tanze, tanze durch Wald und Feld,
Ich tanze, tanz' durch die weite Welt.
An jedem Meilensteine
Seh' ich den Fiedelmann,
Der hat gar krumme Beine
Und krumme Hörner an.
Ich tanze, tanz' ohne Rast und Ruh',
Der Teufel fiedelt Musik dazu.

Ich tanz' mit meiner Fraue
Den Eh'standsreigen aus,
Sie fügt den Takt genaue,
Ich wirb'le nicht hinaus,
Und an ihr Tanzkleid hängen
Sich Kindeln und Windeln an.
Die Lieben rufen und drängen
Den Vater, den teuren Mann:
„Papa, tanz' nicht so schnelle,
Dreh' Dich doch auf der Stelle
Und sieh' uns manchmal an!"
Ich tanze, tanz' ohne Rast und Ruh',
Der Teufel fiedelt Musik dazu.

Ich tanze mit meinen Freunden,
Fürwahr ein seltsam Pläsir.
Sie lehren mich büden und hupfen,
Wie sie, gut unterschlupfen,
Auf dem Bauch zu kriechen schier.
„Tanz' Bruder Du nur unsre Weise
Devot und gebüdet und leise
Und kommod und galant und gewandt.
Tanz' Bruder, denn siehe dort winket
Tanz' Bruder, denn siehe dort blinket
Dem Tänzer ein Ordensband."
Ich tanze, tanz' ohne Rast und Ruh',
Der Teufel fiedelt Musik dazu.

Ich tanze mit meiner Geliebten,
Leis klingen die Fiedeln dazu,
„Was hängst Du so schwer mir im Arme
So kalt Du die Junge, die Warme?
Bald tanze ich Dich zur Ruh'.
Bald klingen und singen die Geigen
Den letzten traurigen Reigen
Dir, Du blonde, Du Herzliebe zu.“
    Ich tanze, tanz' ohne Rast und Ruh',
    Der Teufel fiedelt Musik dazu.

Ich tanze, tanz' aus dem Drange
Der weiten dunkeln Welt,
Die andern haben schon lange
Ihr Tanzen eingestellt.
Ich tanze, tanze zum Grabe,
Ruhstatt von Sturm und Braus,
Und Tod und Teufel fiedeln
Das letzte Liedchen aus.

Robert Hallgarten.

Vorgänge am Geldmarkt und die Diskontpolitik der Reichsbank.

Das Wirtschaftsleben der ganzen Welt stand in den letzten Jahren im Zeichen des Aufschwungs, der im Jahre 1906, dem Jahre der Hochkonjunktur, seinen Höhepunkt erreichte. Ueberall machte sich ein gewaltiges Steigen der Produktion bemerkbar, die jedoch den steigenden Ansprüchen des Konsumes nicht einmal genügen konnte, denn die Preise aller Waren, sowie die Arbeitslöhne erfuhren beträchtliche Steigerungen. Die andauernden Ausdehnungen der Betriebe und Neugründungen stellten an den Geldmarkt enorme Ansprüche, die in keinem Verhältnis zu den Kapitalbildungen standen. Die Folge mußte eine gewaltige Geldspannung sein, die sich am stärksten in Amerika fühlbar machte, wo die wildesten Spekulationen in Eisenbahn- und Kupferaktien einen großen Teil der flüssigen Kapitalien absorbierten. Während in Europa die Zentralbanken durch Anziehen der Diskontschraube dem zunehmenden Kreditunwesen Einhalt zu tun versuchten, stand dieses Mittel den Vereinigten Staaten nicht zur Verfügung, und bereits im Laufe des Jahres 1906 und im März 1907 traten dort verschiedentliche krisenhafte Zustände ein, wobei der Zinssatz auf bis zu 100% stieg.

In Deutschland erhöhte die Reichsbank, deren Diskontsatz während des größten Teiles des Jahres 1905 noch den niedrigen Satz von 3% und einen Durchschnittssatz von 3,817% gehabt hatte, diesen nach und nach auf 7%.

Dieser hohe Geldstand konnte dem Haussetaumel nur wenig Abbruch tun, vereinzelte Warnungen, wie die der deutschen Bank, die z. B. darauf hinwies, daß die Einfuhr unverhältnismäßig gegen die Ausfuhr gestiegen sei, und daß die Preise am Weltmarkt eine solche Höhe erreicht hatten, daß sie auf den Konsum einschränkend wirken mußten, wurden wenig beachtet, umsomehr, als, nachdem die Liquidationen zu Ende des Jahres erledigt waren, sich eine bedeutende Gelderleichterung zeigte. Dieselbe war jedoch von kurzer Dauer, am Ende eines jeden Monats machte sich immer wieder eine starke Anspannung bemerkbar. Der Diskont der Reichsbank konnte nur auf $5^1/_2$% herabgesetzt werden, während die Bank von England ihn auf $4^1/_2$% bringen konnte. Die Hauptsorge des ganzen Jahres war der stete Geldbedarf der Vereinigten Staaten, wo andauernd die größten Anstrengungen gemacht wurden, Gold von dem Kontinent heranzuziehen. In erster Linie hatte hierunter die Bank von England zu leiden, die jedoch in dem französischen Kapitalmarkt kräftige Unterstützung fand.

Deutschland kam erst mittelbar in Betracht. Die andauernde Geldspannung lag hier vielmehr in dem übertriebenen Kreditbedarf der Industrie, die infolge der allgemeinen Erhöhung der Warenpreise, auch bei den hohen Zinssätzen noch genügende Rentabilität fand. Sieht man den offiziellen Diskontsatz allgemein als eine Repressivmaßregel an, so kann man in dem Privatdiskontsatz, zu dem in der Hauptsache die Kreditakzepte der Großbanken diskontiert werden, also solche Wechsel, die kein effektives Warengeschäft zur Grundlage haben, als ein Barometer für die Kreditansprüche des Landes betrachten. Dieser

Privatsatz bewegte sich während des ganzen Jahres in bedenklicher Nähe des offiziellen Diskontsatzes. Der hohe Diskontsatz — als solchen kann man einen Satz von 5½% wohl ansehen — vermochte auch nicht, die Emissionstätigkeit der Banken einzuschränken, sie betrug für industrielle Werte in den ersten 9 Monaten 1007 Mill. gegen 1015 Mill. im Vorjahre. Erst in den letzten Monaten trat hier eine Abschwächung ein, die Zeichen für einen kommenden Niedergang machten sich mehr und mehr bemerkbar. Man vermutete allgemein, daß die Preise nur noch künstlich hochgehalten wurden, und beschränkte seinen Bedarf auf das Aeußerste, in der Hoffnung, bald billiger einkaufen zu können. Die Befürchtung einer eintretenden Konjunktur hat eine solche aber immer unmittelbar zur Folge.

Die Gefahr, daß der Konjunkturrückgang zu einer Krisis wie im Jahre 1900 führen würde, war jedoch sehr gering, denn die Börsenkurse waren bereits seit Mitte 1906 in stetem Rückgang begriffen, und im Laufe des Jahres 1907 auf einen solchen Tiefstand gekommen, daß ein weiterer Kurssturz ausgeschlossen war, umsomehr, als die schwächeren Spekulanten nach und nach aus ihren Positionen herausgedrängt waren und die führenden Papiere von kapitalkräftigen Händen gestützt wurden. Der Umsatz an der Börse ist, wie sich aus der Umsatzsteuerstatistik ersehen läßt, im Jahre 1907 gegenüber den letzten Jahren enorm zurückgegangen. In der ersten Hälfte des laufenden Fiskaljahres betrug der Umsatzstempel rund 4,9 Mill. Mk. gegenüber 8,9 Mill. Mark im Vorjahre. Dagegen vermochte der hohe Bankdiskont dem Umlauf von Wechseln noch wenig Abbruch zu tun, im Gegenteil, der Wechselumlauf hat sich gegenüber dem Vorjahre noch wesentlich vermehrt. Das Wechselstempelerträgnis betrug für die ersten 11 Monate des Jahres 1907 15,7 Mill., für den gleichen Zeitraum des Vorjahres 14,3 Mill. Mark.

Immerhin zeigt sich auch hier, wenigstens für die letzten Monate ein Nachlassen der Steigerung. Das untrüglichste Zeichen für das Abflauen der Konjunktur ist aber die erhebliche Steigerung des Arbeitsangebots gegenüber der Nachfrage, die besonders seit dem Juli des verflossenen Jahres eingetreten ist. Im Oktober kamen 123 Angebote auf 100 offene Stellen, im November wuchs diese Zahl auf 150 an.

Dieses Nachlassen der Konjunktur zeigte dann auch bereits im September seine Rückwirkung auf den Geldmarkt, in dem der gespannte Status der Reichsbank wesentlich nachließ und einige Optimisten hofften bereits auf eine Ermäßigung des Diskontsatzes, als Gerüchte von einer bevorstehenden Krisis in Amerika die Lage vollständig änderten. Diese Krisis trat denn auch Ende Oktober mit elementarer Gewalt ein und machte in ihrer Rückwirkung auf den europäischen Geldmarkt alle Hoffnungen auf endgültige Besserung zu Schanden.

Um die Faktoren, die in der Hauptsache zu dieser Krise geführt und sie verschärft haben, zu verstehen, dürfte es nicht unangebracht sein, zunächst einen kurzen Ueberblick über das amerikanische Bankwesen zu werfen.

Man kann in den Vereinigten Staaten vier Arten von Banken unterscheiden: Die Nationalbanken, die Staatsbanken, die Privatbanken und die Trustgesellschaften. Die Nationalbanken besitzen auf Grund der Nationalbankakte vom Jahre 1863, die wiederholt und zuletzt im März 1907 durch die sog. Alderichbill Ergänzungen resp. Abänderungen erfahren hat, das Recht zur Notenausgabe. Die Hauptbestimmungen dieses Gesetzes sind folgende:

Die Nationalbanken können von 5 oder mehreren Personen gegründet werden und zwar mit einem Mindestkapital von 25000 $ in Städten mit

bis zu 3000 Einwohnern, es steigt auf 200 000 $ in Städten mit 50 000 Einwohnern und mehr.

Die Aktionäre haften nicht nur für den Betrag der in ihrem Besitze befindlichen Aktien, sondern noch darüber hinaus für die Schulden der Gesellschaft bis zur Höhe ihres Aktieneigentums. Die Banken besitzen das Recht, Noten auszugeben, und zwar bis zur Höhe ihres Aktienkapitals, sie müssen dagegen United States Bonds beim Schatzamt deponieren und erhalten auch ihre Noten in Höhe des Nominalbetrages dieser Bonds von diesem Amte ausgeliefert. Die Noten sind gesetzliches Zahlungsmittel, jede Bank muß jedoch ihre eigenen in anderen gesetzlichen Zahlungsmitteln einlösen. Jede Bank muß ferner 5 % ihrer durchschnittlichen Zirkulation in Gold, Silber oder Greenbacks[1]) beim Schatzamt deponieren, wogegen dieses sich verpflichtet, die Noten ebenfalls einzulösen.

Bis zum März 1907 durften die monatlichen Zurückziehungen von Noten 3 Mill. $ nicht überschreiten, durch die bereits erwähnte Aldrichbill ist diese Summe auf 9 Mill. erhöht worden. Des weiteren wurde in dieser Bill dem Schatzamt gestattet, das Depositum von öffentlichen Geldern bei den Nationalbanken, wogegen diese Sicherheit in United States Bonds zu geben haben, auf die Einnahme von Zöllen auszudehnen. Es ist den Banken gestattet, Depositen zu nehmen und alle sonstigen Bankgeschäfte zu betreiben, mit Ausnahme von Darlehen auf Grundbesitz und auf eigene Aktien, sie dürfen diese auch nicht in Besitz haben. Des weiteren sind ihnen die Gründung von Filialen und Darlehen an Personen, Firmen 2c., die 1/10 ihres Aktienkapitals überschreiten, untersagt. Zur Sicherung der Depositen müssen die Banken eine Reserve in gesetzlichen Zahlungsmitteln halten und zwar in dem sog. reserve cities 25 %, in anderen Städten 15 %. Als reserve cities sind Städte in den einzelnen Distrikten mit nicht unter 50 000 Einwohnern ausgewählt, denen wiederum 3 Städte, New-York, Chicago und St. Louis als central reserve cities übergeordnet sind. Die Countrybanks, also solche, die nicht in reserve cities domiziliert sind, können 3/5 ihrer Reserven bei den Banken der Reserve Cities deponieren, diese wiederum die Hälfte ihrer Reserven in den central reserve cities. Hierdurch wird diese an und für höchst praktische Bestimmung zur Sicherheit der Deponenten erheblich eingeschränkt, denn die flüssigen Gelder fließen auf diese Weise in die Zentren, wo sie jedoch nicht von den Banken als Reserve gehalten werden, sondern, da sie zu 2 % verzinst werden, von diesen als Depositen betrachtet und fruchtbar angelegt werden müssen. Sie dienen hier zum großen Teile der Spekulation, und dazu, etwaige Krisen, wie es auch die zu besprechende gezeigt hat, noch zu verschärfen, anstatt sie zu mildern, wie es ihr Zweck war. Auf eine weitere Kritik dieses Gesetzes einzugehen, würde dem Rahmen dieser Ausführungen nicht entsprechen, ich muß mich deshalb darauf beschränken, auf die interessanten Ausführungen von A. Stubbe im Schmollerschen Jahrbuch 1907 zu verweisen. Seine Kritik dieses Gesetzes hat bei der augenblicklichen Krise sich in jeder Beziehung als zutreffend erwiesen.

Die zweite Kategorie, die Staatenbanken, kommt für die weiteren Ausführungen wenig in Betracht. Sie unterstehen den Gesetzen der einzelnen Staaten, die dem Nationalbankgesetz mehr oder minder entsprechen. Ihre Notenemission wurde dadurch verhindert, daß auf dieselbe eine 10 %ige Steuer

[1]) Bundesnoten, von denen sich etwa 350 Mill. $ im Umlauf befinden; diese müssen mindestens mit 100 Mill. $ in Gold gedeckt sein.

gelegt wurde. Die sonstigen Geschäfte sind denen der Nationalbanken überaus ähnlich. Sie haben den Vorzug vor diesen dadurch, daß sie wenigstens in den meisten Staaten auch Darlehen auf Grundstücke geben und Filialen errichten dürfen.

Das gleiche gilt von den Privatbanken, die wegen der geringen Sicherheit, die sie bieten, wenig beliebt sind. Die großen New-Yorker Firmen wie Morgan, Schiff, Lazard Speyer rc. sind in der Hauptsache Spekulations- und Emissionsbanken. In ihren Händen liegt auch der Auslandsverkehr; sie besorgen den Ankauf und Verkauf der fremden Wechsel, und spielen somit für den New-Yorker Geldmarkt eine große Rolle.

Von größerem Interesse müssen dagegen für uns die Trustgesellschaften sein. Diese Institute waren ursprünglich nichts anderes als Vermögensverwalter, sie bauten sich langsam zu Gründern von industriellen Unternehmungen aus, sie besorgen die Ausgabe von Aktien und Obligationen und dienen großen industriellen Unternehmungen als Finanzierungsinstitute. Sie haben nicht wenig zu der bekannten Verwässerung großer Unternehmungen beigetragen und sich hierdurch ein recht schlechtes Renommee geschaffen. Heute stehen sie größtenteils in enger Verbindung mit der Industrie, resp. sind sie die gefügigen Werkzeuge der bekannten Industriekönige. Diese wie vor allem Morse, Heinze, Barney, der Präsident des Knickerbrocker Trust haben eine ganze Reihe von Banken in ihre Hände bekommen, indem sie sich 51 % sämtlicher Aktien einer Bank verschafft und somit dieselbe unter ihre Kontrolle gebracht haben. Dann wurden diese Aktien lombardiert und mit einer neuen Bank dasselbe Experiment gemacht und so fort. Neben dieser mannigfachen Tätigkeit haben die Trustgesellschaften mehr und mehr auch das eigentliche Bankgeschäft, namentlich das Depositengeschäft entwickelt, wogegen ihnen das Diskontgeschäft in den meisten Staaten verboten ist. Doch dürfen sie Wechsel verkaufen und das läuft auf dasselbe hinaus. Durch diese Tätigkeit und ihre enge Verbindung mit der Industrie haben sie, oder doch ein großer Teil der New-Yorker Trustgesellschaften wesentlich zu der Krise und zur Verschärfung derselben beigetragen. Die Reserve, die sie zur Sicherheit der Deponenten halten, ist bedeutend geringer, als die der Nationalbanken, da sie in dieser Beziehung keinem oder doch einem wesentlich liberaleren Gesetz unterworfen sind. Aus diesem Grunde gehört ein Teil der New-Yorker Trustgesellschaften auch nicht der dortigen Clearinghouse-Vereinigung an, da sie sich der Bestimmung derselben, daß alle beteiligten Banken eine Barreserve von mindestens 10 % der Depositen halten müssen, nicht unterwerfen wollten.

Den Anstoß zu der Krise, allerdings auch nur den Anstoß — denn schließlich mußte es in Amerika infolge der übertriebenen Kreditausdehnungen und der gewissenlosen Machinationen verschiedener Großindustriellen, die sich durch immer erneute Bonds- und Aktienausgaben der von ihnen kontrollierten Eisenbahn- und Industriegesellschaften Kapitalien für ihre eigenen Spekulationen und Unternehmungen zu verschaffen wußten, zu einer Krise kommen — gab die enorme Baisse in Kupfer, wobei es sich wiederum lediglich um die Machtfrage zweier Gruppen handelte, der Rockefeller Gruppe einerseits und der Morgangruppe anderseits.

Die erstere Gruppe hatte, wenn auch die amerikanische Kupferproduktion nicht monopolisiert, so doch den größten Teil derselben in ihre Hände bekommen, sie hatte durch Vereinbarungen mit anderen Kupfergesellschaften, wie der Heinze-Gruppe, den Preis immer mehr in die Höhe getrieben. Da der Konsum sich erheblich gehoben hatte, war dies zunächst von Erfolg ge-

krönt, als jedoch schließlich die Verbraucher den Konsum nach Möglichkeit einschränkten, wuchsen die Stocks bei den Kupferminen ins Gewaltige. Anderseits war die Rockfeller- und Harriman-Gruppe durch andauernde Verkäufe der Morgan-Gruppe in Eisenbahnaktien, die zum Konzern der ersteren Gruppe gehörten, gezwungen worden, diese aufzukaufen und ihre flüssigen Mittel zu immobilisieren. Als die Heinze-Gruppe nunmehr begann Rabatte zu gewähren, trat der der Rockefeller-Gruppe unterstehende Amalgameted-Trust ihr entgegen, ein harter Preiskampf begann, der mit dem Zusammenbruch der Heinze-Gruppe endete. Nunmehr schlug die Krise auf die Banken über, denn Heinze war gleichzeitig Präsident mehrerer Banken.

Der Krach begann mit dem Zusammenbruch einer kleinen Sparbank. Heinze mußte die Präsidentschaft der Merkantile Nationalbank niederlegen. Die Nationalbank of Commerce erklärte in der Clearing-House-Vereinigung, daß sie die Interessen der Knickerbocker Trust Co., die in der Heinze-Affäre verwickelt sein sollte, nicht weiter vertreten würde, und eine allgemeine Panik entstand nicht nur unter den Deponenten dieser Trustgesellschaft, sondern auch anderer Trusts, sowie auch einer ganzen Reihe von National- und Staatenbanken. Natürlich konnten die Banken einen derartigen „run" nur kurze Zeit aushalten. namentlich die Trustgesellschaften mit ihrer minimalen Barreserve mußten sehr bald ihre Pforten schließen, einige auf immer, andere auf die Dauer eines Monats. Der Staat verhängte über mehrere das „Reciever-ship" [1]) und richtete Bankfeiertage ein.

Es zeigte sich bei verschiedenen Trusts, daß sie Stapelplätze für unverkäufliche, illiquide und zum Teil wertlose Effekten waren, die die sie kontrollierenden Promotors ihnen aufgehalst hatten, um ihre Spekulationen durchführen zu können. Man konnte wohl sagen, daß ein wahrer Rattenkönig von Korruption und Schwindel bei dieser Krisis ans Tageslicht befördert worden ist.

Sowohl der Schatzmeister wie auch Morgan und Rockefeller traten helfend auf, indem der erstere öffentliche Gelder im Gesamtbetrage von 200 Mill. $ bei den Nationalbanken deponierte und die beiden letzteren je 25 Mill. $ zur Stütze des Geldmarktes zur Verfügung stellten. Morgan übernahm die Präsidentschaft der Mercantile Nationalbank, doch mußte diese dafür ihren Anteil an der Tennessey Cole & Iron Co. dem Stahltrust überlassen, wodurch dieser eine bisher scharfe Konkurrenz aus dem Wege räumte.

Die beiden Magnaten, die im Grunde die Hauptverantwortung für die desolaten Zustände trugen, wurden an der Börse als Retter des Vaterlandes gefeiert.

Das war jedoch alles nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, denn die Panik nahm immer größere Dimensionen an und bald war fast alles Bargeld in die Privatkassen der Deponenten verschwunden, und von seiten der Regierung wurden keine Schritte getan, um dieser Thesaurierung ein Ende zu machen. Das Clearinghouse gab Zertifikate aus, um den Geldverkehr zwischen den Banken aufrecht erhalten zu können. Diese Zertifikate werden von der Clearinghouse gegen Hinterlegung von Anlagepapieren bis zu 75 % des Wertes derselben ausgestellt, sie sind mit 6 % zu verzinsen, und dürfen ausschließlich als Zahlungsmittel der Banken untereinander verwandt werden. Das übrige Land hielt seine Bargelder fest, um sich selbst zu schützen. Eine weitere Wirkung war, daß die Krise auf die Industrie übersprang, da diese sich jeder Kreditmittel beraubt sah, mächtige Gesellschaften wie die

[1]) Reciever — eine Art Staatskontrolleure.

Westinghouse Electric-Co. mußten ihre Zahlungen einstellen, diese weil ihr Wechsel im Betrag von 4 Mill. nicht diskontiert wurden, ihr folgten verschiedene andere größere und kleinere Firmen. Auf Bargeld stellte sich bald ein Agio ein, das bis zu 4% ging. Fast alle Zahlungen, selbst die Lohnzahlungen, wurden in Chèks bewerkstelligt. Da die Nationalbanken ihre Notenemission nicht erhöhen konnten, einerseits weil sie ihren Effektenbesitz, den sie gegen United States Bonds hätten umtauschen müssen, nur mit großen Verlusten hätten losschlagen können, andererseits aber auch weil das allgemeine Mißtrauen sich sogar auf die Banknoten ausgedehnt hatte und jedermann sich in den Besitz von Metallgeld und Greenbacks zu setzen suchte, so blieb nichts übrig, als sich mit allen Mitteln Hilfe von Europa zu verschaffen.

Man forcierte so viel wie möglich den Export von Baumwolle und Getreide, um den Gegenwert in Gold einziehen zu können, warf Unmengen von Effekten nach Europa herüber, welche dort namentlich auch in Deutschland zu den niedrigen Kursen willige Aufnahme fanden. Schließlich kaufte man in London alle Goldeinkünfte ohne Rücksicht auf den Preis auf. Die kontinentalen Zentralbanken sahen sich genötigt, ihr Gold durch Erhöhung des Diskontsatzes zu schützen. Direkt wurde zunächst am meisten die Bank von England betroffen, da fast der gesamte Zahlungsverkehr mit den Vereinigten Staaten über London geht. Die Bank von England, die bekanntlich das Goldreservoir der ganzen Welt, und infolge des Ein-Reserve-Systems [1]) das einzige Bargeldreservoir Englands ist, hatte diese Reserve zu verteidigen, wozu ihr als einziges Mittel die Erhöhung der Mindestrate für den Diskont zur Verfügung stand. Nachdem bereits bis zum 31. Oktober 1½ Mill. $ nach Amerika abgeflossen waren, erhöhte die Bank ihren Diskont am 31. Oktober um 1% auf 5½%.

Sie hatte bereits vorher, da der offizielle Diskontsatz in England im Gegensatz zu Deutschland nur eine Mindestrate darstellt, für Diskonten mit einer Laufzeit von 60 Tagen und darüber ihren Satz auf 6% erhöht. Der Hauptzweck der Diskonterhöhung konnte nur eine günstige Einwirkung auf die Devisenkurse sein, denn es war vorauszusehen, daß Amerika sich durch hohe Geldsätze nicht abschrecken lassen würde, weitere Goldbezüge vorzunehmen. Da die gewünschten Wirkungen ausblieben und die Bank ihren Goldvorrat andauernd stark attackiert sah, erhöhte sie ihren Diskont in kurzen Zwischenräumen am 4. November auf 6 und am 7. November auf 7%, einem seit 1873 nicht mehr dagewesenen Satz. Um überhaupt von den regelmäßigen Zuflüssen an Gold aus den Goldländern einen Teil zu erhalten, mußte die Bank, die sonst Barrengold mit 77 sh 9 d per Unze ankauft, erheblich über diesen Satz hinausgehen, da sie sonst von Amerika, das wegen des dort herrschenden Metallagios höhere Preise bezahlen konnte, vom Markte verdrängt worden wäre. Amerika zahlte verschiedentlich 78¾ sh und 79 sh per Unze. Von der Bank von Frankreich erhielt die Bank starke Hilfe, indem diese ihr 3 Mill. $ in Gold gegen ausgewählte englische Sterlingwechsel, die mit 4¾ und 5¼% diskontiert wurden, überließ. Das Agio in Amerika erleichterte in jeder Weise die Goldeinfuhr und ermöglichte sie noch, nachdem die Wechselkurse auf London bereits eine Höhe erreicht hatten, die eigentlich eine Geldausfuhr profitabel hätte machen müssen.

Da der Status der Bank von England bei Beginn der Krise ziemlich liquide gewesen war, so darf man die ganze Diskontpolitik derselben wohl

[1]) Vgl. Jaffé: Englisches Bankwesen S. 26 ff.

als eine Vorsichtsmaßregel ansehen, bei der sie sich von den Erwägungen hat leiten lassen, daß einerseits die Unterstützung des amerikanischen Marktes wenig Zweck hätte, da die Goldverschiffungen dort nur zu weiteren Thesaurierungen führen würden und daß anderseits die amerikanische Krise empfindliche Rückwirkungen auf Europa zur Folge haben könnte, für welche man sich wappnen müßte.

Und in der Tat ist der Status der Bank von England am 7. November, wo er am gespanntesten war, nur um ein Minimales schlechter gewesen als in der gleichen Woche des Vorjahres. Das Verhältnis der Reserven zu den Passiven betrug an diesem Tage 35¼% gegen 36½% im Vorjahre.

Ganz anders lagen die Verhältnisse bei der Reichsbank. Nachdem sich dort, wie bereits erwähnt, im September ein leichtes Nachlassen der Spannung bemerkbar gemacht hatte, trat im Laufe des Monats Oktober wieder das Gegenteil ein, zunächst allerdings in ganz normaler Weise, da eine derartige Anspannung des Status gegen Ende des Quartals eine stets wiederkehrende Erscheinung ist. Dagegen zogen die fremden Wechselkurse in ganz bedenklicher Weise an, so daß die Verwaltung der Reichsbank bereits Mitte Oktober eine Erhöhung des Diskontsatzes in Erwägung gezogen hatte, dieselbe war jedoch unterblieben, weil man fürchtete, das Ausland würde diese Erhöhung mit dem Zusammenbruch der Bankfirma Haller Söhne & Co. in Hamburg in Verbindung bringen und daraus seine Konsequenzen ziehen.

Die Erhöhung des Reichsbankdiskonts verfolgt im allgemeinen zwei Zwecke: Einerseits soll sie Handel und Industrie vor einer allzugroßen Kreditanspannung warnen und durch Verteuerung der Kredite, die sich nach dem Diskontsatz zu richten pflegen, eine Einschränkung derselben herbeiführen. Andererseits dient sie dazu, den Goldbestand der Reichsbank, der ja bekanntlich im Verein mit dem sonstigen Barbestand stets ein Drittel der Notenzirkulation ausmachen muß, zu schützen. Sobald nun die Wechselkurse den Goldpunkt erreicht haben, und darüber hinauszugehen streben, wird der Goldexport lohnend und die Arbitrage tritt in Aktion. Die Erhöhung des Diskontsatzes wird und soll diese nun allerdings nicht zu verhindern suchen, dagegen wird sie etwaiges überflüssiges Gold aus seinen Verstecken herausholen und gleichzeitig fremde Kapitalien, die hier eine gewinnbringendere Anlage finden als im Heimatlande, sofern der Diskontunterschied erheblich ist, heranziehen. Der Erfolg wird also einerseits ein Goldzufluß, andererseits ein Fallen der Wechselkurse sein, wodurch die Goldausfuhr wiederum unlohnend wird. Während die starken Erhöhungen des Reichsbankdiskonts Ende des Jahres 1906 den ersteren Zweck hatten trat für die Reichsbank jetzt der zweite Fall ein, die Mitte Oktober aufgeschobene Erhöhung wurde bereits am 28. Oktober, als die ersten Gerüchte der amerikanischen Krise den Kontinent erreichten, zur Tatsache und zwar betrug die Erhöhnng 1 volles Prozent. Sie wurde mit der starken Anspannung sowohl, wie mit der Erhöhung der Wechselkurse begründet. Die Bardeckung der Noten betrug allerdings noch 52,1%, doch war man bereits mit 292 Mill. Mk. in der Notensteuer. Der maßgebendste Grund mußte allerdings in den hohen Wechselkursen liegen, die bereits am 28. Oktober zum Teil über den Goldpunkt hinausgingen, ohne daß bisher Gold in erheblichem Maße exportiert worden wäre. Die Gründe für diese hohen Wechselkurse waren verschieden: Der Wechselkurs auf London, der am 28. Oktober 20,54 betrug, während man den Goldpunkt mit ungefähr 20,53 annimmt, lag begründet in den Zahlungen, die nach Amerika infolge der starken Exporte von Baumwolle und Mais nach Deutschland und infolge der erheblichen Engagements, die

deutsche Kapitalisten in amerikanischen Effekten gemacht hatten, wie auch infolge der Kündigungen amerikanischer und englischer Guthaben, zu machen waren. Kurz, Paris stieg bis auf 81,70 bei einem Goldpunkt von etwa 81,40. Hier handelte es sich darum, daß die Pariser Finanzwelt im Sommer große Pensionen von deutschen Wechseln genommen hatten, deren Prolongation sie jetzt verweigerten, da sie einerseits infolge der Baisse an der Pariser Börse große Posten von Effekten hatten aufnehmen müssen, anderseits sich infolge der verschiedenen Zusammenbrüche, vor allem von Haller Söhne, ein starkes Mißtrauen gegenüber Deutschland eingestellt hatte, Cabel New-York war bereits auf 4,23 gestiegen und Kurz Amsterdam bewegte sich 1/2 über den Goldpunkt, da holländische Guthaben ebenfalls im starkem Maße gekündigt worden waren und man von Holland die größten Anstrengungen machte, deutsches Gold zu Arbitragezwecken zu erhalten. Die Erhöhung des Diskontsatzes brachte nicht die erwünschte Wirkung, im Gegenteil, die Wechselkurse stiegen weiter, denn unter den gegebenen Verhältnissen bot der hohe Diskontsatz für fremde Kapitalien wenig Anreiz, in Deutschland Unterkommen zu suchen, umsomehr als die Bank von England zwei weitere Diskonterhöhungen vorgenommen hatte. Der Reichsbank blieb nichts weiter übrig, als der Bank von England zu folgen und sie erhöhte ihrerseits den Diskontsatz um ein weiteres Prozent, der nunmehr die seit Bestehen der Bank noch nicht dagewesene Höhe von 7½% erreicht hatte. Auch diese Maßregel hatte zunächst noch nicht den gewünschten Erfolg, Check auf London stieg bis auf 20,59½, also 6½ über den Goldpunkt, während sich kurz Paris, das sich während 14 Tage um 7,16% über dem Goldpunkte gehalten hatte, langsam abschwächte. Das erklärt sich damit, daß die für die gekündigten Wechselpensionen benötigten Liquidationen beendigt schienen. Dieser Zustand hatte für Deutschland eine höchst unangenehme Wirkung, indem im Ausland neben Gerüchten von einer bevorstehenden Wirtschaftskrise, die besonders der englische Economist[1]) unter Warnungen vor weiteren Verbindungen mit Deutschland ausstreute, sich Zweifel an der deutschen Valuta erhoben. Man glaubte, die deutsche Goldwährung stände nur auf dem Papiere, in Wirklichkeit sei kein Gold aus Deutschland zu erhalten. Demgegenüber betonte die Reichsbank, daß sie keinen Augenblick zögere, nötigenfalls Gold zum Export abzugeben, und sie niemanden hindere, Gold auszuführen.

In der Tat zeigten denn auch die Reichsbankausweise vom 31. Oktober und 7. November nicht geringe Abflüsse in Metall. Trotzdem kann man das lange Anhalten der hohen Wechselkurse nicht anders erklären, als daß die Arbitrageure, denen unter diesen Verhältnissen ein Goldexport recht ansehnliche Gewinne gelassen hätte, sich durch die Furcht vor Repressivmaßregeln der Reichsbank — etwa durch eine Forderung, die Depositen für den Giroverkehr zu erhöhen —, hiervon abhalten ließen.

Berichte von derartigen Fällen sind schon des öfteren in die Presse lanciert worden und wenn auch die Reichsbank in diesem Falle nicht gewillt war, von einer derartigen Maßregel Gebrauch zu machen, so kann doch die Furcht vor derselben bestanden haben und rächen sich hier eben die früheren Maßnahmen. Gewiß ist die Reichsbank berechtigt und durch das Gebot der Dritteldeckung sogar gezwungen, ihre Goldbestände zu schützen, doch darf dieses jedenfalls nicht auf Kosten einer anderen Pflicht der Aufrechterhaltung der deutschen Valuta, die das erste Erfordernis für das Vertrauen des Auslands in die

[1]) Die diesbezüglichen Artikel des Economist sind allerdings später widerrufen.

deutschen Kreditverhältnisse ist, geschehen. So schwer schädigend ein hoher Diskontsatz für den gesamten inländischen Geschäftsverkehr ist, so steht doch noch nicht fest, welcher Schaden größer ist, der einer starken Einschränkung des Geschäftsverkehrs infolge exorbitant hoher Zinssätze, oder der eines dauernden Mißtrauens des Auslands. Die Kapitalbildung hat in den letzten Jahren in keiner Weise Schritt gehalten mit den Expansionen von Industrie und Handel und es wird noch einer Reihe von Jahren bedürfen, ehe ein Ausgleich stattgefunden hat. Mittlerweile sind wir auf Unterstützung des deutschen Geldmarktes von seiten des Auslandes angewiesen, wird uns eine solche dauernd entzogen, so könnte dieses noch zu einer schweren Industriekrise führen. Daß aber die Zustände am Geldmarkte neben den verschiedenen Zusammenbrüchen, die allerdings im Ausland, namentlich in England und Frankreich stark aufgebauscht sind, ein starkes Mißtrauen hervorgerufen haben, beweisen die andauernden Zurückweisungen von Pensionen deutscher Wechsel in Paris, während jetzt, nachdem die Spannung ein wenig nachgelassen hat, englische Wechsel dort wieder willige Aufnahme finden.

Nach der bereits erwähnten Erklärung der Reichsbank haben denn auch Goldausfuhren in größerem Maßstabe stattgefunden, namentlich nach England und Holland, für welches letztere Land der Wechselkurs sich ebenfalls längere Zeit $^1/_2$% über dem Goldpunkt gehalten hat. Hier hatte man sogar in Erwägung gezogen, ob es nicht notwendig sei, Wechsel auf Deutschland „zahlbar in Gold" zu stellen, eine Maßregel, die sonst nur gegenüber Ländern mit Goldagio genommen wird. Als Kuriosum wurde erwähnt, daß ein Amsterdamer Bankier die Reise nach Berlin nicht gescheut hatte, um Cheks in Gesamthöhe von 100000 Mk. in Gold einzulösen. Der Wechselkurs auf London konnte auch weiter nachlassen, nachdem dem deutschen Markte von seiten Rußlands Wechsel auf London zur Verfügung gestellt worden war. Obwohl die russische Staatsbank stark mit Gold gesättigt ist — nächst der Bank von Frankreich, hält sie den größten Goldbestand von sämtlichen Zentralbanken — hat sie doch nicht aktiv an einer Unterstützung Amerikas teilgenommen, wohl mit Rücksicht auf die noch immer wenig geklärten russischen Zustände und auch weil sie den ganzen Gegenwert der Notenzirkulation in Gold zu halten pflegt.

Der Gesamtgoldexport nach den Vereinigten Staaten wird auf 85 Mill. $ geschätzt, eine Summe, die bisher in ähnlichen Fällen nicht annähernd erreicht ist.

Der Goldexport der Reichsbank seit Beginn der Krisis belief sich auf ca. 90 Mill. Mk. und man darf wohl nicht fehl gehen, wenn man den Export von Gold, das dem freien Verkehr entzogen wurde, auf eine gleiche Höhe veranschlagt. Es ist allerdings zu berücksichtigen, daß im Laufe des Sommers der Reichsbank ca. 60 Millionen aus Amerika zugeflossen waren, die man als von Goldexporten amerikanischer Arbitrageure herstammend ansah, also einer geschäftlichen Grundlage entbehrten. Diese Geldsendungen dürften infolgedessen auch nicht wenig zur Erhöhung der ausländischen Wechselkurse beigetragen haben, jedenfalls halfen sie jedoch jetzt die Lage des deutschen Geldmarktes bessern. Da die Reichsbank durch Ausgabe von Schatzscheinen den Privatdiskont, der nach geringer Erleichterung des Geldmarktes eine fallende Tendenz zeigte, hoch zu halten suchte, zeigten sich endlich auch wieder französische Diskonteure am Berliner Markte, die sowohl erstklassige 3 Monats-Diskonten, wie auch Schatzscheine zu $6^1/_2$—$6^3/_4$% aufnahmen. Dies beweist nicht nur, daß der internationale Geldmarkt sich zu bessern, sondern daß auch das Vertrauen zu den deutschen Kreditverhältnissen sich wieder zu befestigen begann. Am 29. November konnte denn auch endlich der Wechselkurs auf London unter

den Goldpunkt gebracht werden, wennschon er sich noch während des ganzen Monats Dezember in bedenklicher Nähe desselben bewegte, wurden doch jetzt weitere Goldexporte unlohnend und dem Goldagiotagegeschäft konnte ein Ende gemacht werden, was um so wünschenswerter war, als bekanntlich gegen Ende des Jahres die Anforderungen an die Reichsbank von seiten des Inlands sehr große sind und bei weiteren Goldabflüssen die Gefahr nahe gelegen hätte, daß die Reichsbank, um ihre Dritteldeckung halten zu können, eine weitere Diskonterhöhung vorzunehmen gezwungen gewesen wäre. Die Verhältnisse in Amerika hatten mittlerweile auch eine wesentliche Besserung erfahren, nachdem die Regierung endlich ca. 4 Wochen nach Beginn der Krise Schritte tat, um der Thesaurierung der Barmittel, die sich nach einigen Berechnungen auf mehrere 100 Millionen belaufen sollten, ein Ende zu machen. Sie kündigte die Ausgabe von 100 Millionen 3%iger United States Bonds, die nach Jahresfrist wieder einzulösen waren, sowie von 50 Millionen 2%iger Panama Bonds an. Letztere sollten zum Zwecke der Notenausgabe deponiert werden können. Inwieweit diese Emissionen Erfolg gehabt haben, ist bisher nicht bekannt geworden, doch brachten sie insofern eine allgemeine Enttäuschung, als man gehofft hatte, daß der Zinssatz der neu auszugebenden Bonds ein höherer werden würde, um den gewünschten Erfolg auch zu einem tatsächlichen zu machen. Der Absatz dieser Bonds soll denn auch ein sehr stockender sein. Noch weniger Erfolg dürfte die zweite Maßnahme haben, denn die Nationalbanken sind gar nicht gewillt, ihre Notenemission zu erweitern, da diese ihnen später, wenn sich der Geldmarkt erleichtert hat, recht hinderlich sein kann und andererseits ist das Vertrauen zu den Banknoten noch nicht in der Weise wiederhergestellt, daß man sich entschließen wird, sein bares Geld gegen solche einzutauschen, resp. diese anstatt baren Geldes anzunehmen. Jedenfalls hat es aber sehr günstig gewirkt, daß überhaupt Schritte von seiten der Regierung getan wurden und ist das Agio auf Bargeld nunmehr im Schwinden begriffen.[1]) Obschon auch heute von einer Ueberwindung der amerikanischen Krise noch keine Rede sein kann, im Gegenteil, die Anzeichen dafür, daß dieselbe in eine schwere Industriekrise ausartet, sich beständig mehren, da man fast täglich von neuen Zahlungseinstellungen, Betriebseinschränkungen, Arbeiterentlassungen und Preisstürzen hört, kann man doch die Einwirkungen auf den europäischen Geldmarkt als ziemlich beendet ansehen, umsomehr als der Ablauf der einmonatlichen Zahlungssuspensionen keine neuen Verwickelungen gezeitigt hat.

Die Bank von England konnte denn auch am 2. Januar, nachdem der Diskontsatz am freien Markte bereits auf 5% gesunken war, zu einer Herabsetzung des Satzes auf 6% schreiten. Die Reichsbank wird ihr voraussichtlich bald folgen,[2]) doch hängt dies von der Höhe der Rückflüsse in die Bank, die ja regelmäßig nach Beendigung der Liquidation in Erscheinung treten, ab. Einstweilen zeigt der letzte Ausweis der Bank einen Status der bezgl. der besteuerten Notenzirkulation einen Rekord schlägt. Die Bank hat mit nicht weniger als 626 Mill. Mk. die Steuergrenze überschritten. Wenn trotzdem die Notendeckung mit 41,33% noch besser ist als im vorigen Jahre, da sie nur 40,33% betrug, so ist dies lediglich ihrer vorsichtigen Diskontpolitik zu verdanken, da der Metallstand noch 38 Mill. höher ist als im Vorjahre.

Anläßlich des hohen Diskontsatzes hat es, wie stets bei solchen Gelegenheiten, an heftigen Kritiken an der Politik der Reichsbank nicht gefehlt. Herr

[1]) Seit Mitte Januar ist das Agio vollkommen verschwunden.

[2]) Die Reichsbank hat ihren Diskont am 13. I. auf 6½%, und am 27. I. auf 6% ermäßigt.

Geheimrat D'Avis hat im Deutschen Oekonomisten sogar den Nachweis zu führen gesucht, daß die Erhöhung der Diskonten absolut keine Wirkung auf hohe Wechselkurse haben könne. Die Tatsachen, die in genügender Weise das Gegenteil bewiesen haben, entheben wohl der Notwendigkeit einer Widerlegung dieser Ausführungen.

Andere sahen das einzige Heil in der Einführung einer Goldprämienpolitik, die sich angeblich bei der Bank von Frankreich glänzend bewährt haben soll. Zunächst scheint mir eine überaus große Verkennung der Verhältnisse darin zu liegen, daß man immer wieder bei Kritik der Geschäftspolitik der Reichsbank die beiden anderen wichtigsten Zentralbanken, die Bank von England und die Bank von Frankreich, zum Vergleich heranzieht.

Die Reichsbank hat mit ganz anderen Schwierigkeiten zu kämpfen, als jene beiden Banken.

Der Bank von England wird der Schutz ihres Goldbestandes dadurch viel leichter gemacht, daß England in erheblich bedeutenderem Maße Gläubiger fremder Staaten ist, und infolge seiner ausgedehnten Handelsbeziehungen der Londoner Markt stets in reichlichem Maße mit fremden Kapitalien versehen wird, wozu auch das feste Vertrauen in die Kreditfähigkeit Englands erheblich beiträgt. Wechsel auf London erfreuen sich einer solchen Beliebtheit, wie die keines anderen Landes und fremde Kapitalien werden, selbst wenn sie anderswo, etwa in Deutschland, höhere Gewinne bringen können, doch den englischen Markt vorziehen.

Andrerseits spielt aber die Bank von England für den englischen Geschäftsverkehr lange nicht die Rolle wie die Reichsbank für den deutschen. Sie hat bei ihren Diskonterhöhungen lediglich den Schutz ihrer Reserve im Auge, ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse. Die großen Diskonthäuser gehen in ihrer Diskontpolitik vollständig unabhängig von der Bank von England vor, und will diese ihre Diskonterhöhung zu einer wirkungsvollen machen, so muß sie erst durch künstliche Mittel, indem sie einen Teil ihres Konsols auf den Markt wirft und zugleich „auf Rechnung" zurückkauft, eine Versteifung des Geldmarktes herbeiführen. Die durch die Peelsche Bankakte festgelegte Notenzirkulation hält auch den Vergleich mit der elastischen Notenzirkulation der Reichsbank nicht aus. In Krisenzeiten hat sie sich als vollständig unbrauchbar erwiesen und mußte ja bekanntlich anläßlich der Krisen von 1847, 1857 und 1866 suspendiert werden. Die Bankakte besteht heute wohl nur noch, weil man weiß, daß sie im Notfalle doch suspendiert wird.

Auch die Verhältnisse in Frankreich liegen ständig anders als in Deutschland. Frankreich ist ebenfalls wie England Deutschland an Kapitalkraft bei weitem überlegen. Seine Kapitalanlagen im Ausland werden auf etwa 40 Milliarden Frcs. geschätzt, während Deutschland kaum mehr als die Hälfte davon aufzuweisen haben dürfte. Infolgedessen ist die Zahlungsbilanz Frankreichs stets eine günstigere, umsomehr als der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr ein im Vergleich mit Deutschland recht geringer ist. Im Jahre 1906 betrug dieser Ueberschuß 365 Mill. Frcs. gegenüber 1726 Mill. Mark in Deutschland.

Während Deutschland jährlich große Summen an Zinsen für Leihkapitalien zu zahlen hat, ist es gerade Frankreich, das diese Zinsen erhält, da es für den Berliner Markt in erster Stelle als ausländischer Geldleiher in Betracht kommt.

Es ist allgemein bekannt, eine welch geringe Entwicklung Industrie und Handel Frankreichs in den letzten Jahrzehnten genommen haben. Die Kapitalbildung

findet im Gegensatz zu Deutschland keine genügende Anlage und führt infolgedessen zu einer dauernden Geldflüssigkeit, umsomehr als die stabile Bevölkerungsziffer, die Genügsamkeit der Franzosen und der Wunsch eines jeden, sich durch Sparsamkeit zu einem, wenn auch kleinen Rentner zu machen, dieser Kaptialbildung bedeutenden Vorschub leistet.

Alle diese Punkte sind die Gründe für den niedrigen Zinsfuß in Frankreich und sicher nicht die so viel belobte Goldprämienpolitik der Bank von Frankreich.

Diese ganze Goldprämienpolitik existiert überhaupt mehr in den Köpfen einiger weniger enragierter Kritiker der Reichsbank als in Wirklichkeit.

Sie besteht lediglich darin, daß die Bank von Frankreich bei Hergabe von Goldbarren und fremden Goldmünzen für den Export eine Prämie von 1—6 ‰ verlangt. Ganz dasselbe tut übrigens die Bank von England, indem sie Goldbarren stets teurer verkauft als einkauft. Während sie in normalen Zeiten 77 sh 9 d für die Unze Gold bezahlt, verkauft sie dieselbe nicht unter 77 sh 11 d. Dagegen hat die Bank von Frankreich noch niemals eine Prämie auf eigene Goldmünzen genommen, sie gibt solche allerdings nach Möglichkeit überhaupt nicht heraus und zwar ist sie hierzu in der Lage aus verschiedenen Gründen. Zunächst besteht in Frankreich im Grunde noch die Doppelwährung, obschon die freie Silberprägung seit langem aufgehoben ist, ist der Silberumlauf namentlich in Gestalt von 5 Frcs.-Stücken, die in jeder Höhe gesetzliches Zahlungsmittel sind, noch ein sehr großer. Nach den Berichten des amerikanischen Münzdirektors war der Silbervorrat vom 1. Januar 1905 in Frankreich neunmal so groß als in Deutschland. Infolgedessen ist auch der Silberbestand der Banken Frankreichs stets ein recht erheblicher. Er betrug z. B. Ende November 932 Mill. Frcs. Die Bank von Frankreich ist daher in der Lage, ihre Noten stets in Silber einzulösen, und tut dieses im allgemeinen auch ausschließlich. Des weiteren wird der Goldbestand der Bank von Frankreich geschützt durch die besondere Vorliebe des französischen Publikums für Noten. Gold sowohl wie Silber erfreuen sich im Verkehr lange nicht der Beliebtheit wie die Noten der Bank von Frankreich. Hierdurch erklärt sich auch die erhebliche Höhe der Notenzirkulation, die im allgemeinen zwischen $4^1/_2$ und 5 Milliarden schwankt.

Der große Goldbestand bei der Bank von Frankreich ist eben lediglich ein Beweis dafür, daß der Verkehr des gelben Metalls nicht bedarf oder doch nicht in dem Maße bedarf, wie etwa Deutschland. Sollte aber ein hoher Stand der Wechselkurse eine Ausfuhr von Geld notwendig machen, so wird die Bank keinen Augenblick zögern, den einzig möglichen Weg zu betreten, der erfolgreich dem Schutze des Goldes dienen kann, nämlich ihren Diskontsatz erhöhen. Sie hat bereits in mehreren Geschäftsberichten, so in den Jahren 1898 und 1899, dieses Mittel als das einzig wirksame anerkannt und auch demgemäß gehandelt. Dies hat sich auch wieder im Laufe der jetzigen Krisis bestätigt, bereits im März 1907 hat die Bank ihren Diskontsatz, der seit 1900 auf 3 % gestanden hatte, um $^1/_2$ % auf $3^1/_2$ % erhöht. Der Pariser Markt war mit amerikanischen Finanzwechseln überschwemmt worden, der Gegenwert wurde durch die Amerikaner nach London dirigiert, was ein starkes Anziehen des Wechselkurses auf London zur Folge hatte. Anfangs November, nachdem die Bank von Frankreich die bekannte Hilfsaktion in Szene gesetzt hatte, wodurch ein immerhin bedeutender Goldabfluß vor sich gegangen war, erfolgte dann, um weitere Goldabflüsse zu verhindern, eine Diskonterhöhung auf 4 %.

Die Bank von Frankreich wäre aber auch gar nicht in der Lage, einen Goldexport lediglich durch ihre Prämienpolitik zu verhindern, das zum Export benötigte

Gold würde eben dem freien Verkehr entnommen, die Bank müßte die so entstandene Lücke möglichst schnell wieder ausfüllen oder das Goldagio würde sich auf das im freien Verkehr befindliche Gold ausdehnen und die Wechselkurse ungünstig beeinflussen. Hierdurch würde aber die französische Valuta empfindlich geschädigt.

Weder der niedrige Zinsfuß, noch der große Goldbestand der Bank von Frankreich stehen also in irgend welchem Zusammenhange mit der Goldprämienpolitik. Diese ist überhaupt, wie gesagt, wenigstens in dem letzten Jahrzehnt von gar keiner integrierender Bedeutung gewesen, da die Bank von Frankreich im Jahre 1898, wo sie die Prämie bis auf 8‰ heraufgeschraubt hatte, eingesehen hatte, daß die Wirkung nicht das erwünschte Ziel erreichte, daß diese Politik eine falsche war.

Der französische Goldmarkt ist infolge der Stagnation des Geschäftsverkehrs und der geringen Ansprüche des französischen Publikums in die glückliche Lage versetzt, sich von dem übrigen Geldmarkt zu emanzipieren und höchstens als Retter in der Not aufzutreten, wobei sich dann jedesmal für die französischen Kapitalisten ein hübscher Extraverdienst herausstellt. Hierdurch ist auch zu erklären, daß die Pariser Börse von der allgemeinen Deroute nur wenig in Mitleidenschaft gezogen worden ist, daß selbst die Werte einiger Banken, wie die des Crédit Lyonnais, die sich von Börsenspekulationen vollständig fernhält und von der Geldteuerung nur profitiert hat, eine wesentliche Steigerung erfahren konnte. Es zeigt sich hier, daß die Zurückhaltung in den Industrieexpansionen auch ihr Gutes hat. Während man in den letzten Jahren in Frankreich mit neidischen Blicken den Aufschwung der deutschen Industrie verfolgte und vielfach den französischen Banken den Vorwurf machte, daß sie nicht in gleicher Weise wie die Deutschen Handel und Industrie unterstützten, weiß man jetzt die französischen Banken wegen ihrer Vorsicht nicht genügend zu loben und versucht in aufbauschender Weise die Lage Deutschlands als eine Folge der übertriebenen Spekulation und Kreditgewährung hinzustellen und den Kredit Deutschlands durch Ankündigung einer nahen Industriekrise zu schädigen. Hier scheint der Wunsch vielfach der Vater des Gedankens zu sein.

Allerdings ist zuzugeben, daß die amerikanische Geldkrise gerade auf Deutschland deswegen eine so tief schneidende Wirkung ausgeübt hat, weil sie hier schon über ein normales Maß gehende Kreditverhältnisse angetroffen hat. Die Warnungen, die die starken Diskonterhöhungen der Reichsbank am Ende des Jahres 1906 bereits ausgedrückt hatten, waren nicht in genügender Weise beachtet worden. Die Warenausfuhr hatte nicht im Verhältnis zur Einfuhr zugenommen, die Kapitalausfuhr war durch die fortgesetzten Gründungen der deutschen Banken im Ausland und auch nicht im geringen Maße durch das bestehende Börsengesetz begünstigt worden. Besonders in den letzten Monaten hatten die niedrigen amerikanischen Kurse die Spekulation dahin gelockt. Alle diese Punkte mußten die Politik der Reichsbank erschweren. Sie hatte kein anderes Mittel als die Diskonterhöhung zum Schutze ihres Goldbestandes. Nach dem Bankgesetz ist sie verpflichtet, ihre Noten in Gold einzulösen, sie kann dies niemals verweigern, ohne die strikte Durchführung der Goldwährung in Zweifel zu setzen. Eine Goldprämienpolitik der Reichsbank würde weiter nichts bedeuten als ein Bankerott der Goldwährung und des deutschen Kredits im Ausland.

Obschon Deutschland nächst den Vereinigten Staaten das meiste Gold besitzt, ist doch der Goldbestand der Reichsbank verhältnismäßig klein, weil der Verkehr das meiste Gold absorbiert. Eine Besserung kann hier nur die weitere Einführung des Checks und Uebertragungssystems bringen. England kommt ja bekanntlich trotz eines erheblich höheren Umsatzes des Zahlungsverkehrs mit einer weit geringeren Goldmenge aus. In Frankreich ist zwar

der Check auch verhältnismäßig wenig verbreitet, doch ersetzt hier eben die beliebte Note das Gold. Die Bestrebungen nach einer Besserung des Zahlungssystems sind bereits im Gange und ist zu hoffen, daß eine baldige Einbringung des Checkgesetzes dieselbe unterstützt.[1]) Bei dem letzten Bankausweis der Reichsbank scheinen sich bereits Anzeichen bemerkbar zu machen, daß diese Bestrebungen von Erfolg gekrönt sind. Während in den letzten Jahren in der letzten Dekade stets ein Sinken des Metallbestandes um 70—80 Millionen Mark zu verzeichnen war, betrug der Ausfall diesesmal nur 10 Millionen. Es dürfte kaum verfehlt sein, dies wenigstens zum Teil auf die eben erwähnten Bestrebungen zurückzuführen.

Ein weiteres Mittel der Reichsbank, den Goldexport zu verhindern und hohe Wechselkurse zu vermeiden, scheint in dieser Krise wenig wirkungsvoll gewesen sein. Die Reichsbank pflegt seit Jahren ein starkes Wechselportefeuille in ausländischen Wechseln, namentlich solche auf London, zu halten, um diese nötigenfalls auf den Markt zu werfen und so die Wechselkurse zum Sinken zu bringen. Dieses Portefeuille, das allerdings immer einige Gefahr mit sich bringt, da die Reichsbank nicht imstande ist, die Kreditfähigkeit der ausländischen Gläubiger in dem Maße zu beurteilen wie die der inländischen und namentlich eine strenge Unterscheidung zwischen kommerziellen und Finanzwechseln zu machen ist, da für letztere erst bei Verfall Deckung verschafft werden muß, die also wieder einen Goldexport mit sich bringt, scheint im Laufe des Jahres 1907 wenig stark gewesen zu sein, jedenfalls hat es nicht im entferntesten genügt, um die Gefahr der hohen Wechselkurse zu verscheuchen. Im allgemeinen darf man wohl behaupten, daß sich die altbewährte Politik des Geheimrat Koch wiederum recht bewährt hat und es ist zu hoffen, daß sein Nachfolger sich die Ideen seines Vorgängers zu eigen macht und daß das Privilegium der Reichsbank im laufenden Jahre ohne irgend welche „sogenannte" Reformen verlängert wird.

Vor ähnlichen Fällen wie die Krise von 1907 werden wir doch nicht verschont bleiben, solange nicht in Amerika gründlich Wandel geschaffen wird, und dieser ist allein möglich durch Gründung einer Zentralbank mit elastischem Notensystem. Die Aussichten für eine solche sind jedoch sehr gering, sowohl die Nationalbanken wie auch die großen Industriekönige, die in einigen derselben, so wie in den Trustgesellschaften willige Werkzeuge ihrer oft mehr als lichtscheuen Operationen haben, sträuben sich stark dagegen und wieweit die Macht derselben geht, haben sie die Regierung häufig genug fühlen lassen. An Reformplänen fehlt es nicht, so will der Gouverneur von New-York vor allem die Trustgesellschaften unter eine festere Aufsicht bringen und sie zwingen, mindestens 15% ihrer Depositen als Barreserve zu halten. Das Publikum wird aber nach allen diesen Vorgängen überhaupt noch wenig Lust verspüren, seine Gelder bei den Trustgesellschaften zu deponieren; die öffentliche Meinung wird die Schwäche der Regierung zu ersetzen suchen. In ihrer Hand muß es liegen, Treue und Glauben, Begriffe, die dort drüben vollständig verloren gegangen zu sein scheinen, wieder herzustellen. Der Kontinent müßte ein übriges tun und seinen Markt den amerikanischen Effekten und vor allem den berüchtigten amerikanischen Finanzwechseln verschließen. Nur auf diese Weise könnte den amerikanischen Spekulanten zu Gemüte geführt werden, daß sie nicht ungestraft wegen persönlicher Machtfragen und Spekulationen den ganzen internationalen Geldmarkt in Erschütterung bringen können.

Freiburg i. Br. C. Hegemann.

[1]) Das Checkgesetz ist mittlerweile dem Reichstag vorgelegt worden.

Das Kulturwahlrecht.

Wer ist wohl der Vater der modernen Wahlrechte? Man denkt, es müsse Rousseau sein, weil er die Souveränität des ganzen Volkes verkündigt hat, aber sobald man sich die Mühe nimmt, die betreffenden Abschnitte seines Hauptwerkes (Contrat social) nachzulesen, findet man, daß er gegen alle Abgeordneten wettert und direkte Gesetzgebung durch das Volk verlangt. Auch die Abgeordneten seien, sobald sie einmal gewählt sind, Tyrannen; das „freie englische Volk" sei unfrei, sobald die Tage der Wahlbewegung vorüber seien usw. Also Rousseau hilft uns nichts. Wir schlagen also weitere Bücher nach und finden im großen Lexikon von Bluntschli zwar vielerlei theoretische Gedanken zum Wahlrecht, aber keine Geschichte dieser Theorien. Schon daraus ist zu schließen, daß das moderne Wahlrecht keinen einzelnen Mann zum Vater hat. Es entstand, wie die Arbeiten von Prof. Jellineck zeigen, zuerst in Reinheit drüben bei den Kolonisten in Nordamerika und sprang nach Europa über, hier eine Menge alter ständischer, feudaler, zünftlerischer Vertretungsformen verdrängend.

Das erste Feld für das moderne Wahlrecht in Europa war selbstverständlich das Frankreich der Revolutionszeit. Die große französische Revolution wird aber wegen ihrer blutigen Begleiterscheinungen von vielen für radikaler gehalten als sie in Wirklichkeit war. Die Verfassung vom 3. September 1791 bringt Wahlrechte, aber sie unterscheidet dabei zwischen aktiven und passiven Bürgern und läßt nur die ersteren wählen. Passive Bürger sind alle ärmeren Leute und besonders alle Diener und Lohnarbeiter. Damit war das Prinzip der Zensuswahlen eingeführt, der Grundsatz des Wählens nach Steuerklassen oder sozialen Schichten. Nur kurze Zeit (1793) tritt während der französischen Revolution allgemeines Wahlrecht ein (siehe Lassalle Arbeiterprogramm!), aber gerade das Wahlgesetz von 1793 enthielt noch kein volles Bekenntnis zur geheimen Wahl. Erst 1795 geht Frankreich zur geheimen Wahl über, indem es wieder Klassenvorrechte einführt. Danton, der Mann des gewaltigen Radikalismus, war für das öffentliche Stimmrecht und erklärte es für so notwendig wie das Tageslicht.

Man sieht schon hieraus, wie unsicher von Anfang an die Theorie des modernen Wahlrechts war. Das bestätigt sich uns, wenn wir uns in die Verhandlungen vertiefen, die im Jahre 1848 in Deutschland über das Wahlrecht stattgefunden haben. Der Entwurf des Verfassungsausschusses in der

Paulskirche bestimmt: „Wähler ist jeder selbständige, unbescholtene Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat". Als Unselbständige gelten außer den öffentlichen Armen, Bestraften und Entmündigten die Dienstboten, Handwerksgehilfen, Fabrikarbeiter und Tagelöhner, also das ganze untere Volk, ganz so wie in der französischen Verfassung von 1791. Diese Wahlrechtsbeschränkung wird aber dann in den Plenarversammlungen bekämpft, vor allen von Wilh. Löwe, und zwar mit so großem Erfolge, daß im Wahlgesetz von 1849 der Klassencharakter des deutschen Reichswahlrechtes beseitigt wird. Das ist der entscheidende Vorgang für alle weiteren Ereignisse auf diesem Gebiete, denn von da an stand das gleiche Wahlrecht in der Normalverfassung, die dann von Bismarck bei der Reichsgründung übernommen wurde. Ueber das geheime Stimmrecht bestimmt die Frankfurter Verfassung: „Das Wahlrecht wird in Person durch Stimmzettel ohne Unterschrift ausgeübt".

Auch in Preußen hat es während einer kurzen Zeit, von 1848 bis 1849, ein Wahlgesetz gegeben, das zwar indirekte Wahlen vorschrieb (durch Wahlmänner der einzelnen Bezirke), das auch den Unterschied der Ansässigen und Unansässigen machte, aber doch sonst den Ideen der Paulskirche entsprach. Doch dieses Gesetz wurde verschlungen durch ein ohne Mitwirkung der Kammern erlassenes Wahlgesetz vom 30. Mai 1849, dessen Verworrenheit und Ungerechtigkeit noch heute ein öffentliches Aergernis für ganz Deutschland ist. Preußen hat ein allgemeines Wahlrecht, das indirekt, ungleich und öffentlich ist, also alle Hemmungsvorrichtungen enthält, die überhaupt erfunden werden können. Grundsatz: Ihr dürft wählen, aber es hilft euch nichts! Mit diesem Wahlrecht ist Preußen im Laufe der Zeit zum rückständigsten Staate des ganzen nichtrussischen und nichttürkischen Europa geworden. Alle deutschen Einzelstaaten haben inzwischen ihre Wahlrechtsgeschichte gehabt, deren Etappen meist 1830, 1848 und die Zeit nach dem Kriege von 1866 sind. Eine Zeit lang hinter der Reichsgründung hat das Interesse an Wahlrechtsfragen geschlafen, aber seit der Mitte der neunziger Jahre ist es wieder aufgewacht und hat den ganzen deutschen Süden und auch zuletzt in unerwartet schnellem Umschwunge Oesterreich ungefähr zum Normalwahlrecht der Paulskirche gebracht. Das deutsche Sprachgebiet wartet jetzt auf Sachsen und Preußen. Auch dieser Kampf wird auf dem märkischen Sande entschieden.

Der jetzige Zustand ist der, daß in allen angelsächsischen und romanischen Ländern tatsächlich das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht durchgedrungen ist. Das ist keineswegs mit einemmale geschehen und es gibt auch noch Lücken des Kulturwahlsystems, wie z. B. in Belgien. Schritt für Schritt ist das vorsichtige alte England von 1832 an bis 1885 zum Kulturwahlrecht fortgeschritten, nicht einer fertigen Theorie folgend, sondern dem Drange der Besitzlosen und der inneren Logik des modernen Staatsgedankens. Auch Frankreich hat verschiedene Versuche mit erhöhtem und erniedrigtem Zensus gemacht, bis es bei der Normalform ankam. Aehnlich liegt es, soviel wir wissen, in den anderen romanischen Ländern. Die Praxis hat sich das Wahlrecht der

Neuzeit erzwungen, hat es den Herrschenden abgerungen. Gerade die Wahlrechtsgeschichte ist in ihrer unübersehbaren Vielartigkeit ein wunderbarer Beweis dafür, daß trotz allen menschlichen Sträubens das geschichtlich richtige und notwendige sich doch durchsetzt. Und wer diesen verworrenen Gang der Wahlrechtsgeschichte im ganzen überblickt, der steht staunend vor der inneren Kraft geschichtlichen Werdens: was im Wesen eines Zeitalters liegt, das findet seinen Weg.

Von San Franzisko bis Wien gibt es jetzt im Grunde nur ein Wahlrecht. Glauben die preußischen Junker den Geschichtsgang dieses Kulturwahlrechtes aufhalten zu können? Sie sträuben sich, zappeln und wettern, als wenn sie gebraten werden sollten, aber alles das haben wir in England und anderswo schon gesehen. Was heute Bülow tut, hat vor ihm der Herzog von Wellington in London getan. Diese Leute können sich im Notfalle von der Weltgeschichte noch eine kurze Gnadenfrist ihrer Privilegien erbetteln, aber aufhalten können sie ihr Geschick nicht und der preußische Staat wird am Kulturwahlrecht so wenig zugrunde gehen als der englische Staat an ihm gestorben ist. Mit Säbeln und Schutzleuten hält man eine Entwicklung nicht auf, die sich in der ganzen Zivilisation mit so fabelhafter Gleichmäßigkeit vollzogen hat.

* * *

Der Nachweis, daß das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ohne eine einheitliche Theorie aus der Praxis heraus zum Kulturwahlrecht geworden ist, enthebt den einzelnen Staatsbürger keineswegs der Verpflichtung, sich Gedanken darüber zu machen, ob er das weitere Fortschreiten dieses Wahlrechtes seinerseits befördern will oder nicht. Diese Gedanken können von kleinen oder von großen Gesichtspunkten ausgehen. Der Einzelne kann sich fragen, ob er bei diesem Wahlrecht gewinnt oder verliert. Wie unsicher sind aber alle solche kleinen Privaterwägungen! Das, was als Verlust erscheint, kann ein großer Gewinn sein, sobald dadurch die Volksleistung im ganzen gehoben wird. Sind etwa die großen Herren in England heute weniger angesehen als ehemals? Sie haben sich darein gefunden, daß auch der Arbeiter als Staatsbürger ihnen gleich ist und haben damit erlangt, daß der Arbeiter nicht mehr daran denkt, Revolution zu machen. Erst haben sie sich gesträubt, und nun denkt keiner von ihnen daran, den früheren Zustand wieder einführen zu wollen. Man warnt uns, das Volk in Masse über Kirchen- und Schulfragen entscheiden zu lassen, da Kirche und Schule Institutionen seien, die zur Erziehung der Masse eingerichtet seien. Aber hat denn das Kulturwahlrecht irgendwo in der Welt bildungsfeindlich gewirkt? Der Fortschritt der Schule in England geht direkt parallel mit den Fortschritten des Wahlrechtes. Eher kann man sich wundern, daß in Süddeutschland bisher die besseren Wahlrechte keinen größeren Unterschied von Preußen hervorgebracht

haben. Und wenn selbst, wie in Frankreich, das allgemeine Wahlrecht zur Trennung von Staat und Kirche führt, so ist das zwar vorübergehend für die Nächstbeteiligten unbequem und wird von ihnen als Eingriff in ihre Rechte empfunden, aber der weitere Verlauf wird auch hierin dem Kulturwahlrechte Recht geben, denn dort, wo dieses Wahlrecht am bodenständigsten ist, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist der konfessionelle Friede am größten. Dieses Recht beruhigt alle Rivalitäten, weil es jedem die gleiche Waffe in die Hand gibt. Es führt mehr als alles andere zum sozialen Frieden, denn es hinterläßt bei keiner Klasse oder Rasse das bedrückende Gefühl, nur geduldet zu sein.

Man sagt uns, der Staat solle von denjenigen Klassen regiert werden, die zu seiner finanziellen Erhaltung das meiste beitragen. Was aber werden diese Klassen aus dem Staate machen, wenn sie allein das Heft in der Hand haben? Wir nehmen nicht an, daß diese Klassen besonders schlecht und tyrannisch sind, aber sie setzen sich aus Menschen zusammen, die ihren Vorteil suchen. Ueberlassen wir ihnen den Staat, so wird er von selbst ein Instrument zur Erhaltung vorhandener Rechte und Renten, eine Art Versicherungsanstalt für die Kinder der Bevorzugten. Man braucht nur die preußischen Gesetze über Fideikommisse, Rittergutsbezirke, Gesindeordnung und Bergrecht in die Hände zu nehmen, um das mit Händen zu greifen. Jede Staatshandlung wird in diesem Falle ganz von selbst vom Klassengeist durchdrungen und die Folge davon ist die Klassenbewegung der Enterbten und Heimatlosen. Und kann man denn wirklich sagen, wer am meisten zur finanziellen Staatserhaltung beiträgt? Man kann aus den Einkommensteuerlisten ersehen, wer viel zahlt und wer wenig, aber ist derjenige, der da zahlt, auch immer der volkswirtschaftlich Schaffende? Oft ist er nur ein Genießer von Arbeit, die von anderen geleistet wird. Ein Vater von sechs gesunden Kindern leistet dem Staate mehr als ein reicher Junggeselle, der jährlich 6000 Mark Steuern zahlt und dabei für die Volkszukunft nichts tut. Es gibt kein äußerlicheres, oberflächlicheres Maß der wirklichen Staatsleistung als das Protokoll der Einschätzungskommission. Wie steht es denn im Kriege? Im Kriege, da ist der Mann etwas wert und wenn es ein Holzknecht ist. Soll dieser nun weniger wert sein bei der Frage, von wem das Volk regiert sein will? Er wird es nie verstehen, weshalb er Patriotismus haben soll, wenn er nur Wähler dritter Klasse sein darf.

Aber die Bildung soll den Unterschied machen! Ja, die gute Bildung! Mancher ist gebildet und dabei recht dumm und mancher hat nur eine Volksschule besucht und hat ein gutes sicheres Allgemeingefühl für die Notwendigkeiten des öffentlichen Wesens. Aber zugegeben, daß die Bildungsschicht mehr geschichtliche Kenntnisse hat, folgt etwa daraus, daß sie mehr Stimmzettel in der Hand haben muß? Diese Schicht schreibt die Bücher, verfaßt die Zeitungen, formuliert das Recht, predigt von den Kanzeln, lehrt die Jugend. Ist das nicht genug, um ein Volk zu beeinflussen. Am Wahltage soll sie

geistig hinter den Wählern stehn. Da soll sich zeigen, ob sie ihre Bildung zum Nationalbesitz gemacht hat. Auch ohne alles Wahlrecht würde die Bildungsschicht politisch unendlich stark sein, wenn sie sich nur genügend um das einfache Volk kümmern wollte. Das Geschrei der Gebildeten nach politischen Vorzugsrechten ist in Wirklichkeit eine Art Bankerotterklärung ihrer regelmäßigen Arbeit. Gebt dem Volke von eurem Lichte, so wird dieses Licht die Volkswahlen durchleuchten!

* * *

Die Preußen pflegen sich zu beschweren, wenn von süddeutscher Seite aus über die preußische Wahlrechtsfrage geredet wird. Sie versichern dann heilig und teuer, daß es ihnen nicht einfallen würde, die süddeutschen Staaten in ihren inneren Angelegenheiten zu beeinflussen und verlangen, daß auch der Süddeutsche still und empfindungslos dem Drama zuschaut, welches jetzt in Preußen anhebt. Dabei ist es nicht einmal richtig, daß die Preußen sich nicht in süddeutsche Verhältnisse einmischen. Als die Landtagswahlrechte von Baden, Bayern und Württemberg geändert wurden, haben die konservativen Zeitungen Berlins sich in keiner Weise Zurückhaltung auferlegt, und selbst bis in den Reichstag hinein ist der konservative Unwille über den demokratischen Süden zum Ausdruck gekommen. Der Abg. von Payer hatte darum vollständig recht, wenn er in der Reichstagssitzung vom 22. Januar als Süddeutscher über das preußische Wahlrecht sprach und zwar umso mehr, weil die preußische Verfassung für den Bestand des deutschen Reiches von unvergleichlich höherer Bedeutung ist, als die Verfassung und das Wahlrecht irgend eines anderen Bundesstaates.

Und was will es heißen, wenn den Süddeutschen entgegengehalten wird, sie verstünden nichts von dem eigentümlichen Wesen des preußischen Staates. Ist denn der preußische Staat etwas so ganz Eigentümliches und Merkwürdiges, daß er allein von allen Staaten der europäischen Zivilisation sich auf die Dauer dem Kulturwahlrecht wird entziehen können? Sicher hat der preußische Staat seine besonderen Eigentümlichkeiten. Diese Eigentümlichkeiten lassen sich bezeichnen als militärische Monarchie und junkerliche Verwaltung. Was nun aber die militärische Monarchie anbelangt, so ist sie vom preußischen Landtag längst unabhängig geworden. Die deutschen Heeresfragen werden im Reichstag entschieden und niemand wird behaupten können, daß die deutsche Heeresmacht dadurch schwächer geworden sei, daß sie mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechtes bewilligt werden muß. Es bleibt also von preußischen Eigentümlichkeiten nur der besondere Charakter des Junkerstaates übrig. Um diesen Charakter handelt es sich allerdings in der jetzigen Wahlrechtsbewegung. Wer der Meinung ist, daß diese preußische Besonderheit in alle Ewigkeit erhalten werden müsse, der wird und muß für das jetzige Dreiklassenwahlrecht und für die jetzige Wahlkreiseinteilung eintreten. Alle anderen aber, die nicht im

Geiste der Gesindeordnung und nach Art der Gutsherrlichkeit regiert werden wollen, können und dürfen kein anderes politisches Ziel aufstellen, als die Ueberwindung eben der Zwingburg, von der aus der grundbesitzende Adel den preußischen Staat und damit das deutsche Reich in seinen Händen hält.

Es ist nichts kleines, was die Liberalen und die Sozialdemokraten übernehmen, wenn sie in diesem Kampf für die Ueberführung des Kulturwahlrechts nach Preußen eintreten. Die Gegenkräfte sind ungeheuer stark. Neben dem Abgeordnetenhaus, das sich auf dem elendesten aller Wahlsysteme aufbaut, steht das Herrenhaus in unheimlicher Unberührbarkeit. Diejenigen Parteien, die in Preußen den Wahlrechtskampf beginnen, übernehmen ein viel größeres Risiko als die Parteien, welche etwas ähnliches in den anderen Bundesstaaten durchgeführt haben, denn kein Mensch kann wissen, auf welche Weise der preußische Wahlrechtskampf verlaufen wird. Die Straßendemonstrationen der letzten Zeiten sind vielleicht nur ein kleines Vorspiel schwerer Erlebnisse gewesen. Sowohl die Liberalen wie die Sozialdemokraten setzen ihr politisches Ansehen aufs Spiel, wenn sie einen Kampf beginnen, der unter Umständen zunächst für sie zu einer vollen Niederlage werden kann, aber es bleibt ihnen garnichts andres übrig, denn die Zukunft des Liberalismus in Deutschland überhaupt hängt davon ab, ob er diese größte und schwerste Aufgabe mit Energie und Zähigkeit erfaßt und weiterführt.

Es wird viel darüber gescholten, daß es auch innerhalb der freisinnigen Parteien Leute gibt, die nur langsam und zaghaft sich diesem Kampfe zuwenden. Wir unserseits wollen nicht schelten, denn wir wissen, wie schwer es überhaupt gewesen ist, einen Rest von Liberalismus im jetzigen preußischen Landtag zu erhalten. Die Abgeordneten haben getan, was sie konnten. Als kleine Minderheit inmitten eines feindlichen Haufens haben sie viele Jahre hindurch ihren Mann gestanden und das Prinzip eines besseren Wahlrechtes nach dem Maß ihrer Kräfte schon zu einer Zeit verteidigt, als die Sozialdemokratie es noch nicht für nötig hielt, Anstrengungen zur Gewinnung des Reichstagswahlrechtes in Preußen zu machen. Das, worauf es jetzt ankommt, ist die Aufweckung und Aufrüttelung der Bevölkerung. Dazu aber können die Süddeutschen indirekt mithelfen, denn alle jene Stimmen, die vom Süden her nach Preußen dringen, werden schließlich doch auch hier gehört. Wenn schon das Urteil des ganzen gebildeten Auslandes über den heutigen Zustand des preußischen Staates den Lenkern dieses Staatswesens nicht gleichgültig sein kann, wieviel mehr muß es Eindruck machen, wenn diejenigen, die mit Preußen auf Tod und Leben verbunden sind, die mit ihm zusammen die nationale Wehrkraft erhalten, die mit ihnen eines Rechts und eines Blutes sind, in unverkennbarer Deutlichkeit sagen, daß ihnen die Rückständigkeit des mächtigsten deutschen Staatswesens eine Unbegreiflichkeit ist und bleiben wird.

Fürst Bülow hat im preußischen Abgeordnetenhause erklärt, daß sich die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen mit dem Staatswohl nicht vertrage. Was ist dieses Staatswohl? Ist es das Wohl jener herrschenden

Klasse, von der wir vorhin gesprochen haben oder ist es das Wohl der Bevölkerung im ganzen? Ueber diese Frage können die Süddeutschen aus eigener Erfahrung ein wohlbegründetes Urteil abgeben. Sie sind imstande, aus ihrer Erfahrung heraus zu sagen, daß das Staatswohl unter ihren besseren Wahlrechten nicht gelitten hat, ja, vielmehr, daß der Geist bürgerlichen Friedens in dem Maße zugenommen hat, als der Staat den Charakter eines Klassenstaates verloren hat. Der jetzige preußische Staat ist ein Klassenstaat im strengsten Sinne des Wortes. Ihm fehlt die Grundlage staatsbürgerlicher Gleichberechtigung. Ist erst einmal diese Grundlage gefunden, dann verliert auch die sozialdemokratische Bewegung naturgemäß die Schärfe ihres revolutionären Auftretens. Schon heute sind die Sozialdemokraten in Süddeutschland viel mehr bereit, mit bürgerlichen Parteien zusammen an der Staatsverwaltung zu arbeiten. Der Radikalismus sitzt in Preußen und Sachsen. Der Kampf gegen das preußische Wahlrecht und gegen das ihm verwandte sächsische Wahlunrecht sind darum zugleich auch Kämpfe in Interesse des sozialen Friedens.

Berlin. Friedrich Naumann.

Rundschau.

Zur Erinnerung an Ludwig Traube.

(Aus einem Briefe an Frau Mengarini-Traube.)

... Ich will Ihnen berichten, wie die unmittelbar nach Pfingsten in Bamberg zusammengetretene deutsche Bibliothekarversammlung sich in meinen Augen zu einer Art Trauerfeier für Ludwig Traube gestaltete, da mir durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen all die Fäden offenbar geworden sind, die von dieser festlichen Veranstaltung zur Person Ihres Bruders hinliefen.

Am Empfangsabend saß ich neben Dr. Petzet von der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. Zu meiner Ueberraschung teilte er mir mit, es sei zum Teil auch auf Traubes Einfluß zurückzuführen, daß wir uns hier in Bamberg zusammenfänden. Vom Vorstand des Bibliothekarvereins war Würzburg als nächster Versammlungsort festgesetzt worden; aber nachdem im Lauf des Jahres unerwartet der Würzburger Oberbibliothekar Dr. Kerler gestorben war, hatte man nicht an einer Trauerstätte zusammenkommen wollen und an Stelle von Würzburg Bamberg ins Auge gefaßt. Der Bamberger Bibliothekar Fischer trug Bedenken, weil er bei der stark verkürzten Vorbereitungszeit seine unter Personalschwierigkeiten leidende Bibliothek und die Stadt den Ansprüchen eines solchen Kongresses kaum gewachsen glaubte. Doch Traube trat solchen Zweifeln lebhaft entgegen mit dem Hinweis darauf, wie gerade Bamberg als Hüterin der wertvollsten Handschriftenschätze und ausgezeichnet durch eine ununterbrochene bibliothekarische Vergangenheit zurück bis an die Zeit der Ottonen ganz hervorragend zur Stätte einer Bibliothekarversammlung geeignet sei; Fischer solle doch ja nicht ablehnen und die Gelegenheit benutzen, um die Bamberger Bibliothek, ihre Schätze und ihre Geschichte in ihrer ganzen Bedeutung vorzuführen. Wie Fischer diese Aeußerungen aufgenommen und in die Tat umgesetzt hatte, ersah ich aus dem Programm der Versammlung: an erster Stelle fand ich unter den Verhandlungsgegenständen offenbar als Hauptfestvortrag, angekündigt Fischers Referat über die Königl. Bibliothek in Bamberg und ihre Handschriften, im Anschluß daran Besichtigung der Bibliothek und der für die Versammlung veranstalteten Ausstellung der Handschriften und Miniaturen; die beiden anderen Beamten der Bibliothek, Dr. Pfeiffer und Dr. Schottenloher, sollten durch Führung und Vortrag ihrerseits die Kunde Bambergs bei den Gästen vervollständigen.

Wenn nun so von Anfang an Traubesches Wirken in der Versammlung durchschimmerte, so sollte uns bald auch ein unverhüllterer Strahl seines Geistes treffen. Als wir am nächsten Vormittag aus unserem gewöhnlichen Sitzungslokal zur Bibliothek hinübergewandert waren, — der Fischersche Vortrag sollte in Mitten der zu besprechenden Handschriften stattfinden — wurden uns vor der Tür des großen Saales als Festgabe eine Anzahl Druckschriften eingehändigt, vor allem ein Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der Münchener

Akademie: „Neue und alte Fragmente des Livius. Von H. Fischer und L. Traube." Aber nicht nur Mitverfasser der Schrift war Traube, sondern in gewissem Sinne, wie ich erfuhr, auch Mitschenker. Denn auch den Gedanken, diese Arbeit als Festschrift zu verteilen, hatte er mit Lebhaftigkeit ergriffen und vertreten. Die frischgedruckte Arbeit war ihrem Inhalte nach erst am zweiten März des Jahres der historischen Klasse vorgelegt worden — so stand auf der ersten Seite. Wir hielten in Händen das letzte Zeugnis von Traubes akademischer Tätigkeit, und es wirkte auf die Freunde wie ein aus weiter Ferne hertönendes, erst nach dem Tode des Scheidenden an unser Ohr dringendes Lebewohl. Wir traten ein: Einer jener hohen, langgestreckten Bibliothekssäle, wie man sie noch hie und da in Schlössern oder Klöstern, z. B. in Melk, antrifft, und in denen sehr zum Vorteil der künstlerischen Gesamtwirkung seit hundert und mehr Jahren keine merkliche Veränderung vorgegangen, nichts von moderner Eisenkonstruktion und sonstiger praktischer Nüchternheit eingedrungen ist. In der Mitte und an den Seiten waren langhinlaufende Tischreihen aufgestellt, auf denen die Kostbarkeiten der Bibliothek teils frei, teils unter Glas ausgelegt waren; in den freibleibenden schmalen Gängen stauten wir uns nun an, während Fischer die im Grunde des Saales errichtete Rednertribüne bestieg. Doch ehe er beginnen konnte, hatte ich schon wieder einen Gruß von Traube empfangen, und einen noch weit persönlicheren wie vorher. Ein Blick in eine der Vitrinen hatte mich gebannt: Das war doch seine wohlbekannte stämmige Handschrift auf dem Erläuterungszettel da, und da wieder — und dort auch — — befanden wir uns denn in Traubes Studierzimmer? Ja, er war hier gewesen; ich erinnerte mich nun. Die Bamberger Reise war die erste oder eine der ersten gewesen, die er vor Jahren nach langer krankhafter Einhäuselung im Interesse der Wissenschaft seinen Nerven wieder abgerungen hatte; er hatte hier gearbeitet, es war sein Studierzimmer gewesen, und das beste und liebste wohl, das er je besessen. Nun ergriff es mich, daß dieses Wetterleuchten Traubeschen Wesens sich noch weiter fortsetzen werde; ich lauschte dem Vortrage Fischers, in der Erwartung, etwas von Traube zu hören. Es wollte nichts kommen. Halt, jetzt doch! Nach Erledigung der einleitenden, mehr auf die Gründung und den Gründer des Bistums Bamberg bezüglichen Worte, beim Eintritt in die eigentliche Handschriftengeschichte fällt eine erste Erwähnung Traubes. Sie wiederholt sich, erwärmt sich und plötzlich, wie etwas, das nicht mehr zurückgedämmt werden kann, erweitert sie sich zu tiefgefühlten Worten eines eingeflochtenen Nachrufs:

„Gestatten Sie, hochverehrte Herren, daß ich an dieser Stelle wenige Worte dankbaren Gedenkens dem ausgezeichneten Gelehrten weihe, den vor wenigen Tagen der Tod der Wissenschaft geraubt hat, dessen Verlust auch von uns und von mir persönlich auf das herbste empfunden wird. Er hat vor allem unseren Handschriftenschätzen das liebevollste Interesse gewidmet, das auch in den letzten Jahren nicht versiegte, da er, vollbewußt den sicher wirkenden Todeskeim in sich trug. Gerade unsere Bibliothek mit der weitverzweigten und vielverschlungenen Ueberlieferung, die fast jede Handschrift in individueller Weise zu behandeln heischt, konnte von seinem umfassenden Wissen und seinen grundlegenden Forschungen auf einem noch dunklen Gebiete zur Aufhellung ihrer älteren Geschichte, die er im vierten Teile seiner Paläographischen Forschungen zu skizzieren unternahm, so viel erwarten! Vergebens hatte ich gehofft, einmal namentlich unsere bedeutenderen noch undatierten Handschriften mit ihm hier an Ort und Stelle durchmustern und besprechen zu können. In dankbarem Andenken soll mir mit der Erinnerung an meine Arbeit für die

Bibliothek jene an die freundschaftliche Anteilnahme verbunden bleiben, die er ihr geschenkt hat."

Unter den Anwesenden befanden sich sicher manche Nichtphilologen, denen Traubes Name noch unbekannt war, und sie mochten sich fragen: Wer ist der Mann, von dem da vorn immer wieder gesprochen wird? Aber wenn sie nur ein wenig von tieferem Gefühl besaßen, so mußten die Worte des Vortragenden, die mit dem ehrlichen Nachdrucke einer Anima candida gleich den auf- und abschwellenden Wogen eines breiten Flusses daherkamen, auch in ihnen die Vorstellung erwecken: Ein Mann mit ganz besonderen Gaben des Geistes und Herzens ist hingegangen.

Ich war unterdessen im Gedränge ein wenig vom Platze gekommen; da erblickte ich links neben mir etwas, das die Erregung, die sich allmählich meiner bemächtigt hatte, noch verdoppelte. Da lagen als Nr. 1, a—c der Ausstellung, zwischen Glasplatten eingeklemmt, die geringen Reste einer Liviushandschrift, das älteste und interessanteste vielleicht, was die Bamberger Bibliothek enthält, Pergamentstreifen, die Jahrhunderte lang in einem Einband verklebt gewesen waren, verachtet, ja nicht einmal beachtet, erst vor drei Jahren von Fischer selbst entdeckt und gewürdigt, von Traube dann gedeutet und rekonstruiert, ihre Zusammenfügung durch Traube der Anlaß und also das beste Symbol der Zusammenfügung engerer Freundschaft beider Männer, das beste denkbare Symbol auch aller Traubeschen Wissenschaft, aller Traubeschen Erfolge und aller Traubeschen Eigenart in der Paläographie. Und im selben Augenblick hatte Fischer gerade von diesen Handschriftenresten zu sprechen angefangen; mich aber bewegten sie so besonders, weil ich sie nicht zum erstenmale sah. Mein Geist schweifte zurück über die letzten Jahre, zurück in das enge Bücherzimmer des Traubeschen Erdgeschosses. Ich war Traube besuchen gekommen, eines Vormittags nach zwölf Uhr, und er hatte mich in seiner liebenswürdigen Art eingeladen zum Mittag zu bleiben, im übrigen aber beachtete er mich so wenig wie noch nie, denn er war mit etwas beschäftigt, was sein ganzes Herz erfüllte, mit den letzten Verbesserungen in der Zusammensetzung eben der 31 Pergamentstückelchen, die mir jetzt wieder unter die Augen kamen. Und wie um meine Erinnerung an jene Stunden noch mehr aufzufrischen, stand da nicht zwei Schritte vor mir Dr. Glauning, derselbe Dr. Glauning, der Traube damals Hilfe leistete und mit der zartesten Vorsicht die Stückchen nach Traubes Weisungen zwischen den Glasplatten zurechtrückte, zwischen denselben Glasplatten, in denen sie auch jetzt noch vor mir lagen? Damals war ich als stummer, oder, wenn ich sprach, kaum gehörter Zuschauer neben den beiden geblieben; es lag eine verhaltene Aufregung, eine jeden unnötigen Laut, jede unnütze Bewegung unterdrückende Spannung in dem ganzen Menschen Traube, wie sie nur einem Geburtshelfer in den kritischsten Augenblicken eigen sein kann. Eine Stunde lang verhielt ich mich teilnehmend, in der nächsten halben Stunde fing ich an, etwas ungeduldig zu werden. Wohl verstand ich ja Traubes Interesse und wußte mich selbst einen Menschen, den seine Frau und früher die Mutter manchesmal eine halbe Stunde vergeblich zum Essen gerufen hatten; aber es wurde zwei Uhr, um 3 Uhr sollte ich wieder bei meinen Pflichten sein, und was ich mich mit dem Interesse des Freundes anderthalb Stunden lang zu verfolgen bemühte, ohne auch nur im geringsten selbst mit Hand anlegen zu dürfen, das waren ein paar winzige Verschiebungen der Pergamentfetzchen, zusammen vielleicht noch nicht einen Ruck von Zentimeterlänge ausmachend. Als es nun aber noch eine halbe Stunde dauerte, da empörte sich mein damals ziemlich nervöser Adam innerlichst über eine

solche Einladung, die mich den Qualen des Hungers aussetzte, und jener Nervenbedrückung, die mit jeder übermäßig langen, nur aus Anstandsgefühl aufrecht erhaltenen Aufmerksamkeit verbunden ist. Meinem Unwillen Luft machen und davonlaufen — das hätte mich erleichtert; aber ich war völlig preisgegeben, zu Hause und in den Gasthöfen würde ich nichts Warmes mehr bekommen haben. So war es wirklich mit einer gewissen Wut, daß ich endlich um dreiviertel 3 Uhr den ersten Bissen in Traubes Garten zwischen die Zähne brachte.

Man begreift, wie diese Umstände dazu beitrugen, jenes kleine Erlebnis mir besonders einzupräzen. Ich glaube den völlig in seine Aufgabe versunkenen Freund noch vor mir zu sehen, und ich glaube, Niemand hat ihn jemals in tieferer Versunkenheit sehen können. Nicht um Vieles hätte ich jetzt jene kleine Tortur missen mögen, mit der ich mir eine so kennzeichnende und in dem Bamberger Augenblick so rührende Erinnerung erkauft hatte. Vor kaum mehr als vierzig Stunden hatte ich die erhebende Trauerfeier am Sarge Ludwig Traubes auf dem Schwabinger Friedhofe bei München mitgemacht; genötigt aber, meine Rührung zu unterdrücken, weil ich selber sprechen sollte, und im Vorgedanken dieser Nötigung einen Tag lang befangen, hatte sich schließlich mein Gemüt so verhärtet, daß es mir selbst eine unangenehme Ueberraschung gewesen war; ich fand damals keine Träne. Hier in Bamberg, so weit entfernt von Traubes Wohnstätte und so völlig unerwartet, improvisierte nun das Schicksal, mit Personen und Sachen aus dem innersten Arbeitskreise Traubes eine nicht weniger ergreifende Trauerfeier, wie für mich ganz besonders bestimmt und nach der Mitte meines Herzens zielend; kein solcher Grund wie damals lag vor, mich zu bemeistern, und so kam es, daß noch bevor der Redner nach dutzendfacher Erwähnung Traubes zum letzten Mal seiner gedachte mit den trauervoll betonten Worten: „Auch hierüber hatte ich noch an Traube geschrieben; auf diese Anfrage konnte er mir leider nicht mehr antworten" — daß schon lange vorher all die Gedanken und Gefühle, die mich bestürmten, sich verdichteten in ein paar große Tränen, die mir über die Backen herabliefen.

Als der Vortrag beendet war, stieg ich hinauf auf die Galerie des Saales und warf noch einen Blick des Abschieds über diese stimmungsvolle Stätte. Ihr gedämpftes, der Farbenwirkung günstiges Licht war ganz besonders geeignet, die harmonische Schönheit eines solchen alten Bibliothekraumes mit seinen altersgebräunten Möbeln, seinen Vorhängen und verschossenen leuchtenden Miniaturen aufgeschlagener Folianten und vielfarbigen goldgeschmückten Einbänden hinauf bis zur Decke — in sanfter Pracht zur Geltung zu bringen. Der Geschmack der Bücherschränke, Balustraden und Verzierungen war kein klassischer, aber vollkommen einheitlich, alles war für einander und zusammenhängend ineinander gearbeitet in einem jener Uebergangsstile um die Wende des 18. Jahrhunderts, deren leise geschwungene Formen etwas scheinbar so einfaches, naheliegendes haben, und die doch nur denkbar sind als Nachwirkung, als Abbreviatur sozusagen mannigfacher vorausgegangener künstlerischer Entfaltungen. Traube liebte diese Stile; er hatte mir von dem schönen Raume vor Jahren erzählt und mir gesagt, wie wohl er sich darin befunden. Daran dacht' ich und schied.

23. November 1907. Hermann Brunn.

Der Karlsruher Arbeiter-Diskussionsklub.

Seit Jahren darf Karlsruhe den Namen einer aufstrebenden Kunststadt für sich beanspruchen. Mit Genugtuung zählt es bedeutende Künstler unter seine Mitbürger und freut sich ihres Wirkens.

Voll Stolz darf es jetzt auch auf ein Unternehmen blicken, das, aus den bescheidensten Anfängen hervorgegangen, einen ganz ungeahnten Erfolg aufzuweisen hat, und dem allerorts Nachahmung zu wünschen wäre. Soviel mir bekannt, handelt es sich bei dem hiesigen Arbeiter-Diskussionsklub (nicht zu verwechseln mit Arbeiterbildungs- und Volksbildungsvereinen oder dergl. mehr) um etwas — wenigstens in Deutschland — ganz Eigenartiges.

Kaum zwei Jahre sind es her, als einige Arbeiter mit dem durch seine sozialen Bestrebungen bekannten Arzt, Dr. Alfons Fischer, zusammentraten und den Arbeiter-Diskussionsklub zu gegenseitiger Anregung und Förderung durch Vorträge mit darauf folgender Aussprache gründeten. Als zweiter Akademiker kam bald noch ein liberaler Geistlicher, Stadtpfarrer Paul Jäger, hinzu. Der neue Verein hatte zunächst genau soviele Mitglieder wie — Vorstandspersonen. Erfreulicherweise gelang es diesen bald ihre Freunde und Bekannten für ihre Bestrebungen zu interessieren. Einer um den andern ging zunächst aus Neugier oder Gefälligkeit mit, um dann meist ein regelmäßiger Besucher dieser Abende zu werden. Es ließen sich bald auch Redner außerhalb des kleinen Mitgliederkreises zu Vorträgen bereit finden, die schon damals weite Gebiete, wie Nationalökonomie, Literatur und Religionsphilosophie umfaßten, besonders letztere erwiesen sich von großer Anziehungskraft, da die Redner es jederzeit verstanden, alles Schablonenmäßige und Dogmenhafte auszuschalten.

Seit Beginn dieses Winters ist der Arbeiter-Diskussionsklub mehr in die Oeffentlichkeit getreten und sofort der Gegenstand allgemeinsten Interesses gewesen. Er ist von vorneherein nicht nur liebevoller Aufmerksamkeit, sondern da und dort auch Mißtrauen und Mißbilligung begegnet, die inzwischen mehr und mehr und mehr gerechter, beinahe allseitiger Anerkennung gewichen sind. Man hat es sich abgewöhnt über die gegenseitige Förderung, das „gleichzeitige Lehren und Lernen“ zu spötteln. Man hat eingesehen, daß hier ernste Arbeit geleistet, daß nicht etwa mißverstandene Volksbeglückung und Aufklärung als — Sport getrieben wird. Aus allen Kreisen drängen sich die Hörer zu den Diskussionsabenden, so daß der Platz mitunter kaum ausreicht. Eine große Anzahl will nicht allein die Gastfreundschaft des Klubs in Anspruch nehmen, sie erklärt ihren Beitritt, und die Dienstagabende werden zu einem Ereignis in ihrem Leben. Jeder Vortrag bringt eine Reihe von Neumeldungen aus allen Schichten der Bevölkerung, d. h. der B e v ö l k e r u n g, die Freude an geistiger Regsamkeit hat. Wer es sich daran genügen läßt, schlecht und recht sein Tagewerk zu tun, dem wird das Leben und Treiben hier fremd und unverständlich bleiben. Da ist es aber — vor allem — der Arbeiter, der tagsüber schwer, oft in ungesundem Fabrikbetrieb, geschafft, den es doch in den Klub zieht. Er hat sich die geistige Frische bewahrt, dem Vortrage mit ungeteilter Aufmerksamkeit zu folgen und ihn durch seine Fragen und Einwände noch mehr zu vertiefen. Wie oft hat er dem Redner selbst ungeahnte Ausblicke

eröffnet, so daß er sich selbst wahrlich als „Lernender“ fühlen mußte. Wie verstehen es aber auch gerade diese Arbeiter für ihre Ansichten einzutreten und sie zu verteidigen! Mag auch der eine mitunter unbeholfen sein, sich manchmal in der Form vergreifen, so begegnet man doch einer überraschenden Anzahl gewandter Redner, die getragen werden von der eigenen Begeisterung. Und vor allem lernen die Mitglieder — Arbeiter und Akademiker, wie die Angehörigen anderer Stände — hier Eines, etwas Wertvolles für das ganze Leben: „Sich verstehen und die Ansichten des Anderen respektieren, auch wo sie den eigenen entgegenlaufen.“ Denn hier kommt jede Ansicht zu Wort, wie Mitglieder jedes Standes und jeder Partei, hier vertreten sind. Die sozialdemokratische Presse, die dem Klub zuerst etwas abwehrend gegenübergestanden, hat freimütig zugegeben, daß es sich hier um keinerlei Proselytenmacherei, weder in politischer, noch religiöser Beziehung, handle. Sie hat auch anerkannt, wieviel Schönes und Anregendes der Arbeiter von hier in sein mühevolles Tagewerk hinausnehmen könne, das ihn über den Druck des Alltags emporzuheben vermöge.

Die Vorträge im alten Jahre hatten an drei Abenden Lessings Nathan (Hoftheaterdramaturg und Schriftsteller Karl Wolff) umfaßt, ferner „Eisenbahnverkehr und Volkswirtschaft“ (Landtagsabgeordneter und Chefredakteur Kolb), „Strafrecht und Psychologie“ (Rechtsanwalt Gönner), einen Cyklus von Vorträgen über Bodenreform, Hygienische Mindestforderungen an Arbeiterwohnungen und das moderne Arbeiterhaus (Reallehrer Emele, Dr. Fischer und Hochschulprofessor Architekt Beck) und zwei religions-philosophische des Stadtpfarrer Paul Jäger über: „Der moderne Mensch und die Bibel“ und „Der moderne Mensch und sein Gottesgedanke“. Die neue Vortragsserie, die mit Prof. Boethlingk über den „Staat“ gleich nach Neujahr begonnen, weist eine Reihe der bekanntesten Namen von Gelehrten und feinsinnigen Künstlern auf, sowie Redner aus Arbeiterkreisen, denen man mit sicher berechtigten Erwartungen entgegensieht. Zu bemerken ist auch, daß sämtliche Darbietungen den Wünschen der Arbeiterschaft entsprechen, nicht etwa von den beiden Akademikern des Vorstands ausgewählt werden, wenn sie vielleicht auch mit manchem Vorschlage an sie herantreten. Sie haben auch das Verdienst, dem Klub die geeigneten Redner zu gewinnen. So bereitete Hans Thoma den Hörern mit seinen „Kunstbetrachtungen“ einen großen Genuß und weckte und förderte sicher in vielen Seelen das Verlangen zu immer tieferem Verständnis am Schönen. Seine „Kunstbetrachtungen“ finden die Leser der „Süddeutschen Monatshefte“ in diesem Heft. Sie werden aus ihnen ersehen, wie für die Mitglieder des Arbeiter-Diskussionsklubs, für diese schlichten Männer und Frauen, gerade das Beste gut genug ist.

Karlsruhe. Marie Schloß.

Possart als Lehrer.

Die Kunst des Sprechens. Ein Lehrbuch der Tonbildung und der regelrechten Aussprache der deutschen Wörter von Ernst von Possart. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Von Schauspielern haben wir gehört, daß Ernst von Possart, zu der Zeit als er Intendant der Münchener Hofbühne war, oft mitten in einer Probe mit den scharf und schrill hinausgeschleuderten Worten „Lauter Gulasch!" die undeutlich Sprechenden unterbrach, und nicht ruhte, bis sie, anstatt die Worte gulaschartig in einer Redesauce schwer erkennbar einherschwimmen zu lassen, deutlich artikulierten. Es vergeht kaum eine Schauspielaufführung, während welcher wir nicht den besten Sprechkünstler herbeiwünschten, daß er wieder mit den historischen Worten in die sprachliche Schlamperei hineinfahre. Der Naturalismus, der die deutsche Bühne verwüstet hat wie Nonnenfraß einen Nadelwald, hat auch die Ausbildung unserer ganzen Schauspieler verroht. Hoffnungsvolle Häringsbändiger lümmelten sich gähnend auf den Stühlen, kehrten dem Publikum den Rücken, vergruben ihre Hände in den Taschen ihrer Hosen, und spuckten die Wörter aus wie Zigarettenstummel: dies galt als der Gipfel der Natürlichkeit. Brachte gar ein mikrozephaler Affe das schwere Kunststück fertig, fünffüßige Jamben herunterzuhaspeln wie einen Mikoschwitz, so war die Welt um ein Genie reicher. Heute, da wir der Hypnose von damals nur mit Grauen und Beschämung gedenken, fangen wir an, den Umfang der Verwüstung zu sehen; jeder Theaterbesuch beweist uns aufs neue, daß die wenigsten unserer jüngeren Schauspieler sprechen können. Wer Possart in den letzten Jahren auf der Bühne sah, hatte das Gefühl, hier spiele der Letzte der großen Tradition. Sobald er den Mund auftat, war alles mäuschenstill. Man verstand jede Silbe: kalt und klar klang sie bis in die letzte Ecke des weiten Raumes hinaus. Man hatte die Ueberzeugung, die man durchaus nicht bei allen Darstellern hat: dieser Sprechende verstehe sogar den Sinn seiner Verse. Inzwischen hat Possart die Bühne verlassen. Aber auch jetzt noch tritt er vor uns hin und herrscht uns zornig an: Lauter Gulasch! und diesesmal geht es uns selbst an, nicht nur die Darsteller. Wie wenige unserer Prediger, Lehrer, Richter, Abgeordneten können deutlich, richtig, dialektfrei sprechen! Wie wird von Kind auf das Sprechen vernachlässigt und zu gunsten des Schreibens zurückgedrängt! Nur eine einzige Kategorie von Lehrern ist phonetisch etwas geschult, nämlich die Neusprachler. Alle übrigen sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist; aber den wenigsten ist er hold gewachsen. Beim Verfassungseide der neugewählten bayerischen Abgeordneten — so konstatierte ein spöttisches Blatt — konnte man hören „ich schwäre", „ich schwerre", „ich schwüre", „ich schwörre", nur nicht „ich schwöre". Auf den Kanzeln hören wir von „gelippten, in Christo versahmelten Zuherrern". Unsere Liedertafler singen von der „Sohne" und der „Wohne". Bekannt ist der Ausspruch des biederen Schwaben: „Das Schänschte und Erhabenschte in der Plaschtik ischt der Bruschtkaschte der Vänus von Milo". Dafür s-prechen sie in Hannover, Braunschweig und den Hanses-tädten von S-trümpfen und S-tühlen. Possart versucht nun, einheitliche Regeln aufzustellen. Nicht alles was er vorbringt ist glücklich. Er ist phonetisch offenbar nicht geschult und geht vom Druckbilde zu sehr aus. Eine Beschäftigung mit den Werken z. B. von Viëtor würde ihn vielleicht veranlassen, manchen Irrtum zu be-

richtigen. Aber Possart erhebt auch gar nicht den Anspruch, endgültige Vorschriften zu geben. Er will nur den Stein wieder ins Rollen bringen und dafür allein müßten wir ihm dankbar sein, selbst wenn sein Buch nicht reich an treffenden Bemerkungen wäre. Er will, daß wir endlich einmal uns der Sprechwillkür und der sprachlichen Verwilderung schämen, die bei uns viel weiter geht und tiefer wurzelt als in romanischen Ländern. Er verlangt, daß man wenigstens von Kanzel, Lehrstuhl, Gericht, Parlamentsrednerbühne und Schaubühne, anstatt aller möglichen Dialekte, eine Sprache höre. Ist dies Verlangen unbillig?

Freising. Josef Hofmiller.

Heinrich Ludwig, Ueber Erziehung zur Kunstübung und zum Kunstgenuß.

Unter dem Nachlaß von Heinrich Ludwig, dem Verfasser mancher bestgeschätzten maltechnischer Werke, finden sich mehrere Schriften über den Stand der neueren Kunst und Kunstgeschichte, die noch aus dem Anfang der 70er Jahre stammen. Sie wurden jetzt von J. A. Beringer (Mannheim) in den Studien zur deutschen Kunstgeschichte von Heitz in Straßburg herausgegeben und mit einer sehr warm geschriebenen Biographie Ludwigs aus der Feder von P. Knapp in Tübingen versehen. Nachgelassene Schriften zu veröffentlichen ist nicht immer leicht, am schwierigsten aber wohl, wenn sie dem Verfasser recht lang im Pult gelegen haben, ohne daß er ihre Veröffentlichung erreicht oder gewollt hätte. Den Leser überkommen sehr gemischte Empfindungen bei der Lektüre dieser Schriften eines ohne Zweifel sehr verdienstvollen, kenntnisreichen und hochbegabten Mannes, die überall den Stempel seiner persönlichen Tüchtigkeit und Feinfühligkeit tragen und doch sich nicht über das Niveau einer derben, aber unfruchtbaren Streitschrift erheben.

Der erste Abschnitt[1]) handelt über die angebliche Abstumpfung des Gesichtssinnes und streitet den Menschen von der Zeit des großen Krieges jene naive, aber künstlerisch so wertvolle „sinnliche Beobachtungsgabe“ ab, die die Völker und vor allem die Künstler noch vor wenigen Jahrhunderten gehabt haben. Wie unrichtig Ludwigs Anschauungen hierüber sind, wird vielleicht am besten und auch ganz unparteiisch durch ein Zitat beleuchtet, das mit der Kunst selbst nichts zu tun hat. Er schreibt: „Treten wir nun aber an die technischen Leistungen selbst heran und zwar an solche, deren Bedingungen und Schwierigkeiten sonst und jetzt die gleichen waren und geblieben sind, an Werke nämlich, die bestimmt sind, Lasten zu tragen und großen Widerstand zu leisten wie z. B. Wasserbauten. Aus älteren Zeiten stammende Werke dieser Art werden von Modernen öfters kritisiert wegen der Primitivität ihrer Konstruktion, wegen der Höhe ihrer Bogenanspannungen, wegen des Materialaufwandes und dergleichen mehr. Tatsache ist, daß solche Bauten in großer Anzahl, wo die Menschenhand sie nicht verwaltete, den Elementen, denen sie ausgesetzt sind, zum Trotz noch nach Jahrhunderten ihren Dienst tun, während der Fälle nicht wenige sind, in welchen, jenen zur Seite und unter ganz ähnlichen Bedingungen aufgeführte nach fort-

[1]) Zuerst erschienen in unsrem Juliheft 1906.

geschrittensten Methoden angelegte Brücken und Wasserleitungen in kurzer Zeit der Unbill der Elemente erlagen. Von Unsolidität und Nachlässigkeit, wie sie sich nur allzuhäufig bei derartigen modernen Bauten zeigt, kommt wohl bei ähnlichen aus guten Kunstepochen hergestammten gar kein Beispiel vor". Es scheint mir, daß jetzt, wo mehr als 30 Jahre seit der Niederschrift dieser Bemerkung verflossen sind, es nicht nötig ist, die zahlreichen Irrtümer dieser einen Stelle zu bekämpfen. Aber das eine soll doch gesagt werden, daß eben diese Stelle das Hauptargument für die Behauptung vom Niedergang der Beobachtungs- und Leistungsfähigkeit der neueren Zeit enthält und daß es um die anderen Argumente noch viel schlimmer bestellt ist.

Ein höchst sonderbares Kapitel behandelt „die Einmischung der Gelehrsamkeit in Kunst". Ludwig steht noch immer auf dem Standpunkt, daß nur der „Fachmann" etwas von Kunst versteht und nimmt Veranlassung, die ganze Kunstwissenschaft gründlich abzutun. Er macht wohl einige allgemeine Zugeständnisse, aber der Kern seiner Anschauungen ist doch, daß nur der „Künstler" in den Kunstfragen mitreden darf. Ich will hier den alten Streit, der bis zu einem gewissen Grade ebensowenig aussterben wird wie die Frage, ob der Mann oder die Frau der wertvollere Teil des Menschengeschlechtes sind, nicht neu beginnen: aber einen Gesichtspunkt, der meistens außer acht gelassen wird, möchte ich doch in Erinnerung bringen, den nämlich, daß die Kunst von vielen Seiten aus betrachtet werden kann und betrachtet werden muß: vom rein künstlerischen, oder rein technischen, vom wissenschaftlichen oder nationalökonomischen Standpunkt aus usw. Eine Vereinigung aller Möglichkeiten der Betrachtung gibt es in keinem Menschen, weder im feinsten Künstler noch im gelehrtesten Kenner. Ludwig selbst gibt ein gutes Beispiel dafür, indem er Theodor Mommsen heftig angreift, daß dieser auf die berühmte ficoronische Ciste hereingefallen sei und nicht bemerkt habe, daß sie aus zwei Teilen, einer köstlichen griechischen Originalarbeit und plump gefälschten Zutaten bestehe. In der Tat ist die Ciste ein einheitliches italisches Kunstwerk und Ludwig, der sein Erstaunen über des gelehrten Professors Mangel an Beobachtungsgabe sehr beredt ausdrückt, hat viel zu scharf gesehen. Im übrigen erzählt er manche Schnurren über schreckliche Pedanterien der „Kunstphilologen", die zu seiner Zeit wohl häufiger vorgekommen sein mögen als heute, aber er bedenkt nicht, daß jeder „Kunstphilologe" leicht imstande ist, für jede solcher Schnurren eine andere zu wählen, die einem „künstlerischen Fachmann" begegnet ist. Errare humanum est.

Der dritte Teil behandelt das Verhältnis des Staates zur Kunst. Hier sind wirklich fruchtbare und heute noch berechtigte Beobachtungen und Grundsätze ausgesprochen. „Die Staatsgewalt muß einsehen, daß die Kunst kein Küchen- und Nutzgewächs ist, dessen Pflege man der Diskussion abstrakter Nützlichkeitsdogmatiker anheimstellen darf. Hier wie anderswo soll sie begreifen, daß der heutigen Mittelmäßigkeit die Einsicht in edlere Dinge fehlt und daß, soll das Rechte geschehen, die einsichtsvolle Minderzahl trotz des Geschreies, das die Menge immer erhebt und erheben wird, vorangehen müsse. Haben denn das die kraftvollen Staatsmänner, welche jetzt bei uns das Ruder führen, nicht auch sonstwo getan, und haben sie nicht schließlich nach vollbrachter Tat des Volkes Segen geerntet." Es würde besser um Münchens Kunst und Kunstsammlungen stehen, wenn man weniger den angeblichen allgemein anerkannten Autoritäten geglaubt hätte, beziehungsweise glauben wollte, als vielmehr den Wenigen, die wirklich etwas verstehen und die natürlich nur wenige sein können.

Solcher guten Bemerkungen gibt es leider nicht viel in dem Buche, das nun einmal viel zu spät an die Oeffentlichkeit getreten ist. Es wäre vielleicht, sogar wahrscheinlich, zur Zeit seiner Entstehung von Nutzen gewesen; jetzt hat es nur mehr historischen und nicht einmal in dieser Beziehung unbedingten Wert. Interessant ist aber das eine, daß Ludwig mit ganz bestimmten Worten sich sowohl gegen Wilhelm von Kaulbach, wie gegen Piloty ausspricht. Er hält sich zwar im Ton sehr maßvoll, ist aber in der Sache höchst deutlich und man darf sagen, daß er Recht behalten hat, mit ihm allerdings auch jene „Kunstphilologen", die schon vor 30 und mehr Jahren ähnliches gesagt haben.

Erstaunlich ist nur das eine, daß Ludwig aus dem Verfall der auch von ihm sogenannten römisch-deutschen Schule und aus seinem Mißfallen an der Pilotyschule, die er die französisch-deutsche nennt, den Schluß zieht, daß unsere ganze damalige deutsche Kunst völlig am Holzweg sei. Er scheint nichts von Leibl und Menzel gewußt zu haben, hat auch nicht geahnt, daß in Männern wie Oberländer, der doch zur Pilotyschule gehört, Künstler großen Ranges schon damals in fruchtbringender Tätigkeit lebten; er hat endlich nicht bemerkt, daß aus der mit Piloty so eng zusammenhängenden Diezschule viel neues Leben hervorgehen sollte. Das ist nun eben doch das Traurige an dem Buch. Es ist im wesentlichen eine Anklageschrift gegen die damalige deutsche Kunst und kunstgeschichtliche Forschung. Ludwig verzweifelt völlig an ihrer Gegenwart und Zukunft; hat also nicht nur nicht gesehen, was jung und triebfähig, sondern auch was bereits schon kräftig und fest war.

München Karl Voll.

„Mola Koko!" Grüße aus Kamerun.

(Tagebuchblätter von Grete Ziemann. W. Süsserott, Berlin 1907. Mk. 6.—.)

Eine liebenswürdige Dame mit beneidenswertem Frohsinn schildert hier ihre Erlebnisse in Kamerun, die ihr als Hausfrau und Gehilfin des als Regierungsarzt tätigen Bruders geworden sind. Wann, wird nicht gesagt. Das Vorwort betont den Verzicht auf literarischen Wert, den man dankbar hinnimmt. Aber was ist literarischer Wert, namentlich in Reiseberichten. Das Buch ist trotz mancher Flüchtigkeiten angenehm zu lesen. Die rosige Stimmung, die durch alle Seiten geht, die Freude an der herrlichen Landschaft des großen Vulkans, die Güte und Nachsicht mit den Negern, deren Fehler nicht entgehen, und der Durchblick auf eine schöne Entwicklung, die Kamerun genommen hat, dank ehrlicher Arbeit, gewähren einen reinen Genuß, mitten in den Scheußlichkeiten, die sonst aus Afrika aufgetischt werden. „Mola Koko" soll ein Gruß der Backwiri sein, der Bewohner des Gebirges, und wörtlich heißen: „Ich grüße dich, lieber Vetter". Es heißt aber eher ungefähr „Mahlzeit". Denn Koko ist etwas Eßbares, was freilich auch der liebe Vetter sein könnte, wenn es nicht ein Wurzelknollen wäre.

Sehr erfreulich sind die guten Autotypien, die das Buch illustrieren. Die Ortschaft Duala muß sich seit dem Jahr der Flaggehissung 1884 stark verändert haben. Die wirren, struppigen Palmenhaine, in denen damals die Dörfer lagen, sind jetzt größtenteils abgeholzt. Schnurgerade, breite Straßen geben städtische Perspektiven, und die Schlucht zwischen Bell und

Akwa, einst ein stinkender Morast ist jetzt überbrückt. Nur einzelne Oelpalmen und die rundlichen Kronen dunkelschattiger Mangobäume ragen noch über den Dächern empor. Stattliche Regierungsgebäude, ein Kasino, ein Hospital und die Missionen sind luftig und großzügig angelegt. Statt in heißen Wellblechbuden wohnt man jetzt in steinernen Häusern. Auch Manga Bell, der wohlgestaltete Sohn des alten King Bell, hat sich einen Palast bauen lassen im heiteren maurischen Stil eines größeren Tingeltangels namens Alcazar oder Alhambra. Eine Innenaufnahme in diesem Palast voll prunkender Möbel zeigt ihn an seinem Schreibtisch. Er schläft aber immer noch in einer Hütte daneben, und auf einem anderen Bild steht er umgeben von seiner starken Familie, die fast sämtliche Grade eines Kleideranwuchses trägt. Seine Schönheit ist auch dahin, und er sieht sehr gealtert aus.

Festliche Empfänge mit Blumen, japanische Rikschas, in denen man fährt, und portugiesische Hängematten, in denen man sich tragen läßt, raffinierte Moskitonetze, Klaviere und Militärmusik sind einige andere stolze Zeichen einer schnellen Kultur. Und das schreckliche Grammophon hat sich auch schon eingefunden.

Auch oben in der Waldregion des großen Vulkans macht sich Europa schon sehr bemerkbar. Dort oben, wo man noch frieren kann, was übrigens dort viel schöner ist, als im Januar der Heimat, blinken jetzt helle Klosterburgen mit Nonnen und Patres vom Herzen Jesu. Auch Algäuer Kühe gedeihen dort oben, die täglich bis zu zwölf Liter geben, was die Tiere unten versagen.

Die glückliche Dame scheint vom Kranksein ziemlich verschont geblieben zu sein, was aber noch lange keine Gewähr ist, daß anderen die Gefahren des Klimas auch so angenehm fern bleiben werden, und die Mahnung, daß das gegebene tapfere Beispiel häufiger befolgt werden möchte, ist mit Vorsicht aufzunehmen.

München. M. Buchner.

Neckarschiffer.

Von Heilbronn abwärts bis zu seiner Mündung in Mannheim ist der Neckar leidlich schiffbar auch für größere Kähne. Man hat den Versuch in der Geschichte seit alters wiederholt, Cannstatt-Stuttgart dem Wasserverkehr anzugliedern. Es gab darum in früheren Jahrhunderten allerhand Rezesse und politische Verhandlungen. Auch gelang es einmal einer Cannstatter Spedition, sich zu Reichtum und großem Ansehen heraufzuarbeiten. Aber dieser Schiffsverkehr war immer ein künstliches Erzeugnis, das mit der Konkurrenz der Eisenbahn in die Bedeutungslosigkeit zurückversank. Es hat deshalb im Württembergischen, zumal oberhalb von Heilbronn, nie eine eigentliche Schifferbevölkerung gesessen. Denn die Flößer muß man als einen besonderen Stand ausscheiden. Der Neckarschiffer ist im Badischen ansässig, in den Dörfern zwischen Heidelberg und Heilbronn. Dort bestimmt er das Aussehen und den Charakter der Kultur.

Er hat den Gang und die Haltung der Menschen, die schwere körperliche Arbeit tun. Seine Haut, im Gesicht und an den Armen, ist braun gegerbt von Wind und Wasser und Sonne, und hart. Auf den Arm, die

Hand oder gar die Brust sind in blauer Farbe kunstvolle Linien, Namen, Anker oder sonstiges Zeug gezeichnet. Er trägt eine blaue Schildmütze, und an den Sonntagen eine kurze blaue glatte Jacke. Wenn das Schiff in Heilbronn oder Mannheim im Hafen liegt, auf Befrachtung wartet oder gelöscht wird, fährt der Schiffsherr heim ins Dorf. Dann hat er eine großmächtige Tuchtasche, die mit einem sehr bunten roten und grünen Bild geschmückt ist. Man trifft ihn auf der Bahn sehr häufig. Er ist ziemlich schweigsam und raucht einen höllischen Knaster. Als wir Buben waren, lehrte uns ein alter Schiffer die Vorzüge von „Maryland" und „blue Löwe".

Die Schiffer sind als Volksschlag merkwürdig genug. Ihr dörfliches Leben ist enge und einfach, ihr Beruf trägt sie verhältnismäßig weit durch die Welt und läßt sie manches von großen Städten und fremder Art sehen. Dadurch, daß bei den meisten die Frau mit den heranwachsenden Kindern das ganze Jahr in der Heimatgemeinde bleibt und eine kleine Vieh-, Acker- und Gartenwirtschaft betreibt, erhält sich beim Schiffer dieses Flusses der Zusammenhang zur kleinbürgerlichen, halbagrarischen Dorfexistenz. Aber innerhalb seines engen Lebensbezirkes und zwischen den übrigen Bewohnern der kleinen Städte und Dörfer hebt er sich heraus durch eine gewisse Selbständigkeit und Ueberlegenheit im Verkehr wie in seinem Unternehmen. Er ist der Mann, der viel gesehen hat, Mainz, Köln und Rotterdam, er tritt in Beziehung zu andern Berufen, zu den Handelsherren und Kontoren, die seiner Vermittlung bedürfen, er übt ein verhältnismäßig verantwortungsvolles Gewerbe aus, kennt keinen Herrn über sich (denn der Herr tut dieselbe Arbeit auf der Fahrt wie der Schiffsknecht) — was wunder, daß er ein gewisses bescheidenes aber sicheres Selbstbewußtsein zur Schau trägt. So ist er auch politisch ein freisinniger Mensch, nicht gerade in dem Sinn einer Parteizugehörigkeit, aber in seiner Art unabhängig und demokratisch gestimmt. Dabei hängt er sehr an seinem Tal und seinem Heimatland. In den 48er Jahren haben die Freischärler vom unteren Neckar eine ziemlich große Rolle gespielt, aber viel vernünftiges ausgerichtet haben sie auch nicht.

Ob sie sehr kirchlich sind, kann man schwer sagen; sie sind ja zu oft von zu Hause weg, als daß sich da ein einheitliches Bild geben würde. Das wechselt auch nach den Dörfern, manche gelten für schlimmer oder besser. Zum größeren Teil sind sie protestantisch, doch in Hirschhorn und Eberbach sitzen auch viele Katholiken. Die Hirschhorner gelten nicht recht. Die mittelalterliche Territorialgeschichte hatte die Ufer des Flusses in viele Fetzen zerrupft und eine einheitliche Entwicklung unmöglich gemacht: da war alles voll Mißtrauen, Fehde und Polizeigesetz. Deshalb sind die Dörfer in ihrem Wesen auch heute noch nicht recht zusammen gekommen, wiewohl sie nahe beieinander liegen. Doch spricht dabei auch einiges andere mit.

Vom Wesen dieser Leute sagt ein Kenner: „Derb hitzig; ein wenig mißtrauisch aber gutmütig, sind die Schiffer mehr derb als roh". Wie man hier die Worte des Urteils wählt, die Grenzbegriffe zwischen Tugend und Fehler, Lob und Tadel, das ist fast allzusehr eine Angelegenheit des persönlichen Temperaments. Der Schiffer kann hervorragend fluchen, doch soll dieser Brauch im Abnehmen sein oder doch im Vergleich zum früheren jetzt mildere Formen wählen. Sicherlich ist er grob, was bei seinem harten Handwerk nicht wunder nimmt, aber auch höflich, ohne devot zu sein, wenn er mit Leuten anderer Berufsklassen verkehrt. Er kann wild werden und fürchterlich schimpfen, wenn man auf der Fahrt vom Ufer aus den Spitzerhund, den er meist an Bord führt, durch Steinschmeißen rätzt. Das gehört zu den

Vergnügen der Lausbuben im Neckartal. Dann lärmen Herr und Hund um die Wette. Wenn der Schiffer im Hafen liegt, oder auch im Heimatdorf, wenn Geld da ist, wird ganz eifrig das Wirtshaus besucht, viel getrunken, geraucht und gesungen. Nach den Tagen der Arbeit will der Schiffer Unterhaltung und Geselligkeit; weil sonst die Möglichkeit fehlt, Geld auszugeben, darf dabei auch ein Stück draufgehen. Das Boot trägt fast immer ein kleines Faß Bier mit; auch kommt regelmäßig Fleisch auf den Tisch. Doch ist man auf der Fahrt solid, und da der Neckar eine ganze Menge böser enger und untiefer Stellen hat, ruhig und aufmerksam. Auch wird wenig gesungen, wie ja überhaupt der Mensch, der im Freien arbeitet, stiller zu sein pflegt, als der in geschlossenen Räumen sein Tagwerk hinbringt.

Das ist eine oberflächliche Skizze zu dem kulturellen Bild der Neckarschiffer. Ihre Geschichte, Volkswirtschaft, technische Wandlung und Entwicklung, soziale Lage, staatliche Bedeutung hat jetzt einen ungemein fleißigen Monographen gefunden. Dr. Hanns Heiman schrieb eine dicke, zweibändige Dissertation, die bei Carl Winter in Heidelberg erschienen ist (1. Teil 402 S. 13 Mk., 2. Teil 505 S. 16 Mk.). Aus diesem Buch kann man sehr viel lernen, geschichtlich, volkswirtschaftlich, sozialpolitisch: und wiewohl es geradezu erschöpfend ist, bisweilen zu Nebendingen führt, oder vielleicht auch eben deshalb, ist es eigentlich nie langweilig. Im ersten geschichtlichen Band gibts ja wohl Stellen, wo man vor Einzelmaterial zurückweichen will. Aber der zweite ist voll Leben. Ein fabelhaft getreues Porträt vom Wirtschaftlichen und Sozialen, eine feste organische Leistung, die übersichtlich von einer nicht unbeträchtlichen literarischen Begabung bewältigt wurde. In der Wirtschaftsgeschichte des deutschen Südwestens wird die Arbeit zweifellos eine starke Bedeutung behaupten.

Denn es handelt sich um so vollkommen landschaftlich begrenzte Dinge, und zu gleicher Zeit um einen Stoff, der nach der Natur des Gewerbes das ganze wirtschaftliche Leben in seiner Art zusammenbindet, an dem sich ein ganzer Teil allgemeiner Landesgeschichte aufweisen läßt. Diese Ecke des deutschen Bodens war in den alten Jahrhunderten ein Musterbeispiel vom Nebeneinander kleiner Territorien. Auf ein Gewerbe nun, das nicht angewachsen ist, das andern dient, das ach so gut kontrolliert werden konnte, warf sich die Eifersucht und Finanzweisheit der einzelnen Herren. Das macht die Vergangenheit recht munter, zumal neben der staatlichen Bevormundung immer noch die zunftmäßige Organisationspolitik einherlief.

Der erste Band des Werkes hat von diesen Geschichten reichlich viel; er weist aber auch die Entwicklung auf, die das Schiffergewerbe im 19. Jahrhundert genommen hat, bis zur Einführung der Schleppschiffahrt. Nun waren seit Napoleon die staatlichen Verbände etwas größer geworden, und mit der neuen Wirtschaftsauffassung unterlag auch das Schiffergewerbe einem neuen Geist. Die erste Hälfte und die Mitte des Jahrhunderts zeigten einen schönen Aufschwung und eine nicht durch Zwang, sondern durch freien Willen kräftige Organisation. Man war in jenen Jugendjahren des deutschen Kapitalismus voll Unternehmungslust und suchte dem Neckar einen brauchbaren Dampfschiffahrtsverkehr zu verschaffen. Aber das mißlang.

Denn inzwischen hatte die Eisenbahn ihre hellen Linien durch das Tal gezogen: sie beförderte rascher und sicherer und konnte dem Wasserverkehr die Höchstgrenze des Frachtentarifs diktieren. Die ganze wirtschaftliche Existenz des Gewerbes war bedroht und sie konnte nur durch eine gründliche technische Betriebsreform gesichert werden. Im Jahr 1878 legte man eine

Kette in das Flußbett und eröffnete die Schleppschiffahrt. Vorher waren die Boote von Pferden auf dem Treidelweg zu Berg gezogen worden. Das bedeutete eine Beschränkung des Schiffraumes. Nun mit dem Schleppdampfer eine unvergleichlich stärkere Zugkraft zur Verfügung stand, konnte der Schiffstyp wesentlich vergrößert und zugleich vom Holznachen zum Eisenboot übergegangen werden. Das ist unter dem Einfluß der Bahnkonkurrenz die fortdauernde Tendenz: Eisenschiff und größerer Typ.

Das Buch des Dr. Heiman bringt über diese Dinge furchtbar viele und auch interessante Zahlen und man kann sich bei ihm recht ausführlich in dem Betrieb und in dem sozialökonomischen Wesen dieser Leute umsehen. Das sozialpolitische Moment kommt dabei nicht zu kurz; aber es flieht hier alles Schema, weil der Betrieb, Arbeitszeit im ganzen und an den einzelnen Tagen, unendlich stark durch das Wetter (Eis, Hochwasser, Nebel, Wassermangel) wie auch durch die großen gewerblichen Konjunkturen bestimmt wird. Sehr wertvoll und methodisch interessant sind die sozialstatistischen Untersuchungen über Alter, Familienstand, Wohnung, Krankheit u. s. f. Den Lesern dieser Zeitschrft ist der gestorbene Frankfurter Gelehrte Schnapper-Arndt kein Fremder. Mit seinen Arbeiten über die Taunusdörfer hat Heiman dort etwas gemein, wo er das soziale Leben des „typischen Schifferdorfes“ Haßmersheim in Zahlen überträgt.

Für die Neckarschiffer wird die Frage der technischen Umwandlung wieder einmal brennend und damit ihrer Existenz. Sie befinden sich selber in einer vielleicht vorübergehenden wirtschaftlichen Krise. Dazu ist aus industrie-politischen Gründen für Württemberg die billigere Rohstoffbeschaffung eine sehr ernsthafte Angelegenheit geworden. Das rührt an die geplante Kanalisation des Nekars. Sie wird das Schiffergewerbe natürlich nicht überflüssig machen, aber es läßt sich nicht absehen, ob und wie sie in seine heutige Verfassung eingreifen wird. Kanalisation heißt nochmals: größerer Schiffstyp. Und der größere Typ heißt: größere Kapitalisierung. Heute noch ist die Neckarschifferei im Gegensatz zu der anderer schiffbarer Flüsse fast vollkommen kleingewerblich: ein Schiffer hat meist ein Boot (bisweilen natürlich auch mehrere), das er selber führt. Auf diesem Zustand beruht die eigentümliche kulturelle und fast landschaftliche Physiognomie dieser Bevölkerungsklasse. Es ist nicht nötig, die Zukunft mit sentimentalen Augen anzusehen; denn ein wirtschaftlicher Aufschwung führt alle seine Glieder in die Höhe. Aber doch möchte man wünschen, daß genossenschaftlich so viel Geld bereit stünde, daß am Tag der Betriebsumwälzung der bisherige Schiffer selber der Träger der neuen Form sei und nicht der Getragene. Wir wollen keine Romantik machen; aber auch nicht der wissenschaftlichen Resignation leben, daß die vielleicht kommende Form des vergrößerten Betriebes die alte Schifferbevölkerung dieses Tales verproletarisiere.

Berlin. Theodor Heuß.

Das Münchener Kaimorchester.

Die Stadt der großen Worte hat nun wirklich einmal eine Sache, die bisher in Deutschland nirgends ein Vorbild hat: Das Kaim-Orchester, die Gründung des Hofrats Dr. Kaim, seit vierzehn Jahren das einzige Orchester, das für den Konzertbetrieb im weiteren Sinne in Betracht gekommen war, hat sich aufgelöst. Der Allgemeine Musikerverband, eine augenscheinlich energisch gewerkschaftlich geleitete Organisation, hat über das Kaimsche Institut die Sperre verhängt, der Musik-Ausschuß der Ausstellung München 1908, der das Vertragsverhältnis mit Herrn Kaim kurz vor dem Zusammenbruch gelöst hatte, ist gleichfalls vom Musikerverband boykottiert, die von Herrn Kaim als kontraktbrüchig entlassenen 58 Musiker spielen, von der sozialdemokratischen Presse ostentativ empfohlen, im Löwenbräukeller Beethoven, Wagner und andere Meister, in der Tonhalle des Herrn Kaim dagegen wird ein zu ungünstiger Zeit, unter den ungünstigsten Verhältnissen zusammengewürfeltes Orchester von 30 und mehr Mann, darunter Schüler der Akademie der Tonkunst, angeworben und einexerziert: ein heilloses Chaos.

Die Münchener haben von ihrem Standpunkt aus recht, wenn sie die ganze Angelegenheit als eine ungewöhnlich unterhaltende „Hetz" ansehen, wenn sie heute in den Kaim-Saal, morgen in den Löwenbräukeller pilgern, heute Herrn Cor de Las als dem in der Not bewährten Führer der „in Treue festen" Streikbrecher, morgen hingegen dem Herrn Moosmüller, dem in Treue festen Dirigenten der kontraktbrüchigen Orchestermitglieder zujubeln, denen blutigrote Kränze zufliegen mit der Aufschrift: „Einigkeit macht stark."

Circenses, Circenses . . . .

Die Sache hat aber ein sehr ernstes Gesicht; es ist ein in der Geschichte der Musik unerhörtes Ereignis eingetreten, und es hat sich gezeigt, daß die berufenen Vertreter der öffentlichen Meinung wiederum völlig versagt haben, daß alles lehrhafte Gerede von den Aufgaben der „Kunststadt München" nichts gewesen ist als maskierte Ignoranz, abhängiges Lohnschreibertum und niedriger Konkurrenzneid. Und es hat sich gezeigt, daß das wertvolle und notwendige Unternehmen des Herrn Kaim seit Jahren morsch und faul gewesen ist.

Die Gerechtigkeit ist die undankbarste und törichteste Eigenschaft, die es gibt. Versuchen wir, gerecht zu sein.

Als im Herbst des Jahres 1895 der Kaim-Saal eröffnet wurde, hatte das von Dr. Kaim gegründete Orchester ein Heim gefunden; die Zentralsäle waren unzureichend gewesen, der Odeonssaal war dem tatkräftigen und zähen ehemaligen Tübinger Privatdozenten verschlossen. Weil bekanntlich der Wettbewerb im künstlerischen Leben so verwerflich und so segenslos ist. Der Saal war da; alles schien sich gut anzulassen. Aber — der Baumeister hatte sich verrechnet, zu Ungunsten des Bauherrn verrechnet. Man spricht von 400 000 Mark. Nehmen wir an, es seien nur 300 000 Mark gewesen, so war die Summe bedeutend genug, um die ganze geschäftliche Basis von Anfang an zu erschüttern. In den ersten Jahren ging trotzdem alles leidlich.

Herr Kaim hatte zunächst das Glück, in der Zeit des bedenklichen Niedergangs der Musikalischen Akademie unter Fischer und Stavenhagen die Existenzberechtigung seines Orchesters glänzend zu erweisen; er hatte entsprechende Sommerengagements, konnte auf die großen Chorvereine bestimmt rechnen und fand nach Zumpes Ausscheiden und dem kurzen Interregnum Ferdinand Loewes in Felix Weingartner einen Dirigenten, der nicht allein das Orchester zu Leistungen anspornte, die über dessen natürliche Potenz gingen, sondern der auch der rechte Mann war, ein empfängliches, dankbares Publikum an den unakustischen weißen Saal an der Türkenstraße zu fesseln. In materiellen Schwierigkeiten befand sich Dr. Kaim damals längst, aber die Münchener und auswärtigen Erfolge des von Weingartner geleiteten Orchesters machten ihn kreditfähig und immer wieder wurden große Summen für ihn in München aufgebracht.

Felix Weingartner ging und Georg Schnéevoigt kam — just in dem Moment, als die Akademiekonzerte unter Mottl in altem Glanze wieder erstanden waren, als der Lehrergesangverein, der Orchesterverein sich von Herrn Kaim abwandten und zu dem gefeierten Generalmusikdirektor übergingen. Nun kam zu der alten, unerträglichen finanziellen Last das sinkende Interesse des Publikums an den Kaim-Konzerten, der zweifelhafte Erfolg der Mannheimer Ausstellungssaison, eine qualitative Verschlechterung des Orchesters: und für alle Ausfälle gar kein Ersatz. Denn die Volkssymphoniekonzerte waren ökonomisch ohne Bedeutung. Und dann ging es abwärts, weil es so sein mußte. Herr Kaim war nicht mehr in der Lage, regelmäßig seinen Verpflichtungen nachzukommen, und Herr Schnéevoigt war nicht in der Lage, ein miserabel bezahltes, unlustiges Orchester in eiserner Disziplin zu erhalten, wäre dazu auch nicht in der Lage gewesen, wenn das Geschäft geblüht hätte und wenn Kaim auch nicht die Gepflogenheit hätte bei Insubordination von Orchestermitgliedern sich auf deren Seite, gegen den Dirigenten, zu stellen; denn Schnéevoigt ist kein großer Kapellmeister. Die Situation war nun so: Auf der einen Seite das Hoforchester, vom Publikum blind verehrt, von der Kritik maßlos gelobt oder mit unsagbarer Vorsicht behandelt — auf der andern Seite das Kaim-Orchester: Künstler ersten, zweiten und dritten Ranges, in unsicheren äußeren Verhältnissen, erbärmlich gezahlt,[1]) mit ihrem Dirigenten unzufrieden (an den Triumphen eines Orchesters ist immer das Orchester, an seinen Mißerfolgen immer der Dirigent schuld) und von der Kritik mit zahmem Wohlwollen, aber innerlich kalt und unlustig — jedenfalls ganz anders als etwa Ferdinand Bonn oder Herthas Hochzeit — behandelt. Als Chef des Orchesters aber ein Mann, der in ewiger Unruhe über das eigene Fortkommen und die Zukunft seiner zärtlich geliebten Schöpfung, verstimmt über die „ungerecht" kühle Kritik der Presse, durch Enttäuschungen verbittert, mit den Untergebenen, deren berechtigte Forderungen teilweise unerfüllt waren, gemeinsache Sache macht zu einem Vorgehen, das mit Naturnotwendigkeit zu seinem eigenen Falle führen mußte.

---

[1]) Bei der ersten Geige saß ein verheirateter Mann, der es nach elfjähriger Dienstzeit auf 125 M. monatlich gebracht hatte. Mehrere Mitglieder hatten 120 M. Dabei waren alle Instrumente mit Ausnahme der Baßklarinette, des Kontrafagotts und des Schlagzeugs, von den Mitgliedern zu stellen. Bei den Reisen, die neuerdings großenteils in Personenzügen gemacht wurden, bezogen die Leute in Deutschland 5 M. Diäten, in Oesterreich 6 K, in Holland 3 Fl. Hotels zu finden, die sie unter diesen Umständen bezahlen konnten, überließ Kaim seinen Mitgliedern.

Geschäftsleuten ist bekannt, daß gewisse, zu groß angelegte, Unternehmungen erst rentieren können, wenn sie in zweite oder dritte Hand gekommen sind. Es ist wohl klar, daß Herr Kaim diese für ihn besonders naheliegende cruauté des choses nicht hat in Ansatz bringen wollen. Aber die ihm nahe standen, wußten allmählich keinen anderen Ausweg mehr aus den Wirrungen dieses Betriebes. Sie hätten ihm nur eines aufrichtig gewünscht: In Schönheit zu sterben.

Auch dieser Traum ist zunichte geworden: es war ein häßlicher Abschluß. Ja, es war degoutant; denn es war alles so ungewöhnlich gewöhnlich, so gar nicht idealistisch.

Der Anfang war ein Protest des Herrn Kaim gegen die kritische Tätigkeit des Herrn Dr. Rudolf Louis. Der Protest war in der Form verfehlt, in der Sache ungerechtfertigt. Die Folge war, daß Herr Dr. Louis, was nicht klug von ihm war, anstatt ruhig und gewissenhaft seines Amtes weiter zu walten, die Veranstaltungen des Kaim-Orchesters „schnitt", bis er eines Tages wieder über die Leute schrieb, besonnen und wohlmeinend wie immer. Da er aber nicht nur lobte, sondern eben kritisierte, kam es zu einer albernen und widerlichen Demonstration des Orchesters gegen den Kritiker des meist gelesenen Blattes (der Münchner Neuesten Nachrichten) im Konzertsaal vor versammeltem Publikum. Das Volk — es war Beethoven-Abend — brachte dem Kritiker ein Pereat, den taktlosen Demonstranten aber stürmische Ovationen dar. Herr Kaim hatte gewußt, daß das Aergernis bevorstand; er hatte es nicht verhindert, er war mit dieser Art der Bewertung einer freien Kritik vollkommen einverstanden. Durch diese beabsichtigte Unterstützung eines disziplinlosen Streichs gekränkter Musiker hatte er sich nicht nur vor der öffentlichen Meinung unmöglich gemacht — er hatte das Heft aus der Hand gegeben: die Waffe, die er seinen Orchestermitgliedern verstohlen geliefert hatte, mußte sich gegen ihn selbst richten. Das von dem Beifall einer radaufrohen Menge und dem ermunternden Zuruf des zweitmeistgelesenen Blattes (der Münchener Zeitung) berauschte Orchester wandte sich in ganz unglaublichen Zuschriften an die Zeitungen gegen seinen ersten Dirigenten, Herrn Schnéevoigt. Er sollte daran schuld sein, daß einer Anzahl von Musikern gekündigt worden war. — Das stimmte nicht, denn das Musikkomitee der Ausstellung „München 1908" hatte die Entlassung der betreffenden Künstler durch Vertrag ausbedungen — aber es wirkte. Eine Konzertreise führt das Kaim-Orchester nach Mannheim. Der riesige Nibelungen-Saal des Rosengartens ist gut besetzt. Herr Schnéevoigt schickt sich an, die Holländer-Ouvertüre zu dirigieren. Pianissimo erklingen die Einleitungstakte, die wie Sturmwind daherbrausen sollen. Herr Kaim entläßt denjenigen, den er für den Rädelsführer hält, auf der Stelle. Das Orchester macht mit dem Entlassenen gemeinsame Sache, das Konzert wird abgebrochen, die Musiker bis auf Konzertmeister und Solocellisten, die ihr den Kollegen schriftlich gegebenes Wort gebrochen haben und dem Chef treugeblieben sind, außerordentlich gekündigt.

Die achtundfünfzig Herren, von denen einige zwanzig noch unter Weingartner gespielt haben, geben jetzt im Löwenbräukeller Konzerte: Beethoven, Wagner und andere Meister, und in der Tonhalle wird der kümmerliche Versuch gemacht, während des Münchener Karnevals — dieses Wort will viel sagen — ein Orchester aus dem Boden zu stampfen.

Hätte sich alles das nicht in München und nicht im Karneval abgespielt man würde sagen: Es ist das Ende des Kaim-Orchesters. Doch da, wo

Speidel und Mottl sich mit Sibertz[1]) verglichen, kann sich auch Kaim mit den Kontraktbrüchigen, Schnéevoigt mit Kaim, das Musikkomité der Ausstellung „München 1908“ mit den soeben Genannten und die Neuesten Nachrichten mit allen in diesem Artikel Genannten und Nichtgenannten, ausgenommen die Münchener Zeitung, vergleichen. Bis auf weiteres.

Dann gäbe es natürlich keine Gesundung, sondern jedenfalls eine Gnadenfrist. Manchem ist Gnadenfrist lieber als Krisis. Die wahren Freunde Münchens aber werden auch hier auf der anderen Seite stehen und für Gesundheit und Reinlichkeit plädieren in einer Sache, wo die Parteien zuviel von einander wissen und zuwenig von einander halten können. Diese wahren Freunde Münchens finden kein Ohr bei den Münchener Neuesten Nachrichten oder bei der Münchener Zeitung. Die Neuesten Nachrichten, die scheints für den musikalischen Teil, als Ersatz für den begabtesten Münchner Journalisten (Dr. Busching), eine ältere Ausgabe des Meyer oder Brockhaus eingestellt haben, haben neuerdings durch eine ganz unnötige Poussierung der Musikalischen Akademie und eine (cf. Wiesbaden!) faktisch ungerechte Zurücksetzung positiv guter Leistungen des Kaim-Orchesters dieses, ohne zu wissen was sie taten, gegen den Kritiker aufgestachelt, der an der „Kunstpolitik“ seines Blattes wohl unbeteiligt sein dürfte, und dem man höchstens vorwerfen kann, daß er die Bedeutung Schnéevoigts anfangs ebenso stark überschätzt hat, wie — alle seine kritischen Kollegen. Herr Dr. Louis aber hat mit den höheren Gesetzen der Münchener Musikpolitik kaum je etwas zu tun gehabt; dazu stand er dem Theater zu fern. Trotzdem wurde ihm alles aufgerechnet, was X. und Y. gegen die Neuesten Nachrichten auf dem Herzen hatten. Und das Blatt selbst hat nie, auch zu Buschings Zeiten nicht, ein Wort über die Krisis im Kaim-Saal gewagt; trotzdem wunderte sich die Redaktion sehr über die Teilnahme des Publikums an dem Skandal, dessen tiefere Ursachen man ihm tapfer verschwiegen hatte. Und da der Schuldbewußte immer den rührendsten Ausdruck für den Typus: gekränkte Unschuld findet, so war denn auch das redaktionelle Gerede von der Freiheit — Freiheit — der Kunstkritik dieses mächtigen Organs höchst effektvoll, jedenfalls aber effektvoller und sympathischer, als die breitspurige Philanthropie, mit der sich die, Münchener Zeitung genannte, Konkurrenz gegen Herrn Dr. Louis wandte, in dem man das Blatt mit der noch größeren Auflage und dem himmelweit überlegenen Inseratenteil tödlich zu treffen hoffte. Nichts ist es gewesen. Die Auflage ist nicht zurückgegangen, und die Verdächtigungen gegen den Kritiker mußten abprallen, obwohl Pianisten, die auswärts mehr gelobt waren, als in München von Herrn Dr. Louis, ihn schadenfroh und grundlos der Parteilichkeit ziehen, obwohl Hans Pfitzner, der niemals darangedacht hat, die Kaimkonzerte zu dirigieren, von den Denunzianten hereingezogen wurde. (Louis, der hinreichend verdächtig erscheint, Pfitzner für den musikalischen Genius unsrer Zeit zu halten, soll versucht haben, für seinen Prätendenten auf Kaim mittels Terror einzuwirken.) Alles um die Sache herumgeredet: alles Partei und Geschäft. Niemand aber hatte soviel Mut oder soviel Klarheit, um zu sagen, wie alles ward: weder die bürgerliche Presse, die sich vor dem Odium fürchtet, Kaim „ruiniert“ zu haben, noch die sozialdemokratische, die ihre Genossen vom alten Kaimorchester stützen möchte, noch die Pianisten, noch die anderen Herrschaften, die sich in der traurigen Sache bemühen zu sollen geglaubt haben.

[1]) Siehe unsern Artikel „Der Münchener Hoftheaterprozeß“ im vorjährigen Juliheft.

In Wahrheit mußte die Verbindung Dr. Kaims mit dem Musik-Ausschuß der Ausstellung „München 1908“ die Katastrophe herbeiführen. Der Ausschuß, in dem Künstler sitzen, die sich nicht von einem Kritiker beeinflussen lassen, hatte die Absicht, auf der Ausstellung mit einem Orchester ersten Ranges Musik ersten Ranges zu machen. Das Kaim-Orchester zu engagieren lag nahe: aber das Kaim-Orchester, wie es seit Herbst 1907[1]) zusammengesetzt war, stand nicht mehr auf der Höhe des Orchesters, das der Ausschuß hatte engagieren wollen: Herr Kaim hatte eine Anzahl älterer Orchestermitglieder durch jüngere ersetzt. Diese jungen Leute waren billig, aber sie waren nicht gut. Was alle Welt bemerkte: daß das Kaim-Orchester qualitativ gesunken war, das hat auch dem Musik-Ausschuß nicht verborgen bleiben können. Der Ausschuß verlangte daher von Dr. Kaim die Entlassung einiger namentlich bezeichneten Musiker aus künstlerischen Gründen, und Herr Kaim fügte sich diesem Verlangen — unter Berufung auf den bösen Musik-Ausschuß. Außerdem tat Herr Kaim nicht das Geringste, die törichte Legende zu zerstören, als schreibe Herr Dr. Louis seine „ungünstigen“ Kritiken im Auftrage des Musik-Ausschusses. Gemeinsame Not, gemeinsamer Zorn und ein gewisses Mißverhältnis zwischen verbrieften Rechten und finanziellen Verpflichtungen hielt dann Herrn Kaim und sein Orchester enger beisammen, als für die Sache gut war. In so unsicheren Verhältnissen ist die Disziplin zu Ende. Was jahrelang in der Verborgenheit bestanden hatte: die wirtschaftliche Unmöglichkeit des ganzen Unternehmens, das mußte in dem Augenblicke offenbar werden, als Dritte, in diesem Falle die Ausstellungsleitung, befugt wurden, über die Zusammensetzung des Orchesters ein Wort mitzureden. Trotzdem sind diejenigen Blätter, die bei dem ganzen Streit im Vordertreffen standen, über diese einzig maßgebenden Ursachen des Unglücks anscheinend gar nicht informiert gewesen, oder es war ihnen bequemer, nach anderen Gründen zu forschen.

Die Verdrehung der Situation ist nun aber noch weiter gegangen: sie hat, als das Kaim-Orchester nach den unerhörten Münchener Vorgängen in Mannheim zusammengebrochen war, zu Versuchen geführt, das Orchester trotz allem, was vorgefallen ist, neu zu bilden und Herrn Dr. Kaim die Möglichkeit einer ruhmvollen Fortfretterei zu geben. Wir halten dies Bemühen für völlig hoffnungslos, denn Herr Kaim ist weder als Geschäftsmann noch als Persönlichkeit befähigt, von vorne anzufangen und Vergangenes vergessen zu machen. Aber es ist so münchnerisch: Nur keine Krisen! Nach außen soll alles glänzen.

Man hat auch vorgeschlagen, die Stadtgemeinde München möge Saal und Orchester übernehmen. Dieser Vorschlag ist von dem unsern Lesern durch geistreiche Beiträge bekannten Musikschriftsteller Dr. Paul Marsop befürwortet worden.

„Comment, monsieur le saint, vous vous étonnez qu'il y ait une guerre en Europe dont je ne sois pas!“ schrieb Friedrich der Große am 24. Mai 1770 an Voltaire. Wäre es nicht erstaunlich gewesen, wenn der Fall Kaim ohne Herrn Dr. Marsop erledigt worden wäre? Nun, was von dieser Seite geschehen konnte, ist geschehen. Nicht aus Rücksicht — die könnte der alte ehrliche Kämpe sich mit Recht verbitten — sondern weil hier nicht der Ort dazu ist, mag eine Untersuchung der von ihm bei dieser Gelegenheit dargebotenen reichhaltigen Beiträge zur Geschichte seines inneren und äußeren

[1]) Nach der „Deutschen Musiker-Zeitung“ (Nr. 3, 1908) hat Hofrat Kaim vom 1. Oktober 1906 bis 1. Oktober 1907 gegen 50 (fünfzig) Musiker entlassen.

Lebens hier unterbleiben. Zur Sache: Herr Dr. Paul Marsop in Sestri Levante irrt, wenn er vom Ligurischen Meerbusen aus den Uebergang des Kaimschen Unternehmens an die Stadt für einen praktikablen Ausweg hält. Denn die Kommunalisierung des Instituts bedeutet seine Uebernahme mit Aktiven und Passiven — wohlgemerkt: Passiven! — und eine angemessene Entschädigung an Herrn Kaim. Nun ist aber Herr Kaim durch seine Schulden, das sind die Passiva, ins Unglück gekommen; soll die Schuldenlast durch eine kapitalisierte Entschädigungssumme erhöht werden, so kann das städtische Unternehmen nichts tun, als Fiasko machen. Umso eher, als bekanntlich städtische Verwaltungen immer teurer arbeiten, als private Unternehmer. Außerdem weiß Herr Dr. Marsop, daß die Stadtgemeinde München, die einen sehr bedeutenden Zuschuß zu den Festspielen im Prinz-Regententheater leistet und auch sonst für Kunst allerlei tut, auf Jahre hinaus aus schwerwiegenden finanziellen Gründen einfach außer stande wäre, die menschenfreundliche Idee des um Münchens Musikleben nach anderer Richtung hin verdienten Mannes zu verwirklichen. Eine Ablenkung vom geraden Weg ist dieser Vorschlag, und deshalb ist er gefährlich.

Die Zeit drängt. Schon hat sich ein Komitee gebildet, um Herrn Kaim abermals über Wasser zu halten. Zwangvolle Plage, Müh ohne Zweck. Das will nur verhindern, daß endlich geschieht, was doch geschehen muß.

München bedarf eines privaten Orchesters ersten Ranges. Herr Dr. Kaim scheidet mit seinem Orchester aus, auch wenn er für kurze Zeit gehalten werden sollte. Es bleibt nichts anderes übrig, als so rasch wie möglich einen gut fundierten Münchener Konzertverein zu gründen, der ein großes und gutes Orchester anstellt und unterhält. Die Bürgerschaft muß für die Sache interessiert werden, die Stadt wird einen Zuschuß für Volkssymphoniekonzerte geben und die Skandale der letzten Zeit werden sich nicht wiederholen. Aufgabe des Münchener Konzertvereins aber wird es sein, seine Musiker nicht nur einem hervorragenden Dirigenten anzuvertrauen, sondern ihnen auch wirtschaftlich und sozial eine sichere Grundlage zu geben. Die dankenswerten Untersuchungen von Marsop und Waltz haben das trostlose Elend aufgedeckt, unter dem noch viele, viele deutsche Orchestermusiker leiden, und das, was neuerdings über die besonderen Verhältnisse des Kaim-Orchesters bekannt geworden ist, gibt das Recht, von unverantwortlicher Nachlässigkeit eines Arbeitgebers, ja von Musikanten-Elend zu sprechen.[1]) Der Münchener Konzertverein wird Verträge aufstellen müssen, welche zugleich der Leitung des Orchesters die erforderliche Disziplin sichern und die Künstler des Orchesters zufrieden-

[1]) Die Kaimschen Verträge enthalten u. a. folgende Bestimmungen: „In Krankheitsfällen, die nicht durch Leichtsinn verschuldet sind, erhält Herr . . . seine Gage weiter, wenn die Dienstunfähigkeit durch den von Herrn Hofrat Dr. Kaim aufgestellten Orchesterarzt konstatiert ist, dessen Honorar von der Direktion in Abzug gebracht wird. Das Attest muß die vermutliche Dauer der Dienstunfähigkeit enthalten, und ist nach Ablauf der angegebenen Zeit zu erneuern, falls die Genesung nicht eingetreten ist. Bloßes Unwohlsein (Nervosität, Kopfweh, leichter Katarrh etc.) wird nicht als Krankheit betrachtet, wie überhaupt Weichlichkeit sich nicht mit dem Interesse des Instituts und dem Ansehen seiner Mitglieder verträgt. Das Simulieren einer Krankheit hat die sofortige Entlassung zur Folge. Nach Verlauf von zwei Krankheitswochen hat Herr . . . einen geeigneten Vertreter zu bezahlen, wenn nicht Herr Hofrat Dr. Kaim darauf verzichtet. Die Erkrankung ist vor dem nächsten Dienst anzumelden, so frühzeitig, daß noch für Ersatz gesorgt werden kann, widrigenfalls die in der Orchester-Ordnung festgesetzten Strafen ihre Geltung behalten. Während der Kunstreisen des Orchesters ruht die Gage des Zurückbleibenden, wenn nicht die Direktion sich veranlaßt sieht, eine Ausnahme zu machen."

stellen; die stramme Organisation der Musiker wird sorgsam über die Erfüllung dieser Verträge wachen, aber es wird auch die Aufgabe des Publikums sein, aus eigener Kraft dafür zu sorgen, daß sich ein „Fall Kaim" nicht wiederholt. Damit wäre zugleich dem guten Rufe der Kunststadt München nach außen hin und ihrem Musikleben ein wertvoller Dienst getan.

Das, was Herr Kaim in rastlosem Eifer und idealen Sinnes für sein Unternehmen geopfert hat — das ist freilich verloren. Indessen darf das beklagenswerte Schicksal dieses Mannes sich der Erfüllung künstlerischer Lebensaufgaben der Zukunft nicht entgegenstellen. Denn sein Schicksal ist unabwendbar, und die es aufhalten wollen, wissen nicht, was sie tun.

S. M.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.
Nachdruck der einzelnen Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet.
Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Wandern und Suchen.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

„Immer höher steigen die Berge, tief unten rauscht — der Bach", so sagt ein Natur- und Reiseschilderer von dem kleinen Tälchen, durch welches ich, der Wanderer, pilgerte, mit einer Sehnsucht im Herzen, die deshalb menschlich zu nennen ist, weil man sie allgemein verbreitet findet und weil schon eine große Literatur besteht um dahinter zu kommen, was sie eigentlich zu bedeuten hat, nach was dies Sehnen wohl sucht. Vielleicht ist aber die kürzeste Erklärung dafür die Unruhe des immer pochenden Herzens, aus dessen Takte das Leben sich zusammensetzt. — Nun sei dem wie ihm wolle, ich war wieder auf dem Wege nach einem Luftkurorte, wo die Seele gesund zu werden hofft — d. h. ich suchte nach einem solchen Orte. Ich habe einmal von einem Kurort des freundlich gelassenen Lächelns gesprochen — vielleicht — wer weiß — ist doch etwas daran und wenn es auch Phantasterei war, was ich sagte — der Mensch jagt ja doch schließlich seinen Phantasiebildern nach. — Ich wollte also nochmals suchen nach dem, von was ich träumte. Sollte es nicht am Ende doch eine solche Stelle geben, wo man nur noch freundlich lächelt und auch seiner eigenen Torheit, die doch jeden durch seinen Lebensweg getreulich begleitet, spottet und sich vielleicht ihrer sogar freut.

Wenn mich jemand gefragt hätte, wo wohl dieser Kurort des Lächelns gegründet werden solle, so wäre ich in große Verlegenheit gekommen und hätte keine Auskunft geben können. Dies drückte mich ein wenig und so ging ich auch diesen Sommer aus in rechtem deutschen Abenteurersinn, um zu suchen und wo möglich zu finden.

Ich kann nicht rühmen viel gefunden zu haben, aber doch will ich von den auf meinen Wegen mir begegnenden Abenteuern etwas erzählen, vielleicht findet aus allerlei Zeichen, die er herausliest, ein Nachfahrer den Weg dann doch besser als es mir gelungen ist. —

Wohlgemut ging ich von der staubigen Stadt fort, denn das Vorurteil, daß die Stätte solches Lächelns nur auf grünen Wiesen, in frischen Wäldern sein könnte, hält mich stark umfangen. — Ich wanderte durch das sanft ansteigende Tal, es war so grün und aus dem Buchwald wehte frische Kühlung — so daß das freundliche Lächeln mich anflog, aber nicht lange, da begegneten mir viele Automobile, Staub und Stank hinter sich lassend als den Anteil, der dem Fußgänger gehört; da verging mir schnell das Lächeln und ich schimpfte mit den Andern, fast hätte ich den Lausbuben entschuldigt der nach dem Automobil und seinen Insassen warf und den tückischen Fuhrmann, der rechts fuhr statt links und zögernd und fluchend auswich. Mein Gerechtigkeitsgefühl war erregt und sah dies Vorrechtnehmen der Automobilbesitzer auf der öffentlichen Landstraße als Ungerechtigkeit an. — Da war es mit dem Lächeln schon vorbei, denn der Gerechte lächelt nicht. — Da kam aber auf einmal ein äußerst freundlicher Automobilführer hinter mir her, er hielt still und fragte, ob ich nicht mitfahren wolle, es sei Platz neben ihm. — Ich überlegte wohl,

ob ich mich dem Teufelswerk anvertrauen solle, ich dachte an mein Alter, da wäre es doch schade und ich dachte an mein Alter, da ist der Schaden ja nicht mehr so groß. Ich weiß nicht wie es kam, auf einmal saß ich oben neben dem freundlichen Führer und die Sache schnurrte vorwärts. „Fahren Sie langsam Herr Schofföhr oder wie man Sie nennt — der Weg zur Ewigkeit ist gar nicht weit!" Er fuhr auch mir zu lieb wirklich langsam, und bald kam es mir vor als ob die Automobile doch nicht so übel seien als man sie verschreit — kein Staub und kein Stank belästigt den der darauf sitzt — es war doch gar schön so dahin zu fahren durch das Land — ob die Holzfuhrwerke richtig auswichen, das machte mir freilich jetzt schon Sorgen und ich fing schon an zu schimpfen über die Fuhrknechte, die halb oder ganz auf ihrem Wagen schlafen und ihre Gäule laufen ließen rechts und links und mitten auf der Straße wie die Viecher wollten. Wir kamen aber gut vorbei und Schimpfwörter huschten mit vorbei. Als ein Bube eine Bierflasche nach dem Auto warf, da stieg der Führer ab und ohrfeigte ihn, das fand ich nun ganz gerecht. Als die Landstraße schnurgerade vor uns lag und auch kein Fuhrwerk in Sicht war, da meinte ich, man könnte es schon ein wenig laufen lassen, dem Führer wars auch recht. Hei, wie flog das so schön dahin!

Das sind halt zwei gar verschiedene Standpunkte ob man auf dem Automobil sitzt oder auf der staubigen Landstraße geht. — Schon in der kurzen Zeit am ersten Tag zweierlei Gerechtigkeitsanschauungen — das kann ja schön werden! Ich wollte gern einen Ausgleich finden und da sagte ich: habt doch ein wenig Geduld mit einander ihr Staubmacher und ihr Staubschlucker, es kommt an jeden — alles hat seine Zeit — alles wechselt.

Das Auto setzte mich an einer rauhen Stelle des waldigen Gebirges aus — die Sonne neigte sich — ein Fußpfad führte aufwärts durch die Tannen, zwischen ungeschlachten Felsenblöcken und üppigen Farnkräutern — die Sonne sank schneller als ich steigen konnte, die Dämmerung kam — das Schwinden des Lichtes, mit dem sich so leicht ein Gefühl der Bangigkeit einstellt, mich fröstelte und die Baumwurzeln und verdorrten Stämme, die bemoosten Felsen gaukelten mir Ungeheuer von Gestalten vor — die von einem unsinnigen animalischen Lebensgesetz beseelt schienen — zu solchen Ungeheuern rettet sich doch noch die Seele, denn sie erträgt am wenigsten die völlige Oede lebloser Dinge. — Aber jetzt lächeln, nein, das konnte ich nicht — schwer zog ein Sorgenheer mit mir und der in den Tannen ächzende Wind schien mich zu höhnen. Die ganze Last meines vergangenen Lebens schleppte ich den steilen Pfad hinauf und manche Lieblosigkeit, die ich im Drang des Schicksales an dieser und jener Menschenseele begangen hatte, kam stark in die Erinnerung, so daß ich in dem Gefühle, das ein Verbrecher haben kann, dahinschlich. — Und nun ging ich der Nacht entgegen, einsam, ein Weg, auf dem keine Seele mir folgen konnte mit dem besten Willen nicht; der Ausdruck „mutterseelenallein" kam mir auf die Lippen; ich weiß nicht was er bedeutet, aber er schien mir so vielsagend, so geheimnisvoll. — Der Felsenpfad stieg hinan und ich dachte, wenn einmal die Höhe erreicht ist, dann ist alles gut, die Einsamkeit so hoch oben gehört ja doch zum Schönsten, was man haben kann, denn sie führt dazu, wo das Menschendasein so etwas sein kann wie Gebet, wozu es keine Worte braucht — es ist die Oede, die es verschlingt und die Stille, die es erhört. — Man kann freilich nicht lang in der Höhe bleiben, man fühlt sich in die Täler gezogen in den Qualm und die Qual des Menschentreibens, in der Städte Lärm und wenn auch dort das Unkraut Unzufriedenheit wuchert und die Nessel Neid, und wenn es auch aussieht als ob einer den andern den

Weg versperrte — man sucht halt doch immer wieder nach einem lieben Menschenangesicht.

Nun kam ich aus dem einengenden Wald heraus aus der Dunkelheit auf die Bergeshalde, die im Dämmerlichte lag, einzelne Silberdisteln leuchteten noch heraus, die im Scheine des Lichtes versunken, vergessen hatten ihre Kelche zu schließen. Am sprudelnden Bächlein hinauf zu seinem Quell.

Ein gastlich Haus nahm mich auf — müde Beine beruhigen gar oft den müden Kopf — und so erfreute ich mich an den Annehmlichkeiten, die da zu haben sind, ich vergaß gar vieles, was mich noch quälen wollte, nach dem Essen rauchte ich sogar eine Zigarre und las die „Umschau vom Dünkelsberge" bekanntlich eines unserer bestredigierten Blätter.

In der Wirtsstube saßen lebhafte Sommergäste, sie lachten und scherzten und ich freute mich, daß es so frohe Menschen gibt. — Vier hatten es an einem Tischchen schon zu der Gelassenheit des Skatspielens gebracht — die hätten mich wohl schön ausgelacht, wenn ich ihnen gesagt hätte, daß ich ausgezogen wäre, das Lächeln der Gelassenheit zu suchen und zu lernen. Sie hätten wohl gesagt, wir haben das schon längst, was Du suchst, wir wollen Dich Skatspielen lehren. Ob sie nicht am Ende auch recht hätten!

Aus dem Morgennebelglanz, den ich im Osten vom Schlafzimmerfenster übersah, der über den betauten Wiesen wie ein Silberschleier wallte, indem die aufgehende Sonne schon ihre Strahlen in den wolkenlosen Himmel hinaufschickte, ertönte feierlich der Gruß einer Wallfahrerschar, die auf dem Wege waren zum wundertätigen Bilde der heiligen Jungfrau: „Gegrüßet seist Du Maria Du bist voller Gnaden". — Ein gar eindringlicher Gruß der Erdenpilger an die himmlischen Mächte, an die Gnadenmutter. Wer ist gnädiger als eine Mutter, auch wenn es eine irdische ist.

Während meiner Wandertage sah ich unterwegs recht viele freundlich gut aussehende Menschen, so daß ich oft dachte, da herum muß die Gegend sein, wo es leicht wäre eine Kuranstalt für gesundheitsmäßiges Lächeln zu gründen. Ich forschte auch recht vorsichtig nach, wie man es bei derartigen Sachen tun muß; — man darf seinen eigentlichen Zweck nicht verraten, sonst werden die Leute scheu und denken: na, bei dem haperts! Ich horchte die Leute aus, und da ich einen weißen Bart habe, so hatten sie ein gewisses Zutrauen und erzählten mir gerne — ihre eigenen Geschichten und die ihrer Nachbaren. Ach ja! es war eigentlich immer die alte Menschengeschichte — meist zum weinen, auch oft zum lachen, zum lächeln war es selten. Anklagen gegen Gott und die Welt, ein Aufbäumen gegen das Schicksal — für welches man bald ein böses Weib, eine Schwiegertochter oder so was, einen ungeratenen Sohn, einen tückisch-neidischen Nachbar, einen alten Juden, was weiß ich was alles, verantwortlich machte. —

Es gibt keine solche Gegend wie ich sie suche, ich lächelte über mich selber, daß ich so etwas suche bei uns von allen Lebensmächten abhängigen geplagten Menschen — bei den Menschen deren jeder so gerne die Wunde und den Schaden aufdeckt, den der andere hat; wo der Splitter im Auge des Bruders so gut gesehen und erkannt wird, vermutlich deshalb, weil er vom gleichen Holz ist wie der Balken im eigenen oder ein Span ist von diesem Balken. Alle haben den Egoismus als Haupttriebfeder zur Erhaltung des Lebens erkannt und anerkannt. An dieser Erkenntnis könnte eigentlich das Menschenwesen zu grunde gehen — wenn nicht unter den Massen zahlreiche unverbesserliche Optimisten sich befänden — man möge sie meinetwegen die leichtsinnigen heißen — aber sie wirken doch gut in der Allgemeinheit.

Gar oft hörte ich die Klagen Hiobs — dies alte Lied, wohl der tiefste Aufschrei aus menschlichem Elend; — statt dem lächelnden Menschen begegnete ich auf allen Wegen dem klagenden Menschen. Ich hörte wohl singen und lachen, doch hörte ich auch gar viel klagen und weinen und fluchen. — Dem lächeln, wie ich es mir einmal als Ausdruck der Gelassenheit, der Ergebenheit gedacht hatte, dem begegnete ich fast nie. Gramdurchfurchte Gesichter erzählten mir Leidensgeschichten, und schon aus Kinderaugen starrte es mich wie Furcht vor dem Leben an. Flackernde Unruhe und lauerndes Mißtrauen in so vielen Augen. — Den Ausdruck unsinnigen Hochmuts sah ich, vom Zorn verzerrte Züge, den blassen Neid mit dem scheuen Geiz, die frech lachende Wollust, die Menschenverderberin, die stete nach Opfern ausschaut, mit ihr im Bunde die lallende Völlerei und die stumpfe Trägheit, die sich allen Leidenschaften willenlos hingibt.

Ich sah auch einen Straßentumult, der einen Verbrecher für einen Märtyrer erklärte und ihn den Händen geordneter Gerechtigkeit entreißen wollte, die Opfer der Verbrechertat in frechster Weise anschuldigend. — Stehen denn all diese Tausende schon soweit jenseits von Gut und Böse? In dem Katechismus eines Bauernbübleins fand ich wieder Name und Zahl der Todsünden und ich sah die sieben wieder so deutlich, — daß ich sie malen könnte, wenn ich Impressionist wäre — und doch habe ich wie die Allzuvielen geglaubt, daß diese alten Gestalten schon längst aus der modernen Welt entfernt seien, ja, daß man sie durch Umkehren zu Tugenden gemacht habe — so daß man aufatmete: Gott sei Dank, nun gibt es keine Sünde mehr. Man liest es ja aus den Zeitungen, daß der Staatsanwalt freilich sehr genau ist, daß aber der Verteidiger eigentlich das Wunder vollbringt, aus Verbrechern Helden zu machen, und daß gar viele es schon zu einer wahren Virtuosität gebracht haben im Umwerten alter Werte. — Es gibt Prozesse, in denen die Verwirrung wirklich groß ist, und da das Mitleid nun auch als nur Sklavennaturen anhängende Schwäche, abgeschafft werden soll, so ist die Not oft groß, und wer recht hat, das ist gar nicht mehr so einfach zu sagen. — Hier darf ich meine Rückständigkeit bekennen, denn eigentlich freue ich mich jedesmal, wenn ein Verteidiger ein kleines Spitzbüblein frei bekommt. Wie ichs mit den großen halte, das sage ich nicht, ich brauche ja nicht alles zu sagen, wie man es muß, wenn man als Sachverständiger vor Gericht steht. Doch ich glaube, daß ein Reisebeschreiber so eine Art Verpflichtung hat, zumeist über das Gute und Angenehme was ihm begegnet ist zu berichten, und das tue ich gerne, zumal ich auch in eine Gegend kam, wo man es noch für schicklich hält, einem jeden Begegnenden ein freundlich Wort zuzurufen, und für unschicklich, ohne Gruß an jemand vorüber zu gehen. — Freilich sind die Landleute dort auch schon etwas mißtrauisch geworden, denn die Stadtherren sehen oft finster drein und erwidern den Gruß nicht, weil sie nicht vorgestellt sind. — Zwar, auf den jetzt höchst seltenen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus — auf den die Antwort „in Ewigkeit!“ lautet, der schon eine Art von Bekenntnis erfordert, kann nicht jeder eingehen. — Das: Grüß Gott! ist immer treuherzig und vertrauenserweckend, es ist ein Brudergruß, in dem nichts untertäniges liegt, sondern Gleichberechtigungsgefühl — aber das ist jetzt auch schon ein altmodischer Gruß. Guten Morgen — Tag — Abend — Nacht, das sind recht schöne Wünsche, und das innige „behüt Gott!“ ist doch auch schöner, als das gedankenlose, oft recht schnodderige Adieu.

Einige Zeit hatte ich einen frohen Wandergesellen und wie wir so übers Land gingen, hatte er für jeden Begegnenden ein freundliches Wort, sei es

auch nur ein gutmütiges Scherzwort oder ein Wort freundlicher Aufmunterung, jedem Kind, das uns begegnete, sagte er etwas Freundliches, oft auch etwas Neckisches, das ja Kinder so gut verstehen. Wenn Bauersleute auf dem Felde arbeiteten, so rief er weit hinüber: „Seid nur nicht gar zu fleißig!" Wenn sie ihr Vesperbrot verzehrten, ermunterte er: Laßts euch gut schmecken! Dem Wanderer, der am Weg im Schatten rastete: „Da tut's es" — eine Aufmunterung, daß er seine Ruhe genießen möchte. Am Morgen rief er den Arbeitenden gleichsam als Lob: „Schon so früh"! — am Mittag: „Aber jetzt machts heiß" — wie ein Mitgefühl, am Abend war sein Zuruf: „Machet bald Feierabend." — Den muntern Mähdern rief er zu: „Haut's es, haut's es"! — denen, die den Heuwagen ladeten: „Ladet nicht gar zu schwer"; der Nießende bekam sein: „Zur Gesundheit" oder auch sein: „Helf dir Gott"! — Von überall her ertönte auch freundliches Echo — es war mir, als ob ein fröhlicher Säemann über das Land ginge, der gute Wunschworte den Begegnenden zuwarf. Auch mir wurde ganz wohl zu Mute, wie er seine Grüße so überall anbrachte, so daß ich ihm sagte, er sei ein wahrer Grüßkrämer, was das gerade Gegenteil von einem Griesgrämer sei. — Auch habe ich ihn von der Seite so recht scharf angesehen und gedacht, der würde wohl passen als Direktor einer Kuranstalt für Gelassenheit und freundliches Lächeln.

Wie gerne hätte ich nun den Lesern der Süddeutschen Monatshefte gesagt: die Kuranstalt ist gegründet, gehet nur hin, ihr werdet die guten Folgen an euch bald spüren — der Aufenthalt ist nicht teuer, bringt nur nicht so viel Gepäck mit. — Aber es ist noch alles gar weit zurück. Was hilfts, daß ich suche, wenn nicht eine Aktiengesellschaft m. b. H. zustande kommt. — Ich ging überall nach, wo ich freundliches Lachen hörte oder vermutete, es war immer anders als ich meinte.

Die Flinte ins Korn werfen und sagen, nur den nicht, das Leben trottet halt so seinen Gang dahin, wir können gar nichts machen, es spottet aller unserer Bemühungen — sich vor der Welt verschließen, in eine stille Klause — ein selbstgegrabenes Grab —

In solcher Stimmung ging ich einst durch den sonnigen Tag dahin, ich kam an einen Garten, in dem ein im Inneren fast verstecktes Häuschen war — ich blieb vor dem Tore stehen, denn aus diesem Garten erschollen seltsame Töne, so daß ich nicht wußte, soll ich mich nahen, soll ich fliehen. Etwas von einer Menschenstimme glaubte ich zu hören — aber es war ein Geplapper: Ra ra ra la la la ri ro, ni o a la ma mu me ba sa sa — dazwischen quickste es wie ein junges Schweinchen, dann hörte ich Töne wie man sie anschlägt, wenn man sich über etwas höchlich verwundert: ah, uh, uh oh oh ih ih — dann lachte es wie eine Turteltaube, dann bellte es au au au. Deutlich war auch der Ruf der Wildtaube: Gru gru, gru gru, ein Ruf, den die Tante im Schwarzwald mir, als ich noch Kind war, in die Worte einkleidete:

„Thade wo wit hi, go Staufa Frucht i kaufa,
Bring mer au e Mut, Thade zupf."

Nun schien die Stimme weinerlich, dann wieder fröhlich bis zum jubeln und jauchzen. —

Ich konnte meine Neugierde nicht mehr unterdrücken und da ich doch auf Abenteuer ausgezogen war, wagte ich es, das Gartentor zu öffnen und mich an den Büschen hinzuschleichen, da — auf einem von Bäumen umgebenen Kiesplätzchen stand ganz einsam ein Kinderwagen und ich sah, noch ehe ich hinkam, zwei winzige Händchen und zwei Füßchen in der milden Luft empor-

zappeln, welche die Töne, die ich mir jetzt zu erklären wußte, begleiteten. — Da lag ein etwa 8 Monate altes Kindlein wie ein Heideröslein so frisch in den weißen Kissen, es sah in die von einem sanften Lufthauche bewegten Baumzweige, in den blauen Himmelsraum empor und sein Gelall und seine ausdrucksvollen Gebärden waren ein Zwiegespräch, welches das Kind mit der sich ihm erschließenden Natur hielt — es war ganz allein raumverloren in der großen Welt, mutterseelenallein, aber es war so ganz da — voll Jubel, daß es da war. — Ich trat zu ihm, nun sah es mich an, nicht gerade sehr verwundert, aber mit so blauen Augen, wie die Unendlichkeit über uns, groß, durchdringend, fast seelenforschend und es ging wie eine Frage von diesen Augen aus: Was willst denn du hier, alter Sünder? Wahrhaftig, ich hätte mich wieder still weggeschlichen aus dem Bereich dieser Augen, wenn nicht auf einmal ein entzückendes Lächeln über die Kindergesichtchen gegangen wäre, etwas so schönes, urfreundliches, so lieblich versöhnendes, daß ich vor Freude fast hätte weinen mögen — da war es ja das Lächeln, welches ich so eifrig gesucht habe — das Lächeln eines unschuldigen Seelchens, welches noch nicht lange aus der Ewigkeit her zur Verschönerung unseres Staub- und Atomengewirres menschliche Form angenommen hat.

Eine große Freudigkeit kam über mich — ich war dem Kindlein hold, ich war ihm dankbar und als ich es auch anlächelte, da wurde es ganz lustig und es lachte, seine zwei Erstlingszähnchen schimmerten aus dem Mündchen, es streckte die Händchen nach meinem Gesichte — es faßte mich bei meinem weißen Barte — und das junge Seelchen und die alte Seele waren auf einmal ganz gute Bekannte, die sich begrüßten.

Nun bin ich gar oft zu dem Kindlein gegangen und seine Weisheit schien mir groß, denn ich verstand sein Lallen, sein Lachen, Jubeln und Jauchzen. Von seiner Frohheit ging Trost aus und Versöhnung mit allem Menschenschicksale.

Wenn ich an der Wiege dieses freundlichen Seelchens weilte, so verscheuchte sein Lächeln und Stammeln die finstersten Geister; wo alle Weisheit des Alters und alle Vernunftgründe nicht ausreichen wollten, aus diesen Kinderaugen leuchtete alle Weisheit und aller Sinn des Lebens.

Möge Leidenschaft toben und der zerreibende Kampf um das Dasein, die Menschheit wird doch nicht im Erdenschlamm zugrunde gehen: was alt und morsch ist, fällt zusammen, was liegt viel an dem Staub — immer wieder erscheint das Kind, die ewige Verjüngung, rein unschuldig von Ewigkeit her, ein gottgesendetes Wesen. Ich weiß wohl, daß auch dieses Kind zu den Allzuvielen gehört, die die Fülle des Lebens alljährlich jederzeit über die Erde ausschüttet, wie die Blumen des Feldes. — Für mich ist dies Kind ein „Vorzugsmensch" und wenn ich eine Blume betrachte, so liebe ich sie und sie ist für mich eine „Vorzugsblume". — Es gäbe wohl auch keine einzelne Löwenzahnblume mehr, wenn nicht das Füllhorn des Frühlings sie so millionenweise über alle Gefilde ausgebreitet hätte, diese gemeinste der Blumen, die in ihrer frechen Gelbheit so voller Lebenslust lacht, ich liebe sie und kann auch ihre Sprache verstehen.

Bekanntlich war es ein Bericht über das japanische Lächeln, der mich verführt hat, so was ähnlich Freundliches für Europa zu wünschen, d. h. wenigstens in irgend einer Gegend in Deutschland zu vermuten. — Der Wunsch war so übel nicht, aber er ist nicht durchführbar. Und ich bin recht bescheiden geworden — das Lächeln eines Kindes genügt mir, und wenn man das japanische Lächeln das Resultat einer alten Kultur nennt, einer ruhigen Ab-

geklärtheit, die von nichts mehr gestört werden kann, so halte ich das Lächeln und Jubeln eines Kindes, das neu in die Welt hineintritt, für so uralt, daß auch die japanische Kultur nicht sich damit messen kann — denn so ein Seelchen stammt aus der Ewigkeit her und daß es so freundlich lächelt, kann uns, die wir durch die Unruhe, die Hast, die Leiden des Lebens hindurchgedrückt worden sind und nunmehr an dem Ende stehen, zum Trost sagen, daß das Ganze, Können, Sein und Gehen, doch nicht so schlimm sein kann — und in einem innigen Zusammenhang stehen muß. Wir werden wohl nie ganz dahinter kommen, was und wie wir sind — so darf ich wohl sagen, wir sind sprühende Funken am Rade der Ewigkeit.

Bei uns Christenmenschen muß das Lächeln des Friedens, in welchem kein Zweifel mehr ist, daß alles gut sei so wie es ist, das zu seinem Schicksal vertrauensvoll ja sagt, recht teuer verkauft werden, und wir müssen den ganzen Jammer alles des Leidens, das auf der Menschheit liegt, anerkennen.

Der heilige Christophorus trägt das Kind, welches das Weltall in den Händen hält, durch wogende Wasser bei Wetter und Wind, und er muß fast brechen unter der Last seiner Liebe. Der stärkste Riese gehört dazu, um das Zarteste tragen zu können. Er ist gewiß ein Europäer. —

Wir haben keinen Buddha, der in Ruhe sitzt in Nirwana, vor dem Lust und Leid gleichgültig wird.

Unser Erlöser ist durch alle Bitternisse des Lebens hindurch uns vorangeschritten — Christus, der Gottessohn, der Menschen Bruder. — Er ist im Stalle geboren in Armut, eine Krippe bei den Tieren war seine Wiege. Der Menschensohn hat nichts gehabt, wo er sein Haupt hinlege. Der böse Feind hat ihn versucht. Die Feinde haben ihn verfolgt und trachteten ihm nach dem Leben, und er war doch der Sanfteste und hat allen wohlgetan. Der größte Menschenfreund hat uns ein Reich eröffnet, das nicht von dieser Welt ist; die Kinder, die Mühseligen und Beladenen, die Armen im Geiste, die reinen Herzens sind, die Barmherzigen, die Friedfertigen, die Sanftmütigen, die Leidtragenden, die Verfolgten hat er zu sich eingeladen. Er hat am Oelberge in Seelenqual gerungen; er ist geschmäht und geschlagen worden, Spott hat sich um ihn gerottet und hat ihm die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt; er wurde den Henkersknechten überliefert, die ihn ans Kreuz nagelten. Nichts blieb ihm erspart von all dem, unter welchem wir Sterblichen zu jammern haben. Unser Erlöser ist kein Gott, der uns das Lächeln leicht macht, indem er uns über die Leiden hinweg trösten will. Er stirbt am Kreuze, und ist dennoch Gott, Sieger über Tod und Hölle, der Auferstehende, der ewig Seiende. Wenn wir Christen als solche einmal lächeln, so hat das doch eine andere Bedeutung, als wir uns das japanische Lächeln vorstellen können, es kann eigentlich nur aus der heiligsten Tiefe der Persönlichkeit hervorgehen, aus dem Ueberwindertum, der Weltentsagung, dem Märtyrertum, das man b e w u ß t auf sich nimmt, dem getragenen Kreuze. —

Das was ich über das japanische Lächeln einmal gelesen habe, hat mich in eine gewisse Aufregung gebracht, ich dachte, wir wollen auch lächeln, dann folgen Ruhe, Frieden, Gelassenheit, mit einem Worte, Zufriedenheit, gleich nach. Nun ja, die Phantasie geht immer noch dann und wann mit mir durch — doch meine ich, daß ich immer bald wieder zu mir selber komme — wenn nicht, dann ist das Unglück auch nicht zu groß. Diesmal hab ich gesehen, daß es mit dem Lächeln bei uns nicht getan ist — und so sehe ich vermutlich meist selber wieder aus wie ein Bärenhäuter, verdrossen, maßleidig — ich weiß es selber nicht, wie.

Man darf aber das Lächeln auch nicht so ganz wörtlich nehmen, als ob es nur mit dem Munde geschehen könnte. Ich kenne Japan und sein Lächeln nur vom Hörensagen — aber ich kenne doch manches von japanischer Kunst, und die scheint mir allerdings zu lächeln, d. h., sie scheint mir der Ausdruck einer tiefen Zufriedenheit zu sein — sie sieht wenigstens gar nicht darnach aus, als ob sie von Professoren gemacht sei, die dabei schwitzen. Es ist alles so ruhig, so selbstverständlich, und ich glaube nicht, daß man dort einen Künstler, der seine Sache in stillem Seelenfrieden macht, gleich anfragt: Ja, wenn man nur wüßte, wo der eigentlich hinaus will. — Bei uns nämlich, muß der Künstler irgendwo hinaus wollen, immer etwas wollen, daher der viele Wulst in der Kunst. Er muß Zweck und Absicht bekennen und aussprechen können. Dafür, daß in der Kunst etwas aus dem stillsten Sein erwachsen könnte und sollte, diesen Begriff haben vielleicht noch ein paar Künstlernaturen aufrecht erhalten, sonst ist er schon längst vergessen. Die Japaner scheinen ihn noch zu haben. — Sie haben eine beflügelte Kunst, leicht wie die keines anderen Volkes, voll glücklicher Heiterkeit und mit dem Vollgefühl der Erfüllung alles Könnens, es ist keine Katzenjammerkunst, keine Kunst blutgierigen Willens, der das reizende Kinderspiel, das den Menschen vom Paradies her noch geblieben ist, immer erziehen zu müssen glaubt. Das japanische Lächeln liegt voll und ganz auf ihrer Kunst, kindliche Heiterkeit und harmloser Spieltrieb scheint ihre Wege zu leiten. — Wie schwer machen wir Europäer uns unsere Kunst. Ich kann nicht glauben, daß jemals in Japan so viel Wesens gemacht worden ist, so viel theoretischer Schwulst für Kunsterziehung und Einprügeln zum Farbenfleckensehen. Das ist ja oft die reine Schinderei, und doch soll es aussehen, als sei es nur so aus dem Aermel geschüttelt. — Die Kunst erscheint auf manchen Ausstellungen, wo sie so gehäuft auftritt, wie ein notwendiges Uebel, und doch sollte man ihr vor allem ansehen, wie „unnötig" sie ist — dies Freiheitszeichen, daß sie unnötig ist, sollte sie an der Stirne tragen, dann würde das Uebel von selbst wegfallen.

Uns bleibt aber Mühe und Arbeit nicht erspart, wir sind nun einmal so. Schwer, vielleicht gar nicht zu lernen, ist die Kunst, die leicht ist, und gar Wenige können sie erreichen; leicht zu lernen, so daß fast jeder Normalmensch ihre Ausübung lernen kann, ist die Kunst, die schwer ist.

Daß ich hier meine Freude an dem Kinde ausspreche, daß ich mir vom Kinde so viel sagen lasse, vom Kinde, dieser harmlosesten Fassung der Menschenseele, ist nichts Verwunderliches; es ist auch nicht etwa japanische Nachahmung, obwohl ich bei Lafcadio Hearn mit besonderem Vergnügen das gelesen habe, was er über die Kinderliebe und Kinderschätzung bei den Japanern uns mitteilt.

Unsre Philosophen haben, wie mir scheint, mit dem Kinde nie viel anzufangen gewußt, mit diesem so unmittelbaren Stück Leben; es ist mir wenigstens keiner bekannt, der das Kind besonders beachtet hat, das ihm doch gewiß jeden Tag über den Weg rennt.

Einer aber, der tief wie kein anderer in unser persönliches Leben hineingreift, hat die Kinder auf eine besonders hohe Stufe gestellt; beim Streit, wer der Größeste wäre, nahm er ein Kindlein, stellete es mitten unter sie, und herzete dasselbe und sprach zu ihnen: Wer ein solches Kindlein aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat. Und ein andermal, als seine Jünger die anfuhren, welche die Kinder zu Jesus brachten, ward er unwillig und sprach zu ihnen: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret

ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes, wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfähet wie ein Kind, der wird nicht hinein kommen.

Jesus hat wohl hiemit auf den Menschenkern, der im Kinde noch am ursprünglichsten vorhanden ist, hingewiesen, der wichtiger ist als alles drum und dran, was das Leben um diesen Wesenskern anhäuft und das ihn vielleicht trotz aller erworbenen Weisheit so verwirrt, daß ihn die Sehnsucht erfaßt nach der Einfalt, nach dem Einfachen und Urständigen — nach dem Kindsein.

Das Lächeln hat es mir angetan, und wie der Leser sieht, und es mir nachsehen möge, komme ich nicht sobald davon los, weiter zu einem „ernstern" Thema — auch wenn ich einmal einen Anlauf dazu nehme.

Über welchem von uns Menschenkindern hat es nicht das Lächeln irgend einmal angetan! Ein Lächeln kann den tiefsten Grund einer Menschenseele offenbaren — und wo zwei Seelen sich in tiefem Verstehen anlächeln, da kann ein Bund für das Leben entstehen, welchen vielleicht sogar der Tod nicht zerstören kann. —

Leicht gesinnt, leicht beschwingt dem Licht, dem Leben, der Lust entgegen, lockt sie das Lächeln über die Urgründe und Untiefen des unerforschlichen Daseins hinweg, führt und verführt sie zur Liebe, und die ist es doch, die das Leben lebenswert macht.

Weißt du noch Erdenpilger, wie das Leben auch dich einmal angelächelt hat und wie du es verstanden hast!

Wenn das Schicksal oder der Tod deinen Liebesbund zerstört und wenn dein Herz das einsame Grab deiner Liebe geworden ist, möge sie dann zu der Auferstehung jener Liebe hervorgehen, deren hohes Lied im ersten Korintherbrief Kapitel 13, wie mit Menschen- und Engelszungen erklingt.

Die Bildungsfrage als soziale Frage.

Von Karl Flesch in Frankfurt am Main.

Es gab eine Zeit, in der man von Erhöhung der Bildung, d. h. von Verbesserung der Volksschulen und erleichterter Gelegenheit zur Vermehrung des Wissens für alle Gewerbetätigen das Heil für unser Volk, die Beseitigung der Not und des Elends und die Ausdehnung des Wohlstands bis in die untersten Volksschichten erhoffte. Und es gab auch eine Zeit, in der eine große Partei mit der Einseitigkeit, die neuen Ideen so oft anhaftet, die Lehre verkündete, daß die soziale Frage Magenfrage sei, daß die Beschäftigung mit Bildungsfragen die Arbeiter eigentlich nichts angehe, sie wenig fördere, vielleicht sogar geeignet sei, sie von dem einzigen Weg zur Besserung ihrer Lage, der Gewinnung der politischen Macht, abzubringen.

Daß diese einseitige, in ihren Konsequenzen geradezu bildungsfeindliche Auffassung noch jetzt keineswegs überwunden ist, beweist z. B. der Aufsatz in der „Neuen Gesellschaft" vom 9. Januar 1907, in dem ein Sozialdemokrat, Laufkötter, über die „vergebliche Liebesmüh'" klagt, die er aufgewendet habe, um die Sozialdemokratie zu überzeugen, „daß sie doch nicht mit dem Knüppel kämpfen könne, daß die Bildung eine scharfe Waffe sei, die keine Kampfpartei entbehren könne."

Beiden Auffassungen ist gemeinsam, daß nach ihnen die Bildungsfrage und die soziale Frage nichts miteinander zu tun haben, oder vielmehr sich gegenseitig ausschließen. Führt die Vermehrung der Bildung für sich allein zur Beseitigung der Not und des Elends, so gibt es keine soziale Frage; und sind die Arbeiter zur Besserung ihrer Lage ausschließlich auf den Klassenkampf angewiesen, so bedarf es nicht der besonderen Beschäftigung mit der Bildungsfrage, weil ja die Unbildung der Arbeiter selbst nur eine Folgeerscheinung ihrer ungenügenden materiellen Lage darstellt.

Im Gegensatz zu beiden Auffassungen ist nun im letzten Jahrzehnt, hauptsächlich wohl durch die Anregung des 1890 begründeten Frankfurter Ausschusses für Volksvorlesungen und des 1889 von ihm abgezweigten Rhein-Mainischen Verbandes für Volksvorlesungen eine andre zu Tage getreten, diejenige nämlich, daß die Bildungsfrage eng zur sozialen Frage gehört; aber einen besonderen Teil derselben darstellt, für welchen insbesondere die Theorien und Formeln unanwendbar sind, die der Lehre vom Klassenkampf und von den, durch den Kapitalismus bewirkten unversöhnlichen Gegensätzen zwischen den wirtschaftlichen Klassen entnommen sind. Es ist vielleicht interessant, und gerade jetzt wo die Zweifel an der Unfehlbarkeit der Marxschen Theorien sich auch bei der Sozialdemokratie selbst mehren, wichtig, diese Auffassung der Bildungsfrage als sozialer Frage näher zu erklären und zu begründen.

Zunächst erscheint sie einen offensichtlichen Widerspruch in sich zu bergen: Bildungsbestrebungen sind die Bemühungen, bei sich selbst oder bei Anderen die Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln, über die jeder normale Mensch ver-

fügt, die aber bei den meisten infolge der äußeren Verhältnisse nicht zur Entfaltung gebracht werden können. Jede Betätigung auf dem Bildungsgebiet ist also individueller Art, entweder auf die Person des Bildungslustigen selbst, oder auf die begrenzte Zahl derjenigen beschränkt, auf die er in der Lage ist, Einfluß auszuüben. Im Gegensatz hierzu richten sich alle sozialen Bestrebungen nicht an einen bestimmten Personenkreis, sondern auf Erkenntnis und Besserung von Zuständen, die allgemein, für alle in derselben Zeit und unter denselben rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen Lebenden vorhanden sind. Aber der Unterschied ist doch nur ein scheinbarer. Die sozialen Bestrebungen haben es bekanntlich zu tun mit dem Studium der Ursachen und mit der Beseitigung der schädlichen Folgen der Ungleichheit, die z. Z. zwischen den verschiedenen Schichten der Staatseinwohner zu gewahren ist; jener Ungleichheit, die nicht etwa auf natürliche Verhältnisse (Alter, Geschlecht, Körperkräfte usw.), aber auch nicht auf das geltende Recht und die Gesetzgebung zurückzuführen ist. Sie hat sich, man möchte sagen ohne und gegen den Willen des Gesetzgebers in unser Recht und in das Volksleben eingeschlichen; und sie trägt die Schuld, wenn die Wirkung der staatlichen Einrichtungen, die alle auf der durch die Verfassung festgelegten Rechtsgleichheit aufgebaut sind, oft geradezu in das Gegenteil des vom Gesetzgeber Gewollten verkehrt wird. Solche Ungleichheiten sind vor allem diejenige des Besitzes, der Gegensatz zwischen reich und arm. Der Gesetzgeber unterwirft die ökonomisch Starken und die ökonomisch Schwachen — die „Unvermögenden" — denselben Vorschriften (Lebensmittelzölle, Besteuerung, Gerichtskosten, Dienstpflicht), ohne darauf zu achten, daß bei dem Wettbewerb, auf dem unsere gesellschaftlichen Zustände beruhen, der Schwache auf diese Art immer weiter herabgedrückt, der Starke immer mehr gekräftigt und der Gegensatz zwischen beiden immer größer wird. Solche Gegensätze sind ferner der zwischen Stadt und Land; vielfach, z. B. in den Vereinigten Staaten der Rassegegensatz (zwischen den rechtlich vollständig gleichgestellten Angehörigen der weißen, schwarzen und gelben Rasse); oder bei uns in Deutschland in den östlichen Provinzen der der Nationalität (Polen und Deutsche). Und als solcher sozialer Gegensatz erscheint uns auch derjenige, den der Bildungsunterschied schafft: Auf der einen Seite die kleine Minorität, die in der Lage ist, den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen, an den Darbietungen der Kunst Genuß und Freude zu haben; und auf der anderen die große Masse der Bevölkerung, die alle dem verständnislos gegenüber steht, deren Gesichtskreis, auch soweit nicht der einzelne geistig minderwertig oder moralisch mangelhaft ist, doch, infolge des ungenügenden Schulunterrichts, der langen, die ganze Kraft in Anspruch nehmenden Arbeitszeit, der kümmerlichen äußeren Verhältnisse allein von den Sorgen des täglichen Erwerbs, und allenfalls von den auf Besserung der Erwerbsbedingungen gerichteten Bestrebungen in Anspruch genommen ist. Zwischen ihnen und jener Minorität besteht rechtlich nicht der geringste Unterschied; unser Staat ist seit hundert Jahren auf dem Grundsatz der absoluten Rechtsgleichheit aller Staatsbürger der Beseitigung aller Standesunterschiede aufgebaut. Und doch sind die tatsächlichen Verhältnisse, nicht nur in der, bloß von den volkswirtschaftlichen Zusammenhängen beherrschten Sphäre des öffentlichen Lebens, der sogenannten Gesellschaft, sondern auch innerhalb des Machtbereichs der Gesetzgebung und öffentlichen Verwaltung derart, daß man wohl von der Alleinherrschaft der „höheren" und „besseren" Stände in Staat und Gesellschaft reden kann. Hat doch ein Mann wie Gneist schließlich, gewissermaßen um die Theorie mit den Tatsachen in Uebereinstimmung zu bringen, die gesamte Beteiligung des Volkes

an öffentlichen Dingen, das gesamte Ehrenamt und die gesamte Selbstverwaltung einfach für das begriffliche Kennzeichen von „Bildung und Besitz" erklärte! Von diesem Standpunkt aus hat die Bildungsfrage zweifellos nahe Verwandtschaft auch mit den politischen Fragen, deren Lösung die Gegenwart beschäftigt; und wir gelangen hiemit zunächst zu der Auffassung, daß die Bildungsfragen ohne weiteres als eine Angelegenheit der Gesamtheit unseres Volkes aufzufassen sind. Wir halten also für irrig die entgegenstehende Meinung, die in der Unbildung und ihren Folgen ein Uebel sieht, das eigentlich nur einen Teil der Bevölkerung angeht; nämlich die Ungebildeten, die das Bestreben haben müssen, sich von den ihnen anhaftenden Mängeln zu befreien, sich zum Erwerb besseren Verdienstes fähig zu machen, und denen die Bessergestellten hierzu uneigennützig und großmütig die Hand reichen sollen. Die Bestrebungen, die sich von dieser Auffassung aus entwickeln, zur Vermehrung der Lerngelegenheit über die Volksschule hinaus (Fortbildungsschulen, Wanderlehrer, Einrichtung populärer Vorträge durch gemeinnützige Vereine usw.), sind gewiß dankenswert. Aber sie erfassen die Aufgabe, um die es sich handelt ebensowenig ihrem ganzen Umfang nach, als jene, die sich mit der Minderung der Unbildung hauptsächlich um deswillen befassen, weil die Unbildung der Masse als Hemmnis bei Lösung der Aufgaben erscheint, die nach ihrem Ermessen dem Einzelnen oder dem Staat und der Gesellschaft gestellt sind. Gleichgültig ist, ob diese Aufgaben hauptsächlich auf religiösem Gebiet gedacht werden, d. h. ob man hauptsächlich die Sündhaftigkeit und Gottlosigkeit des großen Haufens bekämpfen will; oder auf dem wirtschaftlichen: man will den einzelnen Arbeiter und Handwerker, und dadurch die Deutsche Industrie konkurrenzfähiger machen; oder auf dem politischen: wenn z. B. in den sechziger Jahren die Führer der früheren Fortschrittspartei durch Begründung der Volksbildungsvereine den Einfluß ihrer Partei im Staat und das Wachstum des Liberalismus fördern wollten; — oder wenn die Sozialdemokratie für „die Weiterbildung ihrer Mitglieder" — nicht der Arbeiter im allgemeinen — sorgen zu müssen glaubt „um das Klassenbewußtsein des Proletariats zu stärken und die Energie seines Klassenkampfes zu erhöhen" (Vergl. die Leitsätze von Schulz und Frau Zetkin für den Parteitag der sozialdemokratischen Partei zu Mannheim 1906, S. 122 des Protokolls). Denn alle diese Bildungsbestrebungen, so sehr ihr Resultat: die Hebung der Religiosität oder Moralität, der gewerblichen Tüchtigkeit der Gesellen und Meister, die Vermehrung des Wissens unter dieser oder jener Gruppe von Staatseinwohnern — an sich erfreulich sein kann, fassen die Bildungsbedürftigen nur als Objekt der aufgewendeten Bemühungen auf, während sie bei unserer Auffassung der Bildungsfrage zugleich auch als Subjekt, d. h. als selbsttätig und bestimmend Anteilnehmende in Betracht kommen. Wir wollen ihnen nicht *unsere* Weltanschauung aufdringen, sie nicht zu Gläubigen *unserer* Religion, zu Anhängern *unserer* Partei machen; wir wollen einfach jedem Einzelnen Gelegenheit geben, aus dem reichen Schatz, den Wissenschaft und Kunst seit Beginn unserer Zivilisation aufgehäuft haben und täglich mehren, das zu nehmen, was jeder Einzelne für sich zuträglich hält und was er gebrauchen mag, wie er es für nützlich hält, gleichgültig zum Nutzen welcher Weltanschauung oder Partei. Und wir bekämpfen die Unbildung nicht, weil der Arbeiter mit schlechter Schulbildung weniger Lohn erhält, als der Besucher von Fortbildungsschulen; oder weil ein roher Mensch leichter und häufiger sündigt; oder weil wir „die Schulentlassenen für die aktive zielbewußte Anteilnahme am proletarischen Emanzipationskampf vorbereiten wollen", (a. a. O. S. 123); —

sondern weil die Unbildung selbst eine der wesentlichsten, vielleicht die wesentlichste Ursache der Zerklüftung und Zerspaltung darstellt, die durch unser Volk geht und die, wenn ihr nicht abgeholfen wird, unheilvoll werden muß.

„Ich aber frage, was haben Millionen Menschen, die mit Ihnen eine Sprache sprechen, Ihres Stammes sind und neben Ihnen leben, von all der Gelehrsamkeit, die Sie für sich und eine kleine Zahl wohlhabender und müssiger Leute erwerben? Wenn Sie zu meinen Arbeitern reden, die Leute verstehen Sie nicht. Wenn Sie von Ihrer Wissenschaft etwas erzählen wollten, meine Knechte würden vor Ihnen stehen wie Neger. Und ich sage Ihnen, solange dieser Zustand dauert, sind wir noch kein rechtes Volk."

Diesem tiefen und wahren Ausspruch Freytags aus „Die verlorene Handschrift (Band I, Buch I, Kapitel 4) möchten wir an die Seite stellen den eines anderen Mannes, der wie Freytag ein großer Gelehrter und entschiedener Gegner der modernen Sozialdemokratie ist; freilich aber nicht Deutscher, sondern Russe, nicht Historiker, sondern Naturwissenschaftler, nicht Monarchist, sondern überzeugter Anarchist. Es ist Zeit, daß wir uns gewöhnen, auch die Männer dieser Weltanschauung unbefangen zu würdigen; hat sie doch an sich mit gemeinen Verbrechen, politischen Morden und Attentaten ebensowenig zu tun, als die sozialistische oder die demokratische oder als früher die auf die Einheit Deutschlands gerichteten Bestrebungen der Burschenschaftler, die alle ganz wie jetzt die anarchistische, zu ihrer Zeit in den 70er und in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts und noch ein Menschenalter früher zur Zeit des Wartburgfestes für jedes Verbrechen verantwortlich gemacht wurden. Fürst Krapotkin, der berühmte Geograph, beschreibt in seiner Selbstbiographie, die unter dem bezeichnenden Titel: „Memoiren eines Russischen Revolutionärs" veröffentlicht ist, das hohe Glücksgefühl, das gerade die wissenschaftliche Forschung gewährt:

„Wer in seinem Leben einmal diese Freude des Forschers auf dem Felde der Wissenschaft erfahren hat, wird sie nimmer vergessen. Stets wird er nach ihrer Wiederholung streben, aber mit Schmerz wird ihn die Erkenntnis erfüllen, daß ein derartiges Glück nur so wenigen beschert ist, während es — in geringerem oder größerem Maßstabe — doch so viele erleben könnten, wären wissenschaftliche Methode und Muße nicht das Vorrecht einer Handvoll Menschen." (Teil 12, S. 4.)

Und er spricht an einer andern Stelle von den Freuden an den Naturschönheiten und an der Kunst, für die jeder, auch der ärmste und roheste, empfänglich sei:

„. . . Beiden ist tiefe Empfindung, beiden Ueberlegung und Denkkraft eigen; sie sind bereit, ihr Wissen zu erweitern; biete es ihnen nur! Schaff ihnen nur die Mittel zur Muße! Alle diese tönenden Redensarten vom Wirken für den Fortschritt der Menschheit, während die Fortschrittsbeförderer sich fern von denen halten, die sie angeblich vorwärtsbringen, sind nichts als Sophismen, die nur das Bewußtsein eines peinigenden Widersinns beseitigen sollen" (a. a. O. Teil 2, S. 17).

In diesen Aussprüchen der beiden durch Nationalität, Beruf, politische Meinung und Weltanschauung so weit von einander getrennten Männer ist, glaube ich, alles enthalten, was zu dem Nachweis gehört, daß die Bildungsfrage heute, im Zeitalter der sozialen Fragen selbst nichts ist, als eine dieser Fragen; und daß alle die pädagogischen, moralischen oder religiösen, volks-

wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkte, von denen aus man sie gewöhnlich betrachtet, streng genommen nur Nebenpunkte berühren. Und es ergibt sich aus dieser Auffassung auch ein weiteres Moment, das die wichtigsten Folgen für die Organisation aller derjenigen Bildungsarbeit mit sich führt, die mehr geben will als Ersatz für ungenügenden Elementarunterricht oder Erleichterung bei Erlangung eines höheren Tageseinkommens; und die mehr bewirken will, als Stärkung der religiösen oder politischen Partei, in deren Dienst sich die Gründer der Bildungsvereine und Bildungsschulen gestellt haben.

Zunächst negativ: Die Bildungsbestrebungen dürfen nicht Mittel sein, sondern Selbstzweck; die zu ihrer Förderung begründeten Organisationen müssen neutral, d. h. den Angehörigen aller politischen, religiösen, wirtschaftlichen Parteien offen sein. Neutralität in dem Sinn wie sie hier vertreten wird, ist aber durchaus nicht dasselbe wie politischer Quietismus, und hat insbesonders nichts mit dem zu tun, was die Sozialdemokratie als Harmoniedusele bezeichnet, d. h. mit den Bemühungen, die Parteiunterschiede verwischen und die Existenz der Interessengegensätze leugnen zu wollen.

Politische, wirtschaftliche, religiöse Dinge werden anders vorgetragen, je nach dem Parteistandpunkt des Redners. Selbst beim besten Willen ist es dem Lehrer kaum möglich, auf diesen Gebieten Tatsachen von Wünschen, Forderungen, Hoffnungen zu trennen, und dadurch die Hörer in ihren Ansichten und Meinungen zu beeinflussen. Keine Partei wird darauf verzichten, wenigstens die Hauptpunkte aus diesen Wissensgebieten den Parteigenossen und insbesonders der heranwachsenden Generation so zu zeigen, wie sie sich vom Parteistandpunkt aus darstellen; die Parteibildungsschulen der Sozialdemokratie, wie die Bildungsvereine auf konfessioneller Grundlage haben hier ihr natürliches und berechtigtes Arbeitsgebiet. So ergibt sich ganz ungezwungen zwischen ihnen und den Bildungsorganisationen auf sozialer Grundlage eine gewisse Arbeitsteilung. Denn diese werden, gerade weil sie Angehörige aller Parteien zu gemeinsamer Arbeit vereinigen wollen, bei der Behandlung von Gegenständen aus jenen Wissensgebieten vorsichtiger verfahren. Ohne sie gänzlich auszuschließen, werden sie doch Vortragsthemata, welche die Parteigegensätze unmittelbar berühren, vermeiden, und dürfen daher nichts einwenden, wenn die Parteibildungsorganisationen gewissermaßen ergänzend eintreten. Also ein Verhältnis nicht der Gegnerschaft, sondern viel eher der Arbeitsteilung, bei dessen Wahrung beide Teile nur gewinnen können. Niemand wird es einem sozialdemokratischen Bildungsausschuß verargen, wenn er zu Vorträgen über Grundlehren der Volkswirtschaft oder über Geschichte der Arbeiterbewegung Parteigenossen als Redner beruft. Arrangiert aber ein solcher, durchaus aus entschiedenen Parteimännern zusammengesetzter Ausschuß Kammermusikabende oder physikalische Vorlesungen, und läßt er als Hörer nur „gewerkschaftlich oder politisch organisierte Arbeiter" zu, so setzt er sich mindestens dem Verdacht aus, daß ihm die Bildungsfrage eben nur Mittel zum Zweck ist: um die Parteigenossen zusammen-, und vielleicht vom Verkehr mit anders denkenden fern zu halten. Und ganz ähnliche schlimme Mißdeutungen entstehen, wenn der Professor oder Beamte, der in einem Volksbildungsverein über die deutschen Kolonien oder über preußische Geschichte spricht, seiner Begeisterung für die Seegeltung Deutschlands, oder seiner Verehrung der Hohenzollerndynastie in einer Art Ausdruck gibt, die vielleicht in einer Versammlung der konservativen Partei ganz am Platze wäre.

Und noch ein zweites, gleichfalls mehr negatives Unterscheidungsmerkmal läßt sich feststellen. Alle andern Bildungsorganisationen, diejenigen, die haupt-

sächlich gewerbliche Fortbildung bezwecken, die im Dienst der politischen oder wirtschaftlichen Parteien stehen, wie auch die nur der Popularisierung der Wissenschaft dienenden Volkshochschulen usw. beruhen auf der scharfen Scheidung zwischen Lehrenden und Hörenden. Die Männer der größeren beruflichen Durchbildung, der größeren Erfahrung in den politischen oder religiösen Kämpfen, des ausgebreiteteren Wissens bestimmen, was den Gesellen und Gewerbtreibenden, was den Parteiangehörigen, was den von der Hochschulbildung Ausgeschlossenen dargeboten werden soll. Die Hörer haben sich der Autorität der Redner unterzuordnen, nicht nur sobald diese als Lehrer sprechen, sondern schon vorher, wenn diese die Gegenstände auswählen, über die den Hörern gut ist, unterrichtet zu werden. Im Gegensatz hierzu muß da, wo Bildungsfragen als soziale Fragen behandelt werden, davon ausgegangen werden, daß Jeder, der seinen Platz im Beruf und im Leben richtig und tüchtig ausfüllt, das Recht hat, bestimmend mitzuwirken auch da, wo Einrichtungen zu seinen Gunsten getroffen werden. Der Unterschied im Wissen zwischen einem Professor und einem Fabrikarbeiter ist gewiß groß. Aber ganz abgesehen davon, ob, wenn derartige Unterschiede meßbar wären, der Anschauungskreis der beiden weiter von einander abwiche als etwa der eines Professors der Mathematik und eines Professors der Theologie, so stehen beide doch als Staatsbürger wie als Männer einander gleich; und die Organisation, bei der sie zusammen arbeiten sollen, muß dieser rechtlichen und natürlichen Gleichheit Rechnung tragen. Hiergegen kann auch nicht eingewandt werden, daß ja das Interesse des Fabrikarbeiters an Erweiterung seines Wissens ein weit größeres sein müsse, als das des Hochschullehrers, der sich ein Opfer an Zeit und Arbeitskraft auflegt, wenn er sich zur Abhaltung von Vorträgen bereit erklärt, und deshalb wohl verlangen könne, selbst über das zu entscheiden, was er bieten will. Das gemeinschaftliche, und für alle Beteiligten gleichwertige Interesse, dem die sozialen Bildungsbestrebungen dienen, ist die Vermehrung des Verständnisses für wissenschaftliche und künstlerische Arbeit an sich. Das Uebel, das bekämpft werden soll und unter dem der Fabrikarbeiter und der Hochschullehrer gleichmäßig leiden, ist die Tatsache, daß Wissenschaft und Kunst zurzeit Privileg einer kleinen Minderheit geworden sind, so daß die Beschäftigung mit ihnen mehr zur Erweiterung als zur Verringerung der bestehenden sozialen Spaltung beiträgt. Und dies Uebel ist, wie beiläufig bemerkt sein mag, auch für die „Besitzer" von Wissenschaft und Kunst nicht nur ideeller Art. Die Hochschullehrer, Dichter, Maler, Musiker usw. haben das höchste materielle Interesse daran, daß der jetzige Zustand geändert wird, unter dessen Herrschaft sie zur Ermöglichung ihrer Arbeit und sogar zur Gewinnung ihres Lebensunterhaltes, darauf angewiesen sind, daß ihr Schaffen den Beifall „jener lächerlich kleinen Handvoll Menschen" findet, „die in allen Städten alle Theater, alle Konzerte, alle Gesellschaften, Bälle, Restaurationen und Weinstuben füllen, vermöge ihrer Ubiquität den Schein einer wunder wie großen Anzahl erregen und sich einredet, alles zu sein." [1])

Alle Bemühungen, die den Kreis der Teilnehmer an wissenschaftlichen

---

[1]) Lassalle, Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen. Lassalle berechnet diese „Handvoll Menschen" auf Grundlage der amtlichen Statistik des Jahres 1854 auf 11 400 Personen, die allein von den 17 Millionen Einwohnern des damaligen Preußens ein Einkommen von über Thlr. 2000 (M. 6000) versteuerten. Damit kann man, unter Berücksichtigung des gesunkenen Geldwerts, vergleichen, daß jetzt, etwa ein halbes Jahrhundert später Preußen rund 38 Millionen Einwohner hat, unter denen sich nur 100 300 befinden, die mit einem Einkommen von über M. 9500 veranlagt sind.

und künstlerischen Dingen erweitern, müßten daher von den Gelehrten und Künstlern, wenn nicht um der Sache selbst willen, so doch in eigenem Interesse gefördert werden; und schon deshalb sollte es sich von selbst verstehen, daß die Organisationen, die solchen Bemühungen dienen, nur auf der Basis der vollkommensten Gleichheit und Gleichberechtigung aller Beteiligten aufgebaut werden können.

Allerdings ergeben sich aus dieser Forderung eine Reihe Schwierigkeiten. Beteiligt an den Bildungsorganisationen müssen sein die Gelehrten und Künstler; aber auch die Objekte der Bildungstätigkeit, die Unbemittelten und zwar die Unbemittelten möglichst aller Parteien und Interessengruppen. Und beteiligt müssen ferner sein, diejenigen, welche die Geldmittel zu den erforderlichen Veranstaltungen schaffen sollen, also die Begüterten und Reichen, die sich „die reine Lust zum Geben" bewahrt haben, auch über die Geneigtheit der Ueberlassung einer Geldsumme an wohltätige Vereine hinaus, — oder die in vernünftigem und richtigem Egoismus erkannt haben, daß für sie selbst sich die Genußmöglichkeit erhöht wenn die Zahl derer wächst, welche die Möglichkeit der Kunstfreude und der Wissenserweiterung auch für sich beanspruchen.

Nun ist der Kreis der zur Mitwirkung bereiten Begüterten recht eng, selbst in den großen Städten; die meisten erklären, sie wollten die Halbbildung nicht fördern und nicht dazu beitragen, daß die Aermeren noch unzufriedener mit ihrer Lage werden. Und auch die Zahl der Gelehrten und Künstler ist nicht allzu groß. So ist es gar wohl möglich, aus beiden Kategorien diejenigen Leute heraus zu finden, die ihrer Stellung nach als Vertreter ihrer Berufsgenossen gelten können, und die zugleich Fähigkeit zur organisatorischen oder sonstigen Mitarbeit haben. Weit schwieriger ist es, die Bildungsorganisation so zu gestalten, daß auch die sog. unteren Klassen vertreten sind. Die Festsetzung geringer Vereinsbeiträge genügt nicht. Es fragt sich ja gerade, ob diejenigen, die auf Grund der nieder festgesetzten Beiträge Mitglieder werden, nach ihren Anschauungen und Forderungen ihre wirtschaftlichen Klassengenossen zu vertreten in der Lage sind, und ob diese mit der Vertretung durch die Beitragszahler einverstanden wären. Und ebensowenig genügt natürlich die Heranziehung einiger Arbeiter, kleiner Handwerker usw., die zufällig den mitwirkenden Gelehrten oder den Beitrag zahlenden Vermögenden als tüchtige Männer bekannt sind. So bleibt, wenn die Bildungsorganisation wirklich „im Volk" wurzeln, und nicht von oben her „für das Volk" bereitet sein soll, nichts übrig als der Weg, den man in Frankfurt a. M. gegangen ist. Der „Ausschuß für Volksvorlesungen", der sich dort zum Organ der sozialen Bildungsbestrebungen, sowohl derjenigen auf dem Gebiet der Kunst, als auf dem der Wissenschaft, der Musik usw. gemacht hat, hat dort allerdings den Beitrag niedrig angesetzt — auf eine Mark jährlich. Aber er hat sich vor allem, und zwar von Beginn seiner Tätigkeit, an alle Arbeiterorganisationen und alle kaufmännischen Organisationen gewandt, die nach ihren Statuten sich die Fortbildung ihrer Mitglieder zur Aufgabe gesetzt haben, sei es alleiniger Zweck, sei es neben ihren sonstigen beruflichen oder wirtschaftlichen Zielen. Diese alle, zuerst 1889, unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes, die „Kommission zur Wahrung der Interessen der gewerblichen Arbeiter", und später die Gewerkschaften, die christlichen Arbeiterverbände, die Gewerkvereine, die kaufmännischen Gehilfenvereine usw. wurden aufgefordert, Vertreter zu entsenden — ausgeschlossen blieben nur die vorwiegend religiösen und politischen Zwecken dienenden (die katholischen Gesellenvereine, der sozialdemokratische

Verein) — so daß sich jetzt über 60 Gewerkschaften und sonstige Vereine der verschiedensten Parteirichtungen im Ausschuß zusammengefunden haben. Dabei wurde zuerst geschäftsordnungsmäßig, dann statutarisch dafür gesorgt, daß in allen Kommissionen, die zur Führung der laufenden Geschäfte oder für einzelne Angelegenheiten ernannt werden, die Vertreter der Organisationen vertreten und regelmäßig sogar in der Mehrzahl sein müssen, eine Uebung, die dem Anerkenntnis der Notwendigkeit der gleichberechtigten Mitwirkung der bildungsbedürftigen Volksschichten den klarsten Ausdruck gibt. Allerdings ist auch diese Organisation keine vollkommene; und zwar einfach um deswillen nicht, weil eben nur ein Teil der unbemittelten Bevölkerung organisiert ist; fast, als ob man auf der Universität einen Studentenausschuß hätte, in dem nur die irgendwie korporierten Studenten, und nicht die Finken vertreten wären. Aber zunächst wird ein Weg, eine Vertretung der nicht organisierten zu erreichen, kaum zu finden sein; namentlich, da alles vermieden werden muß, was den Anschein erweckt, als sollten die bestehenden Organisationen um eine neue vermehrt, und dadurch in ihren Bemühungen, sich, jede ihren besonderen Parteiidealen nach, zu entwickeln, gehindert werden. Und sodann sind die meisten Leistungen des Ausschusses, insbesondere die unentgeltlichen Vorträge und die wissenschaftlichen Lehrgänge, jedem zugänglich, einerlei ob er zu den beim Ausschuß beteiligten Organisationen gehört oder nicht. Und es ist überdies, wie bereits bemerkt, die Mitgliedschaft im Ausschuß, — die das Recht zur Teilnahme an den, zur Feststellung des Programms und Besprechung der Jahresarbeit bestimmten Hauptversammlungen verleiht, — gegen den Beitrag von einer Mark jährlich für Jeden zu erlangen, der, als Eigenbrödler unter den Arbeitern, ohne Zugehörigkeit zu irgend einer Organisation auskommen und doch gerade in dem Ausschuß für Volksvorlesungen mitarbeiten will. Zudem bietet aber die Heranziehung der Arbeitervereinigungen große sachliche Vorteile. Die Delegierten erstatten ihrer Gewerkschaft Bericht über alle wichtigeren Fragen, die im Ausschuß oder in dessen Exekutivbehörde — in Frankfurt „engere Kommission" genannt — verhandelt werden. Die Arbeiter erhalten also genauere Kenntnisse über die Gründe, aus denen dieser oder jener Beschluß gefaßt wurde, dieser oder jener Wunsch nicht verwirklicht werden konnte, und jede einzelne Gewerkschaft kann durch die Weisungen, die sie ihrem Vertreter erteilt, direkt Einfluß auf die Tätigkeit des Ausschusses nehmen. Zugleich wirken aber die Arbeitervertreter auch als freiwillige Ordner bei den Vorträgen und Führungen; sie besorgen die sehr mühevolle und undankbare Arbeit der Verteilung der Karten zu den Volksvorstellungen, Konzerten usw.; jeder erhält soviel Karten, als der Mitgliederzahl seiner Gewerkschaft entspricht, und muß für die richtige Unterverteilung sorgen. Diese ganzen Veranstaltungen verlieren auf diese Art Alles, was an Geschenke, an Begünstigung braver Arbeiter durch die Arbeitgeber usw. erinnern könnte; und die Theaterverwaltungen wissen ganz genau, daß eben nur Arbeiter, und nicht Vermögende in den Besitz der Karten gelangen.

Weit einfacher ist der andere Einwand zu beseitigen: daß das Prinzip der gleichberechtigten Mitarbeit der Ungebildeten mit den Gelehrten und Künstlern und mit den reichen Leuten sich doch nicht durchführen lasse. Man redet von der einen Seite her den Arbeitern vor, daß sie ja doch nur Statisten seien; und man stellt von der anderen her als feste und keines Beweises bedürftige Tatsache hin, was eben nur Mutmaßung und Befürchtung ist: daß nämlich die Gewerkschaftsvertreter, die ja fast ausnahmslos politisch, d. h. sozial-

demokratisch organisiert sind, versuchen würden, den Inhalt dessen, was gelehrt werden soll, zu bestimmen, oder daß sie durch ihre ziffernmäßige Mehrheit Beschlüsse durchzusetzen versuchen würden, die mangels Geneigtheit der übrigen Mitglieder unausgeführt bleiben müssen. Die Erfahrung ist aber auch hier die beste Lehrmeisterin; sie hat gezeigt, daß eine wirkliche Zusammenarbeit, bei der beide Teile geben und empfangen, allerdings möglich ist. Fast ausnahmslos haben die Vertreter der Arbeitervereinigungen ihre Aufgabe richtig dahin gefaßt, daß sie dafür verantwortlich sind, daß die Veranstaltungen des Ausschusses nicht in Kollision kommen mit den Zielen, die sie sich in der Gewerkschaft oder als Angehörige dieser oder jener politischen Partei gestellt haben. Sie haben daher wohl einem vorgeschlagenen Thema oder der beabsichtigten Auswahl des einen oder des andern Redners widersprochen; aber Versuche, den Ausschuß gewissermaßen zu majorisieren oder seine Tätigkeit in die Gefolgschaft einer politischen Partei zu bringen, sind, wenn sie auch ab und zu von dem einen oder andern übereifrigen Genossen, und gelegentlich durch Angriffe gegen den Ausschuß in der Parteipresse usw. gemacht wurden, doch stets an der richtigen Erkenntnis auch der Arbeiter gescheitert, daß der Ausschuß und seine ganze Arbeit ein neutrales Gebiet ist, das von den wirtschaftlichen und politischen Kämpfen bei beiderseitigem guten Willen unberührt bleiben kann.

Freilich bedarf es, damit dieser Erkenntnis gemäß gehandelt werden kann, des guten Willens auf beiden Seiten. Zunächst in den Aeußerlichkeiten: es muß bezüglich der Zeit und des Ortes der Sitzungen und der Vorlesungen den Arbeitern entgegengekommen werden. Die Sitzungen können erst spät abends beginnen; sie dürfen nicht auf Tage gelegt werden, an denen regelmäßig oder ausnahmsweise politische Versammlungen stattzufinden pflegen, z. B. in Frankfurt nicht am 18. März und am 1. Mai, aber auch nicht, wegen der Gelehrten auf den 27. Januar; und auch nicht in Lokalen und Sälen, in denen die Arbeiter nicht verkehren wollen, sei es, weil das Lokal zu fein ist, sei es, weil der Saal boykottiert ist. Und sodann und vor allem, es muß von dem Grundsatz abgewichen werden, der zurzeit in nahezu verhängnisvoller Weise unser öffentliches Leben beherrscht, von dem Grundsatz nämlich, daß Alles als Wi.e der Gesamtheit gilt, was die ziffernmäßige Majorität der zufällig Anwesenden gefunden hat. Vorträge, gegen die sich Opposition erhebt, werden abgelehnt, ohne daß es darauf ankommt, ob die Gegner die Mehrheit haben. Es wird nie schwer sein, ein anderes Thema oder einen anderen Redner zu finden; es muß aber vermieden werden, daß durch den Ausschuß etwas ausgeführt wird, das ein Teil der Mitglieder als eine Schädigung ihrer politischen, wirtschaftlichen oder idealen Interessen betrachtet. Die gesunde Vernunft sorgt schon dafür, daß das jedem Einzelnen eingeräumte Veto nicht in kindischer und chikanöser Weise gebraucht wird. Und auch bei Wahlen für den Vorstand, die Kommissionen usw., muß, ob es in den Statuten ausdrücklich vorgeschrieben ist oder nicht, darauf gesehen werden, daß die Vertreter der Minderheitsparteien nicht gänzlich ausgeschlossen sind. Es muß bis zu einem gewissen Grad dasjenige erreicht werden, was Platz greifen würde, wenn in einer solchen Gemeinschaft, die ohne jede Rücksicht auf Parteiangehörigkeit zusammentritt, Proportionalwahl, d. h. Beteiligung aller Parteien an der Leitung der Organisation nach Maßgabe der Zahl ihrer Mitglieder, — überhaupt möglich wäre.

Und wie die sozialen Bildungsbestrebungen die Gesamtheit der wirtschaftlich Schlechtergestellten und deshalb Bildungsbedürftigen mit der Gesamt-

heit der wirtschaftlich Bessergestellten zusammen zu bringen suchen, so erstrecken sie sich auch ihrem Gegenstand nach auf die Gesamtheit aller Bildungsfragen.

Es handelt sich nicht um Vermehrung der Kenntnisse für den einen oder anderen Beruf; es handelt sich nicht um Erweiterung des Wissens über das durch die Volksschule oder Mittelschule dargebotene Maß von Kenntnissen hinaus. Es handelt sich aber auch nicht um diesen oder jenen einzelnen Zweig der Kunst, um Musik oder bildende Kunst oder Dichtkunst allein; sondern es soll gearbeitet werden an der Verringerung des Zwiespaltes, der dadurch entsteht, daß nur die kleine Zahl der Begüterten den Fortschritten der Wissenschaft und Kunst zu folgen vermag. Es sind also freilich belehrende Vorträge erforderlich, denen jeder auch ohne höhere Bildung zu folgen vermag; und über Gegenstände, die für die Allgemeinheit, nicht für einzelne bestimmte Berufe, von Interesse sind. Aber diese Vorträge stellen eben auch nur einen Teil, und nicht den wichtigsten Teil der Aufgaben dar. Gleichwertig mit ihnen sind die Bemühungen, den Massen Zugang und Verständnis für die Kunst zu öffnen. Den Zugang, denn zur Zeit hängt unseren Kunststätten, Museen und Galerien noch viel zu sehr ihr Ursprung nach, aus den Sammlungen, die von Fürsten, Bischöfen usw., in den letzten Jahrzehnten auch von Millionären, zum eignen Vergnügen, zur Befriedigung ihrer Prunksucht oder Kunstliebe zusammengebracht wurden. Sie sind meist geschlossen gerade zu den Stunden, über welche die große Masse allein verfügen kann, an Sonn- und Feiertagnachmittagen, an den Werktagabenden. Mir ist keine deutsche Stadt bekannt, die, wie z. B. Birmingham oder Glasgow, ihre Bildergalerien abends bei elektrischer Beleuchtung dem unentgeltlichen Zutritt öffnete. Die meisten deutschen Galerien sind vielmehr nur an wenigen Stunden unentgeltlich geöffnet, die mehr nach der Bequemlichkeit der Verwaltung als nach den Lebensgewohnheiten der großen Masse ausgewählt sind; und vielfach ist noch, selbst wo der Zutritt nominell unentgeltlich ist, tatsächlich durch die Erhebung von Garderobgeldern oder durch die, von den Arbeitervierteln entfernte Lage des Gebäudes dafür gesorgt, daß die ärmere Bevölkerung fern gehalten wird. Und ebenso geschieht fast nichts, um den Inhalt der Museen, nicht nur den der Gemäldegalerien, sondern auch den der wissenschaftlichen Sammlungen jeder Art, dem Verständnis des Publikums näher zu bringen. Die Anregung, die der Frankfurter Ausschuß für Volksvorlesungen gegeben hat, indem er zuerst, im Jahre 1898, Führungen der Mitglieder von Arbeitervereinen durch die Frankfurter Museen veranstaltete,[1]) sind freilich nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Aber wie gering ist noch die Zahl solcher Führungen; und wie wenig Museen haben — rühmend genannt seien hier die Königlichen Galerien in Cassel und Berlin — außer für die gewöhnlichen Kataloge mit den Angaben über Gegenstand und Herkunft der Bilder auch für leicht verständliche, zu ganz billigen Preisen erhältliche Erläuterungen der Kunstwerke gesorgt. Und weil durch alles dies die Unbemittelten von den Museen tatsächlich fern gehalten werden, scheinen die meisten Museumsverwaltungen auch heute noch von dem Gedanken beherrscht zu sein, daß ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze eigentlich nur für den Eigentümer oder für distinguierte Fremde bestimmt seien; und daß die Gebildeten das Ausgestellte ohne Katalog verstehen, die Ungebildeten trotz eines solchen doch keinen Nutzen davon hätten; daß aber jedenfalls für den Bildungsbedürftigen der

---

[1]) Daß diese Führungen vorbildlich waren, wird anerkannt, z. B. bei Albrecht, Soziale Wohlfahrtspflege in Deutschland, Berlin 1900, S. 133.

etwas höhere oder niederere Preis des Kataloges gleichgültig sein müsse. — Und es handelt sich ferner um die Kunst jeder Gattung, nicht nur um die in Galerien aufgespeicherte. Was unsere Dichter geschrieben haben kommt tatsächlich, ebenso wie die Werke unserer großen Musiker nur den oberen Zehntausend zu gut. Die Theater und Konzerte beginnen meist zu früh, als daß die große Masse der werktätigen Bevölkerung anwesend sein könnte; und weitaus die Mehrzahl der Plätze wird zu Preisen verkauft, die nicht nur den Arbeiter, sondern auch den kleinen Mittelstand vom Besuch ausschließen. Und wenn es in Berlin, vielleicht auch in Hamburg oder München, möglich ist, daß die Arbeiter selbst sich vereinigen, um sich gemeinschaftlich, der herrschenden Klassen, die sie ausschließen, zum Trotz, den Genuß von Theater- und Konzertaufführungen zu verschaffen, so versagt in allen Städten, die nicht Millionenstädte sind, auch dieses Hilfsmittel. Die „freien Bühnen" setzen, freie, nicht von den Abonnenten in Anspruch genommene Theater voraus. Und die Aufführung der musikalischen Monumentalwerke, der Symphonien, Oratorien usw. fordert die Verfügung über ein Orchester, einen im Kunstgesang geübten Chor usw., kurz einen Apparat, wie ihn vielleicht die Alles beherrschende katholische Kirche, oder wie ihn die sog. gute Gesellschaft in ihren Oratorien-Vereinen usw. zusammenbringen kann, dessen Kosten aber für die Unbemittelten bisher völlig unerschwinglich waren. So sind der Masse unseres Volks Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven und wie unsere Großen alle heißen, tatsächlich unbekannt. Und wenn der Satz, daß die soziale Frage Magenfrage sei, so vielfach gerade bei den Arbeitern für wahr gehalten werde, so kann dies kaum wunder nehmen. Daß sie auf dem Gebiet der idealsten geistigen Genüsse ebenso „entrechtet", d. h. ebenso benachteiligt waren, wie bezüglich der materiellen Existenz, konnten sie übersehen, weil sie den Mangel infolge ihrer Unkenntnis überhaupt nicht empfanden! Als wir in Frankfurt zuerst, dank dem freundlichen Entgegenkommen der Verwaltung der städtischen Theater, mit den Veranstaltungen von Volksvorstellungen begannen, d. h. von Vorstellungen, bei denen der größte Teil des Theaters zum Preis von 30—40 Pf. der Platz an die im Ausschuß für Volksvorlesungen vertretenen Arbeiterverbände abgegeben ward, da wurden unsere Bemühungen in Arbeiterversammlungen und von den politischen Wortführern der Arbeiter vielfach bezweifelt, bespöttelt und selbst direkt bekämpft; und durch längere Zeit hindurch haben die Arbeitervertreter im Ausschuß sich diesen Zweig unserer Tätigkeit eigentlich nur ohne Widerspruch gefallen lassen, während sie jetzt gerade an den Bemühungen, die Zahl der Volksvorstellungen und der Volkskonzerte zu vermehren, treibend und drängend Anteil nehmen.

Zu diesen Veranstaltungen, bei denen die Unbemittelten der Hauptsache nach die stumme Rolle des Hörers, des Empfängers zufällt, kommen aber auch andere, die ihre Mitarbeit fordern, bald in geringerem Grad, wenn einfach an die Vorträge Diskussionen angeknüpft werden, bald in höherem, wenn neben den Einzel-Vorträgen oder den Vortragsreihen, die sich in zwei bis drei Abenden mit einem größeren Wissensgebiet beschäftigen, förmliche Lehrgänge, abgehalten werden. Die Hörer sollen sich in den Gegenstand der Vorträge tiefer einarbeiten; die literarischen Hilfsmittel müssen zur Verfügung gestellt werden, z. B. durch Abkommen, die mit den Volksbibliotheken und öffentlichen Lesehallen geschlossen werden, so daß die Besucher regelmäßig an bestimmten Tischen die auf die Volksvorlesungen bezüglichen populären Werke vorfinden; oder dadurch, daß wenigstens die wichtigsten und billigsten Bücher, Bilder usw. (der Text der in den Volksvorstellungen aufgeführten Stücke, die

Kunstwartreproduktionen der besprochenen Bilder usw.), am Eingang verkauft werden; oder aber dadurch, daß zur Benutzung durch besonders befähigte oder besonders wissensdurstige Hörer im Zusammenhang mit den so wie so unentbehrlichen Apparatensammlungen und Vorbildersammlungen kleine Laboratorien hergestellt werden. Eine Musteranstalt dieser Art ist z. B. das in Wien vom Verein „Volkshaus“ errichtete Gebäude, in welchem außer den Räumen für die Volksvorlesungen und Lehrkurse, und speziell auch für die von den Universitätslehrern veranstalteten Volkshochschulvorträge, außer einer mustergültigen Volkslesehalle, einem ausgedehnten kunsthistorischen Lehrapparat, sich ein chemisches Laboratorium, ein naturhistorisches Kabinett mit Präparierraum, ein Mikroskopierzimmer, ein physikalisches Laboratorium usw. befinden, alles in einem Gebäude, das schon durch seine Lage an der Peripherie der Stadt dem Arbeiterpublikum günstig gelegen ist, für das es in erster Linie bestimmt ist, und das nicht nur die Hörer für die Vorträge, sondern auch die „Praktikanten“ in der von tüchtigen Fachgelehrten geleiteten Uebungen ausschließlich oder fast ausschließlich stellt. Und im Reich der Kunst bietet wenigstens die Musik Gelegenheit auch zur aktiven Mitarbeit der Unbemittelten. Der Volkschor, den der bekannte Komponist Prof. Scholz 1897 im Anschluß an die Arbeiten des Frankfurter Ausschusses für Volksvorlesungen ins Leben gerufen hat, vereinigt nicht nur musikalisch befähigte Männer und Frauen der unbemittelten Stände zu regelmäßigen Uebungen im Kunstgesang und zur Aufführung von Werken wie die Schöpfung, die Walpurgisnacht, Chören aus der Passion usw., sondern er bildet auch eine Pflanzschule, von der aus die Arbeitergesangvereine musikalisch gut geschulte Mitglieder erhalten.

Aber nicht nur der Gegensatz zwischen Arm und Reich kann durch die sozialen Bildungsbestrebungen gemildert werden, sondern auch der zwischen Stadt und Land. Alle Bildungsgelegenheiten sind heute in den Städten konzentriert. Auf dem Land gibt es zwar da und dort Kunstwerke, aber sie sind abgeschlossen in den Schlössern und Landhäusern der Gutsherrn und für die Ortsansässigen nicht vorhanden. Die öffentlichen Museen, Sammlungen, Lesehallen, die Theater, die großen Musikaufführungen, sind alle in den Städten konzentriert. Die nicht nur volkswirtschaftlich, sondern namentlich auch sozial[1]) so bedeutsame und bedenkliche sog. Landflucht ist nicht in dem Grad, wie vielfach angenommen wird, schuld schlechter Arbeitsbedingungen — die geringere Höhe des Barlohns wird ja durch die geringere Kostspieligkeit mancher Lebensbedürfnisse bis zu einem gewissen Grad kompensiert. Aber es ist auch nicht bloße Vergnügungssucht, nicht bloß die Liebhaberei am Wirtshaus und Tanzmusik, welche die jungen Leute nach der Stadt zieht; sondern die Erkenntnis, daß ihnen auf dem Land jede Gelegenheit mangelt zur Erweiterung ihres Gesichtskreises, zur Erlangung des Verständnisses für alle die Fragen, die ihnen, wenn nicht früher, gelegentlich des Militärdienstes entgegentreten. Je tüchtiger und geistig regsamer sie sind, um so schneller werden sie, wenn auch nicht zu dem klaren Bewußtsein, so doch zu dem bestimmten Gefühl gelangen, daß die sonntägliche Predigt, und die gelegentlichen Vorträge eines landwirtschaftlichen Wanderlehrers, keinen Ersatz bieten, für diesen Abschluß von jeder nach eigenem Gefallen gewählte Bildungsgelegenheit. Und eben diese für die große Mehrzahl vorhandene Unmöglichkeit der selbständigen Weiterbildung ist zweifellos einer

[1]) Vgl. die Rede des preuß. Ministers von Bethmann in der Reichstagssitzung von 9. Januar 1908. Allerdings ist die Abkürzung der Frist zum Erwerb des Unterstützungswohnsitzes, die in dieser Rede empfohlen wird, ein recht schlechtes und absolut untaugliches Mittel gegen die Landflucht, der der Minister steuern möchte.

der Gründe, auf denen das soziale Uebergewicht des Gutsherrn, der Beamten usw. beruht, das unter Umständen je nach der Eigenart des Gutsherrn und der größeren oder geringeren Abgeschlossenheit des Dorfes vom großen Verkehr, der vor 100 Jahren abgeschafften Gutsherrlichkeit noch recht ähnlich sehen mag. Daß zur Beseitigung dieses Gegensatzes, zwischen Stadt und Land, der sich gleichmäßig auf die natürlichen Verschiedenheiten des ländlichen und städtischen Lebens gründet, die Verallgemeinerung der Bildungsgelegenheiten für sich allein nicht ausreicht, versteht sich von selbst. Universalmittel gibt es überhaupt nicht; am wenigsten in sozialen Dingen, wo politische, wirtschaftliche, kulturelle Momente stets aufs engste zusammenhängen. Deswegen darf aber nicht unterschätzt werden, was eine Organisation bedeuten würde, durch die auch dem flachen Lande die oben angedeuteten Bildungselemente zugänglich gemacht würden. Natürlich dürfte sie nicht auf politischer oder religiöser Basis beruhen, sondern müßte der gesamten Ortseinwohnerschaft ohne Unterschied der Partei und der sozialen Stellung Gelegenheit zur Betätigung geben. Also könnten weder der Honoratioren-Stammtisch noch die etwa im Ort vorhandenen Vertrauensmänner einer Gewerkschaft die Führung haben; und es könnte auch selbstverständlich von der Mitarbeit niemand ausgeschlossen sein, als wer sich selbst ausschließt. Der Pfarrer, der etwa in einem katholischen Dorf die Zugehörigkeit zum katholischen Glauben als Voraussetzung der Mitarbeit aufstellen wollte, kann einen Kirchenchor gründen, aber keinen Volkschor; der Bürgermeister oder Richter, der nicht mit Sozialdemokraten zusammen arbeiten will, einen Kriegerverein aber keinen Bildungsverein; ebenso wie auch die ausschließlich von der sozialdemokratischen Partei ausgehenden sog. Bildungsausschüsse in den Großstädten eben lediglich ein Zubehör zur politischen Organisation sind. Innerhalb der zu schaffenden Organisation aber wird sich die Arbeit ganz genau wie in denen der großen Städte verzweigen, nur daß sie komplizierter ist. Es gilt, die Gelegenheit zur anregenden Unterhaltung, zur Fortbildung und zum Verständnis und zur Freude an der Kunst zu schaffen. Also Versorgung des Dorfes oder der kleinen Stadt mit populären Vorträgen, mit Lesestoff (Wanderbibliotheken, Lesezimmer usw.), mit Wanderausstellungen von Kunstwerken oder wenigstens guter Reproduktionen; mit musikalischen Aufführungen, Theateraufführungen usw. Nur, daß es sich auf dem Lande nicht um die Sorge lediglich für die gering Bemittelten handelt, da ja auch die Vermögenden an den Bildungsgelegenheiten der Städte nur schwer Anteil nehmen können; und daß auf dem Land auch der kleinste Erfolg schwerer zu erreichen ist. Die reichen Leute und die Gelehrten und Künstler, wohnen in den Städten und die kleinen Säle in den Dorfwirtschaften nehmen nur wenig Zuhörer auf, so daß, da ja der Eintrittspreis nur gering sein darf, die Kostendeckung noch schwieriger ist, als in den großen Städten. Immerhin ist auch auf diesem Gebiet in der letzten Jahren viel nützliche Arbeit getan worden, nicht nur durch die Einrichtung der Wanderbibliotheken, mittels deren auch kleine Orte in den Besitz von fortwährend wechselndem gutem Lesestoff kommen können, ferner durch die Vortragsorganisationen der Vereine für Volksbildung, der Vereine für Volksunterhaltung usw., sondern insbesonders auch durch die vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung[1]) wohl erstmals ins Leben

[1]) Vergl. über die Frage der Theatervorstellungen Nr. 1 und 2 der „Volkskultur", Veröffentlichungen zur Fortbildung der außerschulmäßigen Bildungsarbeit, herausgegeben von G. Volk, Geschäftsführer des Vereins Rhein-Mainischer Verband für Volksvorlesungen, Leipzig, Quelle und Maier. Nr. 1 enthält „Zur Frage der Volksvorstellungen,

gerufene Organisation von kleinen, im Rathaus oder im Wirtshaus vorübergehend zustande gebrachten Kunstausstellungen, und vor allen durch die Schaffung des Rhein-Mainischen Verbandstheaters, das gute, klassische Stücke in Dörfern und kleineren Städten der weiteren Umgebung von Frankfurt aufführt. Und der energische Geschäftsführer des Rhein-Mainischen Verbands[1]), Herr Volk, hat sogar mit Glück versucht, in kleinen Städtchen und Fabrikorten (Heppenheim a. d. Bergstr., Rüsselsheim a. Main) sog. Volksakademien zu veranstalten, zu denen während eines 8—14tägigen Zeitraums sich Gelehrte aus verschiedenen Wissensgebieten, Künstler usw. mit den Ortseinwohnern und den Leuten aus benachbarten Orten zusammenfanden, die hierzu durch das Entgegenkommen der Arbeitgeber usw. Urlaub erhalten hatten. Was derartige Anfänge bedeuten wollen, ermißt man erst, wenn man erwägt, daß nach der Organisation unseres deutschen Buchhandels Bücher, Zeitschriften, die billigen Reproduktionen guter Bilder usw. fast nur in solchen Städten zu haben sind, die doch immerhin mindestens 5000 Einwohner zählen und fast gar nicht in kleineren Orten, und daß bis vor kurzem Organisationen, die sich die Herstellung enger Verbindungen zwischen Stadt und Land in diesen Fragen der Volksbildung und Volksunterhaltung zur Aufgabe machen, fast nicht bestanden.

Wir haben bisher nur Aufgaben aufgezählt, die von den sozialen Bildungsbestrebungen in Angriff zu nehmen sind. Sie sind, wie man sieht, mannigfaltiger Art. Die sozialen Bildungsbestrebungen erfordern daher auch recht erhebliche Mittel, so daß ihnen, ganz abgesehen von ihrer kulturellen Bedeutung, auch eine gewisse volkswirtschaftliche Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Begonnen wird ja wohl gewöhnlich mit ehrenamtlicher Tätigkeit. Die Gelehrten verlangen kein Honorar, die Lehr- und Anschauungsmittel werden von den Bibliotheken, Schulen, Museen usw. unentgeltlich zur Verfügung gestellt, die organisatorische Arbeit wird freiwillig geleistet, so daß nur relativ unerhebliche Geldmittel für Porti, Drucksachen, Annoncen, Plakate usw. erfordert sind. Je mehr Arbeitsgebiete aber in Angriff genommen werden, um so weniger kann man sich mit der freiwilligen Arbeit begnügen, um so mehr drängt sich allen Beteiligten das Gefühl auf, daß auch für die dargebotene geistige Arbeit Entgelt geleistet werden muß. So entstehen — und so sind z. B. in Frankfurt nach und nach notwendig geworden — zunächst Honorare für den Geschäftsführer, der die laufenden Arbeiten zu verrichten hat, dann für die Gelehrten, wenigstens für die, die zusammenhängende Vortragsreihen oder ganze Lehrgänge abhalten. Und weiter Honorare zwar nicht an die Mitglieder und Direktoren der Oratorienvereine, die die Abhaltung eines Volkskonzertes in ihr Programm aufgenommen haben, aber doch an die Solisten, an die Orchestermitglieder usw.; und zugleich die hohen Mieten für die Konzertsäle usw. Und hiezu kommen endlich, je mehr die Bestrebungen Wurzel fassen, weitere größere Ausgaben, weil ständige Lokale für die Geschäftsführung, zweckmäßig eingerichtete Hörsäle, Räume zur Unterbringung der Lehr- und Anschauungsmittel erfordert sind. Und ebenso wie diese Aus-

---

eine Enquete veranstaltet vom Ausschuß für Volksvorlesungen zu Frankfurt a. M. Bearbeitet von Otto Becker. Nr. 2: Das Rhein-Mainische Verbandstheater. Seine Vorgeschichte und erste Tätigkeit im Frühjahr 1907 von Felix Hauser.

[1]) Vrgl. die Rhein-Mainische Volks-Akademie eine Einführung in die wichtigsten Fragen des Volksbildungswesens; bearbeitet im Auftrag des Rhein-Main. Verbandes für Volksbildung von Alexander Burger. (Heft 5—6 der in der vorigen Anmerkung benannten Veröffentlichung.)

gaben zur Ermöglichung der Veranstaltungen selbst verdienen auch die andern Beachtung, zu denen die sozialen Bildungsbestrebungen indirekt Anlaß geben. Hörer, die sonst nie Geld für Theater und Konzerte oder für Bücher usw. ausgegeben hatten, erwerben Eintrittskarten oder kaufen die billigen Klassikerausgaben, die populären Schriften, die billigen Kunstblätter, die ihnen bisher ganz unbekannt geblieben waren, und die ihnen jetzt am Eingang zu den Vortragslokalen oder vielleicht auch im Bureau des Geschäftsführers zur Verfügung gestellt werden. Die Museen, Kunstsammlungen und öffentlichen Lesezimmer müssen sich mit ihrem Personal von Aufsehern usw. auf den gesteigerten Besuch einrichten; die Gemeinden müssen mit erhöhten Subventionsforderungen der Bildungsvereine und dem gesteigerten Bedarf an Vortragslokalen usw. rechnen, — wie z. B. in Frankfurt bereits drei in verschiedenen Stadtteilen gelegene öffentliche Gebäude (eine frühere Schule, ein ehemaliger Kirchenbau und der an die Stadt verkaufte Lehrsaal eines wissenschaftlichen Vereins) den Volksvorlesungen überlassen sind. Und derartige Ausgaben, die überall in kleineren und großen Städten notwendig werden, wo soziale Bildungsbestrebungen Wurzel fassen, stehen freilich auch gewisse Aktiva gegenüber. Es stellt volkswirtschaftlich immerhin eine Ersparnis dar, wenn die Unbemittelten geistige Anregungen auch in anderer Weise als im Wirtshaus finden können; wenn die Arbeiter durch die Volkskonzerte, Volksvorstellungen usw. auf den Theaterbesuch hingewiesen werden. Und noch überall, wo erst der Nachweis geführt ist, daß nicht bloß einzelne Gelehrte und Philanthropen, sondern die Masse der Ungebildeten tätigen Anteil an den Bildungsbestrebungen nimmt, regt sich auch der Gemeinsinn der Begüterten, um Mittel für irgend eine der oben erwähnten Ausgaben zu schaffen, die bisher nicht als notwendig betrachtet wurden, ganz abgesehen davon, daß auch die aus Steuern fließenden öffentlichen Beiträge der Gemeindeverwaltungen um so leichter zu erhalten sind, je mehr die Zusammensetzung der Komitees, welche die Unterstützungen nachsuchen, dafür bürgt, daß hinter ihnen nicht nur die Mitglieder eines einzelnen Vereins, einer Berufsgruppe, einer Partei, sondern eine Vereinigung sonst getrennter Gruppen steht, die sich hier zu gemeinsamem Wirken zusammengefunden haben.

Wie freilich vorgegangen werden muß, um die einzelnen der aufgezählten Aufgaben zu lösen, hängt von den örtlichen Verhältnissen ab; feste Regeln lassen sich kaum aufstellen. Und die Schilderung der Schwierigkeiten, die etwa an einem oder dem anderen Ort zu überwinden waren, um die Mitarbeit der Gewerkschaften zu erlangen, oder um die Theater-Verwaltungen zur Veranstaltung der ersten Volksvorstellungen zu bewegen, oder um das Garderobegeld in den Museen abzuschaffen, würde recht viel Raum fordern, und wäre doch nur eine Schilderung lokaler Erlebnisse und Bedrängnisse. Wohl aber drängen sich zwei Fragen auf, die noch kurz zu erörtern sind: Ist zur Lösung derartiger Aufgaben die umständliche und schwerfällige Organisation notwendig, die wir geschildert haben? und ist es überhaupt richtig, daß die Beschäftigung mit diesen Aufgaben, also die Organisation von populären Vorträgen und Theatervorstellungen, die Schaffung von Bibliotheken, die Erleichterung des Besuches der Museen usw. irgend etwas in sozialer Beziehung wirken, zur Milderung der sozialen Gegensätze beitragen kann?

Die Antwort ist einfach: Zunächst die geforderte Organisation anlangend, so ist sie nicht nur Mittel zum Zweck, sondern selbst ein Teil des Zweckes. Sitzungen, an denen Gelehrte, Künstlern, Vertreter der wissenschaftlichen Vereine, der Bibliotheken, der Galerien, ferner sozial denkende und

arbeitsbereite Leute der vermögenden Stände, zugleich aber auch Vertreter der Arbeitervereinigungen jeder Art Teil nehmen, um alle Bildungsfragen als gemeinschaftliche Angelegenheit, auf dem Fuß der völligen Gleichberechtigung zu behandeln, sind an sich wertvoll. Was uns fehlt, sind ja die Gelegenheiten, bei denen sich Männer der verschiedenen sozialen Schichten zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden ohne daß die Einen die Anderen beherrschen wollen, weder durch Geltendmachung des sozialen Uebergewichts als Arbeitgeber, Lehrer, Beamte, noch durch starre Geltendmachung des Majoritätsprinzips.

Zudem aber dürfte es nicht nur in großen, sondern auch in kleinen Städten einem einzelnen Menschen, und sei er der tatkräftigste und persönlich noch so bekannt und angesehen, doch schwer sein, auch nur einen Teil dessen ins Werk zu setzen, was zur Förderung der sozialen Bildungsbestrebungen notwendig ist. Es handelt sich darum, die sozialen Vorurteile zu besiegen, durch welche die Gelehrten und Künstler abgehalten werden, mit den Arbeitern in persönlichen Verkehr zu treten (— z. B. auch die Furcht, sich als Reserveoffizier gegenüber den militärischen, oder als Beamte gegenüber den Verwaltungsbehörden mißliebig zu machen). Und es handelt sich darum, in Fühlung zu gelangen mit den Anstalten der verschiedensten Art: den Theatern, den Galerien, den Kunstgesangvereinen, den wissenschaftlichen Instituten, in den größeren Städten; und mit den verschiedenen gesellschaftlichen und Berufs-Vereinen in den kleinen Orten, — denn sie alle, ihre Lehrmittel, ihre Beamten, ihre Lokale müssen dem Zweck dienstbar gemacht werden.

Und es muß ferner Fühlung genommen werden mit den staatlichen Behörden; z. B. damit die lästige Polizeiüberwachung der Versammlungen wegfällt, damit die Bürgermeister und Gendarmen in kleinen Städten sich nicht verpflichtet halten, den Wirten, bei denen die Vorträge stattfinden, Schwierigkeiten zu machen; mit den Gemeinderäten, die jährliche Subventionen bewilligen und die Gemeindehäuser zur Verfügung stellen müssen. Und endlich ist, je weiter man in der Arbeit vorrückt, um so notwendiger die Heranziehung finanzkräftiger Leute, weil die Mittel auch für größere, einmalige Ausgaben, z. B. für kostspielige Apparate oder gar für Erbauung eines Volksheims, nach den in Wien, in Hamburg, in Fürth gegebenen Mustern, oder auch zur Sicherstellung der Beamten gefunden werden müssen, ohne die eine Körperschaft mit ausgedehnter Tätigkeit nicht auskommt. So viele und verschiedenartige Fäden anzuspinnen, würde ein Einzelner, namentlich ein Privatmann — die sozialen Bildungsbestrebungen dürfen nicht mit Amtsautorität und behördlichem Stempel beschwert sein — kaum je vermögen. Namentlich aber dürfte weder ein einzelner Philanthrop, noch ein Verein von Gelehrten, Künstlern usw. hierzu im Stand sein, so lang er nicht darauf hinweisen kann, daß die Bestrebungen, die er verfolgt, wirklich festen Boden in der Bevölkerung haben, einem Bedürfnis der Masse entsprechen. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus ist die Mitwirkung der Arbeiter — nicht einzelner Personen, die ihrem Beruf nach Lohnarbeiter sind, sondern der Arbeiterorganisationen —, ganz unerläßlich; und weil dem so ist, weil die Bewegung ohne die tätige Mitarbeit der Vertreter der Arbeiter der nötigen Schwerkraft ermangeln würde, deshalb allein schon, aus praktischen Gründen muß innerhalb der zu schaffenden Organisation die volle Gleichberechtigung aller Teilnehmer durchgeführt sein, selbst wenn man die oben geltend gemachten sozialen Gründe nicht anerkennen wollte. Allerdings läßt sich die Befürchtung nicht unterdrücken, daß jetzt, nachdem die Sozialdemokratie die Bildungsfragen zur Parteiangelegenheit erklären zu wollen scheint, die von Partei wegen zu befördern sind, ein solches

Zusammenwirken nicht mehr so leicht zu erreichen sein wird, wie es in Frankfurt Ende der 80er Jahre gelungen ist. Damals, unter dem Druck des Sozialistengesetzes, folgten die Führer der Arbeiter gerne und freudig der Anregung zur Schaffung einer Volksakademie, die ebenso auf der gemeinschaftlichen Tätigkeit der Arbeiter und der Vermögenden beruhen sollte, wie das kurz vorher in Frankfurt a. M. auf Grund der Gewerbeordnung durch freiwilligen Beschluß der Gemeindeverwaltung ins Leben gerufene, „gewerbliche Schiedsgericht". Die jetzt vielfach bemerkbare Neigung der sozialdemokratischen Arbeiter, sich in allen, auch nicht politischen Dingen von den Nichtparteigenossen zu isolieren, bestand noch nicht, weil die Führer der Partei, weder die im Parlament noch die in den einzelnen Städten und Orten, keine Ursache hatten, die Verbindungen mit der Bourgeoisie, mit den wenigen Gelehrten usw. abzuschneiden, die überhaupt geneigt waren, mit Sozialdemokraten in Verkehr zu treten.

Das schöne und tiefe Wort Lassalles war damals noch nicht vergessen: daß derjenige, „der die Idee des Arbeiterstandes als das herrschende Prinzip der Gesellschaft anruft, nicht einen die Klassen der Gesellschaft spaltenden und trennenden Schrei stößt, sondern einen Schrei der Versöhnung, einen Schrei der Einigung, der die ganze Gesellschaft umfaßt."[1]) Gerade aber weil es jetzt oft scheint, als ob dies seinerzeit von der Bourgeoisie leider nicht beachtete Wort nunmehr bei den Arbeitern in Vergessenheit geriete, sind die sozialen Bildungsbestrebungen doppelt bedeutungsvoll. Die Interessen der Arbeiter und Arbeitgeber im Arbeitsvertrag laufen vielfach auseinander; es kann der Schein entstehen, als ob auf diesem Gebiet ein Zusammentreffen zwischen beiden Parteien nur im Kampf möglich wäre; und es ist entschuldbar, wenn hier von beiden Seiten vielfach nach dem Grundsatz verfahren wird, daß wer nicht für mich ist, wider mich ist. In der Politik steht es ebenso, vielfach noch schlimmer; es läßt sich nicht leugnen, daß unser Staat vielfach auf Grundlagen beruht, die längst vergangenen Anschauungen entsprechend aufgebaut sind, so daß jeder, der im gegenwärtigen Staat oder in der Gemeinde von heute an leitender Stelle mitarbeitet, in Gefahr gerät, als Gegner der modernen Auffassung von der Stellung der einzelnen im Staat und in der Gesellschaft zu erscheinen. Auf dem Feld der Bildungsbestrebungen besteht die Möglichkeit solcher Irrungen viel weniger, weil die Aufgabe, um die es sich handelt, die Vermehrung der Gelegenheiten zu wissenschaftlicher und künstlerischer Anregung, tatsächlich alle Stände, Klassen und Bevölkerungsschichten angeht; weil tatsächlich für alle Beteiligten, die begeisternde Mahnung gilt, die Lassalle glaubt, den Arbeitern allein innerhalb der gegenwärtigen Geschichtsperiode zurufen zu dürfen[2]): Sie alle — nicht nur die Arbeiter sondern auch die Gelehrten und Künstler, nicht nur die Unbemittelten, sondern auch die Begüterten, die Freude an Wissenschaft und Kunst haben — sind, so weit die Vermehrung der Empfänglichkeit für wissenschaftliche und künstlerische Anregungen und Arbeiten in Frage kommt „in der glücklichen Lage, daß dasjenige, was ihr wahres, persönliches Interesse bildet, zusammenfällt mit dem zuckenden Pulsschlag der Geschichte, mit dem treibenden Lebensprinzip der geschichtlichen Entwicklung." Je mehr die große Masse in den Stand gesetzt wird, an Wissenschaft und Kunst teil zu nehmen, um so unabhängiger und selbständiger werden die Gelehrten und Künstler, um so mehr Genußmöglichkeiten eröffnen sich für die kleine Minorität der Besitzenden, die bisher allerdings alleinige

[1]) Lassalle, im „Arbeiterprogramm".
[2]) Lassalle, im „Arbeiterprogramm".

Verfügung über alles hatten, was auf diesem Feld geboten war. Mag man dieses Moment, — die Uebereinstimmung der persönlichen Interessen aller Beteiligten — für ein ideales oder ein materielles halten, jedenfalls trägt es mit dazu bei und bewirkt es vielleicht hauptsächlich, daß das Zusammenarbeiten auf dem Feld der sozialen Bildungsbestrebungen sich leicht und befriedigend gestaltet.

Von der Selbstverwaltung in Staat und Gemeinde sind die Arbeiter durch die Länge des Arbeitstages und durch die Unmöglichkeit, auf Arbeitslohn zu verzichten, fast gänzlich ausgeschlossen; und wenn einzelne etwa doch in eine Gemeindevertretung gewählt werden, so nehmen sie teil als Vertreter ihrer Parteigenossen, um ebenso wie die besoldeten Parteibeamten, Redakteure usw. in der Versammlung vor allem die Klassengegensätze klar zu stellen und Klassenforderungen zu vertreten. In den Gewerbegerichten, den Verwaltungen der Ortskrankenkassen, den Vorständen der Invaliditätsanstalten und der paritätischen Arbeitsnachweise stellen sie zwar nicht, wie fast überall in den Gemeindevertretungen nur eine kleine Minorität dar, da ihnen ja, kraft Gesetzes und Statuts die volle Hälfte der Sitze zugewiesen ist; aber sie finden sich dort gegenüber nur Arbeitgeber, und bei allem Willen zur Unparteilichkeit, der, wie kein Sachkundiger leugnen wird, die Beratungen dieser Körperschaften beherrscht, ist es ganz unvermeidlich, daß da, wo bei Entscheidung einer Frage Klassengegensätze berührt werden, die Parteien sich sondern. Die Arbeiter und Arbeitgeber vertreten gegensätzliche Meinungen, so entsteht leicht bei ihnen wie bei den Arbeitgebern das Mißtrauen, als ob der andere Teil sich nicht von rein sachlichen, sondern von egoistischen Motiven und Klasseninteressen, wenn nicht politischen Gesichtspunkten leiten lasse. In den Ausschüssen dagegen, deren Organisation hier für die Behandlung der Bildungsfrage empfohlen wird, ist es anders. Auch hier beraten und beschließen die Arbeiter gemeinsam mit Bürgerlichen; aber sie brauchten sich die Mitgliedschaft im Ausschuß nicht durch einen Wahlkampf, mit Hülfe der politischen Organisation, der Parteipresse und der Parteibeamten zu erzwingen; und sie arbeiten gemeinsam mit Bürgerlichen der verschiedensten Berufe und der verschiedensten wirtschaftlichen Stellung. Klasseninteressen kommen kaum zur Sprache; eine Scheidung der Ansichten nach der wirtschaftlichen oder politischen Zugehörigkeit der einzelnen Ausschußmitglieder findet fast nie statt. Den Arbeitern wird, man möchte sagen sinnfällig, vor Augen geführt, daß die Lehre nicht richtig ist, als ob der Klassengegensatz das gesamte öffentliche Leben beherrsche; als ob das Bürgertum als solches den Arbeitern geschlossen gegenüber stehe; als ob gerechtfertigte Wünsche und Forderungen der Arbeiter überall nur im Kampf gegen die Arbeitgeber zu erringen seien. Und während, insbesondere in früheren Jahren in den Sitzungen der Gewerbegerichte, Einigungsämter, Tarifkommissionen usw. vielfach die Arbeiter durch ihre größere politische und gewerkschaftliche Schulung ein entschiedenes Uebergewicht über die Arbeitgeber hatten, wobei vielfach die unerfreuliche Erscheinung hervortrat, daß einzelne Arbeitgeber die ungenügende Gesetzeskenntnis und das völlig mangelnde soziale Verständnis durch überhebendes, verletzendes Verhalten gegenüber den Arbeitern auszugleichen suchten, — liegt es bei den Beratungen über die sozialen Bildungsfragen so, daß die Arbeiter zwar die größere Sachkenntnis der Gelehrten und Künstler auf allen Gebieten der gemeinsamen Arbeit rasch anerkennen müssen, daß aber der aus der verschiedenen Stellung im Produktionsprozeß herrührende soziale Gegensatz zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern durch die ganze Zusammensetzung der Ausschüsse ausgeschlossen ist. Es ist einleuch-

tend, daß hierdurch ein viel ungezwungenerer und lebhafterer Gedankenaustausch ermöglicht wird, als bei den Gewerbegerichten usw., wo jeder Teil fürchtet, seiner Klassenposition etwas zu vergeben. Und es ist ebenso einleuchtend, daß die Arbeiter Alles, was ihnen in dieser Art, durch die Mitwirkung ihrer Organisationen geboten wird, anders und höher schätzen, als Veranstaltungen, zu denen sie nur hinzugezogen werden, um entgegen zu nehmen, was Andere wohlwollend und bevormundend für sie zurecht gemacht haben. Man kann von der Einbildung recht weit entfernt sein, als könne die soziale Frage, d. h. der Gegensatz zwischen den beherrschten und den herrschenden Klassen im Staat, und zwischen Arbeitern und Arbeitgebern im Arbeitsvertrag durch verhältnismäßig so geringfügige Dinge gelöst werden. Ganz ohne Einfluß auf die Milderung der sozialen Gegensätze, auf die Anbahnung freundlicher Annäherung zwischen den sich bekämpfenden Klassen wäre es aber sicher nicht, wenn neben den Gewerkschaftskartellen und Arbeitgeberverbänden, neben den politischen Parteiorganisationen in jeder Stadt auch Ausschüsse tätig wären, in denen gewerbliche und geistige Arbeiter gemeinschaftlich mit den Vertretern des in den Museen, Bibliotheken, Universitäten usw. aufgehäuften wissenschaftlichen und künstlerischen Kapitals sich berieten; innerhalb deren der gerade den Arbeitsvertrag beherrschende Gegensatz zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber ebenso zurückträte, wie der den Produktionsprozeß beherrschende zwischen Kapitalisten und Arbeitern; und durch die, aller Verelendungstheorie zum Trotz, den Unbemittelten fortwährend Genüsse der edelsten Art zugänglich gemacht würden, die ihnen bisher völlig unerreichbar waren.[1])

Es läßt sich begreifen, wenn orthodoxe Marxisten oder übereifrige Parteiführer in diesen Bestrebungen ebenso eine Gefahr für den sozialistischen Dogmenglauben ihrer Gefolgschaft fürchten, wie etwa die königliche Regierung in Liegnitz, die ja Zeitungsnachrichten zufolge, noch neuerdings Warnungen vor der altberühmten Berliner Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung erlassen hat, weil diese durch Verbreitung naturwissenschaftlicher Schriften „eine der christlichen Lehre und der christlichen Kirche entgegengesetzte Stellung einnehme.“ Die Orthodoxie, mag sie sich auf religiöse oder volkswirtschaftliche Dogmen gründen, und mag sie ihr politisches Ideal in der Feudalmonarchie des Mittelalters oder in einem internationalen Staat der neuen Gesellschaft erblicken, ist eben stets antisozial, weil ihr vor allem darum zu tun ist, die Gläubigen zu isolieren, sie fern von der verderblichen Nähe der Andersdenkenden und Ketzer und in Unkenntnis über deren Lehren zu halten.

Nun könnte freilich eingewendet werden, daß alle Vorteile, die aus der hier empfohlenen Form der Organisation der Bildungsbestrebungen erhofft

---

[1]) Der Frankfurter Ausschuß für Volksvorlesungen, dem sich über 200 Gelehrte und Künstler zur Verfügung gestellt hatten, und dem 67 Vereine und Gewerkschaften angeschlossen waren, veranstaltete 1906/7 66 Vorträge in Gewerkschaften, 77 allgemein zugängliche, öffentliche Vorträge, 4 größere Lehrgänge, dazu 17 Führungen durch Museen und technische Anlagen, 11 Volksvorstellungen, 6 Volkskonzerte, 5 „Volkstage“ im Palmengarten, — zu denen je 800 Karten zur Verfügung standen, die nur an besonders bedürftige Arbeiter ausgegeben werden durften. — Dazu unterhielt er den Volkschor und eine „Vereinigung von Freunden der Astronomie“ und vermittelte den Arbeitern erleichterten Zugang zu Sonderausstellungen der Werke Meuniers und Thoma’s, ferner zu einigen, in Frankfurt selbst abgehaltenen Vorstellungen des Rhein-nassauischen Verbandstheaters. Vor seiner Begründung waren den Arbeitern von dem Allem höchstens einige wenige volkswirtschaftliche Vorträge zugänglich, die ihnen von Parteigenossen zur Verfügung gestellt waren. Vom Besuch der Theater, der Museen, der Konzerte usw. war für sie überhaupt kaum die Rede.

werden, dadurch aufgewogen würden, daß diese Organisation die Halbbildung und den Dünkel der unbemittelten Stände wecke, und überdies Bedürfnisse bei ihnen hervorrufe, die bisher nur bei der besitzenden Minderzahl bestanden, und die auch höchstens für die geistig hochstehende Minorität eines Volkes befriedigt werden können. Von diesen Einwänden richtet sich der erste, wie leicht ersichtlich, gegen alle Bildungsbestrebungen; nicht nur gegen die sozialen, sondern auch gegen die philanthropischen, religiösen, volkswirtschaftlichen oder politischen; nicht nur gegen diejenigen, welche die Arbeiter zur gleichberechtigten Mitwirkung auffordern, sondern auch gegen die andern, bei denen die Geistlichen für die Angehörigen ihrer Konfession, die Hochschullehrer für das nichtakademische Publikum, ein Volksbildungsverein für die unentgeltlich zugelassenen Hörer den Stoff auswählen. Der Einwand brauchte also hier kaum erörtert zu werden, da ja von uns nicht der Nutzen und Schaden der Popularisierung des Wissens erörtert, sondern nur eine bestimmte Methode zur Beteiligung der Unbemittelten an Kunst und Wissenschaft geschildert werden soll. Immerhin sei darauf hingewiesen, daß dem Dünkel der Halbwisser keinesfalls kräftiger entgegengearbeitet werden kann, als durch eine Organisation, in der die Lehrenden stets in unmittelbarer Berührung mit den Schülern bleiben, so daß diesen stets unmittelbar vor Augen geführt wird, einen wie kleinen Teil der Wissenschaft und des behandelten Wissensgebietes die Vortragenden in den wenigen zur Verfügung stehenden Stunden erschließen können. In der Tat ist mir aus meiner vieljährigen Erfahrung eigentlich nur ein Fall gegenwärtig, in welchem einmal, in den ersten Jahren unserer gemeinschaftlichen Arbeit, Arbeitervertreter versuchten, in wissenschaftlichen Fragen eine der Ansicht der Fachgelehrten widerstrebende Beschlußfassung durchzusetzen, als nämlich einige Gewerkschaftler, die zugleich Führer der politischen Organisation und zufällig auch eifrige Anhänger der Naturheilkunde waren, den Ausschuß zu einer Stellungnahme zugunsten der Naturheilkunde veranlassen wollten. Die anwesenden Gelehrten — nicht etwa nur die Mediziner — erklärten damals, daß und warum der Ausschuß dies Ansinnen, seinen Zwecken und seiner Zusammensetzung nach ablehnen müsse; und die Anhänger des Naturheilverfahrens blieben bei der Abstimmung durchaus in der Minderheit, auch unter ihren Parteigenossen selbst, trotz des großen Einflusses, den gerade die Antragsteller sonst in politischen wie in gewerkschaftlichen Dingen ausübten, und trotz der Neigung, die bei den Arbeitern, früher vielleicht noch mehr als jetzt bestand, die Opposition gegen die volkswirtschaftlichen Grundlagen unserer Zustände auf Alles auszudehnen, was in andern Wissensgebieten seitens der herrschenden Klassen als feststehend und gültig behauptet wird. Und was den zweiten Einwand angeht, daß nämlich unsere Bestrebungen, weil sie den Arbeitern neue Genüsse zugänglich machen, geeignet seien, sie unzufrieden mit ihrer Lage zu machen, ihre Ansprüche zu vermehren und deshalb ihr Verhältnis, den Arbeitgebern gegenüber noch weiter zu verschlechtern, so ist dies der berühmte Einwand, der von jeher nicht nur gegen alle Bildungsbestrebungen, sondern ganz ebenso gegen jede andere Schöpfung der Gemeinnützigkeit gerichtet wird, die über die Leistung der Armenpflege hinausgeht. Wir wollen auf ihn antworten lediglich mit einem Ausspruch des Mannes, der in unseren Ausführungen bereits zweimal zu Wort gekommen ist, des eigentlichen Vaters der großen Kulturbewegung, von der die Sozialdemokratie nur ein Teil ist. Lassalle, der leider durch die scholastische Theologie und Dogmatik der Marx, Engels, Kautsky viel zu sehr in den Hintergrund gedrängt worden ist, polemisiert einmal — in der unter dem Titel „Arbeiterlesebuch" herausgegebenen großen Rede, die er am 17. Mai 1863

zu Frankfurt a. M. hielt, — gegen diejenigen, die den Arbeitern die Bedürfnislosigkeit als Tugend anempfehlen. Die Bedürfnisse seien der Stachel der Entwicklung und der Kultur eines Volkes. „Möglichst viele Bedürfnisse haben, aber sie auf ehrliche und anständige Weise befriedigen, das ist die Tugend der heutigen nationalökonomischen Zeit". Dies Wort gilt nicht nur für die materielle Entwicklung, sondern vor allem auch für die kulturellen Forderungen, in deren Dienst die sozialen Bildungsbestrebungen stehen. Und die „anständigste" Weise, in der sie befriedigt werden können, ist sicher die, bei der die Arbeiter zur tätigen Mitarbeit, nicht zum bloßen Genuß herangezogen werden, und bei der ihnen die bisher unbekannten Genüsse als Erfolg gemeinsamer Bemühungen, und nicht als Lockmittel geboten werden, um sie zu Anhängern einer bestimmten Partei zu machen, oder als Belohnung, damit sie der Partei, der sie sich angeschlossen haben, auch treu bleiben.

„Tedescamente."

Novellette

von

Otto Helmut Hopfen in Florenz.

Tedescamente — ein seltsam klingendes Wort von einem trüben Charakter in belustigender Szene halb als Vorwurf halb als Spott hingeworfen. Ich hob es gerne auf: Tedescamente, will sagen: auf deutsche Art.

Im Zorne war ich zu diesem Manne gegangen, einem Zwischenhändler, der sich einstens, in den Anfängen meiner Florentiner Bureaugründung, geschickt und unabweisbar an mich gedrängt und im Laufe der Jahre manch schönes Verdienst durch mich erhalten hatte. Ich glaubte diesen rundlichen Vierziger mir zu Dank verpflichtet und wähnte mich daher vor seinen Gaunereien sicher.

Dies Vertrauen war plötzlich durch einen Kohlenhandel erschüttert worden, und so suchte ich den Sünder, dessen Wohnung ich bisher nicht betreten hatte, in seiner Behausung auf. Ein Wesen, das ich nicht auf Magd oder Herrin bestimmen konnte, öffnete die äußere Türe des vor der Stadt gelegenen Häuschens ein wenig und schlug sie sofort wieder zu, nachdem sie mich gesehen hatte. Durchs Schlüsselloch keifend verlangte sie meinen Namen und mein Begehr. — Nach Wispern, Türschlagen und Umherlaufen wurde schließlich das Tor wieder aufgemacht und ich wurde von dem undefinierbaren früh verblüten Wesen mit überraschender Höflichkeit in einen großen Saal geleitet. Dort allein gelassen bestaunte ich die Fülle alter Möbel und schadhafter Bilder. Man hätte glauben können, sich im Magazin eines sammelwütigen Fremden, nicht im Arbeitsraume eines armen Zwischenhändlers zu befinden.

Lachend stürmte der Gesuchte herein, als ahne er nicht, weshalb ich zum ersten Male bei ihm erschiene, lachend barg er sich sofort hinter einem langen Schreibtisch, dessen morscheste Stellen durch einen zerfetzten kostbar gestickten Teppich verdeckt waren, und lachend überschüttete er mich mit einer großen Wortwelle, während er vergebliche Anstrengungen machte, die obersten Knöpfe eines bräunlich grauen, von ihm unzertrennlichen Beinkleides über dem Macaroni-Bäuchlein zu schließen. „Denken Sie sich, die dumme Person hat Sie für einen Geheimpolizisten gehalten. Entschuldigen Sie. Dies ungebildete Geschöpf verstand Ihren Namen nicht. Wer kann auch diese deutschen Namen aussprechen. Unmöglich. Aber sie ist unglaublich ungeschickt. Entschuldigen

Sie. Womit kann ich dienen? Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches? Haben Sie sich die schönen Bilder angesehen, während diese Törin Sie warten ließ?“

Bei den letzten Worten erschien es mir, als wiche seine zappliche Aufregung und als schöpfe er aus seiner Rede den erleichternden Gedanken, wie er sich gegen mich verteidigen und wenn möglich meinen Besuch zu seinem Vorteile ausnutzen könne. So bat er mich Platz zu nehmen, und setzte sich selbst hinter seinen mit Teppich bedeckten Schreibtisch, indem er sich die runden Hände rieb und mir mit frechen Aeuglein ins Gesicht schaute.

Diese Pause seines Schwadronierens benutzte ich zu der Ankündigung, daß ich keineswegs, wie er annehme, gekommen sei, um mich seiner Vermittlerdienste in neuer Angelegenheit zu versichern, sondern um ihm Vorwürfe zu machen und ihm zu bedeuten, daß er fürder an mich nicht mehr zu denken brauche.

„Was? was?“ rief er mit geheucheltem Ueberraschen, sprang auf, schloß in verzweifelt schmerzhaftem Anziehen sein Bekleidungsstück und konnte so ungehindert seinen Worten die kühnsten Gesten zur Begleitung geben.

„Porco Madonna“, rief er. „Mein lieber Herr! Hab' ich für Sie nicht immer mehr getan, als möglich war, mehr als ich in meinem, als ich im Interesse meiner armen Familie tun durfte? Per bacco, weil Sie mir ein guter Klient waren und mir auch andere vornehme, gut zahlende Fremde geschickt haben, hab' ich für Sie fast umsonst gearbeitet. Und nun wollen Sie mir Ihre Kundschaft entziehen, gerade jetzt, wo es mir nicht so glänzend geht! Das ist mein größtes Unglück. Porco Jesu! Bitte setzen wir uns wieder. Ich kann . . .“

„Hören Sie endlich auf!“ unterbrach ich ihn zornig „und fluchen Sie in meiner Gegenwart nicht so schändlich!“

„Porco Madonna!“ hub er wieder an, aber schlug sich sofort auf den Mund. „Verdammt diese Sprache, die Ihnen nicht gefällt; daran können Sie meine Verzweiflung sehen. Ich vermag mir nicht vorzustellen, was Sie gegen mich haben. Bitte, reden Sie, ich will jedes Wort in mein Herz prägen. Aber glauben Sie mir, ich habe Ihnen gegenüber immer, als Mann von Ehre gehandelt. Wo hätt' ich Sie verletzt? Vielleicht hat Sie der Empfang verletzt! O diese Person! Bitte, entschuldigen Sie, daß dieses Zimmer so in Unordnung ist. Hätt' ich geahnt, daß Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenken würden, wäre hier alles gesäubert und geschmückt. Freilich verdienten auch so einige Gegenstände Ihre Aufmerksamkeit, zum Beispiel dieses Bild hier und . . .“

„Sparen Sie Ihre Ablenkungsversuche“, donnerte ich. „Ich komme wegen des Kohlenhandels. Stellen Sie sich nicht so unbefangen.“

„Kohlenhandel?“ fragte er harmlos. „Wieso? Ich weiß gar nichts!“

„Sie wollten mich übervorteilen lassen und haben mir auf die Art einen ganzen Arbeitstag geraubt.“

„Uebervorteilen? Ich Sie? Wir Sie? O Teufel, wen soll ich zum Zeugen anrufen! Ich habe keine Schuld. Wer kann Sie übervorteilen? Sie haben doch uns hineingelegt."

„Das heißt, aus reinem Zufall bin ich nicht übers Ohr gehauen worden. Aus reinem Zufall bin ich vorgestern früh nicht außer Haus gegangen und so hab' ich, während Sie mich auf gewohnten Wegen vermuteten, bemerkt, daß Ihr saubrer Freund, den Sie mir statt meines bewährten, wenn auch viel teurern Kohlenhändlers aufgeschwatzt haben, mir nur die Hälfte der Ware für den ganzen Preis in meine Keller schütten wollte."

„Ach das ist es", tat er erleichtert: „Seien Sie unbesorgt; ob Sie daheim gewesen wären oder nicht, Sie hätten die richtige Ware erhalten. Dafür stehe ich. Verlassen Sie sich darauf. Bei Ihnen durfte nichts vorkommen. Sie sind ja viel klüger als wir alle, es ist gar nicht möglich, Ihnen ein X für ein U vorzumachen. Das versucht niemand. Ja, wenn es ein anderer wäre. Aber Sie! — Allen Heiligen Dank, daß es sich nur darum handelt. Der Fall ist erledigt. Denken Sie nicht mehr daran. Sie hätten ruhig auch vorgestern Ihrer Arbeit nachgehen können, anstatt die Kohlen zu erwarten, Sack für Sack zu wiegen und den Inhalt zu kontrollieren. Nicht ein Gramm hätten Sie weniger erhalten, eher mehr. Ganz gewiß. Ich hatte den Handel vermittelt und bürgte für die Güte der Ausführung. Hätt ich nicht gehört, daß Sie kontrollierten, würde ich es getan haben. Also damit ist die Sache, hoff ich, erledigt. Und, wie ich schon bat: Denken Sie nicht mehr daran. Sehen Sie hier dies Porträt hinter meinem Stuhl. Was meinen Sie wohl, was es wert ist und von wem könnte es sein?"

Die Frechheit begann mich zu unterhalten und so gab ich ruhig zurück: „Sie wissen, von Kunst versteh ich nichts."

„O, o", beteuerte er. „Ein so distinguierter Fremder und nichts von Kunst verstehen. Ihre Schulen sind so vorzüglich; Sie sind alle so gebildet. Mit Amerikanern freilich oder Engländern wär's ein ander Ding. Aber mit Ihnen Deutschen."

„Von Kunst verstehe ich nichts", wiederholte ich trocken, „aber was ehrlich ist, das weiß ich. Wenn Sie jedoch mein Urteil über die Bilder wissen wollen, — für meinen Geschmack sind all diese alten Schunken an Ihren Wänden scheußlich und werden mich drum um so weniger von dem Kohlenhandel ablenken. Der wird jetzt aufgeklärt. Ich gab auf Ihr Drängen hin Ihrem Freunde eine sehr große Bestellung."

„Weil Sie dabei 100 Lire gegen die Preise von Anderen ersparten."

„Weil er mir erstklassige Ware zu weniger geschraubtem Preise als mein alter Lieferant zusicherte."

„Er hat Ihnen erstklassige Ware geliefert. Keine mindere Kohlensorte. Keine Steine darin, wie sonst geschieht; ich habe das selbst gesehen."

„War mehr Gries dabei als nötig."

„Ist nicht ganz zu vermeiden."

„Mag dahin gestellt bleiben. Aber das Gewicht, das Gewicht war falsch!“

„Sie haben nur bezahlt, was Sie bekommen haben.“

„Hoffentlich. Nach der mitgeschickten Rechnung hätte ich fast das Doppelte zahlen müssen. Aber warum hab ich nur bezahlt, was ich bekommen habe? — Weil ich den Fuhrleuten Ihres Freundes zur Erquickung einige Liter Wein hingestellt hatte und weil diese Süffel sich sofort, noch ehe sie ans Ausladen gingen, darauf stürzten. Dadurch wurden die ihnen von Ihrem Freunde eingeschärften Widerstände gegen ein Nachwiegen der Kohlen langsam fortgespült. Freilich blieben die Knechte dabei, eine fremde Wage und nun gar eine einfache Hängewage mit einem einzigen Hebarm für das darauf hin- und herzuschiebende Gewicht und den Haken, um daran die Ware zu befestigen, solche Wage, wie ich sie besäße, dürften sie nicht benutzen, sie bräuchten eine Standwage. Dabei erklang's: Padrone hin, Padrone her. Der Herr Padrone wird nicht warten wollen, bis wir aus dem Geschäft eine schwere Standwage herangefahren haben. Der Herr Padrone wird sich doch nicht mit schmutzigen Kohlen den ganzen Tag befassen. Bedenken Sie den Staub. Der Herr Padrone kann ganz ruhig sein. Wie werden wir uns um einen so feinen Klienten bringen. — Die Kerle hatten Ueberfluß an Sprüchen. Ich aber dachte, daß ich nicht jeden Tag hundert oder mehrere hundert Lire verdiene, wie die hier bei falschem Gewichte auf dem Spiele standen, und hieß sie gehen.“

„Wirklich unnötige Sorge.“

„Was? unnötig?! Die Kerle kamen zurück, entschuldigten sich, daß kein Wagen zur Verfügung gestanden sei und erklärten, ihr Herr habe ihnen die leicht auf der Schulter zu tragende Hängewage mitgegeben, also genau so eine, wie ich sie vorbereitet hatte. War ich schon dadurch mißtrauischer geworden, so diente die seltsame Heiterkeit, mit der die Burschen zurückkehrten, nicht zu meiner Beruhigung. Ich ließ mir aber nichts merken und sprach ruhig mit dem vorher zurückgebliebenen Anführer der Bande weiter. Er versuchte mich, genau, wie das andere Leute auch möchten, vom Thema abzulenken, und erzählte mir ergötzliche Geschichten aus der Zeit seiner angeblichen Kapitänfahrten im adriatischen Meere, sehr beredt und unterhaltend beschrieb er schöne Bilder von der dalmatinischen Küste, entwickelte seine trüben Familienverhältnisse in romantischer Uebertreibung oder Erfindung und ließ mich überdies mit halber Stimme die Adressen etlicher nach seiner Ansicht wunderbar schöner, junger Damen wissen. Ich hatte doppelten Spaß an seinem Ragout, während ich genau aufpaßte, wie seine Gehilfen den ersten Sack vom Wagen hoben, und ich blieb gespannt, was die Kerle nun für einen Trick gebrauchen würden, um mich zu betrügen. Denn daß die Absicht hinter ihrer Heiterkeit steckte, war mir klar. Meine Wage hatten sie von einem aus der Kellerwand herausstehenden Tragebalken abgenommen und an die Wand gelehnt. Aber sie hängten nicht ihre Wage freischwebend an den Balken. Vielmehr bedienten sie sich dafür einer kleinen mitgebrachten Stange, deren Ende sich zwei von ihnen auf die Schulter legten, während zwei weitere den Sack in

einen Strick an den Warenhaken hingen, während ein fünfter das Gewicht am Eisenarm laufen ließ und es meinem Erzähler zur Notierung zurief. Der schmierige Knirps schrieb die ausgerufenen 90 Kilo in sein Taschenbuch und glaubte mich durch die Offenbarung zu fesseln, daß er zwar von Vaterseite Italiener sei, das Licht der Welt aber in dem edlen Hirten- und Räuberstaate Montenegro als Sohn einer Montenegrinerin erblickt habe.

Ich aber rief dem Mann am Gewichte zu: „Halt Bursche, was fällt dir ein, dem Zacken, der das Gleichgewicht markiert, mit deinem Finger einen Druck zu geben?! Der Sack wird noch mal gewogen. Danach ging ein Hagel von Padrone auf mich nieder; aber ich gab nicht acht und hörte nur die beiden, die die Last auf ihren Schultern an der Stange wie die Kanaaniter die große Traube trugen, ächzen: so lange können wir nicht halten. Mit leichter Kniebeuge stellten sie die Last zwischen sich auf die Erde. Am liebsten hätt ich ihnen ein Paar Backpfeifen gegeben, diesen strammen Bengeln, die die Schlappiers fingierten, aber ich besann mich noch und . . ."

„Dürften Sie das bei sich zu Hause?" unterbrach mich der Agent. „Welch glückliches Land!"

„Dürfen oder nicht dürfen", wies ich die schnippische Bemerkung zurück. „Verdient hätten die Kerle eine Tracht Prügel; und wenn einer so etwas bei uns versuchte. Na — Aber ziehen Sie mich nicht ab. Ich entsann mich, mit wem ich es zu tun hatte, forderte die Burschen auf, sich noch mit einem Schluck Wein zu stärken und dann wieder anzuheben. Sie wurden etwas weniger vergnügt, warfen dem Anführer aber doch beruhigende Blicke zu und verstanden es, durch geschicktes Schulterbewegen im entscheidenden Augenblicke der Wage noch einen ungünstigeren Ausschlag zu geben. Uff! riefen sie dann schnell; und schon stand der Sack wieder am Boden. Diesmal lautete das Ergebnis 97 Kilo.

Das kann nicht stimmen, rief ich. Aber triumphierend hoben sich die beiden wieder aus der Kniebeuge, der Sack schwebte zwischen ihnen, ich griff selbst an das Gewicht und mußte es, trotzdem ich mir die Schulterbewegung der Kerle verbat, auf 97 Kilo hinhängen. Aber während ich nochmals die Frechheit dieses Trickes der Schulterbewegung rügte, kam mir aus dem ergriffenen Eisengewichte die Idee: Sieh dir doch einmal diesen maßgebenden Gegenstand näher an. Vielleicht arbeitet die Bande mit vielerlei Mitteln. So hob ich mir das Gewicht prüfend unters Auge. Ich las seine Eichnummer, las darauf die Eichnummer der Wage und siehe da: sie waren ganz verschieden. Also ein falsches, ein viel zu schweres Gewicht. Ein Gewicht, das bei der Hebelwage genügte, um große Differenzen zu erzeugen."

„Kleiner Irrtum, ohne jede Absicht."

„Das sagten die Betroffenen auch. Aber ich lachte sie laut aus, hieß sie die Gläser voll schenken, ihr Wippholz samt ihres Meisters Wage in den Winkel stellen, meine Wage wieder frei schwebend an den Balken hängen und dann meinem Befehl gehorchen: Drei Schritte weg. Ich wiege selbst. —

Ich tat es und sagte dann: So, überzeugt euch, aber daß keiner anfaßt. Der Sack hat 58 Kilo. Stimmt's oder stimmt's nicht? — — Es stimmte. Und die Angestellten Ihres sauberen Freundes getrauten sich nur noch schüchtern als letzten Betrugsversuch pflichtschuldig vorzuschlagen, ich solle meine Zeit nicht verlieren, und alle Säcke nachwiegen, sondern nur zwei oder drei und danach für alle das Mittel feststellen. — Ja, sagte ich, wen ihr mir von den ganz unterschiedlich großen da auf dem Fuhrwerk nicht die größten, sondern die kleinsten aussucht. Da lachten sie selber, halfen flink nach der Ordnung und zogen schließlich voll Hochachtung von dannen."

„Und trotzdem", jammerte der immer unruhiger gewordene Agent los, „trotzdem wollen Sie sich an mir rächen?! an mir, der ich gar nichts begangen, der ich Ihnen die besten Kohlen zum geringsten Preise besorgt habe? Porco Madonna, mein liebster Herr, was habe ich da verbrochen?! Was habe ich mit der Wiegerei überhaupt zu schaffen?"

„Was Sie damit zu schaffen haben?" fuhr ich, durch sein schändliches Fluchen und seine Verstellung gereizt, auf: „Sie? Sie hätten sich mit dem Händler in den Profit geteilt, wenn ich nicht nachgewogen hätte."

„Wer kann das behaupten?"

„Ihr saubrer Freund hat es behauptet."

„Da haben Sie sich verhört."

„Er wird es Ihnen schon selbst sagen, hat es Ihnen gewiß schon gesagt, denn zu mir kam er sogleich am folgenden Morgen gestürzt, behauptete, meine Wage sei falsch und schimpfte, nachdem er sich von deren Richtigkeit überzeugt hatte, laut auf Sie. Ihnen hätte er bereits bei der Bestellung fünf Prozent vorauf zahlen müssen; Sie hätten ihn hintergangen, indem Sie mich als einen vornehmen Fremden, sollte wohl heißen: ein geduldiges Betrugsobjekt geschildert hätten. Ein saubrer Kumpan, Ihr Freund. Zu solch niedrigen Preisen, schrie er, könne kein anständiger Mensch das volle Gewicht verlangen, viel weniger ein anständiger Mensch liefern. Hätte er gewußt, daß ich eine Wage besäße, wäre er der Bestellung ausgewichen, hätte er geahnt, daß ich den ganzen Tag nichts anderes zu tun hätte, als schmutzige Kohlen zu wiegen, was sich für einen Signore gar nicht schicke, so würde er mein Haus nie betreten haben; Das ginge wider sein Prinzip. Sie aber, Sie sollten ihm nur kommen und die Hälfte des Gewinnes, wie ausbedungen, verlangen; hei, die fünf vorher erhaltenen Prozent müßten Sie herausgeben und überdies die Hälfte des Schadens tragen."

„Rausschmeißen", brüllte nun in Wut der rotbackige, kleine Mann und zappelte. „Rausschmeißen werd ich den dummen Esel, der Sie betrügen und mich verleumden wollte. Gott Lob, und damit warf er sich in die Brust, Gott Lob wird Verleumdung in unserem herrlich aufblühenden Staate so streng bestraft, daß sich der Gefaßte ein zweites Mal vorsehen wird. Lieber Herr, meine Ehre steht mir hoch. Sie denken vielleicht schlecht von mir und wollen mir Ihre Gunst entziehen, weil ich mit einem Individuum, wie diesem Kohlen-

händler, überhaupt Geschäfte mache. Glauben Sie mir, ich hatte keine Ahnung, daß der Kerl so dämlich ist. Ich falle aus den Wolken. Und wer kann in Geschäften die Hand, die er fassen will, immer prüfen? Entziehen Sie mir deshalb Ihre Gunst nicht. Ich bitte Sie, tun Sie mir das nicht an. Sie müssen das alte Vertrauen zu mir wieder erlangen. Hier übergebe ich Ihnen meinen Schlüsselbund, öffnen Sie damit den Aktenschrank da drüben und diesen Schreibtisch vor mir, lesen Sie alles, die geheimsten Dinge, mein Testament, wenn Sie wollen, alles, alles, nur überzeugen Sie sich, daß auch nicht eine Zeile zu finden ist, die mich anders denn als einen Mann von Ehre zeigt. Wenn Sie freilich bei der Durchsicht gehäufte Papiere finden, die Ihnen mein unglückliches Geschick von frühesten Kinderjahren enthüllen, wenn Sie erkennen, daß ich bis zur Mündigkeit von falschen Vormündern und nachher von sogenannten Freunden und Advokaten betrogen und bedrängt worden bin, wenn Sie erkennen, daß ich selbst die letzten Reste meines einstigen Vermögens mit unerschütterlichem Unternehmungsgeiste in genialen Geschäften versucht habe, immer wieder, aber immer ohne Glück, wenn Sie zugleich erkennen, wie ich den Folgen eines fühlenden Herzens, eines Liebe bedürftigen, nicht ausgewichen bin, deshalb aber von den Frauen verfolgt werde und nach den verschiedensten Seiten hin zu sorgen habe, und, mein Herr, ich sorge für alle meine Kinder nach Möglichkeit, sorge auch für die Mütter, per bacco, — dann haben Sie Mitleid und helfen Sie mir durch neue Aufträge. Bereiten Sie nicht meinen Ruin, indem Sie mir Ihre Kundschaft und damit Ihren ganzen Kreis mächtiger und reicher Freunde entziehen.“

Diese Lungenleistung erschöpfte selbst seine Kräfte. Er schwieg und setzte sich. Der bewegliche Ton seiner Worte hatte wenigstens so viel bewirkt, daß ich mich gegen eine gutmütige Regung zu seinen Gunsten innerlich wehren mußte. Aber ich kannte diesen Schlemmer und Weiberhelden zu lange, um mich beschwatzen zu lassen; ich wußte aus seinem eigenen Munde, wie wild er sein gutes Erbteil vergeudet, wußte von Anderen, daß er durch freche Spekulationen auch das Vermögen seiner Schwester zerstört, das seines Bruders sogar in dessen Abwesenheit ohne dessen Einwilligung schwer geschädigt hatte. Und wenn er jetzt von seinem fühlenden Herzen sprach, so fielen mir die Geschichten ein, die er mir von seiner Herablassung gegen Bürger- und Bauerntöchter in prahlerischer Art erzählt hatte, ohne dabei zu verhehlen, daß ihm die Brüder und Vettern der also „Beglückten“ oft genug nach dem Leben gestellt hatten, so daß er sich seine freie Beweglichkeit durch namhafte Summen jedesmal erkaufen mußte. Das nannte er jetzt: Ich sorge für alle. Dabei brachte er es in früheren Jahren fertig, inmitten seiner versöhnten bäuerlichen Gegner der Hochzeit der also Ausgestatteten mit irgend einem Knechte gönnerhaft beizuwohnen. Und selbst auf solchen Festlichkeiten war sein fühlendes Herz gegen neue Pfeile aus Amors Köcher nicht gewappnet. — Trotzdem ich mir das überlegte, fühlte ich doch mitleidig die Wahrscheinlichkeit, daß er nun das letzte Restchen seiner Mittel vergabt und mit seinem heute in Kohlen,

morgen in Bildern, übermorgen in Einmachgläsern, Pferden oder Grundstücken arbeitenden Vermittlungsgeschäft ungenügenden Verdienst haben mochte. Auch gedachte ich wieder des ängstlichen Empfanges durch dies weibliche Wesen, sah den Mangel seiner Kleider, die Unordnung im Hause und seine Erregtheit. Ich legte ihm deshalb begütigend die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie alter Phantast. Uebertreiben Sie meine Vorwürfe und deren Wichtigkeit für Ihr Geschäft nicht. Vielleicht können Sie sich rechtfertigen."

Er wandte sich daraufhin ein wenig von mir ab, als wische er eine Träne verschämt aus den Augen, dann kehrte er sich mit forciert heiterer Miene wieder zu mir und überschüttete mich wie einen Retter in der Not mit freundlichen Worten, die von der Herrlichkeit sprachen, daß es überhaupt noch edle Menschen auf der Welt gäbe. Gut gelaunt führte er mich dabei im Saale umher, blieb wieder schmunzelnd vor diesem und jenem Bilde stehen und kam schließlich mit dem Anliegen heraus, das er sich wohl schon bald nach meinem unliebsam überraschenden Erscheinen ersonnen hatte. „Sehen Sie einmal dieses Bild, diese einfache Mühlenlandschaft. Ich weiß, es gefällt Ihnen nicht. Wissen Sie aber, daß vorgestern ein hervorragender Professor bei mir war und dieses Bild für einen Holländer ersten Ranges erklärt hat? Und hier diese Kreuzabnahme. Mich dünkt, wenn Sie näher treten, werden Sie sofort bemerken, so etwas kann nur ein feiner Pinsel gemalt haben. Und was sagen Sie zu dem Augenaufschlag des weiblichen Kopfes daneben? Haben Sie im Palazzo Pitti in den Gemächern der Königin die beiden Carlo Dolce Bilder gesehen? Ich bin eigens dieses Kopfes wegen zum Vergleiche hingegangen. Kein Zweifel, dies Bild hier ist ein Carlo Dolce. So weich die Haut, so rund die Wänglein. Selbst wenn es nicht Carlo Dolce wäre, und der Professor schwört darauf, daß es einer sei, so müßte man den höchsten Preis für dies Gemälde verlangen. Meine Pflicht erheischt es; und meine Pflicht ist mir heilig. Glauben Sie nicht, mein Herr, nur bei Ihnen in Deutschland wisse man, was Pflicht ist. Aber sehen Sie noch . . ."

Er wollte einige mit der Bildseite an die Wand gelehnte Rahmen umdrehen. Seine Worte veranlaßten mich jedoch zu der unterbrechenden Frage: „Wem gehören denn die Bilder?"

Da schlug er sich mit der Hand stolz auf die Brust und posierte als wolle er für ein Demagogenstandbild Modell stehen: „Mir gehören sie, mir! — Das heißt", fuhr er etwas leiser fort, „mein Sohn hat sie von meinem Bruder geerbt." Wieder triumphierend erhob er die Stimme: „Kennen Sie meinen Bruder? Hier!" — er stürzte zu einem Tisch und holte mit Genugtuung und Rührung eine verblaßte Photographie in zerbrochenem Rahmen herbei — „hier sehen Sie diesen schönen Mann. Das war mein Bruder. Marineoffizier. Eine Carriere. Ein Kopf! Ha. Ein Genie. Mein Bruder. Sicherlich wäre er Admiral geworden. Aber er hat sterben müssen. Da draußen. Gelbes Fieber. Wäre er zurückgekehrt", sprach er in weniger gerührtem Tone, „hätte er sich mit mir ausgesöhnt und mich zum Erben ein-

gesetzt. Aber, was wollen Sie, er mußte sterben". Nach der Phrase schüttelte er sein Haupt, als käme er über die Unnatürlichkeit der göttlichen Weltordnung nicht hinweg.

Sein bedrücktes Schweigen forderte anteilvolle Erkundigung und so erwies ich ihm den Gefallen und fragte: „Warum hat Ihr Bruder nicht Sie selbst zum Erben eingesetzt?"

Mein Partner zuckte auf dies Stichwort hin die Achseln und sprach mit Weltschmerz und Würde: „Zwischenträger, Schlechtigkeiten. Ich müßte an heikle Dinge rühren. Lassen wir die Toten ruhen. Lieber Herr, auch Sie werden manch Schweres und Schändliches erlebt haben; und wenn nicht, werden Sie es noch erleben. Mein Bruder glaubte, ich hätte sein Vermögen angetastet. Ich, denken Sie, ich mich an fremdem Gut vergriffen. Ich, der ich durch Unglück verarmt und von Anderen bedrängt, ja aufs gemeinste bestohlen worden bin, beraubt muß ich sagen. Lassen Sie sich den Rat geben, gehen Sie in diesem Lande, wo die Gesetze nur zum Vorteile der Diebe, Halunken und Rechtsanwälte gemacht sind, nie vor Gericht. Wenn Sie jemand bestiehlt oder verleumdet, schenken Sie dem Verbrecher noch Geld dazu, daß er nicht Sie verklagt. Sie müßten ja sonst dann zum Rechtsanwalt und der Weg ist mit Blut und Goldstücken gepflastert. Goldstücken aus Ihrer Tasche für die Anderen. Sie verlieren dabei stets mehr, als Sie gewinnen können." Immer heftiger werdend fuhr er fort: „Ich weiß ein Lied davon zu singen, denn ich ließ mir natürlich seinerzeit diese Anschuldigungen nicht gefallen und nachher ebensowenig diese Enterbung. Ja, wenn mein Bruder wenigstens meinen Kindern, wenigstens einem meiner Kinder auch nur einen roten Soldo hinterlassen hätte. Aber nein. Alles wohltätigen Stiftungen. Denken Sie, diese Infamie."

„Aber die Bilder?" warf ich in beruhigendem Ton ein.

„Ha, diese Bilder! Nicht der Rede wert" prustete er. „Die Bilder und wenige tausend Lire vererbte er unserer einzigen Schwester. Ein gutes Ding", setzte er besänftigt hinzu. „Ich konnte mit ihr machen, was ich wollte. Nur in manchen Dingen etwas eigensinnig; aber doch gut. Sie starb vor einem Monat. Ihr Testament nennt meinen Knaben als Universalerben. Nur diesen, gerade für ihn wollte sie sorgen. Auch so eine kleine Eigensinnigkeit, na. Ich werd es ihr doch bis zur letzten Stunde Dank wissen, denn dies Kind", wandte er sich nun voll Mitleid und Erschütterung zu mir, „der arme Knabe, müssen Sie wissen, hat keine Mutter."

„Ach der arme Knabe", wiederholte ich, da mir im Erstaunen nichts Gescheiteres einfiel.

„Ja, der arme Kleine. Die Mutter ist alles für ein Kind. Und wenn seine Mutter sich nicht jede Kleinigkeit so zu Herzen genommen hätte, wenn sie am Leben geblieben wäre, dann wäre ich wohl" — er flüsterte das Folgende kaum hörbar und wies mit dem Daumen auf die Türe — „dann wäre ich wohl den Eisenklammern der jetzigen entgangen. Vielleicht, Vielleicht." Er seufzte und fuhr fast elegisch fort: „Ja, die Mutter des Kleinen. An ihrer

niedrigen Herkunft würde ich mich nicht gestoßen haben. Das hätte nicht leicht jemand getan, der von Schönheit einen Begriff hat. Sie hätten sie sehen sollen. Eine Französin. Als Kammerzofe einer reichen Zahnarztensfrau war sie hier angekommen. Groß, blond, schnippisch und voll Gesang. Mein lieber Herr, sie sang den ganzen Tag. Der Frühling machte sie ausgelassen. Ihre Herrin gab ihr gutes Beispiel. Das war ein lustiges Leben. Wenig zu tun und immer bei Kasse. Und ich habe nie geknausert, Teufel nein, und ich hatte damals blonde Kraushaare genau wie das Mädel. Wer ahnte, daß diese Kamerzofe alles so schwer nehmen würde; eine Französin! Denken Sie! Wer konnte bei einer Französin voraussehen, daß sie so leidenschaftlich lieben und sich so fest in gewisse Ideen verrennen würde. Sie wollte heiraten. Denken Sie: ich und heiraten mit 27 Jahren. Das gab die schlimmste Zucht meines ganzen Lebens. Schließlich kroch sie auf Knien zu meiner Schwester, das arme Geschöpf. Ich litt damals fürchterlich und leide heute noch, wenn ich daran zurück denke. Sie glauben nicht, wie sehr mich das Schicksal verfolgt hat. Aber ich bin klug geworden. Und mit diesen Bildern will ich beim Verkauf, ob mein gutes Herz auch Einwände macht, so hart sein, wie Klugheit sein muß. Kämpfen werd ich mit allen Mitteln, um mir durch diese Bilder ein Vermögen, ein großes Vermögen zu machen. Es geschieht ja nicht für mich, sondern für meinen armen Sohn. Es ist Pflicht. So viel bin ich dem Andenken seiner Mutter und meiner Schwester schuldig. Nicht einen Soldo darf ich weniger dafür einhandeln, als mir möglich ist. Und Sie, verehrter Herr, werden jetzt, da ich Ihnen alles so offen dargelegt habe, gewiß gerne Ihre Hilfe dazu leisten."

Verstimmt und mißtrauisch wollte ich ablehnen, da ich mir aber seine abstoßende Zwiespältigkeit noch nicht erklären konnte und nicht ungerecht zu sein wünschte, fragte ich kurz: „Wie denken Sie sich das?"

Er nötigte mich wieder auf meinen Stuhl, pflanzte sich auf den Sessel hinter dem Schreibtisch auf und begann mit wichtiger Miene: „Sie haben mir oft vornehme Fremde, Deutsche, Franzosen, Amerikaner und Engländer geschickt. Niemals haben Sie dafür eine Provision genommen, mich daher nie wie Andere, um die paar zum Leben nötigen Centimes verkürzt. Ich fühle mich Ihnen verpflichtet und möchte drum diesmal, wo nicht ich den Vermittler machen kann, sondern einen Vermittler brauche und diesem unter allen Umständen einen großen Teil des Gewinnes abgeben muß, an Sie denken. Bitte, machen Sie keine abwehrende Handbewegung. Die Hälfte des Gewinnes für Sie, die Hälfte für mich. Ich muß ja auch Ihre Zeit diesmal etwas in Anspruch nehmen und brauche dann nicht sechs bis sieben andere Leute, wie Bedienstete, Ladeninhaber, gute Nachbarn rc. rc. zu bezahlen. Zeit ist Geld. Jetzt werden Sie überzeugt sein, in welch unbegründetem Verdachte Sie zu mir kamen, als ob ich gegen Ihren Vorteil wäre. Ihr Vorteil soll in diesem Geschäft der meine sein. Und biete ich zu wenig, so gehe ich auch auf jede andere Bedingung ein, wenn Sie mir nur wieder vertrauen."

„Sagen Sie endlich, was Sie wollen", stieß ich geärgert hervor.

„Gern, gern", fuhr er schnell und laut fort. „Sie sind, wie Sie vorhin anführten, kein Bilderkenner. Aber vielleicht informieren Sie sich ein wenig über Bilder, vielleicht schlummern in Ihnen diese Kenntnisse nur. Der Professor jedenfalls ist Bilderkenner, auf ihn können wir uns verlassen. Nun wäre es mir natürlich leicht, für mehrere tausend Lire diesen Schatz an meinen Wänden sofort an einen Antiquar zu verkaufen, oder ihn zu einem Grafen oder Marchese zu hängen, dessen Name die Leute anzieht, zu dem Fremdenführer die reichen Leute brächten. Aber diese Führer verlangen vier Fünftel des Gewinnes. Die Hauptsache schluckt der Graf oder Marchese. Auch zu irgend einer Schneiderin, deren Harmlosigkeit sofort Vertrauen erweckt, könnte man die Bilder als ihr verkanntes Eigentum hängen. Dort würden jedoch nur geringe Preise erzielt, und ich muß doch als Vormund und Vermögensverwalter meines Kindes mit diesen Bildern eine große Summe erzielen, ein Betriebskapital für hervorragende Unternehmungen. Ich will mit dem Erlös die Erarbeitung einer Million und noch mehr bis zur Großjährigkeit des Besitzers ermöglichen. Es heißt also an reiche Leute herankommen und denen den Mund auf diese Bilder gehörig wässrig machen. So haben wir z. B. diesen Carlo Dolce. Stoßen Sie sich, bitte nicht daran, daß etliche Stellen der Malerei fehlen und andere abbröckeln. Mit Leichtigkeit ließe sich das übermalen. Ein Antiquar, der mir für das Bild besten Falles 50 Lire gäbe, würde die Restaurierung gewiß heimlich vornehmen und dann betrügerisch für das angeblich intakte Bild 20—30000 Lire verlangen. Wir könnten im Notfalle auch das Geld für solche Restaurierung aufbringen, aber es ist nicht nötig, und die Ehre will es nicht. Die meisten reichen Fremden bilden sich, wie ich höre, heutigen Tages ein, sie seien Kenner, wenn sie die Bilder in etwas ramponiertem Zustande, genau so, wie sie aus der Rumpelkammer kommen, erstehen. Sie restaurieren dann selber oder haben ihre Leute dafür an der Hand. Zudem bekommen sie die Kunstwerke in schlechtem Zustande am leichtesten durch die staatliche strenge Ausfuhrkommission. Verstehen Sie? Solche Leute heißt es ausfindig machen."

„Glauben Sie wirklich", warf ich ein, „daß Ihnen jemand für all Ihre Bilder, nicht nur für eines 20000 Lire, ja nur den dritten oder vierten, selbst nur den zehnten Teil bezahlen wird?"

„Glauben, glauben, per bacco! 50, 100000, eine halbe Million, wenn's richtig angefangen wird. Man muß nur im gegebenen Augenblicke etliche fingierte Konkurrenten heranschaffen, einige Telegramme mit Anfragen und Angeboten zur rechten Stunde eintreffen lassen, danach Entscheidung innerhalb einer oder zweier Stunden auf eine ganz feste Summe und ohne jede Verbindlichkeit verlangen. Und immer drohen, daß man Photographien von dem Werke sofort an alle Galerien und Kunstsammler schicken wird. Dann geht es. Die Leute werden Sie mit aufgehobenen Händen beschwören, nur ja keinem Menschen ein Sterbenswort zu sagen. Unter 30000 Lire trete ich wegen des Carlo Dolce gar nicht in Verhandlung. Lieber soll mir das Bild

an der Wand verfaulen. Heute ist Carlo Dolce angeblich nicht in Mode. In 10, in 20 Jahren kann er der begehrteste Meister sein. Etwas nachhelfen. Reklame, Zeitungen. Sie wissen nicht, was dann, was überhaupt für Summen gezahlt werden. Hätten Sie nur gesehen, welchen Kram der Morgan, der amerikanische Krösus, aus dem Palazzo Strozzi für eine Million weggeschleppt hat, lauter Dinge, die unbeanstandet ausgeführt werden durften, kein einziges wirkliches Kunstwerk, alles zusammen kaum 5000 Lire wert. Was sind den Milliardären 20—30000 Lire? Die freuen sich wie die Kinder, wenn sie zu so etwas kommen und glauben uns dabei noch übers Ohr zu hauen; tun's vielleicht auch. Ein Carlo Dolce für 30000 Lire heißt bei ihnen geschenkt. Und man riskiert heut gar nichts. Denn von selbst tun die Herren so heimlich wie möglich, daß ja niemand ihren genialen Fund merkt. Sie ziehen damit ab, sehen Sie: so.“ Dabei öffnete er seinen Jackenflügel, als wolle er ein hilfsbedürftiges Kind darunter schützen, schlug sie sachte wieder zusammen, tat, als drücke er einen geliebten Gegenstand ans Herz und schunkelte sich einen Augenblick, daß das Bäuchlein wackelte. Ich mußte über den Komödianten hell auflachen.

Und er lachte selber „hahaha, hahaha“ und malte sich den Milliardär weiter aus: „Zu unterst wird der Schatz in den großen Koffer gepackt, Frau und Tochter dürfen ihn einmal sehen, wenn man weit weg ist von Florenz, dann tanzen alle drei vergnügt im Zimmer herum, hahaha! die Herrn Milliardäre, die uns übers Ohr hauen wollen. In München oder Paris haben sie schon einen Restaurator ins Hotel bestellt und der ist natürlich glücklich, für schöne Dukaten einen zweifellos echten Carlo Dolce begutachten und übermalen zu dürfen. Na und so sind alle zufrieden. Nur finden muß man die Leute. Einen Vertrauensmann muß man haben, der sie einem zuführt und der ihnen geschickt zuredet. Porco Madonna! Das sind Sie.“

„Sie sind von Sinnen“, rief ich instinktiv.

„Ja, ja, Sie“, begeisterte er sich, „wenn Sie auch nichts von Kunst verstünden. Aber da Sie in Florenz als Fremder leben, ist es an und für sich klar, daß Sie eine Kapazität in diesen Dingen sind. Kein Amerikaner oder Engländer wird daran zu zweifeln wagen. Wir werden ein riesiges Geschäft zusammen machen. Denn die Bilder sind schön und alt. Aber selbst wenn sie häßlich wären und allesamt gefälscht. Was geht das uns an? Unser Geschmack ist nicht maßgebend, sondern der der Käufer. Sie müssen sich nur eine herablassende Geste angewöhnen und großen Wortschwall entwickeln. Sie glauben nicht, wie leicht es ist, — ach wenn ich in Ihrer vornehmen Position wäre, was wollte ich reden. Sie glauben nicht, wie leicht es ist, schöne Worte über ein schönes Bild zu machen, z. B. über diesen Carlo Dolce oder über diesen Niederländer — Niederländer sind jetzt Mode — wie ich höre — oder über irgend eines der anderen Bilder, die wir auf die besten Namen taufen wollen.

„Was sagen Sie?“ rief ich empört, „taufen wollen?“

Doch der Gauner merkte nicht, wie er sich mir immer rückhaltloser entlarvte, und führte aus, daß man damit nichts anderes als die besten Galeriedirektoren

täte. „Bei denen hagelt es nur so Michelangelos, Rubens, Lionardo da Vincis, Ruysdaels sobald ein Werk erst sicher in ihrem Bureau angelangt ist.“

Diese Frechheit ließ mich kurz abbrechen und zur Türe gehen.

Nun ahnte er erst seine Wirkung, stellte sich Hände ringend in den Weg und öffnete wieder seine Redeschleusen.

Ich aber brachte ihn mit mächtiger Stimme zum Schweigen und sagte: „Behalten Sie Ihre Schwindelphantasien für sich und suchen Sie sich genau wie bei dem Kohlenhandel zum Betrug mit den Bildern Ihre Spießgesellen unter Ihren Landsleuten“.

Schnell gefaßt begehrte er auf; und halb wie Drohung, halb wie Hohn klang es: „Porco Madonna! mein Herr, Sie beleidigen mich und meine Landsleute. Aber Geduld. Unser Land ist in mächtigem Aufblühen. Nur Geduld. Noch 50 Jahre, so werden wir reicher und angesehener sein als Ihr liebes Deutschland. Doch wir sind hier nicht in Deutschland und haben andere Anschauungen. Gott lob! und andere Begriffe. Wer für ein Bild so viel Geld nimmt, als er kriegen kann, der betrügt nicht. Wer aber dies Bild zu hohem Preise und sei's über den Wert bezahlt, dabei aber zu übervorteilen meint, der betrügt uns, der betrügt. Andere Länder, andere Sitten, mein Herr. Wer hier vorwärts kommen will, der braucht nicht, darf nicht so, na wie sag' es ich am besten, so, na wir heißen 's so tedescamente handeln. Verstehen Sie? Hier geht's nicht tedescamente, sondern hier muß man camorra machen, ja camorra!“

Die ganze Erscheinung, die sich wieder in hellen Jubel hineingeredet hatte, wirkte auf mich überwältigend komisch und würde meinen Zorn gebannt haben, auch wenn ich nicht an dem Worte tedescamente, dieser mir bis dahin unbekannten Feinheit der italienischen Sprache ein reizvolles Geschenk erhalten hätte. „Tedescamente?“ fragte ich, um mich der Richtigkeit des Gehörten zu versichern.

„Ja, so tedescamente geht es eben nicht. Entschuldigen Sie nur.“

So „dumm deutsch“, wollte er sagen und glaubte mir dadurch gehörig heimgeleuchtet zu haben. Auch versuchte er nach diesem erleichternden Trumpf wieder einzulenken. Unter Entschuldigungen, Freundlichkeiten und Schmeicheleien geleitete er mich zum Ausgange.

Aber ich hörte nichts weiter als „tedescamente“; dies Wort lachte in mir. Und ich sagte mir glücklich: Wenn diese Gauner nicht wissen, wie sie statt gerade und ehrlich sagen sollen, nennen sie's „tedescamente. — Auf deutsche Art.“ Welch Sonnenstrahl und Gruß der Heimat.

Lächelnd und freundlich verabschiedete ich mich von dem um seine Hoffnung Betrogenen. Lange Zeit dachte ich nicht mehr an ihm, bis ich dieser Tage in der Zeitung las, er sei wegen Wechselfälschung eingesperrt worden.

Da wollte mich bedünken, es ginge auch in diesem Lande, wenn es wirklich aufwärts strebt, ginge auch in Italien, wenn es erblühen will, am besten auf deutsche Art, auch da, wie überall in der Welt:

Tedescamente.

Gedichte von Karl von Heigel.

Mein Bruder hat niemals eine Sammlung lyrischer Gedichte veröffentlicht. Auch sein schriftlicher Nachlaß enthält nichts von den Jugendgedichten, von welchen Felix Dahn in seinen Erinnerungen (III, 124) eine so liebenswürdige Schilderung entwirft. Dagegen fand sich in der fürstlichen Bibliothek auf Schloß Carolath ein handschriftliches Bändchen mit etwa 150 Gedichten, das mein Bruder, während er als Bibliothekar in Carolath verweilte, seiner gütigen Gönnerin, der Frau Fürstin Alma, gelegentlich als Geburtsgabe gespendet hatte.

Es sei mir gestattet, die Leser der „Süddeutschen Monatshefte" mit einer Auswahl charakteristischer Stücke bekannt zu machen.

München, Februar 1908.

Karl Theodor Heigel.

Neige dich, du lichter Tag.

Neige dich, du lichter Tag,
Denn die Stunden sind so schön,
Wenn auf jenen sanften Höhn
Wandelt sacht der Mondenschimmer
Und mit leisem Flügelschlag
Weht die Abendluft ins Zimmer.

Stille blick' ich dann hinaus,
Wie im Strom ein Schifflein zieht,
Sich der Wald im Wasser sieht,
Oder langsam seine Kreise
Zieht ein Vogel überm Haus
Zaudernd noch zur Winterreise.

Wohl, wer glücklich ist, er mag
Sich am Tagesglanz erfreun,
Wer sich sehnen muß — bereu'n . . . .
Ihm auch sei ein Glück beschieden:
Neige dich, du lichter Tag,
Mit dem Abend kommt der Frieden!

(1857.)

Kloster Weltenburg.

Bald grüßen Wiesen dich und Felder
Und trauter Dörfer Häuserreih'n,
Bald laden dunkle Tannenwälder
In ihre stillen Schatten ein.
Der Himmel lächelt blau und heiter,
Vom Ufer tönt ein Schnitterlied;
Dich aber lockt die Welle weiter,
Die unterm Schiffe kräuselnd zieht.

Da tun sich Felsen auf und zwängen
In engres Bett die Fluten ein,
Nur Heidekraut und Epheu hängen
Wild vom verwitterten Gestein.
Hier wird es still und ernst und enge.
Dein sangverwöhntes Ohr, es lauscht
Vergebens hier auf Vogelsänge,
Wo einsam nur die Welle rauscht.

Doch mitten unter diesen Schauern,
Auf einem schmalen Landesstrich,
Erheben eines Klosters Mauern
Mit Kirche und Kapelle sich.
Hier retteten einst fromme Brüder
Die Andacht aus dem Weltgewühl,
Die Himmelssehnsucht menschenmüder
Asketen fand hier ein Asyl!

Zwar wer vermöchte dies zu sagen,
Ob Frömmigkeit sie stets beseelt,
Die sich nach wechselreichen Tagen
Dies Kloster zum Asyl erwählt.
Verfolgung, Armut, Herzenswunden, —
Verblendung trieben manchen her,
Doch ward der Frieden hier gefunden?
Schwieg hier das irdische Begehr?

Ich zwar ich fand in Knabenjahren
Hier Ruh und Schmerzvergessenheit,
Als ich in junger Brust erfahren
Das erste, aber tiefe Leid.
Der Wissenschaft und dem Gebete
Schien mir geweiht dies Leben nur.
Ein Hauch vom Gottesfrieden wehte
In Zelle, Kirche und Natur.

Ein Abend war's, am Himmel zogen
Purpurne Wolken übers Land.
Es kam der leise Sang der Wogen
Durchs offne Fenster, dran ich stand.
Von fernher ward aus der Kapelle
Der Orgel Feierklang entführt!
Ich stand in Benediktus Zelle
Mit nassen Augen tiefgerührt!

„O Vater", rief ich, „hör die Bitte,
Heißt mich von hier nicht weiterziehn!
O laßt mich still in Eure Mitte
Der Welt und ihrem Fluch entfliehn!"
Mein Meister lächelte wehmütig;
Er legte mir die Hand aufs Haupt:
„Mein Knabe, stets doch feuerblütig!
Du würdest bald des Wahns beraubt!

Zwar laß ich dich mit Widerstreben,
Doch Frieden fändest du hier nicht!
Dein Weg, er führt ins tolle Leben,
So Gott will, auch zum Glück, zum Licht!" —
Sein Wort ward wahr. Von Klosterzellen
Weit, weit entführt mich meine Bahn,
Hoch treibt auf ungestümen Wellen,
Um Kiel ein Mädchenbild, mein Kahn!

Hoch treibt er noch auf wilder Welle,
Noch lachten mir nicht Licht und Glück:
Da denk ich an die stille Zelle
Und Benediktus oft zurück!
Mit Reue nicht, denn ohne Beben
Geh' in den Kampf ich Jahr auf Jahr
Und falle stolz, weil mir das Leben
In einem Gleichnis wurde klar:

Alljährlich klimmt zum Quell des Ganges
Ein kühner Pilgerschwarm hinan,
Nur um vom Grat des Felsenhanges
Sich kühn hinabzustürzen dann!
Wer sich vom Weg ermattet wendet,
Wer rückwärts schaudert vor dem Sprung,
Ist nicht gerettet drum, er endet,
Mit Schmach bedeckt, durch Steinigung.

(1857.)

Erscheinung.

Nachts ist mir ein Mann erschienen,
Blaß, mit frommen Duldermienen,
Eine Dornenkrone wand
Sich in seinen Lockenhaaren,
Blutig waren
Brust und Nacken und Gewand.

„Warum willst du mich verhöhnen,
Meiner Lehre dich entwöhnen,
Was du nimmer doch vermagst,
Denn ein Herz ist dir geblieben,
Du mußt lieben,
Wenn du mir auch stolz entsagst!

Liebend hat mein Herz geschlagen
Einer Welt, d'rum ohne Klagen
Trug ich eine Welt voll Pein!
Um ein Weib trägst du im Herzen
Tausend Schmerzen . . . . .
Und du willst mein Freund nicht sein?!

Liebe lehrt der Galiläer,
Höhne! Frevle! Doch nicht eher
Wird dir über mich der Sieg,
Eh' du nicht die Liebe lassen
Kannst und hassen!" . . . . .
. . . Ach, da neigt' ich mich und schwieg —
(1858.)

An Hermann Lingg.

An düstrem Tag in Winterszeit
Schritt ich aus Münchens Tor, dich zu begrüßen,
Die Gärten lagen öd', verschneit,
Der Schnee nur tönte unter meinen Füßen.
Vereinsamt, Wind und Wetter frei,
Doch dicht am Heerweg steht dein Haus,
Einförmig streckt vor ihm die Pappelreih',
Dahinter sich das weite Flachland aus.
Beklommen trat ich über deine Schwelle;
Die Glocke rief den Hofhund wach,
Und Kinderstimmen klangen ins Gebelle —
Dann kamst du selbst und führtest mich ins Prunkgemach.

Kein Prunkgemach, wie sie der Reichtum hat:
Mit Teppichen, geschnitzten Stühlen,
Mit hohen Spiegeln und mit sammtnen Pfühlen,
Gedämpften Lichts, der Wände Farben matt!
Das deine war ein schmucklos Zimmer,
An allem arm, was Sonnenlicht begehrt;
Kein köstliches Gewebe wehrt
Am niedern Fensterpaar dem Tagesschimmer;
Ein Schrank mit Büchern unter den Geräten
Von Fichtenholz war seine schönste Zier.
Du selber stand'st ganz anders auch vor mir,
Als junge Mädchen träumen den Poeten:
Ein stiller Mann, schlicht, bürgerlich,
Von kargen Worten und bescheid'nen Sitten;
Nur die gefurchte Stirn belehrte mich,
Daß du gekämpft hast und gelitten.

Ich war — wie jetzt noch — unbekannt,
Ein armer Musenjünger, weit vom Ziel;
Du aber botst gastfreundlich mir die Hand
Und gabst von deinem Wenigen mir viel;
Den Steinkrug fülltest du mit herbem Wein
Und reichtest mir das Glas mit soviel Güte,
Daß mir der Saft vom köstlichsten Geblüte,
Der Becher schien von Gold zu sein.

Die Nacht war, als ich schied, hereingebrochen;
Bewegt, erschüttert ging ich fort;

Du hattest viel, doch nicht Ein bittres Wort,
Nicht Einen Fluch auf Welt und Zeit gesprochen,
Und dennoch wußt' ich und auf deinem Antlitz stand
Die Leidgeschichte deines Lebens,
Der Riesenkampf verkannten Strebens,
Denn Unglück schreibt gar leserliche Hand!
Seit jener Zeit schwebst du mir vor
Im Streit mit mir und jeder Not;
Und wenn mein Mut zu schwinden droht,
Gedenk ich dein und richte mich empor.

Weil Deutschlands Süden dich geboren,
Im Norden fremd, vom Süden nicht geschätzt,
Von Mönchen, Dichterlingen, Toren
Durchs Leben wie ein Wild gehetzt,
Aus hundert Schicksalswunden blutend,
Hast du ein Recht, zu sagen deine Pein;
Doch statt von Klagen überflutend,
Schreibst du der Menschheit große Taten ein!
Und in des Weltgeschicks Betrachtung
Suchst du der kleinen Not Verachtung
Und dichtest stolz wie der Geschichte Gang
Der Völkerwand'rung Hochgesang! — —

. . . Noch ist zu Ende nicht der Reigen,
Noch heute tost der Stämme wilder Krieg;
Doch die Vernunft, sie bricht ihr langes Schweigen
Und ruft die Völker zum unblut'gen Sieg.
Und so denn durfte dich die Zeit vergessen,
Da wild der Lenz in ihren Tiefen wühlt — —
Wer will das Meer zu tadeln sich vermessen,
Wenn es im Sturm auch Felsen überspült?!

(1863.)

Nach Italien.

Der Nebel sank ins Tal als linder Regen,
Und Sonnenblicke streiften schon die Wand,
An der ich aufwärts klomm auf rauhen Wegen,
Dicht an des stromumspülten Abgrunds Rand
Dem blauen Tag, dem Morgenstern entgegen,
Der droben überm Tannenwalde stand.
Den Schrei der Geier, die hier einsam hausen,
Hört ich allein und dumpf des Waldstroms Brausen.

So auf und nieder gings, bis endlich dann
Mein Auge über sanfte Hügelwellen
Zur blüh'nden Ebene schweifen kann,
Wo Reben und Oliven sich gesellen.

O sieh, schon stehst du, wintersmüder Mann,
Schon an des Po, bald an des Arno Quellen .....
Als ich das teure Ziel so nah mir sah,
Warf ich mich hin und jauchzt': Italia!

Dann ließ ich mich auf einem Felsen nieder
Und schaute selig lächelnd ins Gebild,
„Aufleben wirst du dort! froh werden wieder,
Wo ewig blau der Himmel ist und mild,
Melodischer als unsre reichsten Lieder
Der Fluß der Rede von den Lippen quillt;
Hier heilen herbe Schmerzen, die im Norden
Langsam wie schleichend Gift die Seele morden!

Ja bald wirst, trüber Deutscher, du zum Andern
In diesem Garten, wo's nur Blüten schneit.
Du siehst bewundernd hier, wo du magst wandern,
Marmorgebilde der Vergangenheit,
Und schön auch leuchtet unter Oleandern
Und Lorbeer'n dir das Aug der schlanken Maid;
Berauscht vom Duft der Myrten und Cypressen,
Von Wein und Kuß wirst Deutschland du vergessen!"

„Vergessen?!" Und mit Eins hab ich ermessen,
Was für Gefahr in jenem Eden droht;
Dies wollte mir das Herz zusammenpressen,
Daß ich so leichten Sinn's die Stirn ihr bot!
„Mein Deutschland, meine Heimat, dich vergessen?
Das will ich nicht," — so schwur ich — „nicht im Tod!"
Hab' einen Blick dem Süden nachgesendet
Und in die Alpen mich zurückgewendet.

(1859.)

An Clara.

Zum 13. Mai 1904.

Nicht immer hold ist uns der Mai,
Sein Hauch oft rauh und winterlich!
Mir aber bleibt er, wie er sei,
Der Wonnemond: Er gab mir dich!
Dein, dein mit jedem Herzensschlag!
Das Traurige liegt weit zurück!
Wie fern, wie nah' der letzte Tag,
Du warst mein letztes, schönstes Glück!

(1904.)

Wilhelm Busch.

Von Josef Hofmiller in Freising.

Am neunten Januar ist Wilhelm Busch in dem Harzer Dorfe, wo er seit Jahren in Zurückgezogenheit gelebt hatte, in seinem sechsundsiebzigsten Jahre gestorben, wodurch die deutschen Tagesblätter, die erst seinen siebzigsten und fünfundsiebzigsten Geburtstag mit schicklichen Huldigungen gefeiert hatten, schon ein Jahr nach den letzten Orgien begeisterten Unverstandes zu neuen Kundgebungen dieser Art gezwungen wurden. Durch besondere Beschränktheit fiel der pflichtmäßige Nachruf einer vornehmen illustrierten Wochenschrift auf. Er stellte zunächst fest, daß die deutsche Mitwelt an Busch eigentlich nicht mehr viel verliere, indem der gute Mann sich ausgeschrieben habe. Dies war richtig. Dennoch lag ein Gefühl des Trostes in dem Bewußtsein, daß die Götter dem alten Wilhelm Busch das mitgenießende fröhliche Anschau'n dieser Welt noch eine Weile gönnten und ließen. Seine bloße Existenz stimmte dankbar. Der Nachruf deutete des weitern an, Busch sei in seinen alten Tagen bigott geworden; er, der Sänger der frommen Helene. Dieses starkgeistige Bedauern bewies, daß der Nekrologist, wie es ja zuweilen vorkommt, über einen Mann urteilte, von dessen Geist er nie auch nur den leisesten Hauch verspürt hatte; sonst hätte es ihm nicht begegnen dürfen, in Busch einen fidelen Spötter zu sehen, der womöglich seine Seele in Form drolliger Trochäen hätte aufgeben sollen. Das wird erst recht durch den tadelnden Ton bestätigt, in dem derselbe Nachruf Buschs Pessimismus beklagte. Der Nekrologist gab dadurch sein Bedauern kund, daß sein wehrloses Nachrufobjekt nicht so oberflächlich war, wie er. Die glücklicherweise wenigen Zeilen bewiesen abermals, daß Busch zu den am meisten bekannten und am schlechtesten verstandenen Schriftstellern gehört, und daß viele seiner Verehrer nur für das Phantom schwärmen, das sie sich aus Selbsttäuschungsbedürfnis und Bequemlichkeit von Wilhelm Busch gebildet haben.

In der Tat ist es lehrreich, nachzusehen, wann sich eigentlich Busch ausgeschrieben hat. Wie es nicht ohne Interesse ist, zu untersuchen, welches seine Stellung zu Gott und Welt, zu Religion und Philosophie gewesen ist. Ob er mehr Zeichner war oder mehr Dichter. Ob am zwölften Januar ein Toter begraben wurde oder ein Unsterblicher.

* * *

Das Material, auf dem diese Studie ruht, sind Buschs sämtliche Werke. Schaukals Schriftchen über Busch ist mir nicht bekannt. Hingegen verdanke ich wertvolle biographische Angaben und Zitate der Schrift von Eduard Daelen: Ueber Wilhelm Busch und seine Bedeutung. Düsseldorf 1886.

Busch hat sich an zwei Stellen über sich selbst verlauten lassen. Die eine Selbstbiographie ist in der Jubiläumsausgabe der frommen Helene, die andere in der ersten billigen Ausgabe des Pater Filucius zu finden. Hier ein Auszug daraus:

„Ich bin geboren im April 1832 zu Wiedensahl als der Erste von Sieben. Mein Vater war Krämer; heiter und arbeitsfroh; meine Mutter, still und fromm, schaffte fleißig in Haus und Garten ... Beim Wirth in Ebergötzen fand ich einen dicken Notenband, der durchgeklimpert, und freireligiöse Schriften jener Zeit, die begierig verschlungen wurden ... In den Stundenplan schlich sich bald auch die Metrik ein. Dichter, heimische und fremde, wurden gelesen. Zugleich fiel mir die Kritik der reinen Vernunft in die Hände, die, wenn auch damals nur spärlich durchschaut, doch eine Neigung erweckte, in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es nur gar zu viel Schlupflöcher gibt .. Ein Maler wies mir den Weg nach Düsseldorf. Nachdem ich mich schlecht und recht durch den Antikensaal durchgetüpfelt hatte, begab ich mich nach Antwerpen in die Malschule, wo man, so hieß es, die alte Muttersprache der Kunst noch immer erlernen könne. In dieser kunstberühmten Stadt sah ich zum ersten Male die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers, Franz Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung malerischer Einfälle, verbunden mit stofflich juwelenhaftem Reiz; diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen. ... Auch mich zog es unwiderstehlich abseits in das Reich der Naturwissenschaften. Ich las Darwin, ich las Schopenhauer damals mit Leidenschaft. Doch so Was läßt nach mit der Zeit. Ihre Schlüssel passen ja zu vielen Thüren in dem verwunschenen Schlosse dieser Welt; aber kein „hiesiger" Schlüssel, so scheints, und wärs der Ufketenschlüssel, paßt jemals zur Ausgangsthür. Von Lüethorst ging ich nach München. Indeß in der damaligen akademischen Strömung kam mein flämisches Schifflein, das wohl auch schlecht gesteuert war, nicht recht zum Schwimmen. Um so angenehmer war es im Künstlerverein, wo man sang und trank und sich nebenbei karikierend zu necken pflegte ... Gut schien mir oft der Trochäus für biederes Reden; stets praktisch der Holzschnittstrich für stilvoll heitere Gestalten ... Es kann 59 gewesen sein, als zuerst in den Fliegenden eine Zeichnung mit Text von mir gedruckt wurde. Vielfach, wie's die Noth gebot, illustrierte ich neben eigenen auch fremde Texte. Bald aber meint ich, ich müßte alles halt selber machen. Die Situationen geriethen in Fluß, und gruppierten sich zu kleinen Bildergeschichten, denen größere gefolgt sind. Fast alle habe ich, ohne Wem was zu sagen, in Wiedensahl verfertigt ... Man hat den Autor für einen Bücherwurm und Absonderling gehalten. Das erste mit Unrecht. Zwar liest er unter anderem die Bibel, die großen Dramatiker, die Bekenntnisse des Augustin, den Pickwick und Donquixote und hält die Odyssee für das schönste der Märchenbücher. ... Ein Sonderling dürfte er schon eher sein ... Verheirathet ist er auch nicht ..."

* * *

Nach den wichtigsten Daten seiner inneren Entwicklung die Hauptfaktoren seines äußeren Lebenslaufes: Busch ist Niederdeutscher (Hannoveraner), aber in München, unter dem Einflusse süddeutschen Künstlerkneipenhumors findet er, fast zufällig, das eigentümliche Feld seiner humoristischen Begabung: seine Kneipzeitungsillustrationen gefallen den Lesern der Fliegenden Blätter, aus

illustrierten Witzen werden Serien drolliger Situationen, diese werden zu Bildergeschichten erweitert. Auf dem Lande geboren, ländlich erzogen, strebt er immer wieder zum Landleben zurück, sondert sich ab, und erstarrt rascher, als dies im anregenden Verkehr mit Kunstgenossen wahrscheinlich gewesen wäre. Seine Lieblingsthemen sind wenige und auf Jugenderinnerungen beruhend: häusliche Vorkommnisse, Verkehr mit der Natur, Beobachtung der Bienenwelt, Freundschaft mit dem Besitzer einer alten Mühle. In den Münchner Bilderbogen zeigt er schon fast alle Seiten seiner zeichnerischen Begabung. Unter dem Einflusse des Kulturkampfs entwickelt sich sein Humor nach der Satire zu: Der heilige Antonius von Padua, die fromme Helene, Pater Filucius (1872). Politisch und doch sehr harmlos ist die Partikularistensatire Der Geburtstag (1873). Um dieselbe Zeit steht er dichterisch auf seiner Höhe: Dideldum und Die Kritik des Herzens kommen 1874 heraus. Unmittelbar darauf folgen seine besten Sachen, die Trilogie Abenteuer eines Junggesellen (1875), Herr und Frau Knopp (1876) und Julchen (1877). Noch hält er sich auf alter Höhe. 1878 Die Haarbeutel, 1879 Fipps der Affe, 1880 Sechs Geschichten für Neffen und Nichten, 1881 Der Fuchs und die Drachen, 1882 Plisch und Plum, 1883 Balduin Bählamm, 1884 Maler Klecksel. Seit 1884 hat er nichts mehr in der Art seiner Hauptwerke veröffentlicht. Wenn also gesagt wird, Busch hat sich ausgeschrieben, so war das schon 1884 der Fall: seit mehr als dreiundzwanzig Jahren. Drei Werke ohne Bilder unterbrechen dieses lange Schweigen, enttäuschen und finden geringen Anklang: die phantastischen Prosadichtungen Eduards Traum und der Schmetterling, und der im ganzen schwache Gedichtband Zu guter Letzt. Mit zweiundfünfzig Jahren legt Busch den Stift aus der Hand. Sein Ruhm wächst unabhängig von weiteren Hervorbringungen. Die Deutschen konstruieren sich einen lustigen Wilhelm Busch, der eigentlich schon tot ist. Das Busch-Album wird als „humoristischer Hausschatz" eine Zierde besserer Salone. Die Auflagen steigen auf fünfzig, sechzig Tausend. Die fromme Helene ist in über 160000 Exemplaren verbreitet. Die Kritik des Herzens freilich bringt es nur auf neun, Der Schmetterling und Eduards Traum gar nur auf vier Auflagen. Zu guter Letzt hingegen steigt rasch über 35000: er ist jetzt so berühmt, daß dank der günstigen Konjunktur des siebzigsten Geburtstags auch ein schwaches Werk reißenden Absatz findet. Der Humorist Busch gehört zum eisernen Bestand der öffentlichen Meinung.

Als Busch in München anfing, für die Bilderbogen von Braun und Schneider zu zeichnen, war bereits eine feste Tradition zeichnerischen Humors in den Fliegenden Blättern geschaffen worden. Man braucht nur den nächstbesten Band der Fliegenden aus jener Zeit durchzublättern, um zu sehen, daß Busch hier anknüpft. Was war sonst an harmlosem Humor da? Aus dem achtzehnten Jahrhundert vor allem Kortums Jobsiade, aus dem neunzehnten der Struwelpeter. Hier setzt nun Busch ein. Er verbindet in seinen ersten Werken die drollige Abschreckungspädagogik des Struwelpeter-Hoffmann mit der zeichnerischen Tradition der Fliegenden. Später schafft er sich durch kluge Beschränkung eine eigene kleinbürgerliche Welt: er entwickelt mit einer gewissen Einseitigkeit die Schilderung der Freuden und Aengste spießbürgerlicher Kleinstädter und Bauern. Seine Technik wird freier, souveräner, seine Themen weniger. Am frischesten wirken seine Kinderbücher: er scheint jedesmal selbst ordentlich jünger zu werden, wenn er für die kleine Welt etwas Hübsches gemacht hat. Das geht ein Dezennium lang, da merkt Busch, daß er der Gefahr aller erfolgreichen Künstler zu erliegen droht: der Wiederholung, dem

Klischee, dem fabrikmäßigen Ausbeuten und damit zugleich Verwässern der früheren Einfälle. Der Mensch Busch sagt sich: „Geh wieder auf dein Dorf, mach dem Publikum nicht den Hanswursten". Der Künstler Busch sagt sich: „Für das alles bist du eigentlich zu gut. Du hast ihnen genug Knochen hingeworfen, laß sie jetzt daran beißen." Busch muß eine ungewöhnliche Selbstkritik besessen haben, verbunden mit einer außerordentlichen Anständigkeit des Charakters. Wenn wir uns umblicken, sehen wir mit ganz wenigen Ausnahmen (unter diesen freilich ein Künstler wie der geniale Oberländer) lauter Zeichner, die für einen bestimmten Verleger ein bestimmtes Genre liefern; ein jeder hat seine Manier, so daß der Leser gleich merkt „das ist von dem und dem" (in welchem Falle sich der Leser für einen Kenner hält). Keiner entwickelt sich, keiner überrascht, jeder wurstelt eben weiter, solange sein Spezialartikel gut geht. Es wäre Busch ohne Zweifel eine Spielerei gewesen, jedes Jahr eine neue Bildergeschichte zu fabrizieren und sein eigener Plagiator zu werden. Er war zu anständig dazu. Auf einmal packt ihn ein unwiderstehlicher Trieb nach Einsamkeit und Schweigen. Er verbirgt sich auf dem Lande, versteckt sich hinter seinem Ruhme, vergräbt sich in eigensinnige Gedankengänge. So lange, viel zu lange hat er gezeichnet für unterhaltungsbedürftige Zeitgenossen. Jetzt will er seine Ruhe haben, zuschauen, grübeln, Bienen und Käfer beobachten, den ganzen Beruf und Ruhm an den Nagel hängen, sich selber leben und der ganzen Menschheit was pfeifen. Wie der alte Vater Noah aus dem Kasten, schickt er aus seiner Einsamkeit eine Probiertaube hinaus: Eduards Traum. Aber das Publikum geht nicht mehr mit. Das Publikum will wieder die fromme Helene, oder Herrn Knopp, oder Max und Moritz (wie seinerzeit das französische Publikum nicht mehr mittat, als Gustave Flaubert, anstatt von Madame Bovary anastigmatische Neudrucke zu machen, ihm plötzlich die Salammbo vorsetzte). Der Fall steht ganz einzig da, daß ein Künstler auf einmal „nicht mehr mag". G a n z einzig? Wie war es doch mit einem gewissen William Shakespeare, der einige Stücke, nicht ohne Begabung und Erfolg, aufführen ließ, um plötzlich, kein Mensch weiß warum, sich in einem Bauernnest zu vergraben?

Der Satiriker, der unmittelbar auf den Tag zu wirken trachtet, macht es nicht so. Wäre der satirische Drang bei Busch wirklich stark gewesen, so hätten die achtziger Jahre ihn reizen müssen, neue Bildersatiren zu zeichnen. Aber Busch war kein Satiriker. Man braucht nur den Pater Filucius mit irgend einem gleichzeitigen Band des Kladderadatsch zu vergleichen, um den Unterschied zu sehen. Das Satirische ist diesen leichten Werken nur aufgeklebt. Ihr eigentliches Element ist, wie das der anderen, die spießbürgerliche Idylle mit ihren kleinen Behaglichkeiten, kleinen Ereignissen und kleinen Aengsten. Wenn man die kulturkämpferische Phrase entfernt, hat man Herrn und Frau Knopp. Allerdings war es gerade dieser kulturkämpferische Einschlag, der dem Filucius, dem heiligen Antonius und der frommen Helene zu lärmendem Erfolge verhalf. Der Ruhm Buschs verdankt diesem Mißverständnisse sein Entstehen. Dasselbe Mißverständnis spielt sich ungefähr gleichzeitig auf dem Gebiete des Dramas ab: Der Pfarrer von Kirchfeld verschafft Anzengruber rasch eine Scheinpopularität, die mit dem Tage entsteht und verrauscht, und als der Dichter seine ergreifendsten und tendenzlosesten Werke schafft, geht das Publikum nicht mehr mit, und der alte Anzengruber ist genau so einsam und unverstanden wie der alte Busch. Nur mit dem nicht unbeträchtlichen Unterschiede, daß Anzengruber immer kraftvoller und künstlerischer wurde, Busch hingegen sich in krauser Phantastik einspann.

In den Münchner Bilderbogen hat man schon den ganzen Busch (die drolligsten sind in den drei Bänden der Schnaken und Schnurren gesammelt, und im zweiten Bande von Kunterbunt). Von wem sind eigentlich die Trochäen der Schrecklichen Folgen eines Bleistifts? Von Busch sicher nicht. Verse von dieser ironischen und spielenden Glätte zu schreiben, war ihm nicht gegeben; weder damals noch später. Ebenso sicher scheint mir, daß hier der Ausgangspunkt seiner poetischen Technik zu suchen ist. Diese Bilderbogen sind von rotbackiger Harmlosigkeit. Der Gute wird belohnt, die bösen Buben von Korinth und der hinterlistige Heinrich werden bestraft. Daneben schon die besonderen Humore Buschs: allgemeine Prügelei, ein Salat von Köpfen, Händen, Füßen, Geschirr wird umgeworfen, Schränke fallen, Leitern stürzen, Stühle kippen, Blumentöpfe fliegen in Scherben. Perlen behaglichen Humors sind darunter, wie Das warme Bad (ohne Worte). Perlen zeichnerischer Genialität, wie Ein Virtuos. Ist es ein Zufall, daß Nummer Eins von Bienen handelt? Eine Maus wird mit vielen Fährlichkeiten gejagt. Ein schleckiger Bub fällt in ein Syrupfaß. Böse Knaben werden so schwarz wie Tinte (Struwelpeter!). Eine eigensinnige Sau mag sich nicht schlachten lassen. Enten verfolgen einen Frosch. Zwei Gockel raufen. Was tut der Mensch nicht alles, wenn er Zahnweh hat! Ein eigensinniges Kalb mag sich nicht in die Stadt treiben lassen. Der Elefant schmeißt den boshaften Nigger in die Kaktushecke. (Was hätte Oberländer aus dem Blatt gemacht!) Ein Affe besäuft sich (später heißt er Fipps). Zwei Dackel und eine Wespe raufen sich um einen Schnuller. Ein Floh wird gesucht. Eine Fliege läßt sich nicht erwischen. Das faule Mopperl wird vom Hundsfänger gebraten, der fleißige Pudel entrinnt ihm. Ein Maler und ein Cellist tun sich allen Schabernack an, bis Bild und Cello kaput sind. Müller und Kaminkehrer zerbläuen sich. Der Morgenkater nach dem Sylvesterrausche. Dazwischen das bittergallige Stück Die Brille: Mann und Weib prügeln sich. Harmlose Kostümscherze wie Die Entführung aus dem Serail oder Eginhard und Emma. Und wieder ehelicher Zank und Hiebe: Wie der Mann um den Hausschlüssel bitten lernt (nebenbei: ist das noch lustig?). Das gestörte Rendezvous (kommt wieder in Julchen). Der hastige Rausch (erste Fassung der Haarbeutel). Die Täuschung: Der Bauer legt sich in seinem Rausch in den Backtrog voll Teig (Bauer Bunke in den Haarbeuteln wird es wieder tun). Der Silvesterabend (schon wieder!). Trauriges Resultat einer vernachlässigten Erziehung (erste Fassung von Max und Moritz; sogar Schneider Böckel kommt schon vor).

Er hält Haus mit seinen Einfällen, dieser Humorist. Er wird sich des Scherzes Schuster und Schneider in der Romanze von Dideldum wieder erinnern. Schon in einem seiner Singspiele meldet sich Helene: „Darum ist es wohl natürlich und durchaus nicht ungebührlich, wenn ein Herz, das treu geliebt, endlich sich dem Schnaps ergibt."

Lauter Ansätze, erste Fassungen, dankbare Motive. Was ihm fehlt, sind Aufträge. Braun und Schneider? Chauflesse n'oblige. Erst Hallberger hilft Busch ins Freie und Weite: Die kühne Müllerstochter, Der Schreihals, Die Prise, Hans Huckebein, Das Pusterohr, Das Bad am Samstag Abend. Sechs Sachen, sechs Meisterwürfe. Seine Handschrift wird runder, voller, sein Strich erhält Charakter und Stil, — richtige zweite Periode (nebenbei: Der Schreihals wird in Julchen wiederholt; Hans Huckebein hat schon eine erste Fassung in Bilderbogen Nummer 308). Welches Leben steckt im Huckebein! Dieses Biest ist ein Nonplusultra von Perfidie, Gaunerei und Boshaftigkeit.

Grote will die Jobsiade von Busch illustriert haben; später zerschlägt

sich die Sache. Erst Bassermann gab die lustige Serie heraus. (Hier findet sich zum erstenmal eine Eigenheit Buschs, die er auch später kultiviert. „Als nun die Prüfung zu Ende gekommen, hat Hieronymus seinen Abtritt genommen“ heißt es. Busch zeichnet wirklich einen offenstehenden Abtritt. Geschmacklos! Aber der Nachttopf darf fürderhin nicht fehlen unter den Insignien seines Humors.)

Da sind die Bilderpossen. Die Tonart wird schärfer: Ein Junge erfriert auf dem Eis, wird von den bekümmerten Eltern heimgebracht, zerfließt am Ofen zu Brei. Voici certainement le roi de la charge et de la bouffonnerie hat ein Franzose über Busch gesagt. C'est bouffon sans être gai möchte man ihm antworten. Ist das eigentlich noch lustig? Bleibt uns nicht das Lachen halben Wegs im Halse stecken? Beginnt nicht allmählich eine deutliche Divergenz zwischen Text, Zeichnung und Geschehnis? Text und Zeichnung nach wie vor lustig, aber das Geschehnis an sich ein tristes fait divers; oder gallig-moros-misanthropisch. Krischan mit der Piepe: famos! Hier ist der Abschreckungshumor des Struwelpeter-Hoffmann in die Sphäre fröhlicher Kunst erhoben. Katze und Maus: köstlich, wie fast alle Tiergeschichten Buschs (sollte er am Ende gar die Tiere mehr lieben, als die Menschen?) Aber Hänsel und Gretel ist eine derbe Verrohung des Märchens. In diesen Adern fließt kein Tropfen Schwindblut, kein Tropfen Spitzwegblut. Busch hat zum Märchen kein Verhältnis.

Folgt Max und Moritz. Die beste Ueberwindung des Struwelpeter; die moralische Groteske. Ist Max und Moritz eigentlich noch für Kinder? Eine nicht überflüssige Frage. Sollen Kinder Karikaturen in die Hand bekommen oder nicht? Sollen sie speziell Busch in die Hand bekommen oder nicht? Sollen wir ihnen nicht alles zeigen was hold und zart und phantastisch und sonnig ist? Nicht alles Hämische ersparen? Zerrbilder, Heimtücke, Schadenfreude, das alles ersparen? Ist es nicht ein ähnliches Unrecht, Kindern Busch zu zeigen, als führten wir Halbwüchsige in Wedekinds Frühlingserwachen? Fast alle Kinder machen bei Busch unangenehme Streiche: Max und Moritz, die bösen Buben von Korinth, die fromme Helene, der Vetter Franz, Julchen Knopp. Ist eigentlich ein Unterschied zwischen Max und Moritz, Plisch und Plum? Denn auch die Tiere sind boshaft: Mieze und Munzel, Schrupp, Huckebein, Fipps der Affe. Sollte er am Ende nicht einmal die Tiere lieben? Eine Klasse mag er sicher: die Insekten; und unter ihnen wieder die Bienen. Bei den Bienen ist Ordnung; das Fortpflanzungsgeschäft ist geregelt, es gibt keine Arbeitslosenfrage, denn die Drohnen werden en masse ermordet; schöne, sechseckige Ordnung: Sommers Arbeit, Winters Ruhe. Daher sind auch die Bienen nicht humoristisch. Und daher liebt sie dieser Humorist.

* * *

Darf man sagen, daß die drei weltberühmten Bilderfolgen Antonius, Helene und Filucius durchaus nicht Buschs gelungenste Werke sind? daß bei den ersten nur durch die Hauptperson eine Scheineinheit erreicht wird, während sie in Wirklichkeit locker aneinandergereihte Streiche in der Art der Bilderbogen sind, mit einigen aufgesetzten kulturkämpferischen Lichtern? Daß die dritte, Filucius, die nach des Verfassers eigener Erklärung eine politische Allegorie darstellt, ohne diese allegorische Deutung albern, mit ihr frostig wirkt? (Mit wirklicher Freude las ich bei Daelen, daß Busch die Idee des Filucius von seinem Verleger übernahm. Es ist auch eine Verlegeridee.)

Busch hat für seinen Antonius von Padua Legendenstudien getrieben. Daß z. B. Antonius seine Kapuze an einem Sonnenstrahl aufhängt, ist der Vita S. Goaris entnommen (vgl. Günter, Legendenstudien, S. 159); der Zug von der plötzlichen Heilung des taubstummen Findelkindes, das den dem Heiligen aufsässigen Bischof Rusticus als seinen Erzeuger bloßstellt, ist derselben Vita entlehnt (Günter, S. 154); das Motiv vom Bären endlich, der zur Strafe für den aufgefressenen Packesel selber das Gepäck des Heiligen tragen muß, stammt aus dem Leben der Heiligen Maximin und Martin (Günter, S. 158; übrigens kommt das Motiv noch öfter vor, z. B. in der Korbinianslegende). Busch hat wirklich Legendenstudien gemacht. Nur eine Legende hat er offenbar nicht studiert, nicht einmal flüchtig zu Gesichte bekommen: die des heiligen Antonius von Padua selbst. Nicht ein einziger Zug paßt auf Anton von Padua; einige, wie das Einsiedlerleben, passen auf Anton den Eremiten, dessen Attribut auch das Schwein ist. Aber der oberflächlichste Blick auf irgend eine Biographie des Paduaners hätte Busch davor bewahrt, den Namen des nach Franz von Assisi größten und volkstümlichsten Heiligen des italienischen Mittelalters in den Kot zu zerren, einer historisch fest umrissenen und einfür-allemale bestimmten Gestalt eine Reihe der nichtsnutzigsten Abenteuer anzuhängen und dadurch nicht nur die Gefühle aufrichtiger Katholiken, sondern auch freigeistiger, aber historisch einigermaßen gebildeter Beschauer zu verletzen. Wie würden aufs schärfste protestieren, wenn ein französischer Karikaturist, und sei er noch so bedeutend, einer Bilderfolge von allerlei Unflätereien Goethe oder Bismarck oder Luther als Helden unterschöbe. Wenn sich Busch, wie versichert wird, in späteren Jahren seines Antonius geschämt hat, war er von einem richtigen Gefühle geleitet, dem leider nur der Mut zur Konsequenz fehlte: zur Zurückziehung des Werkes aus dem Buchhandel.

Die fromme Helene ist das weibliche Seitenstück zu Max und Moritz; harmlos und lustig bis zu Helenens Ehe, dann allmählich gallig (die Szene mit dem als Bad verwendeten Wein, der dann armen Leuten geschenkt wird, gehört, wie die Abtrittszene des Antonius, wieder ins vorhin erwähnte Kapitel), das Intermezzo mit der Wallfahrerbruderschaft köstlich, alles Folgende von der Busch eigentümlichen Phantastik mit einem Stich ins Grotesk-Wilde. Die kulturkämpferischen Schlager sind lose aufgesetzt, wie überhaupt die Entwicklung des Vetters Franz gezwungen und der letzte Teil ohne Humor ist.

Filucius ist vielleicht der Erfindung nach Buschs schwächstes Werk. Von den beiden Beigaben ist die prosaische „Von mir über mich“ ganz prachtvoll im Ton und etwas vom Allerschönsten. Die poetische, der Nöckergreis, hingegen ist ein Beispiel der fatalen Art, wie Busch manchmal ein paar Seiten lang ohne rechten Witz und Humor so fortreimt, bis aufeinmal eine prägnante Stelle kommt:

> Es ist ja richtig: heut' pfeift der Spatz
> Und morgen vielleicht schon holt ihn die Katz';
> Der Floh' der abends krabbelt und prickt,
> Wird morgens, wenn's möglich, schon totgeknickt;
> Und dennoch lebt und webt das Alles
> Recht gern auf der Kruste des Erdenballes.

Manche Partien des Antonius gingen damals noch manchen Leuten auf die Nerven. Paul Lindau schrieb in „Nord und Süd“: „Hier zeigt sich zum erstenmal eine unverhohlene Vorliebe des Humoristen für gewisse heikle Dinge, die man als „verheiratete G'schichten“ bezeichnen könnte. Das wird

in den späteren Werken leider noch auffälliger — ich sage: leider, denn es erhöht den Humor nicht und vermindert den Kreis und die Zahl seiner Verehrer." Friedrich Vischer tadelte mit starken Worten diese Neigung in seinem Aufsatze „Satirische Zeichnung" (Altes und Neues) und vermutete französischen Einfluß: „Der Strich ist nicht deutsch, wer auch nur Journal amusant angesehen, kennt ihn und versteht, was ich meine." Es ist lehrreich zu sehen, wie damals zwei so verschiedene Männer den Antonius beurteilten. Lehrreich, weil inzwischen in der Anschauung der Deutschen ein entschiedener Fortschritt hinsichtlich des Geschmacks an verheirateten G'schichten stattgefunden hat. Innerhalb der letzten dreißig Jahre ist die Grenze dessen, was an erotischen Witzen möglich ist, in einer Weise erweitert worden, von der sich unsere altmodischen Vorfahren nichts träumen ließen. Wir lesen allwöchentlich die eine oder andere jener talentvollen Anekdoten, die unsere Väter, als sie auf der Universität waren, sich am Ende der Exkneipe zuzuraunen pflegten. Wir haben den Unterschied zwischen der Literatur, die früher heimlich von Hand zu Hand ging, und der, die öffentlich ist, nach Möglichkeit verwischt. Der Mikoschwitz ist nicht länger auf mündliche Verbreitung angewiesen. Wir ergötzen uns nachsichtig an Elaboraten, die unsere Väter im Sau-Müller als schwache Leistungen überschlagen hätten. Das Intimste vom Intimen ist den gelesensten unserer Witzblätter nicht mehr gelegentliche Würze, sondern tägliches Brot. Es kann nichts so Starkes geben, das uns abstieße, denn wir sind das Stärkste gewohnt. Wir haben Fortschritte gemacht.

* * *

Mit der partikularistischen Satire Der Geburtstag betritt Busch wieder seine eigentliche Domäne; denn der politische Einschlag ist gänzlich harmlos. Es sind seine alten Themen, seine alten Ereignisse und seine alten Personen. Sogar Schneider Böck begegnet uns wieder, unser Freund aus Max und Moritz; er hat seinen Rheumatismus weggebügelt, und politisiert, daß der Tisch kracht. Die Menschen sind eigennützige Halunken. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Allgemeine Prügelei, allgemeine Versöhnung.

Um dieselbe Zeit kommen zwei Gedichtbände heraus. Dideldum hat neben köstlichen Bilderfolgen drei Perlen geselliger Lieder, die sich getrost neben denen Scheffels sehen lassen können. Die Kritik des Herzens enthält neben schwachen Einfällen knappe Texte, von denen man nicht begreift, daß Busch sie nicht illustriert hat; neben Ausbrüchen wilder Menschen- und Weltverachtung lyrische Herrlichkeiten. Wenn ich die Wahl zwischen dem innigen Stücke „Nun da die Frühlingsblumen wieder blühen" und Hanneles Himmelfahrt hätte, ich besänne mich nicht eine Sekunde.

Wo bist du nun, du süßes Kind geblieben?
Bist du ein Bild im Denken deiner Lieben?
Hast du die weißen Schwingen ausgebreitet,
Und zogst hinauf von Engelshand geleitet
Zu jener Gottesstadt im Paradiese,
Wo auf der heiligstillen Blütenwiese
Fernher in feierlichem Zug die Frommen
Anbetend zu dem Bild des Lammes kommen?
Wo du auch seist: im Herzen bist du mein.
Was Gutes in mir lebt, dein ists allein.

In diesem schmalen Bändchen offenbarte Busch zum ersten Male neben wundervoll zarten und weichen Stimmungen eine geradezu erschreckende Verachtung der Welt und ihres Treibens. Auch dem dickhäutigsten Leser hätte allmählich eine Ahnung aufdämmern müssen, daß das Lachen dieses Humoristen ein merkwürdig kompliziertes Lachen war, das bald wie ersticktes Schluchzen klang, bald wie ingrimmiges Fluchen. Das Publikum aber rümpfte die Nase über die nicht illustrierte Kritik des Herzens und wurde erst wieder warm, als der erste Teil der Knopp-Trilogie erschien: Die Abenteuer eines Junggesellen. Es waren zum Teil liebe Bekannte: die alte Jungfer mit den Hunden, die schwärzliche Gestalt erinnerten an Filucius, Krökel war ein etwas rauhbeiniger Antonius. Welche Summe von Bitterkeit über die Ehe in diesen Abenteuern steckte, merkte kaum jemand: die lustigen Zeichnungen, der drollige Text täuschten die Meisten darüber hinweg. Noch größer war der Jubel, als Herr und Frau Knopp folgten: etwas so rein Idyllisches wie diese ehelichen Morgenszenen hatte Busch seit langem nicht mehr geschaffen. In „Julchen" lebten alte Erinnerungen und Gestalten wieder auf, wie überhaupt Busch von da an nicht mehr viel Neues erfindet.

„Die Haarbeutel" sind ganz dem Rausche gewidmet und zeigen Busch noch auf seiner Höhe. Die Einleitung mit ihrem Spott auf Schopenhauer ist die witzigste und prägnanteste, die er geschrieben hat. Die Silen-Distichen sind voll Humor und zum Teil wirklich antik empfunden; z. B.: „während der handliche Stab tönend die Backe berührt". Zeichnerisch von grotesker Komik ist die Geschichte von dem Menschen namens Meier. Mit dem Bauern im Teige nimmt Busch ein altes Thema wieder auf, in „Vierhändig" kündigt sich Fipps der Affe an, die „Kalte Geschichte" geht ebenfalls auf die Bilderbögen zurück.

Fipps, Plisch und Plumm, Balduin Bählamm und Maler Klecksel zeigen Busch, so hübsch sie auch in manch Einzelnem sind, von keiner neuen Seite; sie sind ein wenig Schablone, variieren mehr oder weniger frei die alten Themen. Solche Bilderpossen existieren noch mehrere ungedruckte, wie versichert wird; sie zu veröffentlichen war Busch nicht mehr zu bewegen. Er gab nur noch ältere Sachen neu heraus, wie das hübsche Bienenpotpourri Schnurrdiburr, oder sein reizendes Kinderbilderbuch „Sechs Geschichten für Neffen und Nichten", rein zeichnerisch vielleicht das Schönste, was er gemacht hat. Weniger bedeutend ist die Umformung älterer Motive in den „zwei lustigen Sachen: Der Fuchs. Die Drachen."

* * *

„Das Umgekehrte der Ironie wäre demnach der hinter dem Scherz versteckte Ernst, und dies ist der Humor . . . Der Humor beruht auf einer ernsten und erhabenen Stimmung, welche in Konflikt gerät mit einer ihr sehr heterogenen, gemeinen Außenwelt." Es ist durchaus nicht die Sucht nach dem Zitat um jeden Preis, wenn mit dieser Definition Schopenhauers die Gesamtbetrachtung der scheinbar so lustigen Welt Wilhelm Buschs eingeleitet wird. Gleichwie Busch sich der Massenpsychose des Kulturkampfes nicht entziehen konnte, zeigte er sich auch durch eifrige Lektüre Schopenhauers einer mächtigen Strömung der Zeit unterworfen. Nur daß die kulturkämpferische Pose ihm nicht stand und er sie bald aufgab, während die pessimistische Philosophie Schopenhauers nur die Lebensanschauung Buschs bestätigte und verstärkte. Erst der Metaphysiker des Pessimismus gab dem Humoristen des Pessimismus sich

selbst. Die Schriften Buschs seit dem Jahre 1872, in dem er sich auf die Anregung seines Bruders hin eingehend mit dem Frankfurter Philosophen befaßte, übertreffen nicht zuletzt aus diesem Grunde an grimmigem Humor beträchtlich diejenigen seiner Münchener Anfänge, bis der eigenwillig Vereinsamte in „Eduards Traum" und im „Schmetterling" auf die Zeichnung ganz verzichtete (die paar Randleisten besagen nichts), und nur mehr mit seiner charaktervollen und gedrungenen Prosa die krausen Einfälle seines Pessimismus festhielt, nachdem er zehn Jahre hindurch nicht müde geworden war, in lapidarburlesken Reimen Schopenhauers Grundthemen zu variieren: Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens.

„Aus der Nacht der Bewußtlosigkeit zum Leben erwacht, findet der Wille sich als Individuum, unter zahllosen Individuen, alle sterbend, leidend, irrend; und wie durch einen bangen Traum eilt er zurück zur alten Bewußtlosigkeit." Busch drückt es auf seine Weise also aus:

Eh man auf diese Welt gekommen
Und noch so still vorlieb genommen,
Da hat man noch bei nichts Was bei,
Man schwebt herum, ist schuldenfrei,
Hat keine Uhr und keine Eile,
Und äußerst selten Langeweile.
Allein man nimmt sich nicht in acht,
Und schlupp! ist man zur Welt gebracht.

Ganz resigniert klingt Buschs letzte Bilderfolge aus, der Maler Klecksel:

Aus den Fluten taucht empor
Der Menschen bunt gemischtes Korps.
Sie plätschern, traurig oder munter,
'n Bissel rum, dann gehen's unter,
Und werden, ziemlich abgekühlt,
Für längre Zeit hinweggespült.

„Das Leben ist ein fortgesetzter Betrug", heißt es bei Schopenhauer; „hat es versprochen, so hält es nicht; es sei denn, um zu zeigen, wie wenig wünschenswert das Gewünschte war: so täuscht uns also bald die Hoffnung, bald das Gehoffte." „Im Durchschnitt ist man kummervoll", sagt Busch, „Und weiß nicht was man machen soll." Hat aber der Mensch das sehnlichst Gewünschte bekommen,

Gleich steht er da, seufzt, hustet und spricht:
Ach, Herr, nun ist es ja doch so nicht.

Man gebe sich einmal die Mühe, sich diese lustigen Geschichten ohne Bilder vorzustellen und ohne die drolligen Wendungen des Textes: man wird erschrecken. Man mache sich umgekehrt das Vergnügen, sich zu „Eduards Traum" und zum „Schmetterling" die gemäßen Bilder hinzuzudenken, und man ist nicht mehr weit von den „Abenteuern eines Junggesellen". Hat man schon bemerkt, daß Busch eigentlich der Regisseur und Kommentator der Bosheit ist? Jener tiefen, schopenhauerischen Bosheit, die nichts anderes ist, als „uneigennützige Freude an fremden Leiden und sich bis zur Grausamkeit steigert"? Die Bosheit ist, genau betrachtet, die eigentliche Heldin dieser fröhlichen Bilderfolgen. Sie ist, in all ihren Folgen, die Haupttriebfeder dieser übermütigen

Verwicklungen, sie die causa prima dieser vergnüglichen Zwischenfälle. Da ist die Bosheit der leblosen Dinge, die Tücke des Objekts, wie Friedrich Vischer dieses Grundphänomen der Existenz getauft hat: eine Gießkanne steht im Wege, der Mensch stolpert über eine Türschwelle, plumpst in einen Wasserkübel, stößt in der Finsternis sich an der offenen Tür des Küchenschranks die arme Nase blutig, klemmt sich die Finger in eine heimtückisch zuschnappende Mausfalle, setzt sich breit und wuchtig in die Stachel eines Rechens. Boshaft sind die Tiere, Miezi und Munzel, Plisch und Plum, Fipps der Affe und Hans Huckebein der Unglücksrabe. Boshafter noch die Kinder: Die bösen Buben von Korinth, Max und Moritz, Die fromme Helene, Der Vetter Franz, Julchen Knopp und der kleine Kleckfel. Was ist die Liebe? Blöde Eselei: in Julchen wird es demonstriert, im Balduin Bählamm. Nur einen Rausch gibt es, in dem der Mensch noch dümmer ist als im Rausch der Liebe, nämlich die Besoffenheit im strengsten Sinne, die Besoffenheit Helenens und des Herrn Knopp, Jungfer Gretens und des Menschen namens Maier. Boshaft ist Bruder Jochen, boshaft der vor Neid sterbende Kaspar Schlich, der schmutzige Krischan Stinkel, Mickefett der arglistige Pillendreher, doch am boshaftesten ist jenes berühmte und beliebte Trio: Filucius, Helene und Franz. Die Menschen aber, die nicht boshaft sind, zeigt uns Busch entweder als Dummköpfe oder als Narren oder — echt schopenhauerisch — als Asketen. Gottfried Michael beweist nichts. Denn er ist kein Mensch, sondern eine Allegorie. Man muß bis auf Swift zurückgehen, um einen gleichen Verächter der Menschen en bloc zu finden.

Am schlimmsten aber kommt bei Busch die Ehe weg. Auch darin folgt er Schopenhauer: „Glückliche Ehen sind bekanntlich selten; eben weil es im Wesen der Ehe liegt, daß ihr Hauptzweck nicht die gegenwärtige, sondern die kommende Generation ist.“ Die scheinbar so lustigen „Abenteuer eines Junggesellen“ sind die galligste Satire auf Frauen und Ehe, in ihrer vereinfachenden Typik viel galliger als Balzacs Petites misères de la vie conjugale. Man nehme sich Abenteuer um Abenteuer vor und ziehe die Summe. Adele: das hübscheste Mädchen (nach Schopenhauer der Knalleffekt der Natur) wird einmal häßlich. Die Försterin Knartje: seht, wie das Weib dem Manne Hörner aufsetzt! Rektor Drobisch: wenn ihr eure Kinder mit Liebe behandelt, geraten sie übel. Meister Druff: wenn ihr sie mit Strenge behandelt, geraten sie auch übel. Babbelmann: seht, welch augenverdrehenden Mucker ein Weib aus dem flottesten Junggesellen macht! Küster Plünne: da habt ihr eure dumpfe deutsche Stubenbehaglichkeit; was ist sie andres denn Aermlichkeit und Unsauberkeit, die mit der Zahl der Kinder wächst? Herr und Frau Mücke, vor Fremden zärtlich wie die frommen Tauben, leben im greulichsten Unfrieden: seht den Mann, wie er an einer Animierkellnerin herumschmiert! Wann trifft Sauerbrod der Schlag? Da seine Frau stirbt? Nein, da sie, die nur scheintot gewesen, wieder erwacht. Zu welchem Ende entgeht Knopp der alten Jungfer Klotilde Piepo? Damit er, heimgekehrt, sogleich seine Köchin heiraten kann. Was demonstriert Knopp als Ehemann? Schopenhauers Wort: „In unserm monogamischen Weltteile heißt heiraten seine Rechte halbieren und seine Pflichten verdoppeln.“ Kaum ist Julchen Knopp versorgt, so hat Knopp

Hienieden nun
Eigentlich nichts mehr zu tun.
Er hat seinen Zweck erfüllt —;
Runzlich wird sein Lebensbild.

Wird dann ein Unterschied sein zwischen ihm und jenem Ohrwurm in Balduin Bählamm?

Und seinem Dasein als Objekt
Ist vorderhand ein Ziel gesteckt.

Was ist der erste Gedanke der tieftrauernd hinterbliebenen Gattin? Was spricht Madame Zwiel zur Milchfrau?

Von nun an, liebe Madam Pieter,
Bitt' ich nur um ein Viertel-Liter.

Schopenhauer war das Schweifwedeln eines ehrlichen Hundes lieber als „die natürlich mimisierten Gebärden" der Liebe.

Unvermutet, wie zumeist,
Kommt die Tante zugereist.
Herzlich hat man sie geküßt,
Weil sie sehr vermöglich ist.

Tugend geht Hand an Hand mit dem Kräfteverfalle. Nur die alten Leute,

Die haben alles hinter sich
Und sind, gottlob, recht tugendlich.

Busch glaubt nicht an die angeborene, erst durch die Kultur verdorbene Güte des Menschen:

Denn der Mensch als Kreatur
Hat von Rücksicht keine Spur.

Wenn's hoch kommt, entdeckt der Mann mit dem Balken im Auge den Splitter im Auge des Nächsten.

Ein guter Mensch gibt häufig acht,
Ob auch der Andre was Böses macht.

Gleich Schopenhauer findet Busch nur in der entsagungsvollen Einsamkeit des Asketen, des Heiligen, dauernde Ruhe. „Ein solcher Mensch, der, nach vielen bittern Kämpfen gegen seine eigene Natur, endlich ganz überwunden hat, ist nur noch als rein erkennendes Wesen, als ungetrübter Spiegel der Welt übrig. Ihn kann nichts mehr ängstigen, nichts mehr bewegen. Denn alle die tausend Fäden des Wollens hat er abgeschnitten: Mir ist alles gleichgültig; ich kann nichts mehr wollen." Zuerst zeigt uns Busch so seinen Antonius:

Der heilige Antonius, so wie berichtet,
Hat endlich ganz auf die Welt verzichtet;
Ist tief, tief hinten im Wald gesessen,
Hat Tau getrunken und Moos gegessen.

Am erhabensten aber ist der Klausner Kröckel, der in öder Felsenritze auf dem höchsten Berge haust und für alles Irdische abgestorben ist. (Nebenbei: durch die Zeitungen ging dieser Tage die Nachricht von einem Vereine, des Namens Kröckelbund; mit Statuten und Aufnahmszeremonien. Die wackeren Knaben waren sogar so edel, den alten Busch zum Ehrenkröckel zu ernennen.

Wonnige Leute, diese lieben Deutschen! Kröckelbund ... Ehrenkröckel ... Wonnige Leute!) Nur eine verehrt der alte Kröckel noch, die heilige Emmerenzia. Warum? Weil sie „keiner kriegen kann“, weil sie das Ideal ist: Emmerenzia. Nirwana.

* * *

Was ist das Primäre bei Busch, Zeichnung oder Text? Seiner eigenen Aussage nach die Zeichnung. Jedenfalls hat er als Zeichner stets frisch drauf los produziert, während in die daruntergesetzten Verse sich bald Reflexion einschleicht. Die Zeichnungen sind naiv, die Texte ironisch. Die Bilder ursprünglich, die Verse hinterher dazugesetzt. Er illustriert nicht mit den Bildern seine Geschichten, sondern mit Texten seine Bilderfolgen. Die zeichnerische Lust versiegt rascher bei ihm, als die poetische. Sein Gedichtband „Zu guter Letzt“ sammelt, nicht einmal sorgfältig, die letzten Aehren. Viel Hübsches ist weggeblieben, wie die Silvestergedichte aus der „Gegenwart“ (1875) und „Nord und Süd“ (1878), das Trauercarmen auf Gedon (1883), die sinnigen Danksagungen für Glückwünsche zum Siebzigsten. Dafür finden sich auffallend schwache Sachen ohne Pointe darin, gereimte Kochrezepte, Gespenstergeschichten, neben konzentrierten Bilderfolgen, die nach der Illustration schreien, und neben Versen, die wie aus dem achtzehnten Jahrhundert herüberklingen, aus dem Jahrhundert der Pfeffel, Lichtwer, Rabener, Claudius.

Von den zwei Prosageschichten ist „Eduards Traum“ die stärkere und geistvollere. Nachklänge aus seiner Polytechnikumszeit: er träumt, er sei ein Punkt, dann kommt er in das Bezirksamt der Arithmetik, dann in die geometrische Ebene, dann in den dreidimensionalen Raum stereometrischer Freiheit, in das Reich der Köpfe, in die Niederungen der Extremitäten, nach einem Ausflug in die Welt menschlicher Gaunereien erblickt er den Kreislauf der Dinge, das Ding an sich, die Negativität der Freude und die Positivität des Schmerzes (der Schopenhauerleser von einst lacht sich ins Fäustchen, daß er dem Alten wieder eins auswischt); er kommt am Wirtshaus zum lustigen Hinterfuß vorbei, wo die reizenden sieben Todsünden die Gäste animieren, in die Welt der Selbstgeißler, Fakire und Asketen, tut einen Blick in die himmlische Bergstadt, und erwacht. Das Ganze ein geistreicher philosophischer Scherz, der von weitem an Gulliver erinnert. Man liest ihn immer wieder und genießt die feine Phantastik.

Der „Schmetterling“ ist ein zahnloses Alterswerk. Phantastisch ist auch er, aber von jener fatalen Phantastik, die keine Realität und keinen Sinn mehr hat. In einzelnen Zügen erinnert er an das Goethesche Märchen. Im ganzen hat man den Eindruck vollständigen Bankrotts der gestaltenden Kraft, und dennoch muß man dem Ding gut sein. Es steckt in manchen Einzelheiten soviel Liebe, Beobachtung, soviel Greisenstimmung, bald weich und gütig, bald bärbeißig, kratzig, daß man darüber ganz die Unfähigkeit vergißt, ein organisches Ganzes zu machen (groß war die Fähigkeit eigentlich nie) und den „Schmetterling“ als persönliche Aeußerung des alten Busch gern hat: Das Bekenntnis eines alten Mannes, der ein viel feinerer und tieferer Mensch ist, als die Summe seiner Werke auch nur ahnen läßt, und der nun in geheimnisvollen Bildern, mit stockenden Worten und halblauter Stimme davon redet, wie das Leben so verrinnt, verbröselt, hast's in der Hand, willst es fassen,

spreizest die Finger — Luft, Leere, nichts; vorbei, dahin, dahin: wie war es nur möglich . . .

Ein vereinsamter alter Mann. Es ist lehrreich, bei Daelen nachzulesen, wie er seinen Busch durch Dick und Dünn verteidigt, jedem Widersacher auf die Finger klopft und auf den Kopf spuckt, um am Ende zu klagen und zu wettern, daß sich Busch in diesem Wiedensahl verkapsele, wo er nur verflache und sich wiederhole, wo die Einsamkeit sein Gemüt weich, seine Waffen stumpf gemacht habe. Kein Zweifel: Buschs Produktionskraft dickt zu früh ein. Die zeichnerische Laune versagt, und seine Prosabücher geben nur eine Ahnung von dem reichen Innenleben des Alternden.

Vielleicht haben ihn die Deutschen selbst auf dem Gewissen. Die Deutschen, denen die „Kritik des Herzens" nicht schmecken wollte, die von Busch immer wieder lustige Streiche verlangten, vom alten Busch immer wieder Max und Moritz, und noch eine Helene, und noch eine Knoppiade (er war aber kein Stindel) . . . Da mochte er nicht mehr. Verstummte. Verkapselte sich in Wiedensahl am Comersee.

Bayerischer Maximiliansritter wäre er beinahe geworden. Auch Anzengruber wäre beinahe bayerischer Maximiliansritter geworden. Arsène Houssaye hat die Geschichte des einundvierzigsten Fauteuils geschrieben. Wer schreibt uns die Geschichte von den Männern, die beinahe bayerische Maximiliansritter geworden wären?

Vielleicht ist Busch, wie sein Balduin Bählamm, „der verhinderte Dichter": so daß diese Gestalt im strengsten Sinne sein tragikomisches Symbol wäre. Der Dichter, in dem eine Welt steckt, und der wegen der kleinen Zwischenfälle des boshaften Alltags nicht dazu kommt, seine Welt zu gestalten. Wenn man „Von mir über mich" liest, ist man ergriffen von der Stimmungsgewalt dieser Prosa. Busch wäre einer der größten Prosadichter der Deutschen geworden, hätte er es nicht vorgezogen, ihr beliebtester Humorist zu werden.

Es ist nicht ohne Sentimentalität, wenn die Deutschen, zu der Zeit, da das junge Reich sich ungestüm reckt und dehnt, für Busch und Reuter schwärmen: für die agrarische Idylle, für die Landstädtchenbehaglichkeit, fürs dumpfe deutsche Stubenglück, für das, was auch an Jean Paul sterblich und allzumenschlich war. Das wirkliche Leben der Zeit ist von Busch nicht festgehalten worden. Kein Dröhnen und Brausen von dem neuen Reiche der Arbeit, der Machtmehrung drang in die Wiedensahler Einsamkeit. Eine junge Welt war im Werden, aber viele Deutsche wollten nichts davon merken, schlossen die Augen davor, und umgaben sich mit dem engen Horizont plattdeutscher Spießbürgerlichkeit.

Wilhelm Raabe ist vielleicht Wilhelm Buschs Nächstverwandter. Auch er ein eigensinniger Sonderling, ein allzu Weicher und darum Pessimist. Nur daß sein Humor aus den Niederungen bis ins Weiteste und Höchste reicht, daß himmlische Sterne liebend in das Gewimmel seiner Gassen herableuchten.

Es sind nicht die wertvollsten Eigenschaften der Deutschen, die bei dem Namen Busch resonieren. Man darf nicht an Jean Paul oder den Wandsbecker Boten denken, wenn man sich seines Humors erfreuen will, geschweige denn an Dickens, oder den Onkel Benjamin. Und wenn Töpffer als Zeichner schwächer ist, um wieviel freier, geistreicher, feiner ist er als dichterischer Gestalter! Es ist nicht gleichgültig, wer der Lieblingshumorist einer Nation ist. Der Erfolg Buschs darf nicht vergessen werden, wenn von der deutschen Kultur die Rede ist. War es ein vornehmer Geschmack, der in ihm sein humoristisches Ideal sah?

Wenn wer für Busch zu schwärmen bekennt, sollte man ihn immer fragen, welchen Busch er meine. Den harmlosen Humoristen der Bilderbogen und Kinderbücher? Den Satiriker, der keiner war? Den Schilderer von landstädtlicher und bäuerlicher Enge? Den verhinderten Dichter? Es wäre gut, damit ein richtigeres Bild von Busch das gegenwärtige Phantom ersetzte, all seine persönlichen Dokumente, vor allem die prachtvollen Briefe zu sammeln, in denen seine wahre Natur sich ruhig und tief ausspricht. Vielleicht erkännte man dann, daß dieser Humorist Leben und Produktion sehr scharf geschieden hat; daß nur ein paar und zwar die am wenigsten bekannten seiner Werke seine Persönlichkeit ahnen lassen, die er hinter seinen Werken nur allzu gut versteckt hat. Dann mag sich jeder seinen eigenen Busch schaffen, den er liebt, so wie er nie den Busch der Allzuvielen lieben konnte; den Busch der ungeschriebenen Werke, die man sich erst kombinieren muß, indem man von seinem Gesamtschaffen das ihm Fremde wegläßt, sein Eigenstes sich frei und glücklich entfaltet denkt und aus Spuren und Resten den Prachtmenschen sich aufbaut, der durch eigentümliche Umstände nie dazu gelangt ist, sich rein zu erkennen zu geben. Dann wird man ihn vielleicht weniger bewundern, aber desto mehr Respekt vor seinem Charakter haben, und nicht mehr in ihm einen Spaßmacher sehen, an den man sich anbiedert. Und man wird inne werden, daß das Antlitz, das sich hinter der Maske verbirgt, nicht schelmisch lacht, wie auf den bekannten Umschlägen seiner Bilderbücher, sondern tiefernst blickt, entsagend und mit leiser Trauer.

Einem neuen Bekannten in ein Planetenkalendarium.

Ueber uns und in uns Sterne,
Die seit erstem Hauch uns leiten,
Nächste uns, wenn in der Ferne
Sie auf dunklem Meere gleiten,
Ließen Mütter uns gebären,
Und sie werden zu uns halten,
Bis sie uns zuletzt zerstören,
Denn es sind die Urgewalten.

Daß sie günstig sind uns beiden,
Wissen wir und wollen's wissen,
Und so sind wir auch von Leiden,
Wie von Freuden hingerissen.
Sterne, Winde, laßt das Leinen
Unseres Schiffes, laßt es schwellen,
Und im Element, dem Reinen,
Schreckt uns auch kein Berg von Wellen

Will das Schiff noch nicht erscheinen,
Liegt es doch für uns im Hafen,
Und wir wollen froh uns einen,
Da wir uns im Ernste trafen.
Irgendwann, vielleicht schon morgen,
Sitzen wir an einem Steuer,
Denn das Gleiche macht uns Sorgen,
Und das Gleiche ist uns teuer.

Alfred Walter Heymel.

Das Sammeln von japanischen Farbenholzschnitten.

Vortrag, gehalten am 12. Februar 1908 im Münchener Kunstverein

von Alfred Walter Heymel.

Der Aufforderung des Münchener Kunstvereines Folge leistend, habe ich es in letzter Stunde übernommen, Ihnen einen interessewerbenden Vortrag über den japanischen Farbenholzschnitt zu halten, und ich glaube im Sinne aller Anwesenden zu handeln, wenn ich meine Rede nicht mit Daten und fremdklingenden Namen überlaste, die Ihnen wenig sagen können und bald vergessen werden. Wer Neigung fühlt, sich mit dieser angenehmen und anregenden Materie näher zu beschäftigen, findet in einem kleinen bei Marquardt & Co. erschienenen Buche „Der japanische Farbenholzschnitt" von Friedrich Perzynski und in einem soeben gedruckten Vortrage,[1]) den dieser beredte Kenner vor wenigen Monaten in der Bremer Kunsthalle gehalten hat, nachdem er für dieses Institut $1^1/_2$ Jahre lang draußen in Japan Farbenholzschnitte und für ein auch in Bremen zu gründendes ostasiatisches Museum kunstgewerbliche Gegenstände kaufte, eine erste übersichtliche und gründliche Einführung.

Lassen Sie mich heute versuchen, in persönlichster Weise vom Sammeln japanischer Farbenholzschnitte zu reden, von dem in Frankreich zuerst erwachenden Interesse für diese seltene und jetzt ja auch kostbare Kunst, von denen, die es dort erweckten, und von denen, die es zu uns und in andere Länder trugen, und lassen Sie mich wie ein Liebhaber von dem geliebten Gegenstand nicht kühl und kritisch, wie ein Gelehrter oder Spezialist, was ich ja beides nicht bin, mehr plaudern als dozieren.

Der erste unserem Wissen nach, der in Frankreich den eminenten stilistischen, dekorativen und technischen Wert des japanischen Farbenholzschnittes für sich entdeckte und zwar, wie es so oft geht, rein durch Zufall, war der vor kurzem verstorbene alte Bing, der allgemein als ein ebenso bedeutender Kenner wie geschickter Verkäufer, als ein ebenso begeisterter Amateur wie erfolgreicher Händler ostasiatischer Kunstobjekte Geltung besaß. Er fand am andern Ufer der Seine in einer Boudique Schauspielerdarstellungen aus der Schule Shunshos, erstand sie für wenige Sous und schloß aus ihnen, da er Schule und Tradition in diesen Dingen fand, daß sie nicht Einzelerscheinungen sein könnten, sondern daß Zusammenhänge existieren müßten mit einer Kunstentwicklung, deren Belege und zwar zahlreichere und bessere in Japan zu finden wären. Er ging hinüber, sah sich in seiner Annahme nicht getäuscht, und hat dann das Land jahrzehntelang von vielen Reisenden absuchen und alles von Belang aufkaufen lassen.

Daß dieses möglich war, erklärt sich aus dem Umstande, daß bei vornehmen und reichen Japanern der Farbenholzschnitt eine ähnlich miß-

[1]) Erschienen 1908 bei Franz Leuwer, Bremen.

achtete Rolle in ihrem Kunstleben einnahm wie etwa die Holzschnitte Dürers und die Kupferstiche seiner Zeitgenossen im europäischen Mittelalter. Die vornehmen Japaner wollten, wie unsere Großen der Vergangenheit, sich nur mit Dingen umgeben, die sie allein besäßen, die graphischen Künste aber dienten den Bedürfnissen der großen wenig bemittelten Masse, und in der Tat datiert der Anfang und zugleich die hohe Blüte des japanischen Farbenholzschnittes von einer Epoche der japanischen Geschichte an, wo auch das Volk als solches wohlhabender, luxuriöser und gebildeter wurde, während in früheren Zeiten die Daimyos, die Fürsten, die Samurais, die Ritter, und die hohen Priester sich in ihren Schlössern, Burgen und Tempeln mit den wunderbaren Gemälden der Kano- und Tosaschule umgaben. So fanden die Entsandten Bings ihre Ware überall im Lande beim kleinen Mann, im Aalrestaurant, in Schauspielerfamilien, bei den Geishas in den Teehäusern, und den Oirans in den grünen Häusern (die überhaupt ähnlich den mittelalterlichen Courtisanen und antiken Hetären bedeutende Kulturträgerinnen waren, da sie in allen schönen Künsten unterrichtet und angelernt wurden).

Heute ist das anders, und viele gebildete Japaner wissen infolge ihrer Kenntnisse, und die Ungebildeten durch ihren angeborenen Händlerinstinkt ganz genau, welche Meister gesucht und welche Drucke gut und echt sind. Ja, sie wissen noch viel mehr, was uns oft unlieb ist, z. B. wer gerade in irgendeiner Provinz diesen oder jenen Holzschneider früherer Zeiten zum Verwechseln ähnlich nachzuschneiden vermag. Sie halten ihre Schätze fest, aber schon ist es im eigentlichen Sinne zu spät, denn allzuviel des Wertvollen ist längst durch Bing und seine Nachfolger, vor allem auch durch amerikanische Händler ausgeplündert. Und selbst Ausfuhrverbote wie in Italien werden alte Saumseligkeiten kaum noch gut machen können, und so müssen die Händler zu drei- oder vierfachen Preisen aus Europa und Amerika zurückkaufen, wonach im Nipponlande von Amateuren gefahndet wird.

Durch Bings Hände liefen tausend und aber tausend Holzschnitte und ebenso viele Bücher. Er lernte vergleichen, bestimmen, fand in japanischen Kunstgeschichten und Chroniken mit Hilfe von Japanern Daten aus dem Leben der Meister.

Der stets bewegliche Geist der französischen Künstler, Schriftsteller und Gelehrten wurde in einen wahren Begeisterungstaumel gerissen. Die Brüder Goncourt schrieben an der Hand Bingscher Aufzeichnungen, die sie oft allzu weitgehend benutzen, Bücher über Utamaro und Hokusai. Die „Malerzunft" zog aus der neuen Bekanntschaft den größten Gewinn. Ganz neue Farbenakkorde, neue Raumverteilungen und Linien wurden durch sie entdeckt, und merkwürdigerweise fand man in dieser rein artistischen Kunst, die ja nur knappe 200 Jahre geblüht hatte, den ganzen Entwicklungsweg andeutungsweise durchlaufen, zu dessen Zurücklegung wir in Europa die vierfache Zeit gebraucht hatten. Denn wenn wir in der Strenge und der Wucht der Bewegungen und der Pracht der Gewänder der früheren Meister Moronobu und Massanobu anfangs des 17. Jahrhunderts an unsere Primitiven, bei Kyonagna in der glücklichen Verschmelzung von Architektur und Staffage an frühere Florentiner zum Beispiel erinnert werden, so bedeutet der Abstand von diesen zu Hokusai und Hiroshige anfangs bis Mitte des

19. Jahrhunderts etwa dasselbe wie der Abstand jener mittelalterlichen Maler zu den modernen Impressionisten.

Die Kunst sucht dort genau wie bei unseren Völkern ihren Stoffkreis ständig zu erweitern, immer mehr in ihren Darstellungskreis zu ziehen. Zuerst gilt es nach aristokratischem und hierarchischem Prinzipe die Götter- und Heldensagen zu illustrieren und das Leben der Vornehmen darzustellen. Dann will die Kunst im plutokratischen Sinne den Luxusbedürfnissen der Reichen durch Schilderungen von Theatervorstellungen und Theatergrößen, von Vergnügungslokalen und schönen Frauen dienen. Ein Schritt weiter zur Demokratie, und jeder Mensch wird in seinem Berufe als würdiges Objekt abgebildet. Die pantheistische kosmische Weltanschauung läßt dann den Sinn für die Landschaft entstehen, bis als letzte Konsequenz der Mensch nur noch Farbenfleck und Teil der allein gewürdigten Natur und Landschaft wird.

Alles dieses nun entdeckte das künstlerische Paris in dem Neuland der japanischen Holzschnittkunst, und jeder Produktive nahm sich so viel Anregendes, als zu ihm passen wollte, heraus.

Am stärksten mag am Anfang auf die Maler Europas vielleicht Utamaro gewirkt haben, denn in der Tat ist er, der Malerischste von allen, nicht mit Unrecht der „Tizian“ der japanischen Holzschnittmeister genannt worden. So reizte seine lebendige, farbige Persönlichkeit und sein buntes üppiges Leben die Goncourts zu ihrem Buch, und seine Blätter, die immer und immer wieder die Schönheit der japanischen Frau im bedenklich idealisierten Maße schilderte, waren das Entzücken deutscher und französischer Maler. Köpping und Max Liebermann in Berlin haben eine glänzende Reihe seiner Geisha-Porträts in ihrem Besitze, und in München können wir sie in gleicher Vortrefflichkeit in der Sammlung von Professor Toni Stadler sehen, der neulich auch wohl mit freundlichem Lächeln den Ausfall in der Presse gegen seinen Lieblingsmeister gelesen haben wird.

Degas und Henry de Toulouse-Lautrec begeisterten sich an den großartig dekorativen, in der Charakteristik fast grausamen und grotesken Schauspielerporträts Sharakus, der es in Japan zu einer Zeit, wo der Schauspieler über die Maßen vergöttert wurde, zuerst wagte, diesen seines usurpierten Nimbuses zu entkleiden und in seiner ganzen fratzenhaften Leidenschaft und seinem gemachten Pathos darzustellen. Das Volk und das Theater rächten sich an ihm und ließen ihn beinahe verhungern, da seine Blätter, die uns vielleicht vor allen anderen durch ihre durch und durch dekorative Stärke fesseln, niemand kaufen wollte.

Es ist schade, daß uns heute Abend nicht die Möglichkeit geboten ist, Lichtbilder zur Erläuterung des Gesagten heranzuziehen, denn Sie alle würden sich davon überzeugen können, wie sehr der Einfluß der japanischen Raumeinteilung auf unsere Kunst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an gewirkt hat. Besonders natürlich auf die Plakatkunst, die ohne den japanischen Einschlag kaum jemals zu so außerordentlicher Höhe gekommen, ja überhaupt kaum denkbar wäre ohne die dekorative Offenbarung des japanischen Farbenholzschnittes.

Das war auch die Zeit, wo zum ersten Male der ganze Charme und die Liebenswürdigkeit des großen Mädchenlobers Susuki Harunobu (Anfang bis Mitte des 18. Jahrhunderts) entdeckt wurde, dessen Atmo-

sphäre Perzynski mit der Mozartischen Heiterkeit und Grazie vergleicht. Klingt und singt doch förmlich bei ihm das Spiel der Linien, und der Fluß der Gewänder auf seinen zärtlichen, frühlingshaften Blättern schwillt an und ebbt ab in immer neuen Variationen, wie Melodien unseres großen Dixhuitieme-Komponisten. Wie im Tanze rhythmisch bewegen sich die zarten, vornehmen Jungfrauen und ihre Pagen auf diesen in den Holzstock geschnittenen Minneliedern, und die Kultur einer verliebten Periode drückt sich in den schlanken Gliedern und unbeschreiblich reizenden Kopf- und Handbewegungen bezaubernd aus.

So werden ähnliche lyrische amoureuse Stimmungen ausgelöst, wie beim Anhören der Perlen der japanischen Poesie, von denen ich Ihnen eine kleine anonyme Probe[1]) nicht vorenthalten möchte.

Liebe.

Die Liebe stürmt durch mein Herz
Wie durch Wälder niederwärts
Verborgen vom Laubdickicht,
Ein Bergstrom bricht.

Selbst auf dem kahlen Felsenjoch
Wurzelt die Fichte ein;
Die Liebe wird mit weniger noch
Zufrieden sein.

Die Aermel meines Gewands
Sind feucht von Tränen ganz,
Doch fragt man mich deswegen,
Sag ich: vom Frühjahrsregen.

Ich glaubte das Kraut vergessen mit Namen
Wachse aus einem Samen,
Doch nun erkannt ich mit Schmerzen,
Es wächst in lieblosen Herzen.

Noch eitler als Lettern zu schreiben
In einen Strom, der niederschäumt,
Ist es, von einer zu träumen,
Die nicht von einem träumt.

Häufig, wo wir zwischen 1850 und heute Künstler sich über ihre Kunst äußern hören, ist von Japan die Rede. Van Gogh schreibt in seinen Briefen über sein Selbstporträt, das durch Tschudi für die Nationalgalerie in Berlin angekauft wurde: „Ich habe meine Augen ein wenig à la Japonaise gestellt.

In England ist die Schwarz-Weiß-Kunst Beardsleys, ein Wunder an Kalligraphie, undenkbar ohne den japanischen Einfluß, ist sie doch eine glückliche Kombination seiner Eigenart mit den Erkenntnissen, die er aus der Betrachtung Mantegnas und seiner Schule, des Rokoko und vor allem der japanischen Schwarz-Weiß-Kunst gewann.

[1]) Aus Otto Hauser. Die japanische Dichtung, bei Marquardt & Co., Berlin.

Wir brauchen ja, wie wir neulich hier in der „Allgemeinen Zeitung" sehr richtig lasen, nur ein farbiges Blatt des „Simplicissimus", der „Jugend" oder irgendeines unserer Schwarz-Weiß-Illustratoren anzusehen, um überall auf japanischen Einfluß zu stoßen.

Wahre Musterbeispiele, wie glücklich dieser einige unserer besten Talente befruchtet hat, sieht man in den Aquarellen des in Paris lebenden jungen Deutschen Ernst Matthes, der in Berlin in der Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession vor wenigen Monaten einen ersten großen Erfolg hatte, und dessen liebenswürdige Kunst augenblicklich in der Münchener Sezession kennen zu lernen ist.

Ja, wir danken diesem Einflusse in Deutschland direkt den Anfang einer neuen Knospe der Holzschneidekunst. In Karlsruhe war es der Kreis E. R. Weiß und Laage, hier in München sind es Neumann und Treumann, Gusti Becker und andere, die sich nicht nur die neugewonnenen technischen Erfahrungen zunutze machen, um neue Wirkungen zu erzielen.

Whistler in England fand auf alten Kakemonos und auf den Mika-Drucken seine wundervoll abgetönten silbergrauen Nuancen. Mika ist der feine silberne Perlmutterstaub, den man auf den Holzstock auftrug, um besonders pretiöse und leuchtende Hintergründe zu schaffen. Sowohl Utamaro wie Sharaku und viele andere haben solche Drucke ausgeführt, während der galante Harunobu schon Seidenatlas als Druckpapier verwendete, was bei uns besonders von dem Worpsweder Heinrich Vogler in glücklichster Weise bei seinen Radierungen aufgenommen wurde. Wie sehr aber die späteren Landschafter Hokusai und Hiroshige zur Vereinfachung und zur Gliederung der modernen Landschaftsmalerei beigetragen haben mögen, ist kaum zu taxieren.[1])

Und auch das Theater könnte im Sinne der neuen Ideen, die im Ausstellungstheater 1908 in München verwirklicht werden sollen, vornehmlich bei Hiroshige nützliche Anregungen finden.

Besonders suggestiv wirken immer auf Europäer die Ansichten des heiligen Nationalberges, des Fujiyama, den Akahito in vier Utas, d. h. Fünfzeilern, folgendermaßen monumental im Liede auftürmt:[2])

Blick ich aus weiter Ferne
Empor zum Himmelszelt
Und seh den Fujiyama
So hoch ins Blaue ragen,
Seit Anbeginn der Welt,

So wird die Sonne dunkel,
Die hell am Himmel steht,
So scheint in seinem Glanze
Der Mond sich zu verhüllen,
Der durch die Weiten geht.

[1]) Vergleiche hierzu den soeben bei Fr. Hanfstaengl erschienenen Essay von R. A. Meyer über Edouard Manet und Claude Monet.

[2]) Aus Otto Hauser. Die japanische Dichtung, bei Marquardt & Co., Berlin.

Und selbst die Wolken nehmen
Nicht über ihn den Flug,
Nur stets auf seine Gipfel
Fällt weißer Schnee hernieder
In Flocken nie genug.

Hier in der Bucht von Tago,
Wie ich zum Himmel seh,
Da ragt der Fujiyama
Und weiß auf ihn hernieder
Unendlich fällt der Schnee.

So wie der alte Bing zu den Japanern kam, ist es wohl den meisten von uns gegangen. Irgendwo sahen wir in der Jugend die ersten japanischen Blätter und waren trotz aller ihrer Fremdartigkeit — handelte es sich doch um Dokumente eines ganz anderen Stilgefühls, als es das unsrige war, und um Manifestationen einer uns inkongruenten Volksseele — sofort gefangen genommen von der Stärke und zugleich der Weichheit der Farben, der Sicherheit ihrer Komposition und der Kalligraphie ihrer Linien. Es war im Jahre 1898, als meine Freunde und ich zuerst im hiesigen Kunstsalon von Littauer und in Berlin bei Pächter (jetzt R. Wagner) einige Blätter erstanden. Wir rahmten sie weiß und hingen sie in unseren Garderoben auf graues Bambusgeflecht. Von Jahr zu Jahr sah man mehr und Verschiedenartiges, und die Lust erwachte, sich über das Gesehene und Erworbene zu orientieren. Die wenigen hierzu geeigneten Bücher, die es damals gab, wurden gesucht, allmählich lernte man die ganze Entwicklung übersehen und alte Drucke von neuen zu unterscheiden, auch fand man innerhalb sehr ähnlicher Schulen die Unterschiede heraus. Je nach Temperament wählte man seine Lieblinge und protegierte sie besonders.

Schon damals hat es nicht an Stimmen gefehlt, die im Norden und Süden Deutschlands energisch darauf hinwiesen, daß es Zeit wäre, ostasiatische Museen anzulegen und, ehe es zu spät wäre, sich das Beste zu sichern. Und doch ist es noch vor wenigen Jahren möglich gewesen, daß ein einflußreicher Herr im Berliner Kunstleben die japanischen Farbenholzschnitte in das Völkermuseum verweisen wollte, während Professor Jessen im Kunstgewerbemuseum alldort eine glänzende Sammlung von Qualitätsblättern langsam zusammengebracht hat. Noch später erlaubte sich ein Berliner Herr, der in zwei zusammen ca. 400 Seiten starken Bänden eine Geschichte über japanische Kunst und Kunstgewerbe schrieb, den japanischen Farbenholzschnitt in gewissem Sinne mit unserer Ansichtspostkartenindustrie in Zusammenhang zu bringen. Er stieß auf manche Entrüstung und manches Lächeln, wie derjenige stoßen würde, der die Stirne hätte, über Holzschneider vom Range Dürers und deutscher, holländischer, französischer oder englischer Kupferstecher, von denen allerdings viele die japanischen Holzschneider an Genie und Seelenstärke übertreffen, verächtlich als mäßige Kunstgewerbler hinwegzugehen.

Selbstverständlich gibt es in Ostasien noch größere und wichtigere Dokumente des künstlerischen Geistes seiner Völker. Die tibetanischen Malereien, die alten chinesischen Porträts, die den Werken eines Cranach und Holbein an die Seite gestellt werden können, die altjapani-

schen Kakemonos und Setzschirme, die Tuschskizzen, Landschaften und Tierbilder späterer japanischer Maler — ich erinnere nur an Korin, Okyo —, die Plastiken aller genannten Länder, die Buddhastatuen und viele Figuren aus den Kleinkünsten repräsentieren einen größeren Wert als die japanischen Farbenholzschnitte, die ja aber auch gar nicht die Prätension machen, mit diesen erhabenen Schöpfungen zu wetteifern, sondern in ihrem kleinen Genre die gestellte Aufgabe mit größter Meisterschaft lösen.

Und doch haben gerade sie viele von uns langsam und sicher auf den Genuß von Höherem und Größerem vorbereitet und die Lust in uns erweckt, mehr künstlerische Dokumente dieses Volkes und dieses Weltteils kennen zu lernen, und zwar nicht zum wenigsten dadurch, daß sie am leichtesten zugänglich waren.

Nachdem somit der Versuch gemacht ist, in gerechter und gemäßigter Weise die japanische Graphik an die ihr zukommende Stelle innerhalb des Kunstlebens Japans zu setzen, zwingt mich ein kürzlich in der Presse erschienener Artikel über denselben Gegenstand ein Wort pro domo zu wagen, und so ungern ich es tue, muß ich noch einmal auf die bereits gekennzeichnete japanische Kunstgeschichte von Dr. Oskar Münsterberg, die 1904 erschien, zurückkommen.

Der Verfasser entschuldigt sich nämlich in der Einleitung zu seinem Buche, daß er beim besten Willen den japanischen Farbenholzschnitt nicht so hoch einschätzen könne, wie viele andere vor ihm, er verweist ihn energisch in das Kunstgewerbe und rechtfertigt sich wie ein recht verwöhnter Mensch, der sich den Gaumen an besseren Speisen auswärts überreizt hat und nun die einfache Hausmannskost nicht mehr goutiert.

Ich nehme an, daß Herr Dr. Münsterberg, ehe er seine bis auf den Holzschnitt alles umfassende japanische Kunstgeschichte schrieb, in den europäischen und amerikanischen Museen zuerst und dann in Japan selber (Münsterberg soll in der Tat 14 Tage in Japan gewesen sein) so unendlich viele Herrlichkeiten und geheimen Schätze mit eigenen Augen sah, daß ihm der japanische Farbenholzschnitt, an dem wir Armen, noch nicht in die eigentlichen Mysterien der japanischen Kunst Eingedrungenen immer noch Freude hatten, nichts mehr sagen konnte. Das ist seine Sache und Sache von Gelehrten, nachzuprüfen, inwieweit diese Zurechtweisung eine momentane üble Laune oder ein begründetes Verdammungsurteil des Dr. Münsterberg ist.

Doch nun kommt die Moral von der Geschichte: „Es ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Also Herr Dr. Münsterberg hat auf drei Seiten einer 400 Seiten langen Kunstgeschichte dem armen Farbenholzschnitt den eigentlichen künstlerischen Wert abgesprochen und seine Liebhaber mitleidig von oben herab belächelt. Dieser Auffassung stehen gegensätzlich Gewährsmänner wie Seidlitz, Goncourt, Perzynski und viele andere Gelehrte und Künstler, deren Namen in England, Deutschland, Frankreich und Amerika Klang haben, gegenüber. Selbst ein Mann wie Fenollosa, der die Ueberschätzung der Holzschnittmeister so energisch gerügt hat, fand wohlwollendere Worte für Hokusai und seine Schule, sowie für deren Vorgänger. Alle diese haben mit kritischem Fleiße und künstlerischer Begeisterung Bücher und Monographien über den japanischen Farbenholzschnitt und seine Meister geschrieben, was von Münster-

berg auch selber erwähnt wird. In diesen Werken findet sich so viel positives Orientierungsmaterial, daß Herr Dr. Münsterberg wirklich recht hatte, wenn er nicht Eulen nach Athen trug, was er aber mit seinen drei herablassenden Seiten für ein Unheil in der Presse angerichtet hat und anrichtet, ist bedauerlich; denn er hat es denjenigen, die als Neulinge über ein bisher ihnen unbekanntes Gebiet schreiben wollen, allzu leicht gemacht, da er ihnen wenig positive und recht viele negative Urteile in die Hand spielte.

Ist es doch bei unserer Kritik, gemäß dem erschreckend negativen Zuge der Zeit, wo fast jeder sich schämt, seine Begeisterung zu zeigen, und jeder freie Impuls kontrolliert und gebrochen wird, immer noch Mode, daß sie gerne mit der linken Hand wieder wegnimmt, was sie mit der rechten gibt. Während es doch vielleicht unserer a l l e r bescheidene Meinung ist, daß es vor allem Aufgabe der Kritik ist, positiv zu wirken, und es für sie allein ruhmvoll ist, wenn sie für diejenigen Dinge, über die sie schreiben will, energisch im positiven Sinne eintritt, es sei denn, daß es gelte, etwas Feindliches anzugreifen und zu vernichten, falls es wichtig und bedeutend genug erscheint, um als eine drohende Gefahr angesehen zu werden.

Nehmen wir einmal an, die Presse habe in der Ausstellung japanischer Farbenholzschnitte und ihrer möglichen Ueberschätzung eine gewisse Gefahr für das Münchener Kunstleben gesehen, und ihr fürsorgliches Gewissen hätte ihr die Pflicht auferlegt, die warnende, getreue Eckart-Stimme erschallen zu lassen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als zu versuchen, ihre Aussetzungen, die sich in vielem mit den Münsterbergschen decken, auf ihre Gewichtigkeit hin zu untersuchen, und wir werden finden, daß manche nicht als stichhaltig angesehen werden können.

Es wurde dort unter anderem behauptet, daß man es in diesen Holzschnitten vielfach mit volkstümlichen Reproduktionen von Werken berühmter Meister zu tun habe, mit Bilderbögen und billigem Wandschmuck.

Diese zu „Irrtümern verleitenden" Ausdrücke hat übrigens die Presse selbst in chevaleresquer Weise und letzter Stunde berichtigt; trotzdem ist es notwendig, von diesem und anderen gegen den japanischen Farbenholzschnitt erhobenen Vorwürfen zu reden, da man häufig und an verschiedenen Stellen in den Zeitungen auf sie stößt.

Wohl haben die japanischen Holzschneider gewisse Motive, die auch auf chinesischen und japanischen Gemälden und auf kunstgewerblichen Gegenständen wie Schwertzieraten, Inros und dergleichen vorkommen, benutzt, da der Stil es so forderte, niemals aber haben die großen Meister der Holzschneidekunst Reproduktionen von Werken der eigentlichen Maler angefertigt, wie etwa bei uns im Mittelalter und im Rokoko die Kupferstecher Kupferstiche und Schabkunstblätter berühmten Gemälden nachstachen. Das Gegenständliche auf all den Blättern, die Sie hier an den Wänden hängen sehen, ist ebenso frei erfunden, wie die gewichtigen Schilderungen und leichteren Einfälle Dürers und der Kleinmeister, Rembrandts und Callots, Georg F. Schmidts und Chodowieckis, Klingers, Vogelers und Böhles, die, ganz abgesehen davon, daß sie teils selber auch malten, teils zu ihrer Zeit andere große Maler lebten, allein schon durch ihre graphischen Leistungen als Repräsentanten und Gradmesser der künstlerischen Höhe ihrer Zeit anzusehen sein dürften. Wie sogar Plakate Th. Th. Heines für eine Tinten-

fabrik oder Fritz Erlers etwa für ein Fest des Cococelloklubs trotz der Zufälligkeit ihrer Entstehung bezeichnend für die Höhe der Münchener Kunst um die Wende des 19. Jahrhunderts sind, oder wie die Theaterprogramme und Affichen Lautrecs in nichts seinen ohne besonderen Zweck frei erfundenen Lithographien, Zeichnungen und Gemälden an künstlerischem Gehalte nachstehen.

Alsdann hat es Bilder in der Art der Holzschnitte in Japan wenige und eigentlich nur von Holzschnittmeistern gegeben, die anderen gleichzeitigen japanischen Gemälde sind viel flüchtiger, getuschter und impressionistisch vereinfacht.

Der Holzschnittmeister aber machte sich in der Regel zuerst eine flüchtige Skizze, übertrug diese dann auf Seidenpapier, tuschte sie mit Farbe an und schnitt entweder selber die Konturen seiner Zeichnung in den Holzstock und trug jede zu verwendende Farbe einzeln auf einen andern Holzstock auf, oder aber er übergab diese Arbeit seinen Schülern, die wie Gesellen in seiner oder des Verlegers Werkstatt unter Aufsicht arbeiteten. Jedenfalls überwachte er ihre Tätigkeit, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß manche erste Drucke von ihm selber mit der Hand gedruckt wurden, wie es bei uns zu allen Zeiten die europäischen Graphiker auch getan haben. Daraus erklären sich die ungeheuren Qualitätsunterschiede von Drucken von demselben Holzstock, nach denen heutzutage der Preis der Blätter im Handel beinah allein gewertet wird. Und zwar sind drei Gesichtspunkte maßgebend: die Schärfe der Konturen und genauer Eindruck der Farben in ihnen, Frische der Farben, Erhaltung des Blattes, ob rein oder beschmutzt, stockfledig, zerknittert, ob beschnitten oder in ursprünglicher Größe erhalten, also alles genau wie bei unserer Graphik. Die exorbitanten Preise, die nach der Presse für Seltenheiten im Sinne „seltener Briefmarken" bezahlt werden sollen, gehören in das Reich der Fabel. Sie mögen hier und da von irgendeinem Maniac der Sammelwut bezahlt werden. Diese Monomanen ihrer Leidenschaft hat es immer gegeben, es wird sie weiter geben. Der vernünftige Sammler aber und die Museen legen nur da große Summen für einzelne Blätter an, wo es sich um besonders gut erhaltene und ganz korrekte erste Drucke vom Stock handelt. Genau so, wie sich bei uns die Preise für Holzschnitte, Radierungen und Lithographien hauptsächlich nach der Frühe des Etats richten, wobei dieses an und für sich ganz vernünftige Prinzip auch häufig genug von den Sammelsnobs übertrieben wird.

Aber wir wollen uns doch wirklich nicht über die Ungerechtigkeit des Preises im Kunsthandel aufregen. Die Psychologie des Preises, der für Kunstwerke erzielt wird, ist ein tragisch-komisches Kapitel und unerschöpflich genug, um Bände darüber zu schreiben, jedenfalls ist sie die Geschichte der groteskesten Ungerechtigkeiten. Darüber aber kann man sich beruhigen, gestiegen sind im Laufe der Jahre nur die Preise für erstklassige und einwandfreie Drucke, während die früher aus Mangel an Vergleichsmöglichkeiten vielfach überzahlte Mittelware und die Volksausgaben, die die von Münsterberg und seinen Nachbetern geschmähten grellen Farben zeigen, sich im Preise im gleichen Verhältnisse entwerten, als wir lernen, Unterschiede zu machen und das vorhandene verkäufliche Material in allen Qualitätsabstufungen zu taxieren. Die billige Ware tut eigentlich nur noch gute Dienste denjenigen, die für mäßige Preise

geschmackvollen dekorativen Wandschmuck für einfache moderne Zimmer suchen.

Ferner wird dann gegen Harunobu und andere wieder einmal der Vorwurf erhoben, die Gesichter ihrer Frauen und Männer seien sich alle gleich. Hierzu eine Anekdote: Vor einigen Jahren äußerte sich ein in München studierender Japaner dahin, daß er die Deutschen ja recht gut aussehend fände, ihm aber alle Menschen bei uns ähnlich erschienen. Geht es uns mit Japanern etwa anders? Wenn wir nun noch bedenken, daß die ganze Entwicklung des japanischen Farbenholzschnittes bis Hokusai durchaus konservative Tradition und Konvention, kurz das, was wir Stil nennen, hat, daß die Gesichter bartlos sind, daß alle Köpfe ähnliche Frisuren tragen, daß bei den am häufigsten dargestellten Theaterszenen die Frauenrollen von Männern gespielt wurden, daß im 18. Jahrhundert, also in der Blütezeit des japanischen Farbenholzschnittes, die Tracht der Geschlechter auf den ersten Blick identisch erscheint, so genügt das alles, um zu beweisen, daß eine gewisse Aehnlichkeit in den Gesichtern eine naturgemäße ist, und trotzdem versichere ich Sie, daß, je mehr man sich eingehend mit diesen Blättern beschäftigt, man finden wird, daß jeder einzelne Künstler seinen ganz bestimmten Typus heraus- und weiterentwickelt hat, ja, daß man sogar an diesem Typus der Gesichter die einzelnen Holzschnitte mit ziemlicher Sicherheit als Werke dieses oder jenes Meisters ebensogut bestimmen kann, wie etwa an dem Duktus der Linien, an der Harmonie der Farben, der Raumeinteilung oder den Mustern auf den Gewändern.

Nun genug hiervon! Nach all dem Gesagten möchte ich kurz meine Meinung dahin zusammenfassen, daß doch die drei Seiten der Münsterbergischen Einleitung nicht ganz genügen dürften, um sich über die vielen Vorzüge und gewiß auch manche Mängel der japanischen Farbenholzschnittkunst zu orientieren und hiernach zu einem recht negativen absprechenden Urteil zu kommen, sondern daß es immer noch der beste Weg ist, eine Kunst durch liebevolles Anschauen ihrer Werke direkt auf sich wirken zu lassen, auch wenn man nicht Gelegenheit hat, sie an ihren Quellen auf ihren ungeheuren Reichtum der Motive und Gestalten hin studieren zu können. Diese Quellen aber sind die großen Museen und allerdings meist unzugänglichen ausländischen Privatsammlungen und der immer noch unerschöpfliche Besitz des Hauses Bing, das auch heute noch als vornehmeste Zentrale des ganzen Japanhandels anzusehen ist, denn von „Resten der Bingschen Sammlung“, wie es hieß, kann nicht die Rede sein, da dieser Kunstzweig in dem genannten Geschäfte auf das energischste vom Nachfolger und Sohn Bings zum Glück aller derjenigen, die seriös bedient werden wollen, weiter fortgeführt wird, und man wird weiter die künstlerische Höhe dieses Artikels bewundern, auch auf die Gefahr hin, daß man es mit einer sogenannten Sekundärerscheinung der japanischen Kunst zu tun hat.

Man wird japanische Farbenholzschnitte aus den verschiedenartigsten Gründen sammeln. Die Liebhaber der schönen Künste und die Künstler selber vielleicht wegen der unvergleichlichen Grazie und des gemessenen Stils ihrer Linien, wegen der stupenden Sicherheit ihrer Komposition, durch die sich ganz besonders die Pfostenbilder im schmalen Hochformat,

die Hashira Kakes auszeichnen, und wegen der Wunder ihrer Farbenkontraste und Farbenübergänge.

Der Naturfreund lernt durch diese Landschaften eines der lieblichsten und zugleich romantischsten Länder des Erdballs kennen. Derjenige, der sich für Völkerkunde interessiert, findet hier den vollendeten Ausdruck des Lebens eines kultivierten und zielbewußten Volkes. Ja, man weiß sogar von einem deutschen Gelehrten, daß er an ihnen seine Theorien der Menschheitsentwicklung bereichert.

Nun ist man endlich auch bei uns sehend geworden, die Hansastädte gingen mit gutem Beispiele voran, Professor Brinkmann in Hamburg war der erste, Dr. Pauli in Bremen folgte, verbündet mit dem Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd Dr. Wiegand. Ostasiatische Museen entstehen. Der Generaldirektor der Berliner Museen, Geheimrat Dr. Bode, arbeitet an den Plänen eines ostasiatischen Museums und hat bereits einen reisenden Gelehrten nach draußen entsendet. Andere Städte werden bei uns folgen, nachdem Paris, London und Boston längst gesammelt haben.

Daß wir es bei Betrachtung japanischer Farbenholzschnitte nicht nur mit kunstgewerblichen Gegenständen zu tun haben, wird jeder bald einsehen. Am längsten hat das Durchbrechen dieser Erkenntnis den sogenannten Surimonos gegenüber gedauert, die heute noch ein wenig verachtet werden. Neben Brinkmann hat erst kürzlich wieder Perzynski die Sammler auf diese kleinen Wunder der japanischen Typographie aufmerksam gemacht, nachdem schon der hochverdiente Seidlitz, der unter den größten Schwierigkeiten seine immer noch seriöse Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes schrieb, energisch auf sie hinwies. Surimonos sind Gedenkblätter, die die reichen und vornehmen Japaner bei erfreulichen Familienereignissen drucken und an ihre Freunde versenden ließen, nicht nur beim Neujahrsfest, sondern auch bei Vermählungen, Konzerten, Theatervorstellungen, Geburt eines Kindes und dergleichen. Da diese Blätter auf Bestellung gearbeitet wurden, und ein Auftraggeber den anderen durch Pracht und Luxus seines kleinen Geschenkes übertreffen wollte, wurde die Zahl der Farbenstöcke bis auf 32 erhöht, während wir zu Beginn dieses großen Kunstzweiges es zuerst nur mit Schwarz-Weiß-Drucken, die zuweilen durch Handübermalung vielfarbig belebt wurden, und dann mit Zweifarbendrucken, später mit Dreifarbendrucken und unter Harunobu wahrscheinlich schließlich mit vielfarbigen Drucken zu tun haben.

Auch der Blinddruck, mit dem schon Shigemasa um die Mitte des 18. Jahrhunderts Abwechslung in die Technik brachte, und der von Harunobu benutzt, vor allem durch Koriusai weiter entwickelt wurde, wird bei den Surimonos besonders glücklich angewendet. Hierzu kommt ein reicher Auftrag von allerhand Metalltönen, von Gold und Silber, von verschiedenen Farben, Abstufungen von Bronzen, der prachtvolle beinahe kunstgewerbliche Wirkungen erzielt, wie wir sie viel früher, etwa im 15. und 16. Jahrhundert, auf den großen bemalten Setzschirmen konstatieren können, von denen wir ganz herrliche Exemplare aus dem Palais Leuchtenberg vor Jahren in einer japanischen Ausstellung im Schüsselbasar sehen konnten. Ja Shumman bestickte sogar Surimonos mit Seide.

Vor allem das Stilleben wird hier gepflegt, und auch die nationale Heldengeschichte und das Volksleben kommt nicht zu kurz. Liebenswürdig

sind diese Surimonos, wie die ganze japanische Kunst, ja wie der Charakter des japanischen Volkes bei aller nationalen Konsequenz und Härte gegebenen Falles im Lande selber liebenswürdig und freundlich ist.

Freundlich sind diese Dinge, voll des allmächtigen nationalen Lächelns; wie denn der Japaner in allen Lebenslagen, wenn anders er nicht gegen die Gesetze des guten Tones verstoßen will, lächeln muß. Dieses Lächeln begleitet jeden dieses merkwürdigen Volkes von der Kindheit an durchs ganze Leben und verläßt ihn nicht einmal im grandiosen Augenblicke des Seppuko, der Selbstentleibung, und legt beredtes Zeugnis ab für die ungeheure Selbstbeherrschung und für ein ererbtes und anerzogenes Training nach außen, innerhalb einer staatlichen Gemeinschaft, in der jeder Einzelne nur ein Teil des Ganzen ist und jeden Augenblick bereit sein muß, sich selber und seine Familie einer nationalen Idee zu opfern.

Unwillkürlich werden wir an den Heroismus des alten Rom, etwa bis Cato, erinnert.

Die Zeit drängt zum Schluß, während die Betrachtung unseres Gegenstandes uferlos wäre. Zusammenhänge mit der Mutterkunst Chinas wären noch zu schaffen, das kalligraphische Moment, das so bestimmend in dieser Kunst ist, zu beleuchten, allein ich möchte nur noch kurz eine Frage beantworten, die von verschiedenen Vertretern der Presse neulich bei Eröffnung dieser Ausstellung aufgeworfen wurde: Wie erkennen wir, ob ein japanischer Farbendruck echt oder nachgeschnitten ist?

Als der alte Bing wenige Wochen vor seinem Tode um sein Urteil über einen auffällig reinen und klaren Druck Harunobus gefragt wurde, ob er ihn für echt hielte, verglich er ihn mit zweifelsfreien, untersuchte ihn mit der Lupe, befühlte und beroch das Papier und formulierte sein Gutachten schließlich dahin: „Ich stehe nicht an, diesen Druck für echt zu erklären, sollte er sich doch als unecht später herausstellen, so trösten Sie sich damit, daß ich nach fünfzigjähriger genauer Kenntnis fast aller Drucke, die nach Europa kamen, noch vor kurzem einen falschen Druck gekauft habe.“ Solche Urteile eines bewährten Experten müssen bescheiden machen.

Wir haben es in Japan in dieser Beziehung mit einem vollständig skrupellosen, raffinierten, ja gegen Fremde geradezu meineidigen Volke zu tun, das noch dazu wie das Affengeschlecht geschickt ist in allen Schlichen der Nachahmung. Richtige neue Fabriken altjapanischer Farbenholzschnitte entstehen, seitdem sie hohe Preise erzielen. Ja, zu Lebzeiten der großen Meister wurden sie bereits von ihren Schülern gefälscht, was folgende lustige Episode aus der japanischen Kunstgeschichte beweisen mag.

Shiba Kokan hat in der Schule Suzuky Harunobus die Malerei gelernt und nannte sich Harushige. Nach seines Lehrers Tode hieß er Harunobu II. Er ging nach Nagasaki, wo er viele holländische Aerzte kennen lernte, und dort hat er mit großem Eifer holländische Sprache und Malerei studiert und widmete sich europäischer Malerei und der Kupferstichkunst. Seine Himmelskugel, Erdkugel und acht Ansichten von Tokio in Kupferstich sind sehr berühmt. Er hat nicht nur holländische sondern auch altchinesische Malerei sehr gut nachgeahmt. (Also ein wahrer Golzius an Vielseitigkeit!) Später hat er in seinem literarischen

Werk Kowai-Ji, das heißt Buß- oder Reuechronik, Zeugnis seiner großen Maler- und Imitatorenkraft abgelegt. Er sagt dort:

„Damals war ein Holzschnittmaler Suzuki Harunobu, welcher sehr geschickt feine Frauenbildnisse malte, er starb in der Mitte der vierziger Jahre. Ich habe viele Fälschungen nach seiner Art gemalt und auch als Harunobus drucken lassen; es hat niemand davon erfahren und keiner gemerkt, daß es Fälschungen waren, und man nannte meine Malereien Harunobu. Später habe ich mich geschämt, weil ich wirklich nicht so gut wie Harunobu bin."

Daher wird jeder Käufer sich schließlich mehr auf seinen Instinkt und sein geschultes Auge verlassen müssen, als auf das selbstherrliche Bewußtsein erworbener Kenntnisse. Eine große Rolle spielt die Qualität und Struktur des Papieres, der unbeschreiblich feine Duft alter, abgelagerter Blätter und ihre harmonisierende Patina, der berühmte Münsterbergische „Holländische Ton", anderswo auch „Galerieton" genannt. Und schließlich, was das Sicherste ist: die Vergleichung mit klassifizierten Duplikaten in anerkannten Sammlungen oder ihren Reproduktionen. Auch die Nachprüfung der vielfach mitgedruckten Fasern des Holzstockes kann zur Konstatierung von Fälschungen führen. Manchmal sichert einen die Kenntnis der Provenienz gegen Fehlkäufe, doch auch diese nicht immer.

Wir dürfen nie vergessen, daß gegenüber der ostasiatischen Kunst sich eine Wissenschaft erst ganz langsam konstituiert, und wie sehr haben sich unsere größten Gelehrten schon über Stücke aus der Antike, des Mittelalters, sogar der allerneuesten Zeit geirrt!

Und nun zum endgültigen Schluß. So sehr die europäische Kunst durch die Bekanntschaft mit der ostasiatischen stilistisch, dekorativ und technisch, also formal bereichert sein mag, so dürfen wir ihr gegenüber doch niemals die Verpflichtungen vergessen, die wir der Pflege heimatlicher Künste gegenüber auf uns zu nehmen haben. Nehmen wir das Beste, was uns die Fremden bieten können, verarbeiten wir es und machen wir es dadurch zu unserem Eigentum, aber lassen wir uns nicht irreleiten und das Rassenfeindliche überschätzen. Gerade von den Japanern können wir lernen, was es heißt, Rasseneigentümlichkeit zu bewahren und Stammzusammengehörigkeit zu pflegen. Wir Deutsche haben durch alle Jahrhunderte hindurch den Fehler gemacht, selbst mittelmäßiges Fremdes höher zu schätzen als das Beste, das wir geleistet haben und leisten können. Das Beste der Fremden mag aber gerade gut genug sein, uns zum Genusse und zur Erweiterung unseres Horizontes zu dienen. Die Franzosen sind sehr wählerisch zu Werke gegangen in der Auswahl dessen, was sie von Japan akzeptierten, und haben es bereits heute französisiert und wie eigenes Erbe verwaltet und ausgebaut. Die Weißen werden es in der politischen Zukunft schwer genug haben, sich der Gelben draußen zu erwehren, und daher ist es auch im übertragenen Sinne Pflicht eines jeden Geradedenkenden, den Fremden das Beste ihrer Kunst und Technik wegzunehmen, zu verarbeiten und dabei bis in die Knochen hinein deutsch und europäisch zu bleiben.

Kohlensäure assimilierende Tiere.

Von Dr. Maria Gräfin von Linden in Bonn a. Rh.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß ein hoher Gehalt der Atemluft an Kohlensäure die Lebewesen in ihrem Wohlbefinden schädigt, im allgemeinen um so erheblicher, je höher die Lebensäußerungen der Organismen sind, je rascher sich die Lebensvorgänge in ihrem Körper abspielen. Die nachteilige Wirkung der Kohlensäure tritt naturgemäß dann am meisten hervor, wenn gleichzeitig ein Mangel an Sauerstoff zu verzeichnen ist, wenn sich die Verbrennungsprozesse im Organismus, aus denen der größte Teil der Lebensenergie gewonnen wird, nicht mehr in der gewohnten Weise abspielen können. Am auffallendsten macht sich die Giftwirkung des Kohlensäuregases bei warmblütigen Tieren bemerkbar. Pettenkofer bezeichnet in ihrer Wirkung auf den Menschen Luft von nur $^1/_{10}$% Kohlensäuregehalt als schlechte Luft, in der bereits Unbehagen empfunden wird, das sich bei einem Anwachsen des Kohlensäuregehaltes auf 1% erheblich steigert. Schon in einer 10% Kohlensäure enthaltenden Atmosphäre wird das Leben ernstlich gefährdet, und bei noch höherem Prozentgehalt tritt der Tod ein unter den Erscheinungen der Betäubung. Wie energisch die betäubende Wirkung eines hohen Kohlensäuregehaltes der Atemluft ist, zeigen am besten die Kadaver, die an solchen Orten gefunden werden, wo Kohlensäure der Erde entströmt, wie z. B. in der Hundsgrotte bei Neapel, wo die in die giftige Atmosphäre vordringenden Lebewesen von dem Tod überrascht werden.

Es gibt indessen auch bei Warmblütlern Verhältnisse, unter denen das Einatmen einer an Kohlensäuregas reichen Luft nicht nur nicht schädigend wirkt, sondern dazu beiträgt, die gestörten Lebensfunktionen des Organismus wiederherzustellen. So haben neuerdings die Untersuchungen über das Wesen und die Behandlung der Bergkrankheit ergeben, daß von ihr befallene Menschen unbeschadet Luft von hohem Kohlensäuregehalt einatmen können. Es hat sich sogar gezeigt, daß die Einatmung einer kohlensäurereichen Sauerstoffmischung das Auftreten der Bergkrankheit selbst in bis auf 122 mm Quecksilberdruck verdünnter Luft verhindert, während man bisher als Grenze für das Leben mit Besinnung beim Menschen eine Verdünnung auf 280 mm = ca. 8000 m Elevation angenommen hatte. Die Ursache dieser verschiedenartigen Wirkung ist wohl darin zu suchen, daß das Blut und die Säfte des Körpers überhaupt unter dem stark herabgesetzten Barometerdruck in den Höhenlagen weniger Kohlensäure zu absorbieren vermag als unter normalen Verhältnissen. Mit der geringeren Aufnahmefähigkeit des Körpers für Kohlensäure schwindet aber gleichzeitig die Vergiftungsgefahr.

Auch bei kaltblütigen Tieren ruft ein hoher Gehalt der Atmosphäre an Kohlensäuregas Vergiftungserscheinungen hervor, wenn dieselben auch viel weniger stürmisch verlaufen wie bei den höher organisierten Warmblütlern. In kohlensäurereichem Wasser gehaltene Fische zeigen sehr bald eine Verlangsamung und schließlich das Aufhören der Herztätigkeit. Der Fisch wird scheintot, kann aber, sobald ihm frische Atemluft zugeführt wird, wieder zum Leben

erweckt werden. Der Fischlaich verliert bereits nach vierstündigem Aufenthalt in kohlensäurereichem Wasser seine Entwicklungsfähigkeit.

Nicht weniger ungünstig wie auf Wirbeltiere wirkt ein sehr großer Prozentgehalt der Atemluft an Kohlensäure auf wirbellose Tiere und auf Pflanzen. Wir beobachten dies besonders dann, wenn Tiere und Pflanzen sich lange Zeit in einer solchen Atmosphäre befinden. Es zeigt sich indessen, daß diese niederen Lebewesen gegen kleine und mittelgroße Dosen des Gases bedeutend widerstandsfähiger sind als Wirbeltiere, besonders als die Warmblütler. Ein mäßig erhöhter Gehalt an Kohlensäure in der Atmosphäre, ein Prozentgehalt, der von Säugetieren schon sehr unangenehm empfunden wird, beeinflußt sogar die Entwicklung und das Wachstum der grünen Pflanzen und, wie wir sehen werden, einer Reihe wirbelloser Lebewesen in durchaus günstiger Weise.

Bei der grünen Pflanze erklärt sich ihr Gedeihen in kohlensäurereicher Atmosphäre in einfacher Weise. Bekanntlich ist die chromophyllhaltige Pflanzenzelle befähigt, mit Hilfe der aus den Sonnenstrahlen gewonnenen Kräfte, die in ihren Organismus aufgenommene Kohlensäure in Sauerstoff und in ein kohlenstoffhaltiges Molekül zu spalten und dies letztere in Stärke überzuführen. Die Pflanze bereitet sich so aus dem auch für ihr Körperplasma giftigen Gas einen wertvollen Nahrungsstoff, der von ihr in Körpersubstanz umgesetzt wird. Eine Kohlensäurevergiftung der Pflanze kann somit nicht eintreten, so lange die Menge der von ihr absorbierten Kohlensäure die Leistungsfähigkeit ihres Stärke bildenden Apparates nicht übersteigt, und es ist begreiflich, daß durch eine mäßige Erhöhung des Kohlensäuregehaltes der umgebenden Luft eine Art Mästung, eine raschere Vermehrung der Trockensubstanz bei diesen Pflanzen erreicht werden kann. Allerdings darf die Kohlensäure nicht mehr wie 10% der Atmosphäre betragen, da bei höherem Prozentgehalt eine vollkommene Verwandlung der Kohlensäure in Stärke nicht mehr stattfindet und die giftige Wirkung des nicht verwandelten Gases die Lebenstätigkeit der Pflanze und damit auch die Leistungsfähigkeit des Chlorophyllapparates herabsetzt. Die Pflanze zeigt Vergiftungssymptome sobald die Absorption der Kohlensäure in ihren Zellen mit der Verarbeitung des Gases nicht mehr gleichen Schritt hält. Wir sehen hieraus, daß das lebende Plasma der assimilierenden Pflanze gegen die Giftwirkung der Kohlensäure durchaus nicht unempfindlich ist, daß es vielmehr durch nicht verarbeitetes Gas in derselben Weise geschädigt wird wie die Lebenssubstanz der Tiere. Wir müssen deshalb annehmen, daß die Kohlensäure alle lebende Substanz lähmend beeinflußt, daß sie die Lebenstätigkeit der Organismen herabsetzt und schließlich tötet. Wenn sich daher Lebewesen gegen das Kohlensäuregas widerstandsfähig zeigen, wenn sie sich unbeschadet in demselben aufhalten können, so ist immer darauf zu schließen, daß ihnen die Möglichkeit gegeben ist, die Giftwirkung des absorbierten Gases auszugleichen und es in ihrem Körper zu unschädlichen oder sogar nützlichen Verbindungen zu verarbeiten.

Auch eine große Anzahl niederer Tiere ist in der Lage, die Kohlensäure, die in der Luft oder in dem Wasser enthalten ist, in der für die Pflanze charakteristischen Weise zu spalten, aber allerdings nicht durch eigene Kraft, sondern wie es sich in den meisten Fällen gezeigt hat, durch die Beihilfe pflanzlicher Organismen. Viele einzellige Tiere zeigen die Fähigkeit der Kohlensäure-Assimilation, besonders die Wimperinfusorien und die Geißeltierchen, allein auch bei mehrzelligen Organismen wird dieser Vorgang beobachtet, so bei Schwämmen, Polypen, Würmern und Insektenlarven. Wie die assimilierenden Pflanzen, so zeigen auch die assimilierenden Tiere eine ausgesprochene Abhängigkeit vom Licht, sie suchen die hell beleuchteten, sonnigen Stellen auf und sterben oft schon

nach wenigen Tagen, wenn sie im Dunkeln gehalten werden. Diese mit der Fähigkeit, die Kohlensäure dem umgebenden Medium zu entreißen und in nützliche Verbindungen überzuführen, ausgerüsteten tierischen Organismen stimmen fast alle darin überein, daß sie in ihrem Körper gefärbte Einschlüsse beherbergen, die uns als grüne oder gelbe Zellen erscheinen. Die eingehende Untersuchung dieser Gebilde hat bis jetzt ergeben, daß dieselben einzellige Pflanzen, Chlorophyll- oder Chromophyll-haltige Algenzellen darstellen. Es wird angenommen, daß sich in diesen Pflanzenzellen der Assimilationsvorgang abspielt, der darin besteht, daß die von dem tierischen Organismus bei der Atmung produzierte, oder aus der Atmosphäre absorbierte Kohlensäure wie bei der höheren grünen Pflanze zerlegt und in Stärke oder stärkeähnliche Substanzen verwandelt wird. Der in dem Tier eingeschlossenen Pflanzenzelle fällt also die Aufgabe zu, den tierischen Organismus vor der Giftwirkung der Kohlensäure zu schützen und seine Verbrennungsprozesse mit dem aus der Spaltung der Kohlensäure frei werdenden Sauerstoff zu unterhalten. Diese Vergesellschaftung kann dem Tier indessen nur bei Tag d. h. solange die Energie des Lichtes den Assimilationsprozeß ermöglicht, von Nutzen sein. Im Dunkeln wird der pflanzliche Einwohner dem Tier zum Schaden, denn er verliert nun die Fähigkeit zu assimilieren, auch in der Pflanzenzelle spielt sich jetzt nur der Atmungsprozeß ab, der mit der Aufnahme von Sauerstoff und mit der Produktion von Kohlensäure verläuft. Der tierische Organismus hat nun gegen eine große Ueberlastung mit Kohlensäure anzukämpfen, und er unterliegt in diesem Kampf, wenn nicht durch Zufuhr von Lichtenergie der sistierte Assimilationsprozeß in der Pflanzenzelle aufs neue angeregt und die Entgiftung des tierischen Organismus erreicht wird. Pflanze und Tier arbeiten sich also nur bei Tag in die Hände, da tun sie es aber in so hohem Maß, daß ein in genügender Menge von Algen besiedeltes Tier der Aufnahme organischer Nahrung völlig enthoben ist, daß es sich wie die Pflanze durch Assimilation gasförmiger Substanzen erhalten kann. Verliert das mit den Algenzellen vergesellschaftete Tier seine nützlichen pflanzlichen Gäste, so ist es gezwungen, zur Aufnahme organischer Nahrung zurückzukehren.

Es ist verständlich, daß diese parasitisch lebenden Algen, die mit der Nahrung in den Körper der Tiere aufgenommen werden und sich darin ansiedeln, ja sogar im innern ihres Trägers vermehren, denselben in hohem Grade unabhängig von äußeren Ernährungsbedingungen machen, und es ist kein Zufall, daß solche Vergesellschaftungen besonders von festsitzenden und flottierenden Tieren geschlossen werden, die nicht mehr imstande sind, aktiv nach Nahrung zu suchen. Es kann auch nicht wunder nehmen, daß solche mit Algen symbiotisch lebenden Tiere in kohlensäurereicher Umgebung zu leben vermögen und dabei üppig gedeihen, denn es ist hier dieselbe Möglichkeit zur Verarbeitung des Gases gegeben wie bei der Pflanze, da ja der pflanzliche Organismus den Assimilationsprozeß im innern des Tieres vollzieht.

Die assimilierenden Algenzellen können indessen auch dem Tiere von Nutzen sein und dasselbe vor Kohlensäurevergiftung schützen, wenn sie sich auf seiner Außenseite festsetzen. Es ist in neuester Zeit ein Fall beobachtet worden, wo Libellenlarven in dieser Weise von Algen besiedelt waren und durch ihren pelzartigen Pflanzenüberzug in den Stand gesetzt wurden, auch einen hohen Gehalt des Wassers an Kohlensäure zu ertragen.

Es besteht bei den mit Algen vergesellschafteten Tieren ein ganz ähnliches Verhältnis wie bei den Flechten, wo bekanntlich die mit einem Pilz verbundene Algenzelle diesen mit organischer Nahrung versorgt, und selbst wieder von

seite des Pilzes die aus seinem Atmungsprozeß stammende Kohlensäure empfängt, um sie in organische Substanz zu verwandeln. Auch die mineralischen Bestandteile des Pilzorganismus, sowie der Wasserreichtum seiner Gewebe kommen der mit ihm vergesellschafteten assimilierenden Algenzelle zu gut. Dem Pilz im Flechtenkörper, der selbst nicht Kohlensäure zu assimilieren vermag, bietet das Zusammenleben mit den Algen dieselben Vorteile wie den niederen Tieren, die die Tätigkeit der von ihnen beherbergten pflanzlichen Gäste der Notwendigkeit organischer Nahrungsaufnahme überhebt.

Wir sehen aus dem Vorhergehenden, daß es eine große Reihe von Tieren gibt, die in der Lage sind, Kohlensäure zu verwerten und deren Lebenstätigkeit deshalb durch einen längeren Aufenthalt in kohlensäurereicher Atmosphäre ebenso wenig gefährdet ist, wie die Lebenstätigkeit der assimilierenden Pflanze. Wir haben aber auch hervorgehoben, daß diese Fähigkeit, Kohlensäure zu spalten, sich hier nicht in der tierischen Zelle vollzieht, sondern in der Pflanzenzelle, die in dem tierischen Organismus schmarotzt. Gibt es nun auch Lebewesen tierischer Art, die aus sich selbst imstande sind, der Atmosphäre die Kohlensäure zu entreißen und die Assimilation des Kohlenstoffes zu organischer Substanz zu vollziehen? Gibt es wirklich assimilierende Tiere, oder bedarf es bei diesem wichtigen Vorgang immer der Intervention pflanzlicher Organismen?

Obwohl die Erfahrungen, die in dieser Richtung gemacht wurden, noch wenig zahlreich sind, so lassen dieselben doch darauf schließen, daß die Assimilation und die Verwertung der Kohlensäure ein Lebensprozeß ist, der sich nicht ausschließlich in der chlorophyll- oder chromophyllhaltigen Pflanze abspielt. Schon die Entdeckung, daß verschiedene Bakterienarten sich den Kohlenstoff der Luft in gleicher Weise nutzbar zu machen vermögen wie die Pflanzen, hat die von der Wissenschaft bis dahin aufrecht erhaltene Anschauung, daß nur die chlorophyllhaltige Pflanze Kohlensäure zu assimilieren vermöge, durchbrochen. Fast gleichzeitig wurden aber auch assimilierende Tiere entdeckt, einzellige Organismen, die einen chlorophyllähnlichen Farbstoff enthalten und die imstande waren, die ihnen zugeführte Kohlensäure nach Pflanzenart in Sauerstoff und in ein kohlenstoffhaltiges Molekül zu spalten. Die Entdecker dieser biologisch hochwichtigen Tatsache sind van Tieghem und Engelmann. Van Tieghem fand im Hafen von Roscoff ein grün gefärbtes Geißeltierchen — Dimystax Perrieri — das im Licht Kohlensäure zu zerlegen vermochte, und Engelmann in Berlin entdeckte kurz darauf ein zu den Wimperinfusorien gehörendes Glockentierchen (Vorticella), dessen Körperplasma durch ein dem Chlorophyll sehr ähnliches Pigment grün gefärbt war, und er verfolgte, wie das Glockentierchen im Licht Sauerstoff abgab und im Dunkeln in der Abscheidung innehielt, also wie die Pflanze mit Hilfe von Lichtenergie die Spaltung der Kohlensäure ausführen konnte. Die assimilatorische Leistung des Glockentierchens schien allerdings quantitativ geringer wie diejenige einzelliger Tiere, die mit Algen vergesellschaftet sind, wohl deshalb, weil auch das nach der Meinung Engelmanns bei der Assimilation das Chlorophyll der Pflanze ersetzende grüne Pigment geringer konzentriert war, als im Chlorophyllkorn der Algenzellen. Wie wir es bei den Pflanzen beobachten, so steigerte sich die Assimilationsenergie des Glockentierchens im roten Teil des Spektrums auf ihren Höhepunkt, und es wurde damit bewiesen, daß die Zerlegung der Kohlensäure und damit die Entgiftung des Glockentierchens sich mit Beihilfe derselben Strahlengattung, derselben Kräfte vollzieht, wie in der grünen Pflanze.

Weitere Untersuchungen über den Atmungsstoffwechsel wirbelloser Tiere haben gezeigt, daß eine Aufspeicherung und Verwertung von Kohlensäure im

tierischen Organismus durchaus nicht auf die niedersten Lebwesen beschränkt bleibt. Eine Verwertung des Gases tritt, wie aus den mitgeteilten Tatsachen hervorgeht, vorzüglich dann ein, wenn die betreffenden Organismen sich in einer Umgebung befinden, die relativ reichhaltig an Kohlensäure ist. Es ist dies begreiflich, weil bei größerem Konzentrationsgrad des Gases im umgebenden Medium die Aufnahmebedingungen der Kohlensäure in den Körper des Tieres günstigere sind, da unter diesen Umständen die physikalische Absorption das mechanische Eindringen des Gases in die Körpersäfte wesentlich erleichtert. Die mit Kohlensäure geschwängerten Körpergewebe werden unter solchen Bedingungen entweder an Kohlensäurevergiftung zugrunde gehen, oder das absorbierte Gas in Verbindungen überführen, die unschädlich sind. Es finden sich außer diesen äußeren Bedingungen, die die Kohlensäureabsorption unterstützen auch in dem physiologischen Zustand, in der Disposition des Organismus gelegene Momente, von denen die Verarbeitung der Kohlensäure abhängig ist. In dieser Weise wirken z. B. alle Zustände, die eine Abgabe der in den Körper aufgenommenen oder in ihm als Produkt der Verbrennungsprozesse entstandenen Kohlensäure verhindern. Ein französischer Forscher Dubois fand, daß z. B. bei winterschlafenden und in der Metamorphose begriffenen Tieren eine verminderte Kohlensäureabgabe beobachtet wird.

Das Kohlensäuregas kann in dem tierischen Organismus auf zweifache Weise Verwendung finden, einmal indem es zu der Bildung anorganischer Verbindungen Veranlassung gibt und die Entstehung von Karbonaten, wie sie bei niederen Pflanzen und Tieren in den Kalkpanzern und Kalkschalen, bei höheren Tieren in dem Knochengerüst enthalten sind, begünstigt, andererseits kann es wie im Körper der Chromophyll führenden Pflanze die Entstehung organischer Substanzen bedingen, indem aus ihm kohlenstoffhaltiges Nährmaterial aufgebaut und in Körpersubstanz verwandelt wird. Während im ersteren Fall der aus Luft, Wasser oder aus den Verbrennungsprozessen des Körpers stammende Kohlenstoff als totes Baumaterial als kohlen- oder phosphorsaurer Kalk zur Abscheidung gelangt, wird er in letzterem Fall organisiert d. h. in lebendige Materie verwandelt.

Die Entstehung der Kalkbildungen, die das Skelett im Wasser lebender Tiere, der Schwämme, der Korallen, der Stachelhäuter, der Mullusken und der Krebse ausmachen, ist den neueren Forschungen nach so zu erklären, daß die Kalksalze des Wassers vermutlich das Calciumsulfat mit der aus den Verbrennungsprozessen im Organismus stammenden an die Alkalisalze des Blutes gebundenen Kohlensäure eine Umsetzung eingehen, bei der kohlensaurer Kalk zur Abscheidung gelangt. Durch diesen Kalkschalenbildungs-Prozeß wird die im Organismus entstandene, oder von außen aufgenommene Kohlensäure in eine feste Verbindung verwandelt, die dem Schalenträger unentbehrlich ist.

Für einzelne im Meer lebenden Krabbenarten ist von einem französischen Forscher Bohn der Nachweis erbracht worden, daß diese Tiere zurzeit ihres Panzerbaues geradezu einen Hunger nach Kohlensäure an den Tag legen und nicht nur die bei der Atmung entstehende Kohlensäure zum Aufbau ihres neuen Kalkpanzers aufbrauchen, sondern auch das im Wasser enthaltene Gas begierig an sich reißen und jedenfalls teilweise in Panzersubstanz umsetzen. Die Krabbenarten, bei denen dieser Verbrauch von Kohlensäure besonders hervortritt, leben in größeren Meerestiefen und namentlich in Felslöchern, in denen eine Anhäufung des Gases leicht entstehen kann, weil dort das Wasser wenig bewegt und den Sonnenstrahlen nicht zugänglich ist. Wo aber Lichtenergie fehlt, ist auch durch die Vegetation keine Reinigung des Wassers von

Kohlensäure zu erreichen und der Aufenthalt für der Kohlensäure bedürftige Tiere sehr geeignet. Bei den littoralen Krabben, die in einer an Kohlensäure weniger reichen Umgebung leben, wird ebenfalls die Beobachtung gemacht, daß von der eingeatmeten Sauerstoffmenge nur ein ganz kleiner Teil als Kohlensäure den Körper verläßt und daß der Rest in anderer Weise wahrscheinlich bei der Bildung von Kalkkarbonat Verwendung findet, denn bei allen diesen Krebsen ist die Aufnahmefähigkeit für Kohlensäure zur Zeit der Häutung am größten. Aus diesem Grund pflegen sich die Krebse, wenn sie ihre Haut abwerfen und einen neuen Panzer bilden, an Oertlichkeiten zu begeben, die einen höheren Gehalt an Kohlensäure aufweisen.

Auch bei andern Tieren wird beobachtet, daß nicht immer die große Menge des eingeatmeten Sauerstoffs in Form von Kohlensäure den Körper verläßt, es wird sogar sehr häufig weniger Kohlensäure abgegeben als Sauerstoff eingenommen, es wird also entweder der fehlende Teil in Form von Sauerstoff oder in Form von Kohlensäure in den Geweben aufgespeichert. Diese Aufspeicherung von Sauerstoff in den Geweben kann so gedacht werden, daß aus sauerstoffärmeren Verbindungen sauerstoffreiches Material gebildet wird, wie es z. B. der Fall ist, wenn im Körper eine Verwandlung von Fett in Kohlehydrat (Zucker, Glycogen) stattfindet.

In sehr vielen Fällen, in denen bis jetzt ein sehr niederer respiratorischer Quotient, d. h. das angedeutete Mißverhältnis zwischen Kohlensäureabgabe und Sauerstoffaufnahme beobachtet worden ist, hat das Experiment gezeigt, daß es sich nicht um Sauerstoffspeicherung, sondern um eine Anhäufung von Kohlensäure handelte. So wurde z. B. für das winterschlafende Murmeltier, das, trotzdem es keine Nahrung aufnimmt, während seines lethargischen Zustandes schwerer wird, von Dubois nachgewiesen, daß diese Gewichtszunahme auf eine Anhäufung von Kohlensäure im Blut und den Geweben des schlafenden Tieres zurückzuführen ist. Dasselbe gilt für winterschlafende Schnecken, auch deren Organe enthalten im schlafenden Zustand ungefähr dreimal mehr Kohlensäure als im wachen. Noch weit überraschendere Ergebnisse dieser Art finden sich indessen bei Schmetterlingspuppen, wenn wir deren Verhalten zur Kohlensäure studieren. Alle Forscher, die den Stoffwechsel von Schmetterlingspuppen, namentlich den des Seidenspinners untersucht haben, sind sich darin einig, daß bald nach der Verpuppung eine Periode einsetzt, in der von der Puppe wohl Sauerstoff eingeatmet wird, aber nur eine ganz minimale Abscheidung von Kohlensäure stattfindet. Bei den überwinternden Puppen vom Segelfalter fand ich, daß der respiratorische Quotient sogar zeitweise Null war, mit anderen Worten, daß überhaupt keine Kohlensäure ausgeatmet wurde. Auch hier erhebt sich natürlich die Frage, ob im Puppenkörper der aufgenommene Sauerstoff zu Oxydationszwecken Verwendung findet, die ohne Bildung von Kohlensäure, ohne Substanzzerfall verlaufen, oder ob die bei der Atmung entstandene Kohlensäure im Organismus angehäuft, d. h. in irgend einer Weise festgehalten wird. Chemische Untersuchungen der Puppengewebe, die zu verschiedenen Zeiten der Metamorphose angestellt worden sind, ergaben, daß tatsächlich in der Zeit der geringen Kohlensäureausgabe eine Bildung von Glycogen, einer sauerstoffreichen Substanz und eine Abnahme des sauerstoffärmeren Fettes zu beobachten war. Es konnte also der Sauerstoff bei der Umwandlung des Fettes in Glycogen verwendet worden sein. Wenn wir indessen die entstandenen Glycogen-Mengen mit den verschwundenen Fettmengen vergleichen, so ergibt sich, wenigstens auf Grund der in den Untersuchungen von Vaney und Maignon angegebenen Zahlen, daß der verschwundene Fettvorrat bei weitem

nicht ausreicht, um die entstandene Kohlenhydratmenge, Glycogen und Zucker, aufzuwiegen. Der in dem entstandenen Glycogen und Zucker enthaltene Kohlenstoff übertrifft den der aufgebrauchten Fettsubstanzen erheblich. Daraus wäre zu schließen, daß die entstandenen Kohlenhydrate im Puppenkörper jedenfalls nicht ausschließlich auf eine Verwandlung des Fettes zurückzuführen sind, daß sie ihren Kohlenstoff auch noch aus anderen Quellen beziehen. Sollten die Puppen etwa in der Lage sein, die in ihrem Körper bei der Atmung entstehende Kohlensäure wie die winterschlafenden Tiere aufzuspeichern und gleich den Pflanzen bei der Bildung von Kohlenhydraten wieder zu verwerten?

Die im folgenden mitgeteilten Untersuchungsergebnisse machen eine solche Annahme zur Wahrscheinlichkeit. Ich experimentierte mit den Puppen verschiedener Tagfalter, namentlich des kleinen Fuchses und des Tagpfauenauges und suchte festzustellen, welche Einwirkung der Aufenthalt in kohlensäurereicher Atmosphäre auf die Entwicklung und auf die Gestaltung des Falters, seiner Färbung und Zeichnung haben würde. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß die Puppen gegen die Giftwirkung der Kohlensäure sehr unempfindlich sind, daß sie sich nach 36stündigem Aufenthalt in reiner Kohlensäure zu lebenskräftigen, wenn auch in ihrer Zeichnung und Färbung veränderten Faltern entwickelten. Es traten namentlich, wenn die Kohlensäure in den ersten 24 Stunden des Puppenlebens einwirkte, Verschiebungen in der Flügelzeichnung auf, die denen ähnlich waren, die durch die Einwirkung sehr hoher oder sehr tiefer Temperaturen auf die junge Puppe erzielt werden. Die Widerstandskraft der Puppen gegen Kohlensäure war nicht immer gleich groß; Puppen in den ersten Stunden nach ihrer Verwandlung und kurz vor ihrer Metamorphose zum Falter wurden leichter geschädigt als solche, die mitten in ihrer Entwicklung standen.

Noch interessanter war das Ergebnis einer Reihe systematisch durchgeführter Untersuchungen über den Atmungs-Gaswechsel von Schmetterlingspuppen in kohlensäurereicher Atmosphäre. Es zeigte sich nämlich, daß die Schmetterlingspuppen ebenso wie die im Vorhergehenden erwähnten Meereskrabben die Fähigkeit besitzen, Kohlensäure in ihren Organismus aufzunehmen und allem Anschein nach in ungiftige Verbindungen überzuführen. Besonders gut läßt sich diese Eigentümlichkeit bei solchen Schmetterlingen beobachten, deren Puppen überwintern. Die besten Ergebnisse erhielt ich mit den Puppen des Segelfalters, da dieselben gegen Erschütterung und gegen Benetzung sehr unempfindlich sind.

Unter normalen Bedingungen beobachtet, zeichnen sich die Segelfalterpuppen dadurch aus, daß sie einen sehr niederen respiratorischen Quotient besitzen, daß sie in atmosphärischer Luft im Maximum kaum die Hälfte des aufgenommenen Sauerstoffs als Kohlensäure abgeben, daß aber sehr häufig, namentlich bei Tag überhaupt keine Kohlensäure zur Abscheidung kommt.

Außerdem wurde bei allen Puppen, die zu den Experimenten verwendet worden waren, beobachtet, daß die bei Tag abgegebene Kohlensäuremenge stets kleiner war als diejenige, die in gleicher Zeit bei Nacht ausgeschieden wurde. Es war also anzunehmen, daß der Puppenkörper unter dem Einfluß des Tageslichts noch mehr zur Kohlensäurespeicherung neigt als im Dunkeln.

Noch viel auffallender war indessen der Gaswechsel der Puppen, wenn der Atemluft Kohlensäure zugesetzt wurde. Die Puppen nahmen dann aus der sie umgebenden Luft, wie die Meereskrabben aus dem Wasser, Kohlensäure in wechselnder Menge auf. Diese Kohlensäureabsorption, welche durch eine große Versuchsreihe außer Zweifel gesetzt ist, steht in ausgesprochener Abhängigkeit von der Beleuchtung. Bei heller Tagesbeleuchtung wird am meisten Kohlensäure aufgenommen, während bei Nacht Kohlensäureabgabe die Regel ist. Die Puppen verhalten sich also in dieser Beziehung wie die Pflanzen

und zwar nicht nur was den Einfluß der Quantität, sondern auch was die Wirkung der Qualität des Lichtes betrifft. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Pflanze unter roter Beleuchtung mehr Kohlensäure zu verarbeiten vermag als unter blauer, dasselbe gilt für die Segelfalterpuppen, auch bei ihnen ist die Kohlensäureabsorption unter rotem Licht größer als unter blauem. Die blauen Lichtstrahlen wirken auf beide Organismen, auf Pflanze und Puppe wie Dunkelheit. Es war indessen bei den Schmetterlingspuppen nicht nur eine Aufnahme des Kohlensäuregases festzustellen, es ergaben sich auch Anhaltspunkte dafür, daß im Puppenorganismus eine Spaltung der Kohlensäure stattfindet. In einer größeren Reihe von Versuchen, die in den Monaten März und April bei heller Beleuchtung vorgenommen worden sind, wurde von den Puppen wie von der Pflanze, die mir als Kontrollobjekt diente, Sauerstoff ausgeschieden. Auch die Schmetterlingspuppe scheint demnach die aufgenommene Kohlensäure in ähnlicher Weise zu zerlegen wie die Pflanze und aus ihr ein kohlenstoffhaltiges Molekül und Sauerstoff zu bereiten. Diese Spaltung wird natürlich nur in den Fällen zu beobachten sein, wo die Puppe den abgespaltenen Sauerstoff für Oxydationszwecke nicht gebraucht, wo ein Ueberschuß vorhanden ist, der in die Außenluft abgegeben werden kann.

Außer der Aufnahme von Kohlensäure beobachtete ich bei den in kohlensäurereicher Atmosphäre gehaltenen Puppen regelmäßig auch eine Absorption von Stickstoff. In kohlensäurereicher Luft verhalten sich somit Schmetterlingspuppen genau wie stickstoffsammelnde Pflanzen, sie nehmen aus der Atmosphäre das Material auf, das sie zur Erhaltung ihres Lebens benötigen. Dem entsprechend konnte auch bei den zu dem Experiment verwendeten Schmetterlingspuppen eine stetige Zunahme ihres Körpergewichtes beobachtet werden, eine Tatsache, die dem normalen Verhalten der Puppen vollkommen widerspricht. Die Puppen der Schmetterlinge nehmen, wenn sie in Zimmerluft gehalten werden, stetig an ihrem Körpergewicht ab, auch wenn sie sich in einer mit Feuchtigkeit gesättigten Atmosphäre befinden. Diese Gewichtsabnahme ist damit zu erklären, daß die Puppen leben, daß sie atmen und fortgesetzt Substanz verbrauchen, um die Funktionen ihres in der Metamorphose befindlichen Organismus aufrecht zu erhalten, weil sie nicht in der Lage sind, Nahrung zu sich zu nehmen und den erlittenen Verlust zu ersetzen. Die Gewichtsverluste der Schmetterlingspuppen sind unter normalen Verhältnissen recht bedeutende, sie können bis zur Hälfte des Körpergewichtes betragen. Alle Einflüsse, die Stoffwechsel steigernd, wirken oder eine größere Wasserabgabe der Puppe bedingen, erhöhen auch die Gewichtsabnahme. So sehen wir sowohl am Anfang wie am Ende der Puppenruhe zu der Zeit, wo die Raupengewebe zerfallen und die Organe des Falters aufgebaut werden, das Körpergewicht am schnellsten sinken. Die Gewichtsabnahme läßt sich dadurch noch beschleunigen, daß wir die Puppen in einen trockenen Luftraum verbringen. Dasselbe geschieht, wenn eingesponnene Puppen ihrem den Körper vor der Verdunstung schützenden Kokon entnommen werden, oder wenn sie sich während ihrer Verwandlung in höher temperierten Räumen aufhalten und dadurch zu regeren Lebensprozessen und zu schnellerer Wasserabgabe angeregt werden. Das ist notwendig, weil jede Lebensäußerung mit einem Aufwand von Energie verbunden ist und einen um so höheren Verbrauch von Körpersubstanz nach sich zieht, je größer die physiologische Leistung des Puppenorganismus ist. Dieser Verlust an Körpermaterial kommt in der Gewichtsabnahme der Puppe zum Ausdruck, da sie nicht im stande ist, die Ausgaben des Körpers durch Aufnahme organischer Nährstoffe zu decken. Wenn sich nun die Puppen in feuchter, kohlensäurereicher Luft befinden, so nehmen sie, wie schon erwähnt, nicht nur

nicht an Gewicht ab, sondern sie werden beträchtlich schwerer. Diese Beobachtung berechtigt an sich zu dem Schlusse, daß unter den bezeichneten Umständen ein Ersatz der verbrauchten Körpersubstanz stattfinden muß. Die Zunahmen des Körpergewichtes sind durchschnittlich recht bedeutende. So nahmen die Puppen des Wolfmilchschwärmers in annähernd 8 Wochen in einer Atmosphäre, die 8—10 % Kohlensäure enthielt, um 8 % an Gewicht zu, während die zur Kontrolle des Versuches in feuchter atmosphärischer Luft gehaltenen Puppen in derselben Zeit, um etwas mehr als 6 % leichter geworden waren. Die Puppen hatten somit unter dem Einfluß der Kohlensäureatmung, wenn angenommen wird, daß bei beiden Reihen die Lebensprozesse gleich rege verliefen, 8 + 6 % = 14 % Körpermasse gebildet, und zwar ausschließlich durch die Aufnahme von Wasser und von gasförmigen Stoffen. Auch bei den Puppen des Segelfalters ergaben sich durchschnittlich Unterschiede von 15 %, bei den Puppen der Hylophila prasinana sogar solche von 18 %. In allen Versuchen waren also die Puppen ganz entgegen ihrem normalen Verhalten durch den Aufenthalt in der mit Kohlensäure geschwängerten Luft erheblich schwerer geworden und die Ergebnisse der gasanalytischen Untersuchung weisen darauf hin, daß die Gewichtszunahme zum Teil jedenfalls durch die Bereicherung des Puppenkörpers an Kohlenstoff, Sauerstoff und Stickstoff zu erklären ist. Dieses Ergebnis der Gasanalyse bestätige sich auch bei der Elementaranalyse der Puppenkörper. Die in kohlensäurereicher Luft gehaltenen Puppen hatten, verglichen mit den in atmosphärischer Luft befindlichen Kontrolltieren, sowohl einen größeren Trockensubstanzgehalt wie einen größeren Wassergehalt aufzuweisen. Wasser und Trockensubstanz hatten im Verhältnis von 3 zu 1 zugenommen, d. h. es kamen auf 3 Teile Wasserzunahme eine Bereicherung von einem Teil Trockensubstanz. Im einzelnen ergab es sich, daß der Puppenkörper der in Kohlensäurereicher Luft gehaltenen Tiere hauptsächlich kohlenstoffreicher geworden war, daß aber auch ein Zuwachs des Stickstoff-, Wasserstoff- und des Sauerstoffgehaltes stattgefunden hatte. Die Elementaranalyse der Puppenkörper bestätigt somit den Befund der gasanalytischen Untersuchungen und erklärt, weshalb Puppen, die einen großen Teil ihrer Entwicklungszeit in kohlensäurereicher Luft verbringen, wie Pflanzen an Gewicht zunehmen. Die Puppen hatten, wie die grünen Pflanzen oder wie die mit Pflanzen vergesellschaftet lebenden wirbellosen Tiere oder endlich wie die kohlensäurespaltenden Infusorien den Kohlenstoff der Luft entrissen und sich daraus organische Substanz bereitet. Auf diese Weise entzogen sie sich der giftigen Wirkung des Kohlensäuregases und waren imstande, den hohen Prozentgehalt an Kohlensäure in der Atemluft nicht nur auszuhalten, sondern sich denselben zu Nutze zu machen. Wie weit sich diese Assimilationstätigkeit der Schmetterlingspuppen unter natürlichen Verhältnissen Geltung verschafft und z. B. die Fähigkeit einzelner Arten, Jahre lang eingegraben in dem an Kohlensäure reichen Erdboden im Puppenzustand zu beharren, beeinflußt, bleibt noch zu ergründen. Jedenfalls ist es von allgemeinem Interesse, aus diesen Untersuchungen zu ersehen, wie groß die physiologische Anpassungsfähigkeit des tierischen Organismus ist, wie er unter bestimmten Umständen, sobald die Notwendigkeit an ihn herantritt, Tätigkeiten entfaltet, die ihm wie die Ernährung durch gasförmige anorganische Substanzen nicht zuzukommen scheinen. Die Assimilation gasförmiger Substanzen galt bisher als ein Vorrecht der grünen Pflanze, aus diesen Ausführungen geht indessen hervor, daß es auch Tiere gibt, die, wie wir sehen, wenigstens zeitweise gleich der Pflanze von Luft leben können.

Der ästhetische Mensch und die Politik.

Von Friedrich Naumann.

Die Politik erscheint dem ästhetischen Menschen als etwas zwar notwendiges, aber uninteressantes, als eine Tätigkeit, die man geschehen läßt, ohne sich an ihr persönlich zu beteiligen. Wozu soll ich mich mit Politik befassen, wenn sie doch auch ohne mich ihren Gang geht und wenn ich Dinge gefunden habe, die meiner Seele behaglicher sind als die Fragen des Staatslebens?

Es steht nicht so, als ob der ästhetische Mensch den vernünftigen Zweck der Politik überhaupt in Abrede stellt. So blind ist er gewöhnlich nicht: Er weiß, daß die Menschheit eine Herde von Räubern sein würde, wenn es keine Herrscher, Gesetze und Gefängnisse gäbe, und hat eine Ahnung davon, daß Herrschaft und Gesetz wandelbare Dinge sind, die in jedem Menschenalter neu erobert werden müssen, aber in ihm spricht nichts dafür, sich selber an der Umwandlung von Herrschaft und Gesetz zu beteiligen. Das ist für ihn eine „technische Frage", etwa so wie er auch die Kanalisation oder die Gasversorgung für nötig hält, ohne sich in ihre Einzelheiten zu vertiefen. Er zahlt seine Steuern und erwartet dafür, regiert zu werden. Dafür aber wird er ohne besondere Absicht von selbst ein Helfer der Macht von gestern und ein Hemmnis der Macht von morgen, denn jeder, der den Staat grundsätzlich anerkennt, seiner Gestaltung aber interesselos gegenübersteht, ist ein Hilfsmittel derer, die von sich sagen: wir sind jetzt der Staat! In diesem Sinne ist die bloß ästhetische Grundstimmung des Lebens ein politischer Faktor zugunsten überlebter Einrichtungen.

Der ästhetische Mensch weiß, daß es politische Beamte gibt, und auch sonst noch Leute, denen es Vergnügen macht, sich mit Gesetzgebung und Verwaltung zu befassen. Mögen diese ihre Sache gut oder schlecht machen, er lebt in anderen Welten! Für ihn ist es gleichgültig, ob der Reichskanzler eine Krisis gut übersteht oder nicht, denn irgend ein Kanzler wird sich schließlich immer finden, und der ästhetische Mensch verzichtet von vornherein darauf, den neuen Kanzler für besser zu halten als den alten. Er wacht einen Augenblick auf, wenn Staatsgelder für Kunstzwecke falsch oder richtig verwendet werden, aber selbst dieses Erwachen ist nur vorübergehend, da er nicht fühlt, daß er selbst ein Stück des größten Auftraggebers, des Staates, sein kann, wenn er will.

Wißt ihr, was ein Pietist ist? Es ist ein Mensch von religiöser Begabung, der für die Organisation des Volkes im ganzen keinen Sinn hat,

dafür aber desto mehr Sinn für den Inhalt der einzelnen Seelen. Er beobachtet sich und seine Empfindungen und bessert sich und seine Mitmenschen rein individualistisch. In gewissem Sinne ist seine Religion viel verfeinerter als die Religion der Kirche oder als der Glaube der Masse und wer nur auf Verfeinerungserscheinungen gestimmt ist, wird in den edleren und gebildeteren Pietisten geradezu die Blüte der Religiosität erblicken. Wer aber auf das Volk im ganzen sieht, hält den Pietisten für eine Art durchgeistigten Egoisten, mag er auch noch so entsagungsvoll auftreten, weil er eben keine Gesinnung für das Durchschnittsleben und den Volksgeist im ganzen mitbringt. Diese Pietisten sind die geistigen Vorväter der ästhetischen Menschen von heute, unsre weltlich gewordenen „schönen Seelen" und man wird die letzteren umso besser begreifen, je besser man die ersteren verstanden hat.

Wie entsteht Pietismus? Er ist ein psychologisch sehr interessanter Schmelzungsprozeß: vor ihm steht der Kirchenglaube und hinter ihm steht ein blasser braver Rationalismus. Ich bezeichne keineswegs allen Rationalismus als blaß und brav, aber derjenige Zustand, der in einer Seele übrig bleibt, wenn in ihr der Pietismus alt geworden ist, gehört wirklich zu den mattesten Menschenerscheinungen. Im Pietismus zerschmilzt alles feste, organisatorische und volkstümliche und es bleibt nur ein erhöhtes Gefühl persönlicher Wärme und Wichtigkeit übrig. Indem der einzelne sich isoliert, verliert er nicht nur den volkstümlichen Hintergrund aus den Augen, sondern auch alles geschichtliche Verständnis für sein eigenes Wesen. Er pflegt Gefühle, die aus dem Volksbewußtsein oder dem Kirchenbekenntnis stammen, die er aber nun ohne ihren Untergrund für sich allein weiterführen will, als seien sie Wesen für sich und zwar höchst lebendige und wertvolle Wesen. Eine Zeitlang geht das ganz gut, denn die von ihm verachtete Vergangenheit wirkt helfend nach, dann aber tritt Abmattung ein: man kann nicht Glaubensgefühle festhalten ohne Glauben. Mit anderen Worten: Die Isolierung endigt in Verkümmerung und Dürftigkeit. Das ist das Erlebnis der merkwürdigen Epoche von 1700 bis 1780, ein Erlebnis, das sich im kleinen stets wiederholt.

Ungefähr so wie der Pietismus über ein früheres Zeitalter unseres Volks kam, legt sich heute eine ästhetische Lebensstimmung über viele Kreise. Auch sie besteht in einer Verflüchtigung aller festen Begriffe und zwar sind es hier die Begriffe vom Staat und von der Volkswirtschaft. Aus staatlichem und wirtschaftlichem Denken heraus, aus konstruktivem Denken ist die neue deutsche Entwicklung geboren und indem sie wuchs, erzeugte sie begleitende Gefühle von der Schönheit einer gesteigerten Lebensführung. Nun aber erscheint ein Geschlecht, das diese Gefühle als Werte an sich pflegen will und den Hintergrund verwirft, auf dem sie erwuchsen, ein Geschlecht von Lebensindividualisten. Oft sind es sehr feine Menschen und der einzelne von ihnen kann eine Erquickung sein, aber als Geschlecht im ganzen sind sie zu unfruchtbar und ihre Gefühle verflachen sich in dem Maße als der konstruktive Hintergrund verschwindet.

Es soll zugegeben werden, daß es immer etwas mißliches hat, zwei zeitlich und sachlich auseinanderliegende Seelenzustände in der Weise zu vergleichen, wie wir es eben getan haben. Der Vergleich paßt nicht in jeder Hinsicht, aber vielleicht hilft er doch dazu, das Wesentliche an der modernen Zeitstimmung herauszuarbeiten. Ein bloßer Aesthetiker ist eine organisationslose Seele gegenüber der Volkswirtschaft und dem Staat.

Es gibt einen pietistischen Hochmut, der sich beim ästhetischen Individualisten wiederfindet, ein Erhabenheitsbewußtsein über „die Welt". Zur Welt gehören dann alle Menschen, welche etwas herstellen, was nicht unmittelbar als schön empfunden wird, also beispielsweise die meisten Fabrikanten, Angestellten, Arbeiter, die Bauern, Polizeibeamten, Eisenbahnbeamten, und der ganze Regierungsapparat. Diese Art von Leuten ignoriert man einfach, denn sie schaffen ja keine „ästhetischen Werte". Ein Graveur, der etwas kann, ein Färber, der etwas versteht, ein Architekt, der einen guten Zeichenstift führt, ein Musiker, der die Anatomie der Töne bereichert, das sind Menschen von Wichtigkeit, aber Gesetzeswächter, Soldaten und Zeitungsschreiber — wozu läßt Gott diese Sorte überhaupt existieren?!

Von den ästhetischen Individualisten, die wir eben im Auge haben, gilt, daß sie sich reich und erhaben dünken und sind arm und eng. Sie verkleinern die Welt. Das ist unschädlich, so lange es nur Stimmung einer kleinen Gruppe von künstlerischen Konsumenten ist, aber leider handelt es sich heute um mehr. Der Geist der deutschen Bildung ist in Gefahr, sich ästhetisch zu verengen. Wie groß waren Kant oder Fichte oder Hegel gegenüber denen, die nichts erleben als Töne oder Formen! Wie viel stärker war das staatsschaffende Zeitalter von 1840 bis 1880 gegenüber dieser zarten Modernität!

Die bloßen Aesthetiker kultivieren in erster Linie die Elementarbestandteile der Menschheitsseele. Sie tun das mit Fleiß, Geschick und oft mit Glück, aber jede Psychologie sagt uns, daß mit bloßer Verfeinerung der Sinneswahrnehmungen noch nicht die ganze Seele emporgehoben wird. Früher wurde der umgekehrte Fehler gemacht; es wurden die Sinneswahrnehmungen vernachlässigt und nur die soziale Tugend gelehrt (Religion, Moral, Politik). Das Ergebnis davon waren Menschen mit Ideen, aber ohne Geschmack und ohne praktisches Können. Jetzt aber verfallen wir in eine Verachtung der gesellschaftsbildenden Kräfte und Ideen, die beängstigend ist für jeden, der von Bau und Natur des Volkstums etwas versteht.

Auch die Politik ist eine Kunst, wie denn überhaupt jede starke und verantwortungsvolle Tätigkeit zur Kunst werden muß, wenn sie etwas leisten soll. Auch die Leitung eines wirtschaftlichen Syndikates oder die Begründung einer Hochofenanlage verlangt künstlerische Qualitäten, und es ist sehr zweifelhaft, ob sich die stärksten künstlerischen Begabungen heute in Deutschland in dem engeren Bereiche der „Kunst" finden. Die schöpferischen, gestaltenden Köpfe gehen vielfach in die Industrie. Der bloße Aesthetiker aber hat für den Rhythmus und die Kraft der betriebsschaffenden Könner keinerlei

inneren Sinn, weil er nicht vom Leben selbst gelernt hat, sondern aus schöngeistigen Handbüchern. Ein Organisationsstatut ist aber künstlerisch betrachtet oft wertvoller als ein Bauplan, ja der Bauplan ist oft nur ein Teilgedanke eines Organisationsentwurfes, in dem die Gebäude Hilfsbestandteile sind. Der Schöpfer einer Bahnhofsanlage ist nicht der Mann, der die Empfangshalle entwirft, sondern der Mann, der die Geleise verteilt und den Platz bezeichnet, auf dem die Empfangshalle stehen soll. Für die Größe dieses Mannes hat der bloße Aesthetiker aber keinen Sinn. Das geht über seinen Horizont, denn das erfordert Organisationsbegriff.

Wenn der bloße Aesthetiker einen Staatsmann betrachtet, so besieht er sich fast nur seine Fassade. Bei Bismarck sieht er die Kraftnatur, den Wurf des Lebens, den Glanz der Routine, er hört seine Spracheigenart und unterwirft sich dem Eindruck, daß hier ein Mensch ist, von dem nebenbei auch noch ein Dutzend Künstler sich satt essen können, aber was nun eigentlich diesen Giganten hat wachsen lassen, davon hat er keine Ahnung, denn Politik sieht er ja als Technik an, von der man nichts zu verstehen braucht. Er verehrt Bismarck, es fällt ihm aber nicht ein, auch nur die Reichsverfassung zu lesen. Verfassung?! Ein Gedicht ist mehr wert als eine Verfassung!

Wenn es nicht soviele Menschen gäbe, die an der eben beschriebenen besonderen Sorte von Geistesverengung litten, so würden die Verfassungszustände Preußens der Gegenstand allseitigsten Interesses der gebildeten Deutschen sein. Sie sind heute interessanter als jemals. Der Zustand eines halben Jahrhunderts zerbröckelt und noch fehlt der Baumeister für den Umbau oder Neubau. Hier liegt eine Aufgabe vor, die noch andere Kräfte fordert als die Frage der Erhaltung der Heidelberger Ruine, aber Altheidelberg beschäftigt die Menschen und das Problem Altpreußen wird kaum erkannt.

Alle großen Künstler waren mehr als nur ästhetische Menschen. Man wird getrost sagen können, daß bei jedem schaffenden Talente, das sich über die Mittelmäßigkeit emporhebt, eine Art Einsicht in das Getriebe der Natur oder der Geschichte vorhanden war. Der eine ist Techniker, der andere Politiker, der dritte gehört zu den Religiösen und der vierte zu den Philosophen. Ihnen allen ist der Begriff des Zweckes im tätigen Leben nicht fremd, sie haben Pläne, Absichten, Unternehmungen, sie streiten und erleiden Siege oder Niederlagen, kurz, sie kennen die wahre Dramatik des Daseins, und weil sie aktiv lebendige Menschen sind, hat auch ihre künstlerische Produktion einen großen Zug, einen Odem vom Willen zur Macht.

Die Größe eines Künstlers beruht nicht zum wenigsten darin, daß er mehr ist als ein Empfinder von Nuancen. Er gehört zu den schaffenden Naturen überhaupt, nicht zu den schönen Seelen. Wer aber schaffende Natur ist, der hat von selbst etwas Gefühl für die Zentralarbeit menschlichen Schaffens, für die staatliche Organisation der Gesellschaft! Er fühlt ohne weiteres, daß der ganze Körper lebendig sein muß, wenn er schöne Bewegungen ausführen soll. Aesthetik wird erkannt als ein Stück im Gesamtbereiche des aktiven

Lebens, nicht als pietistische Welt für sich. Aesthetik ist in diesem besseren und höheren Sinne nichts anderes als die Musik der Armeekorps der Kultur. Mit Musik allein gewinnt man keine Schlachten, aber auch nicht ohne Musik, denn alle große Leistung braucht Rhythmus und Klang. Der Fehler unsrer ästhetischen Menschen ist, daß sie sich zu wenig in die wahrhaft schaffenden Seelen versanken und zu viel an der Außenseite der Künste hängen bleiben. Wer Sinn für schaffende Geister hat, der kann nicht fern sein von Politik.

Das einzelne in der Politik ist aber „unästhetisch"! Verzeihen Sie, das gilt nicht bloß von der politischen Kunst, sondern von allen Künsten! Auch das Herstellen eines Porträts oder die Bearbeitung einer Partitur ist in demselben Sinne unästhetisch. Haben Sie einmal zugesehen, wie gemalt wurde? Ist das nicht eine Klexerei und Schmiererei, ein Handwerkskram und das Gegenteil der Abgeklärtheit, die man vom Kunstwerk verlangt? So ungefähr sieht die Politik aus wie ein Oelbild, das erst werden soll. Auch in ihr gibt es verschwommene Stellen, verwischte Linien, verzeichnete Ecken, zu grelle Kontraste, unausgeglichene Beleuchtungen, nur tritt alles das viel aufdringlicher zutage, weil die Leinwand der Politik von Tilsit bis Basel reicht und weil sie nicht im stillen Atelier gearbeitet wird, sondern vor allem Volk im Reichstag und in den andern politischen Körpern.

Das Porträt freilich wird eines Tages fertig sein und an diesem Tage wird die Palette gewaschen und man weiß nichts mehr vom Malerkittel und den Oelfingern, die Politik aber wird nie fertig, denn jede neue Satzung weckt neue Gegensätze. In diesem Nichtfertigwerden liegt der Eindruck des Unästhetischen der politischen Arbeit. Das ist zugegeben, aber wann sind denn die andern Künste fertig? Und wenn man rückwärts schaut, so sieht man doch, wie vieles und wie großes durch politische Arbeit fertig geworden ist. Unser heutiges Deutschland ist kein einfaches Naturprodukt, das auch ohne Denker und Märtyrer von selbst gekommen sein würde. Was würden wir sein, wenn wir keine Leute mit politischer Triebkraft besessen hätten? Und wohin werden wir kommen, wenn uns solche Leute zu fehlen beginnen?

Indem ich dieses alles schreibe, arbeite ich nicht gegen die Aesthetik, sondern für sie. Mein Angriff gilt nicht dem Können und der Kunst, sondern den Verkleinerern des Könnens und Wollens, den Empfindungsseligen, die genießen wollen, ohne sich für das Gemeinwohl zu opfern. Das große Können wird sogar durch die Aesthetisierei herabgezogen, denn die Menschen als Charaktere werden durch sie zwar verfeinert, aber nicht gestärkt. Ein starker Wille wächst mit seinem Volk und Staat und erst aus solchem Willen heraus entstehen Geister mit großen Linien und raumbeherrschender Phantasie, ernste konstruktive Künstler, denen die Kunst eine Pflicht und ein Dienst ist und keine Spielerei.

Es gibt einen unsichtbaren Bund aller wirklich Schaffenden gegenüber den bloßen Genießern und Beurteilern. Wer zu den Schaffenden gehört, hat ganz von selber Sinn für Politik, weil er in ihr das Gestaltende, Lebenformende

empfindet. Es kann sein und ist oft der Fall, daß der künstlerisch Schaffende keine Zeit und Kraft hat, sich um die Einzelheiten der Staatskunst zu kümmern. Das wird ihm niemand übelnehmen, denn er hat genug zu tun auf seinem Gebiet, aber kein Schaffender wird grundsätzlich unpolitisch sein. Das sind immer nur die Nachahmer der Formen, die von anderen Leuten erfunden wurden, die bloßen Unempfinder, Nachfühler, Nachklügler. Daß ihnen ein so großer Teil unserer Gebildeten jetzt verfällt, das ist wirklich ein Schaden.

Gerade die Gegenwart sollte den Zusammenhang von schaffender Kunst und schaffender Politik allen offenen Köpfen zur festen Wahrheit machen. Wir brauchen eine Kunst, die nicht nur in Deutschland bezahlt wird, denn so lange sie nur deutsch ist, wird sie selbst in Deutschland nicht fest und bodenständig. Wir brauchen eine auf deutschem Boden und aus deutscher Seele erwachsende Kunst, die sich Weltruf erwirbt. Mit kleinen Künsteleien und alten braven Stilformen ist das nicht zu machen. Dazu gehören Menschen, die mehr in sich haben als eine Vorlesung über Kunstgeschichte, Leute, die deutsch sind im Kern ihres Wesens, das aber will sagen: Leute, die keine Spezialisten sind in Kunst so wie jemand anderes Spezialist in Konserven ist oder in Weinsurrogaten, Leute mit Geschichtsgefühl und Gegenwartsauge, praktische Menschen mit Wille und rücksichtsloser Herausarbeitung der in ihnen aufsteigenden neuen Gestaltungen. Und wir brauchen politische Menschen, die desselben Sinnes und Geistes sind.

Wie es kleine Aesthetiker gibt, so gibt es auch kleine Politiker. Der eine strebt in Ausstellungen und der andere in Ministerien oder Kammern und beide sind hohl, weil sie nicht überwältigt sind von der Größe ihrer Aufgabe, sondern nur sich selbst dienen mit allem Getue und Geplärre. Diese Sorte kann einem jede Politik und Kunst verderben, und ein Teil der Mißachtung der Politik in ästhetischen Kreisen kommt auf das Konto der Unterwertigen von den politischen Berufsvertretern. Aber würde es recht sein, die Künste nach ihren Heloten zu beurteilen? Ist es recht, die Politik mit solchem Maße zu messen? Jeder, der sie näher kennt, weiß, wieviel reale Arbeit in sie hineingesteckt wird. Achtung vor dieser volkserhaltenden, staatsbildenden Arbeit!

Rundschau.

Adolf Furtwängler

1853—1907.

Von Friedrich Hauser in Rom.

Die ersten Kapitel einer Geschichte der griechischen Kunst, welche sich in Ad. Furtwänglers Nachlaß vorfanden, stellen die reife Frucht dar, welche ein Sämann nach mehr als dreißigjähriger harter Arbeit sich anschickte, zu ernten. Er, als einziger unter den Forschern der Gegenwart, war im Stand uns zu zeigen, was griechische Künstler konnten und wie sie es im Lauf der Zeiten allmählich erlernten; er sollte es uns sagen, weil er der einzige war, der das ganze weite Feld mit eigenen Händen durchackert, all die vielen Steine, die seine Vorgänger liegen gelassen, mit saurem Schweiß bei seite geschafft hatte: in nie gesehener Pracht sproß die Saat auf und reifte. Aber nur die ersten Garben sind eingeheimst. Schwarze Wolken ziehen auf. Ein Blitz erschlägt den Schnitter; vom Hagel vernichtet liegt die Frucht zu unseren Füßen.

Vergangenen Sommer, in der Stille seines Landhauses am Tegernsee hatte Adolf Furtwängler begonnen, die Summe seines Wissens zu ziehen; begonnen, sich selbst und anderen klar zu machen, wie weit er sich dem Ziele genähert, dem er von Jugend an ohne Rast und Ruh zustrebte. Nur für wenige Wochen sollte das Abfassen der Kunstgeschichte unterbrochen werden. Er, der immer mehrere Untersuchungen gleichzeitig angriff, von denen jede einzelne das ganze Denken eines anderen Gelehrten ausgefüllt hätte, wollte geschwind nach Griechenland reisen, um auf Aigina seine von reichem Erfolg gekrönten, schon mehrere Jahre andauernden Ausgrabungen abzuschließen; gedachte auch gleich bei Sparta ein altes Problem durch den Spaten zu lösen: Reste des Thrones von Amyklai durfte er zuversichtlich unter der Erde noch erhoffen. Rasch mußte das geschehen, wie alles was Furtwängler in die Hand nahm. Nur wenige Wochen standen ihm vor dem Semesterbeginn zur Verfügung. Jedoch, er war es gewohnt, vom Süden an unausgesetzt bis München durchzureisen und ein paar Stunden nach der Ankunft mit seinen Vorlesungen an der Universität zu beginnen. Ob ein solches Leben auch dem Körper behage, danach wurde nicht gefragt.

So brach er auch jetzt nach Aigina auf, trotzdem er sich keineswegs wohl

fühlte. Während der Grabungen, welche diesmal nicht dem auf den Bergen liegenden Aphaiaheiligtum, sondern dem Aphroditetempel unten am Hafen galten, da wo er vor drei Jahren die inzwischen berühmt gewordene Sphinx entdeckt hatte, steigerte sich sein Uebelbefinden bald zu einer gefährlichen Dysenterie. Aber er hatte keine Zeit, krank zu sein, und ärztlichen Vorschriften stellte er ein hartnäckiges Mißtrauen entgegen. Das Leiden wuchs derart, daß sein Schüler und Genosse Ludwig Curtius ihn nach Athen ins Hospital schaffen mußte. Trotz treuester Pflege war die Katastrophe nicht mehr abzuwenden. Wenige Stunden vor seinem Tod sagte er noch: „Curtius, mir fallen so schöne Dinge ein. Warten Sie nur, wenn ich wieder gesund bin." Dieser ruhelos forschende Geist sollte aber nun doch ewig schlummern und so vieles Unausgesprochene mit sich ins Grab nehmen!

Blicken wir zurück auf den Lebenden, so erfüllt es uns mit Bitterkeit, daß sich diese an Erfolgen reiche Laufbahn doch so viel glücklicher hätte gestalten können, wenn nicht der Neid und die Selbstsucht gar mancher seiner älteren Fachgenossen ihm auf Schritt und Tritt hindernd in den Weg getreten wäre. Seine Biographie, wenn sie einst wahrheitsgetreu geschildert wird, kann nicht viel Ruhmestaten seiner Zeitgenossen berichten. Daß Furtwängler nicht gescheitert ist, das verdankt er einzig und allein seiner Kraft, die zu mächtig war, als daß selbst die schlauest eingefädelten Intrigen sie auf die Dauer hätten lahm legen können.

Adolf Furtwängler war ein Süddeutscher. Im Jahre 1853 wurde er als Sohn des Gymnasialrektors in Freiburg, der selbst schon auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft tätig war, geboren. Von seinen Lehrern an der Universität gewann auf ihn Einfluß nur Heinrich Brunn, der erste nach Winckelmann, der wieder begriff, daß ein Archäolog nichts nötiger braucht, als sehen zu lernen. So selbstverständlich diese Forderung bei einer Kunstwissenschaft klingt, so wenig war ihr in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entsprochen worden, als die Archäologie fast ausschließlich von Philologen, gewissermaßen im Nebenamt, betrieben wurde, die sich als Kenner der literarischen Ueberlieferung im wesentlichen nur für den Gegenstand der Darstellung antiker Kunstwerke interessierten. Damals bedurfte die Beschäftigung mit der Kunst noch der Entschuldigung, daß sie doch auch für Mythologie und Literaturgeschichte manches abwerfe.

Auch Brunn hielt an der Personalunion von Philologie und Archäologie als seinem obersten Glaubenssatze fest. Als unser Student zu ihm kam, hatten sich bei dem prächtigen Mann doch schon kleine Schwächen des Alters eingestellt; diejenigen unter den Schülern standen seinem Herzen am nächsten, die bedingungslos in verba magistri schworen; eine notwendige Folge davon war, daß seine besondere Zuneigung häufig gerade Talentlosen zufiel. Mit einer unabhängigen Natur wie Furtwängler kam es nie zu persönlich engen Beziehungen. Um so schöner war es vom Schüler, daß darum seine Liebe zum Meister, selbst in den reifen Jahren nie nachließ und daß er ihm zu-

sammen mit Ernst Curtius das größte seiner Werke, in unwandelbarer Verehrung widmete. Brunn pflegte diesen Zuhörer mit den Worten zu charakterisieren: „Leidenschaft! Leidenschaft!" was einen Tadel bedeuten sollte. Uns heutzutage will es eher dünken, daß ein Mensch ohne Leidenschaft weder die Griechen noch ihre Kunst völlig zu begreifen vermag.

Mit einundzwanzig Jahren wurde Furtwängler in München zum Doktor promoviert und seit 1874 vergeht nun kaum ein Jahr, in dem nicht eine oder mehrere gewichtige Abhandlungen herauskamen oder ein großes Werk von ihm erschien. Auch nur die Titel seiner Schriften zu nennen, müssen wir uns versagen; die geplante Sammlung seiner Abhandlungen wird davon eine stattliche Liste aufzurollen haben. Hier können wir nur einige charakteristische Proben seines wissenschaftlichen Heranreifens ausheben.

Eine seiner Erstlingsschriften kennzeichnet schon den ganzen Mann. Während des militärischen Dienstjahres arbeitet er aus: „Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans" und die Behandlung dieser beiden Statuen erweitert sich unter seiner Hand sofort zum „Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen". Ihm genügt es nicht, den Spinario von einer gründlich falschen Datierung im ersten vorchristlichen Jahrhundert zu befreien und ihn richtig um vierhundert Jahre weiter hinaufzurücken, nein, er will die genannten Werke verstehen als Glieder einer Entwicklung. So wenig es ihm entgeht, daß der Einblick in das Werden einer künstlerischen Auffassung nicht der Weisheit letztes Wort bleibt, so erkennt er doch die historische Beurteilung als die Vorbedingung alles Verstehens, somit als die nächste Aufgabe, über die sich seine noch in den Anfängen steckende Wissenschaft klar werden muß. Mit zwei weiteren um dieselbe Zeit entstandenen Abhandlungen, einen kunstmythologischen und einer philologischen, beweist er, daß er in allen Sätteln festsitzt und so kann der Ritt ins gelobte Land der Archäologen losgehen. Als Stipendiat des Deutschen Archäologischen Instituts zog der schlank aufgeschossene, blonde Jüngling gen Süden.

Furtwänglers Anfänge fallen in die glücklichste Epoche der Archäologie. Schliemanns Ausgrabungen hatten soeben gezeigt, daß im griechischen Boden mehr Geheimnisse schlummern, als die Schulweisheit sich träumen ließ; völlig neue Probleme standen da. Das deutsche Reich gab Mittel her zur Lösung wissenschaftlicher Aufgaben großen Stiles, wie der Aufgrabung von Olympia. An diesen beiden Forschungen beteiligte sich unser junger Archäolog; in Olympia als Beamter; Schliemann gesellte er sich als ungebetener, aber um so unentbehrlicherer Helfer bei. Beidemale fielen ihm die wenigst glänzenden unter den Funden zu und beidemale bewies er, daß sich gerade aus diesem unansehnlichen Material die sichersten und die am weitest reichenden Schlüsse für den Zusammenhang der ans Tageslicht geförderten Kultur ergeben.

In Olympia hatte er die Bronzefunde zu bearbeiten. Hier erreicht er durch die von den Prähistorikern ausgebildete strengste Beobachtung der

Fundschichten, welche zuerst Wolfgang Helbig auch den Archäologen zur Verpflichtung gemacht hatte, die Feststellung der Reihenfolge, in welcher die vom Ausland kommenden Einwirkungen oder direkter Import fremder Ware in den verschiedenen Epochen sich ablösen, und er bringt die ebenso häufig überschätzten als unterschätzten orientalischen Einflüsse auf ihr richtiges Maß.

Von Schliemanns Funden begnügte er sich mit den Vasenscherben und publizierte sie im Verein mit Georg Loeschcke, welchen er seit der Studentenzeit bis wenige Monate vor seinem Tod für einen Freund hielt. Es ergab sich das überraschende Resultat, daß den in Mykene gefundenen genau entsprechende Thongefäße fast um das ganze Mittelmeer herum, bis Aegypten, Spanien und Südfrankreich vertrieben wurden. Somit bestand schon im zweiten Jahrtausend v. Ch. ein Exporthandel von einem Umfang, der nicht einmal von dem ausgedehnten Vertrieb attischer Ware im sechsten und fünften Jahrhundert überboten wurde. Daß das Zentrum, von welchem diese Kulturprodukte ausströmten, in Kreta zu suchen sei, ließ sich damals erst ahnen.

Nach seinem Aufenthalt im Süden kehrte Furtwängler 1879 nach Deutschland zurück und habilitierte sich in Bonn. Als ein Glück für seine weitere Entwicklung darf es jedoch angesehen werden, daß er sofort wieder vom grünen Tisch weg in die Praxis zum täglichen Umgang mit den Originalen getrieben wurde, indem er schon im folgenden Jahr ans Berliner Museum als Assistent von Ernst Curtius in das Antiquarium überging. Curtius, der sich nur auf den sonnenbestrahlten Gipfeln seines Hellas heimisch fühlte, war für einen Museumsdirektor, welcher schon der ganzen Bande von Antikenfälschern ins Auge geschaut haben sollte, gewiß nicht die geeignetste Persönlichkeit; aber er sah das selbst ein und ließ darum seinem Adjutanten, der auf realem Boden stand, freie Hand. Dieser Bescheidenheit des Direktors, eines der wenigen Freunde, die sich Furtwängler in Berlin gewann, ist es zu danken, wenn damals dem Antiquarium eine Reihe der glücklichsten Ankäufe gelangen.

Aber nicht bloß der Sammlung, auch dem Assistenten selbst war damit gedient, daß er von nun an in stetem Kontakt mit dem Kunsthandel blieb. Durch diese Schulung gewann er einen Vorsprung vor seinen Fachgenossen auf einem so wichtigen Gebiet wie der Entscheidung von Echtheitsfragen. Nichts schärft das Auge des Kunstfreundes rascher, als wenn er eine angebotene Antike erst aus dem Firlefanz, mit dem sie die Händler zur Erhöhung des Kaufpreises umhängen, herauszuschälen hat; aus klassifizierten und etikettierten Stücken in den Museen kann Niemand zur Kennerschaft vordringen. Die hochnäsige Einbildung der meisten Archäologen, daß sie jede Berührung mit dem Kunsthandel schände, wird ihnen nicht nur fatal, wenn sie in der Fälschung irgend eines Facchino den ästhetisch befriedigenden Hauch griechischen Geistes wittern oder, was noch schlimmer, wenn sie die herrlichsten Antiken, deren Meißelführung ein Rodin bewundert, als Machwerk eines heutigen Scarpellino verdammen; besonders bitter rächt sich dieses Feintun

erst, wenn diese Herren zu Museumsdirektoren avancieren. Freilich kosten die Dummheiten, welche sie beim Einkaufen unfehlbar begehen, zwar den Schuldigen nichts; um so teurer kommen sie dem Staat zu stehen. Beispiele brauchen nicht genannt zu werden, weil Furtwängler in seiner Schrift über „moderne Fälschungen von Antiken“ mit einer Reihe von Proben aufwartet.

In Berlin entstand die glänzende Publikation „Sammlung Saburoff“, in deutscher und französischer Ausgabe. Ein Vertreter des Zaren hatte von seinem Posten in Athen eine umfangreiche Sammlung von Antiken nach Berlin übertragen, hier auch bald seine Schätze in bare Münze umgetauscht. Herr von Saburoff kam aber auf die glückliche Idee, seiner Sammlung ein bleibendes Denkmal zu stiften und ganz besonders glücklich war die Idee, die Herausgabe seiner Antiken Furtwängler anzuvertrauen. Man merkt dem Buche an, mit welcher Lust der Verfasser zugriff. Jeder andere hätte sich begnügt, im Text schlecht und recht das zur Erläuterung der einzelnen Monumente Nötige beizubringen. Anders Furtwängler; er behandelt die Antikengattungen, Skulpturen, Vasen und Terrakotten zusammenfassend und überschüttet uns in den Einleitungen mit neuen Resultaten seiner Forschung. Er stellt hier bereits die richtige Chronologie der attischen Vasenmalerei fest, wie sie bald darauf durch die Ausgrabungen auf der Akropolis definitiv bestätigt wurde. Bewundernswert behandelte er namentlich die Grabmäler und ihren verschiedenartigen Schmuck; in die Anschauungen der Griechen über das Weiterleben im Jenseits, in die Vorstellung vom Heros bekommen wir Einblicke, welche damals, vor Erscheinen von Rohdes Psyche, ungeahnt waren.

Theoretisch hat zwar Furtwängler Archäologie sehr eng aufgefaßt, als die Geschichte der antiken bildenden Kunst, in der Praxis jedoch verstand er besser als irgend ein anderer den alten Denkmälern, außer den kunsthistorischen, auch alle übrigen Aufschlüsse abzuringen, welche sie für die Erkenntnis der gesamten Kultur des Altertums in sich bergen. Und die Archäologie wird gut daran tun, ihren Vertretern diesen weiten Gesichtskreis zur Bedingung zu machen, geschähe es auch nur, um das Heer der Dilettanten, welche die Wissenschaft so gerne mit ihren kunstgeschichtlichen Zuweisungen beglücken möchten, sich vom Hals zu halten. Allerdings sprach aber jene Definition aus, was Furtwängler als den Hauptinhalt seiner Studien betrachtete. Wenigstens von einem Zweig antiker Kunst, von der antiken Plastik, bei der allein dies noch möglich, sollte ein Bild in den Farben gemalt werden, welche von ferne den alten Glanz ahnen lassen.

Durch Brunn war alles, was sich aus den Nachrichten der Alten über Künstler und Kunst herausziehen läßt, im wesentlichen ohne Zweifel richtig, ausgenutzt. Grundlinien waren deutlich zu verfolgen. Brunn begriff aber sehr wohl, daß von hierab die eigentliche Arbeit des Archäologen erst einsetzt: Kunst wollen wir sehen, nicht bloß von ihr hören. Was jedoch damals die alte Kunstgeschichte zu zeigen hatte, ging gar nahe zusammen. Die

dekorativ mit der Architektur verbundenen Skulpturen, Aegineten, Parthenon, Mausoleum, die zeitlich und lokal fixiert waren; auch ein paar durch Inschriften datierte Statuen. Dann einige wenige Skulpturen römischer Zeit, welche sich als Kopien von bestimmten in der Literatur genannten Schöpfungen der großen Meister zu erkennen gaben. Das war nicht allzuviel, jedenfalls nur ein dürftiger Ausschnitt aus der Masse des Erhaltenen, in welchem Hunderte von Statuen seit den Zeiten der Renaissance durch unsere Künstler bewundert wurden. Gerade diese existierten aber für die alte Kunstgeschichte nicht.

Hier mußte Wandel geschaffen werden. Die Archäologie war verpflichtet, ihr eigenes Gebiet, die Kunstwerke auszunutzen, wie jede andere Wissenschaft von ihrem eigenen Material und nicht von dem ihres Nachbargebietes zehrt. Und mögen viele der antiken Kopien herzlich gering sein: müssen nicht auch die Philologen sich mit geringen Abschriften der Literaturwerke herumschlagen, die ihnen trotzdem lieber sind als nichts? Die Feinschmecker können wir leider nicht spielen; wer nur Originale sehen will, muß sich an die neuere Kunstgeschichte wenden.

Furtwängler geht nun davon aus, daß z. B. die Tyrannenmörder von Kritios und Nesiotes, der Marsyas und Diskobol von Myron, Doryphoros und Diadumenos des Polyklet, die Parthenos von Phidias, die knidische Aphrodite des Praxiteles alle in mehr als einer Kopie, manche sogar in einer großen Anzahl von Kopien, sogenannten Repliken auf uns kamen. Also, schließt er, werden auch andere Statuen römischer Zeit, wenn sie im Stil früherer Jahrhunderte durchgeführt sind und wenn sie in mehreren Repliken vorliegen, ebenfalls Werke berühmter Meister kopieren. Da überdies ein Künstler Pasiteles im ersten Jahrhundert v. Chr., dessen Schule wir vermittelst signierter Werke durch drei Generationen verfolgen, Werke älterer Zeiten kopierte und da derselbe Mann ein Büchlein „über die berühmten Kunstwerke in der ganzen Welt" verfaßte, das von Plinius ausgenutzt wurde, so ist der weitere Schluß erlaubt, daß die Auswahl der erhaltenen Kopien, welche gerade der Schule des Pasiteles oder gleichstrebenden Ateliers entstammen, im wesentlichen sich deckt mit der bei Plinius erhaltenen Auswahl berühmter Statuen.

Freilich ist das nur ein Wahrscheinlichkeits-Schluß — wer sollte das überhaupt verkennen? — aber ein sehr wahrscheinlicher Schluß. Wer nur mathematisch sichere Folgerungen anerkennt, muß derartige Untersuchungen überhaupt links liegen lassen. Ich fürchte aber, daß viele, denen Furtwänglers Methode so riskiert erscheint, diesen Gedankengang, welchen er selbst stillschweigend voraussetzt, sich nie an ihren Finger vorrechneten.

Furtwängler macht sich also daran, die Legionen antiker Statuen, alles was ihm bekannt war, und was ihm unbekannt blieb, war nicht sehr viel, nach stilistischen Kriterien zu durchmustern; in zeitliche Gruppen zu gliedern; durch weiteres Sieben diejenigen Stücke auszulesen, welche wenigstens einer

und derselben Schule zu gehören scheinen. Mit der schärfsten Brille bringt er dann die Werke zusammen, welche durch charakteristische Behandlung der Einzelformen, von Augen, Mund, Ohren, Händen, Faltenführung, sich so nahe stehen, daß sie einem einzigen Urheber zugeschrieben werden dürfen. Dieses Sichten des erhaltenen Bestandes an Antiken haben die 1893 erschienenen „Meisterwerke der griechischen Plastik" in solch grandiosem Umfang, mit so stupender Kenntnis alles Vorhandenen und so scharfem Blick vorgenommen, wie es kein Vorgänger und kein Zeitgenosse Furtwänglers auch nur annähernd hätte erreichen können. Daß diese Hauptaufgabe der Archäologie endlich einmal mit mächtigem Impuls angefaßt wurde, darin liegt der bleibende Wert dieser Herkulesarbeit.

Den meisten Lesern sticht allerdings etwas anderes an dem Buche mehr in die Augen. Furtwängler war nicht zufrieden, wenn er Gruppen von Werken als einer Hand gehörig erkannt hatte; auch der Name des Künstlers mußte noch heraus. Hier beginnt freilich der Boden schlüpfrig zu werden. All die vielen Taufen, welche die ‚Meisterwerke' vornahmen und welche der nicht fachmännische Leser, der ein glattes, in ein einziges Wort, in einen Namen zusammengefaßtes Resultat nach Hause tragen möchte, nun auch als das Wesentliche des ganzen Buches ansieht, sie sind vielmehr gerade das Vergängliche an ihm; trotzdem unter dieser Menge von Zuweisungen sich kaum eine finden wird, die nicht geistvoll erdacht und scharfsichtig begründet wäre. Ein Spürkopf wie Furtwängler brachte es nicht über sich, stehen zu bleiben vor Türen, welche uns heute noch verschlossen sind, vielleicht immer verschlossen bleiben. Für alle, denen Fischblut in den Adern rinnt, ist es so billig, hierin klüger zu sein. Den Superklugen möchte ich die Worte vorhalten, mit denen Justi die Tadler von Winckelmanns Ueberschwang in ihre Schranken wies: „Wer sich hier weise dünkt, der soll sich erinnern, daß Liebe und Enthusiasmus nach Pluto das Organ dieser Dinge sind; er möge sich prüfen, ob seine Besonnenheit nicht bloß Armut und Kälte ist."

Jedenfalls war es unbillig zu vergessen, daß unter den Zuweisungen an bestimmte Meister sich auch so sichere und so wichtige wie die der Athena Lemnia des Phidias finden, die Furtwängler durch Vereinigung eines Kopfes in Bologna mit einem Körper in Dresden auferstehen hieß. Hat etwa einer unter den lebenden Archäologen auf dem Gebiet der Kunstgeschichte eine Entdeckung von gleicher Tragweite vorzuweisen? Auch daß er uns ein zweites Original von Praxiteles wieder schenkte, daran werden nur wenige zweifeln, nachdem sie Abgüsse der Aphrodite Leconfield und des Hermes, Schwester und Bruder vergleichen konnten.

Die Wirkung des Buches war im Ausland und bei der jüngeren Generation in Deutschland eine ungeheure. Glücklich in einer englischen Uebersetzung bearbeitet, verbreitete es den Ruhm des Verfassers namentlich auch in Amerika, wohin er infolge dessen, mit anderen wissenschaftlichen Stars als Koryphäe der Archäologie zu dem internationalen Congress of art and

science nach St. Louis verschrieben wurde. Anders urteilten unsere alten Herren. Es war auch schmerzlich für sie, daß archäologische Leistungen mit einem Schlag nach einem neuen Maßstab zu messen waren, an dem ihre eigenen Sächelchen arg zusammenschrumpften. Ungeschickt genug tadelte man an dem Buch nicht etwa nur das, was wirklich an ihm auszusetzen war, daß es zu hastig geschrieben, daß manche Taufen übereilt seien, — Fehler, welche übrigens der Urheber selbst ruhig eingestand, — sondern man verschloß seine Augen dagegen, daß hier eine wissenschaftliche Tat geleistet war, die auf dem Gebiet der Archäologie nur in Winckelmanns Kunstgeschichte und Brunns Griechischen Künstlern ihresgleichen hatte. Ein Berliner Geheimrat fing in seinen alten Tagen an, unter die Kritiker zu gehen, nur um diesen kräftigsten Sproßen von Furtwänglers Geist noch in der Wiege zu erwürgen. Tentative nulle: ce nouveau-né, Monsieur, est un petit Hercule. Heutzutage nennt man dieses Buch scherzweise die Archäologen-Bibel.

Alle, denen ein einziger bedeutender Mensch, trotz einem Rucksack voll Schwächen lieber ist, als hundert tadellos gekleidete Philister, hatten die richtige Einschätzung von Furtwänglers Wert gefunden. Als die philosophische Fakultät in München Brunn einen würdigen Nachfolger zu bestellen hatte, prüfte sie Herz und Nieren des Kandidaten und ihrer Wahl von Furtwängler konnte sie sich von Jahr zu Jahr mehr freuen. Auch für ihn erhob sich endlich sein Glückstern. Sein Erfolg als Lehrer steigerte sich derart, daß er schließlich vor 200 Hörern sprach. Nicht daß der Professor ein glänzender Redner gewesen wäre; die geringe Zungenfertigkeit des Süddeutschen überwand er nie. Aber gerade das Kunstlose seines Vortrags, daß er mit schlichten Worten aussprach, was er in dem Moment neu empfand, das wirkte packend. Auf die Schüler gewann er Einfluß, wie ein großer Maler als Professor an der Akademie, nicht durch paedagogisches Talent, sondern durch die Kraft seiner Persönlichkeit. Er war von seinem Thema begeistert, denn er lebte der festen Ueberzeugung, daß die Schätzung der Antike im zwanzigsten Jahrhundert ihren Gipfel erreichen müsse, wenn man sie nur erst wahrhaft kennen lerne, sich unter ihr nicht mehr das kalte, leblose Schemen vorstelle, die Gipssaal-Kunst, welche einst die kränkliche Blüte des Klassizismus zeitigte.

Sämtliche Sammlungen, die seiner Leitung unterstellt waren, nahmen einen raschen Aufschwung. Vasensammlung, Antiquarium waren völlig umgeordnet, bevor man auch nur von der Absicht einer Aenderung erfuhr; und man muß wissen, was es heißt, mit tausenden von zerbrechlichen Gegenständen zu hantieren. Für alle, auch für den Theaterschneider war sein Rat zu haben. Hier in München, wo er sich durch allgemeine Beliebtheit gehoben fühlte, schwand auch allmählich der Groll, den er in sich hineingebissen hatte, als er sich in Berlin vereinsamt und wehrlos einer Phalanx von Feinden gegenüber sah. Lernte man ihn nun kennen, so fand sich im Inneren die Quelle von dem bärbeißigen Ton seiner Schriften nicht, nichts von Härte des Urteils: das waren nur ihm aufgedrungene Waffen; aber sein Innerstes

war weich, ja kindlich weich; das Mitleid mit allem, was hilflos und ringend, ließ sein wahres Herz durchschauen.

Man hätte erwarten sollen, daß eine so ganz außergewöhnliche wissenschaftliche Potenz wie die Furtwänglers, wenn nicht die Verehrung, so doch mindestens den Dank seiner Fachgenossen geerntet hätte. Wie ihm gedankt wurde, dafür nur ein Beispiel, aber ein schlagendes.

In dem Nachruf, welchen das Kais. Deutsche Archäologische Institut unserem Verstorbenen widmet, heißt es: „Als ihn die Zentraldirektion im Frühjahr 1907 gelegentlich einer neuen Vakanz zu ihrem Mitglied gewählt hatte, damit er seine wissenschaftliche und organisatorische Kraft auch von diesem Platze aus zeitweilig in den Dienst der Archäologie stelle, nahm er die Wahl leider nicht an — nun hat die ganze Altertumswissenschaft seinen frühzeitigen Tod zu beklagen."

Außerhalb der eingeweihten Kreise wird man fragen, wie erklärt es sich, daß der Archäolog, mit dem es auf seinem Gebiet kein anderer an Fleiß, Wissen und Geist aufnahm, wie erklärt es sich, daß gerade er nie teilnahm an einer Kommission, welche das Deutsche Reich zur Leitung archäologischer Studien bestallt? Der Schreiber jenes Nekrologs wußte, wie alle Fachgenossen es wissen, warum Furtwängler „leider" nicht annahm: weil man es ihm unmöglich gemacht hatte anzunehmen.

Als infolge von Heinrich Brunns Tod eine Stimme in der Zentraldirektion zu vergeben war, so bot sich hiefür als gegebener Ersatz die Wahl seines Nachfolgers an der Universität München dar. Damals paßte aber Furtwängler den Herren in Berlin nicht. Einen der elf Sitze, von welchen Preußen neun, das Reichsland einen einnahm, während dem ganzen übrigen Deutschland der einzige disponible zugestanden wurde — eine für den Reichsdienst nicht allzu skrupulös proportionierte Verteilung — diesen einen Sitz mußte man denen da drunten wohl lassen und so wählte man den Münchener Professor Christ. Dazu gehörte wirklich viel Mut. Wilhelm Christ war ein geachteter Philolog und prätendierte gar nicht Archäolog zu sein, wie die Leser dieser Zeitschrift aus seinem eigenen Munde wissen (Jahrgang 1907, I, 740). Trotzdem wurde er von der Majorität der Zentraldirektion einem Furtwängler vorgezogen. Uebrigens zeugt es von Christs Anstandsgefühl, daß er die an ihm ergangene Einladung, welche er nicht seiner Befähigung, sondern, wie er sofort verstand, nur dem Haß gegen Furtwängler zu verdanken hatte, höflich nach Berlin zurücksandte.

Im Jahr 1902 war abermals eine Vakanz mit einem Bayern zu besetzen und abermals wurde der nachgerade von der ganzen Welt als erster anerkannte Archäologe übergangen; ein jüngerer und wahrhaftig nicht bedeutenderer Würzburger Professor, wie Christ ein geborener Preuße, gab sich zum Lückenbüßer her. Nach fünf Jahren hatte dieser entsprechend dem Turnus, von welchem sich nur fünf alteingesessene Herren der Zentraldirektion ausnahmen und sich damit zu archäologischen Immortels dekretier-

ten, wieder abzugehen und Furtwängler sagte mir einige Wochen vor der Neuwahl: „Jetzt können sie mich in Berlin nicht mehr umgehen. Was tut man, wenn die Wahl kommt?" „Ablehnen", war die Antwort, und ich sah, daß der Fragende keine andere Ansicht erwartet hatte.

Zwischen den Papieren, welche sich nach Furtwänglers Tod in seinem Gepäck vorfanden, lagen auch Blätter mit der Skizzierung eines Gedankenganges: er sucht zu bestimmen, welchen Aufgaben das Deutsche Archäologische Institut heutzutage genügen müßte und diesem Programm stellt er als Folie gegenüber, was die Zentraldirektion tatsächlich leistet, richtiger gesagt, was sie nicht leistet. Daß der beste Beurteiler das deutsche Publikum über den Marasmus am Institut nicht mehr aufzuklären vermochte, auch das gehört zu den stets zu beklagenden Verlusten, welche sein vorzeitiger Tod verschuldete. Aber man sollte hoffen, daß die hier genannten Tatsachen jedem die Augen öffnen, der sehen will, ob hier die Interessen des Reiches vertreten wurden oder die einer Kommission.

Wer zu Schaden kam bei diesem sinnlosen Kampf, war jedenfalls nicht Furtwängler. Er arbeitet und arbeitet. In den ersten Jahren nach der Uebersiedelung entstand das Werk, welches, lediglich als Arbeitsleistung betrachtet, zum erstaunlichsten gehört, was je ein Gelehrter fertig brachte.

Die antiken Gemmen wurden von den Archäologen wie der böse Feind gemieden, weil auf keinem Gebiet die Fälschung so häufig und Kennerschaft so schwer zu erlernen ist. Dieses ganze Gebiet hat Furtwängler der Wissenschaft erst wieder erschlossen. Welche Unzahl von Steinen, von denen jeder unter der Lupe zu untersuchen war, dem Forscher durch die Hände gingen, mag man ungefähr daraus berechnen, daß die Auswahl, welche er schließlich auf die Tafeln seiner Publikation setzte, immer noch 3600 Stück beträgt. Um auf dem Gebiet der Monumentenkunde etwas zu finden, was sich einem solchen Bienenfleiß an die Seite stellen läßt, müssen wir auf die ausgestorbenen Gelehrtengenerationen zurückgehen: der im 18. Jahrhundert erschienenen Doctrina Nummorum Veterum des Jesuiten Eckhel ließe sich das Gemmenwerk vergleichen. Aber die Gefahr, welche bei einem so nimmersatten Arbeiter naheliegt, daß er sich schließlich einbildet, die ganze Wissenschaft bestehe aus einer Münzkunde oder einer Vasenkunde oder aus Inscriptiones, sie drohte Furtwängler nie. Seine Geschichte der Gemmenschneidekunst bringt nicht bloß in dieses Chaos Ordnung, sondern eröffnet die weitesten Ausblicke auf die allgemeine Kunstentwicklung, die Mythologie und Kulturgeschichte. Noch Geschlechter von Archäologen werden diese Fundgrube nicht ausschöpfen.

Kaum waren die drei starken Quartbände des Gemmenwerkes erschienen, begann noch im gleichen Jahr 1900 die große Publikation „Griechische Vasenmalerei", welche dem Verfasser zu vollenden nicht beschieden war. Im Bund mit Karl Reichhold, welcher die trefflichen Zeichnungen und tiefeindringenden Studien über die Technik beiträgt, werden die künstlerisch hervorragenden aus der Masse griechischer Gefäße ausgelesen und, zum erstenmal

prinzipiell, auch der Farbeneindruck der Originale zur Anschauung gebracht. Wer diese Tafeln durchblättert, wird, falls sein Auge für Schönheit nicht vernagelt ist, sich überzeugen, daß der Spottname „Vasologen", den man den Archäologen auftrieb, nicht als Schande aufgefaßt werden kann. Schon die Bewunderung der Vasenbilder durch Künstler wie Klinger und Stuck, die wahrlich wissen, was Zeichnen heißt, würde selbst die Spezialisten entschuldigen.

Zu Brunns Tagen sprach man in München bereits davon, daß es für die Besitzer der Aegineten eine Ehrenschuld wäre, durch Nachgrabungen am Athenatempel zu ergänzen, was die Entdecker nur vom Boden auflasen. Aber es kam und kam nicht so weit. Furtwänglers Wollen hat auch hier den Weg gebahnt. Seine weit über die Erwartungen hinausgehenden Resultate, von denen selbst die Tagesblätter berichteten, stehen noch in aller Gedächtnis. Wie anders schauen nun die Giebel aus! Die freundlichen Krieger, welche früher wie Theaterstatisten posierten, wurden, nachdem das Rätsel der Komposition gelöst, mit einem Ruck zu handelnden Menschen. Furtwängler hat die Giebel wie neu geschaffen.

Archäologen können ein Lied davon singen, wie lange die Leiter der Ausgrabungen sie auf Mitteilung ihrer Funde warten lassen. Kaum war der Spaten am Tempel, der nun zum Heiligtum der Aphaia geworden, beiseite geworfen, so liegen auch die Ergebnisse vor uns; kein trockener Bericht oder ein Katalog, sondern eine Geschichte des ganzen Heiligtums, ja von Aigina, seinen Bauten und seinen Künstlern, begleitet von einer menschlich anziehenden Schilderung der ersten Entdecker und ihres Ringens mit dem Problem der Rekonstruktion.

Der Bericht über die Ausgrabung des Aphroditetempels bleibt nun als traurige Pflicht für seine Mitarbeiter. Nur auf die hier gefundene Sphinx, wie sie die Phantasie Myrons zu einem ängstigenden Gebilde geschaffen haben mag, konnte er uns nicht warten lassen und jubelte über sie in der hellen Entdeckerfreude hinaus. Die Sphinx von Aigina, die wie ein Vögelchen das Antlitz dreht, um durch ihre Reize den Wanderer zu fangen; diese Sphinx, die mit ihrer herben Schönheit Furtwänglers ganzes Herz gewann; die böse Sphinx, von der er vermessen sprach: „ihr Opfer würde sich selig dünken" — sie hat ihn geholt.

Wer Furtwängler noch in jüngeren Jahren als Privatdozenten in Berlin kennen lernte, seine hagere Gestalt sah und seine tonlose Stimme hörte, der konnte auf die Befürchtung kommen, einen Lungenkranken vor sich zu haben. Selbst Gesundheit und Kraft hat seine Energie allmählich zu ertrotzen gewußt. Tennis-Spielen, Rudern und Segeln, das Radfahren, mit dem sich der Ungeduldige jeden Weg in der Stadt abkürzte, hielten seinen Körper gelenkig und stärkten die Kraft; Mäßigkeit in allen Genüssen erhielt sie. Er war kein Stubenhocker. Mir blieb es stets ein Rätsel, wann er eigentlich auch nur den mechanischen Teil seiner Arbeit, das Niederschreiben, vollbringt, da er für den lebhaften geselligen Verkehr in seinem Hause immer zu haben war

und da seine Tätigkeit als Universitäts-Professor und Direktor von nicht weniger als vier Sammlungen allein schon durch die unvermeidlichen Amtsschreiben einen reich bemessenen Teil seiner Zeit verschlang. Mit dem bohrenden Blick, der im Gegenübertretenden die geheimsten Gedanken zu lesen schien, wird ihn, wer ihn nicht kannte, eher als Künstler denn als Gelehrten eingeschätzt haben. Seine, ohne ersichtliche Veranlassung, plötzlich hastig werdenden Bewegungen — unvergeßlich, wie er sich in die wild über die Stirne hängenden Haare fuhr, als wollte er sie ausraufen — verrieten, wie es in diesem Inneren ewig kochte und loderte. Der Gedanke an Kranksein, Altwerden war ihm fürchterlich; eine fortschreitende Schwerhörigkeit, welche er selbst sich kaum eingestand, ängstigte aber seine Freunde. Sonst war er gerade in den letzten Jahren stärker und frischer denn je. Darum sprechen wir die Worte, durch welche Goethe das Andenken des Heros der Archäologie ehrte, auch am Grab von Winckelmanns würdigem Nachfolger:

„Und in diesem Sinn dürfen wir ihn glücklich preisen, daß er vom Gipfel menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“.

Mädchen-Erziehung.

Die folgenden Zeilen handeln von einem Mädchen-Erziehungsheim in Bayern, das seit 1895 besteht. Es wurde zu einer Zeit gegründet, als die Landerziehungsheime noch nicht bestanden, und hat manches verwirklicht, was diese anstreben. Das „Schertlinhaus“ stimmt mit dem Landerziehungsheim in vielem Wesentlichen überein, wenn es auch in mancher grundsätzlichen Erwägung, über die sich aber reden läßt, von ihnen abweicht.

Jeder Erzieher weiß, daß es leichter ist, in einer halben Stunde ein Dutzend netter Prinzipien aufzustellen, als auch nur eines auf die Dauer erfolgreich ins Werk zu setzen. Die Erziehung hat das mit der Kunst gemeinsam, daß in ihr ein guter Kunstgriff mehr wert ist, als ein Band schöner allgemeiner Prinzipien. Dennoch tut die scharfe Bestimmung dessen was man will, und dessen was man nicht will, einen unentbehrlichen Dienst. Die Leiter des Schertlinhauses sind nun der Ueberzeugung, und haben nach dieser Ueberzeugung bisher erzogen, daß es mit der Mädchenerziehung nicht eher besser wird, als bis die bisherige vulgare Vorstellung vom „Backfisch“, dieses durch und durch unwahre Produkt erzieherischer Verlegenheit, auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist. „Pensionat“ und „Backfisch“ gehören nun aber in jener Vorstellung zusammen. Daß die Pensionate der Aufgabe, den

Backfisch zu erziehen, nicht gewachsen waren, nimmt nicht wunder, wenn man sich darüber klar ist, was unter einem Backfisch verstanden wurde.

Man hatte sich nämlich aus den gattungsmäßigen Zügen des Mädchens, ohne jede Rücksicht auf den individuellen Charakter, eine Puppe konstruiert, die vom wirklichen Mädchen fast nichts hatte. Natürlich! denn daß auch das Weib über seine gattunggemäße Anlage und Bestimmung hinaus auch noch eine selbständige Persönlichkeit sei mit Instinkten, Bedürfnissen, Aufgaben, die sich nicht auf Liebe und Ehe beschränken, — das war noch nicht klar geworden. Reife Mädchen heirateten eben, wenn sie konnten — der Backfisch, ja, was mit ihm anfangen? So ist die Geschichte des Backfischs: Verlegenheit — Verlegenheit der Natur gegenüber und Verlegenheit der Gesellschaft gegenüber. Die „Kleine" stand den „Großen" bei ihren Vergnügungen im Wege. Man konnte sie doch nicht in die „Gesellschaft" einführen, so sehnsüchtig auch die unglückliche Halbhexe durch die Ritzen schielte. Also: ins Pensionat mit ihr — in die mit dem Namen Erziehung belegte Verbannung von der Familie! Wenn die Mittel es einigermaßen erlaubten, ins Ausland — im Vaterlande war kein Heil zu finden. Nun ist die Schweiz gewiß ein schönes Land, aber keiner schweizerischen Mutter fällt es ein zu glauben, daß der Montblanc ihr die Sorge der Erziehung abnehmen könnte. Aber: das absolut unentbehrliche Französisch, die feinen Sitten, der pli und Schliff, das interessante Fremdtun, die amerikanischen und schottischen Freundinnen! Freilich hieß es: tu Geld in den Beutel! Aber dafür hatte man sich Natur und Bildung gekauft und man beschloß im Familienrat, das Geld wohl angelegt zu haben. — Was kam aber vom Berge der Läuterung herabgeschwebt? Wiederum ein Backfisch — nur jetzt anspruchsvoller, preziöser als vorher, nur noch viel weniger geneigt, endlich einmal ein wirkliches natürliches Wesen zu werden. Man erstaunte darüber nicht. Denn so mußte nun einmal der Backfisch sein, so stand sein Bild in der „Literatur", die für den Backfisch geschrieben war. Diese „Literatur" gehört zum abgeschmacktesten und elendesten, was jemals für die Jugend geschrieben worden ist. Aber der Backfisch las sie und schuf sich selbst nach dem Bilde dieser wirklichkeitsfremden und läppischen Belletristik. Hier ist dies Bild: zum Entzücken hübsch, immer fliegende Zöpfe, immer schlagender Mutterwitz, der menschgewordene Sonnenschein, der allerdings auffällig starken Appetit auf Bonbons hatte, ein „neckischer Kobold", fabelhaft naiv, mit verbrieftem Narrenrecht, eine Kreatur, die „Streiche" machen mußte, ob sie nun dazu aufgelegt war oder nicht, sehr großmütig gegen arme Kinder, namentlich an Weihnachten, der Schrecken aller Tanten, das Entzücken aller Onkel, die sauersüße Freude aller Eltern, kurz ein weiblicher Windbeutel. Man muß einmal Stöße von dramatischen Spielen, für „Internatsvorstellungen" bestimmt, durchblättert haben, um sich einen Begriff zu bilden von der abstoßenden Hohlheit dieser Gedanken- und Gefühlswelt, in der angeblich das junge Mädchen da lebt. So wirbelte diese physische und seelische Unmöglichkeit bis in den Ballsaal. In diesem Tempel wurde sie geweiht, d. h. materialisiert, wirklich gemacht. Daß aus solchen Wesen oft die nämlichen Frauen werden, die jeden vernünftigen Mann zur Verzweiflung bringen, das erfuhr zwar mancher. Die Sache wurde aber auch gewiß ebenso oft im umgekehrten Sinne seriös: siehe Ibsens Nora.

Es soll niemanden benommen sein, dieses Bild des „Backfischs" für eine Karikatur zu halten. Wir zweifeln keinen Augenblick an der Echtheit der wesentlichen Züge dieses Bildes. Der Kern der ganzen Sache ist der,

daß man das junge Mädchen nicht ernst genommen hat. Es war nur eine Folge davon, wenn man auch die private Erziehungsanstalt nicht ernst nahm. Man hielt sie für ein Geschäft, an dem industriöse Leute, die sich ein pädagogisch Mäntelein umhingen, Geld verdienen wollten. Die Nachrede der Unreellität war der Fluch der Pensionate. Für nichts geben nämlich Viele ihr Geld weniger gern aus, als für die Erziehung ihrer Kinder. Dafür, daß man auffallenderweise den Erzieher bezahlen muß, glaubt man sich durch Herabsetzung seiner Reellität schadlos halten zu dürfen. Daß es sehr viel angenehmere Berufsarten gibt als den Erzieherberuf, daß dieser die höchste Anspannung fordert, die schwerste Verantwortung auferlegt, daß die Einrichtung, die Lehrerschaft, die Bedienung einer großen Gemeinschaft auch große Mittel verschlingt, liegt aber doch eigentlich auf der Hand. Gar nicht zu reden davon, daß der sorgenbeladene Erzieher auf die Länge nicht mit Freuden schaffen kann, und daß ein jeder Arbeiter, sogar der Menschenbildner, seines Lohnes wert ist.

Doch das nur nebenbei. Nach dem oben über den Backfisch Gesagten leuchtet es vielleicht ein, daß eine grundsätzliche Aenderung in der Anschauung vom Mädchen, ganz im notwendigen Zusammenhange mit der vertieften Wertung des Weibes überhaupt, erste Vorbedingung des Besserwerdens in der Mädchenerziehung ist. Das Mädchen ist gewiß kein Maskulinum, aber es ist auch kein Neutrum. Will man Mädchen erziehen und nicht bloß hinhalten, unterbringen, bis ihre „Gesellschaftsfähigkeit" riskiert werden kann, so muß vor allen Dingen klar erkannt sein, was für ein physiologisches Wesen man vor sich hat, und weiter wie dies psychologisch bestimmt und bestimmbar ist. In Hinsicht auf die erste Frage half man sich leider vielfach mit einem Begriffe der „Entwicklung", der sehr kurz beisammen war, in der zweiten übersah man leicht das Moment der Persönlichkeit. Hörte man nicht über 15—16jährige Mädchen: sie ist noch ein „halbes" Kind!? Oder: ein halbes Kind ist doch keine „Persönlichkeit"!? Ich erlaube mir die bescheidene Gegenfrage: Entsinnen Sie sich vielleicht zufällig, an welchem Datum Sie eine Persönlichkeit wurden? — — Die Sache liegt doch so: Die Gattungsanlage wirkt mit elementarer Gewalt und will den Typus; die Person, das Ich, auf dem Wurzelboden der Gattung, ist mit dem Menschen gegeben, — zarter, gewiß, anfänglich noch unbestimmter als Erscheinung, je näher am Kinde, aber sie ist da, und jeder Kraft fähig. Die Gefahren der Reifezeit stammen aus der Gattung. Einen Knaben, ein Mädchen erziehen heißt in diesem Zusammenhang: Dafür sorgen, daß das persönliche Wesen nicht mit dem Gattungscharakter zusammenfalle, aber auch nicht in Widerspruch mit ihm gerate. Wie geschieht das? Man antwortet: Der Erzieher wirke durch seine Persönlichkeit auf den zu Erziehenden. Schön und gut. Aber im System der Anlagen des Mädchens muß etwas sein, worauf die Person des Erziehers wirken kann. Auf die Gattung im Mädchen durch methodische Vorstellungen u. dgl. wirken, hier durch Zucht, Buße, Ermahnung die Gattung einschränken, heranziehen wollen, heißt das säen, was die Erziehung zur Prüderie immer erntet. Sondern es kann nur durch die Person des Mädchens auf den Gattungscharakter gewirkt werden; daneben tritt im Physischen einfach die Hygiene. Dabei bleibt es für den Erzieher stets ein Geheimnis, wie durch Herausarbeitung des Persönlichen zugleich das Gattungsgemäße persönlich umgestaltet wird. Es handelt sich also um das genaue Gegenteil zu bisheriger Backfischerziehung. Sie wollte im wesentlichen durch räumliche Trennung von der

reifen Welt einfach gewissermaßen konservieren, ohne zu sehen, daß das Mädchen ein reifendes Weib ist. Und sie glaubte, verleitet durch die Fiktion einer Art Backfischnatur, die sich geradehin „entwickelt“, der bewußten Einwirkung auf die Persönlichkeit, die sie gar nicht gegeben wähnte, entraten zu können.

Aber gerade auf die nichtinstinktiven Mächte des persönlichen Geistes und Charakters muß der Mädchenerzieher sich stützen in der Zeit der Reife. Die starke, aber unbewußte Natur muß gewissermaßen überlistet werden. Instinkt und Ahnung, die sich bei vielen Mädchen mächtiger ankündigen, als erziehende Tanten sich vormachen, müssen das höchste Ziel bekommen. Ländliche Umgebung, körperliche Bewegung, kurz Hygiene muß das übrige tun. Nicht Zerstreuung, sondern Hinanführung an die von Geist und Charakter geformte Welt ist von nöten. Man könnte geradezu sagen, daß es die in der Form herrschende erziehende Gewalt ist, die hier ihre Hauptaufgabe zu erfüllen beginnt; und man wird von diesem Standpunkte aus sofort die Umgangsform in ihrem rechten Lichte sehen. Was die Form ist, braucht das Mädchen nicht zu begreifen, sondern es wird angezogen vom Stofflichen. Aber jeder Stoff soll ihm nur in der besten möglichen Form dargeboten werden. — Alle Erziehung, alle Bildung ist persönlich. Es gibt keine „allgemeine Bildung“, sondern nur ein Gerede davon. Dieser Popanz von „allgemeiner Bildung“ ist aber schuld daran, daß ein Mädchen jahrelang gebildet werden kann und niemals persönlichen Geist, persönlichen Geschmack, den persönlichen Mut zu dem ihm Zuträglichen und Zusagenden bekommt, d. h. daß es „allgemein“ bleibt. Man sagt immer: nach der Schule soll das Mädchen sich weiterbilden. Und doch soll es in der Schule einen Abschluß der Bildung erreichen, — das wird geradezu gefordert. Aber just in dem Abschluß steckt der fatale Irrtum. Wenn Bildung etwas Persönliches ist, dann gibt's keinen Abschluß. Vernünftigerweise kann die Schule, und so auch die höhere Mädchenschule, nur den Anschluß an die lebendigen Quellen der Bildung vermitteln. Die gesellschaftliche Bildungsflunkerei bringt es freilich mit sich, daß die Frage gestellt wird: was für ein Maß von Worten und Sachen muß das Mädchen, das die Schule verläßt, kennen, um die Eltern und sich selbst in Gesellschaft nicht zu blamieren? Während die Frage lauten sollte: ist es eine seinem Alter gemäß kultivierte Natur? Hat es moralischen, geistigen Takt? Weiß es durch das persönliche Urteil seiner sittlich gebildeten Natur „Schlangengift von Theriak“ zu sondern? Hat es gelernt, dem Echten vor dem Unechten den Vorzug zu geben? Ist es der Ehrfurcht, der Bewunderung, des reinen Enthusiasmus fähig? Vor allem — ist es einfach geblieben? Und endlich: hat es schon eine Vorstellung von den Pflichten und von der Würde seines Geschlechts?

Dafür müssen wir Erzieher vor allem sorgen, daß das werdende Weib sich felsenfest davon überzeugt, daß die Frage der Bildung für sie auf dem Boden des Charakters zu lösen ist, und nicht in erster Linie auf dem des Intellekts und der Phantasie. — Was ist unverlierbar aus der Zeit, da das Mädchen von uns geistig beeinflußt wurde, was hält Stich im Eisgang des Gedächtnisses, im Frühlingssturm des Lebens? Was wirkt noch nach aus all den Schulstunden, Exercitien und Extemporalien, wenn der Beruf als Gattin und Mutter alles Fühlen und Sinnen in seinen Bann zwingt? Geht nicht alles unter in den großen Saturnalien, da die Schule verlacht wird als verstaubtes Gefängnis, dem man entronnen ist in die

Freiheit des vollerblühten Lebens? Diese Fragen können uns pessimistisch stimmen, wenn wir auf Exercitien, Extemporalien und Schulstunden uns verlassen haben. Eins steht fest: Umsonst ist das meiste, was mit den Mädchenschuhen abgelegt wird: Mädchengeschichte, Mädchenkunst, Mädchenliteratur, Mädchenmusik. Mit anderen Worten: was auch dem Mädchen dargeboten wird, muß ihm in seiner objektiven Gestalt, und nicht in usum delphini verfälscht dargeboten werden. Wir unterschreiben jedes Wort Spittelers (Lachende Wahrheiten): „Das Kind der Legende und das wirkliche Kind sind zweierlei. Das wirkliche Kind verabscheut im Unterricht nichts mehr als das „Kindliche“ (verstehe das Tändelnde), und versteht in der Kunst nichts so schwer wie das Anmutige. Das Kind will ernst genommen werden, es will wachsen, das heißt sich erhöhen, vergrößern, es will sich ernähren, begehrt also in der Wissenschaft Tatsachenstoff, in der Kunst Fülle und Reichtum. Was ihm selber kindlich oder spielend oder leicht oder überwunden vorkommt, das ist ihm im Unterricht ein Gegenstand der Verachtung .... Die Jugend will nicht das Gefällige, sondern das Ernste. Das Allerbeste, das Allerhöchste ist .... für die Jugend gerade das Richtige“. Es ist Betrug an der Jugend, wenn man ihr das Große, Originale, Echte vorenthält. Wo man aber Schwindelhaber sät, kann man kein Korn ernten. Ein Mädchen wird sicherlich anders empfinden bei der Begegnung mit einem geschichtlichen Helden, als ein Knabe — das berechtigt aber nicht dazu, die Geschichte vorwiegend nach bedeutenden Frauen zu durchstöbern und diese vorzuführen. Mädchen zeigen bei der Schilderung von Frauencharakteren lange nicht das sympathische Interesse wie bei der von Männern. Das werdende Weib sieht ihresgleichen ebenso kritisch an wie das fertige. Das positive Frauenideal gestaltet sich in den Tiefen der Seele. Wehe dem erbarmungswürdigen Pedanten, der es „gelegentlich“ der Iphigenie oder der Dorothea „behufs“ eines Aufsatzes „herausfragen“ will. Ich glaube, daß ein kluges und feines Mädchen dies vom Lehrer impertinent finden wird. Von großer Bedeutung ist es, daß auch ein Mädchen schon bei der Dichtung seines männlichen Ideals unmerklichen Einfluß erfährt.

Namen, Titel, Zahlen verschwinden aus dem Gedächtnis, wenn sie nicht wirr durcheinander wirbeln. Das aus einem reinen Affekt geborne Gefühl aber bleibt, denn es hat auf den Charakter gewirkt und ist nicht zufällig in den Maschen des Gedächtnisses hangen geblieben. Es ist ein alter Jammer mit den Klassikern in der Schule. Es heißt vielfach, daß die Mädchen sich dabei langweilen. Wir versuchen es, z. B. Goethe den Mädchen nahezubringen nach seinem eigenen Wunsche: „Edeln Seelen vorzufühlen, ist wünschenswertester Beruf.“ Hat das gut veranlagte Mädchen den Mut bekommen, sich nicht für ein dummes, kleines Ding, sondern für eine edle Seele zu halten, in allem Ernste, für eine Seele, die in dumpfen, unaussprechlichen Gefühlen das Höchste birgt, und findet es dann, daß der Dichter seiner persönlichen Gefühlswelt mit zwingender Macht eine ewige Dauer gibt, dann hat es den Weg zu sich über die Kunst gefunden. Zum ästhetischen Genuß gewiß nicht die schlechteste Brücke: das Herz.

Wenn der Jüngling zum äußeren Erleben hindrängt und auf Abenteuer versessen ist, so neigt das Mädchen viel eher dazu, alles zum inneren Erlebnis zu machen. Deswegen ist der öde Tand, der frühzeitige Flirt, die krasse Realität der sich jagenden äußeren Eindrücke, wie sie die Großstadt aufdringlich entgegenbringt, verderblich. Es kommt nicht zu gesammelten

Eindrücken, auch das Gute kann nicht haften, das Herz kann nicht bei sich selbst einkehren. Die Gedanken jedes Mädchens schweben leise klopfend an den Pforten eines erhofften Paradieses. Werden sie nicht unzarter, stürmischer, jäher, wenn das junge Geschöpf tagtäglich in den Jahren reizbarster Aufmerksamkeit und Neugier durch die Straßen der Großstadt mit ihrem faunischen Gesichte wandeln muß? Kann es überhaupt, auch bei größter Wachsamkeit von Eltern und Erziehern, reinen Fußes und Herzens über den Flutschlamm gehen? In manchen Fällen gewiß. In den meisten glauben wir es nach unsern Erfahrungen nicht.

Daher ist das Land für einige Jahre der gebotene Schauplatz der Erziehung. Und hauptsächlich deshalb haben Erziehungsgemeinschaften außerhalb des Elternhauses ihre selbständige Bedeutung. Man kann vielleicht einfach sagen: Die Atmosphäre auf dem Lande ist in jeder Hinsicht gesünder. Dies bedarf in unseren Tagen keiner näheren Begründung. Von unserm Standpunkt aus ist ein Hauptvorzug des Landes der, daß es nicht die Stadt ist. Es ist oft hervorgehoben, daß man auf dem Lande wirkliche Kühe, Schweine, Enten u. s. f. sieht. Gewiß ist das hübsch. Daß die Mädchen gerade Hühner und Gänse pflegen müssen, um so die Natur kennen zu lernen, halten wir nicht für absolut notwendig, sondern eher, daß sie diese Tiere schmackhaft zubereiten können. Die Pflege der Tiere erfordert Zeit (und diese ist bei bester Einteilung gemessen), — es genügt nicht, ihnen gelegentlich Futter zuzuwerfen. Und nur zu leicht bekommt dilettantische Befassung mit der Gutswirtschaft einen faden Beigeschmack von Koketterie: „Ich, das feine Mädchen aus der Stadt, füttere mit eigener Hand — Hennen!" — Sie sollen Blumen pflegen, ihr kleines Beet besorgen, Vögel füttern, in Feld und Wald sich ergehen (wohl auch einmal bei Nacht), spielen, springen, spazierengehen, und zwar in jeder Jahreszeit und auch bei schlechtem Wetter. Eislauf, Rodeln, Ballschlagen, Tanzen — das sind die gegebenen Zerstreuungen im Freien. Wir halten es für verfehlt, mit jedem Aufenthalt in der Natur einen lehrhaften Zweck zu verbinden und immer etwas „Nützliches" zu treiben. „Und nichts zu suchen, das war mein Sinn" — das ist weibliche Art, sich zu ergehen. Der tägliche Umgang mit der Natur hat an und für sich die schönsten Nebenwirkungen. Er entwöhnt vom Luxus. Ihr Reichtum erscheint allmählich dem noch unverdorbenen Herzen überschwänglicher als alle Ueppigkeit der Menschen. Zunächst aber langweilen sich die Mädchen aus der Stadt auf dem Lande. Ein kleines Großstadtkind, das sein Schwesterchen zu uns begleitet hat, sagte nach einigen Tagen: „Bei euch heraus ist's fad! Ihr habt keine Elektrische, keinen Promenadeplatz, keinen Englischen Garten!" Was die Kleine naiv aussprach, denken sich am Anfang die Größeren. Die rechte Stellung zur Natur gewinnt ein junges Wesen eben erst mit wachsender geistiger Reife, d. h. bei gleichzeitiger Kultur des Geistes. Sonst wären Bauernmädchen unser Ideal von Weiblichkeit. — Uebrigens sollen sich auf dem Lande die inbrünstigen Exklamationen über die Schönheiten der Natur verlernen. Jede echte Liebe, auch die zur Natur, macht wenig Worte. So spricht sich auch die Naturfreude einer Mädchenschar am ungezwungensten im Gesange aus. Wenn fern im Dorfe die Sensen unter dem Hammer klingen, die Glocke der nahen Kirche tönt, wenn der blaue Rauch über den dunkeln Ziegeldächern ruht und die Sterne aufblitzen, dann ist die Stunde der unnennbaren Gefühle, es wird in den Lauben des Gartens das Lied laut, und zwar meist das melancholische Lied. Diese Art Schwärmerei ist dem Mädchen natürlich, es ist ihm eine Wohltat, sich ihr hinzu-

geben, denn sie ist rein. Wer das sentimental schelten will, der setze in solchen Abendstunden etwas besseres an die Stelle. Wir versprechen nicht, die Mädchen auf jeden Käfer oder jede Blume zu dressieren, sondern überlassen es dem Käfer und der Blume, das Mädchen zu finden. Es gibt hundert Ritzen und Türchen in der Seele, durch die sich das Mannigfaltige der Natur einschleicht. — Von der Bewegung sagt uns die Natur und der Arzt, daß sie notwendig ist wie das liebe Brot. Aber sie ist kein Allheilmittel. Mädchen in der körperlichen Entwickelung bedürfen manchmal der Ruhe — man kann da nicht kommandieren wie bei Knaben. Ja, es ist erste Pflicht, über dem zarteren Organismus des werdenden Weibes sorgfältig zu wachen. Körperliche Ueberanstrengung kann ebenso gefährlich werden wie geistige. Abhärtung gegen Wasser und Luft ist im allgemeinen die beste hygienische Praxis, — und Enthaltung von Alkohol.

Bisher ist scheinbar nicht oder nur wenig vom „Schertlinhaus" die Rede gewesen. Doch nur scheinbar. Wir zogen es vor, den inneren pädagogischen Charakter des Hauses auf indirekte Weise zu schildern. Die Einrichtungen einer Anstalt sind bald aufgezählt, sie gleichen sich auch meist auf ein Haar. Anders steht es mit dem Erziehungsheim. Der Unterschied zwischen der Erziehungsanstalt und dem Erziehungsheim liegt darin, daß in jener es wesentlich die unpersönlichen Einrichtungen, in diesem es der unmittelbar persönliche Einfluß ist, der die Gemeinschaft ordnet und belebt. Die Anstalt ist so groß, daß sie regiert werden muß. Sie ruht auf der Organisation und dem statutarischen Gehorsam der Zöglinge. Die Einrichtungen sind sofort sichtbar, sind überall gegenwärtig. Wer in ihren Geleisen geht, und das tun die meisten, fällt nicht auf — er ist ein braver, einwandfreier Zögling und Schüler. Legalität reicht im ganzen aus: im übrigen kann das junge Menschenkind unter der Decke der Gesetzmäßigkeit unberührt bleiben. Das Heim hingegen, das sein Vorbild in der Familie sucht, hat von vornherein einen freieren Charakter. Ohne Einrichtungen, die auf Zucht und Ordnung abzielen, kann es ja nicht bestehen. Allein, wenn die Anstalt, bei Zuziehung von mehr Lehr- und Aufsichtspersonal, beliebig vergrößert werden kann, so sind dem Heim in Bezug auf die Zahl der Zöglinge Grenzen gesteckt. Die Zahl von fünfundzwanzig bis dreißig ist gerade noch klein genug, um der Macht des persönlichen Einzelwillens zugänglich zu sein. Dazu muß freilich treten, daß alle am Heim tätigen Erzieher und Erzieherinnen in engem persönlichem Verhältnis zu einander stehen, und einmütig sich dem besonderem Ziele des Hauses widmen. In einer so beschränkten und geleiteten Erziehungsgemeinschaft muß aber in hohem Maße das Vertrauen des Zögligs dem Erzieherwillen entsprechen. Es kommt freilich vor, daß dies Vertrauen nicht herzustellen ist. Die Beziehungen zwischen den Erziehern und einem solchen Mädchen bleiben äußerlich, legal. Aber ein solcher Zögling schwärt sich meistens bald aus dem Organismus hinaus. Er übt einen Druck auf die Eltern, er will fort und geht fort: einer privaten Erziehungsgemeinschaft glaubt man ja oft nicht die Rücksicht zu schulden, die man staatlichen Einrichtungen ohne weiteres entgegenbringt. Also der Zögling geht. Und es ist im Grunde besser so. In einer Anstalt nun können unzufriedene Zöglinge länger bleiben. Das Schelten und Herabsetzen gewöhnt sich, es ist die Würze des Anstaltslebens. Unpersönlichen Einrichtungen tut das ja nicht weh, auch ist die moralische Schädigung, die für die Schülerin daraus hervorgeht, nicht so groß. Im Erziehungsheim aber ist launische Unzufriedenheit viel schlimmer. Sie wirkt

hier fast so gefährlich wie in der Familie. Denn bei dem engen Verkehr erfordert die Unzufriedenheit mehr Verstellung, die Lüge zieht ein und die Krisis ist da. Die Blasiertheit und Médisance eines einzigen Mädchens kann in dieser Beziehung Wunder wirken. Sehr lange währt aber ein solcher Zustand nicht. Die Atmosphäre entlädt sich bald, oft bei einem geringfügigen Anlaß. Wo aber das Vertrauen einmal Wurzel gefaßt hat, da schlagen die Wachstumstriebe des persönlichen Verhältnisses herrlich aus. Den festen Kern der Erziehungsgemeinschaft bildet die Familie mit eigenen Kindern. Die Hausmutter weilt mit dem anvertrauten Kinde so und so oft allein in vertraulichem Gespräch, jedes Anliegen wird an sie gebracht, die im Heim tätigen Erzieher nehmen mit den Hauseltern und Zöglingen die Mahlzeiten gemeinsam ein, man findet sich neben der Schule zu Musik, Vortrag, Lesen, Spiel zusammen — kurz, ununterbrochen bleiben die Mädchen in persönlicher Berührung mit ihren Erziehern, ohne daß lästige Polizeiaufsicht geführt wird.

Die Schule hat fünf Klassen und ist auf den Lehrplan einer höheren Mädchenschule eingerichtet. Der Unterricht wird nur am Vormittag erteilt, in 6 Stunden zu je 45 Minuten, mit einer größeren und einer kleineren (Bewegungs-)Pause. Sie ist in die vom Geiste der Familie beherrschte Gemeinschaft hineingebaut als das wichtigste Bildungs- und Erziehungsmittel: selbständig, und doch durch die Einheit der Personen, die auch an der Erziehung im besonderen arbeiten, eng mit dem Hause verbunden. Ihr Lehrgang ist fest geregelt; neben ihr stehen mannigfache ergänzende und weiterführende Einrichtungen. — — Das „Schertlinhaus" liegt zu Burtenbach im bayerischen Schwaben, auf dem Kirchberg über dem Tale der Mindel, in der einfachen, waldigen Hügellandschaft der Hochebene, — mitten im Grünen, umgeben von einem großen Gartengut mit Wäldchen und Wiese. Es ist gegründet und geleitet von Pfarrer Ernst Zech-Mehl und seiner Frau Luise.

Wenn etwas in der Welt, dann bedürfen die Grundsätze der Erziehung ihrer Bewährung in der Zeit. Zwölf Jahre stiller Erziehungsarbeit an Töchtern unserer gebildeten Stände sind vielleicht ein hinreichender Rechtstitel für das Wagnis, von einem ernsten Versuch auf dem Gebiet der Mädchenerziehung auch öffentlich eine Art Rechenschaft abzulegen.

Burtenbach bei Augsburg. Tim Klein.

Ueber Aufsteigen und Durchfallen an den königlichen bayrischen humanistischen Gymnasien.[1])

Von Rudolf Blümel, kgl. Gymnasiallehrer in Würzburg.

„Rücksichtslose Strenge" wird von dem Rektor und den Lehrern eines humanistischen Gymnasiums verlangt, wenn es sich um das Aufsteigen von Schülern in die nächsthöhere Klasse handelt.

[1]) Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß sich meine Ausführungen gegen Zustände richten, nicht gegen einzelne Anstalten, auch nicht gegen einzelne Personen, vor allem nicht gegen die Anstalten und ihre Vorstände, mit denen ich dienstlich in Beziehung getreten bin. Sollte daher jemand diese Ausführungen zu einem Angriff gegen meine früheren Vorstände oder gar gegen meinen jetzigen Rektor, Herrn Doktor Zipperer, ausnützen, so erkläre ich schon jetzt einen solchen Angriff für ungerechtfertigt.

Das ist nun keineswegs der einzige Grundsatz, der bei diesem unangenehmen Geschäfte gilt. Ein anderer lautet: „Je tüchtiger der Lehrer, desto mehr Schüler erreichen das Klassenziel."

Es ist klar, daß beide Sätze beherzigt werden müssen; der zweite gilt während des Schuljahres, er muß den Lehrer veranlassen alle Kräfte und alles Geschick aufzubieten; dann erst ist der Boden da für die gerechte Betätigung der rücksichtslosen Strenge am Jahresschluß. Die rücksichtslose Strenge muß aber anderseits in der Beurteilung der Leistungen schon das ganze Jahr durch geübt worden sein.

Das liest sich schön, nur ist es in Wirklichkeit ganz anders. Wer es mit der rücksichtslosen Strenge hält, der wird es in verschiedenen Abstufungen und bei verschiedenen Gelegenheiten nicht immer deutlich zu hören, aber um so deutlicher zu fühlen bekommen, daß er „nach Grundsatz zwei", (durch Grundsatz eins, die rücksichtslose Strenge!) seinem Ruf als tüchtiger Lehrer geschadet hat.

Die Kunst, die ja das ganze Leben durchdringen soll, hat sich bis zur Stilisierung der Fortschritte der einzelnen Gymnasialklassen und des gesamten Gymnasiums aufgeschwungen. Licht und Schatten sind anmutig verteilt, die Schatten, d. h. die Zahl der durchgerasselten und der mit Vermerk bedachten Schüler darf ein gewisses ästhetisches Verhältnis nicht überschreiten, sonst hat der Gymnasiallehrer seine Pflicht nicht getan, der Rektor natürlich auch nicht, weil er ihn überwachen soll.

Nun muß ohne weiteres zugegeben werden, daß die Strenge von den einzelnen wirklich übertrieben werden kann und daß — das ist natürlich wieder etwas anderes — der eine oder der andere Lehrer nicht das Maß von Fleiß und namentlich von Tatkraft anwendet, das nötig wäre um seine Schüler voranzubringen. Aber schauen wir uns die Sache von allen Seiten an! Wenn der Lehrer wirklich faul und ungeschickt ist, so bleibt ihm immer noch die eine Rettung: die Stilisierung oder das Aufputzen der Leistungen seiner Schüler. Ich weiß einen Fall, wo ein Lehrer seine Klasse verschlampte, aber ausgezeichnete Schulaufgaben erzielte, da er sie vorher andiktierte, schriftlich übersetzte und tags darauf mit unmerklichen Veränderungen als Schulaufgabe bearbeiten ließ. Die Folge war ein scheinbar glänzender Klassenstand und ungezählte Vierer in der folgenden Klasse. Der unehrliche Ordinarius galt bei dem redlichen und gescheiten Rektor als einer der vorzüglichsten Lehrer, die Unfähigkeit lag aber nach dem Urteil des Rektors bei dem ehrlichen Ordinarius. Das ist ein krasser Fall, auch ein ganz ungewöhnlicher.[1]) Aber ich glaube, es gibt noch mehr Rektoren, die sich einer guten Stilisierung der Schülerleistungen durch ihre Lehrer freuen, dieselben Fortschritte aber anders, d. h. schärfer stilisiert nicht recht erfreulich finden würden. Damit will ich nun den Rektoren keinen speziellen Vorwurf machen. Die Grundsätze und die Handlungen der einzelnen bedingen ja in ihrer Gesamtheit das System, umgekehrt bedingt aber auch das System als Gesetz und als Beispiel die Grundsätze und die Handlungen der im System Angeordneten. Unmerkliche Veränderungen einschneidendster Art sind bei jedem System unvermeidlich, wer aber offenkundig das System verletzt, wenn er auch nur die Widersprüche des Systems auf eine im System sonst unübliche Weise löst, der vergeht sich gegen das System.

Alles das gilt selbstverständlich auch vom Gymnasialbetrieb. Der Gym-

[1]) An dem betreffenden Gymnasium war ich niemals tätig.

nasiallehrer darf ja nicht betonen, daß er wirklich unfähige Köpfe hat, noch weniger, daß die Zahl dieser Unfähigen das ästhetische Verhältnis überschreitet. Er hat ja nur die Zauberkünste der induktiven Methode und der individuellen Behandlung anzuwenden, dann ist auch die dickste Dummheit wie weggeblasen. Vielleicht kann er durch entsprechende Behandlung des Schülers oder durch Zureden gegenüber den Eltern den Austritt des einen oder andern bewirken; wenn er namentlich das erste nicht will, bleibt ihm die Betätigung des pädagogischen Geschickes in der Stilisierung der Leistungen, wobei ich als selbstverständlich annehme, daß die zu milde Behandlung alle Schüler trifft.

Unter solchen Umständen hat sich natürlich die rücksichtslose Strenge oft in ihr Gegentheil verkehrt. Am Schlusse der ersten Klasse heißt es: Ach, der arme Kleine tut sich noch hart, warten wir noch ab, es wird schon gehen; später bekommt er vielleicht einen Vermerk,[1]) den er höchst notdürftig auswetzt, und so geht es fort, bis er glücklich die Klasse erreicht hat, wo es eine Grausamkeit wäre ihn durchfallen zu lassen, auch wenn seine Unfähigkeit glatt zu Tage liegt. Es geht ja nicht allen so gut, manchen ereilt das harte Geschick, darunter einzelne nicht bloß einmal, ja, es kommt bis zur Abweisung — doch auch hier gibt es noch eine letzte Rettung, die Dispense. Einige sind freilich nicht so dumm sich werfen zu lassen. Sechs Wochen vor Schluß, wenn ihnen das Wasser bis zum Hals geht, treten sie aus und kommen am Anfang des nächsten Jahres kaltlächelnd wieder. Ich weiß genug Fälle, wo die Schüler am selben Gymnasium wieder aufgenommen wurden und mit Ach und Krach die Prüfung „bestanden". Wieder andere haben sich dadurch gerettet, daß sie versprachen das Gymnasium nicht mehr zu besuchen, falls sie in eine bestimmte Klasse aufsteigen dürften, z. B. wenn sie mit der Erlaubnis zum Vorrücken in die siebte Klasse das Einjährige bekämen — sie sind dann wohlgemut wiedergekehrt. Wer will ihnen dann etwas machen? Ich denke, in diesen beiden Fällen ist der Lehrkörper, der das unnütze Glied nicht abstößt, viel weniger zu entschuldigen, als der unreife Kerl, der vom Kampf ums Dasein hart gerüttelt wird, den vielleicht die Eltern in seinem Tun unterstützen, wenn ich auch zugebe, daß der zweite Fall (Gewährung z. B. des Einjährigen) sich viel eher verteidigen läßt als der Erste.

Man könnte sich nun denken: das Gymnasium will gegen die Schüler, die es einmal hat, nicht gar zu streng sein. Hier ist zu entgegnen: Durchkommenlassen kann eine furchtbare Grausamkeit sein. Es ist für jeden Schüler, der es irgendwie ehrlich meint, eine Qual einer Klasse, einer Anstalt anzugehören, die ihm zu hoch ist. Für manche ist ein Repetieren höchst notwendig zum Sammeln des Stoffes, den der Schüler in einem Jahre nicht bewältigen konnte. Mancher Schüler muß sich geradezu sagen: Ja, warum gehts denn jetzt?

Dieselbe unberechtigte Milde wird aber, und das ist sehr wesentlich, auch gegen jene Neueintretenden angewendet, für deren Fortschritte das Gymnasium nicht verantwortlich ist. Die Privatstudierenden, die das Absolutorium machen, werden nun, selbst wenn sie Damen sind, sicherlich (in ganz gerechter Weise!) nicht milder behandelt als die eigenen Schüler. Aber eine ganz merkwürdige Milde herrscht gegen die Schüler, die aus Privatunterricht in die II. oder eine höhere Klasse eintreten sollen und gegen die Kleinen, die sich der Aufnahmeprüfung in die erste Klasse unterziehen.

Die Schüler, die sich für die zweite oder eine höhere Klasse melden,

[1]) Wer in zwei Fächern am Jahresschluß vier hat, fällt durch, wer in einem Fache vier hat, bekommt einen Vermerk, das heißt, wenn er im nächsten Jahre in demselben Fach wieder vier bekommt, fällt er ohne weiteres durch.

haben durch ihren Privatunterricht durchaus nicht immer die Grundlage bekommen, deren sie zum Draufbauen bedürfen. Darunter leidet am meisten der arme Kerl selbst, der anfänglich — im Latein wenigstens — gewöhnlich viel mehr weiß als die andern, die in der Vakanz den Drill nicht gehabt haben, in andern Fächern aber vielleicht ungenügend vorbereitet worden ist und auch in seinem „Hauptfach" oft unter dem Hohn der anderen mehr oder weniger zurückbleibt.

Und die Anwärter auf die I. Klasse? Auch diese armen Teufel kommen gedrillt, statt ausgeruht in das erste, fürchterlichste Examen, gedrillt auf Dinge, die sie als ordentliche Schulbuben nicht soweit vergessen können, daß sie zur Aufnahme in die I. Klasse nicht befähigt wären.

Und wie milde werden die so schwer Gerüsteten dann bei der Aufnahme behandelt! Es ist gerade, als ob es eine Schande fürs Gymnasium wäre, Leute als unbefähigt abzuweisen, für deren Vorbildung es gar nicht verantwortlich ist. Tatsächlich will aber auch das Gymnasium möglichst wenige abweisen, die an seiner Türe pochen, oder anders gewendet: Unser königliches bayrisches humanistisches Gymnasium sieht ängstlich darauf mit möglichst großen Schülerzahlen prunken zu können. Daher denn auch die Milde gegen alle sich ihm Zuwendenden, daher anderseits die verhältnismäßig strenge Behandlung der privat Absolvierenden, die ja die Schülerzahl nicht vermehren.[1]) Es soll eine eigene Rektorenkrankheit geben, die Frequentitis. Diese Frequentitis — das Verlangen möglichst viele Schüler oder wenigstens möglichst viele Schüler aus höchsten Kreisen zu besitzen — soll besonders in Städten mit mehreren Gymnasien, aber auch an solchen mit nur einem Gymnasium herrschen.

Dieses Verlangen nach der großen Zahl hängt auch mit dem Schulgeld zusammen; je mehr Schüler, desto mehr Schulgeld. Es geht die Sage, mancher Rektor habe armen Schülern das Schulgeld teilweise oder ganz bezahlt — er wollte einem armen Teufel helfen ohne infolge seiner Milde vom Ministerium eine Rüge zu erhalten, weil er zu wenig Schulgeld abliefere.

Soweit der Tatbestand — was sind die Folgen? Quantität ist in den seltensten Fällen auch Qualität, diese Wahrheit ist sehr zu beherzigen. Tatsächlich hat auch nur die Zahl der Schüler zugenommen, ihre Leistungen haben noch viel mehr abgenommen und nehmen noch fortgesetzt ab. Große Milde in der gegenwärtigen Zeit, wo „einfach alles studieren will", ist nur ein Mittel ganz unfähige Köpfe anzulocken. Es ist ja, als ob die Humanisten in die Welt hinausriefen: Kommt alle, gescheit und dumm, wir geben euch die schönsten Berechtigungen, wir stoßen so schnell keinen ab. Sie bedenken dabei gar nicht, daß sie eine Auslese treffen sollen, daß sie nicht die Aufgabe der Volksschule haben alle geistig Gesunden, die man ihnen bringt, anzunehmen und auszubilden.

Tatsächlich ist der Stand der Gymnasien, was durchschnittliche Fähigkeiten und Kenntnisse der Schüler anbelangt, bedeutend gesunken; namentlich in den größeren Städten, wo die Buben lange nicht so willig und in ihren Gedanken so ganz aufs Studium gerichtet sind wie die Bauernbuben, wo sie noch dazu durch alle möglichen anderen Reize fortwährend abgelenkt werden, trifft man in vielen Klassen einen erschreckenden Tiefstand an. Der Gymnasiallehrer hat nun die angenehme Wahl, entweder seine Pflicht zu tun und

[1]) Hier mag auch die Tatsache erwähnt werden, daß nicht alle Oberrealschüler zum lateinischen Wahlunterricht zugelassen werden, sondern nur die besseren. Gegen diese Beschränkung ist schon an sich manches einzuwenden, sollte sie in ähnlichen Fällen auch an andern Anstalten gelten oder an keiner.

sich dafür durch die Blume wegen seiner Strenge unfähig schelten zu lassen, oder gegen sein Gewissen schön zu färben. Es scheint, daß recht viele dem Druck doch nachgeben; schließlich wird die Gerechtigkeit des einen verglichen mit der Milde des anderen zur Härte und er mag sich denken: „Schließlich soll der Huber und der Müller auch nicht deswegen durchfallen, weil er bei mir ist".

Es muß also oft mit Klassen gearbeitet werden, die als Ganzes unfähig, dazu oft noch überfüllt sind. Aber es ist ein bestimmter Stoff vorgeschrieben, der muß durchgenommen werden. Wie soll das nun anders gehen, als durch Drill? Unsere Schüler wissen ja genau, daß ihnen durch die induktive Methode alles vorgekaut werden muß; nun sind sie vielfach zu faul, auch oft nicht gescheit genug um es zu behalten, also neues Vorkauen! Es ist schon vorgekommen, daß in der Oberklasse die griechischen Verbe auf — mi durchkonjugiert wurden. Es ist gar nicht zu sagen, wie stumpfsinnig ein solcher Drill wird; der Unterricht wird für beide Teile viel wertloser, aber auch viel anstrengender. Aber was bleibt einem bei einem Klassiker für eine Wahl bei einer unfähigen Klasse, als entweder der öde Drill oder eine Schwimmerei? Da ist es gleich gescheiter, eine anständige Uebersetzung herzunehmen, die Mehrzahl der Schüler hat ja doch schon eine. Man kann ruhig sagen: Je „humaner" die humanistische Bildung wird, desto mehr sinkt sie. Wer ist denn übrigens an diesem Drill schuld? Diejenigen, welche das Abschieben unnützer Elemente verhindern und die Eltern, die sie bringen. Gerade diese beiden Teile machen dem Gymnasiallehrer am ehesten Vorwürfe über geistlosen Drill, aber sie mögen sich überlegen, ob immer e r daran schuld ist.

Unsere Schüler, die überhaupt meistens recht schlau sind, wissen auch bald genau ihre Leistungen den Forderungen entsprechend zu gestalten und mit möglichst wenig Mitteln möglichst viel zu erreichen. Das ganze Verfahren, das so oft Unwürdige verschont und doch nicht immer den Fleißigen retten kann, muß auf alle Schüler, selbst auf den Verschonten ungünstig einwirken, gerade am Gymnasium, wo die Moral so sehr betont wird. Es gibt noch viele ehrliche strebsame Kerle, aber gerade gefördert wird ihr ehrliches Streben nicht, wenn sie mit ansehen, daß mans bequemer auch haben kann, sowohl das Durchkommen als die anständigen Noten.

Ueberhaupt ist das ganze Verfahren nicht aufrichtig, das ist das Allerschlimmste an der ganzen Sache.

Jeder mag es mit seinem eigenen Gewissen ausmachen, welchen Teil er an der Unwahrhaftigkeit des Systems hat. Dabei ist wohl zu unterscheiden, ob Zwang ausgeübt oder Willensfreiheit gewährt wird und wer in ersterem Falle der Geschobene ist; dann, ob der Einzelne bei seinen — freien oder gezwungenen oder Zwang ausübenden — Handlungen seiner Ueberzeugung folgt oder nicht.

Die Gefahr, die dem humanistischen Gymnasium durch diesen inneren Widerspruch droht, kann nicht schwer genug eingeschätzt werden. Dies Anzeichen und andere lassen darauf schließen, daß sich das humanistische Gymnasium, so weit es mit seinem Schülermaterial so leichtsinnig umgeht, in einer gefährlichen Zersetzung befindet, die viel bedenklicher ist, als die Angriffe gegen das Gymnasium und seine bevorzugte Stellung (die zum Teil auch ihre Berechtigung haben). Schade um die aufreibende Arbeit so vieler pflichtbewußter Schulmänner, hoher und niederer, die unter anderen Umständen etwas höchst Erfreuliches leisten könnten, wenn sie nicht gezwungen wären mit ganz unfähigen Schülern zu arbeiten.

Was nützt nun den Schülern ihr Absolutorium, wenn die Zahl der Absol-

venten immer wächst? Gewiß, es kann jetzt mancher ein tüchtiger Beamter werden, der früher das Gymnasium nie absolviert hätte — „tüchtig am Gymnasium“ ist ja durchaus nicht immer gleich „tüchtig im Leben“. Aber wann erreicht er sein Ziel? Es ist zum Erschrecken, wie überfüllt alle akademischen Berufe sind, (soweit sie nicht „gesperrt“ sind wie das Forstwesen). Es werden da und dort Stimmen laut, die vor einzelnen Berufen warnen; den Strom will man zurückhalten, niemand will daran denken, die Quelle zu verstopfen, d. h. an dem Gymnasium mit aller Strenge vorzugehen. Was hilft denn die „Milde“, die den Sturz in einen niederen Beruf, der dem Absolventen selbst nach dem juristischen Staatskonkurs noch droht, nur auf eine spätere Zeit hinausschiebt, wo der Mensch alles viel härter empfindet als in jungen Jahren? Sein Absolutorium hilft ihm dann, wenn er die akademischen Berufe verfehlt hat, gar nichts mehr.

So lange wir am Gymnasium das Berechtigungswesen haben, müssen wir auch an den Kampf ums Dasein denken, der unseren Schülern später nicht erspart bleibt. Wenn nun der Kampf ums Dasein lieber eine früh geübte, entschiedene Grausamkeit verlangt als eine zaudernd und spät geübte, wenn unser Gymnasium bei der falschen Milde bloß herunterkommt, sowohl in den Leistungen als auch namentlich in der Achtung der ehemaligen Schüler, so bleibt nur eines übrig, das ist eine wirklich rücksichtslose Strenge gegen alle Elemente, die durch ihre Unfähigkeit oder Faulheit den Unterricht jetzt nur hemmen. Wir wollen lieber wenigen die Berechtigung geben, die dann auch etwas davon haben, als vielen, die durch ihre Masse ins Gedränge kommen. Wir sollten doch auch bedenken, daß unsere Ueberproduktion im Berechtigungswesen die Entwertung unserer Berechtigungsscheine nach sich zieht, deren hoher Wertstand jetzt freilich noch künstlich durch Unterdrückung anderer Mittelschulen aufrecht erhalten wird — wie lange? —

Einzelvorschläge kann ich hier nicht bringen. So viel ist sicher, es ist unangebracht wirklich unfähige Schüler wegen ihrer Armut zu begnadigen. Die hier geübte „Barmherzigkeit“ ist in Wirklichkeit eine Grausamkeit. Krankheiten und Unglücksfälle in der Familie sollen das endgültige Urteil über einen Unfähigen nur aufschieben, nicht aufheben. Im übrigen muß es in Zukunft ermöglicht werden, die Unfähigen und Faulen viel schneller abzustoßen, als es jetzt möglich ist.

Selbstverständlich gelten diese Forderungen für alle anderen Mittelschulen; ob auch ihnen diese Vorwürfe zu machen sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Erst wenn diese eine Lebensfrage des humanistischen Gymnasiums richtig gelöst ist, wird es möglich sein, an die Lösung anderer brennender Fragen namentlich von Unterrichts-, ich glaube auch Standesfragen zu gehen.

Der Ur-Cicerone.

Der Cicerone. Neudruck der ersten Auflage. Mit einem Nachruf für Burckhardt von W. Bode. In drei Bände gebunden M. 16. Leipzig, E. A. Seemann.

Verehrer des großen Jakob Burckhardt hatten seit Jahren bedauert, daß die erste Auflage des Cicerone, die einzige von ihm selbst und allein besorgte, nur mehr mit Gold aufzuwiegen war; sie war so selten geworden wie der Rabelais von Regis oder die erste Fassung des Grünen Heinrich. So schonend auch Wilhelm Bode in den weiteren acht Auflagen mit dem Urtexte umging — wer die beiden Ausgaben stichprobeweise vergleicht, wird sich dankbar davon überzeugen —, so wuchs dennoch der Wunsch, ein historisch gewordenes Werk in der Form zu genießen, in der es zuerst Wirkung

und Einfluß gewann. Seit der Originalausgabe ist das Wissen um die italienische Kunst des Altertums und der Renaissance vielfach bereichert, sind Burckhardts Angaben berichtigt, verbessert, vermehrt worden. Manche seiner Vermutungen hat sich als instinktsichere Ahnung, mancher seiner Schlüsse als irrig erwiesen. Wie stark der Persönlichkeitsgehalt des Werkes ist, zeigt sich darin, daß der Wunsch, es in seiner ersten Gestalt zu besitzen, nicht durch die umsichtig auf der Höhe der jeweils letzten Ergebnisse der Forschung gehaltenen Neuausgaben gemindert werden konnte. In seiner begeisterten Schätzung der Hochrenaissance ist Burckhardt für die kunstgeschichtlichen Wertungen der Reisebücher maßgebender gewesen, als dem Einzelnen je nach Geschmack und Neigung immer lieb sein mag. Mit all seinen glänzenden Vorzügen und seiner gelegentlichen Einseitigkeit, seinen offen ausgesprochenen oder zwischen den Zeilen zu lesenden Sympathien und Abneigungen ist der Cicerone so sehr die natürliche Aeußerung einer reichen und mächtigen Individualität, daß er als solche, wie als Meisterwerk prägnant charakterisierender Sprache, auch von denen genossen wird, die nicht mit jedem seiner Urteile übereinstimmen, und neben dem Reize der Bestätigung ebenso oft den nicht weniger feinen Genuß des Widerspruches in ihm suchen. Vermehrten Genuß noch erarbeitet sich, wer diese erste mit einer der neuesten Ausgaben vergleicht, und in geduldigem Nebeneinander Streichungen, Hinzufügungen, Abschwächungen und gänzliche Umbiegungen der ersten Fassung inne wird.

J. H.

Notiz.

Auf vielfältige Anfragen hin haben wir die Buchdruckerei, in der die Broschüre meines Vaters, Carl von Pidoll's: „Aus der Werkstatt eines Künstlers, Erinnerungen an den Maler Hans von Marées," im Jahre 1890 als Manuskript gedruckt wurde, ermächtigt, sie neu abzudrucken und in den Handel zu geben.

Wir bemerken hierbei, daß mein Vater sich geweigert hatte, die Broschüre in derselben Form zu veröffentlichen, sich aber mit dem Gedanken einer Neubearbeitung und Erweiterung trug und diesbezüglich einem Verlage bereits Versprechungen gemacht hatte. Diese Absicht ist unausgeführt geblieben. Wir wollen, da die Manuskript-Auflage erschöpft ist, die Broschüre den Freunden Mareesscher Kunst nicht weiter vorenthalten. Es erscheint also demnächst ein unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe im Verlage von Viktor Bück in Luxemburg.

Hans von Pidoll.

Erna Ludwig, Gedichte. (München, R. Piper & Co. 1908.)

Was ist modern an unserer modernen Lyrik? Gedanken? Tendenzen? Gerade der echten Lyrik steht nach einem treffenden Ausspruch Hebbels der Umstand im Wege, daß sie anscheinend immer das alte, das gewöhnliche, das längstbekannte bringt. Tendenzen aber pflegen der Poesie und vollends der Lyrik selten förderlich zu sein. Und ist selbst die soziale Lyrik etwas neues? Vor 200 Jahren wäre sie es gewesen. Seitdem hat man wiederholt in Wirklichkeit und Poesie das soziale Gewissen je nach Bedarf an- und ausgezogen. Und die Form? Als das moderne wird im wesentlichen die Umgestaltung dessen gerühmt, was man innere Form nennen könnte: die

Formung des dichterischen Denkens. Der neue dichterische Prozeß, dem eine Verjüngung unserer Lyrik zu danken sei, stelle sich dar als ein Fortschreiten von allgemeinerer Betrachtung der Dinge, der Natur usw. zu besonderer, als das subtilere und differenziertere Erfassen einzelner Eindrücke. So hören wir reden und lassen uns von „reich bewegter Anschauungswelt" und dergl. berichten. Wiederum könnte uns ein Ausspruch Hebbels über die Lyrik von — 1838 ein nachdenkliches Memento entgegenrufen: „Die frühere lyrische Poesie der Deutschen verschwand im allgemeinen, die jetzige wird am Affektierten zugrunde gehen." Hat das nicht 70 Jahre später wiederum eine ernste Geltung? Unleugbar bedeuten die gesteigerten Ansprüche auf ein genaueres, individuelleres Sehen einen Fortschritt. Wäre er nur nicht damit erkauft, daß so mancher, dem Persönlichkeit fehlte, nun sein Scheinwesen künstlich hinaufzuschrauben suchte, um „eigenes" Sehen in eigene Sprache, eigene Töne zu kleiden. Diese Sucht aber krampfhaft eigenartig zu sein, bescherte uns statt wettringender Titanen vielfach emsig wühlende Pygmäen. Daß nur ja keiner dem Nachbar ins sorglich zurechtgestutzte Gehege komme! In dieser allzuweit gehenden Arbeitsteilung liegen mancherlei Schäden, die unsere Lyrik, auch die Frauenlyrik bedrohen und die sich bezeichnen lassen als Snobismus und Spezialitätentum. Kann es für das zuletzt gesagte ein schlagenderes Beispiel geben, als die selbstbewußten Verse der Marie-Madeleine (s. Mon. caprice, I, in „der Liebe Narrenseil", 1902), da sie sich als echter Snob stolz über die sozialen Forderungen der Gegenwart hinwegsetzt und ihre recht eng begrenzte Spezialität mondainer Parfum- und Stalllyrik vorzieht? Mit dem erwähnten Namen streifen wir zugleich eine andere wenig erfreuliche Seite moderner Frauenlyrik: das ewig brünstige! Marie-Madeleine kokettiert mit dem Unheil, das ihre „Pubertätslyrik" angerichtet:

Und ein Heer von hysterischen Weibern
Im ganzen deutschen Land
Singt jetzt von „weißen Leibern"
Und von „glühender Lippen Brand."

Manche sogar auch, wie die keusche Dolorosa, vom „jubelnden Glück der Peitschenhiebe"!! — — Wehe, wenn sie losgelassen!!

Solche Erscheinungen sind gewiß Auswüchse, leider aber nicht bloß vereinzelte Ausnahmen. Jedenfalls trugen sie dazu bei, manchem den Blick für moderne Frauenlyrik zu trüben.

Es wäre für die Verfasserin des hier vorliegenden Buchs, die den Lesern der S. M. schon durch einige Gedichte bekannt geworden ist, nur ein zweifelhaftes Lob, wenn man ihr zugestehen wollte, daß sie ihre Poesie von solchen Flecken rein hielt. Das versteht sich von selbst für eine so feinfühlige, natürlich denkende Frau, wie sie uns hier entgegentritt, für eine Dichterin, die nach eigenem Bekenntnis in Liedern ihre Seele einen Festtag feiern läßt. Von einer solch' ernsten Persönlichkeit werden wir auch nicht vermuten, daß sie sich in geckenhafter Eitelkeit über die Forderungen der Gegenwart hinwegsetzt, um abseits vom Wege exotische Kulturen anzubauen. Die Dichterin verrät vielmehr warmes soziales Mitfühlen, ohne den Gefahren einseitiger Tendenz zu erliegen, sie nimmt regen Anteil an den idealen Zielen der Frauenbewegung, und das läßt sich nicht nur aus der direkt an die Frauen gerichteten Mahnung herauslesen. Ja vielleicht ist der schmerzliche Grundton vieler Dichtungen daraus zu erklären, daß nicht alle Blütenträume reiften, daß das Bestreben selbständiger Betätigung an einer stumpfen Zeit scheiterte. — Auch im äußerlichen schlicht und ernst, wenig auf den Effekt gestimmt — darin

den meisten Modernen sehr unähnlich — präsentiert sich diese Gedichtsammlung. Vielleicht ist hier die Tugend etwas zu weit getrieben, ich meine in der Anordnung, durch die — nicht zum Vorteil der Wirkung — des öftern Gedichte offenbar früherer Perioden zwischen ausgereifte Schöpfungen gruppiert sind. Als solche voll ausgereiften Dichtungen möchte ich die etwa mit der „Studentenzeit" anhebenden bezeichnen, während gerade die Schlußgedichte wieder manches weniger wertvolle enthalten. Bei jener Gruppe aber finden wir neben farbenfreudigen Naturbildern, die alle Errungenschaften verfeinerten Sehens in überzeugend künstlerischer Weise wiedergeben, starkmutige Hymnen von Leben und Tod, die es an Kraft der Empfindung mit Dichtungen von Ricarda Huch aufnehmen, an die sie bisweilen anklingen. Das oben genannte „Studentenzeit" verdiente in passender Vertonung Gemeingut nicht nur der jungen Studenten zu werden. — Wenn die Anordnung ein Verfolgen des dichterischen Entwicklungsgangs erschwert, so wird doch der fühlende Leser sich den Pfad bahnen können, und es ist nicht bloß ein äußerliches Moment, daß diese Dichtungen, die mit den Klängen ernster, wehmütiger Resignation anheben, mit einem Gruß ans Leben, an die Arbeit verhallen:

„Entschwände mir doch nicht in alten Tagen
Der Arbeit Glück; im ewigen Umfassen
Möcht' ich gesegnet diese Welt verlassen."

München. Robert Hallgarten.

Von dem mit Spannung erwarteten Werke Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche ist der erste Band herausgekommen. Carl Albrecht Bernoulli hat ihn besorgt; der Verleger, Eugen Diederichs in Jena, würdig ausgestattet. Es ist ein stattlicher Band in Großoktav, über fünfthalbhundert Seiten stark; ein Porträt Overbecks und drei Beilagen schmücken ihn. Der zweite Band sollte gleich nach Weihnachten herauskommen. Es ist jedoch wohl möglich, daß sich das Erscheinen wegen eines zwischen dem Herausgeber und Nietzsches Schwester noch nicht entschiedenen Rechtsstreite noch einige Wochen verzögert. Aus diesem Grunde glaubten wir eine vorläufige Anzeige nicht unterlassen zu sollen. Denn die neue Publikation ist, wenn man von den von Nietzsche selbst herrührenden Partien der Försterschen Biographie absieht, unbedingt das bedeutendste Werk der bisherigen Literatur über Nietzsche. Man kann dies Urteil schon auf den ersten Band hin wagen, ohne ein Dementi durch den zweiten befürchten zu müssen. Wir werden nach Vollendung des Werkes darauf mit der Ausführlichkeit zurückkommen, die eine Veröffentlichung von solchem Gewichte beanspruchen darf. S. M.

Neues von Johann Ballhorn.

In dem Liederbuch für Schulen, herausgegeben von Gustav Damm (Theodor Steingräber, Leipzig), findet man (S. 103 Nr. 119) folgendes „Abendlied", das nach einer indifferenten Liedertafelmelodie von Friedrich Kuhlau „ruhig und ausdrucksvoll" gesungen werden soll.

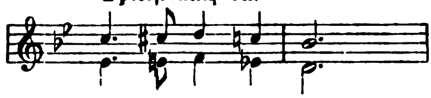
Damm	Goethe
Unter allen Wipfeln Ist Ruh; In allen Zweigen Hörest du Keinen Laut; Die Vöglein schlafen im Walde. Warte nur, balde Schläfst auch du.	Ueber allen Gipfeln Ist Ruh, In allen Wipfeln Spürest du Kaum einen Hauch; Die Vögelein schweigen im Walde Warte nur, balde Ruhest du auch.

Man sieht, Johann Ballhorn — oder war es sein Nachfahr Biedermeyer mit dem ey? — hat das Bedürfnis, sich seinen Goethe für den Hausgebrauch zurecht zu stutzen. Ihm paßt die Höhenstimmung nicht, die bei Goethe gleich mit dem ersten Worte anklingt und über die Berggipfel in die blaue Ferne schaut; ihm ist die Sehnsucht des rastlos-einsamen Wandrers fremd, die ganze unaufdringliche und doch unmittelbar ergreifende Symbolik, mit der hier Goethe, der Stürmer und Dränger, nach ‚all dem Schmerz und all der Lust' vom süßen Frieden, von der großen Ruhe träumt ... Biedermeyer legt sich resolut unter die Baumwipfel, freut sich, daß ihn die Vögel nicht mehr stören, und hofft auf einen gesegneten Schlaf.

Aber vor dem Eindämmern kommen ihm allerlei beschauliche und erbauliche Einfälle, die ihn zu zwei weitern „Strophen" begeistern. Daß das Goethische Nachtlied rhythmisch sozusagen durchkomponiert ist und daß die letzte Zeile inhaltlich und formell genau so als endgiltiger Schluß wirkt, wie die letzten Takte einer Beethovenschen Symphonie, dafür hat unser Freund kein Ohr. Er vertieft und steigert seinen Goethe so:

Unter allen Monden
Ist Plag';
Und alle Jahr'
Und alle Tag'
Jammerlaut.
Das Laub verwelkt in dem Walde.
Warte nur, balde
Welkst auch du.

Unter allen Sternen
Ist Ruh;
In allen Himmeln
Hörest du
Harfenlaut,
Die Englein spielen, das schallte.
Warte nur, balde
Spielst auch du.



bal - de schläfst auch du.
bal - de welkst auch du.
bal - de spielst auch du. (cum gratia in inf.)

Unsre Witzblätter brachten gelegentlich Travestieen des Goethischen Liedes, die uns etwa in die automobildurchrasten Straßen einer Großstadt oder in einen sich entleerenden Konzertsaal hineinführten; man konnte an ihrem kecken Humor seine Freude haben, wie an Oberländers parodischer Bildergalerie oder Stemplingers oberbayrischem Horaz Wirklich beleidigend wirkt dagegen der philiströse Ernst, mit dem hier ein Stümper den goldnen Faden Goethischer Poesie aufzudröseln und weiterzuspinnen wagt; gut, daß er uns wenigstens durch seine unfreiwillige Komik einigermaßen entschädigt. Für den musikalischen Wert des Liedes ist die oben ausgeschriebene Phrase bezeichnend, bei der man schläft, welkt und spielt — Biedermeyermusik im übeln Sinne, deren Banalität man doch nicht immer wieder mit der elementaren Kraft und Schlichtheit unsrer Volkslieder vergleichen und verteidigen sollte.

* * *

Das Buch ist in 26 (schreibe sechsundzwanzig) Auflagen verbreitet; das Lied wird auf deutschen, auch auf bayerischen Volks- und Mittelschulen gesungen. Ein halbwüchsiger Gymnasiast, der Wandrers Nachtlied kannte, kam lachend aus der Singstunde nach Hause; ihn freuten besonders die drei Laute, kein Laut, Jammerlaut, Harfenlaut, und die falsche Consecutio temporum ‚die Englein spielen das schallte' . . . Ist gegen diese Verschandelung eines dichterischen Meisterwerks aus den Kreisen, die ja auch für die ästhetische Bildung unsrer Jugend Sorge tragen wollen, noch kein Protest laut geworden?

O. Crusius.

Der jüngste Münchener Prozeß gegen unzüchtige Literatur.

Im Buchhändlerbörsenblatt vom 31. Januar steht folgende Annonce:

Den sehr verehrten Herrn Kollegen teile ich ergebenst mit, daß Dr. Franz Blei und ich nach fünftägiger Verhandlung am oberbayerischen Schwurgericht von der Anklage, nach § 184 RStGB. „unzüchtige Bücher" herausgegeben zu haben, freigesprochen wurden und die Beschlagnahme der inkriminierten Werke des Dr. Franz Blei unter Betonung ihres wissenschaftlichen und künstlerischen Wertes aufgehoben wurde. Die geladenen Sachverständigen, nämlich Professor Freih. von Habermann, Ehrenmitglied der Königl. Akademie der Künste, Dr. Max Halbe, Univ.-Professor Dr. med. Klein, Univ.-Professor Dr. von der Leyen, Univ.-Professor Dr. Muncker, Josef Ruederer, Professor Anton Stadler, Ehrenmitglied der Königl. Akademie der Künste, Univ.-Professor Dr. Boll, Konservator der Königl. Pinakotheken, Wilhelm Weigand gaben einstimmig günstige Gutachten ab.

Ich kann daher das Buch: Das Lustwäldchen, Galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit, herausgegeben von Franz Blei mit handkoloriertem Umschlag von Constantin Somoff und Else Gericke . . . . wieder liefern.

Sofort nach Bekanntwerden der Freigabe durch die Presse trafen derartig enorme Bestellungen ein, daß der geringe, seinerzeit beschlagnahmte Vorrat nicht ausreicht. Ich bitte daher um Geduld bis zur Fertigstellung der in Druck befindlichen neuen Auflagen.

. . . .

München Hans von Weber, Verlag.

Diese Behauptung muß ich, soweit sie wenigstens mein Gutachten betrifft, ganz entschieden zurückweisen. Ich war von der Staatsanwaltschaft als Sachverständiger bestellt und zwar für den literarischen Teil inbetracht meiner früheren Eigenschaft als Neuphilologe und für den künstlerischen Teil in meiner jetzigen Eigenschaft als Kunsthistoriker. Ich habe den Amethyst als eine ganz schlecht gemachte Zeitschrift bezeichnet, die zwar einen wissenschaftlichen Charakter annehmen möchte, aber vor der Wissenschaft nicht bestehen kann. Um nur einen Fall anzuführen, hab ich darauf hingewiesen, daß der Amethyst „vier unveröffentlichte Erzählungen aus 1001 Nacht" bringt, wovon zwei in der Reklamausausgabe dieser Märchen stehen, und die dritte eine allgemein bekannte, in allen Literaturen vorkommende Erzählung ist. Ueber die vierte konnte ich allerdings nichts aussagen, weil ich während der Verhandlung nicht in der Lage war, sie nachzuprüfen. Aber es genügt ja, wenn von den „vier unveröffentlichten" Erzählungen drei bekannt sind. Ich habe mich, was mir wichtiger zu sein

scheint, ferner darüber ausgesprochen, daß der Amethyst auch vom künstlerischen Standpunkt aus mit zweifelhaftem und unselbständigem Geschmack gemacht ist. Dieser Umstand war dann die Veranlassung, daß ich trotz meiner Anschauung, es seien einige der Kunstbeilagen des Amethysts als Pornographie sans phrase anzusehen, einen dolus bei dem Herausgeber Herrn Dr. Blei als nicht erweisbar bezeichnete. Es handelte sich dabei hauptsächlich um ein Blatt von Félicien Rops, das nach meiner Anschauung als „unzüchtig im Sinne des Gesetzes" und vor allen Dingen als ganz unkünstlerisch angesehen werden muß. Aber da es nun gerade von Rops stammt, den manche, sogar viele, für einen hochinteressanten Künstler halten, der in manchen katholisch-klerikalen Kreisen sogar als Förderer der Sittlichkeit gilt, ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß Herr Dr. Blei mit der geringwertigen Zeichnung eine bedeutende, nicht bloß erotisch interessante Arbeit zu veröffentlichen der Meinung war.

Vom Lustwäldchen erklärte ich, daß ich es mir kaufen werde, falls es freigegeben werden sollte, aber nicht weil es mir gefalle, sondern weil ich es als eine erwünschte Materialsammlung betrachte, deren wissenschaftliche Verarbeitung allerdings erst noch zu leisten ist und von Dr. Blei gar nicht versucht wurde.

Ueber die Gutachten der anderen Sachverständigen soll hier nichts gesagt sein; aber es scheint mir, daß noch mancher der Herren wenig entzückt wäre, wenn er wüßte, daß sein Name nun zur Reklame für Bücher benützt wird, die uns während der zwei Tage, wo uns unablässig aus ihnen vorgelesen wurde, recht beschwerlich geworden sind.

Mit in Anklage stand auch die in Wien herausgekommene Uebersetzung eines englischen Schmutzromans aus dem 18. Jahrhundert, an deren Veröffentlichung Blei insofern beteiligt war, als er ihren Druck vermittelte, freilich ohne — wie er sagte — den Inhalt zu kennen. Auch in bezug auf dieses rein pornographische Buch wurde Blei freigesprochen.

Fünf Tage wurde unter Aufbietung eines großen Sachverständigenapparates über diese drei Werke verhandelt und am Schluß kam nichts anderes heraus, als eine riesenhafte Reklame für die freigegebenen Bücher, beziehungsweise für die Verleger, die nun ihren Verlag für recht festgegründet halten dürfen. Das war ganz gewiß nicht der Zweck der Uebung.

Der englische Schundroman wurde freilich im objektiven Verfahren eingezogen; aber er ist jetzt so bekannt geworden, daß der Verleger ihn nur in anderer Form wieder herauszugeben braucht, um eines Bombenabsatzes sicher zu sein, zumal wenn er ihn auf dem Subskriptionsweg verkauft. Die beiden anderen Werke wurden überhaupt freigegeben, obschon der Amethyst unbedingt auch hätte eingezogen werden sollen.

Ich habe mich seitdem lebhaft bemüht, zu ergründen, wo der Fehler bei der Behandlung dieses Falles gelegen ist; aber ich konnte auf keinen festen Boden kommen. Die einfachste Annahme ist natürlich die, daß über-

haupt keine Anklage hätte erhoben werden sollen, wenigstens nicht gegen den Amethyst und gegen das Lustwäldchen, weil erfahrungsgemäß der Deckmantel des literarischen und künstlerischen Interesses solche Werke schützt. Es wird nicht leicht ein Künstler oder Schriftsteller von gutem Namen und auch nur einiger Autorität zu finden sein, der sich dazu hergibt, über Werke, denen man tatsächlich den Zusammenhang mit Literatur und Kunst nicht absprechen kann, den Stab zu brechen, so daß ihr Verfasser wie ein gemeiner Dieb oder Betrüger ins Gefängnis kommt.

Wer will es und vor allem, wer darf es wagen, über die letzten Beweggründe bei der Herausgabe eines Werkes der Literatur und Kunst ein bestimmtes Urteil zu fällen, wenn einmal ein gewisses Maß von künstlerischer Intention unverkennbar vorliegt.

Man sagt wohl, daß der Künstler sich nicht außerhalb des Gesetzes stellen darf, aber es kann doch nur eine Handlung bestraft werden, die entweder mit böser Absicht oder in gesetzeswidriger Fahrlässigkeit begangen wird, und es ist ganz außer allem Zweifel, daß der Künstler sehr häufig in ganz berechtigter und durchaus reiner Absicht etwas schafft, was nun einmal mit den landesüblichen Ansichten von gut und bös nicht übereinstimmt. Er arbeitet auf einem Gebiet, wo sich die Begriffe der Moral nicht selten in ihr Gegenteil verkehren und zwar derart, daß innerhalb der Kunst manches nicht für anstößig empfunden wird, was außerhalb ihres Bereiches höchst verwerflich wäre, daß ferner auch — und das wird viel zu wenig beachtet — innerhalb der Kunst manches für unbedingt niedrig und gemein gelten muß, was außerhalb ihres Bereiches für tadellos und sehr korrekt angesehen wird. Dabei spreche ich natürlich nicht nur von der Moral auf dem geschlechtlichen Gebiet, sondern im weitesten Umfang des Wortes. Es gibt in dem großen Bezirk dessen, was man Kunst nennt, oft betrügerische Niedertracht, die ungemein korrumpierend und auch im nationalökonomischen Sinn schädlich wirkt, aber sich der allgemeinen Billigung erfreut. Wo da die Grenzen zwischen Erlaubt und Sträflich zu ziehen sind, weiß niemand und wird wohl auch niemand wissen. Man muß sich hier auf eine gewisse Selbstreinigung der künstlerischen Kräfte verlassen, die schließlich doch den Ausgleich zugunsten nicht nur des Guten, sondern auch des Edlen rein aus sich selbst schaffen und zwar nicht nur zum Nutzen der Kunst und der Künstler, sondern zum Heil unserer gesamten, auch der ethischen Kultur. Die Verhältnisse haben sich ja im Vergleich zu früheren Jahrhunderten und hauptsächlich im Vergleich zu den letzten Jahrzehnten, durch die überall zu beobachtende Verfeinerung des Geschmackes schon so sehr gebessert, daß man diese Angelegenheit ruhig der Zukunft überlassen darf; aber von Gesetzeswegen ist nichts zu schaffen als verderbliche Beunruhigung. Ohne die Würde und Bedeutung der Religion und der Wissenschaft gering zu achten, darf man sagen, daß die Kunst die feinste Blume des Menschengeistes ist: aber wie alle

Blumen gedeiht sie am besten, wenn man ihr die nötigen Existenzbedingungen gewährt, und sie im übrigen vollkommen in Ruhe läßt. Es kann dann hie und da auch eine Giftmorchel oder, wie der Botaniker diese Pflanze nennt, ein phallus impudicus von der Art des Amethysts des Herrn Dr. Blei aufschießen, aber er wird sich von selbst nicht halten können, weil das blutige Dilettantentum aus jeder Seite spricht.

Diese Anschauungen herrschen im allgemeinen, wenn auch nicht ohne Abweichungen in einzelnen Punkten, bei der gesamten deutschen Schriftsteller- und Künstlerwelt. Darum werden aus ihren Kreisen keine Sachverständigen zu gewinnen sein, die zugeben, daß die vom Gesetze festgelegten Normalbegriffe von Sittlichkeit auf die Kunst übertragbar seien. So war die Klage gegen den Amethyst und das Lustwäldchen, da beide zweifellos trotz übler Eigenschaften aus künstlerischem Milieu stammen von vorneherein aussichtslos.

Es wäre vielleicht besser gewesen, nur gegen die Fanny Hill die Anklage zu erheben und hier an dem Faden festzuhalten, der durch das Zugeständnis des Herrn Dr. Blei gegeben war. Dieser hat weder den pornographischen Charakter des Buches geleugnet noch hat er verschwiegen, daß er den schriftlichen Verkehr zwischen dem Uebersetzer und dem Wiener Verleger vermittelt hat. Er hat aber bestritten, daß er das Original und die Uebersetzung gekannt habe, und da ihm das Gegenteil nicht zu beweisen war, mußte er freigesprochen werden. Das klingt ja ganz gut, aber irgend jemand muß doch da gewesen sein, der die Schuld an der Publikation trägt und daß dieser Schuldige, nachdem einmal sehr viele Anhaltspunkte gegeben waren, nicht ermittelt werden konnte, scheint mir ein Beweis dafür zu sein, daß im juristischen Apparat nicht alles klappt. Wenn es sich um einen Diebstahl gehandelt hätte, würden weniger Anhaltspunkte genügt haben, den Täter festzustellen, aber in künstlerischen Dingen versagt, wie ich im vorigen Jahre an dieser Stelle bei anderer Gelegenheit ausgeführt habe, die Maschinerie der Justizpflege fast stets. Wie wenig Vertrautheit mit der Materie bei den Juristen herrscht, möge die schwer begreifliche Tatsache zeigen, daß wegen des Amethysts schon vorher in Breslau ein Verfahren geschwebt hat, ohne daß man in Breslau ermittteln konnte, wer Dr. Blei ist und wo er lebt. Man wußte ihn nicht zu eruieren, nahm schließlich an, daß er ein Ausländer sei, weil die Zeitschrift in Oesterreich verlegt und gedruckt wurde. Dabei steht aber Blei schon seit 7 Jahren in Kürschners Literaturkalender. Die Münchener Staatsanwaltschaft hat sich freilich eine solche Blöße nicht gegeben, aber es genügt schon der Breslauer Fall, um darzutun, daß in der Vorbildung der Juristen nicht die geeignete Grundlage gegeben wird, die zur Behandlung so schwieriger künstlerischer und literarischer Fragen geschickt macht. In dieser Hinsicht sollte entschieden etwas geschehen, weil große kulturelle und materielle Interessen dabei gefördert, beziehungsweise geschädigt werden können. Ich möchte

aber hier, um ein Mißverständnis über das Ziel dieses Aufsatzes nicht aufkommen zu lassen, bemerken, daß während der Münchener Verhandlung die Haltung des Vorsitzenden und des Staatsanwalts, die ohne auch nur im mindesten lax zu sein, doch durchaus fern von Pedanterie, Prüderie und Verfolgungssucht gewesen sind, von der Verteidigung und sämtlichen Sachverständigen ohne Einschränkung anerkannt worden ist. Aber darin scheint mir nun der Beweis dafür zu liegen, daß es nicht an den Personen, sondern am System liegt, wenn in Sachen Fanny Hill kein Schuldiger festgestellt werden konnte. Und das ist wirklich schade; denn hier hat die Pornographie dem Gesetz eine Nase gedreht.

Eben jetzt veröffentlicht der Vorstand des Vereins der Buchhändler zu Leipzig eine Klage „über das Haschen nach Sensation und die tief betrübende Spekulation auf gemeine Instinkte, namentlich auf Verirrungen des Geschlechtslebens. Ebenso wie in den Winkelbuchhandlungen und kleinen Papiergeschäften neben der in Zehnpfennigheften reißend gekauften Detektiv-, Verbrecher- und Abenteurer-Literatur das gleich wohlfeile, aber gediegene ehrbare Volksbuch nicht aufkommt, so machen sich anderswo die auf kaufkräftigere, ja gebildete Kreise berechneten, schein-medizinischen »Belehrungen« die »wissenschaftlichen« oder »künstlerischen« Schilderungen des weiblichen Körpers, die Halbweltbücher breit.“ Was hier beklagt wird, entspricht den Tatsachen, aber man wird kaum hierüber große Besorgnisse hegen brauchen; denn daß derartige Werke jetzt so massenhaft hervortreten, hängt mit dem Umstande zusammen, daß zur Zeit die moderne Reproduktionskunst noch jung ist. All diese Bücher haben den Reiz der Neuheit für sich. So wie dieser verschwunden ist, werden die Werke dieser sonderbaren Wissenschaft an der Konkurrenz zugrunde gehen, die sie sich selbst so massenhaft schon jetzt bereiten. Man kann ähnliches auch sonst beobachten. So leidet die ernsthafte kunstwissenschaftliche Literatur zurzeit nicht wenig darunter, daß so außerordentlich viel Bücher auf den Markt geworfen werden, bei denen die Illustration nicht das meiste, sondern das einzige Interesse für den Herausgeber und Verleger bildete. Die zitierte Klage des Vereins der Buchhändler scheint mir übrigens nicht dagegen zu sprechen, daß die schlimmsten Auswüchse der Pornographie zurzeit bereits beseitigt seien und zwar weniger durch Anwendung von Strafen als durch die zunehmende Besserung des Geschmackes. Ich glaube nicht, daß das Publikum, wenigstens das deutsche, noch lange Zeit auf die erwähnte Pseudowissenschaft anbeißen wird.

München — Karl Voll.

Herrn Dr. Josef Hofmillers Satz auf S. 17 des Januar-Heftes Ihrer sehr gesch. Zeitschrift:

„Hier ist vielleicht der Ort, verwundert zu fragen, warum kein Bühnenleiter, selbst Reinhardt nicht, den Scharfblick hatte, das kleine Stück (nämlich Hugo von Hofmannsthals „Der Tor und der Tod") zu spielen" ... — dieser Satz gibt mir Veranlassung zu der faktischen Berichtigung, daß u. a. die Dresdener Generaldirektion der Kgl. Hoftheater, sowie der Herzog von Anhalt vor Jahren schon diesen „Scharfblick" hatten.

Dessau. Prof. Dr. Arthur Seidl.

*

Im Februar-Heft der „Süddeutschen Monatshefte" druckt Herr Dr. Heinz Braun außer dem von ihm neu aufgefundenen Briefe Goethes an Mannlich auch die übrigen, bereits bekannten Briefe Goethes an denselben Adressaten ab. Dabei hat er übersehen, daß der von ihm vermißte Brief vom 27. Juni 1806 vor zwei Jahren von mir unter den Autographen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek gefunden und im Goethe-Jahrbuch 1906, Band 27, Seite 97 f. veröffentlicht worden ist.

München, 5. II. 1908.

Erich Petzet.

*

Von Herrn Kapellmeister Schnéevoigt nahestehender Seite wird uns geschrieben, die Beurteilung Schnéevoigts in unserem Aufsatz „Das Münchener Kaimorchester" (Märzheft 1908) wäre gewiß günstiger ausgefallen, wenn die Verhältnisse, unter denen er zu wirken hatte, in vollem Umfang bekannt wären. Wir werden Herrn Kapellmeister Schnéevoigt einladen, seinerseits eine Darlegung des Sachverhalts zu geben.

*

P. R., Berlin. Brummel ist wirklich schon in einem Romane behandelt worden von dem Münchener Dichter Karl von Heigel: Brömmels Glück und Ende (München 1903, Oskar Beck). Sie finden in dem Romane die Schicksale des Dandys künstlerisch verklärt. Eine Uebersetzung des Buches von Barbey d'Aurevilly über Brummel wird von Richard Schaukal vorbereitet, der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1908, Nr. 25) eine Art Einführung gegeben hat auf Grund der neuen Monographie von Roger Boutet de Monvel: George Brummel et George IV. Paris, Plon, 1906.

S. M.

*

Offener Brief an Hans von Müller in Sachen E. T. A. Hoffmann.

München, 19. Februar 1908.

Sehr verehrter Herr von Müller!

Was würden Sie dazu sagen, wenn ich dem schönen Beispiel, das Sie in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift gegeben, folgte und, Ihren Namen ebenfalls als „unabkürzbare Wortgruppe" bezeichnend, Sie künftighin Herr „Vonmüller" titulierte? Aber ich müßte dann wohl ebenfalls wie Sie zur Begründung eine zwölf (!) Zeilen umfassende Anmerkung schreiben, natürlich mit hübsch alphabetisch geordneten Beweisstücken und dergleichen. Da der gute „vom Ende", der sich ganz nett in v. E. abkürzen ließe, schon vor mehreren Jahren das Zeitliche gesegnet hat, muß ich Ihnen nunmehr einiges sagen, zumal Sie ja die Güte hatten, mir den schönen Titel eines „unermüdlichen Herolds" dieses wohlmeinend, aber herzlich ungeschickt gewesenen Dilettanten beizulegen. Ernstlich möchte ich jedoch gleich bemerken, daß Sie da im Eifer des Gefechts Dinge aneinander gereiht haben, die sich ihrer ganzen Beschaffenheit nach nicht gut in einen derartig wichtigen historischen Zusammenhang bringen lassen — es sei denn, daß Sie der Entwicklung meiner Persönlichkeit ein größeres Gewicht beilegen, als ich ihr einstweilen zu vindizieren vermag. Als Knabe schon ein eifriger Verehrer Hoffmanns, insbesondere der „Fantasiestücke", der „Serapionsbrüder" und des „Kater Murr", erfüllte mich das Erscheinen der v. E.'schen Ausgabe mit begreiflichem jugendlichem Enthusiasmus — war es doch das erste Mal, daß einer den Versuch der Sammlung musikalischer Schriften Hoffmanns machte — und ich lieh dieser Begeisterung, die sich später stark abgekühlt hat, Worte in meiner ersten selbständigen schriftstellerischen Leistung. Als ich die Grisebachsche Ausgabe ein Jahr später (1900 als zwanzigjähriger) besprach, war ich schon durch Nachprüfung zur Unhaltbarkeit der Endeschen Ausgabe gelangt, und mein Ersuchen an Grisebach ging im wesentlichen dahin, seiner Edition eine wirklich gute und vollständige Auswahl auch der musikalischen Schriften anzugliedern. Daß Grisebach, der feine Hoffmannkenner und eminente Bibliophile, meinem Rate unter Bezugnahme auf meinen Artikel folgte, hat mich sehr gefreut, aber die Art, wie er seine Ausgabe ergänzte, konnte ich nur als eine Verschlechterung dieser Ausgabe ansehen, eben gerade, weil er sich in der Auswahl ganz an die Endesche Ausgabe hielt und nur den Text notdürftig revidiert gab. Daß es mir bei meiner Stellungnahme zu Ende und Grisebach ausschließlich auf die Sache Hoffmanns, nicht aber auf die beteiligten

Personen ankam, scheint Ihnen völlig entgangen zu sein, denn verhielte es sich anders (ich hatte bisher keine Ursache, an Ihrer vornehmen Gesinnung zu zweifeln), dann hätten Sie wohl kaum die Art meines jugendlichen Eintretens mit derartigen ironischen Ausdrücken belegt. Mein im November 1903 in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ erschienener Aufsatz, der im wesentlichen nur eine überarbeitete und ergänzte Zusammenfassung meiner beiden früheren Aufsätze war, beschäftigt sich, wie Sie wohl wissen, nur ganz flüchtig mit Ende und legt vor allem Wert auf eine endgültige Zusammenfassung der Hoffmannschen musikalischen Schriften, soweit sie damals bekannt waren. Da die Grisebachsche Zusammenstellung, wie auch Sie sofort einsahen, billigen Ansprüchen nicht genügen konnte, schlug ich Ihnen, was Sie merkwürdigerweise in Ihrem Aufsatze gar nicht erwähnen, vor, mit Ihnen gemeinsam eine Ausgabe zu edieren, bei der Sie die philologische Textrevision übernehmen sollten, während ich die musikalische Seite bearbeiten wollte. Sie waren prinzipiell einverstanden, vertrösteten mich aber auf spätere Zeit, da Sie zunächst Ihre Briefe- und Tagebuchausgabe, an der Sie nun schon so viele Jahre absorieren, fertigstellen wollten. Da ich nicht so lange warten konnte (hätte ich gewartet, dann wäre meine Ausgabe heute immer noch nicht da, inzwischen aber sicherlich eine andere wohlfeile Ausgabe erschienen), unternahm ich es, die Sache allein in die Hand zu nehmen, und dieser Verzicht auf die mir so überaus schätzenswerte Mitarbeit eines Mannes, der wie Sie das Material in hohem Maße kennt und besitzt, scheint es denn zu sein, der Ihre neuerlichen Ausführungen mehr mit Galle getränkt hat, als es im Interesse der Sache gut gewesen wäre. Mir kam es nicht darauf an, eine zweite Auflage der von mir als völlig unmöglich erkannten Endeschen Ausgabe herzustellen, sondern möglichst bald dem Musiker, der bisher auf jene Ausgabe angewiesen war, zu wohlfeilem Preise etwas besseres zu geben. Dieses Ziel glaube ich trotz der Mängel, die der ersten Auflage meiner Sammlung sicherlich noch anhaften, erreicht zu haben, und in dieser Ueberzeugung bestärken mich eine ungeheure Anzahl von durchaus wohlwollenden deutschen und französischen Besprechungen meines Buches, unter denen sich auch eine des von Ihnen als besten französischen Hoffmannkenners bezeichneten Henri de Curzon befindet („Guide musical“ 1908 Nr. 1). Wenn Sie nicht nur die Inhaltsverzeichnisse, sondern auch den Inhalt meiner Ausgabe und der Endeschen verglichen hätten, so wären Sie nicht zu Ihren seltsamen Behauptungen gekommen. Dafür, daß die von mir aufgenommenen Rezensionen, von denen ich erstmalig unter Weglassung ephemerer Details die allgemeinen, heute noch gültigen Ausführungen wiedergab, teilweise nicht von Hoffmann stammen, sind Sie mir bis heute noch den strikten Beweis schuldig geblieben. Nicht weil Ende diese oder jene Rezension aufgenommen, sondern weil ich sie für echt hielt, habe ich sie reproduziert. Ihre subjektive Ueberzeugung steht gegen meine, und meine Ueberzeugung ist von zwei Leuten gebilligt, von denen der eine sicherlich musikalisch (Ende), der andere aber ein eminenter Hoffmannkenner und ein vorzüglich musikalisch und musikwissenschaftlich gebildeter Mann (Ellinger) ist. Die Art, wie Sie Ihre Entdeckungen machen, ist freilich die sicherste und bequemste: Wenn man sämtliche Tagebücher und Briefe an sich gebracht hat, ist es kein Kunststück mehr, „Entdeckungen“ zu machen. Ich war nicht in der glücklichen Lage. Meine Entdeckungen stützten sich lediglich auf meine Kenntnis der musikalischen Anschauung Hoffmanns, und trotzdem habe ich außer dem Opernalmanachbrief über Kotzebue und der Oainski-Rezension ganz unabhängig von Ihnen (in der Vorrede meiner Ausgabe steht das Seite 7) noch die Elsnersche Rezension festgestellt, deren Echtheit Sie mir auf meine Mitteilung bestätigten. Schließlich kam es bei meiner Ausgabe nicht so sehr darauf an, wieviele Aufsätze bereits festgestellt waren, sondern darauf, daß sie erstmalig neugedruckt wurden und daß von den bereits sehr unvollständig und in schlechter Auswahl gedruckten das wesentliche und allgemein gültige wiedergegeben wurde.

Und nun noch einiges über Text und Anmerkungen meiner Ausgabe. Sie betonen mit Recht, daß ich in erster Linie Musiker sei — Gott sei Dank konnte ich, seitdem ich mir schon früh die akademische „Würde“ geholt, allem Gelehrtentum valet sagen und mich ausschließlich künstlerischen Arbeiten widmen. Der „Magister Tinte“ in Hoffmanns Kindermärchen, die Sie so schön herausgaben, hat mir nie sonderlich imponiert. „Haha, Herr Magister, ich merk' es schon, Du verstehst Dich nicht auf den Gesang“, läßt Hoffmann den kleinen Felix sagen. Würden Sie sich, verehrtester Herr von Müller, etwas mehr auf den „Gesang“ verstehen, dann würden Sie sich viele Tinte und mir den Anblick eines neuen Magister Tinte erspart haben. Sie würden dann auch begreifen, warum ich gerade Hoffmanns Gespräch „Der Dichter und der Komponist“ an den Anfang gesetzt, wogegen sich alle historischen Tintengemüter natürlich ereifern müssen. Sie würden auch meine sachliche Anordnung der Rezensionen und die von mir erwählte Reihenfolge der Beethoven-

aufsätze verstehen. Aber Blinden von Farben zu reden, ist zwecklos.

Wenn eben Hoffmann sich, wie durch Beethovens Partituren zu beweisen ist, an sehr vielen Stellen geirrt hat (manchmal handelt es sich wohl auch nur um Druckfehler der ersten Ausgaben), dann ist es besser, stillschweigend derlei Dinge zu ändern, als ein großes philologisches Anmerkungsgetöse darum zu machen. Was im übrigen meine Anmerkungen betrifft, so sind sie für sehr große Leserkreise gemäß den Zielen der betr. Sammlung („Bücher der Weisheit und Schönheit") bestimmt. Wer keine Anmerkungen braucht, kann sie ja ungelesen lassen, zumal sie nicht unter dem Text stehen. Die Krebssche Rezension, die dankenswerter Weise einige Versehen feststellt, ist in ganz anderem Geiste geschrieben, als sich nach Ihrem Zitat vermuten läßt. Im übrigen wissen Sie sehr gut, welche Höllenmächte bisweilen in den Druckereien ihr Spiel treiben, besonders, wenn die Musikbeispiele außerhalb des Hauses gesetzt werden. So ist leider eine Seite meiner Ausgabe nach der Revision in ganz toller Weise verunstaltet worden — und auf dieser Seite hat Krebs die 4 Notenfehler gefunden — die einzigen Notenbeispielfehler im Buche! Ein Münchener Freund, einer der bedeutendsten deutschen Musikschriftsteller, hatte die Güte, mich bei der Revision zu unterstützen — und trotzdem sind Versehen, die ich bedaure, stehen geblieben. Das läßt sich aber, wie Krebs auch liebenswürdigerweise betont hat, in der zweiten Auflage alles leicht ändern. Die Hauptsache ist, daß überhaupt einmal etwas geschehen ist, und mir scheint, es ist besser, sich frisch zur Schlacht zu stellen, wenn man auch ein paar Wunden erhält, als in der Art des Fabius Cunctator Jahr und Tag sich herumzudrücken und höchstens einmal ein kleines Scharmützel zu riskieren. Im übrigen stimme ich Ihnen mit dem Hoffmannzitat bei: Ja, wir sind „allzumal" Sünder, und schau ich mir Ihr Kreislerbuch an, in dem Sie das Kunststück fertig gebracht haben, die Kreislerbiographie hübsch chronologisch-historisch geordnet unter Ausschluß der Kater-Murr-Episoden („Krankhafte Roheit" nennen Sie die geniale Verbindung beider Teile!) herauszugeben, dann, verehrtester Herr von Müller, weiß ich nicht, wer von uns wohl vor dem gewaltigen Hoffmann als der größere Sünder dasteht. Vielleicht wiederholt er, wird er einmal Ihrer im Elysium ansichtig, mit skurrilem Lächeln seines „Herrn von Brakel" Worte: „Ueberhaupt ist das ein ganz wunderlicher Mann, der Herr Magister Tinte, und es ist mir beinahe so, als sey es besser gewesen, er wäre ganz davon geblieben."

Doch das zu sagen und zu entscheiden ist ja Hoffmanns Sache.

Und nun leben Sie wohl. Ich verbleibe mit besten Grüßen in signo E. T. A. als Ihr ergebenster

Edgar Istel.

Mein „Kritischer Rückblick" hatte in erster Linie den Zweck, vor acht Rezensionen zu warnen, die ohne Grund Hoffmann zugeschrieben worden sind. Am Schlusse, Seite 294/95, habe ich — wie ich hoffe, in überzeugender Weise — dargetan, daß die volle Beweislast in einem solchen Falle auf dem liegt, der ein Anonymum einem bestimmten Autor zuschreibt. Wie ein solcher Beweis zu führen ist, glaube ich S. 284 oben hinlänglich angedeutet und in den Fällen Weigl und Gluck S. 284 f. auch praktisch gezeigt zu haben.

Wollte mein verehrter Herr Gegner also meine Darlegungen entkräften, so mußte er die Echtheit der fraglichen Rezensionen auf diesem Wege erweisen. Er versucht das aber jetzt so wenig, wie Domende und er es früher versucht haben; er verschanzt sich hinter Autoritäten.

Alles übrige in seinem Brief gehört nicht zur Sache. Ich begnüge mich also damit, auf den neckischen Eingang zu erwidern, daß meine Familie Müller heißt und daß Istel mich mit Recht in seiner Einleitung so nennt; es sagt doch auch kein vernünftiger Mensch „von Goethe" oder „von Bismarck". Dagegen tut Istel Unrecht, wenn er die Familiennamen Domende, Vanderbilt, Laplace, Dumont in Ende, Bilt, Place, Mont verstümmelt. Weiter wollte ich mit meiner Anmerkung nichts sagen.

Bei der Gelegenheit bitte ich einen Druckfehler berichtigen zu dürfen, den ich zu spät gefunden habe: Seite 291 Z. 3 f. muß es heißen „von diesen 20 Stück 10 in extenso aufzunehmen". Diese Feststellung ist wichtig; denn unter den zehn Rezensionen, die Istel in erster Linie empfiehlt, befinden sich leider nur vier Hoffmannsche. Die Begeisterung allein tut's eben nicht.

Berlin, 21. Februar 1908.

Hans von Müller.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Das Haus der Klage.

Zu einem antiken Motiv.

Von J. V. Widmann in Bern.

Es ging schon auf zehn Uhr Nachts, als ein Trüpplein Herren die Gaststube „zum alten Rathaus" betrat. Aus dem Vortrag eines fremden Rezitators kamen sie. Und obschon alle, nachdem sie zu gewohnter Tafelrunde um den breiten behäbigen Rektor sich gruppiert und den ersten Schluck genommen hatten, schmunzelnd versicherten, ihr Pilsener habe ihnen noch selten so gut geschmeckt wie nach solch ungewohnter Anstrengung eines lyrischen Abends, so waren sie doch, wie sie behaupteten, „poetisch gestimmt" und ebenso einig in ihrem Lobe der guten Aussprache als der geschmackvollen Auswahl des Deklamators. Als aesthetische Feinschmecker — die kleine Gesellschaft stellte den literarischen Club der mittelgroßen Stadt vor — rühmten sie namentlich das Wagnis des Vortragenden, auf Buntscheckigkeit seiner Darbietungen verzichtet zu haben. Nicht wie so manche seiner Berufsgenossen habe er die Wirkung ernster und tiefsinniger Gedichte durch grell darauf gesetzte humoristische Schwankdichtungen gestört, im Gegenteil die Kühnheit soweit getrieben, den Abend mit einem außerordentlich düstern Gedicht zu schließen.

Eine Legende war es und hieß „Die tote Erde". Zwölf Engel hätten den Himmlischen die Botschaft gebracht, endlich sei der blutige Stern verglommen, alles das unselige Leben der Erde verhaucht. Da wären die Himmelsbewohner herbeigeflogen, die traurige Weltenleiche von nahem zu sehen, wären auf dem Riesengrab mit heimlichem Flüstern talauf talab gewandert und hätten einander die schaurigen Sagen erzählt von all den schrecklichen Geschehnissen aus alter verschollener Menschenzeit. Schließlich hätten sie einen Sühnaltar errichtet, ein frommes Requiem aeternam angestimmt, Weihwasser gesprengt und den Segen herniedergefleht.

Der Segen, der schwebte wohl über die Welt,
Das Weihwasser rann übers Ackerfeld, —
Doch sieh! was will das bedeuten?
Der Segen flog ängstlich im Kreis herum,
Das Weihwasser wälzte sich um und um —
Sagt an, was soll das bedeuten?

Da sprach das Weihwasser: „Ich seh', ich seh'
Auf Erden kein Plätzchen, wohin ich auch späh',
Das nie eine Träne benetzt hat."
Und der Segen, der sprach: „Ich suche, ich such'
Einen Fleck, einen kleinen, den nicht der Fluch,
Den nicht der Mord schon besetzt hat." [1])

Der Lehrer des Deutschen an der Töchterschule hatte, da die anderen des Gedichtes Erwähnung taten, diese zwei Strophen pathetisch zu sprechen sich bemüßigt gefunden, erstlich um zu zeigen, daß ihm das Gedicht vertraut sei, sodann auch, da er sich im Stillen für einen ebenfalls berufenen Deklamator hielt und jederzeit gerne hören ließ.

Während er die Verse sprach, hatte noch ein Gast das Lokal betreten und den Schlapphut sowie den langen Mantel hinter dem Stuhle des Rezitierenden an den Haken gehängt. Es war der hünenhafte alte Maler de Fortis, eine Gestalt, die man nicht ansehen konnte, ohne sich zu fragen, wo die dazu gehörige Hellebarde sei. Denn nicht nur der kolossale Gliederbau, auch die großen derben, übrigens männlich schönen Gesichtszüge von eigentümlicher Simplizität des Ausdrucks hätten eher auf einen wackern Kriegsmann alter Zeit als auf einen dem modernen Leben und seiner kleinen Alltäglichkeit sich anbequemenden Menschen der Gegenwart schließen lassen. Dem hier versammelten Kreise gehörte er nicht an, ging überhaupt meist einsam seine Wege, da es ihn bedrücken mochte, in seiner Kunst es nicht weiter als zum Zeichnungslehrer gebracht zu haben. Aber je seltener er sich machte, desto mehr wußte man es zu schätzen, wenn er sich einmal gesellig zeigte. War er doch als ein grundehrlicher Charakter bekannt und, wenn er erst auftaute, auch als guter Gesellschafter, der, was er vorbrachte, zwar zuweilen mit einem etwas ironischen Lächeln begleitete, das jedoch dem großen Gesicht des martialischen Mannes einen liebenswürdigen Ausdruck verlieh.

Ohne Ziererei folgte er einer einladenden Handbewegung des Rektors, an seiner Seite Platz zu nehmen. Im gleichen Augenblicke ergriff ein am andern Ende des Tisches sitzender höherer Regierungsbeamte das Wort, ein etwas superkluger Herr, der nicht leicht die Gelegenheit vorübergehen ließ, durch irgend eine besondere Meinungsäußerung die andern wo möglich zu verblüffen. Der Dichter — äußerte er — habe übersehen, daß es durch Mord und andere Frevel verrufene Stellen als bleibend verharrende Oertlichkeiten eigentlich gar nicht gebe, da unablässig eine Integralerneuerung des Raumes stattfinde. Wohl bewege sich die Erdkugel im gleichen Abstande wie immer um die Sonne, aber da sie zugleich mit der Sonne und dem ganzen Planetensystem fortwährend in andere Räume des Weltalls rücke, befänden sich z. B. die Schlachtfelder von Leipzig oder von Waterloo und alle die tausend und

[1]) C. Spitteler: Die tote Erde, Legende. (Aus „Balladen.")

tausend andern Oertlichkeiten, wo jemals Menschen ihr Leben aushauchten, genau genommen längst nicht mehr an derselben Stelle des Weltalls, wo sie sich befanden, als jene Ereignisse und Taten geschahen. Jede Oertlichkeit sei gewissermaßen immer wieder eine frische und daher von keinem Fluche infiziert, wenn man überhaupt schon solchen Poetenphantasien einen Schimmer von Wirklichkeit zugestehen wolle.

Mit großem Stimmengewirr protestierte die ganze Tafelrunde gegen diese nörgelnde Kritik, während derjenige, der sie zum besten gegeben, einen Schluck aus seinem Glase nahm und dann mit eingekniffenen Aeuglein über den Tisch weg sah wie einer, der sich sagt, man könne ihn allenfalls überschreien, aber nicht widerlegen.

Als es stiller geworden, ließ sich die Stimme des alten Malers vernehmen. „Ich möchte den Herrn Departementsvorsteher", sagte de Fortis, „nur an die schlichte Redensart erinnern: Die Erde hat das Blut des Ermordeten getrunken. Mit diesem Worte, das nicht nur ein anschauliches Bild, sondern sachlich unwiderlegbare Wirklichkeit ist, scheint mir die Vorstellung des Dichters als eine durchaus dem Tatbestand entsprechende völlig gerechtfertigt. Ob nun diese mit Blut begossene Erdkugel dermalen an einer ganz andern Stelle des Weltraumes sich befindet als zur Zeit der Schlacht von Marathon, das nimmt den Oertlichkeiten, wo einst schwere oder große Taten geschahen, nichts von ihrem Erinnerungszauber, so wenig als die durchschossene, blutbefleckte Rüstung eines Helden, sagen wir Gustav Adolfs, durch einen Wechsel des Ortes ihrer Aufbewahrung in dem Werte, den sie als historisches Andenken vorstellt, irgend alteriert werden könnte."

Dieser Beweisführung, die jedermann in der Gesellschaft einleuchtete, ließ sich nicht wohl etwas entgegensetzen. Auch der Urheber des kleinen Disputes verzichtete auf eine weitere Verteidigung seiner kosmischen Idee, suchte sich nun aber dadurch schadlos zu halten, daß er die Hohlheit der Einbildungen bespöttelte, denen sich schwärmerisch veranlagte Menschen an historischen Stätten hingäben. Diese Wallfahrten nach irgend einem literarischen Mekka, nach Weimar z. B., diese Panoptikumsbegeisterung der Sonntagsbesucher in Sanssouci — wie dies alles doch nur auf etwas Phantasterei beruhe. Und ob denn jemand — so sagte er — schon jemals bemerkt habe, daß ein Ort, wo ein Mord, eine Hinrichtung stattgefunden, sich ihm als unheimlich aufdränge, so lange er von dieser angeblichen Verfluchtheit nichts wußte? Ja, selbst wenn man davon wisse, schreite man häufig über solche Stellen ohne jeden Anflug eines unheimlichen Gefühls hinweg. In früheren Jahrhunderten seien Hinrichtungen — namentlich politischer Verbrecher — nicht immer auf der Richtstätte vor den Toren, sondern oft genug mitten in der Stadt vollzogen worden. Gleich auf dem Platze da drüben vor dem Rathause sei dies auch in dieser Stadt geschehen, doch weder bei Tag noch bei Nacht denke jemand daran, der über den Platz gehe und noch viel weniger melde sich solch vielleicht auch hier unschuldig vergossenes Blut.

Mit Ausnahme de Forti's, der nachdenklich die untere Kinnlade vorschob und den Einwurf offenbar nicht gelten ließ, gaben die andern Herrn in ihrem Herzen dem Redner zwar Recht, ärgerten sich aber zugleich, daß da wieder einmal der nüchterne Verstand den Sieg über die schaffende Phantasie davon zu tragen schien. Daher waren sie es wohl zufrieden, als der betagte Maler, der in gebeugter Haltung dagesessen hatte, seinem mächtigen Knochengerüst plötzlich einen Ruck gab, sich aufrichtete und — nach einem letzten kurzen Zögern — die schwerwiegenden Worte hinwarf: „Allerdings gibt es Orte die den Fluch kund tun, der auf ihnen ruht."

„Einbildungen! Phantasterei!" knurrte sein Gegner. „Natürlich wenn einer, wie der Prinzregent im „Nachtlager von Granada" sich von unheimlichem Gesindel umgeben weiß, dem er das Schlimmste zutrauen kann, so vermehrt die Erinnerung an Greuel, die sich an dieser Stelle ereignet, sein Unbehagen und fragt er sich: Wär's wahr, daß einst Abenceragen von Christenrittern hier erschlagen? oder wie der romantische Unsinn heißt. Aber wer nichts davon wüßte, daß in einem Hause, in einem Zimmer, in dem er schläft, irgend einmal ein furchtbares Verbrechen stattgefunden habe, würde da ebenso friedlich schlafen, wie in seinen gewohnten vier Wänden."

„Glauben Sie?" sagte der Maler und ein etwas spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund, verschwand aber sofort, während seine Augen einen still nachsinnenden Ausdruck annahmen.

„Ja, glauben Sie es nicht?" rief der Andere in herausforderndem Tone.

„Ich weiß es anders —" war die ruhige Antwort.

—„Wieso können Sie es anders wissen?

„Weil ich es anders erfahren habe."

Neugierig horchten alle auf und einige erinnerten sich im stillen, daß über den einsamen Alten wunderliche Gerüchte gingen, die ihn als einen trotz seiner riesenhaften Körperbeschaffenheit nach gewisser Seite eigentümlich fein und empfindlich organisierten Mann hinstellten. In seiner Wohnung achte er z. B. darauf, daß sein Bett vom Kopfende zu den Füßen sich genau in der Richtung des Meridians befinde und er habe zuweilen beim Uebernachten in Gasthöfen in seinem Zimmer nicht wenig rumort, bis er das Bett in die ihm zum Bedürfnis gewordene geographische Lage gerückt habe. Ebenso sollte er einmal während eines Sommeraufenthaltes in einer hochgelegenen Dorfgemeinde Graubündens den Bewohnern des wasserarmen, auf Cisternen angewiesenen Plateaus mit großer Bestimmtheit die Stelle angegeben haben, wo sie eine Quelle finden würden. Und wirklich habe das Nachgraben am angewiesenen Orte der Gemeinde ihren ersten laufenden Brunnen verschafft.

„So geben Sie uns doch Ihre ‚Erfahrung' zum besten, Herr de Fortis", höhnte sein Widersacher. „Ja erzählen Sie", baten die andere Herren.

De Fortis wischte mit der mächtigen Hand über sein Gesicht hin und ließ sie einen Augenblick in seinem grau gesprenkelten, einst blonden Vollbarte ruhen. Dann begann er ohne Umschweife:

„Es ist freilich lange her, vierzig Jahre, aber mir unvergeßlich. Ich befand mich damals auf einer Reise in Italien, auf Florenz und Rom war es hauptsächlich abgesehen. Die bekannte Eselei! Nichts Unüberlegteres für einen jungen Anfänger, als dem Katarakt dieser gewaltigen Meister sein kleines Ich auszusetzen, das von ihm nur niedergeworfen wird. Lange hielt ichs nicht aus. Weil ich mich aber genierte, sofort in die Heimat zurückzukehren, flüchtete ich nach Unteritalien, nach Sizilien, wo es keine Galerien, keine Kunstwerke gibt, nur Natur — wilde, großartige, und ein paar ehrwürdige Tempelruinen.

So gelangte ich denn auch in das Nest, das man Syrakus nennt. Das heißt, es ist ja immerhin noch eine Stadt von fast dreißigtausend Einwohnern. Aber die sind alle zusammengedrängt auf einen einzigen der fünf alten Stadtteile, auf die sogenannte Insel. Und ich glaube, sie waren alle dreißigtausend auf der Straße an dem Abend, als ich in später Stunde dort eintraf. In den engen kaum beleuchteten Gassen wogten sie, auf dem Quai des großen Hafens, wo die ärmlichen Bildsäulen des Hieron und des Archimedes stehen, zogen sie als lärmende singende Bande umher. Erstlich war Sonntag, und dann feierten sie noch irgend ein besonderes Fest; auch eine politische Aufregung — es war ja noch die Bourbonenzeit — auf deren Veranlassung ich mich aber nicht mehr entsinne, kam hinzu, so daß in dem Jauchzen, das da und dort aus der Menge emporstieg, ein zorniger Unterton, etwas grausam Wildes zu hören war."

„Ja! ja! die alte blutdürstige Rasse!" murmelte der Rektor, ohne die lange schwarze Brissago, die er zwischen die Zähne geklammert hielt, zu entfernen. Seit der Sprechende Syrakus aufs Tapet gebracht hatte, lauschte er seinen Worten mit gespanntester Aufmerksamkeit.

„Es gab damals noch keine Eisenbahn", fuhr der Maler fort; „zu Fuß, das Ränzel umgehängt, ein bestaubter Wandersmann war ich durchs Tor, unten am Kastell eingerückt. So machte ich nicht den Eindruck eines sonderlich zahlungsfähigen Gastes. Und da der Festtag und was mit ihm zusammenhing, viele Gutsbesitzer aus der Umgebung in die Stadt gelockt hatte, wurde mir in jedem der paar Gasthöfe, die Syrakus damals besaß, der kurze Bescheid, das Haus sei bereits überfüllt. Nur in einem — del Sole glaub' ich hieß er — hätte ich ein Bett bekommen können, es aber mit einem mir keineswegs Zutrauen einflößenden schwarzen Kerl teilen müssen. Ich ließ mir dort wenigstens ein spärliches Abendbrot vorsetzen, zu dem ich ein paar Gläser des feurigen braunen Syrakusers trank. Dann schwang ich mein Bündel wieder auf den Rücken, entschlossen, die milde Mainacht lieber irgendwo außerhalb der Inselstadt unter freiem Himmel zuzubringen, was mir auf meiner Wanderung in Sizilien schon mehrmals begegnet und immer gut bekommen war.

Ich trollte mich also wieder zum Tor hinab und über eine der Zugbrücken der Festung hinüber auf die jenseits des Dammes liegende, weit weit sich hinziehende Hochebene, auf der einst der schönste Stadtteil stand"...

„Die Achradina", ergänzte der Rektor.

„Ja, ganz richtig, die Stadtgegend rechts hinauf, wo im Garten der Villa des Cavaliere Landolini der deutsche Dichter Platen begraben ist. Gerade an diesen Garten dachte ich, dort unter Bäumen mich auszustrecken. Doch konnte ich, ortsunkundig, wie ich war, und da bereits die Nacht hereingebrochen, ihn nicht finden. Auch würde mirs nichts genützt haben, denn, wie ich mich an einem der nächsten Tage überzeugte, ist er von einer hohen Mauer umschlossen und die Pforte wird nur nach Unterhandlung mit dem Gärtner, wenn man sich meldet, geöffnet. Schließlich brauchte es auch nicht jener Garten zu sein. Irgend ein stiller Winkel war mir recht, das Geschrei der drüben in der Inselstadt noch lärmenden Volksmenge drang zu dem Trümmerfeld, auf dem ich umherstolperte, wohl manchmal hinüber, doch durch die Entfernung sehr gedämpft und daher nicht eigentlich störend. In der Nähe einer einsamen Kirche fand ich endlich, was ich suchte. Durch den offenen Torbogen einer nicht hohen Mauer blickte ich in ein eingefriedigtes Stückchen Gartenwildnis hinein, über dem ein Paar schwarze Zypressen zum nächtlichen Himmel emporragten. Es war ein kleiner grasbewachsener Hof, dessen Rückwand die Mauer der nahen Kirche zu bilden schien. In einer Ecke des Gärtchens befand sich ein zugedeckter Sodbrunnen. Unter den Cypressen aber, als ich, bevor ich mich hinstreckte, mit dem Stock im Grase stocherte, um ein allfällig verborgenes Reptil wegzuscheuchen, spürte ich festen Widerstand. Ich ließ mich auf die Kniee nieder und entdeckte die Ueberbleibsel eines in der Mitte gespaltenen Marmorbodens von mäßigem Umfang. Um archäologische Funde jedoch war mir begreiflicherweise in meiner Müdigkeit jetzt wenig zu tun. Und da ein Marmorboden, auch wenn Gras und Kräuter darüber wuchern, nicht das beste Lager abgibt, suchte ich mir auf einer kleinen hügeligen Anschwellung dicht daneben meine Ruhestätte, schob mir das Felleisen als Kissen unter den Kopf und schloß eben die schlaftrunkenen Augen, als eine plötzliche Helle mich veranlaßte, sie noch einmal zu öffnen.

„Die Helle kam vom Mond, der soeben aufgegangen sein mußte und mit seinem Lichte den stillen, kleinen Hof so übergoß, in so blendenden Weißglanz tauchte, daß es fast unnatürlich schien, etwa so, wie wenn in unsern Theatern der Maschinist das elektrische Licht zu einem grellen Effekt mißbraucht. Doch hatte ich keine Zeit hierüber Reflexionen anzustellen. Denn was sich in dieser Helle auf einmal meinen erstaunten Augen zeigte, gab meinen Gedanken genug anderweitige Beschäftigung. In der Rückwand des Hofes, die ich für die ununterbrochene Mauer der angrenzenden Kirche gehalten hatte, gewahrte ich das dunkle Viereck einer Pforte, die, geöffnet wie sie war, dahinter liegende Wohnräume ahnen ließ. In der Pforte selbst aber stand eine ebenso schöne als eigentümlich rührende Gruppe von drei einander umschlungen haltenden Frauengestalten. Die stattliche hoheitsvolle Matrone in der Mitte mußte die Mutter sein, an deren Schulter sich von beiden Seiten,

zwei nur erst dem kindlichen Alter entwachsene junge Mädchen schmiegten. Ihre Gesichtszüge zu beschreiben, würde mir nicht möglich sein, obwohl ich sie deutlich sah und mich vom Antlitz der Mutter wie von den weicheren Linien der Töchter an die edelsten hellenischen Bildwerke gemahnt fühlte. Über alles, was diese Physiognomien und Gestalten sonst an Hoheit oder an Lieblichkeit bieten mochten, war jetzt gleichsam erstarrt in dem Ausdruck größter Furcht, ja lähmenden Entsetzens, mit dem die drei schwarzen Augenpaare sich über mich hinweg auf irgend ein mir unbekanntes Schrecknis zu heften schienen. Die vorgebeugte Haltung der drei schönen Wesen drückte vor allem ein angstvolles in die Ferne lauschen aus. Mit vorgestrecktem Halse, mit leicht geöffnetem Mund und mit weitaufgerissenen Augen horchten Mutter und Töchter in die Stille der Nacht. Unwillkürlich spannte auch ich meinen Gehörsinn aufs äußerste an. Und da — auf einmal — kam aus dem bewohnten Stadtteile herüber wie der ferne Donner einer brandenden Meereswoge der brausende Ruf der erregten Volksmenge, nur ein einziger Aufschrei diesmal, wie wenn einem Redner, der das zündende Wort gesprochen, tausendstimmiges Gebrüll antwortet, das alsobald wieder erstirbt. Die drei Gestalten bei diesem Laut packten einander mit angstvollen Griffen, während ihre Leiber zuckten und bis ins innerste zu erschauern schienen. Einen Augenblick noch sah ich sechs weiße Arme wie Hilfe flehend sich gen Himmel heben, dann, da der Mond hinter eine Wolke trat, war auf einmal alles finster. Halb emporgerichtet starrte und lauschte ich, kein Laut war zu vernehmen. Und als nach — ich weiß nicht wie vielen Sekunden oder Minuten — das sanfte Licht wieder den dunkeln Hof beschien, waren nicht nur die drei Gestalten verschwunden, sondern auch von der Pforte, in der sie gestanden, konnte ich, wie sehr ich meine Augen anstrengte, nichts mehr entdecken. Die graue Mauer lag wieder da, wie ich zuerst sie gesehn.

„Ich hätte nun aufstehen, hinzutreten, die Mauer nach der verborgenen Tür untersuchen sollen. Aber ich war wie gehalten; die Erscheinung, die mir geworden. hatte in all ihrer Schönheit etwas so Ehrfurcht Gebietendes, ließ etwas so leidvoll Tragisches ahnen, daß nicht nur die bängliche Beklommenheit meines pochenden Herzens, sondern mehr noch eine gewisse heilige Scheu mich zurückhielt, den überwältigenden Eindruck des geisterhaften Spuks mir durch prüfendes Betasten zu stören. Und nicht allein auf meine Glieder erstreckte sich die Lähmung, ich war auch keines mir Rechenschaft gebenden Gedankens fähig. Ich fragte mich nicht, ob ich lebende Frauen gesehen hätte, die hier — nur wenige Schritte von mir — wirklich atmeten; auch über ihre Kleider, die weiße Gewandung, grübelte ich nicht, sondern befand mich in einem Zustande der Versonnenheit, wie er musikalische Menschen überkommen mag unter dem Zauber eines wunderbaren Tonstückes, von dem sie sich noch umwogt und umflossen fühlen, auch wenn der letzte Ton bereits verklungen.

„Doch — was war das? Befand ich mich hier im Hofe nicht mehr allein? Schritte, viele, taktmäßig aufstampfende Schritte waren plötzlich um

mich, dazwischen ein leises Klirren wie von Waffen. Aber leer war der Hof, nirgends ein Wesen zu erblicken, von dem dieser Schall ausgehen konnte. Freilich wurde es nun völlig dunkel, der Mond mochte untergegangen sein oder zu tief stehen, um noch über die Mauer in den kleinen Gartenbezirk hereinzuscheinen. Aber keinen Augenblick zweifelte ich, daß ich mich hier völlig allein befand und dennoch von einer ganzen Menge umringt war, deren Tritte, wie von einem Peloton Soldaten, ich unmöglich überhören konnte. Wenn ich jetzt nicht aufsprang und davon rannte, so war, was mich zurückhielt, in der Tat Furcht, Furcht, gepaart mit der Empfindung, daß ich bei einem solchen Versuche überall an die spukhaften Wesen anprallen würde, von denen dieses Geräusch ausging, Es sollte aber noch schlimmer kommen. Die Pforte mußte sich wieder aufgetan haben, denn deutlich klang nun das Schreiten der unsichtbaren Schar auf dem festen Estrich eines Marmorbodens, wurde jedoch alsobald übertönt durch eine Stimme, die ein einziger langgezogener jammervoller Wehlaut schien, aber doch auch ein Sprechen, nur in einer mir unbekannten Sprache. Ihr schluchzendes Flehen war indessen nur zu verständlich und ich zweifelte keinen Augenblick, die Mutter sei es, die ich zwischen den beiden an sie geschmiegten Mädchen gesehen hatte, die jetzt die Eindringlinge mit Wort und Gebärde, mit Tränen und Kniefall und ausgebreiteten Armen beschwor, sich ihrer zu erbarmen, das Furchtbare nicht zu vollbringen, das sie herbeigeführt hatte. Wie schwoll diese Stimme mit immer leidenschaftlicherer Steigerung, je mehr die Flehende inne werden mochte, daß sie wie an eine fühllose Mauer hinredete. Sie allein vibrierte hallend durch die Gemächer und bis zu mir heraus, die Stimmen der Mädchen gesellten sich ihr nicht, die angstgehetzten Kinder mochten sich irgendwo im Hause verborgen halten. Aber der Klagelaut der mütterlichen Stimme zwang das ganze Gebäude zum Mittönen, wie das Holz einer Geige die Schwingungen der gestrichenen Saiten empfängt und verstärkt. Auf einmal staute die Klage, eine sekundenlange grauenvolle Stille folgte, darauf eine kurze Rede derselben Frauenstimme, nun voll getragener Würde. Dann aber ein Aufschrei, ein knirschender Schlag und das Aechzen eines schwer Getroffenen. Wie grauenvoll das klang — ich atmete dennoch auf, das Schrecklichste schien überstanden. Nein! es sollte erst kommen! Denn jetzt begann im Hause wieder das Laufen der vielen Tritte; jetzt klirrten wieder die Waffen, war ein Rennen und Schleifen auf dem Marmor, ein Auf und Ab, ein Raunen und Murmeln, ein Flüstern. Kein Zweifel, die Mörderbande suchte die Mädchen. Und fand sie! Gellende Jammerufe verrieten es, wilde Schreie der Todesangst. Und in ihrer Verzweiflung schienen die unglücklichen Kinder doch das Aeußerste dran zu setzen, ihr junges Leben zu retten. Nicht aufs Bitten und Flehen verlegten sie sich. Aber ein Ringen schien stattzufinden, ein vom Augenblick begünstigtes Entschlüpfen, dem doch kein völliges Entrinnen beschieden sein sollte. Es war eine Jagd in dem Hause des Unheils, immer begleitet von einzelnen Schreien der gejagten Opfer, von Schreien, die manchmal wie

wahnsinniges Auflachen klangen, wenn eines der Mädchen dem Griffe seines Verfolgers sich glücklich mochte entwunden haben. Wie lang das dauerte, wie lang ich, starr an allen Gliedern, dieser entsetzlichen Jagd lauschte — ich vermag es nicht zu sagen. Zwei gleichzeitige furchtbare Todesschreie beendigten alles in demselben Augenblick, als aus der Ferne eine Trompete klang, ein Signal ähnlich dem, das in Beethovens großer Oper den grauenhaften Traum der Kerkerszene wie ein Morgensonnenstrahl durchschneidet und glückhaft beendigt, nur daß es hier, wie ich wohl begriff, zu spät kam. Mir selbst aber schwand in diesem Augenblick jede Besinnung. Während Schlafende sonst, wenn ein qualvoller Traum zu seinem Höhepunkt gelangt ist, auffahren und erwachen und — noch klopfenden Herzens — sich beruhigt vergewissern, das Schreckliche sei nur ein Spiel ihrer im Schlafe tätigen Phantasie gewesen, geschah mir, dem Wachenden, das Umgekehrte. Der Höhepunkt des Entsetzens hatte mich ohnmächtig gemacht, die Ohnmacht aber ging bei völliger Erschöpfung meiner Nervenkraft in einen tiefen Schlaf über, aus dem ich erst erwachte, als die ersten Sonnenstrahlen den Hofraum trafen.

„Ha ben dormito?“ (Haben Sie gut geschlafen?) fragte mich die Stimme eines Mannes, der am Toreingang stand. Es war ein alter Priester, in der schwarzen Soutane und mit dem bekannten Dreispitz auf dem grauhaarigen Kopfe. In dem Ton, in dem er die Frage an mich richtete, klang etwas wie gutmütiger Spott. Verwirrt richtete ich mich empor. Und indem ich ihn anstarrte, konnte ich nur durch Schütteln des Kopfes seine Frage verneinen, noch vermochte ich kein Wort hervorzubringen. Er trat mir näher und wollte teilnahmevoll wissen, ob ich krank sei, ob mir etwas fehle. Nun kam ich doch allmählich zu mir, erhob mich und fragte, indem ich in das verwitterte, treuherzige Gesicht des Geistlichen blickte, ob hier hinter der Mauer Leute wohnen? Er verneinte. Hier sei nichts als seine Kirche, etwas weiter hinaus liege ein kleines Kapuzinerkloster. „Aber“, fügte er bei, „der Tau hat Sie getroffen, Sie haben kalt; Sie sollten etwas Warmes trinken.“ Und da er mich unschlüssig stehen sah und vielleicht dachte, ein Mensch, der im Freien auf seinem Felleisen habe schlafen müssen, besitze am Ende nicht die Mittel, ein Frühstück zu bezahlen, lud er mich gutmütig ein, bei ihm eine Tasse schwarzen Kaffees zu trinken. Nur müsse ich warten, bis er in seiner Kirche die Frühmesse gelesen. Er komme bald wieder vorbei und wolle mich dann abholen, setzte er hinzu, indem er in mir wohl den Ketzer vermutete und taktvoll den Anschein vermied, durch die Aussicht auf ein Frühstück einen armen Teufel für seine Konfession zu gewinnen. Aber ich hatte nicht Lust, hier auch nur einen Augenblick länger zu verweilen, begleitete den freundlichen Priester bis an die Sakristei und begab mich selbst ins Schiff der Kirche, wo ich wirren Kopfes in eines der Betpulte mich hinkniete und der unklaren Empfindung hingab, die an einem der Seitenaltäre stattfindende heilige Handlung könne mich von der Qual dieses nächtlichen Gefühles befreien und vielleicht

auch den armen Seelen zugut kommen, deren entsetzliches Scheiden aus dem Leben ich diese Nacht auf so rätselhafte Weise mit durchgekämpft hatte.

„Als ich hierauf dem guten Manne in seine bescheidene Wohnung folgte, wo er selbst eigenhändig in der zu ebener Erde gelegenen Küche den Kaffee für uns beide auf einem Kohlenfeuer in kupfernem Kännchen bereitete, kam mir so vor, als ob der Greis mich zuweilen mit einem Blicke verstohlener Neugier streifte und zu erwarten schien, ich hätte ihm etwas zu sagen. Und da es mir in der Tat ums Herz war, mich wo möglich durch Aussprache von den furchtbaren Eindrücken dieser Nacht zu befreien, begann ich, immerhin nicht ohne eine gewisse Scheu, von seltsamen Tönen zu sprechen, die meinen Schlaf unterbrochen hätten. Ein Wort gab das andere und schließlich rückte ich mit der ganzen Schilderung heraus, welcher der alte Priester mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte, hie und da sich heimlich bekreuzend. Als ich mit meinem Bericht zu Ende gekommen war, zögerte er einen Augenblick, wie unschlüssig, ob er den Fremden in ein Wissen einweihen sollte, das er selbst offenbar besaß. „Sa leggere?“ (Können Sie lesen?) fragte er dann, eine Frage, die vor vierzig Jahren in Sizilien nichts beleidigendes hatte. Als ich bejahte, holte er aus dem Stübchen neben der Küche ein Heft vergilbter Folioblätter groben Handpapiers, die von oben bis unten in wahrhaft augenmörderischer Weise in einer zierlichen, aber schnörkelhaften Schrift beschrieben waren. „Ecco!“ sagte er, indem er die Blätter vor mir ausbreitete. Ich ließ die Augen darüber gleiten, las da und dort ein paar Worte, die ich halblaut vor mich hinsprach, um zu beweisen, daß ich mich nicht unbefugt der Kunst des Lesens gerühmt hatte. Dann aber bat ich ihn, als mir die Buchstaben vor den Augen tanzten, mir doch lieber zu sagen, was es mit dieser Schrift für eine Bewandtnis habe. Von einem Parocho (Pfarrer) stamme sie, von einem seiner Amtsvorgänger aus dem 17. Jahrhundert, sagte er. Ein sehr gelehrter Mann sei dieser Don Cristoforo gewesen, ein Archäolog, ein Kenner des alten Syrakus. In dieser Schrift erzähle er, wie zu seinen Lebzeiten ein Haus, das man casa del piunto (das Haus der Klage) genannt und das an der Stelle gestanden habe, wo jetzt das Gärtchen gegen die Straße hervortrete, von den Bewohnern verlassen und nachher abgerissen worden sei, weil immer wieder von Zeit zu Zeit in dem Hause des Nachts furchtbare Klagetöne und andere grauenhafte Geräusche sich hätten vernehmen lassen. Nach dem ganzen Verlaufe aber, den der nächtliche Spuk jedesmal nehme, sei gar nicht zu bezweifeln, daß das abgerissene Haus einst über der Stelle errichtet worden sei, die im grauen Altertum das Haus jener Heraclea eingenommen habe, die im Jahre 214 vor Christi Geburt mit ihren beiden Töchtern aus Anlaß eines politischen Tumultes auf so schauderhafte Weise ermordet wurde, daß die alten Geschichtsschreiber es der Mühe wert erachteten, den Vorgang nicht nur zu registrieren, sondern mit furchtbarer Anschaulichkeit zu schildern.“

„Livius!“ warf hier der Rektor dazwischen.

„Ja, gewiß, auf Livius bezog sich auch die Handschrift des Don Cristo-

foro", fuhr der Maler fort. „Und ich möchte nur wünschen, wir hätten hier eine Uebersetzung der Stelle im Livius zur Hand, da ich nicht imstande bin, Ihnen den Bericht des Historikers wortgetreu wiederzugeben, wenn auch die Hauptmomente mir wohl erinnerlich sind."

„Eine Uebersetzung hoffentlich nicht, aber ein lateinischer Livius muß hier im Hause sein," sagte der Rektor. Zugleich winkte er dem in der Nähe des Schenktisches stehenden Wirte. „Herr Rebsamen", sagte er, „ist Ihr Julius, der Sekundaner, schon zu Bett? Oder könnten Sie ihm sagen, er solle uns seinen Livius herunterbringen?

„Wo denken Sie, Herr Rektor, daß der Julius vor Mitternacht jemals ins Bett kommt!" antwortete der Wirt, „da sorgen die Herren mit den Aufgaben schon dafür, daß die Bürschlein keine Langschläfer werden. Wenn sie dann nur am Morgen nicht manchmal so übernächtig wären."

„So so, Herr Rebsamen, der Hieb sitzt", murrte der Rektor. „Aber wenn der Julius sitzen müßte, ich meine ein Jahr länger in Sekunda sitzen, dann wäre es Ihnen auch wieder nicht recht. Sagen Sie ihm einen schönen Gruß von mir und er solle uns seinen Livius runterschicken."

Der Wirt verschwand durch die Hintertür der Gaststube. Während Alle auf das Buch warteten, nahm der Rektor wieder das Wort: „Ja, Herr de Fortis", sagte er, „es ist allerdings, wie Sie bemerkten, auffallend, daß Livius die schreckliche Geschichte so ausführlich erzählt. Denn eine historische Persönlichkeit im eigentlichen Sinne des Wortes war die Ermordete keineswegs. Eine vornehme Frau, ja; eine Tochter des verstorbenen König Hiero, verheiratet an einen gewissen Zoippus, der sich dazumal gerade am Hofe des Königs Ptolemäus in Aegypten befand und zwar als Verbannter. Als nach Hieros Tode dessen Enkel, Hieronymus, der unsinnige gewalttätige Jüngling Hieronymus, die Regentschaft von Syrakus an sich gerissen hatte, war dieser Zoippus, — ein rechtlich denkender, vernünftiger Mann — der die greuliche Mißwirtschaft des jungen Tyrannen nicht mitansehen konnte, außer Landes gegangen. So gehörte seine Gemahlin nicht wie ihre Schwester Damarata, die einen der Günstlinge des Hieronymus geheiratet hatte, zur Hofpartei, verdiente also wahrhaftig nicht, als der törichte Hieronymus von Verschworenen umgebracht worden und ein demokratischer Aufruhr die Stadt durchtobte, in das Blutgericht miteinbezogen zu werden, das über die ganze Sippschaft des Hieronymus erging. Sie war ja auch mit ihren Töchtern kaum hingesunken unter den Mordstreichen, so erkannte die wütende Menge ihren Irrtum. Ich stelle mir vor, das Ungerechte und völlig Unnütze dieses blutigen Ereignisses sei es hauptsächlich, was auf die Phantasie des Geschichtsschreibers einen so starken Eindruck machte, daß er in dem Kapitel, in dem er so wichtige Vorgänge, wie die Belagerung und die schließliche Einnahme von Syrakus durch die Römer — dabei den Tod des Archimedes! — zu erzählen hat, sich doch so lange bei dieser Ermordung der harmlosen Frau und ihrer beiden Mädchen aufhalten mochte. Doch, da kommt das Buch."

Ein hochaufgeschossener schmächtiger Junge, sichtlich geniert durch die Gegenwart mehrerer seiner Lehrer in der väterlichen Gaststube, war an den Tisch getreten und hatte den Band vor den Rektor gelegt. „Na", sagte der Rektor, indem er dem Knaben einen wohlwollenden Seitenblick gönnte, „für heute mags Feierabend sein. Absolvo te — auch wenn die Euripidespräparation nicht ganz im Blei sein sollte." Mit einem etwas unbeholfenen Bückling nahm der Wirtssohn seinen Abgang.

Der Rektor blätterte, schlug das 24. Buch auf, überflog den 26. Abschnitt mit den Augen und übersetzte dann aus dem lateinischen Text beinahe so rasch, als ob er aus einer deutschen Ausgabe vorgelesen hätte:

„Es gab eine Tochter Hieros, Heraclea, Gattin des Zoippus, welcher als Gesandter von Hieronymus an König Ptolemäus geschickt, sich freiwillig verbannt hatte. Diese, bereits in Kenntnis gesetzt, daß man — unter dem ‚man' ist die Mordbande gemeint!" schaltete der Rektor ein — „daß man auch zu ihr komme, floh samt zwei herangewachsenen Töchtern in die Hauskapelle zu den Hausgöttern mit fliegenden Haaren und überhaupt in einem Mitleid erregenden Aufzuge. Und nun flehte sie, bald bei dem Andenken ihres Vater Hiero, bald ihres Bruders Gelon, man möchte sie, die unschuldige, nicht ebenfalls ein Opfer des Hasses gegen Hieronymus werden lassen. Sie habe von dessen Regierung nichts als die Verbannung ihres Mannes, ihr Los bei Hieronymus Lebzeiten sei ein ganz anderes gewesen, als ihrer Schwester Los und ihre Sache sei auch jetzt, nach des Hieronymus Fall, eine ganz andere. Wenn man ihrem Gemahl Zoippus melden würde, Hieronymus sei getötet, wer wohl zweifle, daß er sich alsobald einschiffen und in seine Vaterstadt zurückkehren werde? Wie sehr doch die Menschen in ihren Hoffnungen betrogen würden! In der nun befreiten Vaterstadt müßten seine Gattin und seine Kinder in Todesnot schweben, ohne daß sie wahrhaftig der Freiheit hinderlich oder in einem Gegensatz zur neuen Verfassung seien. Welche Gefahr denn von ihr, der Einsamen und beinahe Verwitweten irgend Jemand drohe, was man von ihren vaterlos lebenden Mädchen Schlimmes erwarte? Oder — wenn man von ihrer Seite zwar gewiß nicht Gefahr fürchte, aber ihr die verhaßte Abkunft aus königlichem Geblüt zum Vorwurf mache, so möge man sie doch wegweisen fern von Syrakus und von Sizilien, sie nach Alexandrien ziehen lassen, die Gattin zum Manne, die Töchter zum Vater. — Taub und ungerührt blieb die Schar. Und als Heraclea einige, die keine Zeit mehr verlieren wollten, das Schwert zücken sah, da bat sie nicht weiter für sich, aber um so dringender für ihre Kinder. Die Mädchen doch wenigstens möchten sie verschonen, da solche Jugend selbst vom landfremden Feinde unangetastet bleibe, und möchten nicht im Streben nach Rache an den Zwingherrn nun selbst deren verhaßte Frevel nachahmen. Während sie so sprach, wurde sie vom Heiligtum weggerissen und niedergestochen. Darauf fiel man die vom Blut ihrer Mutter bespritzten Jungfrauen an. Diese, außer sich vor Schmerz und Angst zugleich, rannten, wie von Raserei ergriffen, so

hastig aus dem Heiligtum, daß sie, wäre ihnen ein Ausweg nach der Straße offen gestanden, die Stadt würden in Aufruhr versetzt haben. Auch so, im engen Raume des Hauses, inmitten so vieler Bewaffneter, entrannen sie mehrmals ohne Wunde und entrissen sich den Ergreifenden, obgleich sie so vielen und so starken Händen sich zu entwinden hatten. Endlich sanken sie, von Wunden erschöpft, nachdem sie alles mit ihrem Blute getränkt hatten, entseelt zu Boden und ihr bejammernswerter Tod wurde noch bejammernswerter durch den Zufall, daß gleich darauf, indem die Gemüter plötzlich zum Mitleid sich umgestimmt hatten, ein Bote kam mit dem Auftrag, man solle sie nicht töten. Nun flammte Zorn auf, daß man mit der Hinrichtung so sehr geeilt und anderen Regungen nicht Raum gelassen habe. Darum murrte die Menge und verlangte eine neue Wahl zur Ersetzung der Staatsvorsteher Andranodurus und Thearistus — — auf deren Anordnung dieser Frevel nämlich geschehen war", fügte der Rektor erklärend bei, indem er den Livius zuklappte.

Ein längeres Schweigen folgte der Vorlesung und den letzten Worten des Rektors. Dann, sich räuspernd, bemerkte der Regierungsbeamte in einem Tone, der scherzhaft sein sollte, aber etwas gezwungen klang: „Also eine richtige Gespenstergeschichte! Und zwar eine mit klassischen Zitaten belegte. Na, das nächste Mal, meine Herren, wenn wir uns wieder zusammenfinden, könnten wir ja gleich eine Spiritistensitzung abhalten. Das passende Medium dürfte nicht lange zu suchen sein."

Der Maler schenkte der auf ihn gemünzten Anspielung keine Beachtung.

Er hatte, während der Rektor den ganzen Verlauf der furchtbaren Begebenheit vorlas, wie ein Träumender dagesessen, seiner ganzen Umgebung vergessend und offenbar wieder ganz übernommen von der Erinnerung an jene Nacht, die für ihn ein Erlebnis war, mochten andere davon denken, was sie wollten.

Der junge Lehrer der deutschen Literatur aber, der sich so gerne deklamieren hörte, hatte den glücklichen Einfall, einer weiter auf das Gebiet des Uebersinnlichen sich verirrenden Diskussion den Lebensfaden abzuschneiden, indem er wieder auf die poetische Idee des Gedichtes hinüberleitete, das den Anlaß zu dieser Unterhaltung gegeben hatte. „Die Anekdote des Livius", sagte er, „von der wir alle — unsern verehrten Herrn Rektor und Herrn de Fortis ausgenommen — bisher nichts wußten, ist jedenfalls ein mächtig zur Phantasie sprechender Beweis, wie sehr der Dichter der „toten Erde" Recht hat mit seiner Hindeutung auf die schrecklichen Geschehnisse „aus alter verschollener Menschenzeit". Diese Idee ungesühnten Erdenleides hat ihn auch sonst oft beschäftigt. So ist mir namentlich eine Stelle aus seinem großen Epos „der olympische Frühling" gegenwärtig, die man „das Weltklagebuch" betiteln könnte. Da führt er uns in eine riesenhafte unterirdische Druckerei mit Rotationsmaschinen, in welcher auf ein Walzenband von Granit ungeheure Eisenmänner mit Griffelhieben Runen hauen. Und auf die Frage, was die Schrift

enthalte, die von den furchtbaren Hämmern dieser gigantischen Zyklopen in das Felsenmark hineingetrieben wird, schmettert aus posaunenähnlichen Schallrohren, die in drei Reihen drohend starren, die Antwort:

„Wir schneiden Runen in das Weltenklagebuch,
Da schreit die Kreatur dem Schöpfungstage Fluch.
Der Seele Traurigkeit, des Leibes Angst und Qual,
Jedwede Träne, die aus einem Aug sich stahl,
Ein jeder Schmerz, der jemals einen Nerv zerriß,
Ein jeder Blick, der Trübsal und Bekümmernis,
Des Menschen wissend Weh, der Tiere dumpfe Not,
Des kleinsten Wurmes unverdienter Martertod,
Und wär's von Nacht und Einsamkeit verhehlt geblieben,
Von unsern Fäusten wird es pünktlich aufgeschrieben,
Auf daß am jüngsten Tag und schließlichen Gerichte
Das Buch den namenlosen Schuldigen bezichte."

Hingerissen vom Pathos der Verse hatte der Rezitierende, während er sprach, sich von seinem Stuhl erhoben. Nun standen auch die andern auf in dem Gefühl, daß die Unterhaltung des Abends mit dieser Deklamation ihren natürlichen harmonischen Abschluß gefunden habe. Und als sie nachher draußen auf der Straße in kleinen Gruppen oder einzeln ihren Wohnungen zustrebten, war in ihnen, neben der angenehm gruselnden Erinnerung an die Gespensternacht des Malers, der befriedigende Gedanke, was für ästhetische Feinschmecker sie — die Herren vom literarischen Klub — doch eigentlich seien.

Vergiftet.

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

Von Irma Goeringer.

Heute haben wir sie begraben. Begräbnis erster Klasse! Alle Kreise vertreten — der Oberbürgermeister an der Spitze. Aber die gute Gesellschaft unserer Stadt allein genügte nicht. Auch von auswärts waren sie gekommen, Herren mit meterlangen Titeln und noch längeren Verdiensten, ordenbesäte Militärs, der ganze Adel der umliegenden Güter — Leidtragende um die Frau des ersten Bankiers unserer Provinz, um die gefeierte, bewunderte und verehrte Frau Mila Mertens.

Ich stand in der Nähe des Sarges während der Leichenfeier. Bankier Mertens beherrschte sich nur mit Mühe. Jeden Augenblick dachte ich, seine Fassung würde zusammenbrechen. Er hatte sie ja so sehr geliebt. Bei den Kindern, so gut sie auch erzogen sind, besiegte der Wille doch noch nicht das Gefühl. Sie weinten zum Gotterbarmen. Und auch die Stimme unseres guten, alten Dompredigers zitterte. Ich weiß, daß es bei dem Manne keine Pose war. Was er sprach von musterhafter Gattin, aufopfernder Mutter, herrlicher Frau, das glaubte er auch. Ich habe mir die Gesichter der Teilnehmenden angesehen — auch sie glaubten es — ohne Wanken — Alle — Alle.

Nur ich nicht! Einmal überkam mich die Lust mitten in die schöne Rede des Pastors mit einem Lachen hineinzufahren und es dann laut hinaus zu schreien was ich dachte, was ich unablässig denken mußte, weil ich es wußte: Das Weib, das Ihr hier mit Lobespsalmen wie eine Königin unter den Frauen zur Ruhe bettet, war das niedrigste aller Geschöpfe, eine Mörderin — eine Dirne. —

Was wohl geschehen wäre! Man hätte mich hinausgestoßen und ich säße jetzt statt hier an meinem Schreibtisch in einer Beobachtungszelle des Irrenhauses.

Und bin ich denn nicht wahnsinnig? Ist das, was ich in diesen letzten Tagen am Bette einer Fiebernden, aus einem abgerissenen, halben Geständnis, aus tollen Fantasien herausgehört habe, nicht Wahnsinn — entsetzlicher, teuflischer Wahnsinn, Hohn auf alles was wir anzubeten gelehrt werden? Wenn ich nicht die paar Blätter in Händen hätte, die sie mir in ihrer Todesangst aus dem Schreibtisch zu nehmen befahl, wahrhaftig — ich zweifelte eher an meinem Verstande, eher am Lichte meiner Augen als an der Reinheit dieser Frau.

Ich sehe sie noch vor mir stehen, als ich ihr meinen Neffen brachte, die hohe üppige Gestalt, die stolze Haltung des schönen Kopfes und dabei dieses weiche, schmiegsame Hinneigen des ganzen Körpers, wenn sie im voraus gewährend eine Bitte anhörte. Und wie Viele kamen bittend zu ihr! Es ging ja fast alles durch ihre Hände. In ihrem Salon saßen die Künstler, wie die Politiker und schmiedelen ihre feinen und groben Pläne. Zu ihr kamen die Schwestern der Krankenhäuser, wie die jungen Leutnants, die sich für einen Kasinoball Rat holten. Kein Wohltätigkeitsfest ohne sie, keine ernste Kunstausstellung ohne sie, kein großes Konzert, keine Première ohne sie.

Mila Mertens war die Losung derer, die etwas erstrebten, etwas hofften, etwas ersehnten. Sie half jedem, der zu ihr kam, und da sie niemals Einen besonders bevorzugte, so machte auch der Klatsch Halt vor ihrer Person — obgleich sie schön war, jung und reich. Aber man wußte, daß ihr Gatte zugleich ihr bester Freund war, und daß sie, um bei ihrem nur leicht erkrankten Kinde zu wachen, einen Ball abgesagt hatte, auf dem sie dem König vorgestellt werden sollte.

So war ihr Ruf als treue Gattin und selbstlose Mutter ebenso fest gegründet wie der ihrer Schönheit und Hilfsbereitschaft.

Auch ich dachte zuerst an sie als mir mein Neffe Hans schrieb, daß er versuchen wolle, sich in unserer Stadt eine Existenz zu gründen. Er war zwar ein äußerst talentvoller, junger Porträtmaler, aber das Glück schien ihm bisher sorgsam aus dem Wege zu gehen. Noch nicht einen wirklich bedeutsamen Auftrag hatte er erhalten. Da war Mila Mertens in Wahrheit die beste Protektorin — sie konnte helfen wenn sie wollte.

Natürlich wollte sie. Sie streifte meinen guten Jungen, der ein bißchen scheu zur Seite stand, mit einem freundlichen Blick: „Bringen Sie mir doch mal ein paar Skizzen“, bat sie. „Vielleicht bitte ich Sie meine kleine Lies zu malen. Ich möchte meinem Manne gern eine Geburtstagsfreude machen.“

Das war mehr als ich gehofft hatte, und auch der Junge sah plötzlich ganz verklärt vor Freude aus.

Auf dem Heimweg sprach er kein Wort. Er pfiff nur leise vor sich hin, und in seinen braunen Augen, große, mandelförmig geschnittene Augen, deren leidenschaftlicher Blick die jungen Mädchen verwirrte, blitzte es manchmal auf wie eine züngelnde Flamme.

Frau Mila Mertens hielt Wort. Hans malte ihre kleine Tochter und nachher noch die beiden Knaben. Acht Tage, nachdem das letzte Bild in das Mertensche Haus abgeliefert wurde, fand ich, als ich in sein Atelier kam, meinen lieben, frohen Jungen auf seiner Ottomane liegen — tot. Er hatte aus meinem Studierzimmer ein Gift gestohlen, ein indisches Pflanzengift, das schmerzlos ein paar Stunden nach dem Gebrauche tötet, und dessen Analyse ich seit langer Zeit zu finden suchte.

Vergiftet! Am Anfange einer stolzen Laufbahn, kerngesunden Leibes — vergiftet! Wer hatte das getan? Wer hatte diese junge, schönheitsfrohe,

gläubige Seele so vergiftet, daß er den Leib freiwillig dreingab? Was war geschehen?

Ich suchte unter seinen Papieren, ich durchwühlte sein Atelier, seine Wohnung, ich horchte die Leute aus, ich brachte allmählich eine Liste der Personen zusammen, mit denen er verkehrt hatte — nichts — nichts!

Er kam nur in das Mertensche Haus und an seinen Stammtisch. Da er sehr fleißig war, ging er wenig aus, Weiberbekanntschaften hatte er gar keine. Das fiel mir auf, denn der Junge hielt sonst nicht drei Tage ohne eine Liebelei aus. Aber auch hier ließ sich nichts entdecken.

Schließlich gab ich es auf. Meinen armen Hans konnte ich doch nicht dem Leben zurückgeben, und an wem ich ihn rächen sollte, das brachte ich nun einmal nicht heraus.

Frau Mertens war am Tage nach Hansens Selbstmord mit den Kindern ins Bad gereist. Er war, seit er das letzte Bild abgeliefert hatte, nur noch einmal dort gewesen, da Frau Mila wegen der Unruhe des Packens niemand mehr empfing.

Also auch von dort keine Aufklärung möglich.

Ich aber kam nicht zur Ruhe. Jahre sind darüber vergangen, immer wieder tauchte das Verlangen in mir auf, Klarheit zu erlangen.

Nun habe ich sie — hier halte ich sie — mein Gott, wie süß war die marternde Ungewißheit gegen d i e s e Gewißheit.

Vor vier Tagen wurde ich zu Mertens gerufen. Eigentlich war ich dort nicht Hausarzt, nur ein sehr vertrauter Freund. Aber Frau Mila hatte darauf bestanden, daß ich zugezogen wurde. Ich fand sie sehr schlecht: Lungenentzündung, hohes Fieber. Sie schickte die anderen hinaus und klammerte sich an meine Hand. Ich fühlte wie sie mir etwas zwischen die Finger schob, das heiß war von ihrer Fieberglut — einen Schlüssel: „Dort — Schreibtisch aufmachen — Buch — Tagebuch bringen", stieß sie heiser hervor. Um sie nicht noch mehr zu erregen tat ich ihr den Willen.

Es war ein alter Schreibtisch, den sie von ihrer Großmutter geerbt hatte. Man erzählte sich, daß auf seiner ehrwürdigen Platte hunderte von Briefen entstanden seien, die Glück und Hilfe den Bittenden brachten, denn Frau Mila erledigte hier ihre Morgenkorrespondenz.

Als ich die Schublade, zu der der Schlüssel paßte, öffnete, sah ich in dem schmalen Fach ein dickes, rotes Buch liegen. „Ist es das?" fragte ich. Frau Martens hatte sich etwas aufgerichtet, so daß ihr die langen, schwarzen Haare über das glühende Gesicht und die Schultern fielen. Sie nickte hastig: „Abschließen, Schlüssel geben." Ich tat es und brachte ihr das Buch. Sie riß es mir aus den Händen und preßte es an ihre Brust. Ihre Augen flackerten, ihr Atem keuchte, ich mußte mich niederbeugen um ihre Worte zu verstehen: „Ich werde sterben — ich weiß — dies Buch verbrennen. Niemand sehen — schwören." Ein heftiger Hustenfall unterbrach sie. Ich stützte sie und half ihr mit ein par Tropfen Morphium. Aber als sich der Anfall gelegt hatte,

fieberte sie so stark, daß sie mich nicht mehr erkannte. Da entwand ich ihr das Buch, verbarg es unter meinem Mantel und ging.

Unterwegs dachte ich darüber nach, was diese Frau bewegen konnte, mir ihr Tagebuch anzuvertrauen und seine Vernichtung zu erflehen. Was hatte Mila Mertens zu bekennen, das die Mitwelt nicht wissen durfte? Da fiel mir ein, daß ihr Vieles anvertraut wurde aus anderer Leute Leben, und daß sie, die nie davon Gebrauch machte, vielleicht in einem Tagebuch ihr Herz erleichtert hatte und nun wünschte, diese Geheimnisse möchten mit ihr sterben. Auf mich konnte sie sich verlassen, das wußte sie, und deshalb beschloß ich auch, das Buch einstweilen nicht zu verbrennen, sondern es einzuschließen und es ihr — würde sie genesen — später zurückzugeben.

So warf ich das Buch zuhause in eine meiner Schreibtischschubladen. Aber sei es nun, daß ich ungeschickt dabei zu Wege ging, oder daß es schon vorher nicht gut befesttigt war — ein halb loses Blatt schob sich unter dem roten Umschlag hervor — ein Briefblatt, das mit ein par Nadelstichen eingeheftet war, und auf dem ich, ohne es zu wollen, die Worte las: „Mein heißgeliebtes und ersehntes Weib."

Hans Reichers Handschrift. Ich riß das Buch heraus — ich las jenen Brief — ich las und las mit verdunkelten Augen — mit stockendem Blut, was meinen Jungen in den Tod getrieben hatte.

Hier klebe ich die Blätter ein aus jenem elenden Buch — die paar Blätter, die das Geheimnis aufdecken, die dieses fluchwürdige Verbrechen preisgeben.

den 1. März.

Er läßt mir keine Ruhe. Seit drei Monaten verfolgt mich dieser Mann mit seiner Liebe, mit seinem wilden Begehren. Mich, mich! Wer bin ich denn, daß er es wagt, nach mir zu greifen? Augen, wie ich sie nie sah, eine Stimme, wie ich sie nie hörte. Und dieses bittende, flehende, nötigende, peinigende: „ich liebe Dich." Tag und Nacht liegt es mir in den Ohren.

Gibt es einen Gott, so ist er mein Zeuge, daß ich niemals den Sinn auf einen anderen Mann gerichtet habe als meinen Gatten. Viele sind gekommen und sagten mir ein heißes Wort, aber meine Kühle hat es nicht berührt. Es ist etwas anderes um diesen Mann — ich ahne es, er liebt nicht das Weib allein, — er liebt mich, mich — nur mich. Für ihn wäre ich dieselbe in zerrissenen Fetzen, im Schmutz der Straße. Mich liebt er — diese eine Form, die nur einmal geschaffen wurde, und die ich bin. Wäre nur eine Linie an mir anders — er liebte mich nicht.

Ich gehe zu ihm ins Atelier mit den Kindern. Zitternd gehe ich jeden Morgen, denn ich weiß es — gegen ihn sind diese Kinder kein Schutz. Lies springt mir auf den Schoß und küßt mich. Er reißt sie in seine Arme und preßt seine Lippen auf ihren Mund — nie bin ich so heiß geküßt worden. Ich lege meine Hand auf ein Buch, er nimmt es und neigt seine Stirne darauf, wie ein Orientale die Stirne neigt vor seinem Herrscher. Ich trage eine Blume an der Brust. Seine Blicke heften sich an sie und kehren so oft

bittend, fordernd, befehlend zurück, bis ich sie löse und auf seinen Tisch gleiten lasse. Seine Augen jubeln einen Dank — aber sofort bricht ein neues Wollen, ein neues Begehren hinter dieser kargen Erfüllung hervor.

Ich fürchte seine Augen — sie sind so dunkel wie das Geheimnis, das mich und ihn jetzt schon umspinnt, und sie sind so glühend, so schön — so wunderschön — wie — seine Liebe.

Nie habe ich so gedacht — nie so gefühlt. — Ich war zufrieden — warum kam dieser Mann?

den 20. März.

Heute traf ich ihn mit den Kindern im Wald. Als er zwischen den Bäumen hervortrat, lief es mir eisig den Rücken herab. Er blieb ganz ruhig, beugte sich über die Kinder und scherzte mit ihnen. Dann gab er mir die Hand. Auch das ist seltsam an ihm. Man nimmt sonst meine Hand und küßt sie, fast ohne sie zu berühren. Er aber, er hält meine Finger fest, als wollte er sagen — das wenigstens halte ich jetzt von Dir, und das gebe ich sobald nicht los. Meine Hand wird willenlos in der seinen, willenlos werden meine Blicke, wenn seine Augen mich bannen, willenlos werde ich — — — nein, nein, nein, ich will nicht. Wie sollte ich leben mit dieser Schuld? Wie sollte ich atmen, meinem Manne, meinen Kindern dieselbe sein, wenn ich — — —? Nein, nein —

den 21. März.

Ich bin heute denselben Waldweg gegangen wie gestern — allein. Ich wollte Ruhe finden, ganz still überlegen. An derselben Stelle trat mir Reicher entgegen. Ich stand wie gelähmt. Seine Augen leuchteten auf — er kam rasch auf mich zu — und — ich mochte mich wehren so viel ich wollte — — er hat mich geküßt.

Noch fühle ich seine Lippen auf meiner Stirn, meinen Augen, meinem Munde — immer werde ich sie fühlen — immer — immer. — Kann man so etwas je vergessen?

Spät am Abend sandte er mir eine kleine Skizzenmappe. Er wußte, daß ich allein zuhause war, so hat er es gewagt, einen Brief beizulegen. Hier ist er:

Mein heißgeliebtes und ersehntes Weib! Wenn Du auch zürnst, ich sage es Dir doch, sage es Dir heute und morgen, rufe es Dir zu über die Gräber der Toten, herab vom Himmel, empor aus der Stille. Wo Du auch gehst, wo Du dich ruhst, wo Dein Fuß sich hebt — Du mußt es hören, und Du wirst es hören: ich liebe Dich. Du weißt ja nicht was das heißt, denn Du bist ja noch nie geliebt worden wie ich Dich liebe. Ich möchte den Boden küssen auf dem Du schreitest und möchte Dich doch zugleich niederzwingen zu meinen Füßen. Ich möchte vor Dir knien, Dich anbeten und doch wieder Deine Seele demütigen vor mir, daß Du mich als Deinen Herrn anerkennest. Ich möchte Dich mit zitternden Gluten überfluten, möchte Dir meine rasende Sehnsucht flammend in Dein ruhiges Herz küssen, ich möchte Dich erbebend im Arme halten, und doch wieder möchte ich Deine keusche

Strenge schonen. Aber ich weiß, daß ich Dich zu all meinen Wonnen zwingen werde. Wehre Dich nicht länger, versuche es nicht mir zu entfliehen, mein Wille wird Dich verfolgen, und meiner Macht wirst Du verfallen wenn meine Stunde gekommen ist.

Ich lechze nach Deinem königlichen Leib, Du mein — mein Weib, ich lasse meine Wünsche los, daß sie Dich überfallen und Dir meinen Namen ins Ohr schreien, daß Du nicht anders kannst als ihnen gehorsam zu folgen.

O Du, sage mir, was ich tun muß, um Dein Vertrauen wachzurufen, was geschehen soll, daß Du meiner Liebe glaubst, und daß Du Dich ihr zu eigen gibst, wie ich es ersehne. Sprich, wolle, befiehl — es soll sein was sich Dein Stolz erträumt, nur — sei mein — denn ich kann nicht mehr leben ohne Dich. Dein Hans.

Was soll ich tun? Ja, wenn man einmal, ein einziges Mal so alle Seligkeit kosten könnte, und dann käme eine Hand und löschte alles aus, was geschehen ist als wäre es nie gewesen. Aber das sind Märchenträume — — —

den 2. April.

Wie gepeitscht irre ich durch diese Tage. Seine Liebe liegt auf meinem Weg — welchen ich auch wählen mag — er ist überall, und überall ist sein Fordern. Mein Gott und ich — ich sehne mich ja auch.

den 9. April.

Heute sagte er, als ich Ferdinands Bild bei ihm bestellte: „Wenn ich noch ein paar Tage warten muß, dann begehe ich eine Torheit, die Du zu büßen hast. Meine Liebe hat ein Recht auf Erfüllung, denn sie ist so stark wie nichts sonst in meinem Leben. Gieb' mir mein Recht, sonst werfe ich dieses Leben hin."

Wie schön er in diesem Augenblick war. Seine Haut spannte sich unter der krampfhaften Zerrung seiner Muskeln, sein Mund, dessen Lippen so voll und rot sind wie reife Erdbeeren, lockte — lockte — lockte. Und seine Augen bohrten sich in die meinen mit Blicken, die sich fest ankern wollten auf dem Grund meines Willens und ihn hinüberreißen unter die Gewalt des seinen.

Mein Mann, meine Kinder — Ich bin Mila Mertens — ich kann nicht.

Das Bild ist fertig. Er hat es hingeworfen — in ein paar Tagen — gearbeitet wie Einer, dem's ums Leben geht. Als Ferdinand mit der Bonne vorausging, zeigte er mir eine kleine Flasche. Es ist Gift darin, das tötet sicher sechs Stunden nachdem man es getrunken hat. Er drohte mir, daß er es vor meinen Augen trinken würde, wenn ich nicht — —

Ich glaube das nicht — das tut kein Mensch heutzutage — früher vielleicht — und auch dann nicht — glaube ich. Aber auf die Probe wollte ich ihn stellen: „wenn Du mich besitzen willst", sagte ich ihm, „so müßtest Du dafür sterben. Denn niemals ertrüge ich die Schande, daß ein Mann lebt, der mich genossen hat in Sünde und Unrecht. Wenn Du das Fläschchen austrinkst und dein flüchtiges Glück mit dem Leben bezahlst — dann"

„Was dann?" Er riß meine Hände an sich.

„Dann — ja!“ sagte ich fest.

Stumm hielt er meine Hände umklammert. Wie er mich ansah — kann denn so die Seele aus den Augen eines Menschen springen? Schon erbarmte er mich, da — ich weiß nicht, lief mir ein wonniger Schauer über die Schultern. Wie schön das ist, einen Menschen so zittern zu sehen und zu wissen, daß man diese schreiende Not in stammelnde Seligkeit auflösen kann.

Da ließ er meine Hände: „Es sei — ich mag nicht mehr leben ohne Dich — ich will Dich — ganz so, wie ich es mir träume. Muß ich dafür sterben — so hatte ich doch, was ich am meisten ersehnte. Wann aber?“

Ich überlegte. Am 22. will ich mit den Kindern ins Bad. Geschieht dies Wahnsinnige, dann sei es einen Tag vor meiner Abreise — in acht Tagen also.

Er war's zufrieden.

Was ist das? Größe oder Irrsinn? Oder ist es Liebe? Gibt es eine solche Liebe, und wenn es sie gibt — ist sie nicht wiederum Irrsinn?

18. April.

Hans war da, um sich wie alle meine Bekannten offiziell von mir zu verabschieden. Als er mir die Hand küßte murmelte er: „am Sonnabend um 5 Uhr.“

Er gibt also die Idee nicht auf. Ach, es ist ja nichts, nichts. Warum martere ich mich. Er wird mir eine Komödie vorspielen und sicher nicht das Fläschchen austrinken. Oder aber jenes Gift ist nur eine Fantasie — in Wahrheit ist's eine harmlose Flüssigkeit.

Wenn es aber doch wäre? So geliebt werden — so — bis zum Tod — nein mehr — über das Leben?

21. April
Mitternacht.

Das Fürchterliche ist geschehen. — Ich tat, was ich nie, nie hätte tun dürfen, ich bin, was ich nie hätte werden dürfen, ich verlor, was ich nie hätte verlieren dürfen. —

Ehrlos — schamlos — für immer entweiht. Ich, ich, die Geliebte eines Mannes, der nun gehen und sich brüsten kann, und sei es nur vor sich selbst, vor seinem Spiegel: ich habe sie besessen.

Er hat das Fläschchen vor meinen Augen ausgetrunken, — aber ich glaube nicht an seine Wirkung. Ich glaube überhaupt an nichts mehr seit diesem Tag. Wenn es das gibt, wenn das sein kann, was ich heute erfuhr — warum denn zwingt man uns Frauen zu fühlen, wie ich fühlte — bis heute? Warum können wir Kinder haben von einem Manne, dessen Zärtlichkeit in uns nichts erweckt als pflichtgemäße Duldung, und warum darf ein anderer eines Tages kommen und uns einen Himmel aufschließen, nur um unseren zögernden Fuß fortzustoßen und uns herabzuschleudern in die Hölle?

Ich kam zu Hans um 5 Uhr. Niemand sah mich — sein Haus liegt

einsam, und kein Mensch begegnete mir auf der Treppe. Daheim glaubte man mich bei meinen Armen.

Er empfing mich an der Türe. Ich glaube, er hat da seit Stunden gestanden, um auf meinen Schritt zu lauschen.

Wie er mich an sich zog und in seinen Armen hielt. Stumm, stumm und doch sein Körper so beredt! Ich fühlte das Zittern seiner Glieder, dieser starken, jungen Glieder durch meine Kleider hindurch. Seine Hände bebten als sie mich berührten, und doch faßten sie so gewaltsam zu, als wollten sie mich zerbrechen. Küsse, von denen ich nichts gewußt, zerrten mir den letzten Widerstand nieder.

Noch einmal versuchte ich mich zu retten. — Ich rang mich los und rief: „nein, nein, ich will nicht". Da riß er die kleine Giftflasche aus der Tasche und leerte sie in einem Zug. Ich stürzte auf ihn zu — zu spät — — die Flasche lag am Boden, und er packte meine Schultern. Sein heißes Gesicht war über mir, seine Augen glühten mich an, und mit versagendem Atem küßte er mir die Worte in den Mund: „Jetzt bist Du mein".

Ein Frösteln überschauerte mich, jede Kraft versagte, ich wurde eine willenlose Beute seiner lechzenden Gier.

Rausch der Sinne, wie bist Du fürchterlich und überherrlich zugleich — Rausch der Sinne, wie schaffst Du aus dem Staub Götter und zerrst Götter in den Staub! Rausch der Sinne, wie gibst Du Vergessen jedweder Qual der Seele, tränkst im Taumel des Entzückens die verschmachtende Not des Leibes, gebierst ein Leben so übermächtig und gewaltig, daß es in nichts zerfallen muß vor der Nüchternheit des Erwachens. Leben und Tod zugleich, Schöpfung und Vernichtung, unirdische Wonne, höllische Pein. —

O gewiß hat nie ein Mann gewagt, was er wagte — nie hat ein Mann ein Weib umarmt, wie er mich umarmte. „Der Tod steht hinter mir — Du bist das Leben — ich will alle Süße des Lebendigen aus Dir saugen in diesen letzten Stunden — ich will genießen, wie Niemand vor mir genossen hat — wehr Dich nicht, jetzt bist Du mir verfallen — komm!" Waren es Stunden, waren es Jahre — war es ein einziger Augenblick? Ich weiß es nicht.

Die Nacht lag über uns, als er mich von sich stieß: „Jetzt geh!" Seine Hände tasteten nach dem elektrischen Licht. „Nein, nein — kein Licht!" — da flammte es schon auf. Ich versuchte, mich nach der Portiere zu flüchten, um mich zu verhüllen. Umsonst. Nackt stand ich in der Mitte des Zimmers, nur von meinem gelösten Haar bedeckt und mein Gesicht mit den Händen schützend. Kein Laut — kein Atemzug — er mochte wohl noch einmal im stummen Anblick genießen — was er besessen hatte. Dann ein tiefer Seufzer — das Licht erlosch. Hastig kleidete ich mich an, ordnete mein Haar so gut es eben ging und glitt dann noch einmal zu seinem Lager. Er schlang die Arme um mich und zwang mich in die Kniee. Seine Lippen lagen auf meinem Munde in einem stillen, reinen Kuß. „Sei gesegnet", sagte er sanft. „Und nun geh."

Mir versagte die Stimme — ich tat, wie er befahl, leise schlich ich aus dem Zimmer.

Auf der Straße lief ich wie gehetzt, bis ich einen Wagen fand. Zu Hause schloß ich mich sofort ein. Nicht einmal den Kindern habe ich gute Nacht gesagt. Wie will ich ihnen je wieder in die Augen sehen, wie vor meinem Manne bestehen — wenn er heim kommt.

An die Wirkung des Giftes glaube ich nicht. — —

den 23. April.

Man hat Hans Reicher gestern Morgen tot in seinem Atelier gefunden. Der Mund ist stumm, der mich ehrlos nennen könnte. Meine Schuld geht mit ihm zu Grabe — Nun Vergessen — Vergessen. —

den 1. Oktober.

Was ist das? meine Schuld lebt, lebt! Sie steht vor mir, wenn ich am Morgen die Augen öffne, und sie verläßt mich nicht, wo immer ich mich auch hinflüchte. Selbst wenn ich meine Kinder im Arm halte, reckt sie sich über ihre Köpfe und sieht mir gerade in die Augen — starr und unbarmherzig. Ich bin da, sagt sie.

Meine Kinder — ach meine Kinder. Wer soll sie mir behüten? Wenn es wahr ist, daß die Sünde gerächt wird bis ins dritte und vierte Glied, und diese Rache trifft meine süße Lies oder einen der Knaben! Wenn ein Mann je an meiner Tochter tut, was er an mir tat — ein Weib mich rächt an meiner Söhne Leben? Was soll ich tun — wie kann ich sühnen? Ich trieb einen Menschen in den Tod durch meine Schönheit — wehe mir, wenn noch einer sie begehrt.

Ein junger Mann kam in unser Haus, der einen Ton in der Stimme hat wie er — ist es ein Teil von ihm, der zurückkehrt und mich fordert?

den 10. Oktober.

Ich gab mich dem jungen Manne hin. — Am nächsten Tage reiste er ab — ich glaube, ihm graute vor mir.

den 4. November.

Hans' Augen! Sie sind wieder da, sie sind lebendig. Gestern Abend brachte mein Mann den großen Schauspieler, der hier gastiert, an unseren Tisch. Er hat dieselben Augen wie Hans. Als er mich ansah, fühlte ich, daß es wieder ein Gruß des Toten war. —

den 9. November.

Ich habe ihm gehört — aber er schauderte, ich glaube, ich bin irrsinnig und so wild, so wild in der Stunde der Liebe. Das Gift, das Hans getrunken hat, rinnt auch in meinen Adern. Starb sein Leib durch mich, so hat er meine Seele getötet.

den 10. Januar.

Es ist kein Wahn — die Strafe kommt von Gott. Hans ist nicht tot — er lebt — lebt in hundertfacher Gestalt, spricht aus dem Munde des einen, lacht in eines anderen Lachen, leuchtet aus jenes Augen, schreitet in

dieses Gang. Und ein jeder von ihnen hat ein Recht auf mich. Löse ich so meine Schuld — rette ich durch meine brennende Qual so die Kinder vor dem Verderben?

Die Männer nehmen mich mit inbrünstigem Verlangen, aber wenn sie mich genossen haben, dann sehen sie mich an mit Grauen und Furcht. Keiner verlangt wieder nach mir.

Es ist, als ob ein Teufel meine Spur verwische — nie fällt ein Verdacht auf mich. — Ich tue auch so viel Gutes wie ich kann — gebe mit vollen Händen und werde selbst dabei immer leerer.

Blühenden Leibes schreite ich unter den Menschen, und keiner ahnt, daß ich vergiftet bin. Nur die mich besessen haben — die wissen es! O Du mein Einziger, ich suche Dich in jedem und finde Dich in keinem. Ist dies Deine Rache?

* *
*

Ich kann nicht mehr abschreiben — mir sträuben sich die Haare vor dem wahnsinnigen Bekenntnis dieser Blätter. Vier Jahre lang hat dieses Weib das Doppelleben der unantastbaren, hoheitsvollen Frau und der unersättlichen Dirne geführt.

Sie starb in jener Nacht, nachdem sie mir das Buch anvertraut hatte. Ihr Geheimnis soll mit ihr sterben — ich werfe es in die Flammen. Kein Mensch wird diese Blätter jemals lesen, denn es ist die Bedingung für meinen Erben, daß der Inhalt meines Schreibtisches ungelesen vernichtet wird.

Könnte ich nur schon heute der Vernichtung preis geben, was ich weiß — könnte ich mich nur selbst von dem Tropfen Gift befreien, der aus jener vergifteten Seele in die meine fiel. Der blühende Atem des Weibes wird mich von nun an berühren wie der Gifthauch der Sünde. Mila Mertens — auch ich habe Dich geliebt.

Mir warst Du das heilig schöne Bild der reinen Göttin. —

Dein Frevel lebt noch nach Deinem Tode — denn er wird niemals sterben in meiner Seele.

Sie wollen Dir einen weißen Marmor aufs Grab setzen — darauf soll stehen:

„Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Mila Mertens — wo bist Du jetzt — wer richtet Deine Seele? Gibt es einen Gott, der Dir verzeiht? —

Und wenn er es tut — so möge er auch meinen Verstand behüten, daß ich nicht hingehe und meine Stirn an Deinem reinen Grabstein zerschelle — —

Erzählungen von Rudolf Alexander Schröder.

Die Frau im Garten.

Wenn sie im Garten abends ging,
Die holde Frau, mir unbekannt,
Sich jeder Grashalm gern verfing
In ihrem seidenen Gewand.

Sie sah aus ihren Augen so,
Wie Kinder sehen, unbewußt.
Und wer das sah, der ward so froh,
Daß er von ihr nur träumen mußt'.

Hob sie die Hand, das war so zart,
Als wenn ein Zweig am Baum sich hebt,
Als wenn ein Vogel leichter Art
Durchs Laub vor heller Luft entschwebt.

Sie lächelte: Das war zu schaun,
Wie Knospen, welche offen gehn,
Als wollten Eiskristalle taun
Bei erster Frühlingswinde Wehn.

Sie sprach kein Wort und wußte wohl,
Es stürbe selbst die Nachtigall,
Wenn sie vernähme neidesvoll
Der schönsten Stimme Widerhall.

Zum Ufer bückte sie sich hin.
Dort standen Rosen viel im Grund.
Und jede dacht' in ihrem Sinn:
Wär ich so süß nur, wie ihr Mund.

Sie pflückte sie mit leichter Hand,
Und legte sie ins Körbchen ein,
Wobei sich nicht ein Stachel fand,
Der ihr zuwider mochte sein.

Dann wandte sie ihr Angesicht,
Und ging zurück ins stille Haus:
Hell aus dem Fenster kam ein Licht,
Und draußen ging das Licht nun aus.

Herr Pompadur.

Es war ein Jäger wohlgestalt,
Der hieß mit Namen Pompadur,
Und jagte jedes Reh im Wald
Und jeden Hasen auf der Flur.

Und folgte auch mit Hund und Spieß
Dem Hirsch, der sich verbarg im Grund,
Und, wenn ihn alle Kraft verließ,
Hinsank und klagte todeswund.

Am Gürtel hing Herrn Pompadur
Ein goldnes Horn, das klang so hell,
Und rief auf ihres Herren Spur
Trara, Trara, die Jäger schnell.

Und traf das Waldhorn in der Nacht
Der Bäume Herz, der Felsen Ohr,
So stieg der Zwerg aus seinem Schacht,
Die Nymphe aus dem See hervor.

Herr Pompadur, der sang so schön
Auf seinem Horn in tiefer Nacht,
Die Winde blieben atmend stehn,
Die lauten Brunnen wurden sacht.

Wovon er sang, wovon er sprach,
Das wußte nur der grüne Wald;
Und Echo rief es schaudernd nach
Am Felsenhang, der widerhallt.

Die Nixe kam aus tiefem Grund
Und bot ihm Perlen dar und Gold
Und sprach: O Pompadur, dein Mund
Singt allzu süß und allzu hold.

Ich biete meine Schätze dir,
Und was du willst und was du magst,
Wenn du nur gehst, und fern von hier
Dein Seelenleid den Winden klagst,

Weil aus dem stillen Wasserhaus
Bei deinem Schall die Ruhe flieht:
So füllt mit sehnsuchtsvollem Graus
Das allerkühlste Herz dein Lied.

Tanz-Duett.

Komm in meinen Arm und tanze;
Denn wir beiden sind uns gleich,
Sind an äußerlichem Glanze
Und an Witz und Anmut reich.

Laß uns wie die andern treiben
Durch den hell-geschmückten Saal;
Denn wir möchten nicht mehr bleiben,
Wo es öde ist und kahl.

Horch! Die Musikanten spielen!
Sie sind müde; aber doch
Spielen immer nach den vielen
Sie den letzten Walzer noch.

Einen letzten! — Ach, wie trübe!
Glaub mir, wenn ich recht dich schau,
Bist du alt schon, meine Liebe,
Wangen schlaff und Haare grau.

Ich auch bin nicht sehr beträchtlich
Jung mehr, wie man's so versteht,
Wenn man noch so stolz verächtlich
Aufrecht durch das Leben geht.

Male rosig deine Wangen,
Färbe jugendlich das Haar;
Und mit Flittergold behangen
Scheint man fast noch, was man war.

Ich auch will mich gerne fügen,
Haltung strack, der Blick beherzt,
Will mich schwingen, will mich schmiegen,
Ob es auch ein wenig schmerzt.

Scherze, wie sie uns ergetzten?
Ach, wo sind sie? — Aber doch
Nach den vielen einen letzten,
Einen letzten Walzer noch!

Frau Farahdis.

Frau Farahdis ging alleine
An des Ufers Rand;
Und die bunten Kieselsteine
Warf sie mit der Hand
So dahin, so dahin,
In die Wellen hin.

Frau Farahdis sang ganz leise
Ein bekanntes Lied
Zu der Abendsonne Preise,
Die ins Meer entflieht,
So dahin, so dahin,
In die Wellen hin.

Frau Farahdis wurde traurig,
Als die Sonne sank,
Und ein Lüftchen wonneschaurig
Durch die Lüfte drang,
So dahin, so dahin,
In die Wellen hin.

Frau Farahdis mußte weinen,
Und sie sprach voll Sinn:
Daß ich doch gleich Luft und Steinen
Ganz verloren bin!
So dahin, so dahin,
In die Wellen hin.

Der Besuch.

Cupido ist bei mir gewesen,
Und sagte mir mit Lächelmiene,
Er habe etwas mir erlesen,
Das ihm für mich das Rechte schiene:

Die Schönste aller Sultaninnen,
Im schönsten Haus aus Marmelsteine.
„Bei ihr“, so sprach er, „wirst du's innen,
Wie gut ich's fürder mit dir meine.“

Ich aber — denn ich bin vernünftig —
Bedachte mich nicht lang und sprach:
„Mein holder Knabe, stelle künftig
Den ungewarnten Vögeln nach.

Du hast mich weidlich aufgezogen,
Und nun — wie das so immer geht —
Kommst du mir heute hergeflogen,
Und lächelst mir, da es zu spät.

Ich habe längst — du sollst es wissen —
Mir das geraubt, was du verwehrt,
Und roh mit Schwelgerei zerrissen,
Was nur dein Lächeln uns verklärt.

Was hättest du mir noch zu geben,
Das sich für mich nicht schon entstellt?
Ein also überfülltes Leben
Paßt nicht in deine leichte Welt.

Nur laß mich deine Augen küssen,
Gehorch, o Knabe, meiner Not:
Du, Blinder, wirst mich führen müssen
Zu deinem schönern Bruder Tod."

Abends.

Geh ich abends ganz allein,
Ruft mich immer manch Erinnern,
Und ich sage mir im Innern:
Besser war's und wär's zu zwein.

Ruft im Baum die Nachtigall,
Abends, wenn die Felder schweigen,
Wenn die leichten Dünste steigen,
Und es dunkelt überall,

Möchten Bursche frank und frei
Gerne mit den Mädchen gehen;
Und die Mädchen, wen sie sehen,
Lassen sie nicht gern vorbei.

Und Gelächter, und ein Kuß
Dort, am düstern Heckenstriche:
Wer am Tag sich quälen muß,
Abends kennt er seine Schliche.

O, ein Stammeln, halbbewußt,
Halb ein Kampf und halb Verlangen;
Und nun liegen Brust an Brust,
Mund an Munde liegt gefangen.

Also ging's, und wird es gehn,
Immer, wenn der Tag sich kehret.
Alles muß dann offen stehn,
Ein Verlangen, unverwehret.

Unverwehrt auch sei Genuß
Diesem Herzen, das entzündet
Immer wieder wandern muß,
Bis es seine Labung findet.

Herr Ungenaus.

Herr Ungenaus, ein junger Narr,
Saß jeden Abend im Café.
Er zählte etwa zwanzig Jahr,
Das schönste Alter des roué.

Er hatte volle Lippen noch,
Wie sie Adon der Venus bot;
Und unters Auge malt' ihm doch
Sein Schwermutszeichen schon der Tod.

Die Hände wußten schon genau,
Wie müde macht der Ueberdruß,
Und wie die allerschönste Frau,
Wenn sie gewinnt, verlieren muß.

Ach, viele Blicke sehn ihn an,
Und er erwiderte sie kaum,
Er dacht' an den er kaum begann,
An seiner ersten Wollust Traum.

Wie süß das war, wie reif, wie voll,
Und wie das welkt, und wie das sinkt,
Und ist doch noch so durstesvoll
Wie einer, der im Fieber trinkt.

Bald, weiß er, wird er lächeln so,
Wie jene lächeln, die verbannt
Aus Ländern reich und unschuldsfroh
An der Enttäuschung kahlen Strand.

Da lächelte Herr Ungenaus,
Weil ihm so Bitteres ward kund:
Und jede Frau im ganzen Haus
Starb vor Begier nach seinem Mund.

Endymion.

In einem Tal, bei seinen Schafen,
Lebt' einst ein Hirte scheuer Art,
Der, wenn ihn Mädchenblicke trafen,
Vor Scham und Schreck verwirret ward.

Er zählte nicht zu jenen Schaaren,
Die sich in kecker Lust ergehn,
Und deren jugendlich Gebahren
Sich läßt auf allen Gassen sehn.

Wie eine geistig zarte Leuchte,
Die scheut des Windes frevle Art,
Trug er, was ihm das Höchste deuchte,
Den schönen Stolz, mit sich bewahrt.

Nur, wenn des Nachts der kühle Schimmer
Den scharfen Sonnenglanz ersetzt,
Hat er die reine Seele immer
An solcher Lindigkeit geletzt.

Diane, die am Himmelsbogen
Mit ihrer Sternen-Jungfraun Schar
Zur dunklen Jagd heraufgezogen,
Des Jochs der süßen Liebe bar,

Verehrte er in seiner Seele,
Und reichte ihr sein innres Sein;
Sie schien ihm ohne jede Fehle
Und einzig seiner wert zu sein.

Die Göttin sah aus ihrer Höhe
Herab auf sein bezaubernd Bild;
Und die sonst Hirsche nur und Rehe
Mit Pfeil und Bogen jagte, wild,

Sie selber fühlte sich getroffen
Von einem Pfeil besondrer Art,
Und fand ihr Herz der Liebe offen,
Das sonst doch jedem Manne hart.

Sie neigte sich aus ihrem Gleise,
Und es empfing Endymion
Im Schlafe, und verstohlenerweise,
Der Liebe und der Keuschheit Lohn.

Als er erwachte, war vergessen,
Was ihm im Schlaf ward angetan.
— Doch wuchs die Göttin unterdessen
Zu Vollmonds runder Pracht hinan.

Spaziergang.

Mir deine Hand, dir meine Hand.
Wir beide, wir sind alt und grau.
Ich weiß nicht, wie sich das so fand,
Daß wir uns fanden, süße Frau.

Die Kinder gehn wohl Hand in Hand,
Und lachen wohl, und reden viel
Von einem märchenhaften Land,
Das aller Herzenswünsche Ziel.

Wir lachen nicht, wir seufzen nur,
Wir reden nicht: Wir sehn uns an,
Und denken, wie auf keiner Spur
Keiner von uns das Glück gewann.

Dann lächeln wir — wir lachen nicht —
Weil Unruh doch nicht weiter fand.
Am Abend ist noch etwas Licht:
Sieh, ich ergreife deine Hand.

In der Nacht.

Oft, wenn ich wache, in der Nacht,
Vom Monde kommt ein Leuchten her,
Ein Silberstrahl, ein Hauch ganz sacht,
Als ob's dein lieber Atem wär.

Es regt sich auch wohl eine Hand,
Und rührt mich an mit leisem Gruß,
Wie ich so süß noch keine fand,
Als deine, die ich lieben muß.

Es geht dann auch ein leiser Schritt
Im Zimmer immer hin und her,
So leichten Gang, so sanften Tritt,
Als ob es deine Sohle wär.

Es legt sich auch ein linder Arm
An meinen Hals, an meine Brust,
Ein Herze pocht an meinem warm,
Doch wessen? — hab ich nicht gewußt.

Es tönt ein Wort, ein Ruf, ein Schrei,
Vielleicht auch, daß es schluchzt und lacht.
Ich weiß nicht, was dies Tönen sei,
— Oft, wenn ich wache, in der Nacht.

Ueber Heiligenleben des zehnten Jahrhunderts.

Von Ludwig Zoepf in Tübingen.

„Les hagiographes ont, hélas! beaucoup péché et l'on ne peut s'en consoler qu'en pensant qu'il leur sera beaucoup pardonné." Wirklich verzeihen aber fällt gemeiniglich um so schwerer, je weiter man durch irgend welche Umstände von dem Verständnis einer Schuld entfernt ist. Daran dürfte es liegen, daß unsere Zeit sich gewöhnt hat, über die Legende eines Heiligen von vorneherein den Stab zu brechen, allein schon mit Rücksicht auf die Postulate historischer Wahrheit und Kritik; zu schweigen von dem Einflusse, der sich bei der Beurteilung vom konfessionellen und ethischen Standpunkt aus geltend macht. Zudem ist die Vorstellung „des Kirchenheiligen" der Gegenwart fremd geworden; ihr scheint ein derartiges Leben unnütz in seinen Voraussetzungen und vielfach auch in seinem Ziel. Sieht man von streng katholischen Kreisen ab, so hat das Wort heilig selbst eine Verschiebung der Bedeutung erfahren; man spricht heute von der Heiligkeit der Persönlichkeit, des Menschentums, von der Heiligkeit der Mutterschaft; aber wer möchte sich aufmachen und einen Heiligen Gottes suchen? Wo alles zur Welt strebt, will und versteht man wohl „Diesseitsheilige"; mit „Jenseitsheiligen" weiß man nichts mehr anzufangen. Einen Platz allerdings hat ihnen die fortschreitende Zeit gelassen — da stören sie niemand, ja sind eine Quelle reiner, nie alternder Freude: die Kunst. Etwas von der großen ursprünglichen Idee des Christentums scheint hier in den Gestalten der Heiligen fortzuleben: ob du auf der Wartburg weilst und in dem schmalen Gang, durch dessen niedere Bogenfenster sich die Sonnenstrahlen drängen, dir von den kindlich frommen Bildern das Leben St. Elisabeths erzählen läßt; ob du dich von dem Lärm der Pariser Boulevards in das feierliche Pantheon flüchtest und wie in einem schönen Traum den Erdenwandel St. Genovevas schaust — du fühlst, daß ein großer Gedanke in dieser Heiligkeit wohnen muß, etwas, wonach trotz aller Diesseitszwecke auch unser Herz verlangt und was wir noch erringen müssen — in anderer Form als diese Heiligen —, wie unser Dichter meint:

> Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
> Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Die Kunst war dankbar für den Reichtum an Leben und Schönheit, der ihr aus den Gestalten der Heiligen zufloß. So ist es gekommen, daß heute ein Künstler, wollte er nach altem Beispiel den Triumphzug der Renaissance darstellen, an die Spitze dieses Zuges, den Raffael, Leonardo und Michelangelo schließen, einen demütigen Heiligen stellen müßte: Franz von Assisi. Lang genug hat das Mittelalter alle Sünden auf sich nehmen müssen; zu den vielen, die es begangen, gar viele, die es nicht verschuldet. Man übersah, daß am Morgen es helle wird, bevor die Sonne ihr Licht über Berg und Tal strömen läßt. Immer weiter werden die Grenzen des „dunklen" Mittelalters von der neuesten Forschung auf vielen Gebieten zurückverlegt. Bietet auch das mittelalterliche Geistesleben besonders schwierige Probleme für Philosophie wie Psychologie, der „typische" Mensch, die „farblosen Typen"

des Mittelalters bekommen doch allmählich Fleisch und Blut; auch ein Herz und eine Seele. Das bisher unumschränkte Monopol der Renaissance: Individualismus ist durchbrochen trotz mancher entgegenstehender Schlagworte. So bestechend und gerne geglaubt solche Worte auf allen Gebieten gerade in der Gegenwart sind, so entgegenkommend sie sich dem Entwicklungsgedanken erweisen, sieht man genau zu: eine größere Epoche wirklich zu charakterisieren ist ein solches Schlagwort selten imstande; unmöglich aber kann es dem einzelnen Menschen gerecht werden. Gerade hier suchte eine von mir kürzlich veröffentlichte Arbeit einzusetzen[1]): kann ein Jahrhundert mit einem Schlagwort wie „typisch" zutreffend charakterisiert werden, ohne daß den Menschen, die doch für uns das wertvollste bleiben, Gewalt angetan und aus Rücksicht für die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung das Nichtgesetzmäßige übersehen wird? Ein abseits liegendes Gebiet, von dem wieder nur ein kleines, zeitlich und räumlich begrenztes Stück herausgenommen, wurde benutzt, dieser Frage näher zu treten, zudem ein Gebiet, das seiner Natur nach der Gefahr des Typischen besonders ausgesetzt ist: das Heiligen-Leben.

Wer von der Hagiographie ein wahres Bild gewinnen will, darf ihr weder als Katholik noch als Akatholik entgegentreten, sondern muß ohne Voreingenommenheit in dieses Gebiet sich begeben; andrerseits kann die Hagiographie nach dem Grundsatz des suum cuique mit Recht ein doppeltes verlangen von jedem, der sie beurteilen will, nämlich die sachliche Anerkennung dessen, worin die Größe des historischen Heiligen nach der katholischen Glaubenslehre besteht, und das Verständnis für die Art, wie der Hagiograph seine Aufgabe aus innerer Ueberzeugung lösen mußte. Wie der Künstler, zeichnet er einen menschlichen Körper, die Linien verstärken und die Wirklichkeit gleichsam übertreiben muß, um Wirklichkeit und Leben wiederzugeben, so hat der Hagiograph eben die Züge herauszuarbeiten, die das Charakteristische des Heiligen ausmachen und das Wesen der Heiligkeit bedingen. Diesem Bilde vorurteilslos gegenüberzutreten, die Wirklichkeit aus der Schilderung herauszufühlen, fällt um so schwerer, als der Hintergrund, auf dem uns der Heilige gegenübertritt: die transzendente Weltanschauung für uns verblaßt ist. Wer sich aber Mühe gibt, die Forderungen, die einmal die Hagiographie ihrem Wesen nach stellen muß, so gut es möglich ist, zu erfüllen, der vergißt die Sünden der Hagiographen — und es sind nicht wenige: läßliche und schwere Sünden — er vergißt auch die Sünder unter den Hagiographen — und es gibt darunter böse Sünder — und hat seine Freude an vielen ihrer Werke und noch mehr an den Menschen, von denen sie berichten.

In vielen dicken Foliobänden sind die Heiligenleben von den Jesuiten in Brüssel herausgegeben. Der erste Band dieses großen Werkes der „Acta Sanctorum" wie der Name lautet, erschien bereits 1643 in Antwerpen. Von wenigen Unterbrechungen abgesehen, ist das Werk, das in der Anordnung der Heiligen dem Kalender folgt,[2]) mit bewundernswertem Fleiß und fortschreitender wissenschaftlicher Kritik bis in die Gegenwart in der Herausgabe begriffen. Die Bollandisten, wie sich die Veröffentlicher nach dem Gründer des Unternehmens: Johann Bolland nennen, haben erst in neuester Zeit auf

[1]) Das Heiligen-Leben im zehnten Jahrhundert. Ein hagiographisch-kulturgeschichtlicher Beitrag. B. G. Teubner, Leipzig 1908. Auf diese Arbeit wird verwiesen bezüglich der Quellen und Literatur.

[2]) Die Legende der hl. Waldburga z. B. findet man in den Acta Sanctorum im III. Februar-Band (25. Febr. pag. 523). Als Hilfsmittel zum Auffinden eines Heiligen benützt man am besten: Bibliotheca hagiographica, Brüssel 1899—1901.

den verschiedenen Wert der einzelnen Legenden hingewiesen, und man darf hoffen, daß gerade das Buch von H. Delehaye, Les Légendes hagiographiques, dazu beitragen wird,[1]) bei Katholiken und Akatholiken das rechte Verständnis für das Gute wie für das Böse in der hagiographischen Literatur zu fördern.

Bei der großen, in unserer Epoche fast ausschließlichen Bevorzugung, wie sie das Mittelalter der hagiographischen Tätigkeit entgegenbrachte, ist natürlich viel Spreu unter den Weizen gekommen, um so mehr als auch die Motive der Abfassung bei den Hagiographen verschiedene waren. Der eine Verfasser — es sind in der Regel die Mönche — verfolgt neben dem allgemeinen Zweck der Erbauung hauptsächlich literarische Interessen; ältere Heiligenleben werden überarbeitet und dem jeweiligen Geschmack der Zeit angepaßt — und man tut sich darauf etwas zu gute. Andere Verfasser sehen in der Hagiographie ein sicheres und günstiges Mittel, ihrem Kloster oder Bistum materielle Vorteile zu verschaffen. Wieder andere verfechten im Heiligenleben eine theologische oder politische Parteiüberzeugung. Die vornehmste und anziehendste Art der Hagiographie ist endlich das Heiligen-Leben, das der Freund dem Toten widmet: dem Heiligen und dem großen Menschen. Die Gruppierung nach diesen Motiven ist im ganzen und großen zugleich eine Wertung: Die gleichzeitigen Heiligenleben sind rücksichtlich ihrer Quellen wie Motive — Ausnahmen zugegeben — an die erste Stelle zu setzen. Wir heißen sie Heiligenbiographien und unterscheiden hier: Werke, die den Lebensgang eines Heiligen nach Daten und Taten in seiner äußeren und inneren Entwicklung mit Ausschluß der Wunderkraft ausführen und Werke, die das Gleiche mit Einschluß der Wunderkraft behandeln (Vitae). Dem gegenüber steht die Heiligenlegende: die Darstellung des Lebensganges eines Heiligen ohne Rücksicht auf historische Wahrheit und individuelle Vorstellung, in der Regel begleitet von einem Ueberwiegen des Wunderbaren. — Von der Heiligenlegende soll zuerst die Rede sein. Was sie will, ist erbauen und erzählen, im Gegensatz zur geschichtlichen Legende, die charakterisieren will, indem sie mit zwei Worten, mit einem Satz die Bedeutung einer großen Persönlichkeit wiederzugeben und zusammenzufassen sucht: Luthers Worte in Worms: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir. Amen"; Galileis: „Und sie bewegt sich doch"; Goethes: „Mehr Licht" sind solche historische Legenden. Die Heiligenlegende dagegen will — abgesehen von auftretenden Sonderinteressen — erzählen; sie kümmert sich nicht um Zeit, noch Persönlichkeit; gleich der Hummel holt die Legende ihre Nahrung von überall her und das Wunder ist ihr liebstes Kind. Abstufungen kennt sie ihrer viele; statt sie aufzuzählen, sollen einige Legenden selber sprechen; wir wollen dabei den Zeitraum etwas weiter stecken.

Zur Zeit, als König Childibert über die Franken herrschte, da lebte am Rhein, zwischen Bingen und Koblenz, ein frommer Einsiedelmann: St. Goar. Der war von Aquitanien in diese Gegend gekommen, hatte sich mit Erlaubnis des Bischofs von Trier eine kleine Kirche mit einer Zelle gebaut, bekehrte durch sein Wort viele der Heiden und heilte durch sein Gebet die Kranken. Jeden Morgen las er die Messe; hernach lud er alle, die des Weges zogen, freundlich ein und gab, selbst teilnehmend, mit fröhlichem Herzen Speise und Trank. Das hatten zwei ränkesüchtige Priester ausspioniert und gleich dem Bischof von Trier erzählt, daß der „Heilige Gottes"

[1]) Vgl. auch: Günter, Legendenstudien. Köln 1906.

in aller Herrgottsfrühe nach Herzenslust schmause und trinke. Der Bischof ist entrüstet und schickt die beiden aus, St. Goar zur Verantwortung zu holen. Am Morgen hält der Heilige, wie er gewohnt, die Messe und nimmt mit einem Wanderer, der eben des Weges gekommen, heiter das Frühstück ein. Voll Schadenfreude sehen dies die beiden Kläger; die Schuld St. Goars ist erwiesen. Sie satteln ihre Pferde, verlangen von Goar Speise und Trank, um ihre Reisesäcke zu füllen. Der Heilige gibt es gerne und besteigt gehorsam dann seinen Esel. So reiten sie dahin, die beiden Priester voll Schadenfreude, der Heilige im Gefühle seiner Unschuld getrosten Herzens Psalmen singend. Bald meldet sich der Hunger und der Durst bei seinen Begleitern; sie reiten schnell einem Bache zu, der aus der Ferne winkt; wie sie zu ihm kommen, finden sie aber keinen Tropfen Wasser; sie erinnern sich der Reisesäcke, greifen darnach und — gerechte Strafe! — sie sind leer. Das war zu viel. Wie tot sinkt der eine Priester vom Pferde; der andere aber bittet demütig den Heiligen um Hilfe. „Denke mein Sohn, daß Gott die Liebe ist und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." So spricht Goar und in der Ferne zeigen sich da plötzlich drei Hirschkühe. Der Heilige befiehlt ihnen, stehen zu bleiben, geht zu ihnen, milkt sie und erfrischt damit die Erschöpften. Sie finden nun auch ihre Mantelsäcke wieder gefüllt und im Bache Wasser; so stärken sie sich. Aber ihr Herz ist nicht gerührt. Kaum in Trier angelangt, eilen sie sofort zum Bischof und melden ihm ihre Erlebnisse, während St. Goar erst von Kirche zu Kirche geht und andächtig betet. Endlich kommt er zum Bischof; niemand bewillkommt ihn; nicht einmal einen Platz hat der Heilige seinen Mantel aufzuhängen. Da sieht er zum Glück einen Sonnenstrahl zum Fenster hereinkommen und flugs hängt Goar seinen Ueberwurf daran. Der Bischof ist aufs höchste erstaunt: „Habt Ihr gesehen, was er getan hat? Hätte er es mit Gotteshilfe vollbracht, so könnte er doch nicht in aller Frühe gegessen und getrunken haben; denn bisher traten die Heiligen durch Almosengeben und Fasten ein in das Reich Gottes. Hier aber weiß ich keinen Rat; dieser Mann ißt und trinkt in aller Frühe, dann milkt er wilde Hirschkühe, jetzt hängt er seinen Mantel an einen Sonnenstrahl. Sind das Wunder Gottes oder Taten des Satans?" Während Goar seine Unschuld beteuert, bringt ein Kirchendiener ein drei Tage altes Findelkind, das, wie es in Trier üblich war, in einer dazu allgemein benützten Marmorschale ausgesetzt war. Bischof Rustikus fordert nun den Heiligen auf, den Säugling zu veranlassen, seine Eltern mit Namen zu nennen; könne Goar das, dann werde man ihm und seinen Wundern glauben. Nur mit Widerstreben und unter Seufzen tritt der Heilige an das Findelkind heran und beschwört es im Namen Christi, die Eltern zu nennen. Und siehe! mit lauter Stimme ruft der Säugling: „Bischof Rustikus ist mein Vater und Afflagia meine Mutter". Reuevoll stürzt der Schuldige sich zu Füßen des Heiligen. Der aber spricht gütig: „Verzweifle nicht, sondern denke an das Wort des Herrn, der da sagte: Ich bin kommen zu rufen die Sünder zur Buße, und nicht die Gerechten". In seiner Güte nimmt St. Goar die Buße für den Bischof auf sich und weigert sich, den ihm von König und Volk angetragenen Bischofsstuhl von Trier einzunehmen. Im Frieden beschließt dann der Heilige nach einer Reihe von Jahren sein Leben. Das ist echter Legendenton. Den Inhalt aus der Phantasie schöpfend, lediglich anknüpfend an den Namen eines vom Volke verehrten Heiligen erzählt der Hagiograph diese heitere und versöhnliche Legende, die an ihrer Naivität allerdings verliert, wenn wir erfahren, daß sie einer Rechtsfrage zu dienen sucht, wie

B. Krusch es nachgewiesen. — Nur erzählen und erbauen will dagegen die Legende des heiligen Meginrat. In einem weltentlegenen, schwerzugänglichen Tale oberhalb des Züricher Sees lebte gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts als frommer Eremit der hl. Meginrat. Geboren im Sülichgau hatte er die Reichenauer Klosterschule besucht, schon als Knabe durch Frömmigkeit und Ernst sich auszeichnend. Zum Priester geweiht versah er einige Zeit die Stelle eines Lehrers. Aber die Einsamkeit hat es ihm angetan; er gab sein Amt auf und baute sich in stiller Waldgegend eine Zelle; der Anfang der berühmten Abtei Einsiedeln. In strengem Fasten und ständigem Beten verbrachte er seine Tage; und Beten war nötig, denn der Satan brütete Verderben. Da schickt er einmal Dämonen in solcher Menge, daß das Licht des Tages verdunkelt wird. Mit wildem Geschrei und Drohungen ängstigen sie den frommen Eremiten, bis vom Osten her in heller Wolke ein Engel naht und die bösen Geister zerstreut. Gott lohnt ein andermal den Eifer seines Dieners: Ein Klosterbruder war zu Besuch gekommen. Man hatte das Abendbrot genommen und sich zur Ruhe begeben. Mitten in der sternhellen Nacht erhob sich Meginrat zum Gebet. Der Bruder war durch Zufall erwacht und sah mit Erstaunen, wie zu St. Meginrat ein Knabe, weißgekleidet und von wunderbarer Schönheit, kam und mit dem Heiligen sich unterhielt. Der Satan hatte aber keine Ruhe, bis seiner Tücke der fromme Mann zum Opfer gefallen. Es war der Tag im Scheiden, da stiegen zwei fremde Gesellen den Weg zur Klause empor. Erschreckt flohen vor ihnen die Tiere des Waldes, die der Heilige täglich fütterte; ihr Geschrei weckte das schlummernde Echo. Die Gesellen halten einen Augenblick erstaunt stille; dann klopfen sie an die Türe der einsamen Zelle. Meginrat weiß, daß seine Stunde gekommen; er beendigt sein Gebet und bittet den Himmel um Kraft. Dann öffnet er die Türe, heißt die Fremden willkommen und bietet ihnen an, was sein Eigen: etwas Brot und seine Kleider. Die Räuber weisen es zurück. Meginrat aber spricht zu ihnen, wie Christus tat: „Freunde! wozu seid Ihr gekommen? Vollendet, was Ihr im Sinne tragt! Stellt zu Häupten meines Leibes dann zwei Leuchter und zündet sie an. Hernach entfliehet eilig, damit Ihr nicht den Leuten in die Hände fallet, die täglich zu mir kommen!" Kaum hat Meginrat ausgesprochen, schlagen ihn die Räuber zu Boden; die Seele des Heiligen steigt zum Himmel empor und ein wunderbarer Geruch erfüllt die Zelle. Die Mordgesellen reißen an sich, was zu nehmen ist, stellen die Leuchter neben den Leichnam und eilen dann in die Kirche, Licht zu holen, um die Leuchter anzuzünden. Sie kommen zurück und, o Wunder! die Kerzen brennen. Entsetzt fliehen die Mörder hinaus in die Dunkelheit und neues Entsetzen kommt über sie: um ihre Häupter flattern mit lautem Geschrei die Raben, die St. Meginrat zu Lebzeiten treulich gepflegt. Wohin sich die Mörder auch wenden, die Raben folgen ihnen und bringen so die Untat an das Licht. Die Frevler werden gefangen und der Strafe überliefert. — In der Zelle aber brennen ruhig die Kerzen nieder; die Decke wird von den Flammen erfaßt; doch sie erlöschen von selbst, wie sie den Leichnam des Heiligen berühren. So findet man St. Meginrat und übergibt den Toten unter Trauer und Ehren der Erde. Wie diese stimmungsvolle Legende entstand, liegt offen zu tage: die einfache Tatsache, daß zwei fremde Gesellen den bei dem umwohnenden Volke beliebten Eremiten erschlugen in der Hoffnung, etwas zu erbeuten, wird ein halbes Jahrhundert später von einem Reichenauer Mönche mit Hilfe der Tradition, der Volkssage und einiger herkömmlicher hagiographischer Motive zur frommen Legende gemacht. —

Ein andermal sind Sage und Legende enge verschmolzen. Da ist zum Beispiel die Legende des hl. Gongolf. Das war ein burgundischer Graf, der zur Zeit König Pipins lebte. Von frommen Eltern auferzogen wies er schon in seiner Kinderzeit die Spuren der Heiligkeit; statt mit den Jungen zu spielen, hörte er lieber den Reden frommer Leute zu. Herangewachsen blieb er demütig und bescheiden, trotz der Gunst, die ihm vom Himmel wie von seinem König zufloß. Er war ein Freund und Schützer der Armen, aber auch ein tapferer Kriegsmann und ein großer Jäger vor dem Herrn, der an ihm ein Wohlgefallen hatte, wie zweifellos die Wunder zeigen. Da war Gongolf auf der Heimkehr von einem siegreich beendeten Kampf. Heiß war der Tag und matt vor Durst die Ritter und die Rosse. Wie ein Wunder kamen sie mit einmal zu einer Wiese, in der eine klare Quelle sprudelte. Gongolf kaufte dem Besitzer die Quelle um ganze 100 Solidi ab. Der lachte den dummen Ritter aus; denn eine Quelle läßt sich doch nicht forttragen. Gongolf aber ritt zufrieden nach Hause und erzählte seiner Frau von dem Kauf. Doch diese, ein böses treuloses Weib — Gott gab sie dem Heiligen zur Erprobung der Geduld — schalt heftig ihren Mann, daß er das Geld so nutzlos vergeudet habe. Am andern Morgen fehlte dem Grafen das Waschwasser; er schickte seinen Diener in den Garten, wo er den Stock — der Graf hatte ihn gestern in die Erde gesteckt — aus den Boden ziehen sollte; es würde sich Wasser zeigen. Der Diener tat, wie ihm befohlen; kaum hatte er den Stock aus der Erde gezogen, da sprudelte schon die Quelle hervor; und kein Zweifel ist es die, welche Gongolf in der Ferne gekauft hatte; denn dort hörte von dieser Stunde an die Quelle auf zu fließen. Das Wasser zeigt in der Folge durch Gongolfs Gebet heilkräftige Wirkung. Die Frau des Heiligen aber wird durch dieses Wunder nicht gebessert; sie scheut sich nicht, die eheliche Treue zu brechen. Gongolf hört davon und verlangt von seiner Frau, die ihre Schuld leugnet, die Unschuldsprobe: von dem Grunde der Quelle einen Stein herauszuholen. Ohne Scheu folgt die Gemahlin dem Befehle, aber siehe, sie zieht die Hand und den Arm verbrannt aus dem Wasser. Der Graf trennt sich von der treulosen Frau; wird aber bald von deren Buhlen meuchlings ermordet. Am Grabe Gongolfs geschehen in der Folge Wunder und Zeichen. Als man davon dem Weibe berichtet, da spottet sie: „Sic operatur virtutes Gengulphus quomodo anus meus". Der Frevel wird sofort bestraft; bei jedem Worte, das die Frau fürderhin spricht, läßt sich auch der Teil des Körpers vernehmen, den sie den Wundern des Heiligen gleichgestellt hatte. — Von einem glücklichen Familienleben erzählt uns die im Jahre 980 geschriebene Legende der hl. Ida: Ein tapferer Ritter, der mit Karl dem Großen gegen die Feinde des Reiches ausgezogen war, erkrankt und wird in das Haus eines Grafen von Westfrancien, des Vaters der hl. Ida, gebracht. Die schöne Jungfrau übernimmt selbst mit treuer Sorgfalt die Pflege des kranken Egbert; und wie es geht, gewinnen sich die beiden lieb. Karl der Große wirbt für den tapferen Getreuen, beschenkt ihn mit großen Besitzungen und ernennt ihn zum Herzog über einen Teil der Sachsen. Auf der Reise in die Heimat des Herzogs kommen die Neuvermählten in die Gegend des heutigen Hersfeld. Es ist Abend und da der Platz zum Rasten geeignet, werden die Zelte aufgeschlagen; bald befällt der Schlaf die Reisemüden. In der Stille der Nacht wird der jungen Frau eine Vision, der zufolge Ida hier eine Kirche stiftet. Lange Zeit leben Egbert und Ida in glücklicher Ehe, bis der Tod an den Mann herantritt. Als Witwe stellt die Heilige ihre Kraft und ihr Vermögen in den Dienst des Herrn; täglich zweimal, so berichtet der

Hagiograph, läßt sie den Sarg, der sie einst aufnehmen wird, mit Gaben aller Art füllen, die sie an die Armen dann verteilt. — Dieser liebenswürdigen Legende, an der nur wenig geschichtliche Wahrheit ist, mag noch in Kürze die mit Absicht die Wahrheit fälschende Legende gegenüber gestellt werden. Als der berühmte Kolomagnus über Schottland herrschte, lebte an seinem Hofe Theagnius, der Stolz und die Stütze des Königs. Seine Frau war Agalmia, die Tochter des irischen Königs. Das waren die Eltern des hl. Livin. Wunderbar kam dieser zur Welt: In einer Sonntagsnacht ward der Palast der Eltern mit himmlischem Glanze erfüllt, eine weiße Taube ließ sich auf Agalmia nieder und tröpfelte in deren Mund drei milchweiße Tropfen. Am Geburtstag des Heiligen wurden die Umwohner von wonniger Freude ergriffen und ein Monat lang herrschte ohne Unterlaß der prächtigste Sonnenschein. Bei der Taufe erschien über Livin eine strahlende Säule, aus der eine goldne Hand hervorkam und dreimal das Kreuzzeichen machte. Der junge Heilige ist das Muster aller Tugenden, heilt Besessene, erweckt Tote, wandert über das Meer wie über eine blumige Wiese, um den Unterricht des hl. Augustin, des Erzbischofs von Canterbury, zu genießen. — In diesem Ton fährt der Legendenschreiber fort, die Heiligkeit und Wunder Livins zu erzählen, der bei der Bekehrung der Heiden grausames zu erdulden hat — es wird ihm die Zunge mit einer Zange ausgerissen, Gott aber läßt ihm die Zunge wieder nachwachsen — und endlich enthauptet wird. — Es lohnt sich nicht der Mühe, auf ein solches Machwerk einzugehen, dessen Verfertiger — er lebte, wie nachgewiesen wurde, im 11. Jahrhundert — behauptet, die Lebensbeschreibung sei von ihm nach dem Bericht der drei Schüler des hl. Livin aufgezeichnet worden; der historische Livin lebte aber bereits im 7. Jahrhundert.

Wir wollen uns von der Legende zur Heiligenbiographie wenden.

Man legt mit Recht bei Lebensbeschreibungen den Nachdruck darauf, den Menschen aus seiner Zeit heraus zu verstehen, aus seinem Milieu ihn zu erklären. Es scheint billig, auch die Heiligenbiographie unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten.

Im zehnten Jahrhundert traten die Deutschen, als Gesamtheit betrachtet, dem Christentum zum erstenmal aus innerem Verlangen entgegen. Ihre Bekehrung war durch das Schwert erfolgt oder durch den Zwang des Herrschers, der in der Verbindung mit dem Christentum einen politischen Vorteil sah. Das, was dem Deutschen am gegensätzlichsten, am unfaßbarsten war, machte auf ihn den größten Eindruck: das demütige Dulden und die Verachtung seiner selbst, wie es das Christentum verlangte. Es war ein gesundes, starkes Volk, erfüllt von Lebenswillen, Daseinsfreude und kräftiger Sinnlichkeit. Für den, der es ernst nahm, Christus nachzufolgen, bedeutete ein solches Leben eine Umwertung des bisherigen; daraus erwuchs ein bitterer Kampf mit den Leidenschaften der eigenen Natur, ein Kampf, den der Gedanke der Vergeltung zu den Extremen trieb, die das religiöse Leben im zehnten Jahrhundert aufweist. Die bange Frage, die aus den Schriften eines Zeitgenossen dem Leser so oft und erschütternd entgegenruft: „Wird Gott sich meiner erbarmen? Wird er mir Zeit geben, meine Sünden zu büßen“ charakterisiert die Stimmung der Zeit. Gott, der allmächtige, reine — und der Mensch, der sündige, ohnmächtige, dieses Verhältnis und seine Folgen, das Klarwerden darüber führt bald zu einer Verzweiflung an der Kraft des Menschen zum Guten, bald zur Hoffnung auf Gottes Güte: „Ich verzweifle und hoffe“, ruft Bischof Rather, „ich hoffe und verzweifle dennoch, ich glaube und ich schwanke,

ich schwanke und glaube dennoch". Das jenseitige Heil zu erringen, verzichtet man auf alles, auf Hab und Gut, auf Heimat und Familie, auf jede Freude und Schönheit des Lebens, man verachtet den Leib und wirft sich selbst weg. Aber hilft es, genügt es, um Gott zu versöhnen? Ganze Familien treten in das Kloster, wo die strenge Reformbewegung immer mehr Boden gewinnt. Die Askese wird höher und höher geschraubt. Viele sind damit noch nicht zufrieden, das Eremitentum gewinnt stetig an Anhängern. Da lebt, um nur einen zu nennen, in den Ardennen der Einsiedler Lantbert. Sein Aeußeres ist völlig verwildert; seine Lebensweise so hart, als man sie denken kann. Er nimmt einen Scheffel Roggenmehl, backt daraus einen Laib, der ihm für Wochen reicht; mit der Axt muß er sich zuletzt die tägliche Ration abhacken; dazu genießt er in Oel gekochtes Gemüse, das ebenfalls in einem großen Kessel für Wochen vorausgekocht ist. Oft fastet Lantbert mehrere Tage hintereinander; er gönnt sich keine Rast und keine Ruhe. Die Sorge um die Heilsgewißheit treibt die Menschen noch weiter; es mehren sich die Reklusen: Männer wie Frauen lassen sich in enge Zellen einmauern, um hier in entsetzlicher Entsagung das Leben zu verbringen, bis der Tod sie erlöst. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts lebt unweit Blankenburg die hl. Liutbirga als Reklusin. Durch strengstes Wachen und Fasten ist ihr Körper zum Skelett abgemagert; mit Gebet und Handarbeit verbringt sie die Tage, im steten Kampfe mit den Versuchungen des Satans. — Ums Jahr 900 wird von der hl. Wiborada berichtet, daß sie sich in St. Gallen lebenslänglich in eine kleine Zelle hat einschließen lassen und dort der strengsten Askese ergeben, ihr Dasein Gott zum Opfer bringt. Das Beispiel der Heiligen treibt andere Mädchen und Frauen an, das gleiche zu tun. Von einer Reklusin Sisu im Norden von Deutschland erzählt Thietmar von Merseburg, daß sie 64 Jahre in ihrer Zelle eingeschlossen lebte; kein Feuer hat den Raum gewärmt; Geschwüre bedecken den Leib; die Würmer, die von ihm fallen, setzt die Reklusin wieder an. Das Gefühl der Sündhaftigkeit, die Angst vor dem Schicksal im Jenseits beherrscht diese Menschen: „Denn wenn wir fragen, was wir mit recht verdienen, so ist es nur die Strafe". Viel mag zu dieser Stimmung die Not der Zeit beigetragen haben. Das Jahrhundert war eingeleitet von Epidemien, Hungersnöten, Naturkatastrophen; die Ungarneinfälle brachten die schlimmsten Greuel. Blut wächst aus dem Blute; über die Welt ist die Vergewaltigung gebreitet; die Erde bringt keine Frucht mehr hervor, sondern verzehrt den empfangenen Samen; so lautet eine Aufzeichnung aus dem Beginn des zehnten Jahrhunderts. Als um das Jahr 1000 die Herrschaft Kaiser Otto III. (1002) zusammenbrach, „da schien es, als ob die Welt gegen die eigenen Eingeweide sich erhebe, wie das Meer im Sturme, brandete sie auf zu Schlacht und Kampf"; so lesen wir in einer gleichzeitigen Quelle. Viel mag überhitzte Phantasie beigetragen haben, Zeichen und Wunder zu sehen, die den chiliastischen Wahn vom Ende der Welt um das Jahr 1000 bestärkten. —

Es möchte scheinen, als könnte man dieses Jahrhundert mit Rücksicht darauf durch ein Schlagwort wie typisch charakterisieren; aber man braucht nur an die Regierung Ottos I. zu erinnern, an die „aurea tempora", um zu sehen, daß auch hier das Schlagwort versagt, gilt es die Zeit in ihrer Totalität wiederzugeben, und noch mehr versagt, gilt es die Menschen eines Jahrhunderts in ihrem Streben und Handeln, in ihrem Sehnen und Dulden zu charakterisieren. In den Heiligenbiographien muß nun die religiöse Stimmung der Zeit am klarsten zum Ausdruck kommen, sofern der Heilige das höchste und beste, das religiöse Ideal der Zeit verkörpert. Wie der Mensch zum Heiligen

wird, wie er sich den Weg zu Gott unter Hoffen und Zweifeln mühsam suchen muß, wie er der Not und Sehnsucht seiner Zeit helfen will und doch selbst nur die Verkörperung davon ist, von der Liebe zum Leben, „das wir lieben, weil es vergänglich ist“, und von der Sehnsucht nach dem Tode gibt die Heiligenbiographie in der Tat ein Bild, das in der Komposition und Durchführung den Schluß berechtigt erscheinen läßt: So sehr der Hagiograph durch das Wesen und die Bedingungen der Heiligkeit an gewisse Grenzen gebunden ist, legt er der Darstellung seines Heiligen nicht den Idealtypus zu Grunde, der die Individualität erstickt, sondern erfaßt die Persönlichkeit als solche und weiß ihre Eigenart gegenüber der engeren und weiteren Umgebung des Heiligen zu behaupten. Da ist die Biographie des hl. Bruno von Köln. Aus einem Gusse gegossen nach der großen Idee der augustinischen „pax“ stellt das Werk der Nachwelt den Mann vor Augen, der aus königlichem Blute geboren, von der Natur mit hohem Geist und Schönheit beschenkt, umgeben von Pracht und Ueberfluß, eine Demut des Herzens und Wesens und eine Einfachheit des Lebens bewahrt, die den Armen zum Trost, den Reichen zur ernsten Mahnung war. Bruno, „der Sohn des Friedens“, ward geboren, als sein Vater König Heinrich in glücklichem Frieden das Reich regierte. Zeit seines Lebens setzte der Heilige seine ganze Kraft ein, das „köstliche Gut des Friedens“ allüberall zu geben. Gleich seinem Bruder, Kaiser Otto I., eine Herrschernatur, war durch das Schicksal Bruno für den zweiten Platz im Leben bestimmt und nach der Sitte der Zeit zum Dienste der Kirche. Der Heilige erkennt seine ihm vom Schicksal bestimmte Aufgabe und erkennt den einzig ihm dazu offenstehenden Weg: Entsagung und Selbstüberwindung. Für einen Mann wie Bruno, begabt mit klarem durchdringenden Geist und den weitesten Interessen, leidenschaftlich, beseelt von tiefem Tatendrang, mußte der Kampf zwischen der Natur des Ich und der Erkenntnis des sittlichen Zieles ein harter werden. Die ruhelosen Nächte, die Tränen und Seufzer zeugen von diesem Kampf, von der Liebe zum Leben und von der Sehnsucht nach dem Tode: leidenschaftlich wünschte der Heilige ihn herbei und sah ihm doch mit bangem Zagen entgegen, so sagt Ruotger, Brunos Biograph. Mit wunderbarem Willen bezwingt der Heilige seine Natur und sucht in rastloser Arbeit den Frieden zu erringen, bis der Tod ihn in das Reich führt, „wo alle Friedfertigen in Freude leben als Kinder Gottes“. Inniger mit der Askese ist die Biographie des hl. Johannes von Gorze, eines Zeitgenossen Brunos, verbunden. Der Werdegang des Johannes, wie er an eine Türe um die andere klopft, ob er nicht die Wahrheit fände; wie ihm keiner geben kann, was eben seinem Wesen entspräche, obgleich doch alle, zu denen Johannes als Suchender kommt, dasselbe Ziel vor Augen haben, mutet in der Darstellung, man möchte sagen, modern an. Ein reiches, intensives Innenleben wird unter den Zwang einer fast übermenschlichen Abtötung gestellt, die Selbstverleugnung in der „abiectio sui“, der Wegwerfung seiner selbst auf die höchste Spitze getrieben. Aus den Leidenschaften und Widersprüchen des Lebens weisen keine Visionen, keine Wunder den Ausweg, selbst muß der Heilige heilig werden und die Mittel, die er dazu benützt, sind Weltverachtung, persönliche Armut und Selbstverachtung. Das Leben des hl. Johannes, des Abtes von Gorze, ist die konsequente Durchführung des asketischen Gedankens der Intensität nach. Eine Steigerung ist nur mehr nach einer Seite hin möglich: das Martyrium. In ihm allein sieht man zuletzt die einzige Sicherheit für das jenseitige Leben. Mögen die anderen Heiligen, meint Bruno von Querfurt, ein noch so reines Leben geführt haben, in der

Todesstunde werden sie doch von bangem Zweifel befallen, ob ihre Seele von Gott schuldlos gefunden wird; die Seele des Märtyrers aber kommt ohne Verweil vor das Angesicht Gottes und hat Teil an den himmlischen Freuden. Aus dieser Stimmung heraus ist die Biographie des hl. Adalbert von Prag entstanden, der im Jahre 997 von den Heiden getötet wurde. Das Werk, das ein hohes Lied des Martyriums ist, zeigt so recht, welche Macht religiöse Zeitanschauungen über den einzelnen Menschen gewinnen können.

Uns Heutigen scheint ein Gott dienen in dieser Art verfehlt. Wir wollen aber nicht vergessen: waren die Wege andere, die die Menschen dieser Zeit gingen, das Ziel war letzten Endes das gleiche, den Frieden mit sich selbst und mit der Gottheit zu gewinnen.

Noch manches wäre zu erzählen, was die Hagiographen wußten von Gottes Güte und des Satans böser List, von der Schönheit des Himmels und den Schrecken der Hölle, von der Freude auch, welche die Heiligen an der Natur nahmen, von der Verehrung, die sie im Leben und Tod genossen, wir wollen nur noch von den Wundern weniges sagen. Wir teilen sie am besten ein in solche zu Nutzen des Heiligen selbst und in solche zu Nutzen seiner Verehrer. Der Heilige ist wieder Herr über die Elemente geworden. Den Lebenden trägt das Wasser; der Sarg des Toten wird von den Wellen flußaufwärts geführt. Fehlt einmal die Brücke über den Fluß, dann steht wohl der Reliquienschrein plötzlich am anderen Ufer, ohne von einem Tropfen Wasser berührt zu sein; oder bricht infolge des großen Andranges der Menschen die Brücke, so nehmen sie keinen Schaden, während der Sarg mit dem hl. Leib unbeweglich in der Luft schweben bleibt. Wo immer der Heilige Wasser braucht, für sich oder seine Begleiter, da stößt er nur mit seinem Stock auf den Boden und eine Quelle sprudelt zu seinen Füßen. Das Feuer hat keine Macht über den Heiligen, noch über seine Kirche; dagegen werden Kerzen für den Diener Gottes durch die Macht des Himmels angezündet und brennen, ohne sich zu vermindern; der Sturm, der selbst die stärksten Eichen entwurzelt, kann die Kerzen nicht löschen, die für den Heiligen benutzt sind. Wie Wasser und Feuer, so hilft ihm auch die Sonne. Da ist kein Haken, den Mantel aufzuhängen, schnell kommt der Sonnenstrahl zum Fenster herein und der Heilige benützt ihn als Kleiderhaken; oder bei der Begrüßung fällt der Stock aus der Hand des Frommen, flugs ist wieder der Sonnenstrahl da und hält den Stock aufrecht. Bei der Geburt und beim Tode zeigen sich häufig wunderbare Lichterscheinungen. Die Erde selbst ist dienstbar. Da wächst der Sarg des Heiligen aus der Erde empor, damit den Reliquien endlich die gebührende Ehre wird; oder ein Leichnam, der in der Nähe des Heiligen begraben wurde, wird von der Erde wieder ausgeworfen. Gras und Blumen wachsen selbst im Winter auf dem Platze, wo der Heilige starb oder begraben ist. Will der Diener Gottes eine Kirche oder ein Kloster bauen, so kommt wohl über Nacht ein gewaltiger Sturm und entwurzelt die Bäume, so daß am Morgen Bauplatz und Bauholz bereit ist. Manchmal sind die letzten Balken zu kurz; über Nacht werden sie länger als der Heilige sie braucht. Feuer, Wasser, Luft und Erde dienen dem Manne Gottes; da werden auch die Tiere nicht fehlen. Sie zeigen dem Heiligen, wo er Steine findet; der Bär deckt für ihn Erzadern auf. Hat der Heilige Hunger, so lassen sich sofort die größten Fische fangen, was um so wunderbarer, da die Fischer zuvor tagelang umsonst die Netze ausgeworfen; oder ein vorüberziehender Raubvogel läßt seine Beute auf den leeren Tisch des Heiligen fallen. Das Wild verirrt sich zur rechten Zeit in die Kirche oder fällt in

den nahen Steinbruch, damit der fromme Bischof seinen Braten haben kann. Geduldig trägt der Bär das Gepäck des wandernden Heiligen oder teilt gehorsam die Früchte des Waldes mit ihm. Der hl. Folcwin hat ein so kluges Pferd, daß es von selbst die Kniee beugt, will der Heilige es besteigen. An der Bahre des Toten weint es aus Kummer und läßt niemand mehr auf den Rücken. — Die Tiere erfreuen sich aber auch des besonderen Schutzes von seiten der Heiligen. Nur ein Beispiel aus den Vielen: Auf den Feldern des hl. Waldebert wird der ausgestreute Samen von den Vögeln gefressen. Der Heilige befiehlt seinem Verwalter, auf die Felder zu gehen und die Vögel zu fangen; dann sollen sie zur Strafe eingesperrt werden. Willig lassen sich die Vögel vom Verwalter fangen, der sie drei Tage ohne Nahrung eingeschlossen hält. Dann werden sie frei gelassen. Zum Erstaunen der Leute aber fliegen sie nicht davon, sondern flattern mit lautem Geschrei im Hofe umher. Der Heilige erfährt von der Sache, forscht nach und es stellt sich heraus, daß ein Knecht sich einen Vogel zum Braten geholt hatte. Auf Befehl Waldeberts bringt der Schuldige die Federn und wenigen Ueberreste; der Heilige betet darüber und der Vogel flattert lebendig aus seiner Hand. Fröhlich fliegt die vollzählige Schar davon, und nie wieder wurden die Felder durch sie beschädigt. Erwähnt man noch, daß für den Heiligen Wasser in Wein, Fisch in Fleisch sich verwandelt, Brot und Oel sich wunderbar vermehrt, so ist nur ein ganz unvollkommenes Bild von den Wundern gegeben, die der Himmel zu Nutzen und Frommen der Heiligen tut.

So wenig man das Wunder im dogmatischen Sinn der Kirche annehmen kann und so sicher man vom heutigen sittlichen Standpunkt aus die Ausnützung des Wunderglaubens durch die Hagiographen, wie es wiederholt nachgewiesen werden kann, verurteilen muß, — wer die Fülle der Wunderberichte aus unserer Epoche gelesen hat, wird auch das Gute anerkennen, das der Wunderglaube zu seiner Zeit hatte. Bei dem fast gänzlichen Mangel an Fürsorge für Arme und Kranke war das Vertrauen in die Kraft der Heiligen ein Trost und eine Hilfe für alle, die deren bedurften. Die Hagiographen natürlich wissen von keiner Krankheit, die der Heilige — im Leben durch sein Gebet, im Tode durch die Reliquien — nicht zu heilen imstande wäre, angefangen vom Heißhunger und Zahnschmerzen bis zu den schwersten Leiden und Gebrechen. Früh schon bildet sich der Glaube, daß einzelne Heilige für besondere Anliegen die Macht der Hilfe haben. Eine kinderlose Ehefrau bittet St. Odilia, ihr ein Kind zu schenken. Das Gebet wird erhört, die Frau bekommt ein Mädchen, hätte aber lieber einen Jungen gehabt. Sie wendet sich von neuem an die Heilige, die wieder ein Mädchen schenkt; das wiederholt sich noch einmal zum großen Kummer und Verdruß der Mutter. Da erscheint ihr Odilia selbst: „Was jammerst du? Was du von mir verlangt hast, gab ich nach meiner Kraft. Willst du einen Buben, so bitte die hl. Verena; ihr ist die Gnade, Knaben und Mädchen zu schenken". Die Mutter befolgt den Rat und siehe! St. Verena schenkt ihr zwei Knaben auf einmal. Die Heiligen vertragen sich also gut und sind nicht eifersüchtig auf ihre Wunder. So liegen die Reliquien des hl. Celsus ein Monat lang auf dem Altar des hl. Eucharius. Dann überträgt man sie auf den Kreuzaltar; denn man hatte allen Grund zu fürchten, der hl. Celsus, der Schüler des Eucharius gewesen, trete aus Ehrfurcht und Demut vor seinen Lehrer zurück und wirke keine Wunder, solange seine Reliquien auf gleichem Altar ruhen. Wer sich mit Vertrauen und Glauben an den Heiligen wendet, findet Hilfe, wie der Verächter der Diener Gottes

hart gestraft wird. Dem Müller, der den Feiertag des Heiligen nicht achtet, bleiben plötzlich die Räder stehen; dem Bauer, der am Sonntag arbeitet, verbrennt das Heu, die Ochsen werden störrisch, das Arbeitszeug zerbricht; der Diebstahl an heiliger Stätte kommt, wie die Hagiographen einmütig erzählen, immer ans Licht und der Schuldige wird schwer bestraft. Schlecht geht es dem Manne, der dem Heiligen ein Almosen verweigert; der hl. Fridolin bittet einmal einen Badenden um Erfüllung eines Wunsches; der schlägt ihn ab und siehe! der Geizige kann nicht mehr aus dem Wasser heraus. Ein andermal hat ein Bauer einem Heiligen für geleistete Hilfe einen Hammel gelobt. Auf dem Wege in das Kloster überkommt den Bauersmann die Reue und er denkt, den Hammel könne er wohl selbst mit anderen verzehren. Aber die Strafe folgt dem Genusse auf dem Fuß; der Mund des armen Bauern wird bis zu den Ohren auseinandergezogen. Neben diesen in den Motiven arg egoistischen Strafen weiß der Hagiograph auch ernste Töne anzuschlagen, wenn es gilt, den einfachen Mann auf dem Wege zum Heiligengrab vor Gewalttat zu schützen; so wenn erzählt wird, wie der Mörder eines Wallfahrers, der sein Opfer auf den Rücken genommen, um es an einer verborgenen Stelle zu vergraben, den Toten nicht mehr von den Schultern nehmen kann, auch nicht durch die Hilfe eines Mitschuldigen; wie er, gebeugt unter der Last, umsonst den Tod im Rheine sucht. Die Wellen tragen den Mörder und sein Opfer wieder ans Ufer und ruhelos muß er. die grausige Last weiter durch die Lande schleppen. Die Versuchung, zu übertreiben und auszuschmücken, war für den Hagiographen durch die häufige Wiederholung der Motive groß, besonders gegenüber der Wunderdarstellung. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts wird in der Lebensbeschreibung der hl. Wiborada berichtet, wie man die Heilige nach ihrem Martyrium auffand: Die Wunden waren geschlossen, ein Arm und Bein in starker Krümmung an den Leib gezogen. Hepidanus, der ca. 100 Jahre später das Heiligenleben überarbeitet, denkt sich in die Situation hinein und kommt durch seine Reflexion zu einem Wunder. Es wäre, so meint er, Unrecht, die gekrümmten Glieder der toten Heiligen zu strecken oder gar vom Körper zu trennen; aber einen passenden Sarg herzustellen wäre sehr schwierig. Während die Leute nun, so erzählt der Hagiograph, standen und überlegten, da streckten sich die Glieder der Heiligen von selbst in die normale Lage, als lebte Wiborada noch; ein heller Schein leuchtet dabei aus ihrem Antlitz, als lächelte sie. So könnte man den Spuren vieler Wunder folgen.

Dem Verfasser, der erst angefangen hat, der hagiographischen Literatur näher zu treten, und nur ein eng begrenztes Gebiet davon kennen gelernt hat, dürfte es schlecht anstehen, dem Leser ein zusammenfassendes Urteil über Heiligenleben vorzutragen. Eines aber glaubt er mit Rücksicht auf eigene Erfahrung sagen zu dürfen: Darin, was unter der heutigen Jugend, nicht durch ihre Schuld allein, immer mehr verschwindet: der Wille und die Kraft zur Selbstbeherrschung wie Entsagung, können wir junge Menschen noch — oder muß man sagen wieder — vieles von den großen Heiligen des Mittelalters lernen. Nicht daß wir ihre Wege gehen sollen; die Gegenwart verlangt anderes von uns; und sicherlich ist, was sie fordert, nicht leichter. Nur aus wahrer Selbstbeherrschung wird uns die Kraft zufließen, diese Forderung zu erfüllen: Persönlichkeiten zu werden, die das Gute aus reinem sittlichen Bewußtsein an sich selbst zu verwirklichen suchen im Glauben an das höchste Ziel der Menschen aller Zeiten: an das Reich Gottes auf Erden.

Gottfried Semper und die moderne Kunst.

Von Hans Prinzhorn in München.

Im Anschlusse an die große Londoner Industrieausstellung von 1851 veröffentlichte Gottfried Semper eine kleine Schrift mit dem Titel: „Wissenschaft, Industrie und Kunst. Vorschläge zur Anregung nationalen Kunstgefühles.“ Wie er im Vorworte bemerkt, entstand der Aufsatz „infolge einer Privataufforderung, über die Organisation eines verbesserten Unterrichts für angehende Techniker, mit besonderer Rücksicht auf Geschmacksbildung, Vorschläge zu machen.“ Es versteht sich zwar von selbst, daß ein so umfassender Geist wie Semper diese Aufgabe von hoher Warte in Angriff nahm. Indessen ist es für uns heute wahrhaft überraschend zu sehen, mit welchem Scharfblicke er nicht nur die Mängel der bestehenden Kunstzustände ans Licht stellte, sondern auch klar die Entwicklungsmöglichkeiten erkannte und wie er sogar fast prophetisch die Zukunft voraussagte. Es ist nicht nur ein Werk der Pietät oder des historischen Interesses, wenn man heute diese Abhandlung des großen Architekten und Kunstphilosophen hervorzieht. Vielmehr mag sie in unseren Tagen, wo der Wirrwarr der modernen Kunstbestrebungen sich zu klären beginnt, gegen Skeptiker als Zeuge auftreten, daß diese ganze Entwicklung nicht willkürlich heraufbeschworen, sondern mit absoluter Notwendigkeit auf dem Boden des Früheren erwachsen ist. Was ein Semper vor 50 Jahren erhofft und ersehnt hat, was ihm fehlte, um sich von den Banden der Konvention ganz zu befreien — die Tragik des Zufrühgeborenseins lastet auf dem Leben dieses Mannes — das hat unsere Zeit zum Teil schon erfüllt. Und jedenfalls sind die meisten Forderungen, die damals kaum beachtet verhallten, heute das Gemeingut vieler geworden. Die Gedanken eines Einsamen haben kulturschaffende Kraft gewonnen.

Wie in allen Schriften Sempers, fußen auch hier die praktischen Ratschläge und Forderungen auf tiefen kunst- und kulturphilosophischen Anschauungen. Das heißt nicht etwa, daß er nach dem Beispiel der zeitgenössischen Aesthetik spekulativ, von irgend welchen reinen Ideen ausgegangen wäre. Im Gegenteil verurteilt er die ganze spekulative Aesthetik öfters in scharfen Worten als durchaus unfruchtbar. Aber er sah in den Tatsachen und Ereignissen die Probleme, die sich darin bargen. Der Mann der Praxis verdrängte nicht den Denker in ihm und raubte ihm nicht den unbefangenen weiten Blick. Auf die Befreiung der produktiven Kraft des Volkes scheint es ihm vor allem anzukommen, damit die äußeren Bande, welche die Entwicklung hindern, fallen. Der Drang, der die Gegenwart bewegt, muß „sich seines Strebens allgemeiner bewußt“ werden. Jeder muß dazu in seinem Bereiche mitwirken, indem er auf diesem seinem Gebiete „der allgemeinen Regung die Richtung zu geben“ strebt. Dabei gewinnt der Fortschritt, gleichgültig, ob der Einzelne recht hatte, oder irrte, denn er bereitet dem höheren Wissen den Stoff zur Weiterbearbeitung. Dieses unbedingte Vertrauen in das instinktive Schaffen der Gesamtheit, das sich öfters äußert, deutet manchmal auch im Ausdrucke auf den Verkehr mit Richard Wagner während des Dresdener Aufenthaltes hin. (Vgl.

Manfred Semper, Gottfried Semper und Wagner in ihrem persönlichen Verhältnis, Aprilheft 1906 der Süddeutschen Monatshefte.) So mißlich es auch überall in der Kunst aussieht, so wenig neue Keime sich aufdecken lassen: lieber warten (meint Semper) und weiter noch Schlechtes und Verfehltes in Kauf nehmen, als einfach das Gewünschte zu züchten. Man kann nichts tun als den gesunden Sinn und die Selbständigkeit der Leute wecken. Nur der weite Blick, der die Kulturentwicklung der Jahrhunderte umspannt, kann einen Feuergeist solche Entsagung lehren.

Als Bedingung für ein neues unabhängiges Kunstschaffen hat er die „Zersetzung der traditionellen Typen durch ihre ornamentale Behandlung" erkannt. Wie genau diese Formulierung für die Merkmale der Uebergangszeiten das Wesen der Sache trifft, das beweist vor allem die Geschichte der Kunst des vergangenen Jahrhunderts, und am schlagendsten die künstlerische Tätigkeit der letzten Jahrzehnte. Was anders hat uns denn die Formen früherer Stile so endgültig verleidet, als das Zutodehetzen einst konstruktiv bedeutsamer Motive durch ornamentale, durch dekorative Verwendung? Die ganze historische Stilsimpelei mit den Tempelfassadenschränken, den Triumphbogentüren usw. war notwendig, um uns Ueberdruß zu verschaffen und uns auf eigenes Streben nach Selbständigem hinzudrängen. Und auch das hat Semper richtig erkannt, daß gerade die Mächte, die Schuld an den Mißständen haben, berufen sind, die negative Arbeit zu verrichten, dem neuen Schaffen den Weg zu bereiten: nämlich die Wissenschaft und die Industrie. Früher suchte und erfand man, was man brauchte. „Die Not war die Mutter der Wissenschaft, die sich empirisch entwickelte . . . Hierauf fühlte sie sich beengt durch ihre Abhängigkeit von der Anwendung und ward sich selbst Zweck. Sie betrat das Gebiet des Zweifels und der Analysis . . . die bloß objektive Forschung mußte sich der konstruierenden Kombination unterordnen, ihr Famulus werden zur Beschaffung fernerer Belege der aus Analogien erkannten Wahrheiten." Sie wird heute ein Vormund der Praxis und bereichert sich und das Leben unausgesetzt mit neu entdeckten nutzbaren Stoffen und Wunder wirkenden Naturkräften, mit neuen Methoden der Technik, mit neuen Werkzeugen und Maschinen. „Schon zeigt es sich, daß die Erfindungen nicht mehr, wie früher, Mittel sind zur Abwehr der Not und zum Genusse; vielmehr sind die Not und der Genuß Absatzmittel für die Erfindungen. Die Ordnung der Dinge hat sich umgekehrt." Die notwendige Folge ist, daß die Gegenwart sich in die halb aufgedrungenen Wohltaten nicht hineinfindet. „Sie ist der Chinese, der mit dem Messer und mit der Gabel essen soll." Wo kein praktischer Nutzen zu finden ist, wird er geschaffen, alte vergessene Komforts werden zu diesem Zwecke neu belebt. Das Schwierigste, sagt Semper, wird spielend mit den von der Wissenschaft erborgten Mitteln erreicht: der härteste Porphyr und Granit schneidet sich wie Kreide, Kautschuk und Guttapercha wird vulkanisiert und zu täuschenden Nachahmungen der Schnitzwerke in Holz, Metall und Stein benutzt, bei denen der natürliche Bereich der figürlichen Stoffe weit überschritten wird. Der Ueberfluß an Mitteln ist die große Gefahr, mit der die Kunst zu ringen hat. „Die Praxis müht sich vergeblich ab, Herr ihres Stoffes zu werden, vornehmlich in geistiger Beziehung. Sie erhält ihn zu beliebiger weiterer Verwertung von der Wissenschaft ausgeliefert, ohne daß durch vielhundertjährigen Volksgebrauch ein Stil sich entwickeln konnte. So vom Bieneninstinkte des Volkes gleichsam vorher durchknetet, über-

kamen die einstigen Begründer blühender Kunst ihren Stoff und indem sie das naturwüchsige Motiv zu höherer Bedeutung ausbildeten und plastisch verarbeiteten, erhielten ihre Schöpfungen zugleich das Gepräge strenger Notwendigkeit und geistiger Freiheit und wurden der allgemein verständliche Ausdruck einer wahren Idee, die in ihnen historisch fortlebte, solange Spur und Kunde von ihnen bleibt." Der Wissenschaft, die mit einem ungewünschten Ueberfluß an Mitteln die Produktion verwirrt, der Industrie, die richtungslos der Mode folgend, ohne Stilgefühl für den Markt arbeitet, hilft noch die vom Kapital getragene Spekulation, die dem Künstler die Freiheit raubt und ihn zwingt „seine Erstgeburt für ein Linsengericht zu opfern". Der Einwand, daß bei dem Tiefstand der Kunstindustrie (damit ist das gemeint, was wir heute Kunstgewerbe im weitesten Sinne nennen) doch die monumentale Architektur der Hort der wahren Kunst sei, ist auch hinfällig. „Ja, wenn sie (d. i. unsere Monumente) nicht erborgt oder erstohlen wären! Sie gehören uns garnicht an. Aus den noch unverdauten Elementen, woraus sie bestehen, hat sich noch nichts Neues gestaltet, was wir unser Eigen nennen könnten. Es ist noch nichts davon in unser Fleisch und Blut übergegangen. Die Gegenwart hat sie zwar sorgfältig gesammelt, aber noch nicht hinreichend zersetzt. Diesen Prozeß der Zersetzung der vorhandenen Kunsttypen muß die Industrie, die Spekulation und die auf das Leben angewendete Wissenschaft vorher vollenden, ehe etwas Gutes und Neues erfolgen kann."

In diesem diskret herangezogenen Vergleiche des Prozesses der Kunstentwicklung mit dem der Verdauung liegt auch etwas, das vielleicht gegen manche ungeberdige Neuerer um jeden Preis noch besondere Betonung verdient. Das Wesentliche ist das Gewinnen neuer Kräfte aus dem „Zersetzen", dieses wird verwertet und nur der unbrauchbare Ballast abgestoßen.

Die Geschichte der Menschheit und ihrer architektonischen Tätigkeit durch die Jahrtausende überschauend, findet Semper für den Monumentalbau ein Grundproblem, das erst einmal, im griechischen Tempel seine Lösung gefunden hat und jetzt einer neuen harrt. Der griechische Tempel ist die Vereinigung zweier Gegensätze, des despotisch-monarchischen Belustempels (auf der terrassenförmigen assyrischen Herrscherburg) und des hierarchisch-aristokratischen Wallfahrtstempels der Aegypter in einer höheren Idee, wonach das Volk, das Monarch und Priester gewordene, sich in seinem Gotte verherrlicht. „Rom erbte das Gewand des gestorbenen Hellenismus. Was dieser vereinigt hatte, das trennte sich wieder in seine ursprünglichen Gegensätze, sobald der sie versöhnende Gedanke völlig tot war." Die in dem gotischen Dome zu ihrem letzten Ausdruck gelangte christliche Basilika ist nichts anderes als ein ägyptischer Wallfahrtstempel; selbst die hohen Pylonen haben sich in den Türmen erhalten. Und was ist die morgenländische Kuppel anders als ein christlicher Baalstempel? „St. Peters Dom ist nur eine Verkuppelung der Gegensätze, ein Repräsentant des vom Papste geknechteten Priestertumes", keine Versöhnung. Wir sind wieder dort angelangt, wo die Griechen vor der Zeit der ionischen Dichter waren. Seit der Renaissance arbeiten wir an der Zersetzung der alten Ueberlieferungen. „Wie großes Unrecht tut man uns Architekten mit dem Vorwurfe der Armut an Erfindung, während sich nirgend eine neue weltgeschichtliche, mit Nachdruck und Kraft verfolgte Idee kundgibt. Vorher sorgt für einen neuen Gedanken, dann wollen wir schon den architektonischen Ausdruck dafür finden" — so heißt es in einer anderen Schrift.

Und es scheint öfters, als ob Semper die geistige Entwicklung der Folgezeit leise geahnt hätte, als deren Richtung und Ziel wir heute wohl schon erkennen dürfen: das Stellen des Menschen auf sich selbst durch Befreiung von allen nur äußerlich überkommenen, ihm nicht immanenten Qualitäten; die Kultur des Menschen um seiner selbst und um des Lebens willen, die trotz aller großen Unterschiede der äußeren Lebensbedingungen der griechischen Kultur wesensgleich ist. Hoffnung lehrt Entsagung: „So freuen wir uns denn als Künstler der nur vorerst und scheinbar den Künsten abholden Gewalt der Verhältnisse. Mögen die Erfindungen, die Maschinen und die Spekulanten nur wirken, was sie vermögen, damit der Teig bereitet werde, woraus die konstruierende Wissenschaft, diese heilende Achilleslanze, die neue Form gestalten könne. Vor der Hand aber muß die Architektur von ihrem Throne heruntersteigen und auf den Markt gehen, um dort zu lehren und — zu lernen."

Liegt in diesen Worten nicht die Neubelebung der Architektur vom Wohnbau her, die wir in den letzten Jahren gesehen haben? Im engen Zusammenhang mit dieser Anschauung steht Sempers energisches Auftreten gegen die Trennung von „Hoher" Kunst und Kunstindustrie in Theorie und Praxis: Früher strebte das Handwerk der Kunst zu und es bestand ein stetiger Uebergang zum Höheren. Dies Verhältnis habe sich mit der Zeit im gewissen Sinne umgekehrt. Der Impuls zum Veredeln der Formen geht nicht mehr von unten herauf, sondern von oben herunter. Wo die Architektur hierarchisch die anderen Künste beherrscht, wie zu Phidias und Raphaels Zeiten, ist diese Einwirkung ja freilich auch erfolgt. Aber das Anormale liegt darin, daß eben keine herrschende Architektur vorhanden ist! Es fehlt daher den Bestrebungen der hohen Kunst, abwärts auf die Industrie (das Kunstgewerbe) zu wirken, der eigentliche praktische Boden, wie die Erfolge beweisen. Bei solchen unter akademischem Einflusse entstandenen Werken drückt sich die Bestimmung meist nicht in der allgemeinen Erscheinung, sondern in dem Beiwerk aus; die Leistung bleibt hinter der Intention zurück und dem Stoffe wird Gewalt angetan; das ornamentale Beiwerk ist schlecht aus Unverständnis oder weil es minderwertigen Händen überlassen wird; die architektonischen Formen und Verhältnisse werden nicht getroffen, die architektonischen Typen willkürlich und ohne Naivetät gemischt.

Nachdem diese und ähnliche Mängel genügend aufgedeckt sind, folgt der eigentliche positive Teil der Abhandlung, die Ratschläge und Forderungen des Praktikers. Am wichtigsten und interessantesten für uns sind von diesen Ausführungen, die nicht zusammenhängend, sondern verstreut sind, diejenigen, welche sich mit den Grundsätzen einer Stillehre und der künstlerischen Ausbildung des Kunstgewerblers befassen. Nachdem die zeitgenössische Aesthetik als nur für „sogenannte Kunstverständige" brauchbar abgetan ist, entwirft Semper einen Plan für eine „praktische Heuretik", wie er sie für wünschenswert hält. Was er hier in wenigen Worten andeutet, hat er selbst ja später in seinem Werke „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten" näher ausgeführt. Die Definition des Stiles, von der er ausgeht, ist nicht sonderlich glücklich. Am ehesten kann man die negative Seite gebrauchen. Stillosigkeit ist „der Ausdruck für die Mängel eines Werkes, welche aus Nichtberücksichtigung der ihm zugehörigen Grundidee und aus der Unbeholfenheit in ästhetischer Verwertung der gebotenen Mittel zu seiner Vollendung entstehen." Nimmt man das oben von dem

Ueberfluß an Mitteln Gesagte hinzu, so wird deutlich, daß unter Stil das Hervortreten der Grundidee (gleich Bestimmung, Zweck) unter genügender Berücksichtigung der formalen Gesetze verstanden ist, die ihrerseits von Material und Technik abhängig sind. Wie die Natur trotz aller Mannigfaltigkeit in ihren Motiven doch nur einfach und sparsam ist, eine Form tausendfältig erneuert und modifiziert, so liegen auch den technischen Künsten Urformen zugrunde. Der erste kunstgeschichtliche Teil einer Stillehre soll diesen Urmotiven und den aus ihnen abgeleiteten früheren Formen gelten. Der zweite Teil soll zeigen, wie mit unseren Mitteln sich die Formen aus den Motiven anders zu gestalten haben und wie das Stoffliche bei unserer fortgeschrittenen Technik nach Stilgrundsätzen zu behandeln ist. Mit Recht bezeichnet er diese Probleme als die wichtigsten und der Neubearbeitung bedürftigsten. Wir können sagen, daß erst die moderne Kunstbewegung sich wieder prinzipiell die Aufgabe gestellt hat, in Sempers Sinne stilgerecht auf allen Gebieten zu schaffen. Er verzweifelt daran, daß von dem dritten Teile: „örtliche, zeitliche und persönliche Einflüsse auf die Gestaltung“ heute noch die Rede sein kann. Und doch, sind die Heimatkunst-Bestrebungen und die „individuellen“ Häuser in Darmstadt und anderswo nicht auch Erfüllungen dieser Forderung, die er unterdrücken zu müssen glaubte? Oder nicht wenigstens Ansätze, Versuche, durch die Möglichkeiten erschlossen worden sind?

Die Vorschläge zur Unterstützung und Beschleunigung der allgemeinen Entwicklung beziehen sich vorzugsweise auf die Ausbildung des jungen Künstlers. Mag uns auch manches heute selbstverständlich vorkommen, so finden wir doch auch Fragen aufgeworfen und Forderungen gestellt, die auch heute noch wunde Punkte unseres Kunstbetriebes berühren, obwohl genug Einsichtsvolle die Notwendigkeit von Aenderungen erkannt und ausgesprochen haben. Vor allem betrifft das den Betrieb an den Kunstakademien, gegen die sich bitterböse Worte finden. Sie sind im Grunde „wenig mehr als Versorgungsanstalten für Professoren, deren Zunft noch lange Zeit gebrauchen wird, ehe sie ihre isolierte Stellung dem Volke gegenüber erkennt.“ Der Besuch dieser Anstalten ist von Vermögensverhältnissen abhängig und einer nicht ausreichenden Prüfung. „Als wenn das Talent aus oft unter schlechter Leitung gemachten Vorstudien erkenntlich wäre, selbst wenn sich bei den Prüfern stets die nötige Unbefangenheit in dessen Beurteilung voraussetzen ließe!“ Den Aermeren und Talentlosen bleiben daher die Industrieschulen, die durch das unzweckmäßige Trennen von ideeller und gewerblicher Kunst den erstrebten Vorteil eines praktischen Unterrichts auch nicht erreichen können.

Diese Verhältnisse widersprechen Sempers Grundanschauung von der Einheit der Künste als Betätigungsweisen des Menschen. Sie widersprechen auch seinen sozialen Anschauungen. Der Mann, der immer wieder mit offenbarer Befriedigung der Revolutionen als kulturfördernder Faktoren gedenkt, muß den Einfluß von Klassenunterschieden auf die dem einzelnen gebotenen Entwicklungsmöglichkeiten verdammen. Darum fordert er gleiches Recht für die Fähigen, das nur zu erreichen ist durch eine ganz freie Unterrichtsmethode, wie er sie in Paris in fast idealer Weise vorgefunden hat. Das Prinzip ist: nicht Akademien und Schulen für eine beschränkte Zahl, sondern öffentliche Volksbildungseinrichtungen. Nicht schulmäßiges Auswendiglernen von exaktem aber fremdem Wissen, das dann in der Praxis erst „angewandt“ wird, sondern zuerst Erlernen des

Handwerksmäßigen und im Anschlusse daran selbständiges Vertiefen in die auftauchenden Probleme. Diese Fragen werden auch in der Einleitung zum „Stil“ eingehend erörtert. Da verurteilt er sehr scharf die noch heute übliche Ausbildung des Architekten, bei der die ersten Studien den „Vorwissenschaften“ gelten, „die ohne hinreichenden Hinweis auf ihren unmittelbaren Zusammenhang mit der Spezialität jedes Fachschülers vorgetragen werden“, und deshalb auch mit Recht kein genügendes Interesse erwecken. Die allgemeine Bildung soll gänzlich unabhängig von dem Fache vorher abgemacht werden, und zwar wünscht Semper, daß die Vorschulen für alle Klassen der Gesellschaft humanistische Tendenz haben, die nicht nur in den alten Sprachen und der klassischen Literatur liegt. Es handelt sich vorerst darum, den Menschen als solchen zu bilden, nicht Fachmenschen zu erzielen. Ein solches realistisches System dagegen ist „gleichbedeutend mit der grundsätzlichen Ertötung desjenigen Organs, das bei dem Kunstempfinden, und in gleichem Maße bei dem Kunsthervorbringen, sich betätigt, ich meine den Sinn und den rein menschlich-idealen Trieb des sich selbst Zweck seienden Schaffens und die dem Künstler, sowie dem Kunstempfänglichen unentbehrliche Gabe unmittelbaren anschauenden Denkens“. So gliedert sich die Ausbildung (des Architekten und des Kunstgewerblers, die stets in erster Linie gemeint sind) in drei grundverschiedene Abteilungen: „zuerst humanistische Vorschulen, sodann zweitens Werkstätten, auf denen das Können gelehrt wird; endlich drittens vollste Gelegenheit, den durch das Schaffen angeregten Wissenstrieb des Lehrlings ohne Zwang zu befriedigen; Gelegenheit wie sie z. B. in Paris durch öffentliche Vorträge, gehalten von den ersten Männern aller Wissenschaften, allen Fachleuten ohne Ausnahme, und besonders noch den Eleven der verschiedenen Künstlerateliers in der école des beaux arts, geboten ist“. Es wäre höchst interessant, zu untersuchen, in welcher Beziehung John Ruskin, der bekanntlich mit Hilfe seines Vermögens ähnliche Grundsätze in die Praxis übertragen konnte, etwa zu Gottfried Semper gestanden hat. Jedenfalls sehen wir hier klar die Richtung bezeichnet, in der sich heute die vielfachen Reformbestrebungen auf diesem Gebiete bewegen. Das Ziel ist: die Entwicklung selbständiger künstlerischer Persönlichkeiten dadurch, daß der einzelne die Möglichkeiten und vor allem die Grenzen und die immanenten Gesetze seines Schaffens kennen lernt, d. h. mit anderen Worten: künstlerische Kultur.

In ähnlich freier Weise, stets nur Stoff bietend und zu eigenem Denken und Schaffen anreizend, wünscht Semper auch die Fürsorge für die Geschmacksbildung des ganzen Volkes. Denn wie der Künstler selbstsicher auf eigenen Füßen stehen soll, frei durch die Kenntnis der unentrinnbaren Gesetze, so muß auch der Genießende als Auftraggeber in Zukunft eine selbständige Meinung haben. Das „Recht der Entscheidung, das dem einzelnen und dem kollektiven Menschen (Vereinigungen, Staat u. s. f.) auch in Geschmacksachen über dasjenige zukommt, was er sich bestellt oder kauft“ ist unveräußerlich „und das Palladium der zukünftigen Kunst. Daher nichts von Vorschlägen, welche einen künftigen Künstlerareopag und Vormundschaftsanstalten des Volksgeschmackes in Aussicht stellen, nichts von dualistischem Trennen der hohen und der industriellen Kunst, fort mit ästhetischer Polizei und geheimer Oberbaubehörde“. Mittel zur Hebung des Volksgeschmacks aus sich selbst heraus sind vor allem reichliche Sammlungen und zwar weniger die „gelehrten Kunstsammlungen“,

die nicht genügendes Verständnis finden können, und die durch Plünderung von öffentlichen Monumenten entstehen, welche „in ihrem vollen Zusammenhange die eigentlichen Museen der hohen Kunst sind“. (Eine beachtenswerte Aeußerung zu den neuesten Museumsbestrebungen!) Vielmehr sind weit geeigneter solche Gegenstände der Kunst, die von Ursprung an keinem bestimmten Platze angehörten, die Werke der Keramik und der textilen Künste. „An diesen muß sich der Volksgeschmack zuerst wieder erholen, weil sie das früheste waren, woran sich der Kunstsinn des Menschen betätigte“. Es folgen nun noch einzelne Angaben über die beste, instruktivste Anordnung solcher Museen nach Grundmotiven und Techniken. Die Holzarbeiter (Tischler und Zimmerarbeiter), die Maurer und Ingenieure sollen ebenfalls ihre Museen erhalten. Als Ergänzung und Erläuterung zu solchen Sammlungen dienen Vorträge, die „in den Lokalen derselben gehalten werden“ (wieder ein höchst aktueller Vorschlag). Eins der wichtigsten Themen dabei ist die Lehre von den Stilerfordernissen — deren Grundzüge oben schon dargelegt wurden — an die sich von selbst die gesamte Technologie anschließt. An dieser Stelle wird noch einmal der Werkstattunterricht als das Heilmittel zur Gesundung der Kunst gepriesen. Das Zeichnen nach dem Modell, das aus praktischen Gründen klassenmäßig betrieben werden muß, darf für den Kunstgewerbler nie Selbstzweck werden und fällt sozusagen in die Mußestunden. Daß solche Vorschläge eine vollkommene Umwälzung alles Bestehenden bedeuten, weiß Semper natürlich ganz genau. Auf ihre Verwirklichung hofft er trotzdem. „Das alles wird die Zukunft regeln. Die wahre Kunst wird allen Hindernissen zum Trotze aus eigenem Instinkte immer richtiger den besten Angriffspunkt des Uebels treffen, worauf sie wirken muß, um sich geltend zu machen. Das brüderliche Verhältnis des Meisters zu seinen Gesellen und Lehrlingen wird dann die Akademien und die Industrieschulen, wenigstens nach ihrer bestehenden Einrichtung, in Wegfall bringen.“

Noch mancherlei einzelne Bemerkungen lassen sich anführen, die zeigen, wie weit Semper seiner Zeit vorausgeeilt war. So, wenn er seine geringe Neigung für Canova und Thorwaldsen, die berühmtesten Bildhauer der Zeit, betont. Oder gar, wenn er sich gegen den Denkmalsunfug wendet. Man denke, vor 50 Jahren, als kleinere Städte noch gar nicht mitmachten! Da heißt es: „Den lungernden Künstlern zulieb werden die Plätze mit berühmten Männern bevölkert. Die Künste müssen beschützt werden! — Ein dem Griechischen ähnlicher Heroenkultus ist weder bei denen, die die Bildwerke setzten, noch bei dem Volke vorhanden. Das Volk sieht sie nicht mehr an, sowie die Gewohnheit, eine Stelle leer zu wissen, der anderen, ein Postament darauf zu sehen, Platz gemacht hat“.

Wie weit Gottfried Semper durch sein künstlerisches Schaffen und durch Wort und Schrift direkt die Entwicklung der Kunstanschauungen bis auf unsere Tage beeinflußt hat, läßt sich schwer feststellen. Daß wir ihn zu den Vorkämpfern der künstlerischen Kultur zählen müssen, der wir zustreben, geht wohl aus diesen Darlegungen hervor.

Herzog Karl von Württemberg und die Musik.

Von Hermann Abert in Halle a. d. S.

Die württembergische Musikgeschichte hat sich bislang in den Kreisen der Forschung mit der Rolle des Aschenbrödels begnügen müssen, neuerdings beginnt sie erfreulicherweise ihr Sorgenkind zu werden. Man beginnt einzusehen, daß hier endlich einmal etwas geschehen müsse, man erkennt, daß es in der schwäbischen Musik doch nicht so wüste und leer ausgesehen hat, wie lange Zeit, und zwar merkwürdigerweise von den sonst so geschichtsstolzen Schwaben selbst, angenommen wurde.

Während die älteren Perioden der schwäbischen Musik zumeist noch in vollständigem Dunkel liegen, hat man sich der „Glanzzeit" unter Herzog Karl mit besonderer Vorliebe zugewandt. Aber auch sie hat, wie mein verehrter Freund E. Holzer treffend nachgewiesen hat,[1]) trotz mehrfacher Bearbeitungen ihre volle wissenschaftliche Erledigung noch nicht gefunden. Das Grundübel liegt hier meines Erachtens in der falschen Einschätzung des Zentralpunktes jenes ganzen buntbewegten Treibens, nämlich des Herzogs selbst und seiner künstlerischen Fähigkeiten und Ziele. Hier fehlen uns bis auf den heutigen Tag alle großen historischen Maßstäbe, statt dessen liegt ein ganzer Wust alteingesessener, mit echt schwäbischer Zähigkeit festgehaltener Vorurteile vor, die mit den historischen Tatsachen in schneidendem Widerspruch stehen.

Zuvörderst: wie stand es denn mit der musikalischen Vorbildung Herzog Karls überhaupt?

Er hatte schon in früher Jugend bei dem tüchtigen Hoforganisten Joh. Stierlin Klavierunterricht erhalten und, was noch mehr besagen will, er war von ihm mit der Kunst des Generalbaßspielens gründlich vertraut gemacht worden. In seinen späteren Jahren lernen wir ihn als hervorragenden Partiturspieler kennen. Es kam nicht selten vor, daß er bei den Proben zu einer Sinfonie sich selbst ans Cembalo setzte und das Accompagnement improvisierte oder daß er mit seinen Karlsschülern ein Orchesterstück als Dirigent einstudierte. Schon diese Tatsachen genügen, um darzutun, daß hinter Karl Eugen nicht ein bloßer Dilettant steckte, sondern ein Musiker, der zum mindesten die Technik der Tonkunst durchaus beherrschte.

Aber damit ist das Kapitel „Herzog Karl und die Musik" noch lange nicht erschöpft.

Schon in jungen Jahren hat Karl Eugen eine besondere Vorliebe für Kammer- und Orchestermusik an den Tag gelegt. Leute dieses Schlages pflegt man ja auch heute noch keineswegs zu den schlechtesten Musikanten zu zählen, und nicht mit Unrecht. Mit der Neukonstituierung seiner Hofkapelle setzte seine musikalische Tätigkeit ein und ihr galt denn auch fortan jederzeit seine besondere Fürsorge. Die zahlreichen namhaften Künstler, welche unter ihm das

---

[1]) Südd. Monatshefte, Sept. 1907.

Stuttgarter Hoforchester geziert haben, sind bereits seit den Tagen Schubarts in allen Tonarten gepriesen worden, so daß ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche und mich dafür auf die Erwähnung weniger, aber um so wichtigerer Tatsachen beschränken kann. Zwei Namen sind es — von Jommelli selbst abgesehen, welche deutlich offenbaren, daß es Herzog Karl nicht bloß um äußeren Glanz, sondern um wirklich bedeutende musikalische Leistungen zu tun war. Was Ignaz Holzbauer, der unmittelbare Vorgänger Jommellis, für die Entwicklung der deutschen Oper und der Sinfonie bedeutet, ist erst in neuester Zeit durch Kretzschmar wieder in das gebührende Licht gesetzt worden. Noch wichtiger aber ist, daß der Herzog 1748 alle Hebel in Bewegung setzte, um Joh. Stamitz, den bekannten Mannheimer Konzertmeister, in seine Dienste zu ziehen, eine Berufung, die, falls sie nicht am Widerspruch des Mannheimer Hofes gescheitert wäre, Stuttgart in der Geschichte der Sinfonie zu einem Platze ersten Ranges gemacht hätte, die aber jedenfalls von dem sicheren Blick des Herzogs für die treibenden Kräfte des zeitgenössischen Musiklebens ein beredtes Zeugnis ablegt.

Nicht anders verhält es sich mit seiner Stellung zur Oper. Auch hier ergeben sich bei genauerer Prüfung ganz andere Resultate, als sie in den landläufigen Darstellungen zu lesen sind. Fiel doch seine Regierung in eine Zeit, wo der Sturmlauf gegen die italienische opera seria von verschiedenen Seiten her bereits in vollem Gange war. Nicht allein von der opera buffa drohten der alten Renaissanceoper in allen Ländern ernstliche Gefahren. Auch die französische Oper machte ihr eine immer bedenklichere Konkurrenz, insofern sich mehr und mehr, auch im italienischen Lager, Stimmen erhoben, die einer Regeneration der italienischen Solooper durch Wiederaufnahme von Chor und selbständiger Instrumentalmusik nach französischem Vorbild das Wort redeten. Kurz, es war die Atmosphäre, der dann schließlich das Reformwerk Glucks entsteigen sollte, eine Atmosphäre der Gärungen und Neubildungen.

Auch hier hat sich der Herzog als ein Mann von weitem Blick bewiesen. Die Ansicht, er sei ein enragierter Anhänger der italienischen Solooper gewesen, ist ebenso unrichtig, als sie allgemein verbreitet ist. Nur seine allerersten Operneindrücke waren rein italienische gewesen, da der Bayreuther Hof durchaus der Solooper huldigte. So war auch Karls erste Gemahlin, Friederike, in Stuttgart die Hauptfürsprecherin des italienischen Elementes in der Oper. Aber sie vermochte bereits damit nicht mehr durchzudringen, denn ihr fürstlicher Gemahl hatte noch vor der Vermählung Fühlung mit der französischen Oper gewonnen, eine Wendung, die für die Gestaltung des Stuttgarter Opernlebens ausschlaggebende Bedeutung erhalten sollte.

Im Juni 1748 hatten es die Geheimen Räte in Stuttgart für gut befunden, den Herzog noch vor seiner Hochzeit zu einer Reise nach Paris zu bestimmen, wie es hieß, „um ihn von seinen bisherigen großen Strapazen ab und in Verschiedenem auf bessere Gedanken zu bringen".

Diese Pariser Reise, die in den bisherigen Darstellungen nur obenhin erwähnt zu werden pflegt, ist eines der folgenreichsten Ereignisse in der süddeutschen Operngeschichte geworden. Denn in Paris hatte Karl Eugen Gelegenheit, die französische Oper, vor allem die Schöpfungen Rameaus kennen zu lernen, von denen zwei Jahre zuvor der junge Gluck so entscheidende Anregungen empfangen hatte. Auch Herzog Karl mußte sich in Paris wie in eine andere Welt versetzt fühlen, es mußte ihm deutlich zum Bewußtsein kommen, daß dieser französischen Oper mit ihren Chören, Tänzen, ihren

dramatischen Orchestergemälden und selbständigen Instrumentalstücken die ihm bisher allein vertraute italienische nichts an die Seite zu stellen hatte.

Die Pariser Operneindrücke haben denn auch alsbald in seinem Herzen feste Wurzel geschlagen. Er ist nach seiner Rückkehr nach Stuttgart der italienischen Oper zwar nicht prinzipiell untreu geworden, aber er suchte doch je länger, je stärker dahin zu wirken, daß der bestehenden italienischen Solooper durch Herübernahme französischer Elemente, vor allem des Chores und der selbständigen Orchestermusik neues Blut zugeführt würde. Mit anderen Worten: Karl Eugen ging nach der Pariser Reise ins Lager der Reformfreunde über und das Resultat dieser Schwenkung war schließlich die Berufung desjenigen Künstlers, in dem der Herzog den geeigneten Mann dafür erkannt hatte, Jommellis.

Auch dieser Meister pflegt, gleich seinen neapolitanischen Kollegen, von der modernen Kritik mit mitleidigem Lächeln abgetan zu werden, das einen grellen Kontrast zu den Lobeserhebungen der Zeitgenossen bildet. Man sollte aber doch jederzeit bedenken, daß es gerade Deutsche waren, welche sich in höchster Bewunderung vor diesem „italienischen Gluck", wie er später allgemein genannt ward, neigten, Leute wie Winckelmann, Schubart, J. W. Heinse und nicht zuletzt Mozart selbst. Tatsächlich ergibt sich denn auch beim Studium der Jommellischen Partituren ein ganz überraschendes Bild, das durchaus geeignet ist, den Enthusiasmus jener Männer zu rechtfertigen, das Bild eines Künstlers, der unter fortwährender strengster Selbstkritik und sorgfältigster Beobachtung der zeitgenössischen Kunstströmungen dem höchsten, ihm erreichbar scheinenden Opernideal zustrebte.

Jommellis gesamtes Schaffen vollzieht sich in bewußter künstlerischer Absicht. Gehörte er doch nicht allein unter die bedeutendsten, sondern auch unter die gebildetsten Musiker seiner Zeit. Er hatte mehrere Jahre hindurch die Gunst und Bewunderung des kunstsinnigen weltlichen und kirchlichen Adels von Rom genossen, und vor allem den mächtigen Kardinal Albani zum Protektor gehabt. Was das bedeutet, ermißt man leicht, wenn man die Fülle des geistigen Lebens ins Auge faßt, welche Rom zu Winckelmanns Zeiten vor allen Städten der Welt auszeichnete. Jommelli befand sich, wie kein anderer zeitgenössischer Komponist, im Vollbesitz der gesamten literarischen und philosophischen Bildung seiner Zeit und dies mußte notwendig auch auf sein dramatisches Schaffen zurückwirken. Er bildet eines der wichtigsten Glieder in jener Reihe von Opernkomponisten, welche, mit J. A. Hasse beginnend und mit Gluck abschließend, sich eine Regeneration der Oper in echt dramatischem Sinne zum Ziele setzte. Der Unterschied zwischen Gluck und Jommelli ist nur der, daß Gluck das Uebel an der Wurzel, d. h. an den Texten faßte und der gesamten italienischen Librettistik den Krieg erklärte, während Jommelli, dem gleich der Mehrzahl seiner Zeitgenossen die Dichtungen Metastasios als der unerreichte Höhepunkt musikalischer Dramatik erschienen, sich auf die Reform der musikalischen Seite beschränkte.

Nach dieser Richtung hin aber hatte er bereits vor seiner Bekanntschaft mit Herzog Karl eine Höhe erreicht, die erheblich selbst über das von Hasse Geleistete hinausging. Das war nicht mehr die alte italienische Solooper mit ihrer monotonen Aufeinanderfolge von Seccorecitativen und Arien, mit ihrer Freude am rein sinnlichen Reiz des bel canto. Da finden sich vielmehr Szenen von hochdramatischem Ausdruck, die, losgelöst von aller geschlossenen Form, in vollständig freier Weise der Entwicklung der dramatischen Handlung

folgen. Namentlich das Orchester ist es, dessen dramatische Sprachgewalt hier schon in ganz überraschender Weise ausgenützt wird.

Jommelli gehörte also bereits vor seiner Stuttgarter Berufung zu denjenigen Meistern, welche aus den ausgefahrenen Geleisen der traditionellen Solooper herausdrängten und das alte Renaissancewerk durch Zuführung dramatischen Blutes vor dem drohenden Verfall zu bewahren suchten. Auch er war mithin ein Mann des Fortschritts und um dieser Tendenzen willen schon 1749 nach Wien berufen worden. Jetzt wurde aus demselben Grunde Herzog Karl auf ihn aufmerksam. Auch bei dieser Berufung war also keineswegs willkürliche Despotenlaune am Werke, sondern wohlüberlegte künstlerische Absicht. Fürst und Künstler strebten, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus, doch demselben Ziele zu, und man konnte mit Recht auf das Resultat ihres Zusammenwirkens gespannt sein.

Aber nicht allein die künstlerischen Tendenzen, sondern auch die Persönlichkeiten beider Männer ergänzten sich in glücklichster Weise. Jommelli war von Hause aus eine schwerfällige Natur, die einen auffallenden Kontrast zu der geistigen Beweglichkeit seiner neapolitanischen Landsleute bildet. Man glaubt eher einen Deutschen vor sich zu haben, als einen Südländer, so zögernd, ja manchmal direkt grüblerisch erscheint Jommellis ganzes Wesen. Der schwächste Punkt in seinem Charakterbild war der Mangel an eigener Initiative. Nur sehr schwer vermochte sich diese echte Cunctatornatur zu einer Neuerung zu entschließen, freilich um sie darnach nur mit um so zäherer Energie festzuhalten. Hier ward ihm nun das große Glück zu teil, daß sich immer an den entscheidenden Wendepunkten seiner Entwicklung Leute fanden, welche die Initiative für ihn übernahmen und den Zögernden auf der neuen Bahn forttrieben. In Wien war 1749 diese Rolle dem Kreise des Grafen Durazzo zugefallen, in Stuttgart aber war es der Herzog selbst, der mit starker Hand in die Entwicklung seines neuen Oberkapellmeisters eingriff. Das zeigt am deutlichsten die Rolle, welche von 1753 an dem Chore in Jommellis Opern zufällt.

Jommelli hatte sich bisher nicht entschließen können, diesen wichtigen Faktor in seine Opern wieder aufzunehmen. In Stuttgart aber ist bereits die erste Bearbeitung des „Fetonte" von 1753 eine Choroper, und von da ab fehlte der Chor fast in keinem Stuttgarter Werke, ja in einzelnen Opern, deren Texte von Hause aus des Chores entbehrten, finden wir ihn nachträglich noch eingefügt. Aehnlich verhält es sich mit der Einführung von dramatischen Ensembles und Tänzen. Auch sie sind den durchweg echt italienischen Libretti förmlich aufgedrungen. Woher hatte Jommelli diese kühnen Neuerungen, die seiner Opernkunst mit einem Male ein ganz neues Gepräge verliehen? Von seinen Poeten gewiß nicht, denn die staken mit Haut und Haaren in der italienischen Schule drin. Vor allem nimmt sich der Hofpoet Verazi wie ein verwässerter Abklatsch, nicht selten geradezu wie eine Karikatur des großen Metastasio aus.

Hier steckt kein anderer dahinter, als der Herzog selbst, der den schwerfälligen Künstler mit sich fortriß und in Erinnerung an seine eigenen Pariser Operneindrücke auf die Bahn des Reformators drängte. Das ist wichtig genug, denn es zeigt uns den Anteil Herzog Karls am zeitgenössischen Opernleben in ganz neuem Lichte. Was wir darüber bis jetzt erfahren haben, beschränkt sich auf einzelne Aeußerlichkeiten oder auf pikante Geschichtchen: wie der Herzog den Proben anzuwohnen pflegte, wie er vor der Vorstellung den ganzen Apparat bis auf die Instrumente herab prüfte und

hernach bald im Orchester auftauchte, bald in den Logen zum Schrecken der braven Stuttgarterinnen sich bei den galanten Dämchen angenehm machte usw. Das ist ja alles schön und angenehm zu lesen, aber man sollte dabei doch nicht vergessen, daß über diesem ganzen Opernbetrieb ein fester künstlerischer Wille waltet, der dem gesamten Musikleben seinen persönlichen Stempel aufdrückt. Jene Glanzzeit der Stuttgarter Oper von 1753—1769 steht also nicht allein unter dem Zeichen Jommellis, sondern zum mindesten ebensosehr unter dem des intelligenten und tatkräftigen Fürsten selbst. War er es doch, der nicht allein die zu komponierenden Stoffe selbst auswählte, sondern auch über die Art ihrer Behandlung stets mit dem Dichter sowohl als mit dem Komponisten Rücksprache nahm.

Jommellis Künstlertum kann diesen Abzug zu Gunsten seines Fürsten wohl ertragen. Innerhalb des ihm von Herzog Karl gesteckten Opernrahmens entfaltete er eine Meisterschaft, welche die Erwartungen des Herzogs weit übertraf und die intime Freundschaft zwischen Fürst und Künstler sehr wohl begreiflich erscheinen läßt. Vor allem wollen wir dabei einen Umstand nicht vergessen, der ebenfalls gewöhnlich übersehen zu werden pflegt. Jommelli hat nämlich nicht allein die Musik zu seinen Opern geliefert, sondern er besitzt auch an ihrer dichterischen Gestaltung einen ganz hervorragenden Anteil. Dabei kam ihm seine eigene poetische Ader in ganz eminentem Maße zu statten. Er begann nie mit der Komposition eines Textes, bis die Dichtung sich vollständig mit seinen dramatischen Intentionen deckte. So hat er selbst in den Libretti Metastasios ganze Szenenreihen, namentlich an den Aktschlüssen, umgedichtet. Vor allem aber bekam der Hofdichter Verazi seine bessernde Hand zu verspüren, was denn auch, um mit Schubart zu reden, „oft sonderliches Bedürfnis war". Man wird Jommellis Verbesserungen in den meisten Fällen zustimmen müssen, denn jede einzelne davon legt ein beredtes Zeugnis ab von seinem Streben, den dramatischen Gehalt seiner Fabeln nach Möglichkeit ans Licht zu ziehen.

Dasselbe Ziel verfolgte Jommelli auch als Musiker. Von der uneingeschränkten musikalischen Machtstellung, die ihm sein Herzog zugestand, von seinem vorzüglichen Orchester- und Gesangspersonal ist schon so oft die Rede gewesen, daß ich mir ein Eingehen darauf ersparen kann. Weit wichtiger ist es für uns, festzustellen, was Jommelli mit diesen Kräften zustande gebracht hat. Dabei ist zu allererst sein mit großem Erfolge durchgeführtes Bestreben anzuerkennen, die musikalisch-dramatische Seite seiner Opern mit solcher Sorgfalt herauszuarbeiten, daß sie von dem äußeren Prunkaufwand an Balletten, Dekorationen und Maschinerien nicht erdrückt wurde. Das war durchaus keine Kleinigkeit, wie ein Blick auf seinen nunmehr im Neudruck vorliegenden „Fetonte" von 1768 zeigt.

Aber Jommelli behielt die Zügel fest in der Hand. Er war nicht bloß Kapellmeister, sondern auch Regisseur, er dirigierte den Ballettmeister so gut wie den Maschinisten, so daß wir hier tatsächlich eine Art von „Gesamtkunstwerk" vor uns haben, dessen Teile alle nach dem Willen eines einzigen Künstlers sich ineinanderfügen. Wer den wohlbeleibten Herrn und seinen durchaus achtunggebietenden Charakter nur im Privatverkehr kannte, mochte wohl sehr erstaunt sein über das strenge Regiment, das er im Theater seiner Künstlerschar gegenüber führte.

Eine Gesamtbetrachtung von Jommellis Stuttgarter Opern bietet uns ja freilich kein durchaus einwandfreies und erfreuliches Bild. Wie bei allen Neapolitanern, so finden wir auch bei ihm eine Masse leerer, äußerlicher

Musik, Konzessionen an den Modegeschmack und vor allem an die Virtuosität der Sänger. Aber wohin würde die Kunstgeschichte gelangen, wollte sie sich immer nur an die Auswüchse eines Kunststils halten und nicht vielmehr an die Höhepunkte seiner Leistungen?

Zudem ruht die Hauptschwäche der Jommellischen Opernkunst nicht auf der musikalischen, sondern auf der textlichen Seite. Hier lag ja überhaupt die Achillesferse der neapolitanischen Oper. Nicht allein die Art und Weise, wie diese Dichter ihre antiken Fabeln in ein Netz von allerlei persönlichen Intriguen einspannen, mußte dieser Opernkunst auf die Dauer verhängnisvoll werden, sondern auch ihre äußere Einteilung nach Seccorecitativen und Arien, oder, um mit Kretzschmar zu reden, ihre Scheidung in „Halb- und Vollmusik". Daß an dem musikwidrigen Charakter der Seccorecitative ebenfalls in letzter Linie die Librettistik die Schuld trug, hat Kretzschmar treffend hervorgehoben. Weder die Komponisten noch das Publikum fanden an diesen trocken erzählenden Partien einen sonderlichen Gefallen. Zwar mochte es immerhin vorkommen, daß der ausdrucksvolle Vortrag begabter Sänger die Hörerschaft über diese musikalischen Oeden hinwegtäuschte, ebenso oft aber empfand man im Publikum jene Partien als ein notwendiges Uebel, gegen das man gelegentlich recht drastische Mittel der Selbsthilfe in Anwendung brachte.

Jommelli erkannte sehr wohl das Bedenkliche dieses Zustandes. Immer erfolgreicher sehen wir ihn am Werke, die kraftlosen Seccopartien durch das echt dramatische Orchesterrecitativ zu ersetzen, d. h. ganze Szenen mit Orchester frei durchzukomponieren, ein Verfahren, das dann später in Gluck seinen Kulminationspunkt finden sollte. Und in diesen großen dramatischen Orchesterszenen, die, losgelöst von aller Konvention, in vollständig freier Führung dem Gange der Handlung folgen, erreicht Jommelli als Musikdramatiker eine Höhe, die auch heute noch Bewunderung verdient. Manchmal haben wir geradezu dramatische Orchestergemälde vor uns, zu denen die deklamatorisch geführte Singstimme das Programm liefert.

Hierin, sowie in den Chören und Ensembles zeigt sich ganz deutlich das Jommelli durch seinen Herzog vermittelte Vorbild der Franzosen, vor allem Rameaus, dessen Züge sich sogar bis in Einzelheiten hinein wahrnehmen lassen.

Wie sehr man sich übrigens am Hofe Karl Eugens unter seinem Vorantritt für das Lieblingsthema der damaligen Zeit, die Gegenüberstellung italienischer und französischer Opernkunst interessierte, zeigt uns eine Buffooper Jommellis, „La Critica" (1766), eine köstliche Persiflage der damaligen Opernzustände, in deren Verlauf sich eine heftige Debatte zwischen prima und seconda donna über das genannte Thema entspinnt.

Alles in Allem offenbart sich ganz deutlich, daß Herzog Karl nicht bloß ein wüster Theaterdespot war, sondern ein Mann von ganz hervorragendem künstlerischem Verständnis und ein tatkräftiger Freund und Förderer des musikalischen Fortschritts, der den Vergleich mit anderen hochgepriesenen Potentaten seiner Zeit nicht zu scheuen braucht. Es ist dringend geboten, ihm gegenüber endlich einmal historische Gerechtigkeit zu üben, denn er hat, vor allem durch seine Einwirkung auf Jommelli, tiefere Spuren in der Musikgeschichte hinterlassen, als man bisher auch nur geahnt hat.

Aber auch nach Jommellis Weggang von Stuttgart hat Karl Eugen zwar, der Not gehorchend, den Kunstbetrieb großen Stiles eingestellt, aber die Spuren seiner regen künstlerischen Initiative verschwinden auch jetzt noch keineswegs. Wer freilich allein den äußeren Rahmen dieser Darbietungen im Vergleiche mit der Aera Jommelli betrachtet, der hat gut reden von

einem „Operninstitut dritten Ranges". Wer jedoch die Qualitäten der schwäbischen Künstler — es sind zum größten Teil Schüler Jommellis — in Rechnung zieht, die sich der Herzog in seiner Kapelle heranzog, wird bestätigen müssen, daß er hier ebenfalls die beste Auswahl getroffen hat, die unter den obwaltenden Umständen überhaupt möglich war. Auch hier sollte man nicht immer wieder von der „lebenslänglichen Orchestersklaverei" reden, zu der Karl Eugen jene Leute verurteilt habe, sondern bedenken, welch sorgfältige musikalische Erziehung sie ihrem Fürsten verdankten und vor allem, welche künstlerischen Früchte diese Erziehung getragen hat. Von dem ganzen Jommellischen Schülerkreis ist allein Zumsteeg weiteren Kreisen bekannt geworden; daß aber auch die Uebrigen zum Teil recht Erhebliches geleistet haben, das lehrt uns, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Blick auf die erhaltenen Werke Florian Dellers.

Summa summarum: die Musikgeschichte wird Herzog Karl bedeutend höher einschätzen müssen, als dies bisher der Fall war. Das früher allgemein verbreitete Verdammungsurteil über die neapolitanische Oper ist in jüngster Zeit einer gerechteren historischen Auffassung gewichen. Die Schwaben selbst aber werden gut daran tun, zugleich noch einer zweiten Legende den Laufpaß zu geben, nämlich der von der unkünstlerischen Despotennatur ihres „Karl Herzogs". Vieles ist von ihm und unter ihm auch im Stuttgarter Musikleben gesündigt worden. Aber wir wollen uns doch durch die auf finanziellem und wirtschaftlichem Gebiete begangenen Mißgriffe nicht den Blick für die rein künstlerische Seite seines geschichtlichen Bildes trüben lassen. Wenn wir nach dieser Richtung hin sein Andenken von den Schlacken mannigfacher Mißverständnisse und oberflächlichen Klatsches reinigen, so ist das, sollte ich denken, nicht etwa ein Ausfluß von schwäbischem Lokalpatriotismus, sondern einfach ein Akt historischer Gerechtigkeit.

Eltern-Vereinigungen.

Von Erich Petzet in München.

Der bayerische Landtag beschäftigte sich vor kurzer Zeit mit einer Petition der Eltern-Vereinigung München um Mitwirkung, „daß von seiten des hohen k. Staats-Ministeriums für Kirchen- und Schulangelegenheiten an den Mittelschulen Vertretungen der Eltern organisiert und mit Befugnissen ausgestattet werden, welche die Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen der Elternschaft wie ein ersprießliches Zusammenarbeiten der Elternschaft und der Schulbehörden gewährleisten".

Der Gang der Verhandlungen, in welchem die verschiedensten Gründe für und gegen die beantragte Neuerung zur Sprache kamen, war ein Beweis für die Wichtigkeit der hiemit angeregten Frage unseres öffentlichen Erziehungswesens, und wenn auch schließlich die Eingabe der Regierung nur als Material hinübergegeben wurde, so dürfte sie doch damit noch nicht am Ende ihrer Wirksamkeit angelangt sein. Denn unter allen Umständen ist sie, wie der Referent, Dr. Schädler, hervorhob, „ein erfreuliches Zeichen neuerwachten

Interesses für die Schule und die gemeinsame Arbeit von Staat und Haus". Und gerade in einer Zeit, in der von den maßgebenden Stellen wie den Fachmännern der Schule einmütig die Neugestaltung der Disziplinarsatzungen, der Schul- und der Prüfungsordnung als notwendig anerkannt und vorbereitet wird, kann man auch die Berechtigung der Eltern, in diesen das ganze Familienleben vielfach tief berührenden, ja beherrschenden Fragen ihre Anschauungen und Wünsche rechtzeitig und in einwandfreier Form zu Gehör zu bringen, nicht wohl verneinen.

Es wird damit im Grunde nichts anderes gefordert, als was z. B. in Kommunal- und Kirchenverwaltungen schon lange zu Recht besteht. Auch auf wirtschaftlichem Gebiete sind die verschiedenartigen Organisationen, die sich allmählich zu ausgedehnter Anerkennung im Staatsleben durchgerungen haben, nicht ohne Kämpfe und Schwierigkeiten zu ihrer jetzigen Wirksamkeit gelangt; und immer wieder sehen wir neue Aufgaben den Vertretungen der Laien zugeteilt, die als Interessenten nicht mehr bloß Objekt, sondern auch Subjekt der Verwaltung und Rechtsprechung sein wollen und sein sollen. Und immer wieder sehen wir hier, daß es als ein unwürdiger und ungesunder Zustand empfunden wird, wenn auf einer Seite eine juristische Uebermacht erhalten wird, der die innere sittliche Berechtigung fehlt — gleichviel, ob mit dieser Uebermacht Mißbrauch getrieben, oder ob sie mit voller Objektivität und einsichtigem Wohlwollen zum beiderseitigen Besten angewendet wird. Die Richtung der Zeit geht nun einmal, wie die Eingabe der Elternvereinigung treffend hervorhebt, auf eine stärkere Betonung der Rechte des Individuums, und das führt wie auf anderen Gebieten des Lebens, so auch gerade auf dem der Schule und der Erziehung viel häufiger und in viel stärkerem Maße zu Konflikten mit der traditionellen Bevormundung durch die Behörden, als das noch vor einer Generation der Fall war. Auf keinem aber haben solche Konflikte so weittragende, unübersehbare Schädlichkeiten im Gefolge, wie auf dem der Schule; denn mögen sie auch zu dem gerechtesten Austrag gebracht werden: wie sie in der Seele des wehrlos, aber am allermeisten daran beteiligten Faktors, des Kindes, nachwirken, wie sie den Glauben an die Autorität, sei es der Schule oder des Hauses, und das offene Vertrauen zu Lehrern oder Eltern oder beiden nachhaltig erschüttern können, das ist nicht meßbar und berechenbar und kann oft selbst durch die gewissenhafteste Arbeit von beiden Seiten nachträglich nicht wieder gut gemacht werden.

Es ist daher eine alte selbstverständliche Forderung aller derer, denen die Erziehung unserer Jugend am Herzen liegt, daß Schule und Haus einträchtig an der gemeinsamen Aufgabe zusammenwirken sollen; und namentlich von Seite einsichtiger Schulmänner sind schon mancherlei Anregungen und Vorschläge gemacht worden, wie dieses Zusammenwirken unter Vermeidung von Uebergriffen der Schule in das Familienleben und unter Bekämpfung der Bequemlichkeit, Gedankenlosigkeit oder Oppositionslust so vieler Eltern am besten zu gedeihlicher Entwicklung gebracht werden könnte. Hermann Schiller[1]) vor allem empfiehlt zu diesem Zwecke „eine Beteiligung der Eltern an den höheren Lehranstalten in Formen, welche geeignet sind, einesteils die Selbständigkeit der Lehrtätigkeit und des Schullebens zu wahren, andererseits der Schulleitung in zuverlässiger Form Ansichten und Wünsche der Eltern zu vermitteln". Und er ist so weit davon entfernt, in der darin liegenden Beschränkung der Selbstherrlichkeit eine Schädigung der Schule zu erblicken, daß er hinzufügt: „Für

[1]) Handbuch der praktischen Pädagogik. 2. Aufl. 1890. S. 210.

die Schule wäre eine solche Einrichtung von großem Vorteil; sie hätte Gelegenheit, ihre Einrichtungen als berechtigt zu erweisen und darzutun, daß tadeln oft leicht, bessern erheblich schwerer ist, während auf der andern Seite sie nicht in Gefahr käme, Einrichtungen als wirksam anzusehen, von deren Wertlosigkeit ihr ausreichende Beweise von Männern, die das Leben kennen, geliefert würden". Adolf Matthias freilich meint dagegen, vor solchen „Elternparlamenten" möge uns ein gütiges Geschick bewahren! Aber er bringt an derselben Stelle [1]) so überwältigendes Material dafür bei, daß nach der jetzigen Rechtslage die Schule oft die „Stellung einer vorgesetzten Behörde" gegenüber den Eltern beansprucht anstatt die gleichberechtigte Mitarbeit des Hauses anzuerkennen, daß er nicht nachdrücklich genug vor der Betonung und Ausnützung dieser Machtstellung warnen kann. Er empfiehlt denn auch schließlich „Elternabende" in der Art, wie sie in Wien unter der Leitung des Gymnasialdirektors Dr. Thumser eingerichtet und erprobt worden sind. Thumser aber bezeichnet in seinem Bericht über Leistungen und Ziele seiner Elternabende [2]) als wünschenswerte „Krönung" des von ihm so glücklich angebahnten und gepflegten Verkehrs zwischen Schule und Haus, „wenn sich beide Faktoren zur gemeinsamen, ruhigen Beratung allgemeiner Fragen des Unterrichts und der Erziehung vereinigten." Solche Elternabende haben an manchen Orten und namentlich auch im Volksschulwesen Pflege und dankbare Aufnahme und mit Recht auch in Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik" (2. Aufl. 1906. Bd. II, S. 382—387) durch August Lomberg warme Befürwortung gefunden. Allein der Wirkungskreis dieser Veranstaltungen bleibt eben doch beschränkt und man tut ihrem Verdienste nicht Unrecht, wenn man diese Begrenzung und die Leitung durch die Schule als einen Rest patriarchalischer Bevormundung empfindet. Die Vormacht der Schule ist ja durchaus begreiflich, wo sie in der Frage des Verkehrs zwischen Schule und Haus tatkräftig die Initiative ergriffen hat, welche die Eltern anderswo entbehren müssen. Modernem Geiste aber entspricht es, daß das Notwendige nicht bloß als freie Gabe, sondern als Recht festgesetzt werde, und „darum müßte eben", wie Schiller (a. a. O.) mit voller Schärfe hervorhebt, „die Schulgesetzgebung bei Zeiten in Bahnen einlenken, welche geeignet sind, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit bei dem Elternhause zu wecken und darin den einzigen ausreichenden Ersatz zu schaffen, wenn einst die Mittel bureaukratischer Bevormundung nicht mehr wirken." Und H. Wigge stellt (in Reins Handbuch IV, S. 72) unumwunden die Forderung auf: „Das rechtliche Verhältnis von Schule und Haus bedingt, dem letzteren zum mindesten einen rechtlichen Einfluß einzuräumen auf diejenigen Schulangelegenheiten, welche die häusliche Erziehung innig berühren und deren Ordnung nicht direkt von der Wissenschaft der Psychologie bestimmt wird. Dazu gehört u. a. die Berufung des Lehrers, die Dotation des Lehrers und der Schule (in Bayern fallen diese Punke natürlich weg, da hier nur mit Staatsanstalten zu rechnen ist, deren Etat dem Landtag vorgelegt wird), die Wahl der Unterrichtszeit und die Bestimmung des Lehrstoffes. Läßt die herrschende Art der Schulverwaltung die Eltern über solche und ähnliche Fragen nicht zum Wort und zum Rechte kommen, so muß sie demgemäß umgestaltet werden."

Diesen Weg hat bis jetzt einzig Baden betreten in der Errichtung eines sogenannten „Beirates" bei den einzelnen Gymnasien. Es ist nicht zu leugnen,

---

1) Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten. 2. Aufl. 1903. S. 249—250.

2) Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums im VI. Bezirk von Wien f. d. J. 1902/3. S. 23.

daß diese Einrichtung eine tief eingreifende Bedeutung nicht erlangt zu haben scheint; allein das dürfte wohl großenteils mit davon herkommen, daß der badische Beirat eben nicht aus der Wahl der Eltern, sondern der Ernennung der Oberschulbehörde hervorgeht. Immerhin dürfte er auch in dieser Form als eine vermittelnde Stelle nicht ohne Wert sein, und auf der V. badischen Direktorenkonferenz (Oktober 1890) wurde das Urteil dahin zusammengefaßt: „Der Beirat wirke schon durch seine Existenz vorteilhaft, auch wenn er nichts Positives schaffe.“ [1]) Die Erfahrungen in Baden sind also eine beachtenswerte Warnung, die Erwartungen und Hoffnungen, die man an eine staatlich organisierte Elternvertretung knüpfen möchte, nicht allzu hoch zu spannen; sie sind aber gleichzeitig eine lehrreiche Ermutigung, daß auf diesem Wege, wenn man ihn richtig ausbaut, sicher Nützliches zu erreichen ist. Wird er nicht betreten, so bleiben eben alle Versuche, die Eltern in Schulfragen zu Rate zu ziehen, dem Zufall oder der Willkür von Fall zu Fall überlassen.

Es hat ja an solchen Versuchen nicht gefehlt, und an mancher Mittelschule herrscht der vernünftige Brauch, bei Neuerungen in der Einteilung der Unterrichtszeit, des Jugendspielwesens u. dergl. m. durch Fragezettel die Meinung und die Erfahrungen der Eltern einzuholen. Auch in größerem Maßstabe wurden solche Versuche gemacht. An den denkwürdigen Schulkonferenzen in Berlin im Dezember 1890 und Juni 1900 haben neben den Schulmännern nicht nur Männer wie Diels, Harnack, Mommsen und Wilamowitz-Möllendorff, sondern auch Aerzte, Fabrik- und Gutsbesitzer, Offiziere, Beamte und andere Angehörige verschiedener Stände teilgenommen.[2]) Über solche gelegentliche Versuche können unmöglich den Wert einer dauernden Vertretung der Elternschaft besitzen, schon aus dem einfachen Grunde, weil so nie die lauen, zögernden, furchtsamen und gleichgültigen Elemente unter den Eltern — und das ist vorläufig noch die gewaltige Mehrzahl — zu dem vollen Bewußtsein ihrer Pflichten und ihrer Rechte gebracht werden können. Ihnen bleibt bei dem bisherigen Zustande immer die bequeme Ausflucht, für alles, was die Erziehung ihrer Kinder angeht, der Schule die alleinige Verantwortung aufzubürden. Darunter haben dann alle Eltern zu leiden, die jetzt ganz auf das Entgegenkommen der einzelnen Lehrer angewiesen sind, und ebenso die Schule, der die Möglichkeit benommen ist, ihre Maßregeln nicht nur zu erzwingen, sondern auch zu erklären und dadurch die verständnisvolle Mitwirkung des elterlichen Hauses zu gewinnen. So ist es denn sehr begreiflich, wenn an verschiedenen Orten, z. B. in Berlin, Elberfeld, Nürnberg und anderen Städten mehr, aus den Kreisen der Eltern der Ruf nach einer Organisation laut geworden ist, die ihren Interessen dienen und eine Vorstufe der angestrebten gesetzlichen Vertretung sein sollte. Und daß solchen Elternvereinigungen ein reiches Arbeitsfeld offen steht, gleichviel, ob sie nun die gesetzliche Anerkennung und Unterstützung des Staates gewinnen oder nicht, dafür dürfte schon die kurze Geschichte dieser Bewegung in München einleuchtende Beweise erbringen.

In Bayern war schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die erste Anregung zur Schaffung von Elternvereinigungen gegeben worden, ohne daß sie damals zu einer Organisation geführt hätte. Schon damals also wurden manche Bestimmungen der Schule als eine unzweckmäßige Bein-

[1]) Vergl. Aug. Joos, die Mittelschulen im Großherzogtum Baden. 2. Aufl. 1898. Seite 24.

[2]) Vergl. die „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Herausgegeben im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.“ Berlin 1891 S. 15—17; Halle 1901 S. VII f.

trächtigung der Eltern erkannt; aber ihre Handhabung trug dieser Anschauung meist Rechnung, und erst im Laufe der späteren Entwicklung ergab sich eine immer stärkere Empfindlichkeit gegen solche Vorschriften als naturgemäße Reaktion gegen die gesteigerte Strenge in ihrer Ausführung. Namentlich gilt dies von dem Zwange zum Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes, und er hat denn auch den entscheidenden Anstoß zu dem Vorgehen von Hofrat Dr. Crämer und Professor Dr. Quidde gegeben, das am 28. Februar 1907 zur Gründung der Elternvereinigung München unter dem Vorsitz von Professor Dr. Sigmund Günther geführt hat.

Die erste tätige Unterstützung, einen mächtigen Rückhalt und ein wertvolles Vorbild erhielt die neue Organisation von Seite der Aerzteschaft Münchens. Denn diese war ja schon durch die Begründung ihrer Schulkommission erfolgreich auf dem Wege vorangegangen, den nun auch die Eltern betreten wollten; hatte nachdrücklich ihre ärztlichen Forderungen im Schulwesen zur Geltung gebracht und auch einer amtlichen Vertretung durch Schulärzte die Bahn gebrochen. Und einer ihrer angesehensten und höchststehenden Vertreter, Exzellenz von Vogl, Generalstabsarzt der Armee z. D., war es, der den ersten öffentlichen Vortrag in der Elternvereinigung übernahm und mit seinen Darlegungen über die körperliche Ausbildung unserer Mittelschüler sofort auf eine der wichtigsten Aufgaben der Jugenderziehung mit überzeugender Kraft hinwies. Sein Nachweis der physischen Minderwertigkeit der von den gelehrten Schulen kommenden jungen Leute[1]) erhielt eine grelle Beleuchtung und Erklärung durch eine Umfrage der Schulkommission des ärztlichen Vereins über das hygienische Verhalten der Mittelschüler außerhalb der Schule. Die Ergebnisse derselben, über welche Dr. Graßmann und Dr. Dörnberger in der Elternvereinigung einen außerordentlich lehrreichen und anregenden Bericht erstatteten, wiesen für die körperliche Bewegung der Schüler ganz unglaublich niedrige Zahlen nach, bei den Gymnasiasten im Durchschnitt 2 Bewegungsstunden auf 45 „Hock"-stunden. Den sich hieraus ergebenden Forderungen, daß die Schule die nötige Zeit, Elternhaus und Staat aber die Möglichkeit zu deren Gesundheit und Kraft fördernder Ausnützung frei machen müssen, wird sich niemand entziehen können. Die Elternvereinigung insbesondere aber würde eine ihrer nächstliegenden Pflichten verkennen, wenn sie sich nicht in den Dingen, welche die Gesundheitspflege der Schuljugend angehen, mit allem Nachdruck dem tatkräftigen Vorgehen der Aerzte anschließen wollte, und durch die Pflege dieser natürlichen Bundesgenossenschaft darf sie hoffen, auch wirklich einem gesunden Fortschritt dienen zu können.

Vor allem freilich darf ihr hier wie in allen anderen Fragen das Entgegenkommen und die Mitarbeit der Lehrerschaft nicht fehlen. Und daß auch nach dieser Seite im Laufe des einen Jahres seit der Begründung der Organisation entschiedene und bedeutende Fortschritte zu verzeichnen sind, ist mit die beste Gewähr, daß man sich auf dem rechten Wege befindet. Es war durchaus begreiflich, daß man in den Kreisen der Lehrer zunächst mit großem Mißtrauen der neuen Bewegung gegenüberstand, daß man befürchtete, „Mißvergnügte und Enttäuschte" würden die Leitung an sich reißen und in rein negativer Kritik jede positive Arbeit vereiteln, persönliche Beschwerden und Wünsche würden die sachlich wichtigen und schwer wiegenden Fragen über-

[1]) Von ihnen können nur 38 Prozent zum Militärdienst eingestellt und nach Verlauf des Dienstjahres nur noch 30 Prozent als tauglich erklärt werden, während bei den übrigen Gestellungspflichtigen die entsprechenden Zahlen 55 und 50 Prozent betragen.

wuchern und ersticken. Es ist ferner begreiflich, daß die Vertreter der Lehrerschaft manche Maßnahmen der jungen Vereinigung oder gelegentliche Aeußerungen einzelner Mitglieder nicht billigen konnten, und daß die geringe Anzahl der Gründungsmitglieder und die weit verbreitete Scheu, sich offen zu deren Bestrebungen zu bekennen, die Versuchung nahe legte, den Ernst der Sache zu unterschätzen. Und leicht und billig war es, darüber zu spotten, daß diese Elternvereinigung von ganz München nur einen so geringen Teil der daran interessierten Eltern umschließe, und daß ihr Programm alle Schulgattungen umfassen möchte, während sie doch zunächst ihre Kraft fast nur auf die Mittelschulen zu konzentrieren genötigt ist. Um so dankenswerter und erfreulicher aber ist es, daß trotzdem die Gymnasiallehrer von Anfang an nicht nur offen Stellung genommen, sondern auch tätig ihre Bereitschaft zur Mitarbeit bewiesen haben, die für die Erreichung der Ziele der Elternvereinigung unerläßlich ist. Gerade die offene Aussprache ihrer Bedenken und Einwände in grundsätzlichen wie in einzelnen Fragen hat ein gesundes Zusammenarbeiten von Elternhaus und Schule, wie es bisher wohl in vielen einzelnen Fällen, aber nicht für die Allgemeinheit bestand, angebahnt und seine Pflege muß eine der Hauptaufgaben der Elternvereinigung bleiben. Insbesondere der Vortrag, den Dr. Friedrich Weber in der Gymnasiallehrervereinigung München über „Elternvereinigung und Schule" gehalten hat — er liegt jetzt gedruckt in den „Blättern für das Gymnasialschulwesen" Bd. 43, S. 545—556 vor — und die daran anschließende Diskussion hat zur Klärung und gegenseitigen Verständigung ungemein viel beigetragen, und von der seitdem gepflogenen Uebung beider Vereinigungen, sich gegenseitig zu ihren öffentlichen Versammlungen einzuladen, ist schon in dem einen kurzen Jahre eine Fülle von Anregungen ausgegangen. Denn hier wird von der Gelegenheit zu gegenseitiger Aussprache reichlichster Gebrauch gemacht, und mag dabei auch manchmal etwas Empfindlichkeit oder Unbedachtsamkeit, Ironie oder Ueberlegenheitsgefühl am unrechten Fleck oder im falschen Tone zu Worte kommen, trotzdem bedeutet jeder solche Vortrags- und Diskussionsabend einen Schritt weiter vorwärts auf der Bahn gemeinsamer Arbeit, von der sich wohl keine der beiden Vereinigungen mehr wird abdrängen lassen. Und ebenso durfte sich die Elternvereinigung von Seite der Realschulmänner schon gelegentlicher Förderung erfreuen, — ihr Vorstand, Studienrat Dr. Baur, war der erste Rektor, der in einer Versammlung der Elternvereinigung erschien und an den Verhandlungen in dankenswertester Weise teilnahm — und so scheint es denn doch, als ob die Anschauung des Herrn Oberstudienrates Dr. von Orterer von der Gefährlichkeit der neuen Organisation jedenfalls von den offiziellen Vertretungen der Mittelschullehrer in München nicht geteilt werde. Und je länger diese gemeinsame Arbeit dauert, um so mehr steht auch zu hoffen, daß die letzten Reste des ursprünglichen Mißtrauens verschwinden und in gegenseitigem Vertrauen der Elternvereinigung eine Wirksamkeit eingeräumt wird, die den Mangel einer gesetzlichen Elternvertretung weniger fühlbar macht.

Auf die Schaffung einer solchen gesetzlichen Vertretung hinzuarbeiten, darauf kann freilich die Elternvereinigung nicht verzichten, und die einleuchtenden Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, können natürlich kein Grund sein, ein als richtig erkanntes Ziel aufzugeben. Wie ungefähr diese gesetzliche Elternvertretung zu denken wäre, geht aus der schon erwähnten Eingabe an den Landtag klar genug hervor, um die Besorgnis, es werde ein unberechtigter Einbruch in die Kompetenzen der Lehrer angestrebt, zu widerlegen. Man denkt im allgemeinen an das Vorbild der badischen Beiräte an den einzelnen

Gymnasien, aus denen „zweckmäßig eine Generalkommission hervorgehen könnte für Fragen des Unterrichts und der Erziehung, welche für das ganze Land von Bedeutung sind". Für die Einzelvertretungen aber wird in der Petition nur ein einziges Recht der Exekutive mit beansprucht, nämlich die Befugnis, die Zustimmung zu der Dimission eines Schülers zu erteilen oder zu versagen, da diese Strafe eben zunächst schwerer als den Schüler seine Eltern trifft. Im übrigen wird nur das Recht zu gutachtlicher Aeußerung verlangt über Bestimmungen lokaler Natur und die Festsetzung der Unterrichtszeit, über Angelegenheiten, für welche die Eltern in besonderem Maße kompetent sind wie vor allem beim Ausmaß der häuslichen Arbeit, endlich in Fragen der Schulhygiene und Schulgebäude, in denen die Unterstützung durch die Elternschaft den Forderungen der Schulvorstände nur zugute kommen könnte. Wie dagegen die Wirksamkeit der Generalkommission im einzelnen abzugrenzen wäre, darüber darf die genauere Feststellung füglich einem späteren Zeitpunkte überlassen werden; sicher ist, daß auch sie nicht an dem Grundsatze rütteln dürfte: Herr in der Schule muß der Lehrer bleiben — womit nicht ausgeschlossen wäre, daß ihre beratende Stimme durch den amtlichen Charakter der Einrichtung ein bedeutenderes Gewicht erhalten würde, als es jetzt den Wünschen und Bitten der Eltern innewohnt.

Jedenfalls wird die Elternvereinigung gut tun, so lange diese gesetzliche Vertretung nicht besteht, ihre Arbeit im wesentlichen auf den zweiten Punkt ihres Programmes zu konzentrieren, der freilich alles weitere eigentlich in sich umfaßt: auf die Aufklärung der Eltern über bestehende Bestimmungen und ihnen zustehende Rechte und damit natürlich auch ihnen obliegende Pflichten. Sie übernimmt damit eine Aufgabe, deren Unumgänglichkeit von vielen Schulmännern lebhaft empfunden wird. Es ist eine traurige Tatsache, daß den Eltern von den Einrichtungen der Schule selten mehr bekannt wird als der Inhalt der Disziplinarsatzungen, und in diesen werden ihnen zwar verschiedene Pflichten zudiktiert, für deren Nichterfüllung der Schüler (nicht etwa der Vater selbst) bestraft werden kann; von dem Sinn der Verordnungen oder gar von Rechten erfahren die Eltern nichts. Und ebenso bleibt ihnen die Schulordnung meist unbekannt, die doch durchaus nicht bloß Fragen des technischen Betriebes regelt und gar oft in ihren Folgeerscheinungen tief in das Familienleben eingreift; man denke nur z. B. daran, daß hier auch die Normen für die häusliche Arbeitszeit aufgestellt sind, mit denen die Praxis zu vergleichen von großer Wichtigkeit wäre zur Beurteilung des Schulbetriebes wie der Begabung des Schülers. Die Eltern wissen meist auch nichts von den Verordnungen, welche für die Milderung von unvermeidlichen Härten Vorsorge treffen, von Einrichtungen, die bei neuen Anstalten unter Berücksichtigung der Forderungen moderner Hygiene getroffen sind, von den Schwierigkeiten, unter denen die Lehrer in alten Gebäuden sich mit den gegebenen Verhältnissen abfinden müssen. Und sich über solche und ähnliche Fragen Aufklärung zu verschaffen, ist oft in einer Weise erschwert, daß gar viele Eltern nach einem ersten Versuche gerne auf weitere verzichten, wenn sie nicht die Not, d. h. allzu bedenkliche Leistungen des Schülers, dazu zwingt. Denn die Sprechstunden der Lehrer müssen in gerade leer stehenden Klaßzimmern gehalten werden, wo dem Besuchenden oft nicht einmal eine Sitzgelegenheit geboten ist, und den Wartenden bleibt der Korridor als angenehmer Aufenthalt. Dabei kann es einem begegnen, daß man mehrmals den Weg und das Warten ganz vergeblich auf sich nimmt, besonders wenn die Sprechstunde auf gar zu knappe Freizeiten eingeschränkt ist. Alle diese Umstände vermehren die Abneigung vieler Eltern, sich an der

rechten Quelle selbst die Aufklärungen und Anregungen zu holen, deren sie für die richtige, verständnisvolle Mitarbeit an dem Erziehungswerke gar sehr bedürften, und fördern den von den Lehrern mit Recht so viel beklagten Mangel an Teilnahme des Elternhauses an der Schule. Matthias, Schiller, Thumser und andere Pädagogen haben daher schon längst die Forderung aufgestellt und in ihrem Wirkungskreise teilweise auch, durch die schon erwähnten Elternabende und ähnliche Einrichtungen, durchzuführen versucht, daß die Schule ihrerseits das Interesse des Hauses an der Schule erwecken und fesseln, die Eltern aus ihrer oft allzu bequemen Zurückhaltung in den Fragen der Erziehung und des Unterrichts herausreißen und sie durch Aufklärung zu intensiverer Mitarbeit heranziehen solle. Und auch die Vertreter der Münchener Gymnasien haben diese Aufgabe sofort bei der Begründung der Elternvereinigung aufgegriffen und sich in den Dienst dieser wichtigen Forderung gestellt. Wie Prof. Dr. Otto Stählin vor der Schulkommission des ärztlichen Vereins über die Frage, warum die Kinder zeitweise oder ständig in der Schule nicht vorwärts kommen, so hat Dr. Martin Vogt in der Elternvereinigung über die Jugendspiele an den Mittelschulen einen ebenso warmen wie eindringenden lehrreichen Vortrag gehalten, und weitere Vorträge von Gymnasiallehrern über Bedeutung und Benützung der Sprechstunden, über Pädagogik u. a. m. sind bereits zugesagt; vor allem aber wurden auch in der Diskussion wiederholt Aufklärungen gegeben, die, wenn sie allgemein bekannt wären, viele ehrlich gemeinte oder auch gedankenlose Klagen und Anklagen in sachlichster Weise aus der Welt schaffen könnten. Es ist denn doch auch im Interesse der Schule gelegen, bei einer so wichtigen Frage wie dem halb- oder ganzjährigen Repetieren den Eltern die technischen Gründe klar zu machen, welche gegen eine Aenderung der bayerischen Einrichtung sprechen, ihnen aber auch die Mittel der Schulverwaltung bekannt zu geben, mit denen bei Krankheit und ähnlichen Fällen die Härten des Gesetzes gemildert werden können. Und es dürfte sich dabei doch herausgestellt haben, daß die Möglichkeiten, hier zu einem gerechten Ausgleich zu gelangen, noch keineswegs erschöpft sind, sondern daß es bei einer Neugestaltung der Schulordnung sehr zu erwägen sein wird, ob man nicht den bisherigen Repetitionszwang dahin mildern sollte, daß man dem Schüler die Freiheit läßt, ein Jahr oder auch kürzere Zeit außerhalb der Schule sich in Privatunterricht zu einem Examen vorzubereiten, das ihm im Falle des Bestehens den Zugang zu seinen alten, unterdessen weiter aufgerückten Kameraden wieder erschlösse.

Man hat gemeint, die Schulordnung entziehe sich gänzlich der Besprechung und der Beratung der Elternschaft und müsse vollständig den Fachmännern vorbehalten bleiben. Das eben berührte Beispiel der Repetition oder das der häuslichen Arbeitszeiten beweist das Gegenteil und noch so manche andere Fragen ähnlicher Art könnten diesen zur Seite gesetzt werden. Nur wird auf diesem Gebiete stets doppelte Vorsicht und gewissenhafteste Vorarbeit der jeweiligen Referenten nötig und das Korreferat wohlwollender Schulmänner nicht zu entbehren sein, wenn man sich vor Mißgriffen wahren will. Demgemäß ist die Besprechung der jetzigen Schulordnung, welche die Elternvereinigung auf ihr nächstes Programm gesetzt hat, von einem kompetenten Fachmann übernommen worden, und bei der ebenfalls in Vorbereitung befindlichen Durcharbeitung der Disziplinarsatzungen darf wieder erfreulicherweise mit Sicherheit auf die Mitarbeit der Gymnasiallehrer gerechnet werden. Verzichtet man also auf Uebertreibungen, so dürfte sich gerade aus der öffentlichen Besprechung der Grundlagen unseres Mittelschulwesens, der Schulord-

nung und der Disziplinarsatzungen, manche ersprießliche Aufklärung ergeben, die einem gesunden Fortschritt der Schule nur förderlich sein kann.

Hinsichtlich der Disziplinarsatzungen hegt hierüber wohl niemand einen Zweifel, und die Elternvereinigung nimmt in ihrer Forderung einer zeitgemäßen Abänderung nur einen langjährigen Wunsch der Gymnasiallehrer auf. Von deren Seite sind bereits die wichtigsten Gesichtspunkte festgestellt worden, die dabei zur Geltung kommen sollten: „Unterschiede zwischen großen und kleineren Anstaltsorten, Unterschiede in der Behandlung der Altersstufen, keine kleinlichen Bestimmungen, deren Durchführung schikanös wirken muß, weitgehende Berücksichtigung berechtigter Wünsche des Elternhauses usw." Diese „berechtigten Wünsche", deren Vertretung naturgemäß von der Elternvereinigung vor allem betont werden muß, sind knapp und zutreffend von dem Münchener Gymnasiallehrer Dr. Eduard Stemplinger in dem Leitsatze zusammengefaßt worden: „Die Verantwortung für das Verhalten der Schüler außerhalb der Schule fällt den Eltern oder deren Stellvertretern zu. Die Schule enthält sich aller Eingriffe in das Erziehungsrecht der Eltern." Bei den bisherigen Satzungen liegt es ja wohl auch in der Hand der Schulvorstände, durch taktvolle Handhabung selbst den heiklen Bestimmungen ihre Stacheln zu nehmen; so bald aber bureaukratische Engherzigkeit oder Aengstlichkeit — von der Herrschfreudigkeit einzelner Schulmonarchen ganz zu schweigen — in den Rektoraten den Einzug hält, so werden die empfindlichsten Störungen des guten Verhältnisses von Schule und Haus ganz unvermeidlich. Mit Recht warnt Schiller (a. a. O. S. 207 f.) nachdrücklich vor „jenen Eingriffen in das Hausrecht, welche die Schule durch Anordnungen über die Arbeitszeit und die Zeit des Ausgehens übt", und vor allen jenen „lediglich äußeren polizeilichen Anordnungen, deren Durchführung auch meist gar nicht zu erreichen ist und in allen Fällen das Verhältnis von Haus und Schule trübt". Und ebenso eindringlich mahnt Wigge (a. a. O. S. 70): „Darum darf auch die Schule nicht mit rauher Hand eingreifen in die Gewohnheiten, Sitten und Anschauungen des Hauses, besonders aber nicht die Autorität der Eltern antasten". Hierher gehören vor allem die Beschränkungen, welche einer Familie in der Wahl und Ausnützung ihrer Erholungen und Vergnügungen von der Schule auferlegt werden, z. B. in der Ausnützung eines Feiertages zu einer Tagespartie oder dem Besuch von Theater und Konzerten. Man hat geäußert, die Urteile über Theaterstücke von Seite der Eltern seien oft „haarsträubend". Ja, hat denn aber die Schule ein Mittel in der Hand, solch haarsträubende Unvernunft der Eltern auch in der häuslichen Lektüre und der häuslichen Geselligkeit des unglücklichen Schülers unschädlich zu machen und ihn wirklich vor den verderblichen Folgen solcher mangelnden Einsicht zu schützen? Und haben wir nicht auch auf Seite der Schule das Haarsträubende erlebt, daß Gymnasiasten nicht nur der Besuch des „Faust", sondern sogar der „Minna von Barnhelm" (!) verboten wurde? Und wie sieht es in Wirklichkeit mit der Praxis bei derlei Vorschriften aus? Tatsächlich wird eben in den meisten Fällen nicht um die vorgeschriebene Erlaubnis gebeten, was für die Autorität der Schule ebenso wenig förderlich ist, wie für diejenige der Eltern, die vor den Augen ihrer Kinder eine nun einmal bestehende Bestimmung mißachten. Man schneide also resolut derlei alte Zöpfe ab und halte sich in diesen Dingen, die nichts mit der Schule, sondern nur mit der Familie zu tun haben, daran, wohlgemeinte Ratschläge zu erteilen, die Verantwortung aber denen zu überlassen, denen sie zukommt, den Eltern!

Unter den verschiedenen Bestimmungen, die unter diesen Gesichtspunkt

fallen, hat eine besonders ernste und weittragende Bedeutung, d. i. der von der Schule geübte Kirchenzwang, der nach Dr. Webers euphemistischem Ausdruck durch „den oft etwas kleinlichen Vollzug und die etwas peinlich wirkende Kontrolle des Vollzugs" ganz besonders nachdrücklichen Widerspruch herausfordert. Es ist leider nicht möglich, diesen „spinosen" Punkt einfach aus der Diskussion auszuscheiden. Denn er ist, von manchem Verfechter freiheitlicher Anschauungen mit Leidenschaftlichkeit aufgegriffen, häufig so mißverständlich aufgefaßt und dargestellt worden, als ob die Elternvereinigung mit ihrer Stellungnahme dagegen verkappte religionsfeindliche, atheistische Absichten verfolge und damit offen gegen den § 3 ihrer Satzungen verstoße, der verlangt, daß sich die Vereinigung von Politik, sowie von jeder religiösen Stellungnahme fernzuhalten hat. Dieser Vorwurf entbehrt aber jeder Grundlage und kann nicht entschieden genug zurückgewiesen werden. Auch der Schulzwang zum Kirchenbesuche ist eine Frage, deren Kern keineswegs auf dem Gebiete der Religion, sondern der Pädagogik liegt; „die Frage stellt sich einfach so", sagt Dr. Weber sehr richtig: „Ist die Bestimmung geeignet, den Erziehungszweck der Schule zu fördern und den Religionsunterricht zu unterstützen?" Gerade dies aber muß unbedingt verneint werden.

Zunächst ist festzustellen, daß die Religionslehrer selbst über den Wert der Bestimmung sehr verschieden denken. Es ist denn doch ein allzu großer und erkennbarer Unterschied zwischen der Vermittlung von Kenntnissen und Anschauungen im Unterricht und der Betätigung religiöser Gesinnungen im Gottesdienst. Für die erstere hat die Schule die Verantwortung und die selbständigen Machtmittel ihrer Organisation, für die letztere zu sorgen ist aber Sache der Kirche, und kann diese sie nicht erreichen, ohne die Zwangs- und Strafmittel des Staates zu Hilfe zu rufen, so kann eben von einer Betätigung religiöser *Gesinnung* nicht mehr die Rede sein, sondern nur von äußerlicher Erfüllung vorgeschriebener Formen. Dadurch wird das kirchliche und religiöse Bewußtsein des Schülers unzweifelhaft nur veräußerlicht und beeinträchtigt. Ganz besonders empfindlich werden davon die protestantischen Schüler getroffen; denn bei ihnen widerspricht der Kirchenzwang direkt der Lehre, die sie im Religionsunterricht erhalten, daß äußere Werke und Gebete keinerlei religiösen Wert haben, wenn ihnen kein inneres Empfinden entspricht, und daß das Gewissen der einzige Richter in religiösen Dingen sein darf. Der katholischen Kirche aber stehen Kirchenbußen zu Gebote, wenn ein ihr angehöriger Schüler seine kirchlichen Pflichten nicht erfüllt; die Anwendung von Schulstrafen verwandelt auch bei ihr religiöse Gewissens- zu äußeren Machtfragen, deren unausbleibliche Konflikte gewiß nicht zur Förderung des Erziehungszwecks der Schule und des Religionsunterrichts beitragen können.

Gerade wenn man also die Aufgabe des Religionsunterrichtes in ihrer sittlichen Bedeutung erfaßt, kann man die Maßregel des Kirchenzwangs nur als sehr unglücklich und zweckwidrig bezeichnen. Und in der Praxis finden wir tausendfach bestätigt, daß gerade sie eine Fülle von Unwahrheiten und Heucheleien, Angebereien und Widersetzlichkeiten im Gefolge hat, die allen vermeintlichen Gewinn an religiösem Leben der Schüler völlig illusorisch macht. Dabei sprechen auch die staatsrechtlichen und medizinischen Bedenken dagegen mit, um so mehr, als sie in hervorragendem Maße nicht nur den einzelnen Schüler, sondern seine ganze Familie berühren. Man kann sich nicht hinter die bekannten Ausführungen Max v. Seydels in seinem Bayerischen Staatsrecht verschanzen, welche leugnen, daß durch den Schulzwang zum Kirchenbesuch ein Eingriff in die verfassungsmäßig gewährleistete Gewissensfreiheit

ausgeübt werde: „Zwang sei das nicht. Denn niemand braucht sich jener Anstalten zu bedienen". Wer von der Macht der Tatsachen mehr hält als von juristischen Konstruktionen, wer unser so sehr verbesserungsbedürftiges Berechtigungswesen kennt und die sozialen Bedürfnisse und die Begrenztheit der finanziellen Leistungsfähigkeit der meisten Eltern sich vergegenwärtigt, der kann nicht wohl den Zwang leugnen, sich der staatlichen Unterrichtsanstalten zu bedienen. Der Schulzwang zum Kirchenbesuch bleibt also ein verfassungswidriger Eingriff in die Gewissensfreiheit, den zu beseitigen eine Forderung wie der Pädagogik, so auch der Gerechtigkeit ist.

Für das Familienleben wird er besonders peinlich durch die Beschränkung der Bewegungsfreiheit, die gerade an Sonn- und Feiertagen dadurch allen Angehörigen des Schülers auferlegt wird. Es ist nicht gut, über diese „Sonntagsausflugstheorie" bloß ironisch zu lächeln, ohne ihre ernste Seite einer näheren Betrachtung zu würdigen. Es muß erbittern, wenn in einer Zeit, die fortgesetzt nach weiterem Ausbau einer unverkürzten Sonntagsruhe strebt, gerade den Schülern diese Wohltat vorenthalten bleiben soll, und wenn gerade die Eltern, die es ernst nehmen mit ihrer Pflicht, den Kindern in der schulfreien Zeit körperliche Bewegung und Kräftigung zukommen zu lassen, daran gehindert werden, dieser Aufgabe nach Möglichkeit gerecht zu werden. Man verschließe doch nicht die Augen gegen die Tatsache, wie kümmerlich die Erholung in der nächsten Umgebung der Großstadt an einem Sonntagnachmittag ausfallen muß, wie unendlich wohltuender und erfrischender die Wanderung Vormittags und in etwas entlegenere Gegenden ist, die nicht so sehr von dem Strome der lärmenden Menge berührt werden! Das mag in kleineren Städten, wo man rascher ins Freie gelangt, weniger ins Gewicht fallen; in der Großstadt aber, wo jeder Ausflug unvermeidlich mit langen Trambahn- und Eisenbahnfahrten in der drangvoll fürchterlichen Enge der ausfliegenden Mitmenschheit verbunden ist, können die Halbtagspartien keinen vollwertigen Ersatz für die verlorene beste Tageszeit, den Vormittag, bieten. Und es ist eine unwürdige Zumutung, daß sich das Familienoberhaupt zu jedem solchen Tagesausflug vorher die Erlaubnis des Religionslehrers oder Konrektors seines Sohnes einholen muß — wohlgemerkt vorher; denn nachträgliche Entschuldigung zieht jetzt Verweis und im Wiederholungsfalle Bestrafung des Sohnes nach sich. Aendert sich also z. B. an einem Samstag das Wetter und wird nach vorangegangenem Regen schön, so muß doch die Familie am Sonntag auf einen Tagesausflug verzichten, weil man nicht mehr rechtzeitig die Genehmigung der Schule einholen kann und der Schüler, wie eine Geisel, die Folgen der Uebertretung der Vorschrift auszubaden hätte.

Doch nicht bloß der Verlust der ohnehin nicht allzu häufigen Gelegenheit, einmal ausgiebig ins Freie zu gelangen, auch andere gesundheitliche Rücksichten, die jetzt immer im einzelnen Falle erst bescheinigt werden müssen, sprechen gegen den gleichmäßigen Kirchenzwang z. B. in den kalten und Uebergangsjahreszeiten, nach Krankheiten u. dergl. m. Zu beurteilen, was hier das Richtige ist, sind doch nächst dem Arzte die Eltern viel eher in der Lage als die Schule, und so ist es ganz widersinnig, gerade ihr die entscheidende Stimme einzuräumen. Nicht gegen den Kirchenbesuch überhaupt also — das sei nochmals betont — richtet sich die Bewegung, und auch das Recht des Religionslehrers, sich über das kirchliche Verhalten der Schüler durch Fragen zu unterrichten, soll durchaus nicht bestritten werden. Aber die Verantwortung muß den Eltern bleiben, und der von der Schule geübte Zwang muß fallen.

Man hat übrigens in früheren Jahren, wie auch jetzt noch in manchen Orten, in der Durchführung der einschlägigen Bestimmungen viel toleranteren Uebungen gehuldigt als es jetzt meistens geschieht. Es war früher durchaus nicht unstatthaft, eine Entschuldigung für Kirchenversäumnis, wenn sie überhaupt gefordert wurde, auch nachträglich beizubringen, und von Schulstrafen in diesen Dingen war nicht die Rede. In neuerer Zeit aber ist sogar die Bestrafung eines Schülers vorgekommen, nicht dafür, daß er die Kirche am Sonntag nicht besucht hatte, sondern dafür, daß er einen anderen als den vorgeschriebenen Gottesdienst mitgemacht hatte. Und so konnte es jetzt auch geschehen, daß einem Schüler, dessen Vater unweit München amtiert, nicht gestattet wurde, am Samstag Mittag nach Hause zu fahren, um wöchentlich wenigstens anderthalb Tage im Elternhause zu verbringen; vielmehr wurde ihm unerbittlich auferlegt, daß er erst am Sonntag nach dem Schulgottesdienst abreisen dürfe, obwohl der Vater sich auch draußen für den Besuch der Messe verbürgte. Und noch in vieler Leute Gedächtnis ist das merkwürdige Stücklein, daß der für zwei aufeinander folgende Feiertage geplante Besuch der bayerischen Landesausstellung in Nürnberg (1906) durch eine Anzahl von Münchener Realgymnasiasten aufgegeben werden mußte, weil der den Ausflug leitende Professor keine Bürgschaft für den richtigen Besuch des Gottesdienstes übernehmen konnte und deshalb nicht die Genehmigung seines Rektorates erhielt. Die letztere Auslegung des Kirchenzwang-Paragraphen hat das bayerische Kultusministerium nicht auf seine Verantwortung nehmen mögen; in dem zweiten der angeführten Fälle hat der so empfindlich in seinem Familienleben getroffene Vater bei einem anderen Münchener Rektorate volles Verständnis und durch Wechsel der Schule einen Ausweg gefunden; im ersten Falle hat die vorgesetzte Schulbehörde selbst den Mißgriff des übereifrigen Religionslehrers berichtigt. So sind denn die angeführten Vorkommnisse nicht nur Beispiele, was für unglaubliche Mißgriffe manchmal aus dem berüchtigten Paragraphen hervorgehen, sondern auch Beweise dafür, daß es sehr wohl möglich ist, ihn in vernünftiger und taktvoller Weise zu handhaben. Leider überwiegt aber gegenwärtig das Ueberspannen der Forderungen, und dem entgegenzutreten und neue Bestimmungen entsprechend der bewährten milderen Praxis anzustreben, muß vorläufig unter den Aufgaben der Elternvereinigung mit in erster Linie stehen.

Bei der Verfolgung dieser Ziele kann es die Vereinigung selbstverständlich nicht ablehnen, sich auch in einzelnen Fällen berechtigter Beschwerden der Eltern anzunehmen. Daß solche Fälle vorkommen, wird kein Verständiger leugnen, und es liegt keinerlei Kampfeslust und Angriffsfreudigkeit darin, wenn die Elternvereinigung solchen Schwierigkeiten nicht aus dem Wege gehen will. Trotzdem hat dieser Programmpunkt ganz besonders lebhafte Bedenken und Befürchtungen in der Lehrerschaft erregt, und es ist auch kein Zweifel, daß er viel Takt und Umsicht erfordern muß. Allein gerade durch diese Tätigkeit kann die Elternvereinigung, wenn sie sich von beiden Seiten Vertrauen erwirbt, auch ganz besonders segensreich wirken. Es ist nun einmal eine unleugbare, wenn auch sehr beklagenswerte Tatsache, daß viele Eltern sich scheuen, Beschwerden, auch wenn sie von deren Berechtigung völlig überzeugt sind, an der zuständigen Stelle vorzubringen aus Angst, dadurch ihrem Kinde Unannehmlichkeiten in der Schule zuzuziehen. Auch wenn man keine Ungerechtigkeit bei der Erledigung des Falles erwartet, besteht oft die Besorgnis, das Kind nachher etwa taktlosen Anspielungen auf das Verhalten der Eltern vor seinen Kameraden oder auch der ferneren Igno-

rierung durch den Lehrer und ähnlichem ausgesetzt zu sehen. Aber auch daraus kann sich eine Scheu vor der Beschwerde ergeben, daß sich der betreffende Vater unsicher fühlt über die bestehenden Bestimmungen, über das Maß der dem Hause und der Schule zustehenden Rechte, über die üblichen Formalitäten u. dgl. m., und solche Unsicherheit ist bei der noch meist sehr mangelhaften Fühlung zwischen Schule und Haus nur zu sehr verbreitet. Manchmal wiederum handelt es sich um Dinge, die vielleicht nach dem Schema der bestehenden Bestimmungen recht einfach zugunsten des einen Streitteils entschieden werden können, ohne daß dadurch der andere innerlich überzeugt würde, die also weniger einen Richterspruch als eine Vermittlung erfordern. Weiß dann der betreffende Vater den Buchstaben des Gesetzes nicht sicher für sich, so verzichtet er nur zu oft von vorne herein auf eine Aussprache auf Grund der Erfahrung, daß amtliche Entscheidungen eben doch meist bureaukratisch formalistisch ausfallen müssen. Und so lassen sich viele Eltern von jedem Versuche abschrecken, auf geradem Wege ihr wirkliches oder vermeintliches Recht zu holen. Gerade bei diesen aber bildet sich dann oft die allerungünstigste und unrichtigste Vorstellung vom Schulbetriebe; sie flüchten anonym in die Presse, verallgemeinern einzelne Fälle, über die sie doch nur einseitig durch ihre Kinder unterrichtet sind, und tragen am meisten zu der in Lehrerkreisen leider manchmal vorherrschenden Auffassung bei, der Professor Neff in so herben Worten Ausdruck verliehen hat: man betrachte den Lehrer nur als „notwendiges Uebel" und sei froh, wenn man nicht notgedrungen mit ihm in Berührung kommen müsse.

Dieser Verstimmung muß aber die Elternvereinigung ganz entschieden entgegentreten. Wenn sie sich bereit erklärt, sich der berechtigten Beschwerden der Eltern anzunehmen, so kann sie damit gar nichts anderes anstreben als eine beratende und vermittelnde Tätigkeit. Die Eltern sollen von ihrer Scheu vor der Schule durch die Gewährung eines gewissenhaften und erfahrenen Beirates abgebracht und in den wichtigen Angelegenheiten ihrer Kinder angeleitet werden, den richtigen Weg zu Lehrer und Schulbehörde zu finden; sie sollen aber davor bewahrt werden, voreilige und schlecht begründete Beschwerden an amtlicher Stelle einzuleiten oder gar in der Presse an die große Glocke zu hängen zu ihrem eigenen und der Schule sicherem Schaden. Hängen jedoch die einzelnen Beschwerden mit grundsätzlichen Fragen zusammen, die in das Arbeitsbereich der Elternvereinigung gehören, so wird die Elternvereinigung mit dem ganzen moralischen Gewicht, das ihr zu Gebote steht, für Abhilfe einzutreten haben, damit, wenn auch der einzelne Fall vielleicht nicht in erwünschter Weise zu erledigen ist, doch für die Zukunft von maßgebender Stelle Vorsorge getroffen werde gegen Wiederholungen. In diesem Sinne aufgefaßt steht also die so lebhaft angefochtene Bestimmung der Satzungen, die Vertretung berechtigter Beschwerden der Eltern oder deren Stellvertreter durch den Verein, ebenso sehr im Dienste der Schule wie der Eltern; sie will sich nicht zwischen beide eindrängen, sondern im Gegenteil die unvermeidlichen Konflikte zwischen beiden verringern und zu offener, sachgemäßer, von persönlicher Empfindlichkeit möglichst freier Aussprache bringen; sie will das Typische wiederkehrender Einzelfälle festhalten und durch solche Ermittlungen Material gewinnen sowohl zur Aufklärung der Eltern wie zur Begründung etwaiger Aenderungsvorschläge gegenüber bestehenden Einrichtungen, die sich nicht bewähren. Und wenn versucht werden sollte, den Presse- und Beschwerde-Ausschuß als ein Organ zur Befriedigung selbstverschuldeter oder eingebildeter Schmerzen zu mißbrauchen, so wird er eben zu beweisen haben, daß er nur

für berechtigte Beschwerden geschaffen worden ist, und daß er mit aller Gewissenhaftigkeit sich in diesen Grenzen zu halten hat. Wohl mag die Ermittelung der Berechtigung in manchen Fällen große, ja unüberwindliche Schwierigkeiten haben; das wird aber einer kritischen Prüfung schwerlich verborgen bleiben und in dem Vorgehen der Kommission die nötige Berücksichtigung finden. Meist aber handelt es sich denn doch um weniger schwierige Fragen, und jedenfalls wird ein Ausschuß persönlich unbeteiligter Berater nur wohltätig zur Mäßigung von Uebereifer dienen können. Man hat von Seite der Lehrerschaft die Versicherung abgegeben, bei berechtigten Beschwerden seien „nachteilige Folgen für den Beschwerdeführer ausgeschlossen". Die Elternvereinigung wird es sich angelegen sein lassen, das manchenorts allzu zaghafte Vertrauen zu diesem leitenden Grundsatz zu stärken, und mit dem Vertrauen auch auf diesem heikelsten und schwierigsten Gebiete des Beschwerdewesens die Einsicht zu verbreiten und zu fördern, daß nicht Kampf, sondern Verständigung das einzig richtige Verhältnis zwischen Schule und Haus ist zu beider Nutzen und vor allem zum Frommen der heranwachsenden Jugend.

In diesem Sinne möchte die Elternvereinigung auch das Bedürfnis betonen, daß auch die Schule sich mit berechtigten Beschwerden oder Bedenken direkt an die Eltern oder deren Stellvertreter wenden möchte, nicht nur durch die Zeugnisse und die etwaigen Strafen des Schülers. Eine rechtzeitige amtliche Warnung des Vaters bei auffallender Verschlechterung der Leistungen oder des Betragens eines Schülers könnte oft einer sehr unerfreulichen Entwicklung vorbeugen, und es gibt auch Schulmänner genug, die es in dankenswerter Weise nicht scheuen, in solch dornigen Fragen die Initiative zu ergreifen. Eine Verpflichtung dazu aber ist in der Schulordnung nicht vorgesehen, und sehr zurückhaltend besagt eine Entschließung des bayrischen Kultusministeriums: „Eine Anbahnung von Beziehungen zwischen Schule und Haus wird in erster Linie von dem Interesse abhängen, das seitens der Eltern den Bestrebungen der Schule entgegengebracht wird". Damit ist den Bestrebungen der Elternvereinigung ein mächtiger Ansporn gegeben und eine Anerkennung, daß sie den rechten Weg beschritten hat.

Es ist freilich eine mühevolle Arbeit, eine Organisation zu schaffen, die durch keinerlei Berufs- und Standesinteressen, durch keinerlei greifbare wirtschaftliche und soziale Vorteile zusammengeführt und geleitet werden soll, sondern vorwiegend durch ideale Ziele, deren praktischer Wert sich in den verschiedenen Kämpfen gar mannigfach verschieden spiegeln mag. Es ist aber doch mit Sicherheit zu erhoffen, daß die Bewegung immer breiteren Raum gewinnen, an ihrem Ausgangspunkt immer wachsen und auch über andere Städte sich immer weiter verbreiten wird. Denn niemand kann sich der Einsicht verschließen, daß mit der Förderung unserer Jugenderziehung im weiteren Sinn auch sehr realen, ja unseren wichtigsten persönlichen und nationalen Interessen gedient wird. Daß Schulmänner und Aerzte ihre volle Kraft dieser Aufgabe widmen, befreit die Eltern von ihrer Verantwortung und ihrer Pflicht zur Mitarbeit nicht. Gerade wenn sie sich zusammenschließen, können sie mancher Schwierigkeiten Herr werden, denen der Einzelne machtlos gegenüber steht. Denn auch das darf nicht vergessen werden, wie viele der an die Schule gestellten Anforderungen reine Geldfragen sind, für die bisher die genügenden Mittel nicht bewilligt wurden. Gewinnen die Elternvereinigungen an Umfang und Einfluß, dann können sie auch daran gehen, auf raschere Anpassung unzureichender Einrichtungen an die hygienischen Forderungen unserer Zeit hinzuwirken, Spiel- und Erholungsplätze für die Schuljugend zu schaffen, die jetzt

in der Großstadt so oft fehlen, für eine entsprechende Aufsicht dort zu sorgen, die nicht durch gesetzliche Haftpflicht und ähnliche Opfer beschwert sein würde, aber auch statistische Erhebungen und wissenschaftliche Untersuchungen über Fragen unseres Erziehungswesens zu fördern, die weiterem Fortschritt die Wege zu bahnen berufen sind. So stehen hinter den nächstliegenden Aufgaben immer neue größere Ziele, die jetzt manchem Schwarzseher unerreichbar erscheinen mögen. Allein sind sie erst einmal klar erkannt, so muß es beharrlicher Arbeit auch gelingen, Schritt für Schritt ihnen näher zu kommen und sei es auch langsam, doch endlich siegreich zu ihnen durchzudringen.

Italienische Reise.

Von Josef Hofmiller in Freising.

Die beiden deutschen Reisenden, die, von Mailand kommend, am Veroneser Stadtbahnhofe vor der Porta Nuova auf den Zug von der Porta Vescovo warteten, der sie mitnehmen sollte, hatten sich allmählich in ziemliche Entrüstung hinaufgesteigert, da jeder die Klagen des anderen über die Unpünktlichkeit der italienischen Bahnen durch leidenschaftliche Zustimmung verstärkte und durch eigene Erfahrung vermehrte.

„Da sitzen wir seit einer Stunde vor unseren Handkoffern, und auf unsere Fragen gibt uns der Capo nur die Antwort Dopo, dopo. Dieses Land des ewig blauen Himmels ist viel mehr das Land der ewig zu spät eintreffenden Züge. Alle Lokalbahnidyllen der Fliegenden Blätter werden Wirklichkeit, wenn man erst Ala hinter sich hat. Wir warten eine geschlagene Stunde, drei Bummelzüge sind schon durchgefahren, aber der fällige Direttissimo steht gemütlich in der Porta Vescovo."

„Erinnern Sie sich", sagte mit saurem Spotte der andere, „wie Zola seinen Roman Rome anfängt? „Während der Nacht hatte der Zug zwischen Pisa und Civitavecchia große Verspätung gehabt." So geht in der Tat jede Italienreise an, so hört sie auf."

In diesem Augenblick hielt der Zug nach Mailand auf dem dritten Geleise. Dopo di questo, subito tröstete der aufs neue bestürmte Capo, und spuckte aus.

„Da haben Sie es. Dopo und immer wieder dopo. Dazu das fortwährende Gespucke dieser Schweine. Das denkt sich innerlich Porco tedesco und verachtet uns unsäglich. Auf der ganzen Welt gibt es keine so winzigen Waschschüsseln und keine so miserabeln Klosette wie in diesem gesegneten Lande. Aber Porco tedesco. Sie baden sich nie, und benützen den Campanile von Pisa als Pissoir, aber Porco tedesco. Sie haben immer spiegelblanke Stiefel an den Füßen, tragen frisch gestärkte, meterhohe Krägen, aber schauen Sie die eleganten Herren nur genauer an, wenn sie auf der Plattform der Tram neben Ihnen stehen, ob sie auch ihre Ohren gewaschen haben: Sie werden Ihr blaues Wunder erleben. Aber — Porco tedesco."

„Entschuldigen Sie!" Beide wandten sich gleichzeitig um, und sahen

fragend den älteren Mann an, dessen schweigende Anwesenheit sie gänzlich ignoriert hatten, da sie sich in ihrer Muttersprache sicher fühlten. Er war dunkel und einfach gekleidet, und hatte höflich den Hut ein wenig gelüftet.

„Entschuldigen Sie!" wiederholte er, „wenn ich mir erlaube, Ihnen einen Rat zu geben: Versparen Sie sich Ihre ohne Zweifel sehr kompetente Kritik, bis Sie auf österreichischem Gebiete sind, und auch da seien Sie vorsichtig zum mindesten bis Trient. Sie sind offenbar das erstemal in Italien gewesen", fügte er lächelnd hinzu, „und haben das Recht, über viele Dinge erstaunt zu sein. Aber darf ich Ihnen noch einen zweiten Rat erteilen? Wenn Sie cholerischen Gemütes oder nur im geringsten pedantischer Veranlagung sind, dann gehen Sie überhaupt nicht nach Italien! Wenn Sie verlangen, daß Züge pünktlich eintreffen, dann bleiben Sie lieber zu Hause! Haben Sie eine Ahnung, wie überfüllt die Züge auf den Hauptstrecken jahraus, jahrein sind? Nein. Aber Sie wundern sich, wenn während der Osterzeit, wo ein paarmalhunderttausend Fremde im Lande sind, die Anschlüsse nicht klappen."

„Italien sollte sich eben auf diesen Andrang einrichten, nachdem bekanntlich Ostern die günstigste Reisezeit ist."

„Verzeihen Sie, wenn ich das strikte Gegenteil behaupte. Ostern ist die denkbar ungünstigste Reisezeit, die Sie wählen können. Ich will nicht davon sprechen, daß der März der schlechteste Monat für Italien ist. Marzo pazzo. Sie kennen das Sprichwort. Aber Sie werden erstaunt gewesen sein, daß auch jetzt, Ende April, die Laubbäume, in den Cascinen zum Beispiel, kaum wesentlich weiter heraus sind, als im Norden. Von der Natur haben Sie zu Ostern wenig. Da müßten Sie Ende Mai kommen, wenn das Land im richtigen Frühlingsglanze strahlt, oder im Spätseptember, wenn es in seiner ganzen herbstlichen Fülle und Pracht daliegt. Sie haben die Osterwoche in Rom zugebracht?"

Sie nickten beide: „Einmal und nicht wieder", sagte der jüngere.

„Das sehe ich Ihnen an: Sie sind enttäuscht. Italien hat Ihnen nicht gegeben, was Sie erwarteten. Sie bringen einige Ideale weniger nach Hause."

„Ja, es ist wahr", versetzte der ältere. „Wir hatten keine Ahnung, wie häßlich das moderne Italien ist. Statt Landstraßenromantik finden wir Automobile. Statt malerischer Osterien, American Bars voll von Spiegeln, pomadisierten Laffen und abscheulichen Möbeln. Statt der Mandolinen und Pifferari, Grammophone mit dem neuesten hohen C Carusos, und ambulante Kurbelklaviere, denen ein triefäugiger greiser Krüppel grauenvolle Töne abdreht. Statt der Serva Padrona von Pergolese die Vedova Allegra des talentvollen Herrn Léhar. Das alte Italien, das wir suchten, wo existiert es noch? Das moderne Italien aber, das sich herausbildet, ist genau so viel und genau so wenig wert gesehen zu werden, wie das moderne Paris."

„Ah, Sie *kennen* Paris. Nicht wahr? Sie *kannten* Berlin mit seinen wundervollen Sammlungen, ehe Sie nach Rom gingen. Nicht wahr? Sie werden Rothenburg aufsuchen, ehe Sie nach San Gimignano pilgern? Werden Nürnberg, das alte Augsburg, Hildesheim mit Andacht sehen? Sie wissen ebenso, daß die *großen* Galerien Europas weder Uffizi noch Pitti heißen, sondern das Britische Museum, das Reichsmuseum, die Eremitage, der Prado. Viele Deutsche nämlich wissen das *nicht*, gehen ohne inneres Bedürfnis nach Italien und sind enttäuscht. Wenn Eng-

länder und gar Engländerinnen zu den Präraphaëliten wallfahren, so ist dies begreiflich. Minder verständlich ist, wenn Berliner und Berlinerinnen, die frisch von Liebermann, Slevogt, Corinth, Leistikow, meinetwegen auch Menzel, sogar Anton von Werner kommen, für Botticelli eine Schwärmerei heucheln, die sie nie und nimmer empfinden. Zu verstehen ist, daß Philologen und Kunsthistoriker nach Italien reisen: es ist ihr Metier. Aber erklären Sie mir doch, warum alle diese braven alten Richter, diese behaglichkeitsbedürftigen Rentner, diese überarbeiteten Bankdirektoren sich innerlich murrend von Stadt zu Stadt, von Museum zu Museum, von Kirche zu Kirche schleppen lassen: wenn sie ihr Pilsner unbedingt anderswo trinken müssen, warum gehen sie nicht nach Pilsen? Kaufleute, die in die kostenlos geöffneten Galerien Deutschlands nie einen Fuß setzen, entpuppen sich hier unten als Kunstenthusiasten und opfern geduldig eine Lira nach der anderen. Sie rennen in die Museen und bringen die Nase nicht aus ihrem Reisebuch. Die ganz Schlauen lesen vor jedem Bilde, das im Bädeker zwei Sterne hat, zuerst das Attest Bädekers, und dann die Gebrauchsanweisung des Schubringschen Cicerone, womöglich so laut, daß auch alle andern Gäste der Tribuna von der um vier Mark erworbenen Begeisterungsquelle profitieren. Und da wundern sich die Herrschaften, wenn sie erfahren, daß sie den gebildeten Italienern auf die Nerven gehen.“

„Sie bereuen vielleicht“, fuhr er nach einer peinlichen Pause einlenkend fort, „sich in dieses Gespräch eingelassen zu haben, und dennoch trieb mich nur der Wunsch, Sie über die Gründe Ihrer Enttäuschung aufzuklären. Es ist vor allem ein schwerer Irrtum zu glauben, der Genuß an Italien falle uns in den Schoß. Lesen Sie einmal Goethes Italienische Reise, womöglich in der Tagebuchausgabe, und Sie werden erstaunt gewahr werden, wie selbst der durch Wesen und Bildung einzig für das Land Vorbereitete sich durch Dornen und Hecken den Zugang erobern mußte. Und doch hatte er, was die wenigsten Deutschen haben: Zeit. Fast alle Heutigen reisen zu rasch, wollen in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Sehenswürdigkeiten in möglichst vielen Städten erledigen, und verderben sich durch diese törichte Eile jeden Genuß. Reisen, als ob man nicht reiste, ist das Geheimnis. Nicht alles sehen wollen; von Anfang an auf drei Viertel verzichten. Der Genuß hat sich demokratisiert; desto aristokratischer müssen wir reisen; langsam, ohne Gesellschaft, entweder gut vorbereitet, oder, noch besser, am Orte lernend und verweilend. Die gescholtenen Engländer können uns Muster sein. Sie sondern sich ab und fühlen sich; treten ruhig, aber bestimmt auf; bleiben auch unter sich zurückhaltend; ziehen es vor, die Italiener zum Radebrechen des Englischen zu zwingen, während die Deutschen beleidigt sind, wenn sie deutsch angesprochen werden, und lieber das schauerlichste Italienisch produzieren. Haben Sie bemerkt, daß in den Auslagen italienischer Buchhandlungen eine Menge englischer und französischer, aber fast keine deutschen Werke zu sehen sind, obgleich unsere Literatur über Italien unvergleichlich ist? Aber die Deutschen kaufen im Ausland erst recht kein Buch, sie haben ja den Bädeker. Gewisse Unannehmlichkeiten des Reisens, um die man in Italien niemals herumkommt, muß man humoristisch nehmen: der Zug in Riva fährt nur dann pünktlich ab, wenn das Schiff von Desenzano her Verspätung hat; lassen Sie umgekehrt den Zug von Mori nur fünfzehn Minuten Verspätung haben, und Sie werden erstaunt sein, wie

pünktlich ein Gardaseedampfer sein kann. Sich darüber ärgern? Unsinn! Ueber einen geschenkten Abend in Torbole ärgert man sich doch nicht. Aber der ganze Reiseplan ist beim Teufel? Desto besser! Reisepläne, die so knapp sind, daß alles klappen muß wie bei Mister Phileas Fogg in der Reise um die Welt in 80 Tagen, sollen zum Teufel gehen: sie sind nichts anderes wert. Warten Sie einmal drei Monate, und Ihre Erinnerung wird, wie ein Zaubersieb, alle unangenehmen Reiseeindrücke durchgesiebt haben, und was Ihnen geblieben ist, wird eitel Gold und Schönheit sein. Sie werden wiederkehren — Sie blicken schon in diesem Augenblicke mit leisem Bedauern auf den Zug, der sichtbar wird: diesmal ist es der Ihre —, werden besser vorbereitet, erfahrener kommen und das Hauptgepäck Ihres Koffers wird ein mächtiges Stück Enthusiasmus sein. Denn auch dies wunderreiche Land hallt nur wider, was wir hineinsingen, aber, gleich der Wölbung der Pisaner Taufkapelle, schallt es als himmlischen Akkord die Einzeltöne uns zurück."

* * *

Es gibt in der Tat zwei Italien: das unseres Traumes und das wirkliche. Das einzig schöne aber ist das wirkliche, das uns umformt, die Opernsentimentalität austreibt und deutsche Idiosynkrasien grausam zerstört; das uns zwingt, mit neuen Augen zu sehen, sachlich, geduldig, ehrerbietig; das sich nicht nach deutschen Erwartungen richtet, sondern unnachgiebig und trocken wartet, bis wir uns nach ihm richten, wenn anders wir nicht wie Fremdkörper wieder ausgeschieden werden wollen. Dies ist die unbeschreibliche Wohltat des Landes: den Besucher zu wandeln, ihn sich anzugleichen, gelassener und gebräunter zu entlassen, festeren Fußes und reineren Auges. Damit verdirbt es ihm zugleich den Geschmack am Allzudeutschen, an Winkelbehaglichkeit, Kleinstädterei und Wichtignehmerei. Es brauchte eine Zeit lang, bis Goethe sich in Weimar wieder akklimatisierte: den edlen Römer nannte ihn der hämische Herder. In den weichen Armen seines rosigen Bettschatzes akklimatisierte er sich allerdings wieder so gründlich, daß er das vierte Venezianische Epigramm nicht nur schreiben, sondern auch drucken lassen konnte: ein verärgerter Rentner, der „deutsche Redlichkeit" suchte, „Ordnung und Zucht", sich über stäubende Wege und Prellereien ärgerte.

In diesem wirklichen aber gibt es abermals zwei Italien: wiederum das schöne und das andere. Das andere: das sind die Uffizien als Vorstadt von Dresden; die von Stangen-Reisenden überfüllte vatikanische Glyptothek; die von Berliner Enthusiasmus rauchende Brüstung von Fiesole; das Colosseum, durch das Herden geduldiger Cookschafe getrieben werden. Eine recht angenehme Gegend ist auch die Terrasse von Frascati: vundebà schreit der Gassenjunge und grinst höhnisch dazu; so oft hat er das stupide „wunderbaaar" von schmatzenden Lippen gehört. Schlimm sind in Venedig die Stechmücken; schlimmer das Flitterwochengekrabbel. Die alte Kneipe im Florentiner Palazzo Antinori ist eine Filiale von Kempinsky: wohlkonservierte Herren mit Esisterreicht-Borsten, die sich bei jeder Gelegenheit ihre vollen amtlichen Titel ins Ohr schreien, mit den Gemahlinnen im Reformfutteral, die von Kunstverständnis triefen. Die schmale Trattorie an der Fontana Trevi, wo sichs so schweigsam saß und das zauberhafte Rauschen des Wassers durch die halboffene Türe

wie ein süßes und unendliches Schlummerlied hereinströmte, hallt allabendlich wieder vom robusten Gesange teutonischer Kehlen, der die Fontana erfolgreich todbrüllt . . . Wollen wir nicht gehen, geliebte Sächsinnen und edle Sachsen, der Madam Toselli patriotisch zu huldigen? . . . Sonderbare Stadt, dieses Osterrom: auf Schritt und Tritt hörst du die Muttersprache so wonnesam, so traut. Gibt es eigentlich zu Ostern in diesem Rom noch Römer? Oder sind sie vor den germanischen Horden in die unzugänglichen Abruzzen entflohen? . . . Wonnevolle Stunden zwischen Eins und Drei in den Galerien: Old England sitzt beim Lunch. Wonnevolle Tage ab Mitte Mai: die Fremden sitzen zu Hause, man kann wieder auf die Straße gehen: die Influenza ist gewichen. Es gibt deutsche Italienreisende, die sich vor Räubern fürchten. Ohne jeden Grund: Die Räuber fürchten sich umgekehrt vor deutschen Italienreisenden . . .

* * *

Der Abbé Dedouvres hat vor fünf Jahren ein anmutiges und gelehrtes Werk geschrieben Les Latins peints par eux-mêmes (Paris, Picard),[1]) das von der ersten bis zur letzten Seite ein Hymnus auf Italien ist, auf das uralte Bauernland, das getreidereiche, ölgesegnete, weinfließende, obsttragende. Schon die alten Prosaiker und Dichter priesen das fette Alluvialgebiet des Po, das reiche Etrurien, das selige Campanien. Das alte Latium freilich war von je rauher Ackerboden: agreste Latium heißt es bei Horaz. Acker und Weinstock rühmt der alte Cato. Ein guter Bauer, ein tüchtiger Pächter zu sein, galt als höchstes Lob. Ehre war es, zu den einunddreißig ländlichen Bezirken zu gehören, Schimpf, in einen der vier städtischen überzutreten. Das Landleben dem städtischen Dasein vorzuziehen, das war römisch. „Von allem, mit dem man sich seinen Unterhalt verdienen mag, ist nichts besser, nichts fruchtbringender, nichts köstlicher, nichts eines Freien würdiger denn der Feldbau.“[2]) Derselbe Cato aber antwortete, als man ihn fragte, was am meisten einbringe im Hauswesen: Ein guter Viehzüchter sein. — Und zweitens? — Ein leidlicher. — Drittens? — Ein schlechter. — Viertens? — Den Acker bauen.[3])

Italien ist das Land der Herden, insonderheit der Schweineherden. Das Schwein ist, viel mehr als die majestätischen weißen weitgehörnten Rinder, das Nationalvieh. Porculatores italici, die italischen Sauhirten, betitelte Varro seine Volksgenossen. Schweine, Böcke, Lämmer und Hühner nennt Cicero als die Tiere, von denen jede Villa wimmeln müsse. Zehn verschiedene Benennungen zählt Varro für die edle Sau auf, je nach Größe und Geschlecht: sus, porcus, porcellus, lactens, nefrens, verres, aper, scrofa, porca, sucula (im Deutschen brächten wirs vielleicht auf mehr als ein Dutzend). Dices hic coctos porcos ambulare, hier laufen die Säu' gleich gekocht spazieren, sagt Petronius vom Schlaraffenlande, wie die Deutschen von den gebratenen Tauben und der Franzose von den alouettes rôties schwärmt (darin ist der Franzose ein richtiger Romane; die uccelli

[1]) Die folgenden Angaben und Zitate sind ihm entnommen.

[2]) Omnium autem rerum, ex quibus aliquid acquiritur, nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil homine libero dignius.

[3]) A Catone cum quaereretur quid maxime in re familiari expediret, respondit: Bene pascere. — Quid secundum? — Satis bene pascere. — Quid tertium? — Male pascere. — Quid quartum? — Arare.

con polenta auf der Septemberspeisekarte sind meistens Lerchen. Warum nicht Lerchen mit Polenta? sagt der Italiener. Ist es so sehr weniger human als Rebhühner mit Kraut?) Der nach der teleologischen Seite hin talentvolle Cicero strengte eines Tages sein Advokatengehirn an, warum es gar so viele Ferkel gebe, und geriet auf die Hypothese, die Sau müsse doch das zur Nahrung geeignetste Fleisch liefern. Quinquaginta prope sapores, ungefähr ein halbes hundert Kochrezepte, behauptet Plinius, gebe es für Zubereitung des Schweinefleisches. Das Mutterschwein galt als ein Göttern und Menschen wertes Geschöpf. Als Aeneas aus Epirus schied, gab ihm Apollos Priester das Orakel mit auf die Fahrt, dort sich eine Stadt zu bauen, wo er auf dem Sande eine große weiße Sau sehen würde und dreißig schneeweiße Milchsäulein um ihre Zitzen geschmiegt.

Wackere Feld- und Viehgötter waren die Gottheiten der Römer. Jupiter und Tellus ehrten diese Lateiner, die der Erde Fruchtbarkeit spendeten; Saturn, den guten Säemann; Ops, die Fülle der Jahresernte; Mars, der Korn und Vieh gedeihen ließ; Maia, die für die Ernte sorgte; Ceres, die die Feldfrüchte schirmte, Flora die Blumen, Pomona das Obst. Proserpina war Symbol und Schirmherrin zugleich des in die dunkle Erde gelegten Samens, Vertumnus der große Ordner der Jahreszeiten, Silvanus segnete den lichten Wald, in immergrünen Eichen wohnten die Dryaden, Priapus war der lustige Gott der Gärten, Pales spendete Fruchtbarkeit den Herden, Faunus galt als der uralte Gesundheitsgott, Luperkus bewahrte vor Wölfen, die Penaten waren brave besorgte Hausgeister. Für jedes Stadium des Reifens gab es besondere Gottheiten: die einen ließen das Samenkorn schwellen oder keimen, andere den Halm sprießen, grünen, falb werden, andere das Korn reifen; es gab welche, die beim Reuten halfen, und beim Ackern, beim Furchenziehen, Säen, Eggen, Unkrautjäten, Rechen, Schneiden, Einfahren, Einspeichern: Servius zählt sie in seinem berühmten Kommentar zu Vergils Georgica getreulich auf. Sterculius war der Gott des Misthaufens, Fornax die Herrin des Backofens, und wenn die Pflugschar die erste Furche riß, stieg unsichtbar Terminus aus dem Ackerboden und setzte sich auf den Grenzstein als Wächter des Landes.

Ländlich und bäuerlich waren die Feste: blumenbekränzte Esel zogen das kunstlos geschnitzte Bild der Vesta, schmächtige Ochsen trugen wohlfeile Gefäße; auf engem Kreuzweg opferte man fette Schweine; das Inkreisch von Mutterschafen brachte man unter Schalmeienklängen dar; und wenn Vieh und Volk munter übers Strohfeuer sprang, wenn der in zottiges Fell gehüllte Ackerer die noch wolligen Peitschenriemen schnalzen ließ, so war das Augenschmaus genug und Ohrenweide für die alten Bauerngötter Latiums, und es nickte Vertumnus, der die Zeiten wendet, zufrieden nickte Priapus, dessen plumpes Standbild lachend die Mädchen bekränzten, und wohlgefällig nickte auf grauem Grenzstein der treue Terminus.

Was wollen diese Exzerpte und Betrachtungen in einem Aufsatz über Italienische Reise? Abermals dem Italienfahrer sagen, daß Galerien, Kirchen und Paläste noch lange nicht Italien sind; daß nur, wer das Leben und Treiben des Volkes, des Landvolkes vor allem, offenen Auges beobachtet, allmählich eine Ahnung bekommt von diesem großen, uralten Bauernlande, in dem die Ueberlieferung die Jahrhunderte hindurch sich so rein und stark bewahrt hat. Heute noch baut der italienische Ackerer den Boden nach demselben einfachen Verfahren und mit demselben primitiven

Pfluge, wie ihn der alte schlaue Cato geführt hat. (Die Etymologie von callidus „schlau“ ist prachtvoll: wer viele calla, Schwielen, an den Händen hat, der sein lebenlang Fleißige, der den Pflug mit festen Fäusten führt, der ist callidus, schwielig und schlau! Bauernetymologie, Bauerngescheitheit!)

Vor Jahresfrist erschien in der Frankfurter Zeitung ein Aufsatz Rudolf Borchardts, der Villa überschrieben war, und in prachtvoll prägnanter Prosa auf wenigen Spalten das Wertvollste und zugleich Künstlerischeste darstellte, das seit Viktor Hehn in deutscher Sprache über Italien erschienen ist. Ein vom Inselverlag veranstalteter Privatdruck ist nur in hundert Exemplaren hergestellt worden. Darum seien die für unseren Gegenstand gewichtigsten Stellen hergesetzt:

„Das Italien unserer Ahnen ist, wie man weiß, seit die Eisenbahnen es für den Verkehr verschlossen haben, eines der unbekanntesten Länder Europas geworden. Nirgends kann es selbst für den gemächlicheren, willigeren und durchschnittlich unterrichteten Reisenden schwerer, langwieriger und kostspieliger sein als hier, sich von der Fremde und ihren Bewohnern angemessene Vorstellungen zu bilden, und nirgends findet er bei dem Versuche, sein Urteil zu emanzipieren, so viele und so abgeschmackte Convenus in seinem Wege.“

Ueber die Italiener: „Die zähen und rechnerischen, kalten, überlegenen und klaren Kinder einer seit undenklichen Zeiten festgewordenen Rasse, so fein von Kopf, wie deutlich, ja grob von Seele, im ausgeträumten Innern schwunglos und streng bei der Sache, so schönen Schein des Schwunges eine elastische Sprache ihnen leiht — diesem greisen und ungläubigen Volke von Bauern und Gerichtsleuten, Bürgern im historischen Sinne des Wortes, Händlern und Unterhändlern, Vermittlern und Bankiers.“

Ueber den „heutigen Reisenden, den eine Verschwörung von Eisenbahnverwaltungen, schweizerischen und deutschen Hoteliers, Fremdenindustrien, Fremdenstädten, Fremdenführern, Baedeker an der Spitze, von jeder Berührung mit den Realitäten abschließt, den ein Billet von meist sehr beschränkter Zeitdauer zur Rückkehr zwingt, ehe ihm an der Zuverlässigkeit seines Eindruckes auch nur Zweifel kommen können, und der statt der tiefen goethischen Wandlung in Geist und Busen nichts heimbringen kann als Galerieerinnerungen, Langeweile und eine Indigestion.“

Ueber die Villa: „Sie ist als altlateinische Lebensform durch und durch real und praktisch, etwas mit Geld und Macht zusammenhängendes, aus Geld und Macht Entstandenes, zäh festgehalten, um Macht und Geld zu steigern, zu bezeugen, zu verzinsen, zu vererben.“

Ueber südliche Religion: „Sie sitzt im uralten weißen Hofe zwischen Feldern und Herden, ihrer Toten gedenkend, und nimmt aus den Händen dienender, göttlicher Gezeiten die Embleme der Landschaft, weiße Krume und goldene Kruste für den Felderplan, goldenes Oel für den Oelwald, schwarzen und weißen Wein für die Weingärten, die Kastanien für das Waldgebirge, ein Horn voll Frucht für das Obstgelände, — Tribute der Erde, der Feindin von einstmals, des bezwungenen und holden von heute, die für jedes Todesgespenst, jedes Hinterrücks und alles zu Versöhnende der Urzeit einen unsterblich entgegenkommenden Gott mit Nahrung in der Hand aus tausend Furchen, tausend Waben, tausend bescheidenen Stämmen auftreibt.“

So wird der Reisende, der unruhig und eilig in das Land eintrat, mählich still und langsam. Fühlt alten Götterboden unter seinen Füßen,

seligen Götterhimmel sich zu Häupten, spürt überall uralte Zusammenhänge, entdeckt unter dem Alltäglichen das nie Veraltete, und legt, wie ein unreines Gewand, Vorurteil um Vorurteil von sich ab. Gleichgültig wird ihm das im banalen Sinne Sehenswürdige, sehenswürdig das Gleichgültige. Er verlernt, in Kirchen und Kunstwerken anderes zu sehen, als die zufällige Blüte einer in ihren bescheidensten Aeußerungen reichen Ländereristenz. Was sucht er in diesem lichten Lande, dessen Rätsel er nur löst, um lockendere zu ahnen, was sucht er, wenn nicht sich selbst? Es ist als spräche seine Seele deutlicher und liebevoller zu ihm, wenn sich die süße Schwermut der abendlichen Campagna über sie legt oder wenn sein Auge, gestillter Sehnsucht froh, erquickt und dürstend zugleich vom Friedhofe von San Miniato aus die veilchenblauen Hügel in sich saugt mit dem zarten Silberschimmer der gewundenen Oelbäume und den weißen Würfeln der Landhäuser zwischen den schwarzen Zypressen. Wunschmüde folgt Seele und Auge der reinen strengen Linie der Hügel, in die sich die ragende gelbe Etruskerstadt so willig fügt, und aus dem Zusammenklange vulkanischen Gebirges mit grauer Ebene und hellem Himmel schöpft es unendlich neues und schweigendes Genießen. Die kleine verlassene Landstadt sagt ihm mehr als der römische Korso, und neue Seelen fangen leise in ihm an zu pochen, die sonnig stille Seele des trasimenischen Sees, und die der innigen umbrischen Landschaft mit ihrem zarten Hauche blauer Ferne, und die drohende und wie in höchster Glut erstarrte des steilen Orvieto, und die feierlich einsiedlerische des kahlen Apennintales. Lieb wird ihm das wimmelnde Lärmen der Städte, und das ernsthafte Beisammenstehen der Männer auf dem Markte, das heisere Morragebrüll aus dem schwarzen Loche einer verfallenen Schenke, und die Mädchen, die des Abends in breiter Reihe langsam und leise singend die staubige Straße hin und her schreiten.

* * *

Der schönste Reisebegleiter in Oberitalien ist das Tagebuch von Goethes Italienischer Reise, das er an Frau von Stein geschickt hat, wie das schönste Buch für Rom die Briefe aus Italien an Frau von Stein, den Herzog Karl August und die Weimarer Freunde sind. Beide waren im zweiten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft vereinigt, aber seit Jahren vergriffen. Die Sammlung Hortus Deliciarum hat sie einem weitern Kreise zugänglich gemacht. (Verlegt bei Julius Bard, Berlin; besonders niedlich ist die Lederausgabe, deren Einband, Initialen und Vignetten Konstantin Somoff entworfen hat.)

Wenn man das Tagebuch mit der endgültigen Fassung der Italienischen Reise vergleicht, so ist man zuerst erstaunt, in der Urform eine Reihe von Episoden nicht zu finden, die zu den bekanntesten Partien der späteren Fassung gehören. So fehlen die mit novellistischer Feinheit ausgeführten Szenen und Abenteuer: wie er in Malcesine wegen seines Zeichnens beinah verhaftet worden wäre, wie er auf dem Brentaboot mit den zwei deutschen Pilgern nach Venedig fährt, wie er dort einer komödienmäßigen Gerichtsverhandlung anwohnt, wie er in Perugia mit dem Hauptmann einen theologisch-politischen Disput, mit den Sbirren in Assisi seine liebe Schererei hat — (dies letzte Intermezzo ist völlig erfunden —): das alles fehlt im Tagebuch. Wir werden begierig, Urfassung und End-

gestalt genauer zu vergleichen: eine erquickende, Schritt vor Schritt mehr fesselnde Aufgabe, wenn auch keine leichte. Denn Goethe hat nicht nur, wie Erich Schmidt (Schriften der Goethegesellschaft, 2, XXIII) es darstellt, seine Briefe, sondern auch seine Tagebücher rücksichtslos redigiert, als er 1815 die ihm fremd gewordenen Aufzeichnungen als Material für die Italienische Reise zur Hand nahm: zerschnitten, umdatiert, gestrichen, weggelassen, im einzelnen geändert wie er wollte. Aus diesem Grunde bitte ich auch von vorneherein um Entschuldigung, falls trotz des Bestrebens, sorgfältig zu scheiden, ein Irrtum unterlaufen sollte. Wer sich die höchst lohnende Mühe nimmt, die zwei Fassungen, Wort für Wort, zu vergleichen, muß in einem fort hin und her blättern; manchmal glaubt er, eine Partie endgültig als nur in der neuen oder nur in der alten Fassung befindlich feststellen zu können, da stößt er plötzlich in ganz anderm Zusammenhange darauf, und so nicht nur ein oder zwei, sondern dutzendmale. Die Umdatierungen, so unbequem sie dem Vergleichenden sind, geben zugleich einen Fingerzeig, daß auch die Italienische Reise Dichtung und Wahrheit ist. Sie ist nicht mehr das allabendliche in der Wirtsstube, im Schlafzimmer, hastig hingewühlte Tagebuch, sondern ein beabsichtigtes Kunstwerk, und gewissermaßen ein Palimpsest: erste Ausgabe und endgültige Fassung stehen übereinander und sind kaum unterscheidbar. Die Endfassung hat nicht nur im kleinen geändert, sondern der ganze Ton ist viel kühler geworden. Im Tagebuch fühlt man auf jeder Seite die ungeheure Lust des aus der Weimarer Enge in eine kaum mehr gehoffte Freiheit doch noch Entflohenen; ein wahrhaftiges Frohlocken des Lernens. Einzelnes von dieser Stimmung ist ja in der Italienischen Reise stehen lieben, aber manches ungemein charakteristische Bekenntnis ist der Redaktion zum Opfer gefallen. Goethe hat z. B. später für katholische Anschauung oft bittere Bosheiten, in Regensburg aber schrieb er: „Wie freut michs, daß ich nun ganz in den Katholizismus hineinrücke, und ihn in seinem Umfange kennen lerne". Das mußte natürlich fallen. Es fiel auch ein so menschliches Geständnis wie dieses: „Wie glücklich mich meine Art, die Welt anzusehen, macht, ist unsäglich, und was ich täglich lerne! und wie mir doch fast keine Existenz ein Rätsel ist! Es spricht eben alles zu mir und zeigt sich mir an. Und da ich ohne Diener bin, bin ich mit der ganzen Welt Freund. Jeder Bettler weist mich zurechte und ich rede mit den Leuten, die mir begegnen, als wenn wir uns lange kennten. Es ist mir eine rechte Lust." „Gute Birnen hab' ich gespeist" steht in der Italienischen Reise, im Original heißt es: „Auch habe ich einem alten Weibe, das mir am Wasser begegnete, für einen Kreuzer Birn abgekauft und habe solche wie ein andrer Schüler publice verzehrt." Das eine nichts als eine dürre Notiz, das andre ein lebendiges Bild, mit einer richtigen Unterschrift: „Wie ein anderer Schüler": die Reise nach Italien ist in der Tat für Goethe wieder eine Schulzeit; er wandert mit jungem Herzen, unbekümmert und froh wie ein Student im ersten Semester, und freut sich der akademischen Freiheit: „Auch ists recht gut, daß ich allein bin, denn gewiß man wird durch anhaltende Bedienung vor der Zeit alt und unfähig. Jetzt freut mich alles mehr, und ich fang in allem gleichsam wieder von vorne an. Gewiß, ich hoffe auf dieser Reise ein paar Hauptfehler, die mir ankleben, loszuwerden." Und wieder in München dasselbe Bekenntnis: „Du siehst, ich richte mich eilig ein, und will und muß nun einmal diese Manier versuchen, um von der alten und schleichenden

ganz abzukommen." Oder: „Herder hat wohl recht zu sagen: daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist es mir so wohl, daß ich ungestraft meinem kindischen Wesen folgen kann". Im Tagebuch heißt es: „Ich hab' eine herzliche, stille, dankbare Freude über mein Glück und hoffe, es soll nun so fortgehen". Was wird daraus in der Bearbeitung? „Ich nähre meinen stillen Aberglauben, daß es so fortgehen soll." Alles gelassener, gedämpfter, wortkarger; blassere Farben, neutralere Worte; kein Gefühlsüberschwang. „Wie ich den ersten beschneiten Gipfel sah, griff ich nach dem Hute": ein Schnitt mit der Schere, und das hübsche Bild fällt unter den Tisch. „Mir ists wie einem Kinde, das erst wieder leben lernen muß", schreibt er in Roveredo. „Ja, meine Geliebte", so fängt das Veroneser Stück des Tagebuchs an, „hier bin ich endlich angekommen, hier wo ich schon lang hätte sein sollen, manche Schicksale meines Lebens wären linder geworden. Doch wer kann das sagen, und wenn ichs gestehen soll, so hätt' ich mirs nicht eher, nicht ein halb Jahr eher wünschen dürfen . . . Ich gehe nach meiner Gewohnheit nur so herum, sehe alles still an, und empfange und behalte einen schönen Eindruck." Von den Veroneser Basreliefs heißt es: „Mir war die Gegenwart der Steine höchst rührend, daß ich mich der Tränen nicht enthalten konnte". Der Nachsatz ist in der Ausgabe von 1816 gestrichen. „Ich gehe nur immer herum und herum und sehe und übe mein Aug und meinen innern Sinn . . . Du weißt, was die Gegenwart der Dinge zu mir spricht, und ich bin den ganzen Tag in einem Gespräche mit den Dingen." Ist es nicht schade, daß selbst solche Stellen wegblieben? „Ich trinke den Wein mit viel Wasser", schreibt er scherzend, „wie der heilige Ludwig; nur schade, daß ich zum Heiligen zu alt bin." Er schildert sich, wie er abends einsam in Vicenza schlendert: „Ich kaufte mir für drei Soldi ein Pfund Trauben, verzehrte sie unter den Säulengängen des Palladio und schlich nach Hause, als es dunkel und kühl zu werden anfing." „Die Zuhörer riefen Bravo, klatschten, lachten. Wenn das meine Nation und meine Sprache wäre, ich wollte sie toll machen." So schreibt der Goethe von 1786. „Wenn man nur auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte!" So redigiert der Goethe von 1815. „Ich bin recht wohl und munter, nur gegen Abend muß ich mich in acht nehmen, da kann ich ein wenig traurig werden und die Sehnsucht nach Dir, nach Fritzen, Herdern, irgend einer subalterneren teilnehmenden Seele nimmt überhand." Nicht ostensibel! denkt der Fünfundsechziger, und streicht den rührenden, unabsichtlich so tiefen Zug. „Die Hauptsache ist, daß alle diese Gegenstände, die nun schon über dreißig Jahre auf meine Imagination abwesend gewirkt haben, und also alle zu hoch stehen, nun in den ordentlichen Kammer- und Hauston der Koexistenz heruntergestimmt werden." Läßt sich das Problem jeder italienischen Reise treffender aussprechen? „Ich lebe sehr diät und halte mich ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele finden, sondern die Seele erhöhen. Im letzten Falle ist man dem Irrtum weit weniger ausgesetzt als im ersten." Kann man die Gefahr jedes Italienreisenden knapper beschreiben? „Es ist ein sonderbares Ding um den ersten Eindruck, er ist immer ein Gemisch von Wahrheit und Lüge im hohen Grade; ich kann noch nicht recht herauskriegen, wie es damit ist", heißt es auf der nächsten Seite, und wieder ein paar Seiten weiter stehen Worte, die jedem Bädeker als Motto vorgesetzt werden sollten: „Hier will ich eine Bemerkung hersetzen über den Punkt, in dem

so manche Reisende fehlen, in dem ich auch sonst gefehlt habe. Jeder denkt doch eigentlich für sein Geld auf der Reise zu genießen. Er erwartet, alle die Gegenstände, von denen er so vieles hat reden hören, nicht zu finden wie der Himmel und die Umstände wollen, sondern so rein, wie sie in seiner Imagination stehen, und fast nichts findet er so, fast nichts kann er so genießen. Hier ist was zerstört, hier was angekleckt, hier stinkts, hier rauchts, hier ist Schmutz 2c., so in den Wirtshäusern, mit den Menschen 2c. Der Genuß auf einer Reise ist, wenn man ihn rein haben will, abstrakter Genuß; ich muß die Unbequemlichkeiten, Widerwärtigkeiten, das was mit mir nicht stimmt, was ich nicht erwarte, alles muß ich beiseite bringen, in dem Kunstwerk nur den Gedanken des Künstlers, die erste Ausführung, das Leben der ersten Zeit, da das Werk entstand, heraussuchen, und es wieder rein in meine Seele bringen, abgeschieden von allem, was die Zeit, der alles unterworfen ist, und der Wechsel der Dinge darauf gewirkt haben. Dann hab ich einen reinen bleibenden Genuß, und um dessentwillen bin ich gereist, nicht um des augenblicklichen Wohlseins oder Spaßes willen." So läßt sich das Goethische Tempo begreifen: wie er zögernd in Verona und Vicenza sich einlebt; wie er merkt, daß nunmehr das neue Leben beginnt; wie er die Dinge an sich herankommen läßt und geduldig wartet, bis sie anfangen zu sprechen und das Geheimnis ihrer Existenz dem aufgeweckten Sinne zu offenbaren. Nun geht er nicht mehr mit vorgefaßter Erwartung an die Gegenstände. Er erzwingt keinen Eindruck, läßt von sich abgleiten, was ihm nicht gemäß ist, und reist als ein Ruhender. Alles interessiert ihn gleich. „Menschen, Volk, Staat, Regierung, Natur, Kunst, Gebrauch, Geschichte gehn immer fort, und ohne daß ich im mindsten aufgespannt bin, hab ich den schönsten Genuß und gute Betrachtung." Nun da von seiner Seele alles Fremde gleichsam weggewischt ist, füllt sich der reine Spiegel mit Formen und Gestalten und strahlt sie unschuldig zurück wie er sie empfing. „Nun ists sonderbar und manchmal macht michs fürchten, daß so viel auf mich gleichsam eindringt, dessen ich mich nicht erwehren kann, daß meine Existenz wie ein Schneeball wächst, und manchmal ists, als wenn mein Kopf es nicht fassen noch ertragen könnte, und doch entwickelt sich alles von innen heraus, und ich kann nicht leben ohne das." Der mächtige Förderer solch innerlichen Reichwerdens war ihm in Oberitalien Palladio. Ihm war auch der große Vicentiner nur ein Wegweiser zu sich selbst, gleich Rafael, gleich den Alten. Er ging in Italien herum, und was er besuchte und beschaute, war ihm nicht, wie den meisten Heutigen, Zweck, sondern Mittel. Er machte seine italienische Reise nicht um sich an Kunst und Natur hingebend zu verlieren, sondern zu finden. Mit der reinen Selbstsucht des Genies bezog er die Dinge auf sich, als Ausdruck, Symbol, Steigerung, Ergänzung, Verklärung seines Selbst. So auch war ihm Palladio Erlebnis und Symbol zugleich: er schaute sich in ihn hinein, sich aus ihm heraus: „Und was das für ein Mensch war! Meine Geliebte, wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird zum Großen überzugehen, das nur der höchste reinste Punkt des Wahren ist. Die Revolution, die ich voraussah und die jetzt in mir vorgeht, ist, die in jedem Künstler entstand, der lang emsig der Natur treu gewesen und nun die Ueberbleibsel des alten großen Geists erblickte: die Seele quoll auf und er fühlte eine innere Art von Verklärung sein selbst, ein Gefühl von freierem Leben, höherer Existenz, Leichtigkeit

und Grazie." Kennzeichnend für seine Art, den Dingen nicht gierig nachzulaufen, sondern sie an sich herankommen zu lassen, ist sein Aufenthalt in Venedig. Er streift drei Tage im Labyrinthe dieser Stadt, in das er sich hineinwirft wie in eine Flut, und erst am dritten schreibt er: „Morgen will ich anfangen Einiges zu besehen. Ich bin nun mit dem Ganzen bekannt, das Einzelne wird mich nicht mehr konfus machen." Er verfährt genau umgekehrt als die meisten Reisenden, die vor lauter Bäumen den Wald und vor lauter Sehenswürdigkeiten das Sehenswürdige nicht sehen. „Palladio hat mir den Weg zu aller Kunst geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht so paradox, als wenn Jakob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüssel über das Universum erleuchtet wurde." Konnte er es deutlicher aussprechen, daß ihm Palladio in erster Linie ein wackerer Wegweiser zu sich selbst war?

Mitten unter anderen Bemerkungen findet sich auch ein Satz, der schon ganz den späteren Goethe ankündigt, den gegen sich und andre strengen, beinahe pedantischen Jünger der Naturwissenschaften: Nach seiner Rückkehr will er „Chymie und Mechanik studieren. Denn die Zeit des Schönen ist vorüber, nur die Not und das strenge Bedürfnis erfordern unsere Tage". An dieser Stelle schleicht sich ein Seufzer ein: „Wie mir die römische Geschichte entgegensteigt! Schade, schade, meine Geliebte! alles ein wenig spät. O daß ich nicht einen klugen Engländer zum Vater gehabt habe, daß ich das alles allein, ganz allein habe erwerben und erobern müssen, und noch muß." Er fühlt sich wie einer der schwimmen lernt; er macht sich „Ordnungen der Säulen rational und kann das Warum meist schon angeben". Und abermals vergleicht er sich einem Schüler, der „nur erst die unteren Klassen" durchläuft. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es gleichgültig, ob er Bauwerke als Produkte der Kunstgesetze oder Meerpflanzen als Salz- und Sandprodukte verstehen lernt; beides hört auf, bloßes Wort zu sein, wie auch der Name Venedig, der ihn, der von jeher ein Todfeind von Wortschällen gewesen war, so oft geängstigt hat. „Wie wohl wird mirs, daß das nun Welt und Natur wird und aufhört Kabinet zu sein." Gleichzeitig fallen andere Interessen von ihm ab wie welk und tot. Er feilt an seiner Iphigenie, wohnt kühl und kritisch einer Darstellung der Elektra von Crébillon an nnd schreibt an Frau von Stein: „Es scheint, daß der letzte Funken von Anhänglichkeit ans Theater ausgelöscht werden soll. Du glaubst nicht, wie mir das alles so gar leer, so gar nichts wird." Einige Tage später steht „zwischen Schlaf und Wachen", wie er im Wagen von Cento nach Bologna fährt, Iphigenie auf Delphos vor ihm: „Es gibt einen fünften Akt und eine Wiedererkennung, dergleichen nicht viel sollen aufzuweisen sein. Ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind, und an der Behandlung soll man, hoffe ich, das Tramontane erkennen." Es ist erstaunlich, wie Goethe an Italien wächst. Geniale Ahnungen stehen nur so hingeworfen da: „Auch Italien ist noch nördlich, und die Römer waren auch nur Barbaren, die das Schöne raubten, wie man ein schönes Weib raubt. Sie plünderten die Welt und brauchten doch griechische Schneider, um sich die Lappen auf den Leib zu passen." Noch hat er Sizilien nicht gesehen, aber er trägt es schon unbewußt in sich. Oder: „So ist zum Exempel nicht genug, daß eine Figur kolossal sei, wenn sie neun oder zehn Fuß hat; ihre Natur muß kolossal sein, sie muß mir nicht durch ihr Maß, sie muß mir durch ihre Existenz imponieren, daß ich nicht an

sie reiche, wenn ich mich auch selbst vergrößere." Er hat die Sixtinische Kapelle noch nicht gesehen, und bringt sie schon mit: kritisiert Tintoretto und definiert, ohne daß ers weiß, Michel Angelo. In der Tat ist ihm, als brächt' er „unbekannte Harmonien aus den Tiefen der Existenz ans Tageslicht". Neue Gedichte pochen ihm unter dem Herzen: die Wiederkunft des Herrn, der ewige Jude, Ulysses auf Phäa. Alles strömt ihm nur so zu, die Bemerkungen überpurzeln sich kunterbunt, in der ganzen letzten Partie des Tagebuchs ist ein Drängen und Vorwärtstreiben ähnlich dem eines Flusses unmittelbar vor dem Katarakte. „Rom! Rom! Ich ziehe mich gar nicht mehr aus, um früh gleich bei der Hand zu sein. Noch zwei Nächte! und wenn uns der Engel des Herrn nicht auf dem Wege schlägt, sind wir da."

Vielleicht ist es mir gelungen anzudeuten, welche Vorzüge das Tagebuch vor der Italienischen Reise hat. Es ist echter, frischer, nicht stilisiert, nicht hergerichtet. Die Italienische Reise behält die Fiktion des Tagebuches bei, in Wirklichkeit ist die Umarbeitung auf halbem Wege stehen geblieben; Goethe hätte ebensogut einen zusammenhängenden Reisebericht machen können. Es ist ein Unterschied wie zwischen zwei verschiedenen Zuständen einer Radierung: der letzte Zustand verteilt Licht und Dunkel kunstvoller, führt sorgfältiger aus, stimmt die Gegensätze malerischer zusammen, aber der erste verrät uns in seinen hastigen und stürmischen Strichen mehr von des Künstler Persönlichem. Es kam hier nur darauf an, von den weggelassenen Stellen die abzudrucken, in denen Goethes Verhältnis zu Italien als das eines Lernenden sich besonders rein ausspricht. Wer mehr über die Veränderungen zu erfahren wünscht, die der alte Goethe am Tagebuche und an den Briefen seiner Liebesjahre vorgenommen hat, findet das Meiste in Gustav Adolf Wauers Leipziger Dissertation (1904) zusammengestellt: Die Redaktion von Goethes Italienischer Reise. Den wirklichen Genuß freilich hat nur, wer die Arbeit selbst macht. Wenn erreicht wird, daß der eine oder der andere Leser zu den beiden köstlichen Bänden des Hortus Deliciarum greift, ist der Zweck dieses Vergleiches erfüllt.

* * *

Man hat Goethe oft mangelhaftes Verständnis für die frühe italienische Kunst vorgeworfen. Man übersieht dabei, daß seine Italienische Reise kein Handbuch der Kunstgeschichte ist, sondern das (wenn auch retouchierte) Bekenntnis eines zu sich selbst Strebenden, dem alle Kunst nur Mittel des Reisens war, nicht Zweck des Betrachtens. Wie genial Goethes Italienische Reise ist, merkt man erst, wenn man irgend ein gleichzeitiges Buch über denselben Gegenstand danebenstellt, z. B. Fritz Stollbergs „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien", die 1791 und 1792 ausgeführt, 1794 veröffentlicht wurde. An der Karthause von Pavia tadelt Stollberg die „geschmacklosen bassi rilievi", ihre „rohe Arbeit" und falsche Ueberschriften unter zwei Medaillons. Die Florentiner Galerie findet er unter seiner Erwartung, die Bilder der Präraphaëliten „matt und leblos" gegenüber den Bolognesen. Von den Fresken des Pisaner Campo Santo schreibt er: „Diese Gemälde, welche Dantes Hölle, Fegefeuer und Himmel darstellen sollen (!), sind des unsterblichen Dichters sehr unwert". Die Fassade des Doms zu Siena ist „erzgotisch, mit vielen

geschnitzten Bildern geziert und verunstaltet". Den Kreuzgang in San Paolo vor den Mauern findet er „vom elendesten Geschmack".

Camillo von Klenze hat den anziehenden Versuch unternommen, eine Geschichte gewissermaßen der Entdeckung Italiens durch die Reisenden zu schreiben.[1]) Er skizziert italienische Reisen des sechzehnten Jahrhunderts und beginnt mit Montaigne, der 1580 auf 81 neugierig, auf seine Gesundheit bedacht, in Deutschland, Frankreich und Italien herum fährt. Montaigne hat keinen Sinn für das Malerische und Romantische einer Stadt wie Venedig; in Florenz interessieren ihn wohl die eingelegten Tische aber nicht die Gemälde; nur das alte Rom begeistert ihn vorübergehend. Martin Zeiller, dessen Itinerarium Italiae Nov-Antiquae 1640 zu Frankfurt a. M. herauskam, beschreibt wohl ein Prachtbett und allerlei Kuriositäten in Florenz, ein Altarblatt aus Pfauenfedern im Vatikan, aber der Name Rafael kommt in dem ganzen prachtvoll gedruckten und mit Karten und Plänen reich ausgestatteten Foliobande nicht ein einziges mal vor. Es folgt das achtzehnte Jahrhundert, das für die Antike schwärmt, für den römischen Rafael, noch mehr für die Bolognesen Carracci, Guido Reni, Domenichino, Guercino, daneben auch für die Venezianer. „Männer wie Fra Angelico, Bellini und Francia hatten wenig Anziehendes; Carpaccio, die Lippi, Botticelli, Signorelli, Ghirlandaio wurden so gut wie gar nicht gewürdigt. Selbst Michel Angelo verwirrte mehr als daß er begeistert hätte. Ein wenig besser fuhren Lionardo und Andrea del Sarto. In der Skulptur empfand man Pisano, Ghiberti, Donatello, Michel Angelo dem Bernini gegenüber als gänzlich unzulänglich. Erst Winckelmanns Einfluß sollte Bernini hinwegfegen. Für altchristliche, romanische, gotische Denkmäler hatte man, als Erzeugnisse bodenloser Barbarei, nur Verdammung." Der erste, der Giottos Campanile, die Skaligergräber, Michel Angelos Jüngstes Gericht bewundert, ist, bezeichnend genug, ein Engländer: Edward Wright, der seinen französischen Vorläufer Misson kannte, benützte und übertraf (1730). Ein anderer Engländer, John Breval, hatte 1726 Sizilien und Süditalien entdeckt, und sogar für die Schönheit von Florenz, Siena und Ravenna ein Wort gefunden. Der erste, der den Ruinenzauber des damals noch zum größten Teile mit Wiesen bedeckten Forums empfand und beschrieb, war der Franzose Blainville. Epoche machten die Briefe von Charles de Brosses, die erst voriges Jahr wieder neu aufgelegt wurden und die auch Bädeker als lesenswert empfiehlt. Sie sind es im höchsten Grade. De Brosses ist, wie Stendhal ihn nennt, „der Voltaire unter den Italienreisenden". Er spottet über den Dogenpalast, über San Marco,[2]) preist Giulio Romano und die Jesu-Kirche in Rom, zieht dem männlichen Florenz Bologna vor, und diesem wieder Turin, das elegante Schachbrett. Er hat in all und jedem den Mut seiner Ansicht, fühlt nicht den geringsten Respekt und moquiert sich als alter Freigeist, wo er nur „Gotik" wittert, aber vor der einsam verwitternden Größe Roms wird auch seine Frivolität still.

[1]) The Interpretation of Italy during the last two Centuries. A Contribution to the Study of Goethes „Italienische Reise" by Camillo von Klenze. (The Decennial Publications of the University of Chicago Second Series Volume XVII. The University of Chicago Press 1907. XV, 157 S.)

[2]) Goethe fällt im Tagebuch über den Marcusdom das schärfste Urteil: „Die Bauart ist jeden Unsinns wert, der jemals drinne gelehrt oder getrieben worden sein mag. Ich pflege mir die Fassade zum Scherz als einen kolossalen Taschenkrebs zu denken." In der Italienischen Reise fehlt der Passus.

Von da an wächst das Interesse an Italien rascher und rascher, und höher türmt sich der Bücherhaufe zwischen dem Land und dem Besucher. Man liest seine Vorgänger, um sie zu bestätigen oder zu verbessern. Man reist weniger des Genusses, als der Belehrung willen. Aber man nennt Belehrung nicht die geheimnisvolle Resonanz, wenn gemäße Klänge auf das Innere treffen, sondern die addierende Kenntnisnahme von den Dingen, die als sehenswert gelten. Man wird besorgt, dies oder jenes am Ende zu übersehen. 1766 erscheint das Buch des Abbé Richard Description historique et critique de l'Italie, 1769 Lalande's Voyage d'un François en Italie; das erste in sechs, das zweite gar in acht Bänden. Lalande erwähnt und kritisiert schon in seiner Einleitung die ihm bekannte „Literatur" über Italien: von jeher haben die Italienreisenden einander gern kritisch genommen. Als eine Kompilation von Lalande und Richard präsentieren sich J. J. Volkmanns „Historisch-kritische Nachrichten von Italien, welche eine genaue Beschreibung dieses Landes, der Sitten und Gebräuche, der Regierungsform, Handlung, Oekonomie, des Zustandes der Wissenschaften und insonderheit der Werke der Kunst nebst einer Beurteilung derselben enthalten: Aus den neuesten französischen und englischen Reisebeschreibungen und aus eignen Anmerkungen zusammengetragen" (Leipzig 1770—71; 3 Bände). Volkmanns pedantisches Werk ist so sehr eine verkürzte Uebersetzung von Lalande, daß er sogar, wie dieser, von Savoyen aus nach Italien dringt: für den deutschen Reisenden die ungünstigste Eintrittsroute (Stollberg folgt ihr ebenfalls). Volkmann ist wichtig, weil er Goethes Reisebuch war, und die damalige Kenntnis Italiens zusammenfaßte. Klenze stellt dann sehr hübsch zusammen, was noch alles zu entdecken blieb: Ganze Zeiträume, wie das Mittelalter und die Frührenaissance. Ganze Städte, wie Siena, Pisa, Perugia, Assisi, Padua, Orvieto und Dutzende von kleineren. Aber selbst in Venedig, Florenz, Rom Bauwerke und Kunstdenkmale, die uns zum Liebsten gehören: „San Marco, der Dogenpalast, San Giorgio degli Schiavoni mit den Fresken Carpaccios, San Zaccaria mit seinen Bellini; die Kanäle, Balkone, geheimnisvollen Winkel und Ecken: Santa Maria Novella, Giottos Campanile, seine Fresken, der Palazzo Vecchio mit seinem trutzigen und doch so ragenden Turm; in Mailand der Dom und S. Ambrogio, in Rom die Katakomben, S. Agnese fuori le mura, die Wand- und Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle, die Kapelle Nicolaus V. mit ihren Fra Angelicos."

* * *

Aber es ist Zeit, innezuhalten in der Betrachtung dieses langen und unübersehbaren Zuges leidenschaftlicher und kühler, frommer und respektloser Pilgrime. Vielleicht heute übers Jahr mag diese anspruchslose Plauderei ihre Fortsetzung finden. Dann wird vielleicht von Adolf Stahr die Rede sein, und von Karl von Hases Briefen über Italien an die zukünftige Geliebte, von den so gut wie unbekannten Reisebriefen von Ambros, von Friedrich Vischers Umlernen über und durch Italien, und vom Größten unter ihnen, Viktor Hehn. Ein anderes Buch ist es, das unsere Zeit nunmehr in Anspruch nimmt, das schönste Buch, das jedes Jahr herauskommt, das lachsgelbe Orario ufficiale delle strade ferrate, delle tramvie, della navigazione e delle messagerie postali del regno d'Italia...

Statt eines Schlusses — denn wer vermöchte je bei diesem Thema

Schluß zu machen? —: Goethe hat wohl als Erster die Brennerlandschaft in ihrem herben Reize entdeckt und gemalt: dies sanfte Zusammenklingen von Nord und Süd, Himmel und Gebirge, silberstäubenden und lichtgrün talab schießenden Wassern, steil und lieblich anschwellenden Berghalden, zartblauen Lärchenwäldern und dämmerig schattenden Edelkastanien, und die alte liebe weiße Paßstraße mit den aufgereihten Zeilen reinlicher Häuser, das köstliche Ineinanderspielen tirolischer Bauerngotik und südländisch behäbigen und weiträumigen Hausbaues, und das kuppig verwitternde graue Urgestein, die zackigen Bastionen gelben Kalkes, den gedämpft purpurnen Porphyr und das silberne Aufblitzen der Firne. Aber immer reiner und strenger wird der edle Rahmen der abschließenden Linien, und alle weiche Sehnsucht verwelkt an der ruhigen Wärme der Erfüllung. Ab fällt all dies dumpfe Sehnen und Drängen, hat erst der Fuß die Grenze zu den Gefilden der schönen Deutlichkeit überschritten: nichts Gleitendes mehr, nichts Schweifendes, noch der dämonische Reiz des Grenzenlosen. Terminus hat dich unsichtbar angehaucht, der graue Flurwart und Gott der Grenze. Schwarz und feierlich strebt die spitze Flamme der Cypresse in seliges Blau, in strenger Sanftmut wellt sich Kette an Kette des braunen Gebirges, wie über Rosenhügel kommt alter Götter Atem her, und alle Dinge grüßen dich, und alle Dinge grüßest du.

Eine Bewegung der deutschen Hochschullehrer.

Von Siegmund Hellmann in München.

Am 8. und 9. September des vergangenen Jahres hat in Salzburg der erste deutsche Hochschullehrertag stattgefunden.[1]) Nach einer programmatischen Eröffnungsrede des Münchener Rechtshistorikers Karl von Amira, die durch die Kraft und Unerschrockenheit der Persönlichkeit, die hinter ihr stand, den stärksten Eindruck hervorrief, beschloß die Versammlung einstimmig und ohne Debatte die Wiederkehr derartiger Tagungen zur „Besprechung der gemeinsamen Angelegenheiten und Wahrnehmung der den deutschen Hochschullehrern anvertrauten geistigen Interessen"; gleichzeitig erklärte sie die Gründung von Ortsgruppen an dem Sitze der einzelnen Hochschulen für wünschenswert, die in diesem Sinne wirken sollten.

Wenn der Stand, der nächst dem Stande des Künstlers die ausgeprägtesten Individualitäten umfaßt oder doch umfassen sollte, wenn der Gelehrte und zumal der deutsche Gelehrte sich zu koalieren beginnt, so müssen die Ursachen nicht nur die persönlichen Interessen der einzelnen, sondern geradezu die Grundlagen und die Existenzbedingungen des gesamten Standes berühren.

Wirklich hat sich in den letzten Jahrzehnten die Lage der Wissenschaft und der Universitäten, an die jene wenigstens in Deutschland vornehmlich

[1]) Vgl.: Verhandlungen des ersten deutschen Hochschullehrertages zu Salzburg im September 1907, herausgegeben von dem engeren Ausschuß für 1907/08. — Straßburg, K. J. Trübner, 1908.

gebunden ist, in einer Weise verändert, die längst nicht mehr nur ihren Vertretern fühlbar ist, sondern bereits weiteren Kreisen offenbar zu werden beginnt.

Fragen wir nach den Faktoren, die eine solche Veränderung hervorgerufen haben, so treffen wir zunächst auf den ganzen Komplex dessen, was man als das Emporkommen materieller Interessen zu bezeichnen pflegt: die großen militärischen und politischen Erfolge der Bismarckschen Aera, die unmittelbar daran anschließende kommerzielle und industrielle Entwicklung. Sie haben das Interesse für die Wissenschaft eingeschränkt und damit auch ihre Wertschätzung gemindert. Es kommt hinzu, was man gerne vergißt, daß sich seit den Tagen des jungen Deutschland und noch mehr des Naturalismus in der Dichtung eine Abkehr von dem klassischen und romantischen Ideal vollzogen hat, die nur zu leicht in den Literaturen der Vergangenheit nichts als eine Ansammlung toten Materials sehen läßt und so einen beträchtlichen Teil der Geisteswissenschaften des Zusammenhanges mit dem Leben zu berauben droht. Endlich sichert gerade in unseren Tagen das kräftige Hervortreten neuer Gedanken der Kunst, die ohnehin allezeit vor der Wissenschaft den Zauber größerer Unmittelbarkeit voraus haben wird, erhöhte Anziehungs- und Werbekraft, und noch mehr vielleicht droht eine teilweise dadurch hervorgerufene unklare, aber darum nicht minder gefährliche Ueberschätzung der Kunst überhaupt und zwar gerade bei den nicht zu ihr Berufenen, den Geltungsbereich und das Ansehen der Wissenschaft einzuengen.

Wenn sich somit die Wissenschaft zwischen zwei Extreme gestellt sieht, die ausschließliche Geltung materieller Gesichtspunkte auf der einen Seite und das Ueberwiegen oder das drohende Uebergewicht künstlerischer und pseudokünstlerischer Interessen auf der anderen, so ist damit noch nicht gesagt, daß diese Mächte unbedingt eine dauernde Gefährdung für sie und ihre Stätten heraufbeschwören mußten. Vielmehr ließe sich sehr wohl denken, daß umgekehrt neue Regungen im Leben der Nation auch der Wissenschaft neue Impulse gegeben hätten: es ist nun einmal ihre Tragik, daß die großen Marksteine ihrer Geschichte nicht von ihr selbst gesetzt werden können; denn ihr Fortschritt vollzieht sich nur, indem ihr aus jeder Lösung einer Frage ein neues Problem erwächst, und so hat sie die Neigung, sich in der Richtung eines logischen Prozesses zu entwickeln, der von außen her abgelenkt und unterbrochen werden muß, wenn er nicht zuletzt in unfruchtbarem Spezialistentum enden soll. Indessen ist — es sei hier nicht gefragt, warum — eine solche Befruchtung der Wissenschaft nicht eingetreten; wohl aber sieht sie sich noch weiter bedroht, indem ihre Stätten, die Hochschulen, gewissen Gefahren ausgesetzt sind, mit denen sie freilich schon immer zu rechnen hatten, die aber noch erheblich angewachsen sind, seitdem sich ein starkes politisches Leben entwickelt hat. Denn die Stellung der Hochschulen ist noch immer viel zu bedeutend, als daß sie nicht begehrliche Augen auf sich ziehen sollten, und die stärkste Gefahr droht ihnen davon, daß bestimmte soziale und politische Interessengruppen und Gebilde, die an sich der Wissenschaft entweder neutral oder geradezu feindlich gegenüber stehen, die Hand auf sie zu legen suchen, um die Zukunft des Volkes in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Unter diesen Gegnern der entschiedenste, offenste und rücksichtsloseste ist der Ultramontanismus. Denn jeder wissenschaftliche Fortschritt hat sich seit Jahrhunderten im Widerspruch zu dem Prinzip vollzogen, welches jene kirchenpolitische Tendenz vertritt, und ganz folgerichtig verlangt darum diese Partei wenigstens in sogenannten „katholischen" Ländern Besetzung aller

Lehrstühle mit „Katholiken", d. h. Vertretern der ultramontanen Weltanschauung. Es ist wohl nicht nötig, gerade in unseren Tagen diese Behauptung noch mit Beispielen zu belegen.

Als viel weniger gegensätzlich erscheint auf den ersten Blick das Verhältnis zu der zweiten großen konfessionell gestimmten Partei in Deutschland, den Konservativen. Einmal wegen des höheren Niveaus der konservativen Wählermassen, denen man nicht mit den albernen und böswilligen Schmähungen und Verdächtigungen kommen dürfte, mit welchen die ultramontane Presse die Universitäten bei jedem Anlaß überschüttet. Es hängt damit zusammen, daß das demagogische Element in dieser Partei lange nicht in dem gleichen Maße vertreten ist, wie bei dem Zentrum, und es ist sehr charakteristisch, daß ein wesentlicher Teil der Angriffe, die von konservativer Seite auf die Universitäten erfolgen, vom demagogischen Flügel, dem agrarischen, ausgeht. Dann aber sind zwar die unbedingte Freiheit, das Prinzip der Forschung, und das Autoritätsprinzip der konservativen Partei einander so entgegengesetzt wie nur möglich, trotzdem aber hat die eine mit der anderen ein Stück Boden gemeinsam; denn die konservative Partei ist in Deutschland im wesentlichen eine protestantische, und wenn die moderne Wissenschaft weder katholisch noch protestantisch noch, wie „fromme" Blätter ihren Lesern erzählen, rationalistisch oder atheistisch, sondern eben einfach Wissenschaft ist, so hat sie sich doch zu einem sehr bedeutenden Teile auf dem Boden des Protestantismus entwickelt und nur auf diesem entwickeln können, und der Konservativismus wird daher ihr gegenüber niemals jenes Uebermaß an Unverständnis entfalten können, das den Ultramontanismus kennzeichnet. Aber trotz aller Momente, die Konflikte hintanzuhalten oder wenigstens abzuschwächen im stande wären, hat nach und nach der Gegensatz der beiden Grundprinzipien zu einer latenten Spannung vornehmlich auf dem Gebiete der protestantischen Theologie geführt, wo sich die Orthodoxie und die sie beschützende konservative Partei, ganz wie die katholische Kirche, durch die moderne Bibel- und Dogmenforschung beunruhigt fühlt. Sie möchte die Vertreter dieser Richtung nach Möglichkeit von den Universitäten fernhalten, und will man einen Beweis dafür, wie nahe manche konservative Kreise in diesem Bestreben den Bahnen kommen, die das Zentrum wandelt, so erinnere man sich des Kampfes, den die protestantische Orthodoxie gegen Adolf Harnack geführt hat und erinnere sich des Wortes von der „sogenannten Wissenschaft", das vor einigen Jahren im preußischen Herrenhause fallen konnte.

Von ganz anderer Seite kommen die Gefahren, welche heute die Nationalökonomie an den deutschen Hochschulen abzuwehren hat. Es sind nicht sowohl die Vertreter einer andersgearteten Weltanschauung, welche sie bedrohen, als bestimmte wirtschaftliche Interessengruppen, welche auf die Besetzung der Lehrstühle Einfluß zu gewinnen trachten, um für ihr Programm Propaganda machen zu können. In der modernen Richtung der Volkswirtschaftslehre, deren Vertreter in ihrer überwiegenden Mehrzahl das Recht breiter Bevölkerungsschichten auf Steigerung der Lebenshaltung und gleichberechtigte Vertretung ihrer Interessen anerkennen, sehen diese Gruppen mit Recht ein unübersteigbares Hindernis ihrer eigenen Tendenzen. Sie fordern daher mit voller Offenheit in Parlament und Presse, daß die Lehrstühle statt mit „Kathedersozialisten" mit Männern „praktischer Erfahrung", das heißt mit Persönlichkeiten besetzt werden sollen, die für hohe Getreidezölle und gegen die Koalitionsbestrebungen der Arbeiter eintreten, und sie greifen gegen mißliebige Gelehrte sogar zu dem Mittel des Boykotts: vor nicht allzu langer Zeit hat

der „Zentralverband deutscher Industrieller“ seine Angehörigen verpflichtet, keinen Bewerber einzustellen, der bei dem Geschichtschreiber des modernen Kapitalismus, dem Berliner Nationalökonomen Werner Sombart, auch nur eine Vorlesung gehört haben würde.

Alle diese und noch andere Anfechtungen würden freilich wenig besagen, wenn die Universitäten, wie ihr Wesen und ihre Verfassung es verlangt, wirklich volle Freiheit des Handelns besäßen und sich ungehöriger Zumutungen von außen mit der nötigen Energie erwehren könnten. Allein das Wort, mit dem noch wenige Jahre nach dem Kriege ein Engländer die Universitäten der drei abendländischen Kulturnationen charakterisierte: the French university has no liberty, and the English universities have no science; the German universities have both — dieses Wort trifft heute, soweit es sich auf die deutschen Hochschulen bezieht, nur mehr zur Hälfte zu; denn ihre einstige unabhängige Stellung ist in den letzten Jahrzehnten von Grund aus erschüttert worden.

Wir sind damit bei dem Verhältnis der Universitäten zum Staate angelangt.

Hier treffen wir auf ein ähnliches Problem wie bei den Beziehungen zwischen Staat und Kirche. Ebenso wie sich dort Mächte gegenüberstehen, zwischen denen eine reinliche Auseinandersetzung unmöglich ist, weil jede von ihnen den Menschen ganz für sich in Anspruch nehmen muß, ebenso haben wir es mit zwei einander im Grunde ausschließenden Prinzipien zu tun, wenn wir nach den Beziehungen zwischen dem Staate und der Wissenschaft fragen. Denn das Wesen der Wissenschaft als einer rein geistigen Macht ist die absolute Freiheit, das des Staates beruht im letzten Grunde auf seiner Zwangsgewalt, und das Wort vom „Kulturstaat“ bedeutet entweder eine Selbsttäuschung oder bezeichnet ein Kompromiß, nicht aber die endgültige Lösung einer Frage, die vielmehr stets wieder von Fall zu Fall neu gestellt und neu beantwortet werden muß. Speziell für die Hochschulen liegt der Fall folgendermaßen: Der Staat hat an ihnen ein unmittelbares Interesse, weil sie seine Beamten und überhaupt die Vertreter der höheren Berufe ausbilden; die Hochschule dagegen bedarf seiner finanziellen Beihilfe, weil sie, namentlich infolge der gesteigerten Anforderungen der Naturwissenschaften und der Medizin, mit ihren eigenen Mitteln weder ihren Forschungs- noch ihren Lehraufgaben nachzukommen vermöchte, und weil sie auf Stiftungen, wie sie jeden Tag den amerikanischen Universitäten und Colleges in den Schoß fallen, bei uns wenigstens nicht rechnen darf. Auf der anderen Seite sieht man ohne weiteres ein, daß alle Fragen der Organisation und Verwaltung, welche der Förderung der Wissenschaft dienen sollen, in letzter Linie doch nur unter Beiziehung der Vertreter der Wissenschaft selbst entschieden werden können, weil eben sie allein über die nötige Sachkunde verfügen, und es ist sehr wohl denkbar, daß eine einsichtige Regierung sich darauf beschränkte, das Programm auszuführen, das Wilhelm von Humboldt, selbst ein Staatsmann, dem Staate für sein Verhalten gegenüber der Wissenschaft vorgezeichnet hat: er soll ihr die nötigen materiellen Mittel zur Verfügung stellen, Mißbräuche an ihren Anstalten beseitigen und verhüten, im übrigen aber ein Gebiet sich selbst überlassen, das er wohl durch Polizeimaßregeln schädigen, in seiner inneren Entwicklung aber nicht ernstlich beeinflussen kann. Tatsächlich hat das durch diese Grundsätze geforderte System der Selbstverwaltung der Universitäten in Deutschland die Herrschaft gehabt, seitdem die Bewegung von 1848 die Grundlagen des Polizeistaates, der die Universitäten stets mit argwöhnischen

Augen betrachtete und unter Vormundschaft zu halten versuchte, erschüttert hatte. Unter seiner Geltung haben sie sich in der glücklichsten Weise nach Außen und Innen hin entwickeln können, bis vor etwa dreißig Jahren eine Reaktion einsetzte, die fast allenthalben die Freiheit der Universitäten in verhängnisvoller Weise eingeschränkt, wenn nicht zerstört hat, die Bureaukratisierung der Universitäten, wie einer der Väter der Bewegung selbst sich ausgedrückt haben soll.

Die Anfänge dieser Peripetie liegen noch im dunkeln. Aber auf alle Fälle wird man sagen dürfen, daß sie ohne das Einverständnis Bismarcks undenkbar gewesen wäre; denn diesem letzten gewaltigen Vertreter der Idee von dem Staate vornehmlich als Macht ist das Selbstbestimmungsrecht der Universitäten und namentlich das Vorschlagsrecht der Fakultäten, in dem es gipfelt, allezeit ein Anstoß gewesen. Ebensowenig läßt sich die Geschichte der Durchführung des neuen Systems heute schon im einzelnen schreiben. Denn die Zahl der Anekdoten über die Drastik, mit der sie erfolgte, ist zwar Legion, aber nicht ohne weiteres jede läßt sich auf ihre Glaubwürdigkeit prüfen, und wiederum sind, je nach dem Charakter der einzelnen Persönlichkeiten und der Tradition der verschiedenen Bundesstaaten, starke territoriale Unterschiede vorhanden. Aber die Grundzüge des Bildes sind so ziemlich überall die gleichen. Die Idee von der präponderierenden Macht des Staates wird von der Bureaukratie mit all dem Uebereifer aufgegriffen, der noch stets eine ihrer Gefahren gebildet hat, und verdunkelt die Einsicht, daß die Wissenschaft, genau wie die Kunst, genau wie die Religion, nicht erst auf dem Boden des Staates erwachsen ist, sondern in einem nicht minder tiefen Bedürfnis der Menschennatur wurzelt als die soziale Ordnung und somit ein Gebiet für sich bildet, das der Staat nur im äußersten Notfalle anders als helfend und fördernd betreten soll; die alte Freiheit und Selbstbestimmung der Hochschulen, bei der die Wissenschaft allein auf die Dauer bestehen kann, erscheint als eine Durchbrechung der staatlichen Grundsätze, und man hält sich für berechtigt und glaubt dem Staate und vielleicht auch der Wissenschaft selbst noch einen Dienst zu erweisen, wenn man sie einschnürt und beschränkt. Zwar rüttelt man nicht an dem Prinzip der Selbstverwaltung, ja man beruft sich gelegentlich sogar in den Parlamenten darauf — leider öfter, wenn es sich um die Zurückweisung berechtigter, als wenn es sich um unberechtigte Anregungen und Wünsche handelt —, tatsächlich aber kennt man doch allerlei Wege, es illusorisch zu machen: nicht nur alle die kleinen Mittel, deren sich die Tendenz, anzuordnen und zu herrschen, im Verein mit Menschenkenntnis und vielleicht auch Menschenverachtung schließlich allenthalben zu bedienen weiß, um den Einzelnen ihrem Willen gefügig zu machen, sondern auch gewisse allgemeine Verwaltungsmaßregeln und Verwaltungsgrundsätze, die viel wirksamer sein müssen, wenn es gilt, die Grundlagen der Institution anzufassen: häufige Ignorierung der Beschlüsse, die von den akademischen Selbstverwaltungskörpern gefaßt werden; Durchbrechung der alten akademischen Hierarchie, die mit ihrer Dreiteilung in Ordinarien, Extraordinarien und Privatdozenten einer bestimmten Gliederung von Rechten und Pflichten entsprach, durch Einschiebung einer großen Menge von Rangstufen, die zwar im Grunde nichts sind als leere Titel, aber doch den Ehrgeiz des Einzelnen anreizen und den Wünschen der Regierung gefügig machen sollen; eine Honorarienordnung, die den Professor zwingt, seine Kollegiengelder von einem bestimmten Betrage an mit dem Staate zu teilen, und der Unterrichtsverwaltung bedeutende Summen zur Verfügung stellt, die nun ohne genauere parlamentarische

Kontrolle zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke, ebenso freilich auch zu Gesinnungszüchterei und Belohnung des Strebertums verwendet werden können, eine Einrichtung, deren Durchführung auch in Bayern droht, wenn die gesetzgebenden Faktoren des Landes nicht rechtzeitig Vorkehrungen treffen. Endlich die Schaffung einer offiziösen Presse, die sich den Anschein gibt, als wirke sie für die geistige Freiheit, indem sie in möglichst augenfälliger und plumper Weise den Ultramontanismus bekämpft, die sich aber gleichzeitig aus den Kassen der Universitäten dafür bezahlen läßt, daß sie jede Regung herabzieht und herabwürdigt, die für ihre Selbständigkeit eintritt, eine Presse, deren rüde Ausdrucksweise zudem seltsam absticht von dem Ton, in welchem sonst wenigstens hohe Beamte zu verkehren pflegen.

Das Ergebnis dieser Politik läßt sich kurz dahin charakterisieren, daß fast allenthalben, dort in weiterem, hier in engerem Umfange, das Selbstbestimmungsrecht der Hochschulen in den sie betreffenden Fragen so gut wie völlig ausgeschaltet ist; die wichtigsten Entscheidungen werden heute nicht mehr in den Sitzungen der Fakultäten und Senate, sondern in den Bureaux der Ministerialreferenten getroffen. Ganz besonders hat darunter das alte Vorschlagsrecht der Fakultäten bei der Besetzung vakanter Stellen gelitten, entweder indem man über ihren Kopf weg, oft ohne auch nur ihre Vorschläge abzuwarten, Professoren ernannte, oder indem man von vornherein den Kandidaten bezeichnete, den man auf der Liste anzutreffen wünschte. Vielleicht wird eingewendet werden, daß gerade auf diesem Gebiete das Eingreifen der Regierungen oft recht heilsam zu wirken vermöchte, und dem braucht durchaus nicht widersprochen zu werden, wenngleich sich Außenstehende in der Regel übertriebene Vorstellungen von den Mißbräuchen machen, die gerade jenes Privileg zeitigt. Aber was das selbständige Eingreifen der Regierungen hier an Gutem bewirkt, das wird nur zu leicht wieder wett gemacht durch die keineswegs nur eingebildete Möglichkeit, daß auf dem gleichen Wege auch Persönlichkeiten in die einflußreichsten Stellungen an den Hochschulen gelangen, die dort oft noch weniger am Platze sind, als der Schutzbefohlene eines akademischen Parteihaupts oder einer Clique.

Denn das ist das Beunruhigende an dem neuen System: die Beschneidung der alten Selbstverwaltung ließe sich zur Not noch verschmerzen, wenn dafür eine tatkräftige und weitsichtige Regierungspolitik einsetzte, die, ohne nach rechts oder links zu blicken, nur die Wissenschaft und ihr Bestes im Auge behielte; aber selbst beim besten Willen und den größten Fähigkeiten wird die Bureaukratie niemals im stande sein, ihre Maßregeln tatsächlich zum Heile der Universitäten wirken zu lassen. Denn nicht nur fehlt ihr die nötige Vertrautheit mit den Grundlagen des akademischen Lebens, vor allem mit den Bedingungen der wissenschaftlichen Produktion, in denen es wurzelt und wurzeln muß, sondern sie wird immer wieder ganz von selbst in die Versuchung verfallen, gewisse Begriffe und Tendenzen, die auf ihrem eigenen Lebensgebiete entstanden und dort durchaus am Platze sind, auf das so ganz anders geartete des wissenschaftlichen Lebens zu übertragen. So behandelt man die Aeußerungen von Senaten und Fakultäten, als wären es Berichte eines Bezirks- oder Landratsamtes oder seiner nächstübergeordneten Behörde, ohne zu bedenken, daß es sich um Beschlüsse akademischer Selbstverwaltungskörper handelt, die notwendigerweise von ganz anderen Voraussetzungen ausgehen, so erinnert man, oft in der kleinlichsten Weise, den Dozenten immer wieder an seine Beamteneigenschaft, obgleich er mit dem Beamten im landläufigen Sinne nur das Eine gemeinsam haben kann, daß der Staat es ihm

zur Pflicht macht, in einer bestimmten Richtung tätig zu sein, während keine vorgesetzte Behörde Objekte, Maß und Inhalt dieser Tätigkeit zu kontrollieren im stande ist. Das Endergebnis, das solche Tendenzen, bis in ihre letzten Folgerungen durchgeführt, zeitigen müßten, wäre die Verwandlung der Universitäten in Staatsanstalten, an denen Staatsbeamte von Staatsbeamten gedrillt werden — ein Ergebnis, das das Ende der Hochschule bedeutete, gleich unerwünscht aber auch wäre für den Staat, der in seinem eigenen Interesse und in dem des Ansehens seiner Beamten darauf dringen muß, daß sie eine möglichst vollwertige wissenschaftliche Ausbildung erhalten. Sodann erwächst eine weitere Gefahr für die Universitäten daraus, daß die Bureaukratie, trotz aller Versicherungen, keineswegs frei in ihren Entschließungen ist, sondern recht häufig Abhängigkeit von der augenblicklichen politischen Konstellation im Lande auch auf Gebieten zeigt, wo sie es nicht dürfte, und dieser Umstand ermöglicht es Parlamentsparteien und anderen Interessengruppen, sich gewisse Wünsche auf dem Verwaltungswege erfüllen zu lassen: dem „Kathedersozialisten" tritt ein „Strafprofessor" zur Seite, der seine Wissenschaft im Sinne eines Unternehmerkartells oder nach den Tendenzen der Agrarier zu vertreten hat, und dem Zentrum gelingt es, sich durch „katholische" Professuren für Geschichte und Philosophie, vielleicht auch noch für andere Wissenschaften, entschädigen zu lassen. Zur Bemäntelung solcher Vorstöße gegen die Wissenschaft weisen die Regierungen nicht selten auf die Macht der Umstände und das Uebergewicht der Parlamente hin. Sie übersehen dabei nur, daß es für den modernen Staat gewisse Grundgesetze geben muß, an die er wie an einen eisernen Bestand nicht tasten lassen darf, wenn er sich nicht selbst aufgeben will, und wenn er die Mittel zur Aufrechterhaltung seiner äußeren Machtstellung widerstrebenden Majoritäten abzuringen vermag, so ist nicht recht einzusehen, warum er nicht imstande sein sollte, auch die Freiheit der Wissenschaft gegen sie hochzuhalten. Aber vielleicht wird diese selbst nicht mehr allerwärts von den Regierungen als ein Gut angesehen, das unter allen Umständen geschützt werden muß. Denn wenn auch die österreichische und die preußische Verfassung ausdrücklich die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre verbürgen, und wenn noch kürzlich der österreichische und der württembergische Unterrichtsminister energisch die Dreistigkeiten zurückgewiesen haben, die dort der Ultramontanismus den Universitäten gegenüber versuchte, so haben wir dafür in Bayern vor wenig Wochen Aeußerungen des Kultusministers hören müssen, die unter Umständen eine Beschränkung der Lehr- und selbst der Forschungsfreiheit als nicht unmöglich erscheinen lassen.

Man darf allerdings, will man der Bureaukratie nicht Unrecht tun, nicht vergessen, daß sie sich bei ihrem Vorgehen vielfach auf eine Zeitströmung berufen kann, an deren Züchtung nicht zuletzt die Universitäten selbst Schuld tragen, die aber, gerade weil sie so allgemein ist, den ganzen Vorgang nur um so bedenklicher und gefährlicher macht: es ist die maßlose Ueberschätzung des Staates, die Hypertrophie des Staatsgedankens, die im Gefolge der Bismarckschen Aera heraufgezogen ist und unsere Zukunft mit schlimmeren Gefahren bedroht als Zentrum und „Umsturz" zusammengenommen. Die Zeiten, da der Staat als wenig mehr galt denn als ein notwendiges Uebel und gerade oft unsere Besten so dachten, sind längst dahin; dafür hat der altpreußische Fanatisme de l'État, von dem kürzlich ein französischer Historiker sprach, allgemach Besitz von ganz Deutschland ergriffen, und wir gewahren mit Erstaunen sechzig Millionen, die sich auch heute noch gerne das

Volk der Dichter und Denker nennen hören, die mit allen Formen des Parlamentarismus und der Selbstverwaltung ausgestattet sind, aber doch ruhig ein Uebergreifen des staatlichen Faktors auf die entferntesten Gebiete mitansehen oder sogar fordern, es für selbstverständlich halten und wennmöglich noch als Erfüllung einer sittlichen Pflicht oder doch als Zeichen vorgerückten politischen Denkens ausgeben, wenn sie sich mehr und mehr jeder Initiative und Selbstständigkeit zu Gunsten des „Staates" und der „Regierung" entwöhnen, in großen und kleinen Dingen von oben herab sich reglementieren lassen, „staatliche" Anstellung als das höchste Glück und „staatliche" Approbation als die beste Empfehlung betrachten, und die dabei gänzlich vergessen, daß die stärksten und zukunftssichersten politischen Gebilde der Gegenwart die angelsächsischen sind, diejenigen, deren Sprache das Wort „Staat" überhaupt nicht kennt.

Freilich tragen, wie schon vorhin gesagt wurde, an dieser Entwicklung auch die Universitäten ein reichgemessen Teil Schuld, indem sie jenem Geiste Einkehr bei sich gewährten, und vielleicht hat zu seiner Ausbreitung überhaupt niemand mehr beigetragen, als die Historiker, denen politische Leidenschaft die politische Einsicht ersetzen mußte und die, erfüllt von den Erfolgen der Jahre 1866 und 1870, das Wort von der Realpolitik nachsprachen und ihre Wissenschaft zur Lobpreiserin der Powers that be erniedrigt haben. Indessen wäre nichts verkehrter, als Schadenfreude über ihr selbstverschuldetes Schicksal zu äußern, denn wenn sie fallen, indem man ihre Selbstverwaltung zerstört, so bedeutet das nur einen neuen Sieg einer verderblichen Staatsomnipotenz, die nun abermals ein Gebiet ursprünglichen und eigenartigen Lebens dem gleichmacherischen Einfluß ihrer Bureaukratie unterwerfen kann.

Wenn die Reaktion, welche die soeben geschilderten Zustände erheischen, einsetzen soll, so ließe sich zunächst denken, daß sie von den Organen der Selbstverwaltung der Hochschulen, von den Fakultäten und Senaten, auszugehen hätte, und tatsächlich kann eine Bewegung, die den Hochschulen zu einer Neubefestigung ihrer Stellung verhelfen will, nur dann auf den Sieg rechnen, wenn sie zuletzt auch jene Körperschaften kräftig zu erfassen vermag. Allein andererseits darf man nicht vergessen, daß ihre ganze Stellung doch auch wieder nicht dazu angetan ist, sie die Initiative ergreifen zu lassen: sie sind in ihrer Tätigkeit durch eine Menge oft der unbedeutendsten Verwaltungsgeschäfte eingeengt; ferner vertreten sie die Interessen nur einer bestimmten Universität oder eines bestimmten Komplexes wissenschaftlicher Disziplinen, und nur wo diese berührt oder bedroht werden, können sie Fragen von allgemeiner Bedeutung erörtern; es fehlt ihnen die stärkende und befreiende Luft der Oeffentlichkeit und der öffentlichen Aussprache, und endlich wird man sagen müssen, daß sie ihrer ganzen Natur nach nicht zu stoßkräftigem Vorgehen geschaffen sind: sehr wahrscheinlich wären den vorhin gekennzeichneten Tendenzen ihre Siege erheblich weniger leicht geworden, wenn sie sich energischen „Präsidenten" gegenüber gesehen hätten, wie die nordamerikanischen Universitäten sie besitzen, anstatt der akademischen Repräsentationen, in denen nun einmal, wie in allen Körperschaften mit kollegialer Verfassung, das einzelne Mitglied die Verantwortung für einen folgenschweren Beschluß nur allzuleicht dem Nachbar zuwälzt. Es muß also die Gesamtheit der Hochschullehrer sein, die selbst die Wahrung ihrer Interessen in die Hand nimmt, und das einzige Mittel, das sich zu ihrer Verfechtung bietet, ist die moderne Form der Organisation: wenn die Richter, wenn die Gymnasiallehrer, und zwar oft mit überraschendem Erfolge, ihnen auf diesem Wege vorangegangen sind, so brauchen sich die Angehörigen der Hochschulen nicht zu scheuen, ihn gleichfalls zu betreten.

Derartige Erwägungen sind es, welche die gegenwärtige Bewegung unter den Hochschullehrern hervorgerufen haben. Eine Anzahl Dozenten, die im Herbste 1906 in Salzburg im Auftrage des dortigen Hochschulvereins Vorlesungen abhielten, griffen den Gedanken an eine alle Hochschullehrer des deutschen Sprachgebietes umfassende Organisation auf, sie setzten sich mit anderen Kollegen in Verbindung, ein Komitee, bestehend aus W. Meyer-Lübke (Wien), L. Brentano (München), L. M. Hartmann (Wien), P. von Lang (Wien), W. Sombart (Berlin), R. von Wettstein (Wien), Th. Ziegler (Straßburg), erledigte die vorbereitenden Arbeiten, und die Frucht dieser Bemühungen war der erste deutsche Hochschullehrertag, von dessen Verhandlungen diese Betrachtungen ausgehen.

Nach allem, was vorhin ausgeführt wurde, sind es die Mißgriffe bureaukratischen Uebereifers, gegen welche die neue Organisation in erster Linie ankämpfen wird und ankämpfen muß. Aber sie würde ihre Aufgabe nur halb erfüllen, wollte sie lediglich die Verteidigung der freien Wissenschaft und der Autonomie der Hochschulen gegen Gefahren, die von jener Seite drohen, auf ihre Fahne setzen. Denn nicht nur entziehen sich jene Uebergriffe häufig einer Besprechung, weil sie sich nur schwer als solche zwingend nachweisen lassen, sondern die beständige Wiederholung leitender Prinzipien müßte notwendig auch ihre Kraft abschwächen. Wer Grundsätze im Herzen trägt, darf sie nicht beständig im Munde führen, wenn er sie nicht zu leeren Worten machen will, und er dient ihnen am besten, wenn er die Anforderungen des Tages erfüllt und sein Haus und seine Sachen wohl in Ordnung hält. Auch die Hochschullehrer werden sich dieser Erkenntnis nicht verschließen können. Sie müssen vielmehr die Berechtigung und Notwendigkeit ihrer Bewegung vor allem dadurch erweisen und ihre Stellung dadurch stärken, daß sie positive Arbeit tun und ruhig und sachlich die zahlreichen Fragen zu behandeln suchen, die auf dem Gebiete des Hochschulwesens unausgesetzt auftauchen. Hier wartet ihrer eine Fülle von Aufgaben. Stets neue Fachschulen erheben sich rings um die alte Alma Mater; sie streben dem Charakter von Hochschulen zu, und es gilt, das Verhältnis zu ihnen, zu ihren Zielen, ihrem Lehrkörper, ihrer Studentenschaft zu bestimmen. Die Anforderungen an die Wissenschaft wachsen nicht nur in die Tiefe, sondern auch in die Breite; sie soll nicht nur den künftigen Arzt, den Lehrer, den Richter und den Anwalt bilden, sondern sie auch später noch, nachdem sie sie längst ins Leben entlassen, von den Fortschritten unterrichten, die sie selbst seitdem gemacht hat, und sie soll, so verlangt man, ihre Resultate überhaupt in faßlicher Form in breitere Schichten der Bevölkerung hinaustragen: nach dem Muster von England und Nordamerika hat die Volkshochschulbewegung längst auch in Deutschland festen Fuß gefaßt. Die Zusammensetzung der Studentenschaft hat sich geändert; neben den Absolventen des humanistischen Gymnasiums, denen früher allein der Zugang zur Universität offen stand, beginnen mehr und mehr auch Angehörige der anderen Mittelschulen einzuströmen, und ihnen gesellen sich die Frauen zu, denen eine neue Zeit das Studium erschlossen hat; die alte Einheitlichkeit des Auditoriums ist zerstört, und wenn die Ziele des akademischen Unterrichts dieselben bleiben, so muß sich doch seine Methode der veränderten Zuhörerschaft anpassen. In der Studentenschaft selbst zeigt sich eine Bewegung, welche die überlebten Formen des alten Studententums beseitigen und den Hochschüler mit allen die Zeit bewegenden Fragen vertraut machen will; sie verlangt zugleich eine Veränderung der rechtlichen Stellung des Studenten, die sich heute oft noch nach veralteten und von einem gewissen Polizeigeist nicht immer freien Satzungen bemißt, und mögen diese

Bestrebungen, mag die „freie Studentenschaft“ auch wohl einmal fehl greifen, so haben wir es doch mit einer Bewegung von elementarer Bedeutung für die Zukunft zu tun, an der die Hochschullehrer nicht achtlos vorüber gehen dürfen. Mit solchen und verwandten Fragen werden ihre künftigen Tagungen sich regelmäßig zu beschäftigen haben, und in Salzburg selbst ist bereits der Anfang dazu gemacht worden, indem man die Stellung des akademischen Nachwuchses besprach. Man begriff darunter die Extraordinarien und Privatdozenten; der Prozentsatz des akademischen Lehrkörpers, den sie heute ausmachen, ist ein wesentlich höherer als noch vor wenigen Jahrzehnten, die Hochschulen könnten ohne sie ihren erweiterten Aufgaben nicht gerecht werden; trotzdem aber ist ihre Stellung die alte geblieben, sie sind ohne jeden Einfluß auf die Geschäfte der Verwaltung und in wirtschaftlicher Hinsicht regelmäßig nichts weniger als glänzend, oft kaum auskömmlich gestellt. Nach langen, teilweise sehr lebhaften Debatten kam die Salzburger Versammlung überein, die Zusammenfassung dieser Teile des Lehrkörpers in besonderen Organisationen zu fordern, denen das Recht offiziellen Verkehrs mit den Senaten und Fakultäten zuzuerkennen wäre, und man hat weiter eine Reihe von Postulaten aufgestellt, die eine materielle Besserstellung dieser Schichten des akademischen Lehrkörpers bezwecken.

Auf diesem Wege werden die Hochschullehrer fortfahren. Wer also nur allgemeine Schlagworte oder vielleicht Kulturkampfreden von ihnen hören will, wird sich enttäuscht sehen. Verteidigung der unbedingten Freiheit von Forschung und Lehre, Aufrechterhaltung und zeitgemäße Weiterbildung der Autonomie der Hochschulen werden die unverrückbaren Prinzipien ihres Handelns bilden, die Richtschnur, an der sie alle Forderungen messen, die an sie herantreten, aber sie werden diese Fahne nur dann entfalten, wenn es gegen den Feind geht, nicht zur Parade, und sie nehmen gerne den Vorwurf der Interessenpolitik auf sich, wofern man darunter nur nicht eine Abart jener berüchtigten „Mittelstandspolitik“ sieht, die beim Staate betteln geht und ihn zu verpflichten sucht, ihr unbequeme Konkurrenten vom Leibe zu halten.

Allerdings muß sich mit dieser positiven Arbeit auch eine negative verbinden: die Kritik und wenn möglich auch die Beseitigung von Mißständen, die sich an den Hochschulen eingeschlichen haben, Mißständen mancherlei Art, bei der Handhabung der Examina und Promotionen, im Kollegiengelderwesen, bei Berufungen, bei der Zulassung von Privatdozenten, um nur die wichtigsten zu nennen. Es sind Uebelstände, die gerügt worden sind, seit Hochschulen bestehen, und manche empörte Kritik gerade aus Gelehrtenmunde hervorgerufen haben, wenn auch ultramontane Abgeordnete und ultramontane Redakteure in der Regel nicht die Personen sind, denen es zustände, diese Worte zu wiederholen. Auch in Salzburg sind diese Schäden mit unbarmherziger Offenheit bloßgelegt worden und die Hoffnung fand Ausdruck, daß die neue Organisation wenigstens Eines erreichen werde: den Ausschluß der Minderwertigen. Allerdings darf eine Tagung von Hochschullehrern sich nicht in ein Ketzergericht verwandeln wollen, das zudem ja auch niemals imstande sein würde, das alte englische Kernwort: Men, not means außer Geltung zu setzen. Aber es ließe sich vielleicht doch eine gewisse Linie feststellen, unter welche der ideelle Standard of life nicht sinken darf, wenn nicht das Ansehen der Hochschulen leiden soll, und wahrscheinlich vermöchte schon die bloße Existenz einer Versammlung heilsam zu wirken, welche die Meinung der Standesgenossen repräsentiert und den einen oder anderen besonders schlimm gelagerten Fall, sei es auch nur im Rahmen einer prinzipiellen Besprechung, vor ihr Forum zu ziehen vermöchte.

So selbstverständlich gewissermaßen alle diese Pläne und Wünsche erscheinen, so ist ihnen Widerstand doch nicht erspart geblieben. Zwar ist nicht recht zu glauben, was behauptet wurde, daß nämlich die Regierungen oder daß wenigstens die preußische Regierung den Versuch gemacht haben sollte, die Salzburger Tagung zu hintertreiben. Ein derartiges Vorgehen würde ein so geringes Maß von Einsicht verraten, daß man es der Unterrichtsverwaltung eines deutschen Staates schlechterdings doch nicht zutrauen darf; es wäre nur begreiflich, wenn sie schon in der bloßen Ankündigung einer Besprechung, geschweige denn in einer Organisation die Androhung einer unliebsamen Störung des gewohnten Geschäftsganges erblickte und in der Luft der Kinderstube die normale Atmosphäre des öffentlichen Lebens sähe. Viel eher möchte man annehmen, daß eine Hoffnung in Erfüllung gehen werde, der der Vorsitzende der Salzburger Tagung am Schlusse der Verhandlungen Ausdruck verlieh: daß nämlich die Regierungen selbst dereinst die Mithilfe der neuen Organisation in Anspruch nehmen werden. In der Tat müßten sie es eigentlich begrüßen, daß sie nunmehr in die Lage versetzt sind, sich nicht mehr nur über die Wünsche der einzelnen Fakultäten und Senate, sondern über die Anliegen des gesamten Standes der Hochschullehrer zu orientieren, und sie gewinnen noch dazu den gewiß nicht zu unterschätzenden taktischen Vorteil, sich gegenüber kurzsichtigen und zudringlichen Forderungen der Parlamente auf die Stimmung in den beteiligten Kreisen berufen zu können. Die Hauptschwierigkeiten liegen vielmehr anderswo: bei der passiven Renitenz vieler Hochschullehrer selbst. Die Salzburger Bewegung will nichts, als die Durchführung von Grundsätzen, die für jeden Angehörigen einer Hochschule eigentlich selbstverständlich sein müßten. Ohne Zweifel entspricht ihr Programm auch den Ueberzeugungen der überwiegenden Mehrzahl von ihnen, aber wenn Willibald Alexis sagt, daß kein Volk soviel Weisheit habe als das deutsche, wo es gilt, daß alles beim alten bleiben soll, so trifft dieses Wort ganz besonders auf Universitätsprofessoren zu. Die verschiedensten Faktoren wirken zusammen, um sie von dem Anschluß an die neue Bewegung zurückzuhalten: Gleichgültigkeit gegen die gemeinsamen Interessen, die deshalb durchaus noch nicht in besonders starker Entwickelung der eigenen Individualität zu wurzeln braucht, Indolenz und Resignation, die bei Allem und Jedem von vornherein von der völligen Aussichtslosigkeit des Beginnens überzeugt ist, eine falsche Vornehmheit, welche findet, daß Koalition wohl gut genug sei für Gevatter Schneider und Handschuhmacher, nicht aber für einen Hochschullehrer, für den es sich nicht schicke, gemeinsam mit Kollegen gemeinsame Angelegenheiten zu besprechen, endlich, man muß es leider aussprechen, Streberei nicht immer harmloser Art: wenn der eine besorgt, daß ihm das chemische oder physikalische Laboratorium versagt bleiben könnte, das er erstrebt, so bangt es dem anderen um den Hofrats- oder Geheimen Hofratstitel, für den er „an der Reihe" ist, wobei in parenthesi bemerkt werden mag, daß die neue Organisation jedenfalls irgendwann einmal auch dem Titel- und Ordensunfug wird zu Leibe gehen müssen, der unsere Hochschulen verwüstet. Zuletzt findet sich auch hier wieder die mit seltsamer Naivität sogar publizistisch zum Ausdruck gekommene Ueberzeugung von der überlegenen Erbweisheit der „Regierung", die ja doch alles viel besser wissen müsse und viel besser machen werde.

Die Bewegung wird diese Widerstände überwinden und ihnen zum Trotz ihren Weg gehen. Wenn es zwar einen Augenblick schien, als sollte der in Salzburg ausgestreute Same nicht aufgehen, so ist heute der tote Punkt überwunden. In Jena, in München, in Tübingen, in Würzburg, in

Wien sind „Ortsgruppen des deutschen Hochschullehrertages" entstanden, anderwärts sind sie in Vorbereitung begriffen. Die am 30. Januar unter dem Vorsitze von Professor F. Lindemann konstituierte Ortsgruppe München, die in den wenigen Wochen ihres Bestehens von 77 auf 126 Mitglieder angewachsen ist, hat in den drei Sitzungen, die sie in der kurzen, noch verfügbaren Zeit des Wintersemesters abhalten konnte, auch nicht entfernt ihren reichen Arbeitsstoff zu bewältigen vermocht: sie mußte zu gewissen aktuellen Vorgängen an der Universität Stellung nehmen; sie hat, teilweise im Zusammenhange damit, eine Erörterung über Wesen und Inhalt der wissenschaftlichen Freiheit angebahnt, in der Hoffnung, daß eine offene Aussprache wenigstens die Ehrlichen unter den Gegnern überzeugen werde; eine umfangreiche Debatte über den akademischen Nachwuchs, dessen Lage noch einmal den für den kommenden Oktober angesetzten zweiten deutschen Hochschullehrertag in Jena beschäftigen soll, wurde begonnen und wird, da sie bei weitem noch nicht zu Ende geführt werden konnte, wohl auch noch eine Sitzung des Sommersemesters ausfüllen; endlich hat die Ortsgruppe in eingehender Diskussion auch das neue Gehaltsregulativ behandelt, das die bayrische Regierung soeben dem Landtag vorgelegt hat, und ihre Wünsche, soweit sie die Hochschullehrer und die Interessen der Hochschulen selbst betreffen, an den geeigneten Stellen in Vorlage gebracht. Alle Sitzungen, in welchen diese Fragen zur Sprache kamen, wiesen eine starke Frequenzziffer auf; es entspinnen sich die anregendsten und fruchtbarsten Debatten, in denen in interessanter Weise alle die zahllosen feinen Zusammenhänge, die Fäden, die zwischen den einzelnen Gebieten des akademischen Lebens hin und her laufen, beleuchtet werden. Angehörige der Universität und der Technischen Hochschule — diese stellt einen sehr erheblichen Prozentsatz zur Mitgliederzahl — oft einander so fremd, treten sich näher, und häufig ist es belehrender, wenn gezeigt wird, wo die Gesichtspunkte für die beiden Hochschulgattungen divergieren, als wenn sich volle Uebereinstimmung ergibt. Vor allem sind diese Versammlungen für die jüngeren Mitglieder des Lehrkörpers eine vorzügliche Schule: sie erhalten in diesen Debatten, was ihnen oft noch fehlt, einen ausgezeichneten Einblick in den Organismus der Hochschule und das lebendige Ineinandergreifen seiner Teile; sie lernen besser als vorher ein Gebilde kennen, dessen Eigentümlichkeit es ist, daß es sich langsam und allmählich, ohne große organisatorische Eingriffe von außen, seinen Bedürfnissen und den Bedürfnissen seiner Zwecke entsprechend entwickeln konnte, ein Gebilde, das aber eben deswegen ungemein kompliziert ist und der vorsichtigsten Behandlung bedarf, wenn ein einziger ungeschickter Eingriff, der an einem Gliede vorgenommen wird, seine schmerzhaften Folgen nicht sofort auch dem Ganzen mitteilen soll.

So ist zu hoffen, daß die Hochschullehrerbewegung auch weiter auf dem Wege fortfahren wird, den sie beschritten hat. Sie darf dann des Sieges sicher sein. Die Gleichgültigen und diejenigen, die jetzt vielleicht noch zweifelnd und unschlüssig abseits stehen, werden gewonnen werden, die offenen und heimlichen Gegner der Bewegung verstummen müssen. Denn sie will nichts, was nicht in dem Bedürfnis der Wissenschaft und der Hochschulen wurzelte, und sie darf sich bewußt sein, eine Kulturbewegung im eminentesten Sinne des Wortes zu sein, indem sie für das höchste Gut der Gesellschaft eintritt: für ihre geistige Freiheit, und für deren vornehmste Pflegestätten: die Stätten der Wissenschaft.

Ist Deutsch-Süd-West-Afrika ein Bauernland?

Von M. J. Bonn.

Wenn Deutsch-Süd-West-Afrika bis heute das Schmerzenskind der deutschen Kolonialpolitik gewesen ist, so liegt das nicht ausschließlich an den Fehlern, die bei der Durchführung der dortigen kolonialen Aufgaben gemacht worden sind. Es liegt nicht zum wenigsten an der Natur dieser Aufgaben und an dem Umstande, daß über dieselbe keine völlige Klarheit geherrscht hat. Süd-West-Afrika hat eine lebensfähige Eingeborenenbevölkerung; es wies, schon als wir Besitz vom Lande ergriffen, die Anfänge einer weißen Siedlung auf. Man konnte es nicht als bloße Eingeborenenkolonie betrachten, es lagen aber auch andere Probleme vor, als in den eigentlichen Einwandererkolonien. Man ist sich weder in Theorie noch in Praxis über die verwickelte Natur des Problems klar geworden und ist auch heute noch nicht einig über die Form, die die Siedlung dort annehmen muß.

1.

Sieht man von dem halbtropischen Umbolande ab — das einstweilen für praktische Zwecke mehr ein unabhängiger Schutzstaat ist, denn ein Teil einer Kolonie — so weist Süd-West in der Tat viele der Bedingungen einer Einwandererkolonie auf.

Wenn man den trostlosen Wüstengürtel überschritten hat, der die Küste bildet, tut sich ein gewaltiges Hochland vor einem auf, durchsetzt von Hügeln und Gebirgsstöcken, erfüllt von Steppen, Flächen und Buschland — die ganze Weite des südafrikanischen Feldes. Ueber ihm leuchtet eine Atmosphäre durchsichtig blau, wie man sie sich in der Heimat kaum zu träumen wagt, deren endlose Klarheit die Riesenbilder des weiten Landes zu faßbaren Formen zusammendrängt, daß sie sich zum Greifen nahe vor dem Beobachter abheben, der erst allmählich erkennt, wie eine schier endlose Ferne sich dazwischen schiebt. Wer diese afrikanische Steppenluft einmal in vollen Zügen getrunken hat, wer unter den dunklen Anabäumen sitzend, den heißen Atem der afrikanischen Sonne gegen die Felsen wehen fühlte, bis es wie jubelnder Dunst von den Steinen sprühte, wer in einer klaren afrikanischen Sternennacht durchs lange, raschelnde Gras geritten ist — dem scheint dies Land recht geeignet, die Heimat eines freien, Spielraum bedürftigen Volkes zu werden. Und er bedauert manchmal, daß ihm wohl kaum vergönnt sein wird, das Werden dieses Landes gestaltend mitzuleben, wo der größte Feind des Menschen noch der endlos zerfließende Raum ist, während hier in der Heimat zunehmende Enge als bürgerliche Ordnung gefeiert wird.

Gewiß, das Neuland hat seine Plagen. Es gibt im Innern große Striche, die zu wasserlos sind, als daß sie eine dauernde Besiedlung gestatteten; es gibt anderseits üppig grüne Täler wo die Malaria haust. Aber einmal nimmt diese selten die bösartigen Formen an, die die eigentlichen Tropengegenden aufweisen. Dann wird sie sich mit fortschreitender Besiedlung und zunehmender entsprechender Lebenshaltung allmählich zurückdrängen lassen.

Nur die Küste wird wohl für alle Zeiten keine eigentliche Besiedelung erfahren. Weder die Sanddünen von Swakopmund und Walfischbucht noch die Klippenhänge von Lüderitzbucht verlocken zur Niederlassung. Afrikanische Dürre

und Wassermangel — der allerdings in Swakopmund zum Teil behoben ist — schließen ein zeitweiliges feuchtes Nebelklima nicht aus. Man muß Swakopmund einmal an einem trüben Wintermorgen vom Meere aus gesehen haben, wie es, ein schwarzgrauer Streifen allmählich über dem fahlen Sande aufsteigt; langsam nur zerfließen die Nebel bis schließlich vor unserem Auge ein häuserumrahmter Sandstreifen auftaucht. Eine zerfallende Mole und ein aus einem Gerüste bestehender Landungssteg fassen ihn ein. Zwischen beiden hebt und senkt sich das Meer in gewaltiger Dünung. Unbezähmt durch die bisherigen Bauten — und vielleicht auch unbezähmbar — schnellen seine mächtigen Gänge die Leichterkähne — mittelst derer die Ausschiffung geschieht — in langgestrecktem Bogen auf und nieder. Manchmal glaubt man sich auf der Höhe des Landungssteges zu befinden, dann aber sinkt das Bot wieder und man gewinnt den festen Boden nur in einem Korbstuhl, der von einem Krahne herabgelassen wird und einen pendelnd in die Lüfte hebt. Wer von Europa kommt, dem mag wohl der erste Eindruck am Strande nicht befremdlich erscheinen. Er wird vielleicht die Aufforderung eines jungen Zollbeamten, das Gepäck zu öffnen, die geflissentlich ohne „bitte" vorgebracht wird, ebenso natürlich finden, wie den tiefen weglosen Sand, in dem sich die Häuser erheben, den ein paar Planken vergebens in einen Fußsteig zu verwandeln suchen. Denn das Ganze erinnert ihn mit den grau-gelben Tönen, dem pfeifenden Wind und einer frostigen Sonne, die nicht zu wärmen vermag, an ein Strandbild von der Nordsee. Er wird allerdings nicht den Eindruck haben, daß er sich in einem dem Vergnügen gewidmeten Seebad befindet. Er sieht auf Schritt und Tritt harte Arbeit, nüchterne Ordnung; er wird den Eindruck kaum los, daß Swakopmund eine künstliche Schöpfung, deren Aufgabe nicht die Niederlassung ist, das vielmehr nur als Eingangstor seine Berechtigung hat. Es ist eine Behausung für den Kaufmann, der davon träumt, als gemachter Mann in die Heimat zurückzukehren, nicht für den Siedler, den Afrika zum Afrikaner machen soll.

Einen weit bunteren Eindruck macht Lüderitzbucht. Was im Norden Düne ist, das ist hier Fels. Kahle, nur von seltenen Pflänzchen hier und da durchsetzte Klippen schieben sich um die windüberflogenen Buchten; armselige Algen wuchern in den Tümpeln der Niederungen, die die ablaufende Flut zwischen den Bergrücken zurückläßt; nackt und grau starrt der äußerste Rücken, die Diazspitze ins Meer hinaus, dessen brausende Flut, gejagt von heulenden Winden, sie mit scharfem Sprühregen übergießt. Herausgesprengt aus den Felshängen liegt Lüderitzbucht da, mit wirren Straßen, die teilweise von Blöcken versperrt sind, mit kleinen für den Augenblick erbauten einstöckigen Häusern mit Wellblechdächern, die erst langsam von dauernden Bauten verdrängt werden. Alles ist einstweilen noch eng zusammengepfercht, denn der Raum mangelt für die Ausdehnung; von Zeit zu Zeit verkündet ein dumpfer Knall, daß irgend ein verkehrsstörender Block aus dem Wege gesprengt ist. Die Ordnung, die einem in Swakopmund beinahe ein bißchen bedrückend an die Heimat mahnt, stört einen in Lüderitzbucht noch nicht. Ueber den roten Blechdächern dieses den Felsen abgerungenen Nestes liegt etwas von echter kolonialer Atmosphäre — die hier, nebenbei bemerkt, nicht sonderlich wohlriechend ist. Es ist ein Sich-Dehnen und Recken bemerkbar, das sich einstweilen noch nicht in feste Formen fügen will. Trotzdem der Schiffsverkehr nicht mehr sonderlich lebhaft ist, herrscht in dem kleinen Orte etwas von jener fieberhaften Unruhe, die einer Goldgräberstadt zu eigen ist. In den Gasthöfen wird nicht nur nach deutscher Sitte gesessen und gekneipt, da wird gesungen, gejohlt, getanzt und getobt. Swakop-

mund ist schon gut bürgerlich deutsch geworden, in der „Bucht" findet sich noch ein Stückchen internationalen Glücksjägertums. Manche derartige Erscheinung ist durch die Nachbarschaft von Kapstadt bedingt, das uns die Ueberreste des Burenkriegs sandte, — Menschenmaterial und Waren, beide gelegentlich etwas beschädigt — zum Teil ist sie aber auch die Folge des Bahnbaues nach Keetmanshoop, bei dem etwa 500 Weiße und etwa dreimal soviel Eingeborene beschäftigt sind.

Diese Belebung wird nicht dauern, aber eines wird bleiben: Lüderitzbucht hat einen wirklichen Hafen, der vom Festlande und der mit diesem durch eine Brücke verbundenen Haifischinsel gebildet wird. Während man in Swakopmund häufig nicht landen kann — im August 1906 war eine Landung nur an 15 Tagen möglich — besitzt Lüderitzbucht in der Tat eine geschützte Bucht, die verhältnismäßig leicht mit allen modernen Anlagen versehen werden könnte. So wird auch in Zukunft ein gewisses Leben in der Bucht walten. Zu einer zweiten Heimat wird sie ihren Bewohnern kaum werden. Wohl bietet die düstere Felsenlandschaft herrliche Bilder, wenn man über Klippen und Buchten nach der Diazspitze reitet. In der sumpfigen Strandebene schütteln die Flamingos ihr flammendes Gefieder und über der Spitze selbst schießen Taucherenten einher. Aber Meer und Land sind trübe; nichts lädt zum Bleiben ein. Ueberdies fehlt es an Wasser. Die Bohrungen des Herrn von Uslar haben nur brakiges Wasser ergeben und selbst wenn das Kondensationswasser zu einem völlig angenehmen Getränke werden sollte, 3 Pfennig der Liter ist ein bißchen viel.

Wie gänzlich verschieden ist diese unwirtliche Küste von dem üppigen Tieflandstreifen, der das britische Südafrika umgibt, von den herrlichen Hängen von Kapstadt, wo am Fuße des Tafelberges die beste Traube der Welt reift, oder von den sanften Hügeln von Durban, wo zwischen flammenden Hibiscusblüten eine Gartenstadt das Meer umsäumt, das, wie ein großer Binnensee nur durch einen schmalen Kanal mit dem Ozean verbunden ist. Es ist kein Wunder, daß dieser so begünstigte Küstensaum zum Mittelpunkt wirklicher Siedlungen geworden ist, und nicht wie Swakopmund oder Lüderitzbucht nur Umladeplätze darstellt, an denen der Seeverkehr in den Landverkehr übergeht. Daher leben denn auch von den etwa 600000 Weißen der Kapkolonie fast 150000 in Kapstadt, Port-Elisabeth und East London. Die Bevölkerung der Küstengegenden von Deutsch-Süd-Westafrika wird dagegen kaum zahlreicher werden, als zur Vermittlung des Verkehrs nach dem Binnenlande notwendig ist.

2.

Weist nun dieses Binnenland wirtschaftliche Bedingungen auf, die eine weitgehende Besiedlung ermöglichen?

Bei der Beantwortung dieser Frage sind wir glücklicherweise nicht auf bloße Vermutungen angewiesen. Wir wissen, daß vor dem Kriege etwa 400 Farmen im Besitze von Weißen waren; wir wissen ferner, daß, vor allem im Hererolande eine zahlreiche Eingeborenenbevölkerung vorhanden war. Diese Eingeborenen hatten vor der Rinderpest einen beträchtlichen Viehbesitz; sie wiesen gelegentlich der Viehzählung von 1902/3 einen (sicher zu gering angegeben) Bestand von 46 000 Stück Großvieh und 140 000 Stück Kleinvieh auf. Der Besitz der Europäer bezifferte sich auf 45 000 Stück Großvieh. Dabei war es möglich, die hohen Viehpreise, die nach dem Burenkriege in britisch Südafrika herrschten, auszunutzen und im Jahre 1902 5099, 1903

12453 Stück Großvieh dorthin auszuführen. Der Wert des Rindes am Ausfuhrort betrug 150—160 M. Früher hatte man von den Hereros Ochsen zu 20—30 Mk erhandeln können! Es besteht kein Zweifel, daß natürliche Bedingungen für Viehzucht im weitesten Sinne des Wortes gegeben sind, daß außer den erwähnten Tiergattungen Esel, Maultiere und Pferde zu gedeihen vermögen. Die letzteren sind allerdings in hohem Maße der Pferdesterbe unterworfen, einer während der Regenzeit auftretenden Infektionskrankheit, vor der nur wenige hochgelegene Plätze verhältnismäßig sicher sind. Indes ist der Süden hier im großen und ganzen weniger gefährdet als der Norden. Der Süden weist große grasbestandene Flächen vor, auf denen sich kein Dorngestrüpp befindet. Er ist daher zur Kleinviehzucht, besonders zur Schafzucht geeignet. Seine großen Flächen ermöglichen wohl auch die Straußenzucht. Die Dornbüsche des Nordens verweisen denselben einstweilen auf die Rindviehzucht. Unter normalen Bedingungen vermehrt sich der Viehbestand einer afrikanischen Farm schnell. Man rechnet bei Kleinvieh eine Saldozunahme von 100 %, bei Großvieh bis zu 60 %. Allerdings kommen dann fürchterliche Seuchen, die manchmal den ganzen Viehbestand vernichten.

Die Farmen, die vor dem Kriege entstanden waren, nahmen etwa eine Fläche von 40 000 qkm ein. Man ersieht daraus, daß im Durchschnitt die einzelne Farm etwa eine Ausdehnung von 10 000 ha hat. Farmen von 15—20 000 ha waren durchaus keine seltenen Erscheinungen. Die Größe derartiger Farmen erklärt sich aus der Tatsache, daß das südafrikanische Weidefeld keine dichte Bestockung ermöglicht. Man rechnet etwa 10—20 Hektar auf das Stück Großvieh und 1—2 Hektar auf das Stück Kleinvieh. Eine Farm von 10 000 Hektar könnte daher nur 500—1000 Stück Großvieh ernähren, nebst ein paar tausend Stück Kleinvieh, da Schafe und Rinder nicht immer die gleichen Futterpflanzen verzehren. Es ist das ein Ergebnis, das, im Vergleich zu anderen kolonialen Daten, nicht als ungünstig bezeichnet werden kann. Im Durchschnitt der Kapkolonie kommen 1.7 Schafe und 1/5 Stück Großvieh auf 10 Hektar; in Urugay rechnet man 68 Stück Großvieh auf den Quadratkilometer. Es sind das natürlich Zahlen, die mit großer Vorsicht zu behandeln sind. Das Wirtschaftsleben von Deutsch-Süd-West sieht auf so wenige Jahre zurück, daß selbst die bestellten Farmen selten zur vollen Tragfähigkeit ausgenutzt wurden. Man hat wohl kaum genügende Erfahrungstatsachen, um genau darzutun, in welchem Umfange Dürrjahre und Heuschreckenjahre die durchschnittliche Tragfähigkeit beeinflußen. Man weiß auch nicht, welcher Teil der Gesamtoberfläche von 835 000 qkm — von denen jedenfalls ein großer Teil Unland ist — oben angegebenem Durchschnitt entspricht. Es ist daher nur leichtfertige Zahlenspielerei, wenn man heute berechnen will, wie groß der Schafbestand der Kolonie im Jahre 1928 sein wird. Vergleiche mit der Kapkolonie oder mit der Orangeflußkolonie sind hier völlig unnütz. Die Kapkolonie weist in ihren einzelnen Teilen die weitgehendsten Verschiedenheiten auf. Es gibt Distrikte, in denen die Großviehdichtigkeit beim letzten Zensus 0.16 Stück auf die englische Quadratmeile betrug; diesen standen andere Distrikte gegenüber, wo sie auf 62.12 angewachsen war. Solange nicht feststeht, daß die einzelnen Teile des Schutzgebietes bestimmten Distrikten der Kolonie ähnlich sind — und bezüglich der letzten Ziffer steht fest, daß das nicht der Fall ist, — sind solche Vergleiche irreführend; es wäre überdies nötig zu beweisen, daß das Verhältnis guter und schlechter Distrikte in beiden Ländern das gleiche ist. Man kann auf Grund der vorliegenden Daten nur annehmen, daß die Verhältnisse des britischen Südafrika denen von Süd-West vielfach

ähneln und daß Süd-West-Afrika den Wirtschaftstypus, den es heute aufweist noch für längere Zeit behalten wird: Die Großfarm mit extentiver Weidewirtschaft.

Es ist das ein Ergebnis, das manchen schmerzlich berühren mag. Wenn die Farmen zwischen 10—20 qkm schwanken, dann kann man ja, je nachdem man die Größe des verfügbaren Landes berechnet, nur zwischen 20—50000 Farmwirtschaften fürs ganze Land annehmen.

3.

Nun verbindet sich die Vorstellung von Kolonisation in Deutschland instinktiv mit der Vorstellung des Ackerbaus. Wir haben in aller Herren Länder tüchtige Bauernkolonisten gesandt, die die Scholle emsiger bearbeiteten als Einheimische und andere fremde Einwanderer. Sie haben Gegenden fruchtbar gemacht, die früher Wüsteneien waren; sie sind aber dem Mutterlande politisch verloren gegangen. Hier — so sagt man mit Bezug auf Süd-West-Afrika — hier haben wir endlich ein Gebiet, in dem der Deutsche gedeihen kann, hier sollen sie ein Neudeutschland gründen, ein Land, in das der deutsche Bauer auswandern kann, wo schmucke Dörfer in dichtem Netze das Land bedecken und rauschende Kornfelder eine Kornkammer der Heimat bilden werden. Was heute Kanada dem britischen Mutterlande ist, ein Land der Kleinbauern, das die überschüssige Bevölkerung aufnimmt, das soll Süd-West-Afrika uns werden. Haben wir doch noch den Vorteil einer tüchtigen Bauernbevölkerung, während England sich durch fremde Ansiedler in Kanada geschlagen sieht.

Allerdings, das Bild ist verlockend. Reicht doch in Kanada eine Stelle von etwa 80 Hektar aus, um einem fast mittellosen Einwanderer zu erhalten und vorwärts zu bringen. Sind doch in den Jahren 1902—1905 81000 derartige Stellen vergeben worden.

Warum sollte uns bei einer vernünftigen Bodenpolitik nicht ein ähnliches gelingen? Warum sollten wir nicht Kleinfarmer ansetzen können, die eine dichte Bevölkerung bilden werden, ein Jungdeutschland, das nicht nur der Stolz des Mutterlandes sein wird, sondern mächtig genug ist, um sich aus eigener Kraft jeder Angriffe der Eingeborenen zu erwehren; ja es wird stark genug sein, um dem britischen Südafrika gegenüber einmal ein Wort von Bedeutung sprechen zu können.

Derartige Pläne lassen sich naturgemäß nicht verwirklichen, wenn die Farmen an Größe zwischen 10—20000 Hektar schwanken und nach den Prinzipien intensiver Viehwirtschaft bestellt werden. Wäre es nicht möglich, Ackerbau in Süd-West zu treiben? Ein solcher ist in der Tat an einzelnen Stellen bereits heute vorhanden. Eine knappe Stunde von Windhuk liegt die lachende Siedlung von Klein-Windhuk, am Fuße des quellenreichen Windhukerberges mit grünenden Feldern, üppigen Gärten und blühenden Bäumen. Hier ist nicht länger das weite menschenleere Feld, hier herrscht intensive Kultur, die eine dichte Siedlung ermöglicht. Einer der führenden Siedler in Klein-Windhuk beschäftigt nicht weniger als 160 Eingeborene. Und während der Morgen Land dort ursprünglich 30—50 M. kostete, sind neulich für 5 bis 6 Morgen über 20000 M. gezahlt worden. Blühende Oasen, wie Klein-Windhuk finden sich an vielen Orten; man kann sich kaum ein herrlicheres Bild vorstellen, als die Gärten von Otjimbingwe, beschattet von uralten Annabäumen, oder den Missionsgarten von Onaruru, mit seinen Dattelpalmen und Bambusstauden.

Noch schöner ist das Landschaftsbild im Norden, im Bezirk von Grootfontein, wo dicht grünender Laubwald die Steppe durchsetzt, daß sie einem englischen Parke ähnelt, allerdings mit seltsam verträumten Bäumen, und zwerghafte silberfarbige Palmen in der Fläche stehen. Und dazwischen liegen dann Farmen, an einer sprudelnden Quelle vielleicht, deren Wasser nicht nur den Gemüse- oder Obstgarten bewässert, sondern ausreicht, um 20—30 Morgen mit Weizen oder Mais zu bestellen. Wäre es nicht möglich, diesen Oasenbau, der sich vielerorts findet — von 480 bis heute verkauften Farmen haben etwa 170 etwas Gartenbau — über einen großen Teil des Landes auszudehnen?

4.

Die Voraussetzungen dieser Oasenkultur ist überall Wasser. Wo sich solches in genügender Menge findet, gedeihen nicht nur Cerealien, Gemüse, sondern auch Tabak, gelegentlich Baumwolle, Datteln, Bananen.

Fließendes Wasser, Flüsse und laufende Quellen, sind nun nicht eben häufig. Die Flüsse führen meist nur während der Regenzeit Wasser; im Winter bestehen dagegen die meisten Gewässer, auch solche die man als fließende bezeichnet, aus einer Unzahl mehr oder minder großer Lachen, die durch dünnrieselnde Wasserfäden mit einander verbunden sind. Unter dem Sande des „Reviers" ist dagegen, wie der dichte Saum mächtiger Bäume beweist, häufig Wasser vorhanden, das vielfach ohne große Mühe erreichbar ist. Die Wasserversorgung der Farmen findet daher größtenteils durch bloße Wasserstellen statt, sei es, daß sie von Natur als Wasserlöcher zugänglich waren, sei es, daß sie künstlich erschlossen wurden. Unter den bis jetzt vergebenen 480 Farmen haben etwa 120 offenes Wasser, d. i. Flußwasser, Quellwasser oder natürliche Wasserlöcher. Die übrigen beziehen ihr Wasser aus Brunnen, die z. T. erbohrt und ausgesprengt werden. Bis jetzt hat man — öfters unter Verwendung der Wünschelrute — Wasser in verhältnismäßig geringer Tiefe gefunden. Die gefundene Menge, die man durch Windmotore usw. zu Tage förderte, reicht meist aus, die häuslichen Bedürfnisse zu befriedigen, etwas Gartenbau zu treiben und einen Teil des Viehs zu tränken. Mit *einem* Brunnen kommt man aber vielfach nicht aus, schon weil die Tiere auf den großen Farmen einen viel zu weiten Weg zur Tränke zurücklegen müßten. Die geförderten Mengen sind nirgends ausreichend, einer zahlreichen Ansiedlerschaft die Bedürfnisse zu decken und dabei einen intensiven Ackerbau zu ermöglichen. Es ist dabei zu bedenken, daß die Niederschläge äußerst schwankend sind; man hat in Windhuk Schwankungen in der Niederschlagsmenge von 190 mm—690 mm festgestellt, in Keetmanshoop gar solche zwischen 32,2 mm und 270,8 mm. Naturgemäß bewirken ein oder gar mehrere Dürrjahre ein Sinken des Wasserspiegels; die Brunnen versiegen oder müssen zum mindesten tiefer gelegt werden. Eine gleiche Gefahr ergibt sich aber bei einer starken Inanspruchnahme. In Klein-Windhuk hat das bereits in der Vergangenheit zu Schwierigkeiten geführt, es müssen heute, bei dem gesteigerten Wasserverbrauch, die Brunnen fortwährend tiefer gelegt werden.

So nützlich und notwendig das Brunnenbohren also ist, so wenig darf man einstweilen eine intensive Wirtschaft auf dasselbe begründen. Die geologische Formation des Südens soll die Möglichkeit bieten, durch Tiefbohrungen große auch für den Ackerbau ausreichende Wassermengen zu erschließen. Hierfür liegen indes noch keine Beweise vor. Die Erfahrungen des britischen

Süd-Afrika berechtigen nicht zu allzu weitgehenden Erwartungen. In der Kapkolonie stehen etwa 200000 Morgen unter künstlicher Bewässerung; von diesen beziehen nur 24000 ihr Wasser aus Staudämmen, Brunnen, Quellen und Bohrlöchern. Meist wird es vielmehr aus Flüssen, die dauernd oder zeitweilig Wasser führen, durch Kanäle abgeleitet. Wo das nicht möglich war, da hat man Wasser in Staudämmen zu fassen gesucht. Kleine Stauweiher, die der Farmer selbst errichtet hat, finden sich als Tränkestellen neben den Brunnen auf fast jeder ordentlich bewirtschafteten Farm in Südafrika. Auch in Süd-West haben viele Farmer ihren Nutzen erkannt und sind dem Beispiele des Nachbarlandes gefolgt.

Man hat nun in der Kapkolonie eine Anzahl großzügige Stauanlagen mit großen Kapitalien ins Leben gerufen, um auf dem durch sie berieselten Lande Raum für sog. Bewässerungskolonien zu gewinnen. Die Kosten hierfür sind meist sehr hoch gewesen, der Erfolg ist vielfach zweifelhaft geblieben. Dabei ist der Zweck dieser Kolonien — die meist im Anschluß an ein Flußsystem entstanden sind — eine Art innerer Kolonisation gewesen. Das beste Land der Kapkolonie ist längst vergeben; dagegen ist eine starke kapitallose Burenbevölkerung herangewachsen, die sog. „Armen Weißen". Sie besitzen einstweilen selten Neigung und Fähigkeit, um nicht-landwirtschaftliche Berufe zu ergreifen; sie haben nicht die Mittel, große Farmen zu erwerben, und nicht das Kapital, sie mit Vieh zu bestocken. Man hat sie daher in den Bewässerungskolonien angesetzt, wo sie, meist unter Aufsicht, in dorfartigen Siedlungen leben. Man hat derartige Experimente gemacht, nicht zur Erschließung eines Neulandes, sondern um eine im Lande geborene Bevölkerung, für die sonst kein Raum vorhanden ist, vor dem Untergange zu bewahren. Selbst wenn derartige große Talsperren in der Kapkolonie sehr erfolgreich gewesen wären, so sind doch die sozialen Verhältnisse des Schutzgebietes so ganz andere, daß zu einer Nachahmung kein Grund vorliegt. Das Schutzgebiet hat Mangel an Siedlern, die Kolonie Ueberfluß an solchen. Es mag natürlich für die Techniker wertvoll erscheinen, derartige große Unternehmungen ins Leben zu rufen. Aber wenn — wie das vorgekommen ist — der Techniker erst seine Pläne fertig macht und dann seine afrikanischen Bekannten frägt, was man nun auf dem bewässerten Boden bauen soll, so erfüllt einen das nicht mit Vertrauen.

Die bloße Tatsache, daß von etwa 84 Millionen Morgen in der Kapkolonie nur etwa 200000 landwirtschaftlich genutzt werden, zeigt, daß auch lange Erfahrung Südafrika nicht zu einem Ackerland gemacht hat. Selbst die viel günstiger gestellte Oranje-Fluß Kolonie, die heute schon kleinere Farmen und dichtere Bevölkerung aufweist, hat auf einer Gesamtfläche von 15 Millionen Morgen nur 371515 Morgen, die bestellt sind. Es gibt wohl Gegenden, wo verhältnismäßig kleine Farmen möglich sind, z. B. im Südwesten der Kapkolonie. Die Obst- und Weinfarmen daselbst sind natürlich von den Farmen der Steppe nach Größe und Betriebssystem verschieden; der Umfang des auf sie entfallenden Landes beträgt aber nur etwa 30000 Morgen aus im ganzen 84 Millionen Morgen. Viele dieser Farmen haben überdies eine Größe von ein paar hundert Morgen.

Dem gegenüber kann man allerdings anführen, daß in gewissen Gegenden der Kapkolonie wirklich Kleinsiedlungen völlig geglückt sind.

Die Provinz Britisch-Kaffraria, im Osten der Kapkolonie, sollte im Jahre 1856 durch eine starke weiße Siedlung gegen die Angriffe und Aufstände der Eingebornen gesichert werden. Der Krimkrieg ging dann zu Ende;

unter den Truppen, die für denselben angeworben worden waren, befand sich auch die aus Deutschen bestehende Hannoverische Legion, die nun überflüssig geworden war. Da viele ihrer Mitglieder Gründe hatten, nicht nach Deutschland zurückzukehren, beschloß man, ihnen anheim zu stellen, sich in Südafrika niederzulassen. Sie sollten auf Kosten der Regierung nach Südafrika befördert werden und dort, unter der Führung ihrer Offiziere in 18 dorfartigen Siedlungen untergebracht werden. Jedes Individuum sollte eine Heimstätte erhalten, die Raum für ein Haus hatte und 1 Acker (0.4 Hektar) Gartenland enthielt; daneben sollten Gemeindeweiden zur Nutzung der Siedler dienen.

Diese erhielten ein Kapital von 360 Mk. in bar; dazu Kleidung Waffen, Wagenausrüstung; Zelte wurden ihnen auf Borg gegeben. Während des ersten Jahres wurden für die Mannschaften und ihre Familien volle Rationen geliefert; dann wurde ihnen 3 Jahre lang ein Sold von 50 Pfg. per Tag bewilligt. Die Leute hatten sich verpflichten müssen, 7 Jahre auf Stellen zu bleiben. Die Offiziere erhielten ihrem Range entsprechend größere Land- und Geldschenkungen. Es war also eine dorfweise Siedlung beabsichtigt, in der man vor feindlichen Angriffen sicher war. Derartige Siedlungen hatten auch die Buren in gefährdeten Gegenden häufig vorgenommen. Jeder Farmer erhielt bei ihnen dann eine Heimstätte, ein „Erff" im Dorfe, außerdem noch eine große Farm. Bei den geplanten Niederlassungen der Deutschen handelte es sich aber um eine kleinbäuerliche, nicht nur um eine dorfweise Siedlung.

Ein Teil der Legionäre nahm die erwähnten Bedingungen gerne an. Es landeten bis Anfang 1857 106 Offiziere und 2245 Mann in Südafrika. Man hatte gehofft, daß Offiziere und Mannschaften ihre Frauen mitbringen würden und die Unverheirateten veranlaßt, sich vor der Ausreise zu verheiraten; obwohl aber auf diese Weise noch 203 Ehen zustande kamen, trafen nur 88 Offiziersfrauen und 343 Soldatenfrauen in Kaffraria ein. Ueberdies zeigte sich bald, daß diese Siedler kein besonders ordnungsliebendes Element waren, man mußte sie unter militärische Disziplin stellen, um ein Auseinanderlaufen zu verhindern. Man suchte sie zwar durch Einfuhr von Frauen auf Staatskosten zu biedern Ehemännern und seßhaften Kolonisten zu machen; man wußte aber nicht recht, wie das in kurzer Zeit bewerkstelligt werden könnte. Schließlich beschloß der Gouverneur, Sir George Grey, 4000 ackerbautreibende deutsche Siedler herauskommen zu lassen, wenn möglich verheiratet und mit heiratsfähigen Töchtern. Das Haus Godefroy in Hamburg sollte sie ihm besorgen. Es erhielt für die Ueberfahrt eines jeden Erwachsenen bis in den Hafen von East London Mk. 250; von dort aus schaffte die Regierung die Ankömmlinge landeinwärts.

Jede Familie erhielt eine Heimstätte im Dorf, dazu 8 Hektar Ackerland; für jedes Kind über 10 Jahre weitere 0,8 Hektar; der Junggeselle sollte 4 Hektar erhalten. Die Leute mußten die Ueberfahrtskosten in 8 Jahren abzahlen; da man aber möglichst viele Frauen ins Land ziehen wollte, mußte für heiratsfähige Töchter nur die halbe Ueberfahrt gezahlt werden. Der Kaufpreis für die Farmen mußte ebenfalls binnen 8 Jahren erlegt werden, der Hektar wurde zu 50 Mk. berechnet. Die Gemeindeweide war frei.

Unter diesen Bedingungen wurden 2315 Individuen eingeführt und in der Nähe von King Williamstown angesiedelt. Dann griff die englische Regierung ein und trat gegen Entschädigung von dem Vertrage zurück. So unerfreulich waren aber damals die Verhältnisse in Deutschland, daß eine ganze Anzahl Auswanderungslustiger auf eigene Kosten herauskamen.

Dieser Versuch einer umfangreichen Kleinsiedlung hat fast 5000 Deutsche nach Süd-Afrika gebracht; ein großer Teil derselben ließ sich aber nicht an

Ort und Stelle festhalten, am 31. Dezember 1859 waren nur noch 1165 Legionäre, Frauen und Kinder inbegriffen, vorhanden, und 1494 Siedler, darunter nur 306 Männer. Ein Teil hatte sich verlaufen, andere waren außerhalb der Grenze des eigentlichen Kaffraria angesiedelt. Mancherlei Schwierigkeiten und Vernachlässigungen waren vorgekommen; das Ergebnis war aber, daß im Jahre 1876 noch 436 derartig geschaffene Stellen besetzt waren. Man hat darauf Ende der 70ger Jahre das Experiment wiederholt. Nicht nur wurden in der Gegend von King Williamstown und East London weitere Deutsche angesetzt, nicht weit von Kapstadt, in der sog. Kap-Vlakte wurde ein ähnlicher Versuch gemacht. Heute liegen bei King Williamstown eine Anzahl deutsche Dörfer: Neu-Braunschweig, Frankfurt, Potsdam usw. Inmitten der Aecker und Gärten, die vielleicht 12—15 Hektar groß sind, stehen einstöckige niedrige Steinhäuser mit vorspringenden Dächern. Sie haben 3 bis 4 sehr einfach eingerichtete Stuben, deren einziger Schmuck ein paar Oeldrucke bilden. Eine gewisse muffige Luft herrscht in ihnen, wie in so manchem deutschen Bauernhaus der Heimat. Ein halbes Dutzend bis ein Dutzend solcher Heimstätten liegen in einem Tale beieinander. Ueber sie ragt ein Kirchturm empor. Die Gärten sind mit Obstbäumen dicht bestanden: Aepfel, Birnen, Annanas gedeihen. Auf den Feldern reifen Mais und Korn für den Verkauf, Weizen für den Hausgebrauch. Butter, Eier, Gemüse werden in die Stadt gesandt. Es sind liebliche grüne Täler, die sich vor uns auftun, durchströmt von braunen Bergbächen, saftig und frisch, erquickend für den, der aus der dürren Karroo kommt. In all diesen Dörfern ist die Siedlung erfolgreich gewesen. Ein großer Teil der Leute ist allerdings, wie das bei jeder Kolonisation geschieht, verschwunden, die Zurückbleibenden, die als mittellose Taglöhner begannen, haben es zu etwas gebracht; sie sind allerdings in vielen Fällen nicht Kleinbesitzer geblieben, sondern richtige Farmer geworden. Warum sollten wir in Deutsch-Süd-West-Afrika nicht die gleichen Erfolge erzielen können?

Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß diese Vorbilder von Einfluß auf die Siedlungspläne in Süd-West-Afrika gewesen sind; aber ein Vergleich mit ihnen läßt leicht manche Verschiedenheit außer Acht. King Williamstown, das Zentrum dieser deutschen Siedlungen, hat eine Niederschlagsmenge bis zu 820 mm das Jahr; an fließenden Flüssen und Bächen ist kein Mangel. Es sind also, bei fruchtbarem Boden, die Vorbedingungen einer intensiven Kleinkultur gegeben. Dank dieser günstigen natürlichen Umstände brauchte der dortige Kleinsiedler kaum Kapital, um einen Betrieb zu beginnen. Während in Süd-West-Afrika der Kleinsiedler 10000 Mk. braucht, um einen Anfang machen zu können, — — der Brunnen allein kostet ihn 2000 Mk. und die Regierung ist bereit, ihm bis zu 6000 Mk. vorzuschießen — hat er in Kaffraria ohne Kapital begonnen, und auch beginnen können; so wie die Stellen zugeteilt waren, machten sich Frauen und Kinder an den Ackerbau, zu dem, wie gesagt, keine kostspieligen Aufwendungen nötig waren. Die Männer suchten auf den benachbarten Großfarmen oder in King Williamstown Arbeit und konnten sich so beträchtliche Löhne ersparen. Vor allem war in der Nachbarschaft eine aufnahmefähige Bevölkerung vorhanden. King Williamstown, die Hauptstadt der Provinz bot einen Markt und die Legionäre, die ja viele Jahre lange Löhne bezogen, kamen als Konsumenten umsomehr in Betracht, je weniger sie als Siedler taugten. Ueberdies war eine dichte Eingeborenenbevölkerung zur Stelle, mit der man gewinnbringenden Handel treiben konnte; und was man an Ort und Stelle nicht verkaufen konnte, ließ sich ausführen. Schon vor der Besiedlung hatte der Wert der Ausfuhr aus dem nur 42 eng-

lische Meilen entfernten East London über 1 Million Mark betragen. Und wenn man schließlich die ersten Jahre nicht gar zu viel erübrigte, — man hatte ja kein Geld in den Boden gesteckt, das sich nun verzinsen mußte. Die Leute waren besitzlose Arbeiter gewesen, die froh waren, nun auf eigener Scholle zu sitzen. Allmählich ist dann der innere Absatz und gleichzeitig die Ausfuhr gewachsen.

Aehnlich lagen die Dinge auf der Vlake. Wenn Boden- und Niederschlagsverhältnisse dort vielleicht ungünstiger waren, so lag dafür der größte Markt der Kolonie, Kapstadt, vor der Türe, das für Gemüse, Eier usw. gern verhältnismäßig hohe Preise zahlte.

5.

Es bedarf kaum der Ausführung, daß ähnliche Verhältnisse im deutschen Schutzgebiete nicht vorliegen.

Im Schutzgebiet sind die Wasserverhältnisse ungünstig, der Siedler braucht Kapital, er hat wenig Gelegenheit zum Nebenerwerb und er kann auf keinen inneren Markt von Bedeutung rechnen. Gewiß sind einzelne städtische Siedlungen im Lande verstreut, die Gemüse, Eier usw. konsumieren, aber ihre Zahl ist gering und ihre Bevölkerung wenig zahlreich. Es kommen hiebei bloß Windhuk, Keetmannshoop und für gewisse Produkte Swakopmund in Betracht; Lüderitzbucht läßt sich billiger von Kapstadt aus versorgen. Die gesamte weiße Bevölkerung beträgt heute etwa 8000 Köpfe; dazu kommen die Garnisonen mit etwa 4000 Mann, die aber naturgemäß ein abnehmender Posten sein müssen. Sie sind überdies in etwa 30 Stationen über das Land verteilt. Ein guter Teil der weißen Bevölkerung besteht dabei aus Produzenten. Viele Großfarmer treiben etwas Ackerbau und bringen den Ueberschuß über ihre eigenen Bedürfnisse an den Markt. Ein solcher Großfarmer kann den Ztr. Kartoffeln zu 20 Mk. mit Vorteil verkaufen, — der Farmer Schlettwein berechnet seine Produktionskosten auf 7—8 Mk., — während der Kleinfarmer auf 30—40 Mk. hofft. Die Zahl der weißen Konsumenten ist also gering; man hat sie künstlich zu vermehren gesucht, indem man z. B. den Truppen, selbst auf entlegenen Plätzen, verbietet, kleine Gärten zum Selbstgebrauch anzulegen und sie nötigen wollte, ihren Bedarf bei einem Farmer zu decken, der vielleicht gar nicht für sie produzieren will; aber mit dieser Schildaschen Kolonialpolitik wird man wenig erreichen.

Natürlich haben Weiße und Eingeborene — deren Zahl doch immer 30—40000 betragen dürfte, Bedarf an Mais oder Reis von beträchtlichem Umfange — die Einfuhr an Körnern und Hülsenfrüchten betrug 1904 fast 600000 Mk. Wenn aber eine Entwicklung der Kolonie eintritt, wird dieser Bedarf verhältnismäßig nachlassen. Heute kauft der Farmer vielfach Reis und Mehl für die Eingeborenen und den eigenen Gebrauch; es ist zu hoffen, daß er später genug für den eigenen Gebrauch erzeugen kann. Selbst wo das nicht der Fall sein wird, wird der Markt immer ein beschränkter sein, er wird dabei von den bevorzugten Produktionsorten recht weit entfernt liegen. In einzelnen begünstigten Gebieten, wie z. B. Grootfontein ist wohl Weizen- und Mais-Produktion für den Verkauf möglich. Aber Grootfontein liegt fast 600 km Eisenbahnentfernung von Windhuk und Windhuk liegt keine 400 km von Swakopmund entfernt. Wenn keine künstliche Politik getrieben wird, kann also Grootfontein mit dem Auslande in Windhuk nur konkurrieren, wenn es billiger produziert; wenn man nun bedenkt, daß Togo-Mais in Swakopmund

zu 5 Mk. der Zentner angeboten worden ist, und in Grootfontein im Jahre 1906 ein Preis von 25—30 Mk. erlöst wurde, dann hat man ein klares Bild der heutigen Konkurrenzverhältnisse. Die Produktionskosten, nicht der Verkaufspreis, des Weizens auf der begünstigten Farm Warmbad betragen für den Zentner 12—15 Mk.; der Zentner in London kostet heute etwa 8 Mk. Daß der Süden unter solchen Umständen von Grootfontein versorgt werden kann, ist nach diesen Ausführungen ausgeschlossen. Wenn eine Bahnverbindung zwischen Windhuk und Keetmanshoop kommen sollte, beträgt die Entfernung von Grootfontein etwa 1200 km. Die Strecke Lüderitz-Bucht-Keetmanshoop ist noch nicht ein Drittel so lang; da die Hafenverhältnisse in Lüderitzbucht günstig sind, steht einer Einfuhr gar nichts im Wege.

Der Markt, der ausgebeutet werden kann, ist daher immer nur rein lokaler Natur, sei es, daß er fern der Eisenbahn liegt und die Einfuhr also den teuern Wagen benutzen muß, sei es, daß er sich am Ende einer langen Strecke befindet und daher durch den hohen Frachtaufschlag geschützt ist. Transportverhältnisse, die die Einfuhr erschweren, verteuern naturgemäß auch den Absatz. An manchen Orten mag immerhin unter günstigen natürlichen Bedingungen eine gewisse Produktion über den eigenen Bedarf an Weizen, Mais, Tabak usw. stattfinden. Derartige örtliche Märkte hängen nun sehr von dem Ausfalle der Ernte ab, da der Ueberschuß nicht abzuschieben ist. In einer der Bewässerungssiedlungen der Kapkolonie kostet der Sack Weizen in einem Durchschnittsjahre 30—40 M. In einem guten Jahre fällt er auf 14 M. In Grootfontein kostete der Mais vor 2 Jahren 30 M. der Zentner; er wäre im Jahre darauf auf 10 M. gefallen, wenn nicht die Heuschrecken einen großen Bestand abgefressen hätten. So fördern auch die Heuschrecken gelegentlich das Wirtschaftsleben. Der Farmer Schlettwein meint, er sei ganz zufrieden, wenn er nur jedes dritte Jahr die Ernte an den Markt brächte, allerdings dann zu einem Preise von 25—30 M. Da man sich aber auch auf die Heuschrecken nicht unbedingt verlassen kann, so machen solche Möglichkeiten eine Produktion für den Absatz gefährlich. Ein Großfarmer, der unter günstigen Verhältnissen alles mögliche produziert, kann ein derartiges Risiko laufen; der Kleinfarmer, dessen ganzes Kapital in einer Ernte steckt, nicht. Ein paar Kleinsiedler bei Swakopmund hatten im letzten Jahre einen Verlust durch Heuschrecken von 10—12 000 M. Wenn man Frostschäden, Dürre, Heuschrecken und gewaltige Gewitterstürme, die ganze Flußufer mitreißen, in Betracht zieht, so muß man zu dem Schluß kommen, daß einstweilen die Aussichten des Ackerbaues und damit die einer dichten Besiedlung gering sind. Ein Großfarmer kann gelegentlich intensiv wirtschaften, ein kapitalkräftiger Kleinsiedler kann Erfolge erzielen, aber alles das schafft nicht Raum für Massen. Wenn 10 Kleinsiedler je eine Heimstätte besitzen und dann zusammen 30 000 Hektar Weideland beweiden, dann liegt zudem keine Kleinsiedlung vor, sondern nur eine dorfweise Siedlung, bei der die Weide schlecht ausgenutzt wird, Reibereien entstehen und Seuchen übertragen werden. Aber die Bevölkerung ist nicht zahlreicher, als wenn die Gemeinweide in 10 Einzelfarmen zu 3000 Hektar zerlegt würde und dann Farmen entstünden von einer Größe, wie sie heute bei Grootfontein vorkommen. Eine dorfweise Siedelung allein schafft keine Kleinbauern.

Im Laufe der Entwicklung kann eine Verkleinerung der Farmen wohl eintreten; sie wird auf lange hinaus nicht zum Kleinbetrieb führen. Süd-West-Afrika ist auch sozial, ebenso wie das benachbarte britische Süd-Afrika, kein Land für Bauern, es ist weit eher ein Land für Rittergutsbesitzer. Man

kann nicht ohne Kapital wirtschaften, — der Farmer braucht mindestens 30 000 M., und der Kleinsiedler 10 000 M. — und die ganze soziale Verfassung des Landes beruht auf der Anwesenheit einer dienenden farbigen Bevölkerung. Die Verwendung und die Beherrschung dieser Eingeborenen bildet die schwierigste Aufgabe, die des Siedlers harrt. Und es ist keine Aufgabe, die dem deutschen Bauern besonders leicht fällt. Wenn er sie gelöst hat, hört er auf ein Bauer zu sein, er wird ein Herr, der unter seinem hörigen Volke sitzt.

Vom Standpunkt des Kolonialschwärmers ist das vielleicht keine erfreuliche Aussicht. Ihm schwebt das Ziel vor, dieselbe qualvolle Enge, die in der Heimat die Menschen aneinanderzwingt, nun auch in der Kolonie zu entwickeln. Ihm erscheint als größter nationaler Gewinn, wenn ein paar hunderttausend Kleinbürger ihre heimischen Vorurteile in der afrikanischen Sonne wärmen können. Ich glaube, wir haben für Spießer, trotz aller Bevölkerungszunahme, noch ausreichend Platz in der Heimat. Was Süd-West uns heute bietet ist Raum, Raum für kraftvolle Persönlichkeiten, für Leute, die nicht das Bedürfnis haben, über den Gartenzaun mit Nachbars zu klatschen, sondern in der großen Weite des afrikanischen Felds an sich selbst genug haben.

Theater.

Münchener Theater.

Von Arthur Eloesser in Berlin.

Wenn nach der Meinung derer, die uns regieren, große internationale Beziehungen durch einen Professorenaustausch gefestigt werden können, warum sollen nicht auch die interurbanen Beziehungen zwischen zwei großen Städten durch ein Changez les places der Theaterkritiker an Zärtlichkeit gewinnen? Der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift hat sich diese Frage bejahend beantwortet, da er mich gegen seinen Herrn Hofmiller auszutauschen beschloß, den wir allerdings noch samt seiner frischen Unbekümmertheit und Unabhängigkeit in Berlin erwarten. Gewiß hat auch noch eine andere Erwägung dieses wechselseitige kritische Gastspiel veranlaßt. Das gesamte Theaterwesen, die von ihm ausgehende Illusionskraft und das Prestige der einzelnen Persönlichkeiten beruht zum großen Teile auf Gewohnheit. Sie kommt den Großen und den Kleinen zu Gute. Wenn Else Lehmann plötzlich aufhören wollte, mit der Zunge anzustoßen, würden wir sie wahrscheinlich weniger lieben, und wenn Matkowsky nicht gewisse Konsonanten als seine Feinde behandelte, die er erst zerquetschen muß, würde er uns weniger gewaltig vorkommen. Aber es gibt vor allem Kleinere, die nur durch die Gewohnheit existieren, weil wir sie Jahrzehnte lang an derselben Stelle gesehen haben. Wir wissen, daß sie zu alt sind, um eine andere Karriere zu ergreifen, und fragen sie nicht mehr, warum sie sich gerade diesen Broterwerb unter so vielen anderen ausgesucht haben. Wenn jemand sich ein Leben lang, in Ehrbarkeit verbracht, als Schauspieler ausgibt, so erreicht er es in der Regel, wenigstens bei dem größeren Teile des Publikums, daß er auch dafür gehalten wird. Es ist ja auch gar nicht schwer und nur für wenige unerreichbar, das aufzusagen, was ein anderer sich ausgedacht hat, besonders wenn man die Hände, wie jetzt beliebt, in die Taschen stecken darf aus Furcht, sie bei einer freien Geste zu verlieren. Es gibt eine Art von Talentlosigkeit, die sich allein durch die jahrelange Prätension, durch einen unverschämt gemütlichen Verkehr mit dem Publikum durchsetzt oder durch eine unerschütterliche Arroganz des Mimen, dem schließlich die mürbe Nachgiebigkeit wenigstens die Hälfte seiner Ansprüche bewilligt. Es gibt auch noch eine andere Talentlosigkeit feinerer, tieferer, interessanterer Menschen, die daran leiden, daß sie sich nicht verwirklichen, daß sie ihr Inneres nicht plastisch, sehbar, greifbar ausbreiten können. Sie haben gewöhnlich ein Etwas, was auch im Privatleben auffallen würde, das Auge, den Gang, den Ton, und man ist gegen sie aus Gewohnheit so

suggestibel geworden, daß man die Intention schon für die Tat und das Fragment für ein Ganzes hält. Kennt man solche Menschen auch außerhalb der Bühne, was man eben nicht sollte, so kann die Möglichkeit einer künstlerischen Schätzung überhaupt aufhören. Aus lauter Gewohnheit sehen wir Dinge, die nicht da sind, und fremde Urteile, die von solchen Sympathien nicht angewärmt sind, verletzen uns häufig durch ihre Kühle. Das Theater ist eben ohne den schützenden Ring von persönlichen Beziehungen, lokalen Anhänglichkeiten, familiären Zutraulichkeiten gar nicht zu denken. Die dramatische Literatur gehört der Nation, das Theater als Institut wurzelt in einem bestimmten Boden, weshalb sich jeder in mitbürgerlicher Verwandtschaft dafür ein wenig verantwortlich fühlt, sei es bewundernd, schimpfend oder Gleichgültigkeit heuchelnd.

Noch nirgends während meiner kritischen Streifzüge habe ich diese Verantwortung einmütiger abgelehnt gefunden als bei meinen Münchener Freunden. Daß das Theater unter allen Künsten und Einrichtungen Herzenssache ist, erkennt man sonst aus den Entschuldigungen. Man ist immer leider gerade im unrechten Moment gekommen. — Ja vor vier Wochen, da hätten Sie etwas erleben können, oder wenn Sie noch vier Wochen bleiben wollen, da werden Sie etwas erleben. Augenblicklich ist gerade nicht viel los; denn .... Und es folgen die Entschuldigungen im einzelnen. Solche Mühe hat man sich gar nicht gegeben; einer hat mich ausgelacht, und einer hat mich ausgelächelt. Daß ich aber von Berlin nach München gekommen war, um mir die Theater anzusehen, haben beide ganz entschieden nicht glauben wollen. Ich berief mich auf meine Erinnerungen, die erst fünfzehn Jahre alt seien, auf anständige Shakespeare-, auf verständige Hauptmann-Aufführungen, Häussers Vater im „Hannele", Häussers Malvolio, Häussers Falstaff, auf Marie Conrad-Ramlos Nora berief ich mich zum ersten, zweiten und dritten Male, mehr konnte ich meinem Gedächtnis in der Eile und Empörung nicht entreißen: man entgegnete mir, daß das alles schon fünfzehn Jahre her sei, daß die Conrad über die Proportionen der Nora hinausgewachsen, daß Häusser tot sei und Basil noch am Leben. Einer wollte mich zum Rodeln ins Gebirge mitnehmen, einer wollte mich durchs Deutsche Museum führen, einer geleitete mich zum Frühschoppen in den Franziskaner, einer zum Salvatoranstich auf dem Nockherberg, einer suchte meine Nächte durch die neuen Bars zu korrumpieren, wo die Münchener Gentlemen im Smoking sitzen, was es früher nicht gab, und das mit Damen, so hoch kultiviert, daß sie bereits den Eindruck von richtigen großen Cocotten machen. Dafür fand ich allerdings den Marienplatz, den ich trotz dem neuen Rathaus nie ohne Rührung betrete, um viele frische anspruchslose Jugend verarmt. Man wollte mich durchaus nicht ernst nehmen mit dem Zweck meiner Reise, man schuf mir fast ein böses Gewissen, als ob ich zwischen sieben und zehn Uhr ein dunkles Handwerk trieb, über das besser nicht zu sprechen

sei. Bevor ich also meine kritischen Beobachtungen im einzelnen aufnahm, mußte ich mich überzeugen, daß die Intellektuellen — meine Münchener Freunde sind alle Intellektuelle — sich dem Theaterwesen bis zu einer Gleichgültigkeit entfremdet hatten, die auch die letzten Spuren von früherer Anhänglichkeit, von späterer Enttäuschung und Erbitterung ausgelöscht zu haben schien.

In der ersten Viertelstunde meiner kritischen Wachsamkeit mußte ich ihnen Untreue, Leichtsinn, Undankbarkeit vorwerfen. Nach fünfzehn Jahren hatte ich wieder einmal das Glück, im Residenztheater zu sitzen, in dem aristokratischsten und dabei behaglichsten Raum, den fürstlicher Geschmack aus der spielenden Laune des Rokoko geschaffen hat. Unsere modernen Theaterbauer prunken mit Nüchternheit, mit architektonischer und koloristischer Enthaltsamkeit; sie tun sich viel darauf zu gute, daß sie die Farben der Freude, Rot und Gold, verbannt, daß sie alle Mutwillen des Schnörkels zur Ordnung der graden Linie aufgerufen haben, asketische Orthodoxe des Zweckes, die ihre Konstruktionen häufig dem Typus von Gefängnissen oder Bethäusern nähern mit der unsichtbaren Aufschrift: Mensch, konzentriere dich, du bist hier nicht zum Vergnügen, sondern zur Andacht. Es sollte zwar „Hedda Gabler“ geben, aber die Leute hatten in ihrem Wesen durchaus nichts Finsteres, Gespanntes wie in Berlin, wenn man einen Akt des Ibsen-Kultus zu begehen sich anschickt. Sie drängten sich auch nicht in der Garderobe, sie zeigten sich lässig, gemütlich, ganz unaufgeregt, gar nicht auf geistige Mitarbeit „eingestellt“ und wie wohl wird einem nach so vielen Berliner Premieren mit ihrem schwitzenden Eifer in dieser ganz unelektrischen, lauwarmen, friedlichen, gemütlichen Atmosphäre. So etwas von ungestörter Gesundheit, von altfränkischem Wohlsein, von beruhigender bürgerlicher Behaglichkeit verbreitete sich auch von der Szene selbst. Dieses Theater hat sich von modernen Problemen nicht beunruhigen lassen. Da hängen noch die Soffiten in der alten Ehrlichkeit vom Schnürboden herunter, als ob die geschlossene Zimmerdekoration noch nicht erfunden sei. Dieses Bourgeoisheim in seiner bescheidenen Geschmacklosigkeit ist gewiß nicht von dem gefährlichen Lebemanne Brack, sondern von Jörgen Tasman selbst gestiftet worden. Aber das bemerke ich erst in der zweiten Viertelstunde. Frau Conrad-Ramlo spielt die Tante Julle, und mein Herz freut sich. Das ist nicht die komische Alte, die uns sonst von der Vertreterin des Fachs vorgesetzt wird, das ist die reine Güte, die anspruchslose Liebe, die höchste Vornehmheit des Philisteriums, die Ibsen, der selbst ein feiner Philister war, mit so viel Innigkeit gefeiert hat. Tante Julle verschwindet, aber die Philisterei bleibt auf der Bühne, nur ohne Vornehmheit, als dickköpfiges Kleinbürgertum, ohne Gespanntheit, ohne Nerven, ohne Manieren. Ich habe schon viele verkehrte Darstellungen der Hedda Gabler gesehen, zuletzt eine recht irrtümliche bei Reinhardt, die durch allzu sichtbares Verinnerlichen den dramatischen Prozeß veräußerlichte, aber

man hat geirrt, weil man gestrebt hat, man hat jedes Mal etwas gewollt, um die sichtbare Aktion auf den leisen, aber stetigen, immer vordringenden Schritt des Ibsenschen Gedankens einzurichten. Jedes Ibsensche Stück denkt und sagt etwas, erzieht uns zu Mitarbeitern, zu Mitdenkern, macht uns tätig im Geist. Dieses intellektuelle Vergnügen wurde uns von dieser Aufführung mit einer Ahnungslosigkeit vorenthalten, die ich kaum noch für möglich gehalten hätte. Das war Zustand der Unschuld vor allem Sündenfall in moderne Probleme hinein, und der Herr, der für diese Vorstellung verantwortlich zeichnete, muß in künstlerischer Beziehung ein Gewissen haben, so rein und ungestört, wie es nur die fröhlichste Ignoranz um alles, was „da draußen" geschieht, erhalten kann. Auch wenn es der Zettel nicht gesagt hätte, diese in sich vergnügte Verständnislosigkeit der ganzen Aufführung, diese arglose Plumpheit, mußte von dem Herrn ausgehen, der den Gerichtsrat Brack spielte. Als Regisseur und als Schauspieler bringt Herr Basil das Stück nicht nur um seinen Geist, sondern auch um seinen Verstand. Brack und Hedda, die sich wie zwei Spitzbuben verstehen, sprechen von „unseren Kreisen", sie kommen aus einer pikanten eleganten Gesellschaft, die sich an ihrer Korruption amüsiert, die die andeutende Cochonnerie kultiviert und alles, was nicht mit dem Jargon ihres Kreises spricht und denkt, für fade und langweilig hält. Solche Leute sind ohne Manieren nicht möglich, sie haben zum mindesten einen aristokratischen Snobismus. Hedda Gabler ist ja überhaupt die Tragödie des Snobismus, der seelischen Unfruchtbarkeit, der kleinen zerebralen Sünde, der vorsichtig gepflegten und darum abgetöteten Erregung. Herr Basil zeigt aber weder einen Snob noch einen Lebemann, sondern einen dicken Börsenjobber, den die feine Generalstochter niemals „in unsere Kreise" gezogen hätte. Dieser Schauspieler hält sich noch auf dem untersten Grad der Natürlichkeit auf. Weil er sich den Kneifer oder die Nase putzt, glaubt er etwas zur Darstellung eines Menschen getan zu haben. Wenn ich vorhin von Gewohnheiten sprach, so meine ich besonders Schauspieler solchen Schlages, von dieser dicken Ungepflegtheit und Nachlässigkeit. Die Leute sehen Jahre lang, wie so ein Herr Basil sich räuspert und spuckt, und die immer gleiche Ungeniertheit gibt ihnen das beruhigende Gefühl von Zuverlässigkeit. Dieser Mann ist genau so unmanierlich wie Herr Ober- oder Niedermeyer, also ist er ebenso natürlich, ebenso wirklich, und wir haben ihn lieb als einen gemütlichen Kerl, der sich nicht über uns stellt. Es gelingt ihm sogar, den verdächtigen Ibsen seinen Leuten näher zu bringen, die ihm noch dankbarer wären, wenn sie wüßten, daß er als Regisseur die einzelnen Mätzchen auszuteilen hat. Vor Schreck über den drohenden Livreediener läßt Jörgen Tesman die geliebten Pantoffeln fallen, darauf wäre Ibsen allein nie gekommen, und wenn Hedda der Thea in die Haare fährt, als ob sie ihr den ganzen Kopf abreißen wollte, dann erfrischt man sich an einer regelrechten Rauferei. Frau Swoboda darf man gewiß nach Ibsen-Rollen

allein nicht beurteilen. Sie hat etwas Typisches von der Heroine eines Hoftheaters, große, sichere Erscheinung, kräftigen, klaren Vortrag, der gar keine Singtöne von Irene Triesch zu leihen brauchte, aber sie hat auch etwas Unpersönliches, Ausgelöschtes, das Ergebnis langer Dienstjahre, wo die Kräfte nur verbraucht und nicht entwickelt werden. Gerade die Hedda liegt ihrer wohltuenden Gelassenheit nicht. Diese große und gar nicht beunruhigende Frau würde sechs Kinder zur Welt bringen und anständig erziehen. Nicht der kleinste Dämon zwackt sie, und was sie umflackern soll an höllischen Flämmchen sich erregender und langweilender Perversität, wird bei so viel Gesundheit zum willkürlichen, aufgetragenen Ornament. Eine andere Regie würde ihr Nuancen geben können, würde ihre Einfachheit, die gar nicht ohne Verstand ist, zum Schillern des momentanen Daseins bringen, aber wahrscheinlich hat ihr niemand klar gemacht, daß die Hedda Zustände hat, daß sie sogar aus Zuständen besteht. Sexualpsychologie und Pathologie werden auf diesem glücklichen Boden noch nicht betrieben, in diesem Klima der Harmlosigkeit, wo sogar die untauglichste Kreatur des modernen Dramas gesundet. Wie sollte sich auch eine geeignetere Hedda zurecht finden unter lauter Mißverständnissen zwischen einem falschen Brack und einem falschen Lövborg. Ich weiß, daß diese Rolle, so interessant sie aussieht, auch den starken Darsteller im Stiche läßt, daß der Mann, in dem ein Genius wohnen soll, durch seine Verhältnisse zur Weiblichkeit etwas schülerhaft Kleinliches bekommt, aber er muß immerhin nach Bedeutung aussehen, etwas Dämonisches versprechen; er muß aus einem dunklen Wesen aufragen und anziehen können, während Herr Lützenkirchen einen offenbar talentlosen Kandidaten gibt, der vielleicht doch sein Examen machen könnte, wenn er sich nur das Saufen abgewöhnen wollte. Die ganze Vorstellung schafft uns die Beruhigung: in diesem Hause wohnen keine Dämonen, Genies oder sonstige Geister. Die ganze philiströs-bourgeoise Regie ist auf solchen Verkehr nicht zugeschnitten. Mit welcher edlen Simplizität die Szene Lövborgs zwischen den beiden Frauen angelegt wird, ganz ohne leise Töne, ohne Verstecke, ohne Heimlichkeiten, ohne verschmitzte und verkreuzte Beziehungen, das ergreift uns fast mit Rührung, wie Urväter Hausrot, das beschämt uns fast, weil wir für diese zutrauliche Offenheit, für diese tapsige Deutlichkeit, für dieses familiäre Pathos viel zu alt, zu kompliziert, zu korrupt geworden sind. Herr Basil kann einen Ibsen in L'Arronge verwandeln, er nimmt ihm alles Zweideutige, Hinterhältige, Beängstigende, Gefährliche, und da wird ihm das Publikum wohl dankbar sein müssen, wenn er diesen rätselhaften Norweger, vor dem man viel zu viel Respekt gehabt hat, als guten Kerl enthüllt. Um meinen Eindruck rein wiederzugeben, ich kann nicht einmal sagen, daß die Vorstellung schlecht gewesen ist. Dazu wäre Voraussetzung, daß man etwas will und nicht kann. Sie war vielmehr primitiv, keusch, unberührt, ein schönes Zeugnis von Anspruchslosigkeit und Zufriedenheit,

die sich gar nicht einfallen läßt, daß das alles auch anders verlangt oder gar gemacht werden könnte. Es war ein Idyll von künstlerischer Unschuld, ein verlorenes Paradies, und man konnte sich hinterher recht bedauernswert vorkommen, daß man Gute und Böse unterscheiden gelernt hat, was bekanntlich klüger aber nicht glücklicher macht.

Dann sah ich die „Frau vom Meere“, und wenn ich gegen dieses Stück immer meine kleinen Bedenken habe, so wurden sie mir diesmal mit besonderem Nachdruck bestätigt. Der Regisseur Basil versteht es wundervoll, seine Schwächen hervorzuheben, und der Schauspieler hilft ihm, eine gewisse verflixte Philistrosität der Gesinnung durch eine nur als schmalzig zu bezeichnende Darstellung des Doktors Wangel auf gemütliche Plattheit herunter zu drücken. Eine Frau wird in der Regel nicht gescheidt, wenn man sie auf eigene Verantwortung stellt, und sie ist es nie gewesen, wenn dieser so langweilige wie nüchterne und ungezogene Gatte sie halten kann. Da von der entscheidenden mitternächtigen Stunde die Rede ist, spielt Herr Basil mit der echt goldenen Uhr. Während er dem Oberlehrer seine Beängstigung erklärt, legt er ein Bein auf den Stuhl oder flegelt sich auf den Tisch. Es gab mir einen Augenblick der Erregung, als er die linke Hand, die ich den ganzen Abend noch nicht gesehen hatte, aus der Tasche nahm. Um was damit zu tun? Herr Basil lüftete das Jackett und rieb sich den Hosenboden. Und wie geht der Inhaber solcher Manieren mit Ibsens sauber gewaschener Prosa um! Nach seinem unvergeßlichen Tonfall muß der gemütvolle Doktor Wangel ungefähr folgendes gesagt haben: Meine Frau is ne janz jute Frau, wenn se ooch ihren kleenen Sparren hat. Aber wenn ick se nur alleene machen lasse, wird se schon wieder vernünftig. Nur keene künstliche Ufregung! Diesem jemütlichen Jatten war eine Jungfrau von Orleans oder Maria Stuart angetraut. Er spielte ein Volksstück und Frau Swoboda einigte Ibsensche Prosa mit großen, pathetischen, Schillerschen Geberden. Diese stattliche Frau, die sich sehr blaß geschminkt hatte, vibrierte gewiß von keiner Ekstase, sie behielt etwas statuarisches und sie zeigte den Wechsel der Gemütsbewegungen durch akademische Posen an. Sie wies modellmäßig nach, wie man zu stehen hat, wenn man einen Anfall von Autosuggestion bekommt, und sie bot dem Publikum immer die volle Front, damit diese schwierigen Dinge auch bequem und deutlich gesehen werden konnten. Auf ihre Weise macht Frau Swoboda das recht gut, sie hat einen gewissen Wurf, sie hat Klarheit und Haltung, nur daß sie sich nach einem jambischen Rhythmus zu bewegen scheint, wo sie den Sinn ihres Wesens still herauf grübeln soll. Sie trägt gut vor, aber nur Fertiges, ihre Worte mühen sich nicht mehr im Denkprozeß. Die Leute bei Ibsen sind ihre eigenen Staatsanwälte, sie verhören sich unerbittlich und stellen an sich immer schärfere boshaftere, verfänglichere Fragen. Hier fragen sie nicht, weil sie alles schon wissen. Die ganze Dialektik des Stückes, die vorsichtige Art

der Terrainerforschung, die keine Falte aufzuklären vergißt, war hier einfach nicht vorhanden. Bei Ibsen gibt es kein überflüssiges Wort und keine folgenlose Episode. Wer auch nur einen Moment auftritt, schiebt das Stück einen leisen Ruck vorwärts. Diese Strammheit dramatischen Prozesses war durchaus erschlafft. Das Deutliche wird vergröbert, das Feine verschwindet, die Fäden der Beziehung zerreißen. Der Maler ist hier nur ein lustiger Spaßmacher, der Bildhauer ein trauriger; aber was sie als Posten in der dramatischen Rechnung bedeuten, das hat die Regie ganz gewiß nicht veranschlagt. Sonst würden sie bloß nicht als komische Zugaben auftreten. Doch solche Finessen sollen gar nicht verlangt werden. Wenn nur erst der Regisseur Basil dem Schauspieler Basil verbieten wollte, die Vorstellung durch unpassende Manieren und unberechtigte Anwendung des Berliner Jargons zu stören, so würde die Gesamtleistung beinahe noch als mittelmäßig anzuerkennen sein. Womit zugleich gesagt ist, daß die „Frau vom Meere“ eine gröbere Hand verträgt als die „Hedda Gabler“. Auch Herr Heine, der den fremden Mann gab, schien mir etwas handfester als nötig vorzugehen. Ein Kerl, der so affektvoll loslegt, reißt dem Wangel einfach die Frau weg, ob sie ihm nun freiwillig oder unfreiwillig folgt. Der wilde Steuermann ist nämlich auch ein Denker und weiß etwas vom Problem der Freiheit und Verantwortung. Doch, wie gesagt, sehr denkend war die Vorstellung nicht, und als ich nachher mein Bier trank, fiel mir ein, daß ich am Residenztheater zum erstenmal ein Ibsensches Stück gesehen habe, ohne es hinterher noch etwas auszudenken, ohne einen neuen Zug, eine technisch interessante Verzahnung, einen versteckten kleinen Mechanismus zu entdecken, was alles mir schon schlechtere Vorstellungen an bescheideneren Bühnen enthüllt haben. Das Theater hat eben andere Bedingungen als das Leben. Es kommt nur darauf an, Schwierigkeiten nicht zu sehen, um nicht über sie zu fallen, und der einfachste Verstand geht da am sichersten.

An Ibsen erprobt sich die forschende Intelligenz, die geistige Wachsamkeit einer Bühne; sein Werk ist noch jung genug, um immer noch neue Auslegungen, immer feinere Kunstgriffe herauszufordern. Dazu hat das Hoftheater weder den Kopf, noch die Hände. Aber wie steht es mit dem überlieferten Besitz, mit der Erbschaft früherer Generationen? Ich hatte nur Gelegenheit Hebbels „Judith“ zu sehen. Herr Lützenkirchen zeichnete als Regisseur, und was er sonst in dieser Beziehung leisten mag, hier hatte er zweifellos nur seinen Namen gegeben. Der ganzen baufälligen Inszenierung war das Alter anzumerken; da ist vielleicht seit Dingelstedt nichts renoviert worden. So ein Riesenzelt mit der fürchterlichen Leere des Raumes würde moderne Dekorationskunst unseren verwöhnten Augen nicht mehr zumuten, und wenn man die Soldatenzelte hinter dem des Holofernes andeuten will, pinselt man nicht ein kleines Hundert auf den Prospekt, sondern man begnügt sich mit einer

suggestiven Andeutung, mit einem Wink für die Phantasie. Schon Immermann bemerkte, daß man mit zehn Menschen die größte Menge darstellen kann, wenn der Regisseur sie nur in die richtige Bewegung zu bringen weiß. Auch Judith bewohnt ein Riesengemach, wenn ich nicht irre, sogar mit korinthischen Säulen geschmückt. Sie ist eine reiche Jüdin, aber nicht von heute, und wenn sie sich solchen Palazzo halten wollte, würde für die Armen, die sie als Nothelferin verehren, gewiß nichts übrig bleiben. Man ist heute in dieser Beziehung feinfühliger geworden. Strotzt Holofernes von barbarisch starrer Pracht, die übrigens hier verblichen und armselig genug schien, so muß bei Judith, die ja nur eine Dienerin hat, alles Einfachheit sein; denn sie ist fromm und die Tochter eines Volkes, das nur seinem Jehovah einen luxuriösen Hofstaat bewilligte, während es heute mit ihm geteilt hat. Was also schon die Dekoration zur Pointierung ethischer Gegensätze tun könnte, war durchaus nicht geschehen. Indessen, der Fortschritt kostet Geld, und wir wollen die Finanz respektieren. Gar kein Geld, nur etwas Mühe, nur etwas frische Lust zur Sache hätte es gefordert, wenn man der ganzen Inszenierung etwas Leben und Feuer einblasen wollte. Der kleinste Regisseur hat heute wenigstens den Ehrgeiz, die Masse in Bewegung zu setzen, sie zu gruppieren, zu charakterisieren, zu individualisieren. Wenn der Regisseur seinen Kopf in die Hand nimmt, um eine halbe Stunde angestrengt nachzudenken, dann muß er auf folgendes Resultat kommen: Die Juden in Bethulien werden von Holofernes belagert, sie sind müde, aufgerieben, hungrig, durstig, verzweifelt. Sie werden also nicht in einer geschlossenen Gruppe an der Mauer stehen wie Leute, die auf die Parade vor der Residenz warten, sondern einer wird stehen, einer sitzen, einer liegen, einer sich wo anlehnen, damit man merkt, daß sie recht müde und schwach sind. Und wenn sie sich zanken, wird ihre Rede um so bitterer und leidenschaftlicher sein; denn Hunger macht reizbar. Von all dem war nun nicht die Rede. Es standen da die dreißig Statisten, die immer das „Volk" machen, in der ganzen unsterblichen Trägheit abgenutzter Routine. Wenn ein Stummer plötzlich zu reden anfängt, das ist doch keine Kleinigkeit, da muß es doch ein Volk durchschauern, ob es auch schon viele große und kleine Propheten gehört hat. Und der arme Teufel wird auch nicht sofort glatt reden können, sondern er wird erst würgen, stammeln; der Geist wird an ihm zerren und reißen, bevor er ganze Worte herausschleudert. Wenn die gequälten Juden nach der Ermordung des Holofernes aus den Toren stürzen, um Rache zu nehmen für Elend, Demütigung, Verzweiflung, dann müßte das wohl mit einem gewissen Schwung geschehen, mit der entfesselten Gier von hungrigen Leuten, die Blut riechen und noch dazu ihren zornigen Gott mit sich führen. Aber das erlauben sie sich hier beileibe nicht. Sie gehen allenfalls mit einem gewissen Interesse mal vors Tor, wie man in sein Geschäft oder zum Markt geht, sie beeilen sich wie Leute, die nur die ab-

gelegten Waffen im Lager des Holofernes einhandeln wollen. In solcher Vorstellung ist gar keine Blutzirkulation, gar kein Herzschlag, wozu eben gehört, daß ein Stück aus einer persönlichen Phantasie wieder neu ersteht, statt daß es mechanisch abgerollt wird. Das Theater kennt eben keine gelösten Probleme, in der Bühnenkunst gibt es überhaupt keine gelösten Aufgaben. Jedes lebendig gebliebene Werk verlangt, von neuen Augen angeschaut, mit neuen Sinnen geformt zu werden, und aus dieser Auseinandersetzung und Einigung ersteht der Stil. Wir können nur das spielen, was wir sind. Indem wir spielen, bewähren wir unsere geistigen Fähigkeiten, unsere seelischen Fertigkeiten. Wer das vergißt, wer das nicht will, wer nicht aus Eigenem schöpfen kann, der läßt das Theater einschlafen. Wenn ich nicht gerade an so rührend komische Erscheinungen wie an den Aeltesten des Herrn Wohlmut denke, eine Stütze oder Ruine des Hoftheaters, mit demselben Material läßt sich eine zehnmal bessere Vorstellung machen, wenn nur ein Mensch, ein Wille da hineinfährt. Ein Holofernes ist nicht überall zu haben, nur ein Matkowsky darf sein ganzes Pathos herausbrüllen, ohne lächerlich zu werden, aber man kann wohl auch einen maßvollen und gescheidten Darsteller wie Herrn Rottmann reizen, daß er etwas in Wut kommt und mal ein Furioso wagt. Man könnte auch Fräulein Rottmanns Judith verschärfen und kräftigen, indem man ihr beibringt, daß die jungfräuliche Witwe, die die Grenzen ihres Geschlechts überschreiten will, sehr spröde, sehr stolz, sehr hoheitsvoll sein muß, ein einsamer Mensch, von besonderer Rasse, der wie ein Holofernes seinesgleichen sucht, und sie würde am Schluß wohl andere Töne der Verachtung finden gegen das Volk, dessen Erbärmlichkeit sie gerettet hat.

Die Schauspieler an den Hoftheatern sind nie so mittelmäßig wie die Leitung, die eben nicht leitet. Sie sind Beamte, wenn man von ihnen nichts fordert als die Ableistung ihrer Pflichtstunden, aber sie lassen sich auch gern wecken, wenn sie energisch gerüttelt werden. Was ein Mann vermag auch gegen verschlafenste Verhältnisse, das zeigte mir eine Vorstellung von Fredsa's „Barock“. Das Stück ist nicht spröde, nicht mißzuverstehen, es geht auch nicht allzu tief, aber es erfordert eine gewisse Kultur des Vortrags und eine anständige Repräsentation, wie sie Kostüm und Milieu bedingen. Unter Herrn Heines Regie wurde das bereitwillig, pünktlich, sogar mit einem kleinen hier sehr notwendigen Ueberfluß an Gefälligkeit und Grazie geleistet. Es geht also, geht immer, wenn der richtige Mann dahinterkommt, der sich nun allerdings seinen richtigen Platz wo anders suchen will.

Im Schauspielhaus habe ich nur zwei Aufführungen gesehen, aber ich bilde mir ein, es hinreichend zu kennen. Dieses Theater ist erst dreizehn Jahre alt und es scheint seine Zukunft schon hinter sich zu haben. Die Anfänge sind ihm gewiß zu leicht gemacht worden. Eine neue Bühne lebt immer von den Unterlassungssünden der älteren. Man gibt, was das

Hoftheater aus Vornehmheit ablehnt oder aus Stumpfsinn übersieht; man stürzt sich in die neue Literatur, und darin liegt schon ein Erfolg. Man spielt etwas munterer, weniger würdig, weniger steifleinen, und eine neue, freiere Schauspielkunst wird festgestellt. Man kauft die Dekoration in modernen Ateliers, wo ein kühnerer Pinsel grellere Farben ausschüttet, und man preist die neue malerische Kultur des Theaters. Schläft man im Hoftheater, sind wir um so munterer, lebfrischer, ganz von heute und morgen. Ich weiß noch nicht, was mir lieber ist, das verschlafene Residenztheater in seinem entzückenden Rokokobettchen oder das aufgeweckte Schauspielhaus in seiner kalten Gruft. Außerdem hat ein Hoftheater viele Entschuldigungen für sich, und die Kunst hat sich noch immer vor dem Sporenklingen des Offiziers geflüchtet, der ihr gerade als Intendant vorgesetzt wurde. Im Schauspielhaus sah ich „Die Stützen der Gesellschaft" und die „Gelbe Nachtigall". Als Regieleistung hätte die Ibsen-Vorstellung meine bereitwilligste Zustimmung gefunden, wenn ich nicht vorher bei Brahm im Berliner Lessingtheater genau dieselbe gesehen hätte. Das war Nachahmung, Kopistenarbeit, Wiederholung, nur daß man Bassermann und Else Lehmann nicht entlehnen konnte. An ihrer Stelle arbeiteten Herr Peppler und Frau Gerhäuser, ganz anständig und zuverlässig, nur daß diese Lona das Herz des Stückes, das goldene möchte man fast sagen, nicht zum Pochen bringen kann und daß dieser knochige, trockene Konsul ganz auf die Seite der Philister und Moralmenschen fällt. Denn das Stück hätte nur noch den Geschmack altbackener Moral, wenn dieser Weltmann nicht innerlich zur andern Partei gehörte. Es wird ihm viel verziehen, weil er viel geliebt worden ist, und die strenge Maske des Großkaufmanns, die Herr Peppler trug, darf einen ästhetischen Menschen von großer Elastizität und Liebenswürdigkeit nicht ganz verdecken. Zwei Eigenschaften, gerade bei diesem Schauspieler nicht sehr glänzend, den man, wie es scheint, sehr vielseitig verwendet, weil er Verstand genug hat, um nie ganz daneben zu greifen. Als Mime in der „Gelben Nachtigall" machte er alles richtig und alles ohne Grazie, ohne einen Ueberschuß an Phantasie und an Mutwillen, höchst unentbehrlich dieser Figur, zu der Hermann Bahr an Josef Kainzs privater Persönlichkeit das Maß genommen hat. Wie überhaupt der Humor und jede Art echter Laune sich an dieser Bühne vermissen läßt. Einen Herrn Waldau nehme ich aus, der komische Episoden geschmackvoll, sogar mit zarter Manier bearbeitet. Wenn aber ein Herr Raabe trotz ungeheuerlicher Karikatur aus dem grotesken Theaterdirektor nicht einmal einen Funken Sprühfeuer herausschlägt, so beweist das für ein Ensemble Mangel am Notwendigsten. Was mich an dieser Bühne stört, das ist eine Art von Selbstvertrauen der Einbildung, von eitler Sicherheit, die gar keine Gründe im eigenen Wert hat. Das Haus scheint das Motto zu tragen: Hier wird modern g'spüllt. Das Moderne besteht in einer ganz äußerlichen Betriebsamkeit. Ein Hofschauspieler kann nur zehn Gesten in

der Minute machen, im Schauspielhaus macht man zwanzig. Die Leute stehen niemals still, regen sich auf, zappeln sich ab, und wenn sie mit aufdringlichen Geberden ein stummes Spiel liefern, wirken sie so laut, als ob sie schreien. Sie agieren auf Deutlichkeit, sie werfen die Pointen mit beiden Händen ins Parket und scheinen zu sich selber immer Famos! zu sagen. Das ganze Theater macht den Eindruck, als ob es aus einer Negation entstanden sei, die es nicht überwunden hat. Die Lethargie der Hofbühne erweckte das Bedürfnis einer neuen Vitalität, und indem man alles anders machte, glaubte man etwas geleistet zu haben, oder man versicherte es so treuherzig, so verschmitzt, bis die Anderen es glaubten. Auch dem Philister gefällt eine kleine Exzentrizität, wenn die moderne Bildung es verlangt. Hat er sich einige Jahrzehnte altdeutsch mit Butzenscheiben eingerichtet, so fällt er plötzlich in den Jugendstil, auch wenn dieser sich schon unmöglich gemacht hat. Ein Zimmer pflegt viereckig zu sein. Das Schauspielhaus baut mir zweimal ein sechseckiges vor ohne irgend eine vernünftige Veranlassung. Das ist dann modern, Ueberwindung der Tradition, intimes Interieur, individuelle Raumgestaltung und sonst noch etwas von umherwirbelnden Schlagworten. Das ganze Unternehmen mit seiner fingerschnellen Fixigkeit scheint mir nur nach den Tendenzen zu fischen, die leicht greifbar auf der Oberfläche schwimmen, es befriedigt den augenblicklichen Bedarf eines ungepflegten Geschmacks, es füllt eine Lücke recht provisorisch mit unechtem Material mit schnell zerbröckelndem Stuck. — Hat man sich nach beiden Seiten, wo Ernsthaftes wenigstens versprochen wird, umgesehen, so kommt man zu dem Resultat, daß das Münchener Theater eine alte Kultur verloren und eine neue noch nicht erworben hat. Ich trenne mich ungern von dem Aberglauben, daß gerade der oberbayrische Volksstamm aus seiner leicht spielenden Phantasie die besten Eigenschaften zur Menschendarstellung gewinnen, daß er noch Höheres als Schliersee, Papa Geis und Dreher aus sich hervorbringen müßte. In dem Jahr, als ich hellblaue Hosen trug und die Autorität eines Korporals genoß, haben meine famosen Kerle aus Rosenheim, Miesbach, Berchtesgaden, wenn sie sich nur nach ihrer Laune gehen ließen, mir die schönsten Komödien aufgeführt, die sogar das Grauen vor einer „Schur“ und abendlichen Kasernenhaft siegreich vertreiben konnten. Ihre Kollegen vom Fach haben bei mir sehr viel weniger erreicht. So oft ich ins Theater ging, fiel ich in die Verbannung einer gestaltlosen, charakterlosen Welt, fühlte mich abgeschnitten von allem Lebendigen, beraubt um meine liebe gute Münchener Oberwelt auf drei trübe gespenstische Stunden. Daß meine Freunde, die Intellektuellen, nicht mit zu den Schatten hinunter wollten und mich in den Hades immer allein hinabtauchen ließen, habe ich ihnen nicht mehr nachtragen können. Schließlich habe ich wohl sogar ihr Lächeln angenommen. Wenn sie überhaupt noch vom Theater sprachen, meinten sie das Münchener Künstler-Theater, das schon vor seiner Entstehung als bloße Hoffnung einen großen Erfolg gefunden hat. Möge die Wirklichkeit ihn bestätigen.

Kunst und Kunstgewerbe.

Aus einem Brief über die Ausstellung älterer englischer Kunst in Berlin.

Die Ausstellung von englischen Bildnissen in Berlin hatte einen beispiellosen Erfolg; einen Erfolg, der weiter wirken wird! — Wir müssen das bedauern! — Es bedeutet einen Triumph der Befangenheit unserer Kunsterziehung und stärkt unklare Ansprüche eines an sich nicht eben bescheidenen Publikums.

Vielleicht auch ist es nur der Triumph „des Geschmacks“. Dieser Erfolg wäre zu verteidigen, — schöne Frauen, Kinder, Toiletten 2c. werden immer wirken, — aber alle Schlußfolgerungen auf die Kunst unserer Gegenwart sind abzulehnen. Die Kunst dieser Engländer ist Kunst aus zweiter Hand, die sich mit Kompromissen begnügt, und die nicht wirklichem Leben, sondern nur einem Bedürfnis des Lebens, der Schönfärberei, dient.

„Geschmack“ ist immer ein eingeschränkter Begriff. Rembrandt ist deshalb geschmacklos — für die „Geschmackvollen“. Mit ihm, oder Velasquez, oder anderen müßten wir diese Engländer vergleichen können, um in der ungeheuren Wirkung der Ausstellung eine natürliche, gesunde Erscheinung zu sehen! Aber nein — Velasquez würde versagen, er, der zufällig keine schönen Frauen im heutigen Sinn, und diese horriblen Kostüme malte.

Es zeigt uns solcher glühende Enthusiasmus für eine Kunst zweiter Hand doch noch einen eigenen Untergrund, den Wunsch nach einem zeitgemäßen Bildnis der eleganten Frau — und wir sehen, daß viele Künstler unserer Zeit, die hier zu nennen wären, Sargent usw. . . . . . wieder auf den Pfaden dieser Engländer wandeln. Also Geschicklichkeit, Geschmack überall im Porträt! —

Gestehen wir es uns nur ein: die Kunst, die — im Porträt! — so selten für ihre Aufgabe eine reine Lösung findet, darf ersetzt werden durch eine, die das eigentlich ins unkünstlerische abgeänderte Verlangen relativ künstlerisch löst. Das tun diese englischen Bildnisse von schönen Frauen, holden Mädchen, auch stolzen Männern alle — und der Erfolg liegt vor allem darin, daß, wenn wir aus einem Velasquez, Hals, Holbein 2c. den eigentümlichen Reiz der Frau aus den steifen, altertümlichen Kostümen mühsam herausschälen müssen, hier bei der englischen Malerei das Publikum zum erstenmale ein Kostüm findet, das dem Geschmacke unserer Tage, „der Toilette“ ganz nahe steht, — eine entzückende Haartracht, das chike, das moderne anklingende, das „wundervolle“ Arrangement — und die Folge: die Bilder wirken nicht mehr historisch! —

So sieht unsere gute Gesellschaft in diesen alten englischen Bildern die Erfüllung ihrer Wünsche, weil hier gemalt ist, nicht was die Kunst verlangt, sondern was die Gesellschaft wünscht.

Es ist begreiflich, daß da nun einmal in der gesamten Kunst so verzweifelt wenig wirklich gute Frauenporträts sind, wir, die wir nun einmal gerade dafür eine besondere Sehnsucht haben, uns mit einer Kompromißkunst zu begnügen geneigt sind. — Für Berlin sind außerdem die Engländer sozusagen neu! In München hat man noch eher englische Porträtkunst gesehen — durch Lenbach! — d. h. an Lenbach, der auch sie eifrig nachahmte, wobei zu gestehen ist, daß er die richtige Schlußfolgerung gezogen hat und noch den Schuß Psychologie dazugetan hat, den die feinen Kenner der Menschenseele heute verlangen — während seine Schneiderei den Originalen gegenüber etwas litt. Dies beiläufig, wie auch die Bemerkung, daß der berühmte blue boy (die berühmte Symphonie blauer Töne) etwa in dem Sinne blau ist, wie auf den alten niederländischen Landschaften die Bäume grün.

So hat uns die Ausstellung in der Tat gezeigt, daß, wo wir noch nur immer Ideale haben, die Engländer schon ein Surrogat der Verwirklichung besaßen, das immerhin durch seine Grazie einerseits und kühle Energie andererseits genußreich ist — mehr nicht!

Mit besten Grüßen Ihr ergebener

Berlin. Max Slevogt.

Die Münchner Werkstätten in Bremen.

Seit einigen Wochen verkündet eine opulente Mosaikinschrift an der Fassade des Hauses am Wall 138 den Bremern, daß hier eine Zweigniederlassung der Werkstätten für Kunst im Handwerk aufgetan sei. Kaum eine unter den vielen Geschäftsgründungen, die eine große Handelsstadt alljährlich entstehen sieht, darf so freudigen Herzens und so guten Gewissens begrüßt werden wie diese. Denn der Boden ist für sie nach allen Richtungen hin wohl vorbereitet und die Wetterprognose verheißt Sonnenschein und glückliches Gedeihen. Nicht als ob Bremen eine Kunststadt wäre! Was es damit entbehren muß, liegt auf der Hand, weniger offenbar sind die unleugbaren Vorzüge, die solch ein Mangel mit sich bringt. So fehlt es hier beispielsweise an mächtigen Künstlerkoterien, die unter dem Schutze erhabener Paniere materielle Interessen verfechten, auch fehlt es an vielköpfigen Kommissionen, die den Anschaffungsfonds der öffentlichen Museen als einen Brotkorb ansehen, der in einem angemessenen Turnus bei den verschiedenen Parteien herumgereicht wird. Doch davon soll hier nicht weiter die Rede sein. Item, Bremen ist keine Stadt der Künstler, sondern eine Stadt der Kaufleute, gleichzeitig aber die Stätte einer alten Kultur. Und darauf kommt es hier an.

Den kulturellen Charakter einer Stadt mit ein paar Worten zu definieren ist nicht möglich. Ernstlich genommen muß man ihn erlebt haben, um ihn zu verstehen. So mögen denn ein paar Andeutungen wenigstens die Umrisse bezeichnen. Das unbedingte Vorherrschen eines angesehenen Kaufmannstandes gibt der Sinnesart des bremischen Publikums eine große Einförmigkeit. Dabei verbinden sich lebhafter Gemeinsinn, ein starkes Unabhängigkeitsgefühl und Abneigung vor allem bureaukratischen oder orthodox beschränktem Wesen mit einer strengen, manchmal engen Auffassung von dem, was sich ziemt, was man für schön und gut zu befinden hat. Das Wirtshausleben spielt eine geringe Rolle. Es ist für die Fremden da und für die Junggesellen, die keine Ursache haben, Bremen als Eldorado zu feiern. Die Formen des Familienlebens und des gesellschaftlichen Verkehrs werden zum Teil bestimmt durch das zähe Festhalten am eigenen Hause. Paläste gibt es wenige und die den Namen verdienen, werden nicht so genannt. Dabei ist die Geselligkeit lebhaft und elegant bis zur übertriebenen Ueppigkeit feierlicher Diners. Die Sommermonate verbringt ein großer Teil der Gesellschaft auf kleinen wohlgepflegten Landgütern, die zu Hunderten in weitem Bogen die Stadt umgeben. Die Reinlichkeit und Ordnung in den Haushaltungen sind sprichwörtlich. Allsonnabendlich steigern sie sich zu einer rührenden Zwecklosigkeit, wenn die Dienstmädchen auch noch die halbe Straße — bis an den Rinnstein — abseifen. Für Anstreicherarbeiten und kleine oft kindisch erscheinende Umbauten und Anbauten wird vielleicht nirgendwo auf der Welt so viel Geld ausgegeben wie in Bremen. Schließlich muß noch die besondere Liebhaberei hervorgehoben werden, die der Bremer der Pflege der Blumen, der Gärten und öffentlichen Anlagen zuwendet. Bremen ist die Gartenstadt unter den deutschen Städten. Man findet im ganzen genommen manche Züge, die zu den benachbarten stammverwandten Niederlanden hinüberleiten. In der Tat sind denn auch Bremen und der Haag einander ähnlicher als Bremen und München. Das hindert indessen nicht, daß gerade von München aus den Bremern die wertvollsten Anregungen zuströmen. Man könnte dabei an die jetzt in der Entstehung begriffenen Denkmäler von Hildebrand und Hahn, an des letzteren bremische Medaillen oder an Gabriel Seidls Neubau des Stadthauses erinnern. Doch diesmal beschäftigen uns die Werkstätten.

Ernstlich genommen bedeuten sie für Bremen mehr als für München. Denn in München haben sie ihre Aufgaben der Innenarchitektur den herrschenden Lebensgewohnheiten gemäß an öffentlichen Lokalen entwickelt, an Kaffeehäusern, Restaurants und Theatern; in Bremen dagegen werden sie auf die solidere und gesündere Basis des Einfamilienhauses gestellt, wobei ihnen alle die erwähnten Eigentümlichkeiten der lokalen Kultur entgegenkommen und nicht zuletzt die kaufmännische Unternehmungslust. Ist es doch der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Dr. Wiegand, eine nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch im Kunstleben seiner Vaterstadt hervorragende Persönlichkeit, die den Plan der neuen Gründung gefaßt hat. Indem er den Werkstätten die Einrichtung einiger Lloyddampfer übertrug, gewährte er dem Unternehmen einen finanziellen Rückhalt, der namentlich in den ersten Zeiten seines Bestehens von unschätzbarem Werte ist. Die Einrichtung einer Reihe von Salons und Wohnräumen auf der im letzten Jahre vom Stapel gelassenen „Kronprinzessin Caecilie“ hatte die erwünschten Erfahrungen geliefert. Verschie-

dene namhafte Meister der Dekorationskunst hatten sich nebeneinander erprobt mit dem Resultate, daß Bruno Paul den Preis davontrug. Er ist es auch, der dem neuen Heim der Werkstätten die Signatur seiner Persönlichkeit gegeben hat.

Ein einfaches Bremer Wohnhaus von normalen Abmessungen — dreistöckig mit vier Fenstern an der Fronte und vier Zimmern in jedem Obergeschoß, wurde mit verhältnismäßig geringen Umbauten zum Ausstellungsgebäude hergerichtet. Den Eintretenden empfängt die von der Dresdner Ausstellung her bekannte Marmorhalle Pauls mit ihren schlichten Formen und der ernsten Harmonie ihrer grauen, grünlichen und schwarzen Farbtöne. Eine kurze Treppe führt von ihr hinab in einen vortrefflich beleuchteten quadratischen Oberlichtsaal, der wechselnden Ausstellungen dient. Gegenwärtig beherbergt er eine Kollektion der Landschaften von Richard Pietzsch und seiner Gattin. In die Räume des ersten Stocks teilen sich Bruno Paul und Rudolf Alexander Schröder. Paul hat an der Straßenseite ein geräumiges Herrenzimmer mit grau gebeizten Eichenholzmöbeln und ein freundlich helles Eßzimmer mit Zitronenholzmobiliar geschaffen, an das sich ein kleiner, auf rotbraun und blau gestimmter Salon anschließt. Schröder hat in seinem höchst persönlichen Stile ein an der Rückseite belegenes Schlafzimmer eingerichtet und daneben ein kleines ganz in Cretonne gehülltes Boudoir, das man nicht anders als voluptueux bezeichnen möchte. Darüber, im zweiten Oberstock, finden wir noch eine Kücheneinrichtung und ein von Fräulein v. Bacz mit etwas schwerfälligen Möbeln ausgestattetes Kinderzimmer.

Für die Zukunft möchten wir es uns wünschen, daß Schröder dauernd in eine enge Verbindung mit den Bremer Werkstätten trete. Es liegt ja ohnehin nahe genug, weil er ein Bremer ist, und sich in seiner Vaterstadt als Innenarchitekt bereits glänzend bewährt hat. Die tiefgehenden Unterschiede zwischen ihm und Paul brauchen keineswegs dahin zu führen, den einen von beiden vom Schauplatz zu verdrängen, vielmehr wirken sie in dem Nebeneinander anregend. In Pauls Produktion überwiegt der Charakter des Bedächtigen, Vernünftigen und Praktischen, bei Schröder die kapriziöse Anmut und ein raffinierter Geschmack, der aus tausend Quellen einer vielfältigen Bildung immer neue Anregungen schöpft. Nur darin begegnen sich die beiden, daß sie es keineswegs verschmähen, im Zusammenhang mit der Tradition zu bleiben und daß ihnen der Ehrgeiz fehlt, für die einfachsten Gebrauchsgegenstände immer wieder neue Formen zu erfinnen, die schließlich keinen andern Vorzug haben, als den, daß sie eben neu sind. Es zeugt gar nicht von geistiger Armut, wenn man bei Stuhl und Tisch, bei Besteck und Geschirr gewisse Maßverhältnisse und Umrißlinien als gegeben oder gewachsen respektiert. Im übrigen wäre das solide Bremen so ziemlich der ungeeignetste Boden für die Extravaganzen der allzu Erfindungslustigen.

Bremen. Gustav Pauli.

Die klassische Münchener Malerei auf der Großen deutschen Kunstausstellung in Bremen.

Jede Kunstausstellung, die planvoll vorbereitet ist, wird immer einen oder auch mehrere Höhepunkte enthalten, um die sich das Hauptinteresse sammelt. Den Fachleuten bieten sie oft nicht gerade große Neuigkeiten im einzelnen; aber die Ueberraschung innerhalb des Gesamtbildes ist beträchtlich. So bildet auf der großen deutschen Kunstausstellung in Bremen, auf der nur eingeladene Werke figurieren, die Gruppe Leibl, Trübner, Thoma, Schuch u. a. unbestritten das große Ereignis. Das mag, wenn man nur so davon hört, zunächst etwas verwundern, als eine Demonstration post festum; der Ruhm dieser Namen ist längst erkannt und unantastbar. Aber nie vorher war hier die Ueberlegenheit jener Malerei, die ihren Ursprung in dem München der siebziger Jahre hat, so eindringlich fühlbar.

Von Leibl sind zwei Werke ausgestellt, beide aus Privatbesitz. Das eine, die Studie zur „Cocotte“, bekannt unter dem Namen der „Grisette“, ist ein erstaunliches Stück Malerei aus den Jahren 1868/69 — von damals, als Leibl, der schon ein fertiger Meister war, nach Paris ging. Hier ist etwas ganz Prachtvolles, der Oberkörper dieses aufgeputzten frischen Mädchens, glänzend und flüssig gemalt, als Form so gut wie Holbein, und schön und verführerisch in Farben gesehen, mit erstaunlicher Lebensfülle, und dabei einem ganz seltenen Feingefühl für Ton — so schön, wie es kein anderer schaffen konnte. Und daneben nun aus späteren Jahren, eine stehende junge Dachauerin, in ganzer Figur; dunkel und großartig, von einem ganz schweren hartnäckigen Ernst gestaltet und doch frei und großzügig in der Wirkung. Als Leibl das malte, lebte er schon endgültig draußen, ohne die Großstadt und die Existenz der Zeitgenossen, bei seiner Natur und in seiner Einsamkeit, als der wahrhafte „Malerkönig“, als den ihn W. v. Kaulbach schon ganz früh ernannt hatte — einfach, als König von eigenen Gnaden. Aber während er so lebte und arbeitete, schufen auch die Freunde in München ein schönes Werk um das andere, Trübner malte sein Mädchen mit dem japanischen Fächer, edel und sinnlich schön, wie Email und von unendlicher Noblesse der Töne; er malte sein Bild aus den Ruinen des Heidelberger Schlosses, und die „Raufenden Knaben“, die jetzt in Bremer Privatbesitz gelangt sind; daneben viele Figurenstücke, Porträts und Studienköpfe, und seine schönen Stilleben in jenem wundervollen Reichtum von grauen und braunen Nuancen, in denen es auf- und abwogt von feinster malerischer Lebendigkeit. Und dann malte er gegen Ende dieses Jahrzehnts seine „Amazonenschlacht“ — auf einmal eine andere Welt! Nicht mehr ein herrschender Gesamtton, der alles verbindet, sondern Lokalfarben von ungeheurer Leuchtkraft. und damit Plastik und bestimmte Form und glänzende Luft. Mit kräftigen Fanfaren tönt dies Bild seine koloristische Eroberung hinaus. — Trübner ist dann maßvoller geworden; wohl ist er ebenso kräftig geblieben, aber er hat seine Palette vereinfacht auf weniger Töne, seine Landschaften mit dem Schlosse Hemsbach, das weißgelb durch eine herrliche grüne Baumwildnis schimmert unter blauestem Himmel, die Ansichten von den bayerischen Seen, auf denen er ähnliche Harmonien findet, die

sind wohl höchst eindringlich in ihrer farbigen Wirkung; aber er braucht dazu sein ganzes Orchester nicht mehr.

Was hier von dieser Persönlichkeit geschaffen wurde, ist etwas Grundeigenes und Grundstarkes. Das ist gewachsen und läßt sich nicht mit einer Ableitung von dem Leiblschen Genie erklären. Ebensowenig könnte man etwa die große Kunst Schuchs aus den Stilleben von Trübner herleiten. Nur die Ziele und die Ideale waren eine Zeitlang dieselben. Im Grunde ist auch Schuch durchaus ursprünglich als Natur. Sein Gebiet war kleiner und enger umgrenzt, aber dafür hat er auch in seinen Stilleben das Höchste erreicht, was wir haben. Man weiß, wie er selber seine Arbeiten ansah, wie er glaubte, die früheren seien zu aufdringlich an Realität, und wie er dann immer toniger malte, immer weicher und tiefer, bis er die allzustarke Plastik der Gegenstände, dieser Aepfel und Zinnkrüge, dieser Wildenten und Spargel, dieser Käse und Hummern, die da auf den leuchtenden Tischtüchern ausgebreitet liegen und vor dem dunklen Hintergrund glänzen, bis er dies allzu Stoffliche unterdrückt hatte zugunsten einer Harmonie, die ebensoviel Wahrheit wie Schönheit besitzt. Aber auch jene Arbeiten, die vor seinen eigenen Augen wenig Gnade fanden, auf denen das Rot der Aepfel ihm zu sehr leuchtete, auch die sind, heute betrachtet, unvergleichliche Meisterwerke, und wer nichts von der Malerei will, als den tiefsten Ausdruck des „Wunders der Erscheinung", wer von ihr das berückendste Spiel des Scheins erwartet, der wird sich immer und immer wieder hingezogen fühlen zu diesen Dingen.

Hans Thoma ist uns längst vertraut. Das große Bild vom Rheinfall bei Schaffhausen, das die Kunsthalle besitzt, repräsentiert eine frühe Blütezeit seiner Kunst hervorragend, und aus annähernd derselben Zeit stammt das aus Bremer Privatbesitz ausgestellte Bild von den Wasserfällen bei Tivoli. Das ist ganz leicht gemalt, eine unendlich lebendige Landschaft, grau, silbern und graugrün in den Farben, und prachtvoll einfach in der Stimmung.

Leibl, Trübner, Schuch, Hans Thoma — das sind damals die Großen gewesen. Aber das war das Glückliche in jenen Jahren, daß nicht nur diese Persönlichkeiten existierten, rein auf sich gestellt, sondern daß bei ihnen eine Tradition stand, eine „Schule", in der noch manche andere sehr gute Malerei reifte. Man wußte in München, was gutes Können, gute Arbeit sei, und mit Fackelei und Aeußerlichem kann man nicht voran. Niemand wird den Maler Albert Lang aus Karlsruhe, der dann lange im Maréeskreise lebte, damals als überragende Kraft angesehen haben. Aber sein Stilleben von 1872, mit der grünen Tischdecke, den grauen Wildlederhandschuhen und dem Tabakszeug, das er als Fünfundzwanziger und ehemaliger Schüler der Münchener Akademie unter Strähuber vollendete, ist eine sehr tüchtige Leistung. Und ebenso ist es mit einem Studienkopf „Rotbart" von dem wenig bekannten Viktor Thomas, und mit dem Selbstporträt von Hugo von Habermann, — alles ernsthafte, beachtenswerte Leistungen.

Ich will durch diese Eindrücke keine Vergleiche herauf beschwören mit anderen Größen der Ausstellung, mit Kalckreuth, Liebermann oder irgend einem, der eine große Persönlichkeit besitzt und unvergängliche Kunst schafft. Ich will nur darauf hinweisen, daß in der Gesamtentwickelung der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert das Jahrzehnt nach dem Kriege in München eines der glücklichsten war, die je gewesen sind. Wieweit dabei fremde

„Einflüsse“ mitspielten, ist von sekundärer Bedeutung. Leibl war eben eine große Persönlichkeit und deshalb konnte er die Kunst Courbets ertragen, und es ist ja bei bedeutenden Künstlern nie so, daß nur der Eine vom Anderen empfängt, sondern auch umgekehrt. Die da reich sind im Geiste, die haben eine Art Gütergemeinschaft mit Imponderabilien untereinander, und nur die Armen und Geizigen zählen in einem fort ihre Habe. Rafael hat Einflüsse erfahren von Fra Bartolommeo und der Frate wäre ein Tor gewesen, wenn er Rafaels Errungenschaften ignoriert hätte; Manet hat Renoir beeinflußt, aber würde er leugnen, daß Renoir auch ihm gegeben hätte? Das ist doch alles so gegenstandslos vor der Summe des wirklich Geleisteten, und in allen Zeiten künstlerischer Hochblüte kommt es vor, daß auch Sterne zweiter und dritter Ordnung einmal übernatürlichen Glanz haben. In der goldenen Zeit in Italien malte Albertinelli ein einziges unsterbliches Bild und wurde dann still wieder Schenkwirt, und in München, in Leibls Nähe, leisteten auch Künstler, die sich nachher sehr unfruchtbar zeigten, wie Hirth du Frênes, zeitweise bedeutende Dinge. Was man daraus lernen soll, das ist eben, unbekümmert um eine zuweitgetriebene Entwickelungsmechanik und Einflußtheorie dies, daß hier damals ein Höhepunkt war und daß man Ursache hat, die Werke dieser Persönlichkeiten und dieser Zeit zu sammeln und zugänglich zu machen, nicht zwar auf Kosten des wirklich Großen in unserer Generation, aber mit dem ernsthaften Willen, das ans Licht zu ziehen, was zur Zeit seiner Entstehung im Haß der Parteien „in den Skat gelegt“ wurde, wie Leibl so schön sagt. Die Bremer Kunsthalle hat für sich damit angefangen, mit der Erwerbung von Trübners Kainz, Marées Selbstbildnis und Thomas Rheinfall, Leibls Studie zum Porträt von Frau Schraudolph, Schuchs kleiner Wildente und Habermanns großem Küchenstilleben (1882); und vielleicht ist die jetzige Ausstellung Anlaß zu weiteren Ankäufen in dieser Richtung. Und die wenigen planvoll arbeitenden Privatsammler, die Bremen hat, widmen ein gut Teil ihrer Energie und ihrer Mittel denselben Zwecken. Eine Stadt, die nicht immer von der Vexierfrage bedroht wird, ob sie eine Kunststadt ist, oder ob sie keine ist, kann es sich erlauben, auf diesem Gebiet unbekümmert vorzugehen. Hier braucht man denn auch nicht so ungeheuer gerecht zu sein, alles, was einem glücklichen Jahrzehnt voraufging und einigen Zusammenhang mit ihm hat, bis in die Wiegenjahre sorglichst zurückverfolgen und jeden Kinderschrei als Gedicht auszugeben. Es kommt nur darauf an, die Vollendungen zu werten, und das ist hier geschehen und wird weiter geschehen.

Bremen Emil Waldmann.

Nachschrift: Während des Druckes dieser Zeilen sind folgende Ankäufe von der Bremer Kunsthalle gemacht: Trübner: „Dame mit japanischem Fächer“ und „Wendeltreppe im Heidelberger Schloß“. Schuch: „Stilleben mit Aepfeln und Korbflaschen“. Thoma: „Landschaft bei Gewittersturm“ (1867), A. Lang: „Stilleben mit Tabakzeug“ (1872).

Konrad Lange: Verzeichnis der Gemäldesammlung im K. Museum der bildenden Künste zu Stuttgart. Konrad Lange hat ziemlich gleichzeitig mit seinem Rücktritt von der Verwaltung der Stuttgarter Galerie einen Katalog der Sammlung herausgegeben, die ihm, so lange sie bestehen wird, ein sehr ehrenvolles Angedenken bewahren muß. Lange hatte auch dieser Auflage des Kataloges eine Geschichte der Sammlung vorausgeschickt. Er stellt an der Hand der Inventare des herzoglich württembergischen Kunstbesitzes, deren ältestes aus dem Jahre 1621 stammt, die Provenienz der Gemälde fest, die den alten Bestandteil der Galerie ausmachen und schildert dann die Erweiterungen, die sie im 19. Jahrhundert erfahren hat, beziehungsweise hätte erfahren können. Die Einleitung gibt wohl von mancher klugen und edlen Handlung Kunde, besonders ehrenvoll ist das Interesse, das das Königshaus für die Galerie gehabt hat und doch liest sich diese Geschichte wie eine Tragödie. Was durch Künstlerkommissionen und Bureaukratie in Stuttgart während des 19. Jahrhunderts, besonders aber während der ersten Hälfte dieser Epoche gesündigt worden ist, wird mit der kühlen Ruhe des Historikers verzeichnet: aber man wird gerade durch solche Sachlichkeit der Erzählung lebhaft interessiert und bewegt. Diese historische Skizze gilt nun zwar nur der Stuttgarter Galerie, aber an manchen anderen Orten mag man sich ein warnendes Beispiel daran nehmen, und auch in München sollte man das tun.

Wer die Stuttgarter Galerie früher gekannt hat, wird sie heute kaum mehr erkennen. Sie hat nicht nur durch bessere Anordnung, sondern auch durch zweckmäßige Vermehrung stark gewonnen. Was die Abteilung der alten Meister betrifft, so konnte in anbetracht der geringen Geldmittel nicht daran gedacht werden, Meisterwerke ersten Ranges aus den besten Zeiten zu erwerben: aber es ist Lange doch gelungen, zwei Porträts von Gainsborough aus K. württembergischen Hofbesitz in die Galerie zu bringen. Es sind keine erstklassigen Gainsboroughs, aber immerhin eigenhändige Werke. Die Hauptaufmerksamkeit wendete Lange der deutschen Malerei der gotischen Zeit zu und er hat aus Württemberger Kirchen manchen Altar in die Galerie gebracht, der sonst auf dem Lande in den Dorfkirchen verkommen, oder aus ihnen und aus Württemberg entführt worden wäre. Hier ist besonders der berühmte stattliche Mühlhauser Altar von 1385 zu nennen und dann der Ehninger Altar, der um 1480 wohl in Rottenburg a. N. entstanden ist. Das merkwürdige Werk, mit dem ein weiteres im Münchener Nationalmuseum verwandt ist, ist so wichtig, weil es einerseits sicher von einheimischer schwäbischer Herkunft ist und doch anderseits unleugbare Einflüsse aus der Schule von Dirk Bouts und Hugo van der Goes verrät. Im allgemeinen wird ja für die schwäbische Malerei viel weniger altniederländischer Einfluß anzusetzen sein, als gewöhnlich geschieht: aber es ist nun doch ein bemerkenswerter Umstand, daß zu Herlin, der sich sicher an niederländischer Farbe und Komposition gebildet hat, auch noch der Meister des Ehninger Altars kommt, dessen Stil positiv beweisbar niederländische Elemente enthält. Ich möchte hier bemerken dürfen, daß die Beziehungen zu Hugo van der Goes näher liegen als die von Lange angesetzten zu Albert Bouts, dem Meister der Brüsseler Himmelfahrt Mariae und daß bei den kleinen Bildchen, die man dem Schongauer zuzuschreiben pflegt, besonders bei der Wiener heiligen Familie ebenfalls Anklänge an Goes vorkommen.

Den reichsten Ausbau erfuhr die neuere Abteilung und hier muß der Kenner unseres Ausstellungswesens konstatieren, daß es Lange gelungen ist, eine große Anzahl von Bildern zu erwerben, die bei einsichtigen Leuten seinerzeit als sie im Glaspalast oder in der Secession ausgestellt waren, für die besten galten. Und doch ist kein Haschen nach den Effekten der Mode zu beobachten. Es gibt Galerien in Deutschland, die mit größeren Mitteln weniger günstige Ankäufe machen als die Stuttgarter unter Langes Leitung getan hat.

Hier sei noch ein Wort über die kleine ausgezeichnete Broschüre von Dr. Erich Heyfelder gesprochen, die im vorigen Jahre zur Zeit des heißen Kampfes um die Direktion der Stuttgarter Galerie veröffentlicht wurde und den Titel trägt: Die Aufgaben der Stuttgarter Gemäldegalerie gegenüber der heimischen Kunst. Der Verfasser ist Privatdozent für Aesthetik und wendet hier natürlich die Grundsätze seiner Wissenschaft an: es ist hocherfreulich zu sehen, wie er zu so ganz den gleichen Ergebnissen gelangt, wie die Kunsthistoriker. Das Büchlein wird wohl auch jetzt noch empfohlen werden dürfen, obschon der nächste Zweck, dem es dienen sollte, nicht mehr in Betracht kommt.

Karl Voll.

*

Vom japanischen Farbenholzschnitt.

Berlin, 20. März 1908.

Herr von Heymel erwähnt: „zwei zusammen ca. 400 Seiten starke Bände einer Geschichte über japanische Kunst und Kunstgewerbe“ (Seite 438) von mir und sagt weiter an anderer Stelle, daß ich in meiner „bis auf den Holzschnitt alles umfassenden japanischen Kunstgeschichte“ (Seite 439) „auf drei Seiten einer 400 Seiten langen Kunstgeschichte dem armen Farbenholzschnitt den eigentlichen künstlerischen Wert abgesprochen und seine Liebhaber mitleidig von oben herab belächelt“ (Seite 439) habe.

Ich stimme der Meinung des Herrn von Heymel (Seite 442), „daß doch die 3 Seiten der Münsterbergschen Einleitung nicht ganz genügen dürften, um sich über die Vorzüge und gewiß auch manche Mängel der japanischen Farbenholzschnittkunst zu orientieren“ völlig bei. Aus diesem Grunde habe ich auch in dem von Herrn von Heymel nicht erwähnten dritten Bande meiner japanischen Kunstgeschichte, welcher allein 448 Seiten umfaßt, 93 Seiten dem Holzschnitt gewidmet und dieses Kapitel mit 98 Abbildungen und 9 Tafeln, darunter 25 farbige Wiedergaben, ausgestattet.

Dieser dritte Band ist am 17. Dezember 1907 erschienen, war also zwei Monate lang am Markt, als Herr von Heymel seinen Vortrag hielt und über drei Monate alt, als die Publikation des Vortrages erfolgte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß einem so gründlichen Gelehrten und Kenner der japanischen Farbenholzschnitte, wie Herrn von Heymel, eine derartige Publikation völlig entgangen ist. Die Kenntnis der beiden ersten Bände gibt aber Herr von Heymel zu, indem über sie sich gerade seine Kritik erstreckt. Im ersten Bande, Seite 5, nämlich auf der dritten Seite der von Herrn von Heymel erwähnten (S. 439 u. 443) drei Seiten — sage ich wörtlich: „Ich schätze gewisse Qualitäten in dem Farbenholzschnitt durchaus und werde mich bemühen, in dem Bande über das Kunstgewerbe den eigenartigen Reizen gerecht zu werden“. Im Vorwort des zweiten Bandes sage ich: „Aus technischen Gründen wurde es notwendig, das Material in einen zweiten und dritten Band zu teilen. Letzterer wird im Frühjahr 1906 erscheinen; er wird Töpferarbeiten, Holzschnitte rc. enthalten“. Da der dritte Band an Umfang die beiden ersten Bände übertrifft, hat sich der Erscheinungstermin bis zum 17. Dezember 1907 verzögert.

Oskar Münsterberg.

*

Mentone, 23. März 1908.

Ich habe in der Tat den dritten Band der Japanischen Kunstgeschichte des Herrn Dr. Münsterberg bis heute nicht zu Gesicht bekommen. Trotzdem ich kein Gelehrter bin, was ich wie es scheint noch einmal konstatieren muß, nachdem es in der Einleitung zu meiner Rede bereits geschah, konnte ich zum soundsovielsten Male feststellen, wie sehr die abfällige Kritik in der Einleitung des ersten Bandes der allgemeinen Achtung, die man der japanischen Farbenholzschnittkunst entgegenzubringen hat, Abbruch tat, was mir auch jetzt wieder durch Zuschriften von Gelehrten und beglaubigten Kennern bestätigt wurde. Daher wandte ich mich in meinem Vortrage auch mehr gegen die Preßstimmen, die sich bei Herrn Dr. Münsterberg bis jetzt allzu oberflächlich und im negativen Sinne orientiert zu haben schienen, als gegen den geistigen Vater des ganzen Unheils, von dem ich nun hoffe, daß er es in seinem dritten Bande wieder gut gemacht hat, oder mit dem Berufenere abrechnen mögen.

Alfred Walter Heymel.

Literatur.

Ein Wiener Roman?

Nicht nur einen Wiener Roman wollte Carl Conte Scapinelli schreiben, sondern einen Lueger-Roman zugleich. Wiens Bürgermeister ist eine dankbare Gestalt für den Dichter, und Wien selbst, dies alte, große, sich wandelnde Wien ein Thema, das noch mancher Erzähler versuchen wird zu packen, und an dem noch mancher scheitern wird. Der Roman eines Politikers kann nur von einem Dichter geschrieben werden, der selbst ein Stück Politiker ist und als solcher über dem Helden steht. Das ist es, was trotz allem Snobtum den Büchern Disraelis heute noch ihren Reiz bewahrt. Wenn die George Eliot ein politisches Thema anrührt, merkt man hinter jeder Situation die kräftige Wirklichkeit englischer Wahlkämpfe. Seine Exzellenz Eugen Rougon freilich ist von der Riesenreihe Zolas einer der am schmächtigsten Geratenen, und auch als Daudet seinen Landsmann Gambetta im Numa Roumestan verewigte, kam trotz genialer Züge kaum mehr als ein korpulenter Ehebrecher heraus, der gerne Bouillabaisse ißt. Mehr von italienischer Politik steckt in D'Annunzios Gloria: er wäre vielleicht der Mann, der Nasis Aufschwung und Sturz meistern könnte, aber nicht im Drama (auch die Gloria ist kein Drama, und Politiker als Dramenhelden fristen trotz Björnson und dem Sardouschen Rabagas selten ein langes Leben), sondern in einer breiten, kühnen Wirklichkeitssteigerung.

Der ganze Jammer deutscher Romanschriftstellerei faßt uns an, wenn wir Namen wie Disraeli, Eliot, Zola, Daudet herschreiben. Unser Durchschnitt ist erbärmlich. Deutsche Romane haben meist keine Struktur, deutsche Romanciers selten eine Ahnung, daß ein Roman ein ander Ding sei als eine ins Breite und Platte gewalzte Novelle. Fast keine ihrer Gestalten steht mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde. Zu wenig Substanz! Zu wenig Beobachtung! Zu wenig Stil! Zu viel Empfindsamkeit!

Scapinelli hat eine zum mindesten äußerliche Komposition angestrebt. Sein Roman (Leipzig, L. Staackmann) zerfällt in zwei Bücher, jedes zu neun Kapiteln. Erstes Buch. I. Ein Familienfest in Alt-Wien. II. Die Abteilung Fünf A: Beamtenstilleben in einer Finanzkammer. III. Sentimentale Aussprache zwischen Mutter und Sohn: Kastner opfert die Liebe zur Toni seinem politischen Ehrgeiz. IV. Volksversammlung. Erstes programmatisches Auftreten Kastners als Mittelstandsorganisator. Mehr Phrasen als selbst bei solchem Anlasse erlaubt. V. Allerlei Familienszenen. VI. Herbstausflug der Mittelstandspartei. Der Mittelstand hat nichts dagegen, wenn er gerettet wird, aber der Mittelstand will auch saufen und sein Gschpusi haben. VII. Lyrisch-satirisches Zwischenspiel: Herr Kastner und Herr Maderl auf Liebeswegen. VIII. Der von Tonis Vater abgewiesene Liebhaber-Intrigant schreibt einem sozialdemokratischen Blatt einen Artikel über die Faulenzerei in der Abteilung Fünf A, wo Tonis Vater beschäftigt ist. IX. Tonis Vater stirbt, Kastners herrschsüchtige Mutter nimmt die Toni zu sich, Kastner wird Gemeinderat. 217 Seiten sind hin. Inhalt verdammt wenig. Dafür reichlich Sentiment: „Durfte er dieses Mädchen wie eine Geliebte behandeln, durfte er ihre Liebe zu ihm in solcher Weise ausnützen? Freilich, sie kam freiwillig, aber was

hieß freiwillig, wenn man unter dem Banne der Liebe steht. Er wußte, sie liebte ihn, sie verzehrte sich vor Liebe nach ihm, — aber dennoch hatte er kein Recht, nachdem er von einer Heirat zurückgestanden, sie noch weiter als Geliebte zu behandeln. Feig und schlecht war es. Er dachte, was seine Mutter dazu sagen würde, wenn sie es hörte. Und die Schamröte stieg ihm zu Kopf. Die Jugend eines Mädels auf diese Weise zerstören, das war schlecht, denn wo sein Kuß brannte, da konnte keine andere neue Liebe erstehen!" So gehts noch zwanzig Zeilen weiter: for Kastner is an honourable man. Man zeige mir den Boulevardroman, der so geschrieben wäre. Unmöglich! Volk der Dichter und Denker: Unmöglich!

Zweites Buch. „Mehr als ein Jahrzehnt war ins Land gezogen": I. Das Warenhaus der Mittelstandspartei. II. Allerlei Liebe und Liebelei. III. Abteilung V A wird umgetauft in „Abteilung 27 (ehemals V A)". IV. Und wieder ein wenig Liebe: Kastner und Toni. V. Das Warenhaus wird gebaut; Eröffnung; Defizit; der in seiner Liebe betrogene Architekt stürzt sich den Liftschacht hinunter. Capores. VI. Geschäftliche Differenzen unter den Warenhausmittelstandsgreißlern. Pyrrhussieg Kastners in der Aktionärversammlung. VII. Zur Abwechslung ein bissel Liebe; Kastner verschmäht das Roserl. VIII. Großer Verleumdungsprozeß. Kastner siegt: tritt vom Warenhaus zurück. IX. Das Warenhaus wird von einer Bank gekauft. Kastner und Toni finden sich. 417 Seiten beim Teufel.

Erstens: Wenn schon, denn schon! Das heißt: Wenn ich mir Lueger als Helden nehme, dann muß mein Lueger gegenüber dem wirklichen Lueger der stärkere, der lebendigere, der wirklichere sein; der wirkliche muß wie eine Abschwächung des meinigen dastehen, aber nicht umgekehrt. Nur fest die Anfänge der christlichsozialen Bewegung gepackt, Lueger und seine Trabanten und Konkurrenten! Aber der wirkliche Lueger hat ja mehr Größe, wenn er sich schnäuzt, als der Scapinellische Kastner, wenn er seine größte Rede hält. Sodann: Wenn ich schon ein Zeitbild schaffe, gehe ich nicht mit blinden Augen an der Gründerperiode vorbei, ich schildere nicht nur diese gemütvollen Greißler und Salzstößler christlichsozialer Kulör, sondern auch die vielleicht weniger tugendhafte, sicher jedoch interessantere Welt der Börse, den Wiener Liberalismus, die Welt Makarts, und als Riesensymbol für den Zusammenbruch dieser Welt bietet sich von selber der Brand des Ringtheaters. Und abermals: Soll ich das Kaiserhaus weglassen? Ein Wiener Roman ohne die Habsburger? Der Fiaker Bratfisch kommt vor. Der Kronprinz Rudolf kommt nicht vor. Die Liberalen kommen nicht vor. Warum? Weil der Roman im Feuilleton der Neuen Freien Presse erschienen, weil zwar der Redakteur redigiert, aber der Abonnent dirigiert. Weil der Abonnent im Feuilleton kein Kunstwerk will, sondern einen rührsamen Schmarren. Lang hams einander nicht kriegt, der Herr von Kastner und die Fräuln Toni, aber zu guterletzt hams einander doch kriegt. Aus is und gar is und schad is, daß wahr is. Schön is gwesn. Viel Leut ham gweint.

Man wird, um sich zu erholen, trotz alledem Daudets Numa Roumestan lesen müssen. . . . J. H.

Rodellegenden.

Achim von Arnim hat in die seltsamen Talentproben seines ‚Landhauslebens‘ eine Erzählung ‚Wunder über Wunder‘ aufgenommen, die sich trotz des üblichen Veziertitels ‚Indisches Märchen‘ als ein tändelnder Widerhall des Goetheschen Wilhelm Meister bezeichnen läßt.

„Ein orientalischer Raja, dem die ostindische Compagnie alle Regierungssorgen abgenommen hatte“ läßt die pädagogische Provinz einrichten.[1]) Wilhelm beschließt sie zu besuchen — nun erleben wir eine abenteuerliche Fahrt, die an die Reiseschilderungen des Immermannschen Münchhausens erinnert. Man kommt zu dem indischen Erziehungsparadies nur „durch den Paß am Rutschberg“. Wilhelm weiß nicht, wo dieser in der Geographie bisher unbeschriebene Punkt sei. „Nicht so weit gesucht, antwortete Natalie lächelnd . . . Siehe diesen Wegweiser, wir stehen auf dem Rutschberge, siehe die beiden Schlitten, die hier in Eisenbahnen stehen, hier gehts zur Pädagogik, dort zur Botanik, du siehst, daß für uns beide gesorgt ist.“ Sie steigen in die Schlitten. „Nataliens Hand löste die Kette und beide wurden im Augenblicke unaufhaltsam getrennt. Unser Freund hätte gern . . . der eigentümlichen Bahn vom Urgebirge zum Flötzgebirge nachgedacht, aber die Bewegung stieg so gewaltsam, daß er mit Bestimmtheit dem Momente entgegen sah, wo er sich den Hals brechen möchte. Er klammerte sich mit beiden Händen recht fest an, drückte die Augen zu und verwünschte heimlich die neue Erziehung, die nur auf diesem Wege zu erreichen sei. Aber schon stand der Schlitten eingehakt, er blickte um sich und sah, daß er in wenigen Minuten eine Stunde beschwerlichen Herabsteigens zurückgelegt habe, zugleich sah er sinnbildlich ein höchst treffliches Gemälde vor sich ausgestellt, wie ein Knabe auf der Kinnlade eines Rosses vom beschneiten Berge herabgleitet, zum Zeichen wie das kindische Spiel zur Erleichterung des Verkehrs benutzt sei.“ — Nach einem Kulturhistoriker unsrer Fliegenden, F. van Hoffs (1908, 44), waren die ersten Rodler die Zimbern und Teutonen: „Die mächtigen Schilde gebrauchend als Schlitten, so sind sie mit Saus von den Alpen geglitten, mit Weibern und Kindern zu Tale geritten.“ Arnim führt uns, wie sein ‚Freund und Gevatter‘ J. Görres, in die Urheimat der romantischen Menschheit, in ein Zentralasiatisches Hochgebirge, und weist uns hier Typen für die beiden Hauptarten der Rodelbahnen nach: die auf unsern Bergen heimische und die des Oktoberfestes. Die Benutzung der Roßkinnlade deutet auf uralte sakrale Beziehungen. Jene orientalische Form der Doppelrodeleisenbahn scheint bei uns noch nicht wieder entdeckt und eingeführt zu sein: vielleicht gelingt es einem findigen Münchner.

Der geneigte Leser wird bemerkt haben, daß in der Arnimschen Rodellegende der Sinn nicht nur darin, sondern auch dahinter ist. Der Raja regierte in einem deutschen Kleinstaat. Aber an die geistigen Rodelbahnen des alten (und neuen) Philanthropinismus wollen wir uns nicht hinanwagen. Wer den Mut dazu hat, der mag die Bekanntschaft der Schwester Nataliens zu machen suchen, der „Jungfrau mit dem Storche“ (in Arnims dramatischer Groteske ‚Jerusalem‘). Im Zeitalter des Kindes und seiner Prophetinnen gewinnen die verblaßten Phantasmagorieen der Romantiker wieder frische Farbe und ‚aktuelle‘ Bedeutung. Cr.

[1]) Achim von Arnims Werke, 1846, Band XV S. 277 ff.

Goethe über seine Dichtungen.

Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke von Hans Gerhard Gräf. Verlag der literarischen Anstalt Rütten & Löning in Frankfurt a. M.

Erschienen sind bis jetzt:

I. Teil (2 Bd.) Die epischen Dichtungen (Achilleis—Wilhelm Meister.)

II. Teil (2 Bd.) Die dramatischen Dichtungen (Amine—Geschwister einschließlich Faust I. und II).

Die fortlaufend später erscheinenden Bände werden die übrigen dramatischen und lyrischen Dichtungen Goethes enthalten.

Wir sehen, daß dieses großangelegte Werk, das mit wahrem Bienenfleiße, zuverlässiger Genauigkeit und größter Liebe zusammengetragen wird, nach den drei Naturformen der Dichtkunst gegliedert ist, die Goethe in „den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnisse des West-östlichen Divans" als die „klar erzählende" (Epos), „die enthusiastisch aufgeregte" (Lyrik) und die „persönlich handelnde" (Drama) bezeichnet. Diese Bücher sind in zwei Graden einer kräftigen, leserlichen Antiqua auf mittelstarkem, gelblichen, glatten Papiere gedruckt. Die dunkelroten Halblederbände mit gleichfarbigem Schnitte gereichen jeder Bücherei zur Zierde. Ihre Lektüre aber wird durch die Uebersichtlichkeit und den Reichtum des geheiligten Inhaltes zu einem wundervollen Erlebnisse. Wir haben seit langer Zeit keine erwünschtere Gabe auf unserem Büchertische gefunden. Gibt es doch in der gesamten Literatur keinen Dichter gleichen Ranges, der einer späteren Beurteilung durch seine eigenen Aeußerungen so viele Einblicke in seine Werkstatt, so viel Material für die Betrachtung des Werdens und Entstehens seiner dichterischen und wissenschaftlichen Gebilde verschafft hätte.

Dies ungeheuere Material fand sich bisher zerstreut und zum Teil schwer zugänglich in den Werken, der Korrespondenz, den Akten des Goethearchivs, in Mitteilungen irgend welcher mündlicher Ueberlieferungen. Herr Gräf sammelte diese zerstreuten Schätze unter den Rubriken der einzelnen Werke in alphabetischer und chronologischer Anordnung zu einem übersichtlichen Ganzen, das durch seinen Reichtum und die Fülle erwünschter Aufschlüsse, durch die harmonische Weisheit, die alles was diesem erlauchten Munde und dieser einzigen Feder entströmte, als ein verwandtes, adeliges Geschlecht erscheinen läßt, selbst den profunderen Goethekenner mit Rührung und Staunen erfüllen muß. Denn es ist etwas anderes zur Nacht in ein erleuchtetes Zimmer zu treten, oder sich mit hie und da aufgestellten Windlichtern durch eine unbekannte Gegend zu tasten; und es handelt sich hier um den Genius, der seit einigen Jahren anfängt zum Eckstein der Nation und zum Prüfstein ihrer sämtlichen Kriterien zu werden in einem Umfange, wie man dies kaum von Dante für Italien oder von Shakespeare für England sagen kann.

Hier können wir ergriffen und hingerissen den Plan der Achilleis übersehen, der zu dem Gewaltigsten gehört, das der Genius Goethen und uns bescheren wollte, während ein erschütternd schöner Torso uns nur ahnen läßt, was uns verloren ging, als dieses dichterische Unternehmen am stumpfen Widerstand der Zeitgenossen scheiterte. Hier lernen wir den zeitgeschichtlichen Hintergrund für die Papiergeldszene im II. Teile Faust aus dem Munde des jungen Sohnes Goethes oder die allegorisch-symbolischen Zusammenhänge zwischen dem Knaben Lenker, Euphorion und Lord Byron kennen. Hier finden wir die geheimnisvolle Stelle aus dem „Verfall der Orakel", wo

Plutarch die platonische Idee „der Mütter“, die Goethe bei seinen gleichnamigen Schicksalsgöttinnen vorschwebte, geheimnisvoll, grenzenlos und doch mit einer Art verworrener Anschaulichkeit ausmalt. Hier steht der herrliche Passus aus den Gesprächen mit Riemer, wo der „Alte aus Weimar“ den alten Tizian die Stoffe, die er früher so konkret nachzuahmen gewußt hatte, in abstracto z. B. den Sammet nur als Idee davon (des Samtes) malen läßt, um die „generische“ Behandlung des zweiten Teiles Faust, die der „spezifischen“ (jugendlichen) des ersten gegensätzlich sei, darzutun.

Und hier hören wir endlich das salomonische Urteil über die klassische und romantische Poesie, die beide „gut und gleich seien, wenn man sich nur jeder Form mit Verstand bedienen und darin vortrefflich zu sein vermöge, während ihre „Spaltungen“ (laut einer anderen Stelle) ursprünglich von ihm und Schiller ausgegangen sei, da ein „gegen ihn gerichteter Aufsatz“ Schillers über naive und sentimentalische Dichtung Schuld an dem ganzen Gerede über Klassizismus und Romantizismus sei, woran vor 50 Jahren noch niemand gedacht habe.“

Als ein besonderes Verdienst der Kompilationen des Herrn Gräf möchten wir den Umstand bezeichnen, daß vor den hier zum ersten Male übersichtlich geordneten Aufschlüssen Goethes über seine eigene Produktion vielfach die mit so unnötiger Geschwätzigkeit wiederholte Fabel von der „eingeborenen“ Unverständlichkeit mancher — vor allem der späteren — Goetheschen Dichtungen verstummen oder wenigstens verblassen wird. Da allerdings, wo diese „Unverständlichkeit“ aus der „Unverständigkeit“ des Lesers herrührte, wird diese Fabel wohl sobald nicht aussterben. Dazu sind die Schlagwörter, die sie liefert, eine zu gangbare Münze auf dem Markt der literarischen Gemeinplätze.

Alfred Walter Heymel.

*

Contes drôlatiques.

Kaum ist ein Jahr vergangen, seit der Regissche Rabelais neu gedruckt, der Owlglaßsche Pantagruel uns geschenkt wurde, da wird abermals ein aus Rabelais’ Geiste geborenes Werk unserer Sprache und damit unserer Literatur erobert: „Die Dreißig sehr drolligen und sehr kuriosen Geschichten genannt Contes drôlatiques des weiland Honoratus Sieur de Balzac zum erstenmal treu und trutzig verdeutscht und unseren ehrwürdigen Kant- und Cant-ianern hochrespektvoll zugeeignet von dem Doktor Benno Rüttenauer, mit schönen Bildern des Meister Gustav Doré geschmückt und ausstaffiert: verlegt bei R. Piper & Co. zu München im Jahr des Heils 1908“. Der Einband, weiches Wildleder, konnte nicht symbolischer gewählt werden. Auch die contes drôlatiques wildeln: als Balzac in Künstlerübermut daran ging, Rabelais’ Sprache zu erneuern, war er sich bewußt, daß Sprache und Gegenstand unlösbar sind, und die Gauloiserie der frechen Anekdote nur in keck gauloiser Sprache erträglich, in ihr aber zugleich künstlerisch wirkt. Sicherlich gehören die gepfefferten, derben und dröhnenden Geschichten dieser Bände nicht zu Balzacs Unsterblichem, sondern zeigen, wie der große Arbeiter seine strotzende Sinnlichkeit künstlerisch entlud, und dies Bedürfnis seines komplizierten, wuchernd üppigen Temperamentes in genialer Form erledigte. Das Kunst-

lerische scheidet die Contes drôlatiques scharf von schriftstellerischer und verlegerischer Spekulation auf die Instinkte der Inguinalgegend, und die „hunderttausend erstklassigen Adressen", deren sich der Verleger einer durch literarisch ungebildete und daher den sogenannten Sachverständigen hilflos ausgelieferte Richter freigegebenen Sauerei rühmt, wüßten mit Balzacs beiden Bänden wenig anzufangen. Ihr Humor setzt Kultur voraus, und ihr „frecher Mummenschanz" (wie Rudolf Borchardt ihn bezeichnet) bereitet nur dem Kenner und Freunde des alten esprit gaulois reines Vergnügen, der die schäumende Laune des Experiments zu genießen versteht und sich aus dem kimmerischen Klima Deutschlands, das in erotischer Roheit und sexueller Heuchelei gleich widerliche Orgien feiert, in die hellere, freiere, entspanntere Atmosphäre des alten sorglosen und unvermuckerten Frankreich flüchtet. J. H.

Upton Sinclair.*)

1. Der Industriebaron, Geschichte eines amerikanischen Millionärs.
2. In zehn Jahren (the industrial republic).

Amerika ist für die Wertung aller modernen politischen und sozialpolitischen Faktoren das lehrreichste Beispiel. Wesen und Wirksamkeit dieser Faktoren müssen sich dort typisch, in ihrem letzten und radikalsten Ausdruck, offenbaren. Alles bleibt ja in diesem Land Sache der Gegenwart. Die Staatsform ist jung, ohne historische Vorurteile, und es gibt keine überlieferten Institutionen, die mächtig genug wären, den Gang der modernen Entwicklung zu hemmen oder zu regulieren.

Man muß diesen Leitgedanken, glaube ich, immer gewärtig haben, wenn man die zwei neuen Bücher Sinclairs richtig verstehen will.

„Der Industriebaron" ist die Geschichte des amerikanischen Millionärs. Sinclair hat einen erstaunlich klaren Blick für das Wesentliche. Ich glaube vollkommen an die Echtheit seiner Beschreibung. Offenbar ist für Sinclair die Handlung nur ein Mittel, ein Beleg, um den Charakter festzuhalten. Robert von Rensselaer, der „ein Gentleman nach dem Muster seines Vaters" werden soll, hatte als Knabe „zwei Erzieherinnen und mehrere Hauslehrer, und einen Groom, und solche anderen Begleiter, wie jeder Knabe sie braucht." Er wird durch soviel Aufmerksamkeit nicht verdorben, sondern bleibt „bis zum Ende seiner Tage, was man einen guten Kerl" nennt. Er bezieht dann eine große reiche Schule. Später geht er von dort weg, bekommt seine Privatwohnung und verführt ein Mädchen. Er will sie heiraten; sein Vater unterredet sich deshalb mit ihm:

„Du willst sie also heiraten?"

„Ich liebe sie", sagte der Andere, und sein Gesicht nahm . . rote Schattierungen an, als er fand, daß seine Worte komisch klangen.

„Aber man heiratet doch nicht alle Frauen, die man liebt . . . so, mein Junge, nun sage mir, wo sie ist, damit ich die Sache für dich in Ordnung bringen kann". Schluß. Robert reist nach Europa und sieht „all die wunderschönen Dinge der Vergangenheit und all die lustigen Dinge der Gegenwart."

*) Verlag Adolf Sponholtz, Hannover und Leipzig.

Robert kehrt zurück und fängt an zu arbeiten, das heißt zu spekulieren. Er spekuliert glänzend, wird von sich selbst aus reich und heiratet eine noch reichere Frau. Er spekuliert weiter und gewinnt weiter. Dann verführt er wieder ein fremdes Mädchen, zufällig seine eigene Tochter, die Frucht seiner ersten schon erwähnten Liebschaft . . . Er erfährt es und schaudert; aber er darf sich nicht gehen lassen, denn der Tag des Generalkoups ist gekommen. Er riskiert sein ganzes Vermögen, um eine ganze Unternehmergesellschaft zu ruinieren. Er gewinnt das Dreifache und die Gesellschaft steckt in seinem Sack. Jetzt fällt ihm der Incest wieder ein. Und in einer letzten ungeheuren Nervenerschütterung geht er zu Grunde; er hat seine Yacht im größten Sturm auf die See hinaus fahren lassen und sie zerschellt.

Dies ist die ganze Fabel. Die Erzählung faßt 130 Seiten, aber sie enthält in einer großartigen Konzentration die ganze amerikanische Gegenwart.

„In zehn Jahren" liest sich dazu wie ein grausiger Kommentar. Sinclair erklärt hier die Unterbedingungen zu jener Existenz des großen Unternehmers. Kinderarbeit, Kinderelend, Arbeitslosigkeit, Korruption der Behörden, fast alles ist mit genauen schrecklichen Daten belegt und historisch festgestellt. Sinclair zieht aus der ganzen Entwicklung der Dinge den Schluß: es muß eine ungeheure Krisis kommen, sehr bald, spätestens im Jahre 1912, die zu einer Verstaatlichung aller Betriebe führen und eine „industrielle Republik" gebären wird. Man braucht diese Theorie nicht glauben; es kommt gar nicht so sehr darauf an. Das allgemein Wichtige sind die konstatierten und nicht wegzuleugnenden Tatsachen aus dem Leben der neuen Welt. Jeder kann diese Tatsachen mit einer eigenen Theorie aneinanderknüpfen.

Ich rechne es Sinclair hoch an, daß er in dieser Erzählung keinerlei Herrschsucht Raum gibt. Er sagt ruhig: dies und dies und dies ist meine Ansicht. Sinclair hat Vornehmheit: er beschimpft keine Person — auch der Industriebaron ist, wie er ihn nennt, „ein guter Kerl", ein Blinder, der ja selbst die Tiefen nicht gesehen hat, aus denen sein Glücksberg herauswächst. —

Dem Buche „In zehn Jahren" ist Sinclairs Bild beigefügt; ich versichere lebhaft, daß man nicht Sozialist zu sein braucht, um es sympathisch und mehr als sympathisch zu finden. — Karl Borromäus Heinrich.

●

Eine Zuschrift des Verlages Steingräber, Leipzig, in Sachen Johann Ballhorn (vgl. Aprilheft, S. 487) mußten wir zu unserm Bedauern für das nächste Heft zurückstellen. S. M.

Rundschau.

Anton von Braunmühl.

Das Studium der historischen Entwicklung ist für die verschiedenen Wissenschaften von verschiedenem Werte. Eine Disziplin, welche es direkt mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens zu tun hat, wie z. B. die Rechtspflege, ist auf eine historische Behandlung angewiesen, sofern jemand sich ein tieferes Verständnis aneignen will. Zahlreiche Einrichtungen, Begriffe, Bestimmungen können überhaupt nur in ihrem historischen Zusammenhang verstanden werden. Dagegen kann man in den exakten Wissenschaften und vor allem demnach in der Mathematik die Resultate von der Zeit und den Umständen der Entdeckung völlig loslösen und sie rein abstrakt formulieren. Die Sätze und Wahrheiten, welche man in der Mathematik bisher entdeckt hat, stellen eine von der historischen Entwicklung unabhängige Errungenschaft vor und man hat an und für sich nicht nötig, die Kette von Schlüssen, welche dazu führten, kennen zu lernen, oder alle Stufen in der allmählichen Erkenntnis eines Satzes zu durchlaufen. Zeichnet sich also einerseits die Mathematik durch ihren unpersönlichen und zeitlosen Charakter aus, so bietet es andererseits doch wieder das allergrößte Interesse, auch in dieser Disziplin den Werdegang und die allmähliche Entwicklung zu verfolgen, auch diese Wissenschaft nicht als etwas Starres, sondern als ein Gewordenes zu betrachten. Schon weil nichts lehrreicher ist als Irrtümer großer Menschen, so ist auch in diesem Gebiete für die Vertiefung der Einsicht von einer historischen Betrachtung viel zu erhoffen. So erklärt es sich, daß in den letzten Jahrzehnten die geschichtliche Forschung in der Mathematik durch Günther in München, Cantor in Heidelberg, Zeuthen in Kopenhagen so erheblich an Umfang und allgemeiner Wertschätzung gewonnen hat. In die Reihe dieser Männer war mit bewundernswerter Arbeitskraft und unbestrittenem Erfolge auch Anton von Braunmühl getreten, den mitten aus tätiger Schaffensfreude am 7. März ein schweres Leiden hinweggerafft hat.

Geboren am 22. Dezember 1853 in Tiflis in Transkaukasien als Sohn eines Architekten studierte er in den Jahren 1873—1877 Mathematik und Physik in München an der Universität und an der technischen Hochschule. An letzterer zogen ihn vor allem die Vorträge von Alexander von Brill an, in dessen Oberseminar er sich bereits als Student an der Herstellung von Modellen mathematischer Flächen beteiligte. Nachdem er sodann die Lehramtsprüfungen mit glänzendem Erfolge bestanden, promovierte er 1878 an der Münchner Universität mit einer Arbeit: „Ueber geodätische Linien auf Rotationsflächen und jene Einhüllenden, welche von allen durch einen Punkt gehenden kürzesten Linien gebildet werden." Die erste Anstellung fand von Braunmühl sodann im Schuldienst und zwar an der kgl. Ludwigskreisrealschule und am Max-Gymnasium. Nebenbei aber beschäftigte er sich mit eigenen Arbeiten und habilitierte sich 1884 an der technischen Hochschule. 1888 erhielt er nach Bischoffs Pensionierung ein Extraordinariat für elementare Mathematik und synthetische Geometrie, 1892 das Ordinariat für die gleichen Fächer. Bei der 1904 durchgeführten Reorganisation des Studienplanes wurde sein Lehrauftrag auf höhere Mathematik im allgemeinen ausgedehnt. Außerdem las v. Braunmühl auch über elliptische Funktionen und über Anwendung der Differentialrechnung auf Geometrie. Eine Reihe von Arbeiten geometri-

schen und funktionentheoretischen Inhaltes zeigt, wie der vielseitige Gelehrte auch schwierigen und verwickelten Problemen neue Seiten abzugewinnen verstand. Aber bald entwickelte sich bei ihm die ausgesprochene Neigung für historische Studien. Als erstere größere Arbeit erschien die Monographie: „Christoph Scheiner als Mathematiker, Physiker und Astronom", Bamberg 1891 (Bayerische Bibliothek Bd. 24); zahlreiche andere Aufsätze folgten, zum Teil Vorarbeiten für das zweibändige Werk: Vorlesungen über Geschichte der Trigonometrie (B. G. Teubner 1900, 1903). Außerdem begründete v. Braunmühl ein historisches Seminar an der technischen Hochschule, das erste in Deutschland, und wußte den historischen Vorträgen und Uebungen einen Platz im Kreise der akademischen Vorlesungen zu sichern. Ueberhaupt war er als Lehrer sehr beliebt. Eine ungewöhnliche Lehrbegabung, sorgfältige Ausarbeitung und Vorbereitung der Kollegien, ein klug bemessener Vortrag bewirkten, daß seine Vorlesungen stets sich großer Frequenz erfreuten. Dazu kam ein aufrichtiges Wohlwollen jedem gegenüber, der seine Schuldigkeit tat. Dem Tüchtigen ebnete er gerne die Wege und freute sich, wenn auch andere zum Ziele kamen. So war er als Freund und Kollege wegen seines unabhängigen Charakters, seiner Verlässigkeit und Bereitwilligkeit zu helfen allgemein beliebt und geachtet. Die wenigen Stunden, welche ihm seine Berufstätigkeit und seine eigenen Arbeiten frei ließen, verbrachte er gerne im Kreise seiner Familie, in heiterer, ungezwungener Geselligkeit oder in der Natur. Nun hat ein mißgünstiges Geschick den unermüdlichen Arbeiter vorzeitig zur Ruhe gerufen, noch Vielen hätte er Freund und Führer sein können.

München, 26. März 1908. Karl Doehlemann.

Alkohol und schulpflichtige Jugend.
Kulturbilder aus Bayern.

Von Julian Marcuse.

In seiner klassischen Arbeit über den Einfluß des Alkohols auf den kindlichen Organismus bemerkt Demme, „daß die Alkoholliteratur so reich sei an allgemein gehaltenen Klagen über den frühzeitigen Genuß alkoholischer Getränke seitens der Jugend und dabei doch so arm an tatsächlichem wissenschaftlichem Beweismaterial für die dadurch bewirkten schädlichen Einflüsse für das Jugendleben." Diese Klage, die vor nun mehr 16 Jahren erhoben wurde, besteht auch heute noch zu recht, mangelt es doch allenthalben an systematischen und fortlaufenden Untersuchungen der Wirkungen gewohnheitsmäßigen Alkoholkonsums auf Körperbeschaffenheit und Aufbau des kindlichen Körpers. Zuzugeben ist hierbei allerdings, daß derartige Enqueten, die, sollen sie einigermaßen Anspruch auf wissenschaftliche Würdigung machen, nur mit Massenmaterial anzustellen sind, technisch mit außerordentlich großen Schwierigkeiten verknüpft sind und in ihrer Durchführung eine Menge zu erfüllender Faktoren notwendig machen. Andererseits ist, da es sich nur um schriftliche oder allenfalls mündliche Erhebungen handeln kann, jedwede eigene exakte Kontrolle aber fehlt, da außerdem Ursache und Wirkung in ihrem inneren

Zusammenhang durch das Hinzutreten einer Reihe wirtschaftlicher und sozialer Momente schwer zu übersehen sind, das Ergebnis derartiger Enqueten oft ein zwiespältiges und unsicheres, so daß nur bei gewissenhaftestem und folgerichtigstem Vorgehen ersprießliche und in ihren Schlußfolgerungen beweiskräftige Resultate erzielt werden können. Mit der Ausbreitung und Kräftigung des Schularztsystems werden unleugbar auch die Bestrebungen nach Erkenntnis der Alkoholverbreitung und Alkoholwirkung im kindlichen Alter eine wesentliche Stütze erfahren, so daß es möglich sein wird, eine klare und vor allem auch eine die einzelnen Bevölkerungsklassen und die jeweiligen Gegenden mit einander vergleichende Uebersicht zu erhalten. Bis dahin müssen wir uns mit jedem Beitrag, der von fachmännischer Seite kommt, bescheiden und müssen ihn in das Register der schon auf diesem Gebiete vorhandenen Publikationen einreihen, um so nach und nach ein zusammenfassendes Bild vom gegenwärtigen Stand der Dinge zu erhalten. Die jüngste Zeit hat mehrere derartige Untersuchungen zutage gefördert, — entsprechende Enqueten sind in Berlin, Braunschweig, Nordhausen und anderen deutschen Städten angestellt worden — ich werde mich beschränken, die auf bayerische Verhältnisse bezüglichen als die in der Alkoholfrage typischsten, in ihren Ergebnissen an dieser Stelle zu schildern. Im Vordergrunde steht hier die Arbeit von Hecker,[1]) die in der Größe des Materiales, der Anordnung desselben, ihren Ergebnissen, kurzum in der gesamten Durchführung, ein vielgestaltiges Bild von der Verbreitung und Wirkung des Alkohols in den betreffenden Altersklassen gegeben hat. Hecker hat auf Einzelbeobachtungen experimenteller Natur, wie sie Kräpelin und seine Schüler begründet haben, verzichtet, statt dessen aber an einem möglichst umfangreichen Material von Kindern festzustellen gesucht, welche von ihnen Alkohol erhalten, in welcher Form und in welcher Menge und schließlich diese Kinder dann hinsichtlich ihrer körperlichen und geistigen Entwickelung verglichen mit den Kindern, welche keine alkoholischen Getränke genießen. Der Versuch, den Alkoholkonsum der Schüler mit ihren Leistungen in einen vergleichenden Zusammenhang zu bringen, ist zuerst von Bayr[2]) in Wien unternommen worden, das Material, über das er verfügte, war aber zu gering, als daß es in seinen Ergebnissen als beweiskräftig hätte gelten können. Die von Hecker angestellten Erhebungen erstreckten sich auf vier Volksschulen mit 4652 Kindern und suchten vor allem festzustellen, in welchem Umfange und in welcher Menge der Alkoholgenuß bei ihnen vorhanden wäre. Zu diesem Zwecke teilte er das gesamte Material in 4 Gruppen, in solche, die niemals alkoholische Getränke erhalten, in solche Kinder, die sie regelmäßig erhalten, die Schnapstrinker sind und endlich in solche, die entweder regelmäßig Schnaps oder täglich einen halben Liter Bier und darüber erhalten. Unter Zugrundelegung dieser Einteilung erhielt er folgendes Bild:

Abstinente waren	13,7 %
Regelmäßig Alkohol genießende	55,3 „
Schnapstrinker	6,4 „
Eigentliche Trinker (die letzte oben angeführte Kategorie)	4,5 „

Schon hierbei ergab sich das a priori zu erwartende Resultat, daß die Schulen, die im wesentlichen von Kindern des Proletariats besucht werden, eine viel höhere Anteilnahme am Alkoholgenuß zeigten, als die von den

[1]) R. Hecker. Ueber Verbreitung und Wirkung des Alkohols bei Schülern. Jahrbuch für Kinderheilkunde. Bd. 63, Heft 4.

[2]) Bayr, Einfluß des Alkoholgenusses, auf die Schuljugend und auf den Unterrichtserfolg. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. Hamburg. 1899.

Mittelschichten der Bevölkerung besuchten, daß also die Höherstellung des sozialen Niveau auch einer stärkeren Zurückhaltung im Trinken entsprach. Bei einer vergleichsweisen Zusammenstellung mit einigen anderen deutschen Städten — leider ist die Zahl derjenigen noch gering, aus denen völlig einwandfreie Zahlen vorliegen — ergab sich — auch dies entspricht ja der allgemeinen Anschauung —, daß München unter allen deutschen Städten die größte Zahl regelmäßiger jugendlicher Trinker aufweist.

Was die Art der Getränke nun anlangt, so ist es natürlich in erster Linie Bier, das den Kindern gereicht wird, Wein wird seltener gegeben, im wesentlichen nur als Stärkungsmittel, dagegen kommt der Schnaps sehr häufig vor. Die Feststellung der Quantitäten führte zu keinen sicheren Ergebnissen, da die Kinder meist aus dem Krug der Eltern mittrinken, und nur die größeren ihr Quart oder ihre Halbe vorgesetzt erhalten.

Bei der Prüfung der Frage des Verhältnisses zwischen Alkohol und Notenqualifikation, die in jeder einzelnen Schule in Rücksicht auf das zu vergleichende Material gesondert vorgenommen wurde, ergab sich als Durchschnittsbild ein Hand- in Handgehen einer Verschlechterung der Fortgangsnote mit Zunahme des Alkoholgenusses — eine vollinhaltliche Bestätigung der Befunde von Bayr — und dementsprechend auch eine Verlangsamung des Auffassungsvermögens mit zunehmendem Alkoholgenuß. Hecker kommt demzufolge auf Grund seiner Feststellungen zu dem Ergebnis, *daß der Alkoholgenuß unter den Volksschülern in München eine enorme Verbreitung hat (nur 13% Abstinente), sowohl was die Zahl der Beteiligten als auch die Menge des Getrunkenen darstellt, daß der Alkohol auch in kleinen, regelmäßigen Gaben die geistige Leistungsfähigkeit der Schüler deutlich beeinträchtigt, in einigermaßen größeren Dosen sogar schwer schädigt, endlich, daß es eine bestimmte Gruppe von Berufskreisen ist (Wirte, Metzger, Kutscher, Schaffner rc.), in welchen der übermäßige Alkoholgenuß besonders begünstigt wird.*

Eine mit dieser Enquete korrespondierende Erhebung an der städtischen Handelsschule, die sich einmal aus ganz anderen Altersklassen und weiterhin auch aus ganz anderen Schichten der Bevölkerung zusammensetzt wie die Volksschule, ergab bei 428 Schülern folgende Zahlen:

Keinen Alkohol tranken	15,6%
Zuweilen	29,4 „
Täglich einmal	30,7 „
Täglich zweimal	10,3 „

Die prozentuale Beteiligung der Schüler an der Abstinenz wie am Alkoholkonsum zeigt also in toto an der Handelsschule eine auffallende Uebereinstimmung mit dem Durchschnittsbild der Münchener Volksschulen, im einzelnen allerdings sind starke relative Unterschiede insofern vorhanden, als auch für die viel älteren Knaben ½ Liter Bier als Trinkerkriterium angenommen wurde. Der schädliche Einfluß des Alkohols trat auch hier zutage, wenn auch nicht in der ausgesprochenen Weise wie in den Volksschulen. Am besten erkennbar ist er in der gleichmäßigen Verschlechterung der Durchschnittsnote mit zunehmendem Alkoholgenuß, die Teilnahme an der Note III steigt, die an der Note II fällt, je mehr getrunken wird.

Die jüngsten Zahlen über den Alkoholkonsum bei Schülern stammen aus Passau, wo von seiten der Lehrerschaft an der dortigen Fortbildungsschule mit 39 Schülern eine diesbezügliche Enquete veranstaltet wurde. Sie ergab

einmal, daß von diesen 39 nicht weniger als 22 Biertrinker stärksten Grades sind, die zum großen Teil 1 Liter und mehr täglich konsumieren, und sie ergab ferner ein geradezu klaffendes Mißverhältnis zwischen den Ausgaben für die Nahrung und denen für geistige Getränke. So vertrinkt ein 14 jähriger Taglöhner bei einem Verdienst von 1.70 Mk. die Hälfte, nämlich 0.85, ein Maurerlehrling verzehrt mittags für 10 Pfg. Brot, dagegen gibt er zu gleicher Zeit 0.24—0.26 Mk. für Bier aus, ein 14 jähriger Binderlehrling verbraucht pro Tag zwei Liter — in dieser Weise ungefähr äußert sich bei den meisten der standard of life. Diese Kulturbilder aus Bayern ließen sich noch ins endlose zeichnen, man kann, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, wohl die Behauptung aufstellen, daß speziell in Altbayern die Volks- und die ihr verwandten Schulen bis zu den Mittelschulen hinauf konforme Resultate ergeben und den Tiefstand der Bevölkerung in der Alkoholfrage dokumentieren würden. Wenn heute noch unter geistlicher Leitung stehende Progymnasien, die mit Internaten verbunden sind, ihren Zöglingen im Alter von 9 Jahren ein tägliches Alkoholquantum aus freien Stücken gewähren und die Entziehung dieses eins der schwersten und erfolgreichsten Strafmittel der klösterlichen Disziplin bildet, dann darf man sich nicht wundern über die geradezu erschreckende Verbreitung des Alkoholgenusses in der minderjährigen Bevölkerung, über die Verblendung weiter Volkskreise und über den geradezu nationalen Nimbus, in dem in Bayern das Bier, so unentwegt wie je zuvor, steht.

*

Zum Blei-Prozeß.

Wenn ich gegen Herrn Dr. Volls Glosse zum Münchener Prozeß hier einiges bemerke, so geschieht dies nicht, weil ich das persönliche Bedürfnis dazu fühle, sondern weil es einmal so Brauch in den Journalen ist, welchem Brauche ich wie so vielen anderen ohne sonderlichen persönlichen Anteil folge, mit dem fiktiven Ernste, der dazu gehört.

Es handelte sich in dem Prozeß um drei Schriftwerke, von denen das eine, das „Lustwäldchen" allgemein zugänglich, das andere, der „Amethyst" vergriffen ist; das Schicksal des dritten, „Fanny Hill" entzieht sich meiner Kenntnis, da ich weder Leser noch Sammler pornographischer Trottelhaftigkeiten bin. In seiner früheren Eigenschaft als Neuphilologe und in seiner jetzigen als Kunsthistoriker erledigt Herr Dr. Voll Lustwäldchen als unwissenschaftlich, Amethyst als blutig dilettantisch (Dilettantismus ist bekanntlich immer blutig) und da und dort pornographisch. In seiner künftigen Eigenschaft als Staatsanwalt gibt Dr. Voll betreffend Fanny Hill unter dem Beifall der Kreuzzeitung juristische Fingerzeige, wie es hätte gemacht werden sollen. Sein juristischer Eifer führt ihn da etwas weit. Mit anzweifelnden „sagt er" und „behauptet er" (nämlich ich) geht er meiner Aussage und der richterlichen Feststellung zu Leibe. Ich wüßte einen einfacheren Weg: es wird Klage gegen Unbekannt wegen Fanny Hill erhoben, ich werde als Zeuge geladen, ich weigere mich den mir bekannten Namen des Uebersetzers zu nennen, ich werde wegen Zeugnisweigerung eingesperrt, und Dr. Voll hat seine Ruhe.

Der Amethyst kann vor der Wissenschaft nicht bestehen, sagt Herr Dr. Voll und führt als Beweis an, daß darin vier Erzählungen aus 1001 Nacht als unveröffentlicht gebracht werden, während zwei davon bereits bekannt sind, die dritte eine in allen Literaturen vorkommende Erzählung ist. Das ist allerdings äußerst unwissenschaftlich, und ich kann gar nicht sagen, wie aufgebracht ich gegen den Uebersetzer bin, der mir und dem Dr. Voll Veröffentlichtes als Unveröffentlichtes einreden wollte. Ich erinnere mich noch des anderen Beweises, den Herr Dr. Voll in seiner früheren Eigenschaft als Neuphilologe gegen die Wissenschaftlichkeit des Amethyst vorbrachte. Es sind darin die Tagebücher Zacharias Werners nach der Gesamtausgabe teilweise abgedruckt. In dieser Ausgabe ist ein oft vorkommendes Tätigkeitswort, sagen wir „liebte" gedruckt: „l — e". Ich habe den Strich in der Annahme aufgelöst, daß Z. Werner in

seinem Tagebuch nicht „l — e“, sondern „liebte“ geschrieben haben dürfte. Und sagte das auch in der Verhandlung. Herr Dr. Doll gutachtete, es sei ein Unterschied zu Gunsten Werners, der „l — e“ schrieb und zu Ungunsten meiner Druckart „liebte“. Weder Herr Dr. Doll noch ich haben Werners Handschrift gesehen. — In seiner jetzigen Eigenschaft als Kunsthistoriker nannte Herr Dr. Doll zwei Zeichnungen von Rops und Karl Hofer aufgelegte Pornographien. Ich teile gar nicht die Ueberschätzung Rops', wie man sich aus einem kleinen, nicht sonderlich guten Büchel überzeugen kann, das ich über diesen Mann schrieb. Aber ihn wie einen anzusehen, der etwa schweinische Postkarten macht, ist mir allerdings nicht eingefallen. Rops ist diskutabel, aber immer innerhalb des künstlerischen Bereichs. Und Karl Hofer ist ein ganz außerordentlicher Künstler. Aber ich merke, daß hier um Einzelnes gar nicht zu diskutieren ist. Ich kenne ja die künstlerischen Voraussetzungen Dr. Dolls gar nicht, und er nicht die meinen. Lassen wir Behauptung gegen Behauptung stehen. Und nun noch ein Wort von der Wissenschaftlichkeit, denn hier wird Herr Dr. Doll deutlicher.

An künstlerischen Dokumenten und theoretischen Aeußerungen hiezu zu zeigen, daß es eine anderen Völkern und anderen Zeiten gehörige Literatur gibt, die als erotisch angesprochen doch niemals das caput mortuum jener phantasielosen und gottverlassenen Pornographie enthüllt, wie all dies Zeug, das auf dem Subskriptionswege heute von Leuten ediert wird, die einer Nachfrage Kranker und Armer gehorchen, — das war es, was ich mir mit dem Amethyst vornahm. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß mit der zunehmenden Entsinnlichung der Welt und Verheuchelung der Sitten die pornographische Literatur zunimmt, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts erst aufkommt, vom besseren Geschmack der Zeit noch einiges profitierend nicht ganz ins Blöde verfällt, um im weiteren Laufe nichts mehr zu sein als Krankheitsgeschichte Verfassers und Lesers. Die Masse pornographischer Bücher der letzten Jahre suchte ich mir nach Grund und Anlaß zu erklären, wobei mir die bloß pathologische Auslegung nicht ganz erschöpfend vorkam. Ich konstruierte mir etwas wie eine Regeneration des Sinnlichen, mit anderen Neubildungen in unserer Zeit zusammenhängend. Da ärgerten mich die Kloaken etwas, die da Leitung prätendierten, und ich stellte die früheren Formungen des erotischen Motives hin wie ein etwas ironisches Fragezeichen: Traut sich diese Zeit noch die heitere Kraft zu, die im Geselligen der Liebe mehr zustande bringt als die Zote und das impotente Grinsen? Die Antwort gab ich mir bald selber. Ich hatte mir einen großen Irrtum vorzuwerfen. Die Zeit kann diese Kraft ja gar nicht haben.

So viel über meine Absicht. In der Ausführung leiteten mich Geschmack und Kenntnisse, soweit ich beides besitze, und die sogenannte Wissenschaftlichkeit nur insoferne, als ich mich um korrekte Texte und gute Uebersetzungen bemühte. Mich vor jedes Gedicht, vor jede Erzählung mit dem Schulbaculo hinzustellen und den Leser mit Examensfragen aufzuhalten und gelehrt zu präparieren, liegt nicht nur meinen Neigungen ganz fern, sondern auch meiner Stellung zu den schönen Dingen dieser Welt, die man vor allem genießen soll — wer's nicht kann, der mag sich meinetwegen wissentschaftlich „damit beschäftigen“. Womit, wie sich von selbst versteht, ich gar nichts gegen die Wissenschaftlichkeit am rechten Orte sagen will. Am rechten Orte und recht unter sich. Gerade in Deutschland ist es dem vorredenden Professor glänzend gelungen, dem Leser die Werke unserer Größten fremd zu machen. Der arme Mann, der vor dem Faust dreißig Seiten akademischer Gescheutheit findet, wird mit einem gefälschten Respekt den Faust lesen als ob den auch ein Professor geschrieben hätte. An dieser unserer gelehrten Bildung, an dieser Wissenschaftlichkeit, welche sämtliche Bezüge erläutert, um auf den Genuß eines Gedichtes würdig vorzubereiten, daran litten wir schon genug. Um diese unsere Bildung beneidet uns kein Mensch, aber auslachen tut man uns deswegen. Wir haben in unserer Literatur eine Menge lebendige, höchst gelehrt von Professoren einbalsamierte Dichter. Seit ein paar Jahren zeigt man in den vielbeschrieenen Neuausgaben diese höchst Lebendigen ohne die Mumienbänder gelehrten Wickelfleißes. Die von Dr. Doll dem Lustwäldchen vorgeworfene „Unwissenschaftlichkeit“ war mir sehr bewußte Absicht. Ein Bekannter schrieb: „Hätte Dr. Blei dem Lustwäldchen zwanzig statt drei Seiten Vorrede gegeben, so wäre es nicht konfisziert worden“. Und nicht gelesen, außer von jenen, die „Material sammeln“ für einen „wissenschaftlichen Zweck“. An diesen Lesern liegt mir nichts. Gedichte sind vor allem Gedichte und nicht wissenschaftliche Mittel. Der ‚Werther‘ brauchte keine gelehrte Einführung und braucht sie auch heute nicht. Wer ihn der Wissenschaft wegen liest, der mag ein Gewinn für die Wissenschaft sein, den ‚Werther‘ hat er sich nicht gewonnen.

München. Franz Blei.

Auf den Artikel des Herrn Professors Doll im Aprilhefte der „Süddeutschen Monatshefte“ habe ich, soweit er mich betrifft, folgendes zu erwidern: Ich habe in

meinem von Dr. Voll zitierten Inserate im „Buchhändlerbörsenblatte“ vom 31. Januar d. J. gesagt, daß die Gutachten der Herren Sachverständigen — darunter Dr. Voll — „einstimmig günstig“ ausgefallen seien.

Herr Dr. Voll bestreitet das „ganz entschieden“.

Herr Professor Voll hatte sein Gutachten nur darüber abzugeben, ob das „Lustwäldchen“ — ich betone, daß die anderen in dem Prozesse inkriminierten Schriften nicht bei mir erschienen sind — „unzüchtig“ im Sinne des Gesetzes sei oder nicht. Er hat die „Unzüchtigkeit“ ausdrücklich verneint. Er begann sein Gutachten mit den Worten: „Das Bücherl kauf ich mir, sobald es frei kommt“, erklärte, er habe selbst schon diese Barock-Gedichte sammeln wollen, aber die Zeit habe ihm dazu gefehlt. Dann erhob er Bedenken vom wissenschaftlichen Standpunkte.

Danach war ich zweifellos berechtigt, sein Gutachten ein „günstiges“ zu nennen. Die „wissenschaftlichen“ Bedenken kommen für ein Buch nicht in Betracht, das sich gar nicht als „wissenschaftliche Bearbeitung“ gibt. Das steht in der Vorrede und ist von Dr. Blei und mir mehrfach während des Prozesses betont worden, daß das „Lustwäldchen“ sich an den „lebendigen Genuß“ der Gebildeten wendet, gerade entgegen wissenschaftlichen Bearbeitungen und Verurteilungen.

Herr Dr. Voll wirft mir weiter vor, die Namen der Sachverständigen zur „Reklame“ ausgenützt zu haben.

Das bestreite ich „ganz entschieden“! Diese Namen habe ich nur in diesem einzigen Inserat genannt, — drei Tage nach dem Freispruch, als die Namen der Herren sowieso — ohne meine Veranlassung! — in allen Zeitungen standen. Und ich tat es ausschließlich im Buchhändlerbörsenblatte, das allein Buchhändlern zugänglich ist. In diesem Blatte hatte ich den Buchhändlern auch die Beschlagnahme ankündigen müssen.

Ich weiß wirklich nicht, was noch gutes, wohlbegründetes Recht ist, wenn nicht das Recht eines Mannes, seinen Berufsgenossen mitzuteilen, daß er von einer Anklage, die monatelang gegen ihn schwebte, freigesprochen wurde! Die Namen der Männer, die die Unzüchtigkeit einstimmig verneint hatten, nannte ich, weil sie die prägnanteste Begründung des Freispruchs waren.

Zum Schlusse noch eine ohne weitere Bemerkung konstatierte Tatsache: Das Heft der „Süddeutschen Monatshefte“ mit dem Artikel des Herrn Dr. Voll trägt auf der Bandschleife den Aufdruck: Voll, der — Blei-Prozeß — eine Namensnennung, die „Reklame“ zu nennen, ich mich hüten werde!

München. Hans von Weber.

•

Wir legen unseren Lesern die Erwiderung des Herrn Dr. Blei vor, obschon sie keine Berichtigung ist, die wir nach dem Gesetz abzudrucken verpflichtet sind. Aber wir glauben, daß sie durch ihren „Stil“ die beste Bestätigung für das Urteil gibt, das Professor Voll über die inkriminierten Werke des Herrn Dr. Blei vor Gericht und in unserer Zeitschrift gefällt hat. Nur auf eine Dreistigkeit der Bleischen Berichtigung sei noch besonders hingewiesen; es ist nicht an dem, daß es sich bei dem Abdruck eines Fragments aus dem Tagebuch von Zacharias Werner um das Wort „lieben“ handelt; es handelt sich um ein anderes.

Ferner ließen wir auch noch eine Erwiderung des Herrn Hans v. Weber folgen, und bemerken dazu, daß der Gerichtshof sich nicht an Philologen gewendet hat, damit diese sich nur über den allenfalls unzüchtigen Charakter des Lustwäldchens äußern sollten. Er wollte auch festgestellt wissen, ob dieses Büchlein im allgemeinen als ernsthafte Leistung zu betrachten sei. Das Urteil des Herrn Professors Voll lautete so wie er es schon seinerzeit hier wiedergegeben hat, daß er nämlich das Lustwäldchen wohl kaufen würde, aber er versäumte nicht, an diese Worte unmittelbar in kurzer, nicht mißzuverstehender Ausführung noch die weitere Erklärung anzuschließen, daß er das Lustwäldchen nur als eine Materialsammlung betrachte, die so schlecht gemacht sei, daß die eigentliche wissenschaftliche Bearbeitung erst noch zu leisten sei. Wir teilen die Ansicht des Herrn Professors Voll, daß diese Aussage nicht günstig war und darum nicht in der von Herrn Hans von Weber gewählten Form zur Anpreisung des Lustwäldchens benutzt werden durfte.

S. M.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coßmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Pindar,

Siegeslied auf Telesikrates, des Karneiades Sohn, von Kyrene,
Wegen Sieges im Wehrlaufe bei den Festkämpfen im Weihebanne des
Apollon Pytho-Schläger zu Delphi, Gott zur Ehre,
Gesungen zum Tanze vom vollen Chor in Kyrene,
Als der Staat die Feier des Sieges schaffte.

Neuntes Pythisches der nach Alexandria zusammengebrachten und dort in
Bücher verteilten alten Gedichte unter Pindars Namen.

Ich will kommen, es kommen, den ehernen Schild,
Es kommen, der Delphischen einen,
Der Läufer und Sieger, zuviert mit mir,
Telesikrates, ergellen zu machen,
Gottes tiefgegürtete Mägde herein, mit der Zeitung
Mich vor ausfertigend, daß ich von Reichem Manne
Das Machtwort sage, und über den Rossen
Und Reitern die Heimat der Zinne sich
Und Kranzes die Heilige freue, Kyrene selber,
Die der Gott im bäumenden Haare aus den brausenden Wald-Verließen,
Buchten auf und ab des Pelion, eben Er, der Sohn der Leto
Sich herausfing, und über goldnem
Stuhl des eigenen Wagens Mit sich fort ihre wilde
Mädchenschaft meerüber fuhr,
Da er sie denn zu wimmelnden Weide-Landes,
Allfrüchtestarrender Gärten
Herrin setzte und ließ,
Daß sie der Erden-Veste zuletztversparten
Drittgewurzelt heiligen Ast,
Zeitlosen Lenz aushauchenden übervölkre.
Und den Willkomm, über silbernen Sohlen gestellt,
Bot dem Fremden von Delos Aphrodita,
Mit leichter Hand den Wagen des Gastes
An die gottverzauberte Brüstung rührend;
Und den Beiden über das eine Lager
Schüttete sie ein Schönes über das Süße,
Scham für Hochzeit, da sie den knirschenden Gott
Mit dem Königs-Kinde des Hypseus einband,

Der erhaben über dem Aufruhr, Hall und Anprall seiner Lapithen
Dazumal im Stuhle waltete, ein Gekrönter, aus des Meergotts
Blute Halbgott dritten Glieds
Da in des Pindus sagenhaftester Falte
Ihn der Heiligen eine, der feuchten Frauen,
Kreusa, über den schweren Bächen
Aus Wonnen in des Peneios Bette geboren —

Dieser sah mit immer schönern Armen
Sich im Hause das Kind, Kyrene, wachsen,
Denn sie liebte der Stühle nicht, wo sie weben,
Her und hin und wiederkehrenden Fußpfad,
Noch den Reihen unter den Hausgespielen
Angefrischt zu begehen,
Sondern Speere, ein dreifach
Erz in der Faust und das Heft eines Fängers,
Räumte sie, all die Getüme vor sich
Ermordend, unter dem Reißenden auf,
Davon, weithin befriedet, des Vaters
Farren endlich im sichern weideten, zwar sie selber
Schlafs, des süßen
Freundes im Bette nur wenig
Ueber Lidern der Augen, nur eben
Gen das Frührot kostete, wenn sie der Heimliche anschlich.

Also fand sie, des Löwen
Dumpfe Mordkraft einsam zwischen den Armen
Zuboden würgend, Einer im Köcher, —
— Lanzen weg im Kampf — der heilige Schütz Apollon:
Daß er den Chiron blindlings
Aufjauchzend aus seinen Kammern ins Freie fordert:
„Laß die raunende Klause, Philyride,
Komm anstaunen, was sich ein Weib hier zutraut,
Und Gewalt, mit der sie die Untat durchsetzt,
Mit unbeugsamem Kopf aushaltend, und die junge erbitterte Seele
Ueber gemeiner Bedrängnis aufrecht; nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihr Schauer übers Herz;[1])
Welcher Mensch hat das geboren? aus dem Schoß
Welcher Stämme gebrochen kann das da sein,

[1]) Das Aequivalent für Pindars φόβωι δ' οὐ κεχείμανται φρένες ist wie jeder Kenner von Wanderers Sturmlied natürlich weiß, goethisch; die Uebersetzung, wie sie hier begriffen ist, hat die Stilpflicht Pindar sein eigenes Gut goethisch wiederzugeben, wo die Geschichte es ermöglicht hat, so sinnreich zu verfahren.

Und schaltet durch Schluchten und Schatten dieser Gebirge?
Wie sie in Kraft schwelgt, die sich nicht ausschöpft!
Ob ja Gottesfug mir die schimmernden
Griffe gegen sie hin zu recken,
Oder oh! ihrer Blume im Bette
Auszuweiden das Süße des wilden Kelches vergönnte?!"
Ihm bedeutet die mächtige Seele, der Centaure, unter der greisen
Herrlichkeit der schwellenden Braunen gegen ihn lachend, seines Rates
Ernsten Schluß: „Geheimnis hütet die Schlüssel,
Heilges weise, beredsam Lieb um Liebe
Sich zu gewinnen, und Göttern, Phöbus,
Wehrt, wie Menschen, ein Stolz,
Eine Scham, des herzlichen Lagers
Erstlinge blind, wie es trifft, zugefallen, mitzunehmen.
Und so hat Dich,
Den unwendbare Lose fehllos schufen,
Solch ein Trachten laut zu bekennen,
Nur die hingenommene Seele vermocht
Wie sie Dir schwarz mit Wonnen und Zorn heraufrauscht:
Und kannst um Herkunft, Herr, dieses Frauenbildes
Noch forschen, ernstlich, der Du der Dinge
Tiefste Ziele genau und der Pfade verschlungenste wissest!
Und die Blätter der Frühjahrs-Erde, so viel sie
Auftreiben mag, und im Meere allen den Sand
Und an Böden der Ströme, wie viel
Wogen-Prall und Windzug hinwiegt, —
Ja und alles künftige, mehr, von wannen
Es trifft, Du ersiehsts und zählst es ohne ein Fehlen:
Aber wenn heut so Weise Bescheides darben:
So blick auf Jene und wisse: beschieden
Ihr zum Gatten bist Du vorlängst in diese
Wald-Mulde hinein gekommen, und wirst sie nämlich
Meerhindurch ins Einsame
Geleiten, Gottes Hag. Daselbst
Beginnt sichs, Städte-Ursprung
Wirkst Du aus ihr, zur Gemeine
Das Eilands-Volk auf Berges First
Hoch die Schiffenden über dem Blachfeld siedelnd;
Und es bereitet sich schon die Fürstliche, Libyen, über den tiefen Wiesen,
Daß sie der Braut in goldenen Höfen, Deiner Erkorenen hochbegegne
Und mit des Landes
Einem Teil sie begabe, daß er ihr ewig
Von Stund an zu einem Lehen verbleibe,

Dem von Allem, was grünt,
Und zu Früchten kommt, nicht Eines
Versagt sein müsse noch Tier weder Untier mangle.
Und sie wird daselbst eines Kindes genesen,
Das der Höchste Hermes ihr selbst aus den lieben
Mutterhänden zu nehmen kommt,
Und trägts mit fort, wo allen Gezeiten
Die schönen Stühle
Bei der Mutter Erde gerichtet sind:
Diese werden das Dinglein
Ueber den Knieen gelässig
Tänzeln und ihm mit Nektar und Ewgem Leben
Das Mündchen füttern und machen es ganz unsterblich
So wie der Zeus, und ganz so keusch wie Apollon;
Und den Menschen ein Wohlgefallen und der Herden getreusten Eckart,
Freund der Fluren, guten Feld-Mann, — aber sie sollen ihn Aristaios
Anrufen.“ Also erklärend
Trieb er zum heilgen
Vollzuge, daß sich die endliche Hochzeit erfülle
Aber gewaltig stürmen, wo sich die Götter
Schon einmal nicht geduldten, kürzeste Wege
Vorwärts gegen das Ziel zu: dies begann,
Dies beschloß der nämliche Tag. Brautkammer
War Libyen, wo sie über der goldenen Stufe
Eines wurden und fürderhin der schönen
Stadt sie waltet und völkerladender Spiele.
Und es hat nun über dem Delphischen Sande
Des Karneiades Sohn
Ihr ein neues zu den verschollneren
Königslosen gefügt
Da er siegte, und allen Kyrene aufging,
Die ihn hochaufnehmen wird
Mit Heimat und herrlichen Frauen
Kehrend mit aller Menschenbegehr, dem Ruhm von Delphi.
Vielsagend von selber ist ungeheuere Großtat:
Aber was Nichts scheint, auf und ab
Ausbildend erschaffen — — wers erkennt, verdankt es.
Doch blüht auf Zinnen der Welt allein
Gelegenheit,
Wie dem siebentorigen Theben einstmals
Iolaos bezeugte, und daß er sie eilend nutzte,
Den des Eurystheus heruntergeschlagnes
Bluthaupt und ein triefendes Schwert in Händen,

Den Atemlosen, Willige flüchteten
Erdhinunter, in des Amphitryon Königsgruftberg, wo auf dem Wagen
Lenkend ihm der Aeltervater stand und starrte: der im Gastschutz
Der Sparten hinging, doch das Getümmel der weißen
Stuten in den kadmöischen Gassen
Mitlebend kannte, ein Fremdfreund in der Gemeine.
Aber es hatte von Dem die hohe Alkmene
Und von Zeus
Durcheinander übermannt,
Aus einer Wehe die Zwillings-Schlachtkraft
Der todbeständigen Söhne geboren.
Blöder Mann,
Dem der Mund von Herakles
Nicht überginge noch dirkäischer Bronnen
Endlos andächte die Seele,
Die den Iphikles auftränkten und ihn:
Diesen will ich dereinst verdankend, was sie mir gaben, den letzten Festzug,
Wie ich im stillen gelobt, erfinden: Ja verlasse mich so der Schütternden,
Nicht der Blitz der hallenden Neune, nicht bis dahin!
Du aber hast in Aegina
Sag ich, hast bei des Nisos
Bühle dreimal hoch Deine Stadt verherrlicht,
Klanglos Verliegen wesenlos hinter dir:
Drum, ob hold Dir Burger und Nachbar, ob dir abhold —
Was für allezumal
Mühsälig zu tun war, aber getan Musik wird,
Keiner soll Dir daran hehlen,
Nicht einer dem Alten vom Meere das Sprichwort kränken
Der gebot, „Auch Feindes taugenden Wert,
Von ganzem Gemüte mit Fug und laut zu berühmen“ —
Zwar der schönste von den gesamten war mir,
Die ich sah, Deinen Siegen, der an den Weihen
Der Pallas, da alle die jungen Frauen verschwiegen
Dich als Liebsten zu Ehe, oder auch seis nur
Dereinst zum Sohne, oh Telesikrates, wünschten —
Auch zu Olympia, und wo die heiligen Höhlen
Der Erdenbrüste vergöttert sind,
Und in allen den Streiten bei Dirzulande.
Aber es heißt mich wie
Neuaufgestiegen Dürsten nach mehr und mehr
Gesang, eine schöne Not mit Lauten zu stillen,
Und alsobald Deiner Ahnen
Urtümlichen Ruhm vom trägen Schlafe zu wecken;

Die um das libysche mitgezogen, das Weib,
Gen die Veste von Irasa fuhren, zu des Antaios strähnigem Kinde
Freier sie mit den zahllos Anderen, alle Gewaltiger, die zu werben,
Aus der Sippschaft kamen, und manche
Fremdherren weither: sie war
Nämlich wundervoll; ein Anblick
Nicht auszusagen; und wollten die vollgewordene
Goldfrucht ihrer Jugend, die feste Blume
Haben, und jeder für sich ihren Kranz abreißen.
Aber der Vater, ein viel erlauchtres
Hochzeitslos der Tochter besinnend
Gedachte, was einst für Ehe in Argos
Achtundvierzigen fürstlicher Mägde Danaos, ehe die Sonn im Lot stand
Unverzüglich herausgefunden: denn er stellte den hellen Reihen
Ins Ziel einer Bahn, drommetend
Daß stürmender Füße Wettstreit
Entscheide, welcher der Helden
Sich welche gewinne, von allen den Werbefahrern.
Also wählte dem Kinde der libysche Vogt
Den bräutlichen Buhlen: hart in die vorgemerkte
Kerbe der Bahn bestellte er sie, von Festprunk
Rieselnd und reinsten
Opfersalben, ein Hochziel hinter dem Ziel, —
Mit Herolds Kräften gelobend, daß sie aus mittem
Getümmel hinnen zu führen dem Einigen
Zustehn solle, der ihr das Tuch
Erstanspringend mit vollen Armen berühre.
Und Alèxidamàs, mit letzter Sehne
Aus dem vorwärtsrollenden Staube den Leib
Vorschleudernd, schlug die herrlich Verschlossne
Hand in Hand und führte sie
Durch den mitten Haufen der Wüstenreiter:
Vollblühende Zweige und Kronen
Schütteten die auf die schreitenden Zwei hinunter;
Aber von Alters wußte sich dieser ums Haupt
Aufrauschende Flügel des Sieges.

Rudolf Borchardt.

Ebensee.

Novelle von Eva Huch.

Von starren Felsen umschlossen liegt der Ebenweiher hoch im Gebirge. Es ist ein einsamer Ort, und wer dort geboren ward, dem ist es bestimmt, da zu leben und zu sterben. Die Jahrbücher der Gemeinde Ebensee reichen viele Jahrhunderte zurück; ein jedes Lebenskapitel schließt mit gleichen Worten: und starb für Gott und Christum zu Ebensee.

Nie sind von diesem Ort Menschen ausgewandert, nie hat ihr Blut sich mit fremdem gemischt; das Alter ist dahingegangen und hat die Jugend sich folgen sehen.

Verwundert und mehr noch voll mißtrauischen Abwehrens betrachten die Ebenseer den Fremden, der nur selten zu ihnen hinaufdringt. Sie schlagen das Kreuz und flüstern beschwörende Worte, dem Eindringling unverständlich, ihnen selbst gleichsam eine Waffe gegen drohende feindliche Macht. Nie aber werden sie ihm die Worte deuten, die ihnen bei seinem Anblick bestürzt und bittend von den ängstlichen Lippen fallen.

In früheren Zeiten soll das Volk Lust und Teilnahme am Neuen und Fremden gezeigt haben; es gibt in unserer Stadt noch einige alte Männer — und mein Großvater ist unter ihnen — welche, so oft sie von der starren Unfreundlichkeit hören, mit der wieder einer unserer Mitbürger dort oben empfangen worden ist, den Kopf schütteln und voll Verwunderung und einiger Entrüstung der Zeiten gedenken, in denen sie am Weiher freundlich bewillkommt und gar manches Mal aufgefordert wurden, an einer etwa stattfindenden Lustbarkeit teilzunehmen. Gern möchten sie noch einmal den Ort aufsuchen und den Triumph erleben, dessen sie sich im voraus schon rühmen: mit derselben Freude wie ehemals aufgenommen zu werden. Doch mag eine heimliche Ahnung, es möchte ihnen anders geschehen, sie von solchem Unternehmen abhalten. Auch sind sie zu schwerfällig geworden, um den steilen und nicht leichten Aufstieg zum Ebenweiher bei hohem Alter noch zu wagen. Ich aber will hinauf und die Menschen sehen, die ein vielleicht schweres Verhängnis gezwungen hat, Feinde jedes fremden Lebens zu werden, das sie voll Schrecken von sich weisen.

* * *

Ich bin in Ebensee gewesen. Furcht und Mißtrauen zeigten die stillen Menschen, wenn ich mich ihnen näherte, und ich trachtete möglichst rasch, wieder den Ort zu verlassen, an dem ein Gefühl der Angst vor mir selbst mir nicht mehr vom Nacken wich. Wie ich aber die letzte steile Strecke zum See hinauf die Häuser hinter mir ließ, begegnete mir ein alter Mann, der, als er mich gewahr ward, das Kreuz schlug und Beschwörungen murmelte. Während seine Lippen sich noch bewegten, trafen meine Augen die seinen, in denen Schrecken und leise freudiges Staunen sich sogleich malten. Er wollte auf mich zukommen, noch mit sich kämpfend, ob er das Gebot übertreten und einen Fremden begrüßen solle. Da ich nun mit einiger Hast, endlich den verschworenen Ort wieder hinter mir zu haben, an dem Alten vorbei ging, streifte meine Hand die seine. Ohne weitere Ueberlegung hielt er da an, ergriff meine Hände und sagte bestimmt: du bist Kaspar Friedrich!

Ich nickte mit dem Kopfe; der Atem stockte mir; ich konnte kein Wort

sprechen. Der Alte mußte wohl in meinem Gesicht lesen; er ließ meine Hände los und legte freundlich den Arm um meine Schulter, mich so auffordernd, mit ihm zu gehen. Doch verließ er die vorher eingeschlagene Richtung und wandte sich, mich dabei leise mit sich fortziehend, dem steilen Weg wieder zu, den er herabgekommen war und den ich soeben hatte weiterschreiten wollen.

„So sehen meine Augen den Mann wieder, der als letzter fremder Zeuge unsern fröhlichen Festen beigewohnt hat!" sagte er feierlich nach langem Schweigen. Ich sah ihn fragend an.

„Siebzig Jahre vollenden sich am ersten Mai, seit er an unserer Frühlingsfeier teilnahm, der letzte, der sich uns zugesellen durfte; noch sehe ich ihn vor mir, so blond und kräftig, wie du es bist!"

Und als spräche er mit sich selber, ohne mich anzusehen, weit in die Ferne blickend, fuhr er träumerisch fort:

„Ich habe lange auf dich gewartet, daß du wiederkehren solltest und ich dir das schrecklich düstere Erlebnis erzählen möchte. Aber nur Fremde kamen herauf, und ihnen blieb mein Mund verschlossen. Du sollst mich hören, Kaspar Friedrich, da du heute zurückgekehrt bist."

Wir stiegen schweigend den Weg hinauf, bis da der See vor uns lag. Der Alte zog mich auf einen Rasensitz unfern des Wassers.

„Betrachte dort in der Mitte des Wassers die Insel, seit Jahrhunderten die Stätte aller Lustbarkeit unseres Volkes, geschmückt von lieblichen Erinnerungen an Vergangenes und freundlichen Hoffnungen auf Künftiges, nun aber ein Ort des Schreckens für alle Zeiten!"

Schwerer und feierlicher wurde seine Stimme, indem er fortfuhr, und ich wagte den Lauf der nun folgenden Erzählung, so ernst begonnen, sich steigernd und in großem Schmerze endend, mit keinem Worte zu unterbrechen.

„An jenem Frühlingsfest waren Johann Heinrich und Eva Christine das glücklichste Paar. Die lieben schönen Kinder, schon lange für einander bestimmt, sollten am nächstfolgenden Sonntage vermählt werden. Uns allen erschien der erste Mai als ein Tag, recht eigentlich bestimmt, die Vorfeier zu ihrem großen Feste zu werden. Kaspar Friedrich hatte ein Zufall an jenem Tage in unseren Ort geführt, und ich gewann ihn recht lieb; denn nicht wie andere Fremde, die zu uns heraufkamen, störte er unseren Kreis durch Zudringlichkeit, gewaltsame Reden und mancherlei Gewohnheiten, wie sie uns fremd und häßlich erscheinen. Er war so offen und zutraulich, daß ein jeder ihn gern betrachtete und mit Beifall vernahm, daß er eine Woche darauf, zu Eva Christinens Hochzeitsfest, wiederkehren wolle. Er ist nicht gekommen; Gott weiß, was ihn damals abgehalten haben mag. Aber der Jungfrau und allen Heiligen mag er danken, daß sie ihn davor bewahrten!

Der siebente Mai brach an. Golden und leuchtend stand die Sonne den ganzen Tag am Himmel, als betrachte sie, selber glücklich, unsern frohen Ort. In der Frühe schon zogen Burschen singend durch die Straßen; über den Schultern hingen an ihren bunten Westen herab Kränze, welche die Kirche festlich schmücken sollten.

Um zwölf Uhr, unter dem Läuten der Mittagsglocken, umschritt der Brautzug die Kirche. Der Pfad war mit lichtem Grün und Maililien bestreut. Einer Lilie glich Eva Christine selbst, die Süße, an diesem Tage. Still und gemessen war ihr Gang; die Augen hielt sie zu Boden

gesenkt; nur dann und wann hob sie den Blick, und es mochte dem, auf den er traf, zu Mute sein, als winke ihm einer Blume eben erschlossenes mildes Licht. Die Orgel spielte stark und mächtig als das Paar dem Heiligsten sich nahte. Während der nun folgenden Zeremonien konnte jeder einen Fremden beobachten, der voll Gemessenheit der Handlung beiwohnte. Als sich dann der Zug zwar langsam, aber doch nicht mehr mit derselben Würde wie vorerst aus der Kirche hinaus die Straße hinabbewegte, hatte er sich unauffällig unter die Gäste gesellt. Erst als man in Eva Christinens Vaterhaus angelangt, sich um das junge Paar scharte und ein jeder ihm einen Spruch sprach, trat auch jener Unbekannte auf Eva Christine zu, und indem er sich tief verneigte, sagte er unter allgemeinem Staunen der Versammelten:

„Schönste Blume, blühe, glühe!
Ach vergönne einem Fremden,
Sich an deinem Licht zu freu'n!"

Mit etwas ängstlichem Beben reichte die Braut dem fremden Manne die Hand; ihre Wangen waren leicht gerötet, sie sah zu ihrem Liebsten hinüber, was er wohl zu den mit einer gewissen Heftigkeit vorgetragenen Worten meinte. Er aber, entzückt über die Huldigung für seine Schöne, und ihre Verwirrung, drückte ihm wie einem Freunde stark die Hand und rief: „Bleibt bei unserm Feste!"

Es schien als hielte Eva Christine eine Angst, die in ihr aufgestiegen sein mochte, voller Beherrschung zurück. Sie war gegen jedermann gleich anmutig und freundlich. Doch mied sie den Fremden, als wolle sie an einem glücklichen Tage ihre Freude nicht durch einen traurigen Gedanken entstellen.

Mir selbst fiel ihre scheue Zurückhaltung auf, und gern hätte ich, nur um ihr liebes Gesicht von keinem Schatten getrübt zu sehen, den Fremden dem Feste fern gehalten. Doch schien keiner der Gäste, noch der Bräutigam selber etwas davon zu bemerken.

Des Nachmittags rüstete man sich zur Fahrt auf die Weiherinsel, die Stätte, auf der ein jedes Freudenfest beschlossen wurde. Wir fuhren in großen weiten Nachen, die von einem Mann stehend durch Rudern getrieben wurden. Mich hatte man dazu ersehen, den Kahn, in dem das junge Paar, von guten Freunden umgeben, Platz genommen hatte, zu führen. Ich weiß nicht, durch welch einen Zufall — oder war es Kunst — es dem Fremden geglückt war, in unsern Kahn, etwas entfernt von Eva Christinen, zu gelangen. Mit Unwillen wurde ich seiner gewahr, als wir uns schon in der Mitte des Wassers befanden.

Bald fingen die jungen Burschen an, ein schönes Lied zu singen. Stark begonnen, sank der Chor allmählich zu immer leiseren Tönen herab, bis er sich wieder sammelte und die letzte Strophe laut und voll über das Wasser klang:

„Bleibet, verweilet im seligen Land,
Wo Schöne heiter sich finden;
Sterne schlingen ein goldnes Band,
Wenn Glückliche sich verbinden."

Eva Christine hörte es mit lächelnden Augen. Indem ich fühlte, wie ich, ganz in ihre Gestalt versunken, kaum mehr acht auf das Ruder gab, wand ich meine Augen mit Anstrengung von ihr fort. Ueber all die lässig sitzenden Gestalten ging mein Blick bis zu der letzten Bank, auf welcher

der Fremde Platz genommen hatte. Ganz gebannt durch ihren Anblick, hatte er, sobald sie nur nicht mehr aufsah, begonnen, ihr Bild durch den Stift festzuhalten; und während sie dem Gesange lauschte, zeichnete er unablässig.

Die Stimmen verklangen. Wie aus einem Traume erwachend, richtete Eva Christine sich langsam auf. Im nächsten Augenblick, da alle, sich wieder zurechtfindend, emporsahen, sagte der fremde Maler:

„Liebwerteste Frau! Gestattet, daß ich euch das Bildnis überreiche, welches mein geringes Können soeben von eurer herrlichen Gestalt bewahrt hat!

Er neigte sich nach vorn, um Eva Christine ein kleines beinernes Täfelchen zu reichen.

„Oho! laßt mich zuerst sehen, wie meine liebe Braut ausschaut!" rief aber Johann Heinrich dazwischen, und den rechten Arm um sie geschlungen lassend, streckte er den linken nach dem Bild aus. Die ihm zunächst Sitzenden umdrängten ihn voll Neugier. Da keiner von dem Tun des Fremden geahnt hatte, waren alle umso überraschter und begieriger, ein so schnell vollendetes Kunstwerk zu betrachten.

Christinens Augen allein sahen nicht das Bild — sie sahen in eine Ferne — etwas Fremdes, Geahntes.

„Gib mir das Bild!" rief sie voll Anstrengung, „damit ich es bewahre!"

„Nein!" entgegnete Johann Heinrich voll Heftigkeit, „niemals sollst du das in Händen halten, was sich dein Ebenbild wohl nennt, aber keines ist." „Mein Bester", rief er, dem Maler zugewandt: „nehmt solches Kunstwerk zurück, wenn ihr nichts bessres zu malen vermögt. Nicht einer Wasserjungfrau, wie ihr sie da, halb im Wasser, halb über dasselbe gebeugt, gemalt habt, gleicht Eva Christine. Sie ist mein Weib, ein Mensch aus Fleisch und Blut, und nichts hat sie mit dem Bilde gemein, das ihr schuft!"

„Heinrich, liebster Heinrich", bat Eva Christine leise, „ach laß mich das Bild hüten, laß es mich hüten!"

„Nein nein!" rief aber Johann Heinrich und achtete nicht des Flehens der Braut, „da habt ihr es zurück, und malt uns, wenn ihr wollt, etwas bessres als dies gottlose Bild!"

Der Fremde war aufgestanden, sah Johann Heinrich ruhig an und sprach: „Ihr mögt nun denken, was ihr wollt, so gefällt mir das Bild doch recht wohl. Findet ihr keinen Gefallen daran, so nehme ich es wieder zu mir." Er öffnete mit der linken Hand seine Jacke, in der rechten behielt er das Täfelchen. — Einige der Freunde sprachen auf Johann Heinrich ein, ihn bittend, doch nicht so schroff gegen den Fremden zu sein, dem er nach jenem seltsamen ehrfurchtsvollen Spruche seine freundliche Zuneigung ja selber geschenkt hatte.

Eva Christine allein schwieg und sah, von keinem beobachtet, zu dem Fremden hinüber. Dieser stand, von den übrigen abgewandt, und sah auf das Wasser. Da entglitt das Bild seiner Hand und versank im Wasser. — Eva Christinens Gesicht war weiß wie das einer Toten; die Augen auf den Fremden gerichtet, (doch war es, als sähen sie ihn nicht) sagte sie langsam:

„Dein Bild im Weiher!
Fahr wohl, schönste Feier!"

Im nächsten Augenblick ergriff sie lebhaft ihres Liebsten Arm, und mir war, als hätte ich nur geträumt, als ich sie jetzt lachende scherzende Worte flüstern hörte.

Johann Heinrich hob sie aus dem Nachen, der gelandet hatte, und gar bald begannen unsre Spiele. War bisher die freudige Stimmung von einem gewissen Ernst, ja beinahe einer gemessenen Feierlichkeit begleitet gewesen, so schien es jetzt, als habe ein Sturm alles Trübe verweht, als blühe nun das junge Leben in umso leuchtenderer Sonne.

Eva Christine und Johann Heinrich bildeten den Mittelpunkt für allerlei frühlingshafte Scherze. Doch kann ich mich keines besondern erinnern, da der finstre Mißmut, welcher mich seit jenem Erlebnis auf dem Wasser befallen hatte, nicht von mir weichen wollte, daß ich teilnahmslos an allem vorbeisah. — — —

Flöten bliesen zum Tanz; nachdem das junge Paar den Kreis der Gäste umschritten, hielt Johann Heinrich vor Christinens liebster Freundin, die Braut aber neigte sich lächelnd vor mir und führte mich davon. Wie ich sie so lieblich schwebend in meinen Armen hielt, weiß Gott, welch furchtbares Bild mich plötzlich erschreckt haben mag: Ich weinte, und die Tränen stürzten auf Eva Christinens Hand. Sie führte mich sanft zu einem Sitz, immer ihre von meinen Tränen nasse Hand betrachtend, und nur einmal sah sie mich an, mit einem süßen Flehn in den Augen, das mir Stille gebot.

Durch ihr stummes Bitten gezwungen, sah ich schweigend nieder. Da rief Johann Heinrich sie zu sich. Als ich meinen verwirrten Blick wieder hob, sah ich sie an ihres Liebsten Seite sich lustig im Tanze schwingen.

Wieder kam über mich ein Gefühl, als wäre das Vergangene nur ein Traum gewesen, als sei mir zum zweiten Mal etwas begegnet, das mit der heiteren Wirklichkeit nichts gemein hatte und nur im Vorüberschreiten traurige Blicke auf sie heftete.

Der Tag begann sich zu neigen. Man rüstete die Nachen, um in der Dämmerung die Insel zu verlassen. Ich selbst war einer der Eifrigsten dabei, teils weil am Tanz teilzunehmen ich mich nicht mehr entschließen konnte, teils weil es mich drängte, das Fest beschlossen zu sehen. Es bestand zu jener Zeit noch unsere alte Sitte, die Kähne nacheinander in kleinen Pausen abfahren zu lassen. Erst in den letzten stieg das junge Paar.

Indem nun die Insassen des erst abgestoßenen Nachens in geringer Entfernung anhuben, ein Lied zu singen und weiter hinaus ihre Stimmen nur noch ferne zur Insel herüberklangen, die Zunächstkommenden aber einfielen und, auch wieder verhallend, einem neuen Chore Raum gaben, entstand ein Wechseln und Mischen von Stimmen, die, erst am Lande wieder vereint, in der empfänglichen Nachtluft dem langsam folgenden bräutlichen Nachen ein melodisches Willkomm boten.

Die ersten Kähne setzten sich in Bewegung; voller Ungeduld sah ich ihnen nach, indem ich auf ein möglichst rasches Folgen der anderen drang. Hand in Hand sah ich Eva Christine und Johann Heinrich stehen, während ich, den letzten Nachen lenkend, von der Insel abstieß. So lange ich es vermochte, sah ich zurück auf sie, mit immer wachsender Anstrengung die Augen auf das zunehmende Dunkel gerichtet, das Eva Christinens schlanke weiße Gestalt allmählich verhüllte. Da sich nichts mehr aus dem Dunkel löste und ich durch verdoppelte Stärke der Ruderschläge die andern einzuholen trachtete, traf mein Ohr das nahe Plätschern von Rudern. Noch

ehe ich, in Erstaunen auffahrend, eine Frage tun konnte, rief eine Stimme zu mir herüber: „Ihr seid es, Gottlieb, und ich wähnte euch lange schon unter den anderen drüben Angelangten! Wir sind arg verspätet, da der Fremde hier ein goldenes Kettchen auf der Insel verlor, und weil er so bald nicht zurückkehren wird, mit mir darnach suchte. Wir sahen Johann Heinrich den Nachen, darin Eva Christine saß, vom Ufer abstoßen und beeilten uns umso eifriger, noch vor dem jungen Paar die harrenden Freunde zu treffen!“

Nebeneinander ruderten wir nun, und erreichten mit eiligen Zügen den schon voll vom Lande erklingenden Chor.

Da erstarrten die Töne. Der See warf wilde Wellen; darauf war eine große Stille. Voll stummen Entsetzens sahen wir auf das Wasser hinaus, ob wir etwas zu erkennen vermöchten....... Eva Christine und Johann Heinrich kamen nicht zu uns......

Ich achtete nicht auf die anderen, die bald erregt miteinander flüsterten. Meinen Vetter Kaspar, der, mir gegenüber im Kahne saß, hieß ich ein Ruder ergreifen. Ohne daß wir ein Wort gewechselt hatten, langten wir auf der Insel an, die nun schon so tiefe Nacht deckte, daß auch greifbar nahe Gegenstände gespenstisch erschienen. Wir gingen das Ufer entlang, der Vetter zur linken Seite sich wendend und ich zur rechten, ob sich nicht eine Spur von den beiden noch finden ließ. Eine große Ruhe war über mich gekommen. Das Grauenvolle fürchtete ich nicht mehr — das war schon geschehen; doch wollten meine Augen das Gewisse, Wahre sehen.

Da wir, ohne etwas gefunden zu haben, an der gleichen Stelle uns wieder begegneten und uns dem Wasser zuwandten, tauchte aus dem Dunkel, unfern vom Lande, ein leise treibender leerer Nachen auf, den ich, sobald die ihn umrankenden, hellen, vom Nachtwind bewegten Blumen deutlich wurden, als Johann Heinrichs Nachen erkannte. An seinem Rande hing das, wie in Eile abgestreifte, feine Schleiertuch, das Eva Christine getragen hatte. „Ein Unglück!“ flüsterte mein Vetter erregt; „aber wie kann das geschehen sein, da der Kahn steht und nicht liegt!“

Ich gab ihm keine Antwort.

Ach! der Gott im Himmel heischt seine Opfer, wann es ihm beliebt, und nicht in unserer Macht liegt es zu hindern, daß der den Todesweg geht, den er dazu auserwählt.

Eva Christine! liebliches Leben! Wußtest du, daß dein Schicksal bereitet war? Ja du fühltest die fremde Macht als der Tag begann und hießest mich schweigen, als ich schlimme Zeichen dich bedrängen sah. Was du wußtest, konntest du nicht verraten, denn dein Weg war bestimmt.

Da wir, zum Lande zurückgekehrt, den Harrenden mitteilten, was sie geahnt hatten, fielen wir auf die Knie und beteten.

Das Wasser blieb still, und da der Morgen anbrach, war es heiter und ruhig wie am Tage vorher, die Spuren der verschlungenen Leben verbergend und haltend.......

Kein Fremder hat seit dem Tage sich zu uns gesellen dürfen. Bang suchen wir die Werkzeuge aus unserer Nähe zu entfernen, deren das Schicksal sich einmal bedient hat, ob wir auch wissen, daß wir, unkundig der Wege, die das Verhängnis findet und verfolgt, ihm verfallen müssen, wenn seine Zeit kommt.

Briefe von Albert Lortzing.

Mitgeteilt von Georg Richard Kruse in Berlin.

Sr. Wohlgeboren Herrn Professor A. Schindler in Münster.

Leipzig den 9ten Februar 1835.

Mein werther Freund!

Zuvor meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütigen Bemühungen in Betreff meines Cellos, nachher mehr darüber. Ihren Brief an Dr. Fink habe ich übergeben und wurde der Aufsatz sogleich acceptirt. Noch ehe er sich des Inhalts versichert, sagte er gleich, daß es nicht die mindeste Schwierigkeit haben würde, da Ihre Unterschrift da war. Mit Ihren schönen Liedern steht es leider noch beim Alten und werde ich nach Ihrem Wunsche die Hefte spediren. Es sollte freilich schon geschehen seyn, doch war ich in diesen Tagen mit Arbeit überhäuft, darum Entschuldigung. — Der Hauptlumpazius Quante, wie Sie ihn sehr richtig bezeichnen, beweist sich als ein solcher, denn mir ist bis dato weder Brief noch Wechsel von ihm zu Gesichte gekommen, und hätten Sie, mein werther Freund, nicht die Güte gehabt mich aufzuklären, so tappte ich noch im Dunkeln. Elzner, der mich von der Sache näher unterrichten sollte, hat mir seit Monat October v. J. nichts geschrieben, ich bin böse auf ihn. Gleich nach Empfang Ihres lieben Briefes schrieb ich an H. Quante, daß ich noch nichts erhalten, wie es sich verhielte mit dem Gelde u. s. w. — Sie würden mich zu dem unendlichsten Danke verpflichten, wenn Sie diesen Unverläßigen, den ich leider früher nicht erkannt, noch einmal darüber sprächen. — Es sind zwar nur 30 Thlr., aber ein pater familias kann sie doch brauchen. — In musicalibus haben wir manchen und verschiedenartigen Genuß gehabt. Der berühmte Strauß gab auf seiner Rückreise von Berlin (wo er der Kaiserin von Rußland aufwartete) hier zwei Conzerte, in welchem er zwei Ouvertüren und zwei Pot-pourris ausgenommen, lauter Tänze von sich hören ließ. Es ist etwas Eigenes! Man muß diese Tänze von ihm selbst und seinen Leuten (er führt ein vollständiges Orchester mit) spielen hören! Er machte zwar bedeutende Einnahmen, soll aber doch seine Rechnung nicht gefunden haben, da seine Kosten zu groß sind. — Ihr Vorgänger in Münster, Schmidt, ist in Halle als Musikdirektor angestellt, seine Frau ist hier beim Conzerte[1]) als Sängerin engagirt. Sie haben neulich ein Conzert, das aber nicht zum besten ausfiel. Beethoven's Symphonien floriren hier noch immer fast in jedem Conzert. Er und Strauß sind von den Leipzigern angebetet. Welch ungeheurer Kontrast! höre ich Sie ausrufen, aber es ist so. Vor Kurzem spielte M. Cyprianus Romberg (Neffe des großen Violoncellisten) hier; bedeutende Fertigkeit, Geschmack aber keinen Ton, keine Fülle. In diesen Tagen geht bei uns die neue Oper von Auber: Lestocq in die Scene: viel Tanzmusik, aber ansprechend, sehr ansprechend. Die Oper soll in Paris gleich der Stummen furore gemacht haben. Es ist eine russische Revolutionsgeschichte. Der Maskenball hat hier volle Häuser gemacht. Die Capulettis u. s. w. halten sich noch immer. Dagegen hat Norma nichts gemacht und die Musik ist wahrhaft schön. — Sonderbar genug, außer Don Juan macht hier keine Mozart'sche Oper viel. Ursache daher, daß keine gegeben

[1]) Gewandhaus-Konzert.

wird. Die Musik gefällt ihnen wohl, aber das Haus bleibt leer. Ueberhaupt muß der liebe Gott ganz eigenthümlicher Laune gewesen sein, als er das Leipziger Publikum erschuf. Was mich betrifft, so habe ich alle Ursache zufrieden zu sein; ich darf mich der Gunst des Publikums in hohem Grade erfreuen, und lebe äußerst angenehm. Wer Leipzig kennt wird Letzteres natürlich finden. Im nächsten Sommer werde ich in Berlin gastiren und freue mich sehr darauf meine Vaterstadt nach vier und zwanzig Jahren wiederzusehen. Vergangenen Herbst gastirte ich in Weimar, wo ich Hummel kennen lernte. Sie schreiben mir nichts, wie Ihnen die Bäder in Aachen bekommen sind, sonder Zweifel gut. Der Baritonist Pöck, ein Sänger der jetzt viel Aufsehen macht seiner herrlichen Stimme wegen, aber etwas übermütiger Natur, hatte kürzlich einen skandalösen Vorfall in Prag, wo er engagiert ist. Er bekommt Streit mit dem alten, und wie ich höre, sehr würdigen Kapellmeister Triebensee und vergißt sich so, daß er den alten Mann von der Bühne hinunter ins Orchester wirft. Die braven Orchestermitglieder dagegen springen herauf und zerschlagen den Herrn Pöck dermaßen, daß er noch immer unfähig ist, aufzutreten. Kapellmeister Lachner wird von Mannheim aus sehr gelobt. Hummel scheint mir auch ein größerer Klavier-Virtuose als Operndirektor zu sein. Nun beurlaube ich mich, mein sehr lieber Freund, empheblen Sie mich Ihrem Kostvater Gerbaulet und sonstigen Bekannten. Herrn Höltje (Compagnon des älteren Gerbaulet) sprach ich hier in der Neujahrsmesse. Viele Emphehlungen von meiner Frau.

Es grüßt Sie Ihr aufrichtiger Freund

A. Lortzing.

Im nächsten Sommer, werden wir folgende Gäste hier haben aus Wien, Anschütz, Löwe und Mlle Peche. Von Karlsruhe das Haizingersche Ehepaar. Ich freue mich!

Der vorstehende Brief hängt zusammen mit einem schon früher veröffentlichten*) am 23. Aug. 1834 an die gleiche Adresse, in dem Lortzing an Schindler schreibt, daß er für dessen Lieder vergebens einen Verleger gesucht habe, und am Schlusse ihn bittet wegen Lortzings Violoncello, das er in Münster beim Instrumentenmacher Quante zurückgelassen, damit er es zum Preise von 50 Talern (später herabgesetzt auf 30) verkaufe, einmal nachzufragen. Anton Schindler (geb. 1796 zu Medl in Mähren, gest. 1864 zu Bockenheim) ist der bekannte „ami de Beethoven“, der treue Gesellschafter des Meisters in den letzten Lebensjahren und später sein Biograph. Nach Münster kam er 1831 als Domkapellmeister, eine Stellung, die er 1835 mit der gleichen in Aachen vertauschte; er kehrte aber 1842 wieder nach Münster zurück, wo er blieb, bis J. O. Grimm ihn ablöste. Dr. G. W. Fink (1783—1846) war Redakteur der Allgemeinen Musikalischen Zeitung. Gegen ihn und seine „Honigpinseleien“ richteten sich namentlich Schumanns Bestrebungen bei Begründung seiner Neuen Zeitschrift für Musik, 1834. Elzner, Schauspieler am Detmolder Hoftheater, das bekanntlich auch in Münster, Osnabrück und Pyrmont Vorstellungen gab; langjähriger Kollege Lortzings, der 1826—33 selbst am Detmolder Theater unter Dir. August Pichler als Schauspieler und Sänger tätig war. Strauß ist der „Walzerkönig“, Johann Strauß Vater (1804—49), der seit 1833 mit seinem Orchester häufiger Konzertreisen ins Ausland machte. Lortzing hat wohl aus den erwähnten Konzerten die Anregung geschöpft, Strauß' Elisabethen-Walzer für gemischten Chor zu arrangieren (gedruckt bei Friedr. Hofmeister, Leipzig). Cyprian Romberg, geb. 1807 zu Hamburg, 1865 beim Baden ertrunken, war der Sohn von Andreas, Neffe und Schüler von Bernhard Romberg, aus der berühmten Münsterschen Künstlerfamilie; nach längeren Konzertreisen war er Cellist in der Petersburger Hofkapelle, gab auch Konzertstücke für sein Instrument heraus.

*) Lortzings Briefe. Gesammelt und herausgegeben von Georg Richard Kruse. Berlin, Hermann Seemann Nachfolger.

Vom damaligen Opernrepertoire gibt uns der Brief ein bezeichnendes Bild. „Lestocq“ war am 24. Mai 1834 in Paris zum erstenmale gegeben worden und ging bald darauf über alle deutschen Bühnen. Richard Wagner, damals in Magdeburg Kapellmeister, nahm sich des Werkes ganz besonders an. „Der Maskenball“ („Gustav“), ebenfalls von Auber, 1833 in Paris zuerst gegeben, erlebte in Leipzig ihre deutsche Erstaufführung und wurde erst nach 1859 durch Verdis gleichnamige Oper vom Spielplan verdrängt. Die „Capulettis“ (Romeo und Julie) von Bellini beherrschten seit 1830 alle Bühnen der Welt, in Deutschland namentlich um der ausgezeichneten Leistung der Schröder-Devrient als Romeo willen, über deren Eindruck Richard Wagner noch 1872 in begeisterten Worten berichtet. Norma war 26. Dezember 1831 in Mailand zuerst aufgeführt worden und hatte noch größeren und dauernden Erfolg. Franzosen und Italiener waren fast Alleinherrscher auf der deutschen Bühne. Lortzing trat 1837 mit den „Beiden Schützen“ und „Zar und Zimmermann“ auf und gewann damit allmählich der deutschen Spieloper einigen Boden, und 1842 mit der Aufführung des „Rienzi“ in Dresden eröffnete dann Wagner den Kampf gegen die Ausländerei.

Das Gastspiel in Weimar, wo Lortzings Onkel Friedrich seit 1805 als Schauspieler wirkte, fand im September 1834 statt. Unser Meister trat an drei Abenden auf, bewährte sich „als braver Komiker und angenehmer Sänger für sein Fach“ und erhielt insgesamt 75 Taler Honorar. Johann Nepomuk Hummel (1778—1837), der Schüler Mozarts und s. Z. berühmte Klaviervirtuos und Komponist, war seit 1819 in Weimar Hofkapellmeister. Seine Kolossalbüste steht hinter dem Hoftheater. In Berlin spielte Lortzing vom 20. Juni bis 3. Juli 1835 am Königstädtischen Theater. Ein Engagement, worauf das Gastspiel abgezielt hatte, kam aber nicht zustande.

Karl Josef Pöck (1812—69), der erste Sänger des Jäger in Kreutzers „Nachtlager“, den er 12. Januar 1834 im Josefstädter Theater in Wien schuf, gehörte von 1837 bis zum Lebensende der Braunschweiger Hofoper an. — Triebensee war, 1816 von Brünn kommend, der Nachfolger Webers als Kapellmeister des Prager Landestheaters geworden. — Lachner ist der bekannteste der drei Brüder, Franz (1804—1890), der Freund Schuberts, seit 1826 als Kapellmeister am Kärntnertortheater in Wien wirkend und 1834 nach Mannheim berufen. Seit 1836 gehörte er der Münchener Hofoper an. Wagners Berufung 1865 ließ ihn aus seinem Amte scheiden. Gerbaulet war der Besitzer des Hotels in Münster, in dem Lortzing viel verkehrte. Die Wiener Gäste sind Heinrich Anschütz (1785—1865), der große Charakterdarsteller, Ludwig Löwe (1795—1871), der Heldenspieler, und Therese Peche (1806—82), die gefeierte Liebhaberin des Burgtheaters. Auch Amalie Haizinger (geb. Morstadt, in erster Ehe mit dem Schauspieler Karl Neumann verheiratet) gehörte später der Burg an. Als jugendliche Liebhaberin unternahm sie seit 1829 mit ihrem zweiten Gatten, dem Tenoristen Anton Haizinger (1795—1869) Gastspielreisen, die sie auch nach Paris, London, Petersburg usw. führten und ihr den Ehrennamen einer „deutschen Mars“ eintrugen.

An die Hoftheaterintendanz zu Coburg.

Euer hochzuverehrende Intendanz!

Zuvor meinen Dank für Ihren schätzbaren Antrag. Mein Contract läuft allerdings Michaeli dieses Jahres zu Ende, doch wäre ich nicht im Stande meine Bedingungen zu stellen, indem mir die Verhältnisse des Herzogl. Hoftheaters wie dortige Lebensweise ganz unbekannt sind. Könnte mir indessen ein Gastspiel gestattet werden, welches sich von meiner Seite entweder zu Ende Juni oder Anfangs Juli bewerkstelligen ließe, so dürfte eine gegenseitige Bekanntschaft zu einem gewünschten Resultate führen.

Zugleich erlaube ich mir, einer verehrten Intendanz meine hier mit fortwährendem Beifall gegebene, bereits von den Bühnen Dresden, Braunschweig, Hamburg und Breslau verlangte komische 3=aktige Oper Die beiden Schützen ergebenst anzubieten, und beträgt das Honorar für Buch und Partitur sechs Friedrichsd'or!

Mit ausgezeichneter Hochachtung nenne ich mich Euer

hochverehrten Intendanz
ergebenster
Lortzing,
Regisseur d. h. Oper.

Leipzig
d. 31. Mai 1837.

(Die Antwort auf diesen Brief besagte, daß Lortzing die Regie der Oper übertragen werden solle, „da bei den Arrangements von ‚Eherne Pferd‘ [von Auber, Paris 1835] und „Hugenotten‘ [Paris 1836] Ew. Wohlgeboren bewiesen haben, daß Sie Ihr Amt mit großer Thätigkeit und Glück versehen.“)

Euer Hochwohlgeboren

Erwidere ich auf Ihr geehrtes Schreiben vom 5. Juni, daß die von Ihnen anberaumte Zeit im August günstig mit meinem Urlaub übereintrifft und ich Ihrer höchst schmeichelhaften Einladung mit Vergnügen nachkommen werde, wenn Sie geneigt sind mir einen Cyklus von 6 Gastrollen, jede Rolle mit 5 Carolin honorirt, zu bewilligen, und würde ich in diesem Falle nicht säumen, Ihnen mein Rollenverzeichniß sowie auch später Buch und Partitur meiner Oper zu übersenden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Leipzig 15./6. 1837. Lortzing.

Euer Hochwohlgeboren

Erwidere ich auf Ihr sehr werthes Schreiben vom 2. ds. daß mein ganzer Urlaub incl. der Reise nur 3 Wochen ausmacht, ich also bei 2mal Spielen in der Woche mit bestem Willen nur 4mal auftreten könnte, wogegen indessen das Honorar von 5 Friedrichsd'or für eine Rolle anderweitigen sich mir dargeboten Aussichten widerstreitet. Können Euer Hochwohlgeboren mir nebst der Zusicherung, daß meine 4 Rollen binnen 16 Tagen gegeben werden, für jede Rolle 6 Carolin honoriren, so würde ich nicht säumen, Ihnen ein gedrängtes Rollen-Verzeichniß zu gefälliger Auswahl einzureichen, widrigenfalls jedoch müßte ich der ausgezeichneten Ehre mit einer so hochgeachteten Bühne in Verbindung zu treten für jetzt entsagen.

Mit vollkommener Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

Leipzig ganz ergebenster

8. Juli 1837. Lortzing.

Euer Hochwohlgeboren.

Erwidere ich auf Ihr geehrtes vom 21. Juli wie angenehm es für mich sein würde, wenn wir uns beiderseits hinsichtlich eines Engagements einigen könnten. Ich habe daher, die wohlfeilere Lebensweise auf der einen, aber auch auf der andern Seite das Reisen Ihrer Bühne berücksichtigend, meine Berechnung nach meinem hiesigen Gehalt gemacht und es ergab sich, daß ich unter 2000 Gulden jährlich keine Verbindung eingehen könnte; außerdem müßte ich mir, vorausgesetzt daß Ihre statthabenden Ferien zu Gastspielen benutzt werden können, freie Reise für mich und meine Familie, und vor der Hand einen einjährigen Contract ausbitten. Auf Verlangen würde ich ein gedrängtes Rollenverzeichniß einzureichen die Ehre haben, woraus meine vielseitige Benutzung zu ersehen. Wäre es Ihnen möglich, mir eine gefällige Bestimmung recht bald zukommen zu lassen, so wäre es mir um so lieber, da ich noch anderweitige Verbindungen angeknüpft habe.

Mit vorzügl. Hochachtung

Leipzig, 23/7. 1837, Lortzing.

(Das Gastspiel fand statt, ein Engagement aber wurde nicht abgeschlossen und Lortzing blieb in Leipzig, das er erst 1846 verließ, um als Kapellmeister nach Wien zu gehen.)

Sehr geehrter Herr Baron!

In umgehender Erwiderung Ihres für mich höchst schmeichelhaften Schreibens habe ich die Ehre anbei Partitur und auch Buch der Oper „Hans Sachs“ zu senden, da ich zufällig soeben ein Exemplar erhalten habe. Die Orchesterstimmen werde ich von hier besorgen, welches aus dem Grunde schneller geht, da sie von den hiesigen copirt werden; nur die Solo- und Chor-Stimmen kann ich nicht schaffen und dürften Sie selbige mit Hilfe des Klavierauszuges, der wahrscheinlich bei Ihnen zu haben ist, leicht anfertigen lassen.

Die von allen Seiten mir gerühmte treffliche und glänzende Ausstattung der Oper Czar 2c. wofür ich Ihnen noch meinen verbindlichsten Dank abstatte, läßt mich hoffen, daß Sie dem beikommenden Kinde meiner Laune eine gleich gütige Theilnahme widmen werden, ich enthalte mich daher in Folge der Berichte über die ausgezeichnete Szenerie in der eben angeführten Oper aller Bemerkungen in Betreff des Hans Sachs. In 3 Wochen spätestens gedenke ich, sind Sie im Besitz der Orchesterstimmen. Ich habe die Ehre mich zu nennen mit besonderer Hochachtung Hochgeehrter Herr Baron Ihr ganz ergebenster

Leipzig 17/5. 1841. Albert Lortzing.

Die fünf nach Coburg gerichteten Briefe wandten sich an den seit 1829 als Intendanten fungierenden Reisemarschall Herzog Ernsts I. von Coburg-Gotha, Baron von Hanstein. „Die beiden Schützen“ waren am 20. Februar 1837 in Leipzig zuerst gegeben worden und hatten, wie wir sehen, bereits die Aufmerksamkeit namhafter Bühnen erregt. Sie wurden später auch von der Intendanz angenommen, erschienen aber — wie an vielen andern Bühnen — erst nach dem Berliner Erfolge des „Zaren“ auf dem Spielplan. Das Honorar Lortzings für seine Opern, die nun ein für alle mal Eigentum der beiden Hoftheater wurden, betrug für „Zar“ 42 Taler 16 Groschen, für „Hans Sachs“ 44 Taler, für „Beiden Schützen“ und „Wildschütz“ zusammen 98 Taler 16 Groschen, im Höchstfalle also 148 Mark für eine Oper.

Das Gastspielhonorar von 5 Karolin der kurpfälzischen Goldmünze im Wert von 11 Gulden = 18,85 Mk. würde Mk. 94,25 betragen haben, bei 5 Friedrichsd'or die man dagegen bot nur 85 Mk.

Das „Reisen“ bezieht sich auf den Wechsel des Aufenthalts, da seit 1828 in Coburg und Gotha abwechselnd gespielt wurde. Das Theater in Coburg war damals im alten Ballhause eingerichtet, erst am 14. September 1840 wurde das jetzige Hoftheater eröffnet.

„Hans Sachs“ erlebte am 23. Juni 1840 in Leipzig die Uraufführung als Festoper zur Gutenbergfeier.

An die General-Intendanz des Königl. Hoftheaters
franco. in Berlin.

Anbei ein Paket in Wachsleinen
enthaltend geschriebene und gestochene
Musikalien: valor 24 Thaler
sigl K. G. I.

An die General-Intendantur des Königl. Hoftheaters in Berlin

hiemit erlaube ich mir, einer hochgeehrten Hoftheater-Intendanz meine, hier mit wiederholtem Beifall oft gegebene Oper: „Czar und Zimmermann“ ganz ergebenst einzureichen mit der höflichen Bitte nach gütigst genommener Durchsicht zu bestimmen, ob ich mir schmeicheln dürfe, die Oper auf der Königl. Hofbühne zur Aufführung gebracht zu sehen, in dieser höchst schmeichelhaften Hoffnung verharre

mit ausgezeichneter Hochachtung
einer Königl. General-Intendantur
Leipzig ganz ergebenster
d. 23ten Juni Albert Lortzing
1838 Regisseur d. h. Oper.

Auch dieser Brief, der die Sendung von Partitur und Klavierauszug zum „Zar“ begleitete, unterscheidet sich charakteristisch von den Privatbriefen Lortzings und ist besonders bedeutungsvoll, weil sich erst an die Annahme und Aufführung der Oper in Berlin die erfolgreiche Laufbahn des Meisters als Komponist knüpft. Intendant der Kgl. Schauspiele zu Berlin war von 1828—42 Graf Wilhelm von Redern, der alle zu seiner Zeit entstandenen Lortzingschen Werke für das Opernhaus erwarb. Außer dem Honorar von 100 Dukaten (950 Mark) empfing Lortzing noch eine wertvolle Vase als Geschenk. Unter Rederns Nachfolger, Hrn. von Küstner freilich, gelangte nur noch „Der Wildschütz“ 1843 zur Aufführung. Erst unter Botho von Hülsens Intendanz wurde in den 80er Jahren „Undine“ und „Der Waffenschmied“ gegeben, denen sich unter Graf Hochberg 1899 die nachgelassene „Regina“ anschloß.

Sr. Wohlgeboren Herrn M. Greiner, Director des Hoftheaters in Dessau.

Leipzig d. 11. Januar 42.

Lieber Freund Greiner.

Ich habe Herrn Roland als Knaben gekannt und vor etlichen Tagen wiedergesehen — daher datiert sich unsere Freundschaft; er sang mir im Zimmer etwas vor und offen und ehrlich: seine Stimme ist stark, Brust wie Falsett, doch hat er Unarten, namentlich sind die Vocale e und i gedrückt, doch scheint er dramatischen Vortrag zu besitzen; seine Persönlichkeit ist sehr vortheilhaft, nicht groß, aber kräftig gebaut und hübsches jugendliches Gesicht; im Reden schlägt ihn der Wiener etwas in den Nacken aber vielleicht ist das auf der Bühne anders. Einige rauhe Töne welche ich wahrnahm rechnete er den Folgen der Reise zu und ist auch sehr wahrscheinlich; seine Gattin hat mich im vergangenen Jahre besucht, sie besitzt für Salondamen eine entsprechende Persönlichkeit, hübsche Gestalt und Gesicht — (so war es vor einem Jahre) und eine bedeutende Suada; die Frau schien mir Geist zu haben. Mehr, lieber Freund, kann ich von den Leutchen nicht sagen, denn ich weiß nicht mehr, und möge Ihnen alle Dreien das Wenige von Nutzen sein.

Herzlich grüßend

Ihr

Lortzing.

Lieber Freund!

Mein Intimus — wie er sich nennt — Herr Roland befand sich als er im vergangenen Sommer hier war in einiger Verlegenheit und lieh ich ihm bereitwillig sechs Thaler; es versteht sich von selbst, daß ich auf deren Wiedererlangung nicht eher Anspruch machte, als bis er wieder im Engagement war, obwohl er stets von gut stehenden Finanzen sprach. Im vergangenen Monat war ich denn endlich so unverschämt, ihn freundlich und höflich an die Tilgung dieser kleinen Schuld zu erinnern, habe aber weder das Geld noch eine Antwort erhalten, obgleich es beinahe 2 Monate her ist, daß ich ihm geschrieben. Sie werden mir zugestehen müssen, daß das unartig ist, genirte ihn die Zahlung, so konnte er doch schreiben; es ergeht daher an Sie, mein Gesuch, die Kleinigkeit bei der Gagenauszahlung meinem Busenfreunde ins Gedächtniß zu rufen oder besser gesagt abzuziehen, da er sich doch wahrscheinlich des Thatbestandes noch erinnern wird.

Zu jedem Gegendienst bereit, grüßt

Leipzig Ihr

29/1. 43. Lortzing.

Werther Freund!

Ich bin mit dem Geschäft Bezugs der beiden Schützen ganz einverstanden und wünsche der Oper also auch Ihnen einen guten Erfolg.

Freundlichst grüßend

Leipzig
24/10. 44.

Ihr
Lortzing.

Leipzig, 24. 1. 46 [muß jedenfalls 45 heißen].

Werther Freund!

In der Angst meines Herzens wende ich mich an Sie! — Wir gaben neulich den Freischützen, bei der Probe stellte sich heraus, daß die Orchesterstimmen nichts taugen, mehrere Nummern arrangirt sind u. s. w. — aber wir hatten keine andern, und so mußte die Vorstellung mit der wir allerdings keine besondere Ehre einlegten, dennoch stattfinden. Ich wage daher die dringende Anfrage: können Sie uns — falls die Oper bei Ihnen nicht auf dem Repertoir — die Orchesterstimmen auf circa drei Wochen leihen, um solche hier copiren zu lassen? Sie würden die hiesige Direction in deren Auftrage ich schreibe, so wie mich zu innigsten Danke verpflichten und jedes Gegendienstes gewärtig sein können. Haben Sie die Güte mir umgehend zu schreiben, was wir zu hoffen haben. Nach Dresden wurde schon geschrieben, die gaben aber gerade die Oper. Einer günstigen Antwort erwartungsvoll entgegensehend, grüßt freundlichst

Ihr
Lortzing.

P. S. Halten Sie es etwa für nöthig, daß ich mich wegen obiger Angelegenheit an Kapellmeister Schneider wende? — ich glaubte nicht.

D. O.

Michael Greiner, der Empfänger dieser Briefe, ist wenig mehr bekannt, obgleich er seiner Zeit ein gefeierter Künstler war. 1798 zu Wien geboren, ursprünglich Goldarbeiter, ging er in Hietzing zur Bühne und kam nach einigen kleinen Engagements als erster Tenor an das Josefstädter Theater in Wien, wo er bei der Eröffnung 1822 unter Beethovens Leitung in dem Festspiel „Zur Weihe des Hauses" mitwirkte und des Meisters dauerndes Interesse erweckte. Von 1829—36 wirkte er am Königstädter Theater in Berlin, zu dessen beliebtesten Mitgliedern er zählte. Dann ging er nach Brünn und kam 1838 unter Bethmanns Direktion nach Dessau, wo er 1841 die Leitung des neugegründeten Hoftheaters in Gemeinschaft mit dem Hofkapellmeister Friedrich Schneider (1786—1853) übernahm. Als infolge der Ereignisse von 1848 der Hof die Subvention zurückzog, trat Greiner von der Leitung zurück, wurde Oberregisseur am Hamburger Stadttheater, leitete von 1849 an die Theater in Mainz, Freiburg, Aachen und starb daselbst 1862. Er war einer der besten Spieltenöre (Fra Diavolo usw.) und versuchte sich auch als Komponist und Dichter.

Das Ehepaar Roland hat künstlerische Taten der Nachwelt nicht hinterlassen.

Das Geschäft bezugs der „Beiden Schützen" betrifft die Erwerbung des Materials er Oper aus dem Inventar des 1844 von der Leitung zurückgetretenen Direktors es Leipziger Stadttheaters Sebald Ringelhardt, bei dem die Familie Lortzing so nge Jahre engagiert war. Greiner hatte nun keine Partitur von Lortzing zu beehen, sondern zahlte nur das Aufführungshonorar: 3 Friedrichsd'or. Mit dem irektionswechsel hängt auch der Freischütz-Brief zusammen. Am 10. August 1844 atte Ringelhardts Nachfolger, der angesehene Leipziger Arzt Dr. Christian Schmidt, is Leipziger Theater wieder eröffnet, und Lortzing war, nachdem er 11 Jahre als chauspieler gewirkt, nunmehr als Kapellmeister angestellt worden. Unmittelbar nach iner Heimkehr von der ersten Aufführung der „Undine" in Hamburg, April 1845, hielt er jedoch die Kündigung, und vom 1. August an war er außer Engagement, as für ihn künstlerisch wie materiell eine schwere Schädigung bedeutete. Erst durch n Erfolg des „Waffenschmied" bei der von ihm geleiteten Uraufführung im Theater der Wien, 30. Mai 1846, dem Lortzing auch sein Engagement als Kapellmeister

an dieser Bühne dankte, fühlte er seine Ehre wieder hergestellt. Aber die Jahre in dem „schönen Wien“ wurden Leidensjahre für den armen Meister, dessen schlichtes deutsches Kunstschaffen den ausländischen Werken gegenüber keine Schätzung fand. Dazu kamen Geldsorgen, die bei einer Gage von 1200 Gulden, von denen 520 Gulden allein die Wohnungsmiete verschlang, natürlich nicht ausbleiben konnten, da bei den Unruhen der Jahre 1847/48 der Opernverkauf „sehr lahmte“. Von seinen Nöten und der Art, wie die Bühnenleitungen ihm gegenüber zuweilen verfuhren, geben die folgenden, an die Intendantur des Hoftheaters in Oldenburg gerichteten Briefe Zeugnis.

Es ist bereits ein und ein halbes Jahr verflossen, seit ich dem Hoftheater in Oldenburg auf Bestellung des Herrn Häser die beiden Opern: Czar und Zimmermann und den Wildschützen übersandte. Bis Dato habe ich vergebens auf die Bezahlung des Honorars gehofft, indem die verehrliche Intendanz meine an sie gerichteten Briefe — unbeantwortet ließ und nur Herr Häser so gefällig war, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Ich wiederhole daher — da wieder ein neues Jahr beginnt — mein Gesuch und erwarte mindestens, daß die verehrliche Intendanz, falls sie nach anderthalbjähriger Beschließung von den bestellten Opern keinen Gebrauch machen will, mir die Partituren zurücksenden werde. Das Honorar? würde ich bitten an mich, die Opern aber an die Herren Sturm und Koppe in Leipzig (und möglichst portofrei) zu senden.

Ich nenne mich mit Achtung und ergebenst

Albert Lortzing,

Kapellmeister am Theater a. d. Wien.

Wien den 5ten Jan. 1847.

Hochgeborner Herr!

Hiemit ersuche ich Sie, die beiden in Rede stehenden Opern, Partituren samt Textbüchern an das Theaterbureau der Herren Sturm und Koppe gefälligst ungesäumt absenden lassen zu wollen, wenn es gleich mit meinen Begriffen von der Wohlanständigkeit einer Hofbühne nicht übereinstimmen will, daß eine neue Intendantur die Verpflichtungen der früheren nicht zu halten geneigt ist; hätte Herr Häser aus eigenem Antriebe gehandelt, so ziemte es der damaligen Intendanz, an welche ich die Opern addreßirte und mehrere Briefe in dieser Angelegenheit schrieb, den Irrthum sofort zu berichtigen und mir die Partituren zurück zu senden; dieß unterblieb, ich mußte mithin die Opern für angenommen betrachten, um so mehr, da Herr Häser mir noch im vergangenen Sommer schrieb, ich möchte mich mit der Honorar-Forderung noch gedulden.

Indem ich nochmals bitte, Sorge zu tragen, daß die Partituren richtig befördert werden, zeichne ich mit aller Achtung und ergebenst.

Kapellmeister: Albert Lortzing.

Wien
den 3ten Februar
1847.

Man sieht, daß Lortzing bei all seiner Liebenswürdigkeit, den Leuten doch auch recht herzhaft die Wahrheit sagen konnte, wenn er sich unwürdig behandelt sah. Der Intendant, an den die Briefe gerichtet sind, war Graf Bocholz, 1846 Nachfolger des Herrn von Gall, der als Intendant nach Stuttgart gegangen war. Häser (Gustav, geb. 1814 zu Lemgo) war 1839 von Detmold aus nach Oldenburg gekommen und glänzte dort lange als Heldenspieler.

In Wien hatte die Revolution mit dem Straßenkampf (13. März 1848) begonnen und Lortzing komponierte jetzt nicht mehr heitere Opern, sondern Gesänge für

die Studentenlegion, in deren Reihen auch sein ältester Sohn stand. „Das Lied vom deutschen Kaiser“ und andere Männerchöre entstanden da flugs, und die geschäftlichen Angelegenheiten mußten in den Hintergrund treten. Im November ward ihm noch der Schmerz, seinen Freund und ehemaligen Leipziger Kollegen Robert Blum als Opfer der Willkür den Tod erleiden zu sehen.

Nachdem die Oper im Theater an der Wien aufgelöst war, war Lortzings Bleiben in der Donaustadt nicht länger. Wieder verschaffte ihm der Erfolg einer neuen Oper „Rolands Knappen“ im Mai 1849 am Leipziger Theater ein neues Engagement. Aber in seinem künstlerischen Ehrgefühl gekränkt, gab er es nach kurzer Zeit wieder auf. Alle auftauchenden Hoffnungen, in Dresden an Stelle des flüchtigen Richard Wagner oder in Berlin für den plötzlich gestorbenen Otto Nicolai eine dauernde und seiner würdige Anstellung zu finden, hatten nur schmerzliche Enttäuschungen gebracht, und so mußte er froh sein, bei dem neuen Friedrich Wilhelmstädtischen Theater in Berlin (dem jetzigen Deutschen Theater) ein Engagement mit 50 Taler Monatsgage zu finden. Aber zur Reise dahin war wieder Geld nötig, das er nicht hatte, und so sucht er denn neue Arbeiten zu verkaufen. „Die Opernprobe“, den letzten Einakter, bietet er Breitkopf & Härtel an, die den Ankauf ablehnen, und an den befreundeten Verleger A. Whistling in Leipzig richtet er das nachstehende Angebot:

Werther Herr und Gönner!

Anbei sende Ihnen vier Lieder aus meiner Fabrik. Wollen Sie Gebrauch davon machen?

Mit freundlichem Gruß

v. H.
den 12ten März
1850.

Ihr
dankbarer
Albert Lortzing.

Am letzten Apriltage traf Lortzing, der Familie vorauseilend, in seiner Vaterstadt ein, und von der bittern Stimmung, in der er sich befand, aber auch von seinem ungebrochenen Stolze gibt der folgende letzte Brief beredte Kunde:

Mein werthester Herr Wistling!

Daß Sie mich so freundlich und bereitwillig im vorigen Jahre mit einer Summe von fünfundzwanzig Thalern zu unterstützen bereit waren, dafür sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank; daß Sie meine Lieder, die Komposition eines Komponisten, der sich Ihrer Achtung schmeichelte, zwei Monate unbeachtet liegen laßen konnten, dafür sage ich Ihnen nicht meinen herzlichsten Dank und damit Punktum.

Was nun die Bedingungen betrifft, welche Sie von mir verlangen, so erwidere ich darauf, daß nur in meiner Absicht lag, Ihnen die Lieder für das mir so bereitwillig ertheilte Darlehn zu überlassen.

Indem ich Ihnen vom Verlage den besten Ertrag wünsche, nenne ich mich trotz der oben erwähnten zwei Monate

Berlin
den 12. Mai
1850.

Hochachtungsvoll
Ihnen ergebenen
Albert Lortzing.

(Am 12. März übersandte
ich Ihnen die Lieder.)

Nach Lortzings Hinscheiden (21. Januar 1851) erschienen diese vier Lieder im Whistlingschen Verlage: Das stimmungsvolle „Mein Allerseelenlicht“, „Der Invalide“, „Dorf Hammer“, „Weinlied“. Der Name des toten Meisters ist auf dem Titelblatt mit einem Lorbeerkranz umgeben und Palmenzweige senken sich über ihn herab!

Montaigne's Reise in Deutschland.

Von Hermann Schoop in München.

Motto: „Montaigne est notre voisin à tous;
on n'en sait jamais trop sur son voisin."
Sainte-Beuve.

Ende September 1580 überschritt der gascognische Edelmann Michel de Montaigne auf der Reise von La Fère, wo er kurze Zeit der Belagerung einer hugenottischen Veste beigewohnt hatte, nach der Schweiz die Grenze seines Landes. Ueber Meaux, Châlons und Epinal hatte er sich nach Plombières begeben, um sich einer kurzen Kur gegen ein hartnäckiges Leiden, das Blasengries (gravelle) zu unterziehen. „Dieses Bad, notierte er in seinem berühmten Reisetagebuch, das unlängst in einer vorzüglichen kritischen Neuausgabe erschien,[1]) war früher nur von Deutschen besucht worden; aber seit einigen Jahren kommen auch Gäste aus der Franche Comté und Franzosen in großer Menge dorthin." Die Gesetze und Badevorschriften waren damals in Plombières in zwei Sprachen, der deutschen und französischen, aufgezeichnet; die Polizei für die leichteren Vergehen ruhte in den Händen der Deutschen. Von Bussang aus gelangte Montaigne nach Thann (Tane), „premiere ville d'Allemaigne, sujette à l'Empereur, tres belle". Mülhausen (Melhouse) rechnet er zum Kanton Basel; in Basel hielt er sich mehrere Tage auf und begab sich dann nach Baden im Aargau zur Kur. Gern wäre er nach Zürich gegangen; da dort die Pest herrschte, schwenkte er nach dem Rheine ab, besichtigte den berühmten Fall und gelangte über Schaffhausen und Stein nach Konstanz. Die Betrachtungen, die er der Schweiz widmet, sind sehr interessant; Montaigne war einer der ersten Touristen, die sich in diesem gastlichen Lande wohl fühlten.

Das Ziel der Reise war Rom. Vom Bodensee gings über Kempten nach Augsburg und München, dann über den Brenner nach Italien hinunter, von wo Montaigne vorzeitig in die Heimat zurückberufen wurde, da seine Mitbürger ihn zum Maire von Bordeaux erwählt hatten. Es bietet einen eigenen Reiz, den Verfasser der Essais durch diese süddeutschen Lande zu begleiten, um so mehr, als gut zwei Jahrhunderte später ein deutscher Dichter, Johann Wolfgang Goethe, von München aus auf genau denselben Pfaden dem Lande seiner Sehnsucht entgegenzog. Ein Vergleich seiner „Italiänischen Reise" mit Montaignes „Journal de voyage" ist denn auch eine ungemein anziehende und lohnende Beschäftigung.

An verschiedenen Stellen seiner „Versuche", namentlich aber in dem bekannten Kapitel „De la Vanité" (III. 9) hat sich Montaigne über die Bedeutung des Reisens ausgelassen und die Gründe dargelegt, die ihn im relativ hohen Alter von 47 Jahren vermochten, das väterliche Schloß, Gattin und Töchterchen zu verlassen und in die weite Welt hinauszuziehen. Eine Reise, die von der Garonne an die Oise, von dort durch die Schweiz und Süddeutschland über die Alpen nach Rom und wieder über das Gebirge zurück nach Frankreich führte, war damals keine Kleinigkeit. Da konnte man

---

[1]) Montaigne: Journal de voyage, publié par Louis Lautrey. Paris. Hachette. 1906. 551 S.

wohl sein Testament bestellen, namentlich wenn man mit heimtückischen Krankheiten behaftet war. Doch dies alles fiel bei Montaigne wenig in Betracht. „Parmy les conditions humaines — hieß es an der oben erwähnten Stelle der Essais — cette cy est assez commune, de nous plaire plus des choses estrangieres que des nostres, et d'aimer le remuement et le changement . . . j'en tiens ma part." Dann aber entledigte er sich gern einmal ein wenig der Verwaltung seines Besitzes, besonders da er ihn seiner Gattin, einer tüchtigen Hausfrau — und das Lob der tüchtigen Hausfrauen hat er ja gerade in jenem Kapitel gesungen — im denkbar besten Zustande überlassen konnte. Die Reisen, bemerkt er treuherzig, schmerzten ihn nur durch die Ausgaben, da er die Gewohnheit habe, sich mit stattlichem Gefolge zu versehen. Es war denn auch eine beträchtliche Gesellschaft, die ihn auf seiner Romfahrt begleitete; unter einer Anzahl von jungen Edelleuten befanden sich auch sein Bruder und sein Schwager. Wenn Montaigne erklärt, er pflege bei seinen Reisen nur einen kleinen Teil seiner Habe, „l'escume et ma reserve" auszuwerfen, so galt es in diesem Falle den übrigens recht wohlgespickten Beutel oft weit zu öffnen. Gerne reise er in fremden Ländern auch, gesteht er an derselben Stelle, wegen der „disconvenance aux moeurs presentes de nostre estat", was begreiflich ist unter dem dritten Heinrich, in den blutigen und chaotischen Zeiten der Hugenottenkämpfe und der Ligue. Im Reisejournal, da wo er von seinem Aufenthalt in Lindau berichtet, findet sich denn auch eine Stelle, da dieses Mißvergnügen mit den französischen Zuständen in denkbar schärfster Form ausgedrückt ist, spricht doch Montaigne sogar von „leidenschaftlicher Verachtung" gegen sein Land. Das machte ihn wohl auch so tolerant und empfänglich für die Vorzüge anderer Nationen. Wenn man ihn nach den Gründen so großer Reisen frage, so wisse er nur das eine zu antworten: „Ich kenne wohl, was ich fliehe, nicht aber, was ich suche". Der Anblick fremder Leiden peinige zudem weniger als unsere eigene Not. Nur Paris macht eine Ausnahme, „la gloire de la France et l'un des plus nobles ornements du monde"; einzig dieser Stadt wegen sei er Franzose.

Endlich ist das Reisen eine vorzügliche Gelegenheit „à façonner la vie" durch den stets neuen Anblick so vieler verschiedenartiger Existenzen; da fühlt der Betrachter tief im Herzen „die so fortwährende Veränderung in den Formen unserer Natur". „Der Körper ist weder müßig noch angestrengt, und diese mäßige Anreizung erhält ihn frisch und geschmeidig". 18 Stunden, erklärt Montaigne, der so ziemlich alle seine Reisen zu Pferd ausführte, könne er im Sattel bleiben (le cul sur la selle); als ihn in Tirol eine Kolik überfiel, erprobte er als bestes Gegenmittel die Ausdehnung des täglichen Reisepensums. Dazu tritt die Freiheit auf Reisen, das absolute Verfügungsrecht über seine Person, hatte er doch um seiner Unabhängigkeit willen schon in jungen Jahren seine Stellung als Rat auf dem Gerichtshof zu Perigueux aufgegeben, um auf dem väterlichen Schlosse ganz nur seinen Betrachtungen und Studien zu leben. „Je hais les morceaux que la nécessité me taille"; auf Reisen aber verfährt er, wie es ihm eben die Laune des Moments eingibt; „je ne trace aulcune ligne certaine, ny droicte, ny courbe".

Diese Methode des Reisens hat Montaigne denn auch in der Praxis getreulich durchgeführt und sich wohl dabei befunden, da jeder, wie er stets wiederholt, nichts Besseres tun kann als seinem Naturell zu folgen, seinem Dämon, wie Goethe sagen würde. Am 8. Oktober waren die Franzosen in

Konstanz angekommen.[1]) Auf dem Schweizerufer des Untersees daherziehend, wunderte sich Montaigne über die „wunderbare Breite des Stromes", der „wie unsere Garonne vor Blaye" ist und sich gegen Konstanz hin wieder verengert. Der Vergleich mit dem mächtigen heimatlichen Strom ist in der Tat ganz angebracht, wie wir uns bei einem Aufenthalt in den Gebieten, denen Montaigne entstammt, mit eigenen Augen überzeugen konnten. Da er sein Journal hauptsächlich für seine Familie schrieb — es wurde 1774 vom Abbé Prunis auf Schloß Montaigne entdeckt und von Meusnier de Querlon ediert, der das Werk dem großen Naturforscher Buffon zueignete — und jedenfalls nicht an eine Veröffentlichung dachte, nimmt er je und je auf die französischen und speziell gascognischen Verhältnisse bezug, namentlich bei Angaben von Größenverhältnissen. So ist Konstanz ungefähr so groß wie Châlons. Die Stadt gehört dem Erzherzog von Oesterreich und ist katholisch. Nachdem sie vorher 30 Jahre hindurch in den Händen der Lutheraner gewesen war, hatte Karl V. sie mit Gewalt vertrieben; es waren aber doch noch manche Anhänger Luthers in der Stadt geblieben. Der Bischof ist ein Edelmann des Landes; er ist Kardinal und lebt in Rom; er zieht wohl 40 000 Taler Einkommen aus seiner Diözese. An der Kathedralkirche gibt es Domherrnstellen, die reichlich 1500 Gulden eintragen und mit Edelleuten besetzt werden. Montaigne sah eben einen solchen Domherrn in die Stadt einziehen; er fand ihn „licentieusement" wie einen Kriegsmann gekleidet.

Die Franzosen bestiegen den Münsterturm und bewunderten auch sonst manche Sehenswürdigkeiten der Stadt, so eine große Wasserwerkanlage, wie denn Montaigne solche Leistungen der Technik immer nachdrücklich hervorhebt. Die Konstanzer besitzen eine prächtige Terrasse, die sich dem 4 deutsche Meilen breiten und 5—6 Meilen langen See zukehrt; dort empfangen sie die ankommenden Waren. Der Hafen wird ausführlich beschrieben. Es sei übrigens schon hier bemerkt, daß in diesem ersten Teil des Journals nicht Montaigne selbst zu uns spricht; er wird immer in der dritten Person erwähnt; wahrscheinlich hatte er seine Reisenotizen einem Schreiber zur Ausarbeitung überwiesen. Erst vom Südtirol an will Sainte-Beuve,[2]) gewiß ein feiner Beurteiler, Montaignes persönliche literarische Note in Stil und Schilderungen erkennen.

---

[1]) 1777 erschien in Halle bei Johann Christian Hendel die nach Lautreys Nachforschungen einzige vollständige deutsche Fassung des „Journal de voyage" unter dem Titel: „Michael von Montagne. Reisen durch die Schweiz, Deutschland und Italien. In den Jahren 1580 und 1581, aus dem Französischen. Mit Zusätzen." Der erste Band „enthält die Reise vom Schlosse Montagne bis Rom", der zweite „von Rom bis nach dem Schlosse Montagne". Die Uebersetzung ist höchst ungenau, oft widersinnig; der französische Herausgeber fand sie irgendwo als von einem gewissen J. H. Friedrich Ulrich herstammend erwähnt. Doch wird darin selbst nichts vom Uebersetzer verraten, der sein Buch einem „Herrn Dohm, Professor der Geschichte und Statistik am Carolinum in Cassel" widmete, dessen Bekanntschaft zu machen er in Berlin, „dieser unvergleichlichen Stadt", die Ehre gehabt hatte. In seiner Vorrede sucht der Uebersetzer die „Versuche" Montaignes zu würdigen, die „nicht nur den Beifall der Gelehrten von Profession, sondern sogar der Damen" erhielten. „Derselbe Beobachtungsgeist und die glückliche, manchmal Lachen erregende Laune, die man in jenen findet, herrscht in diesen Reisen durchgehends." Allerdings vermißt man daran die letzte Feile, deswegen rühmt sich der deutsche Herausgeber auch, „vielleicht mehr getan" als nur übersetzt zu haben. „Ich habe hie und da Anmerkungen zugefügt, oder auch wohl selbst meine Gedanken in den Text hineingeschoben." (!) „Kenner werden wohl wissen, was Montagnen gehört." Er habe bei seiner Bearbeitung hauptsächlich Keißler, Addison und Volkmann beständig benutzt.

[2]) Nouveaux Lundis, 2. Band, in dem vom 24. März 1862 datierten Essai „Montaigne en voyage."

Daß man die Schweiz verließ, erkennt man an den vielen Edelsitzen, denen man schon vor Eintritt in die Stadt begegnet; „man findet deren kaum in der Schweiz"; daneben trifft man allerdings überall auch auf Leprakranke und Siechenhäuser für Aussätzige. Der ehemalige Jurist Montaigne gewinnt da auch einen kurzen Einblick in die „liberté et fierté barbare Alemanesque". Einer seiner Diener hatte mit dem schon in Basel gemieteten Führer und Dolmetsch Streit angefangen, die Sache kam vor die Richter; deren Haupt, ein seit langem in Konstanz ansäßiger und verheirateter italienischer Edelmann, antwortete auf die Frage Montaignes, ob seine Diener für ihn Zeugnis ablegen dürften, freilich könnten sie das, unter der Bedingung, daß er sie entlasse; gleich nachher könne er sie ja wieder in seine Dienste aufnehmen. „C'était une subtilité remercable".

Von Konstanz führte die Reise über den See; man übernachtete in Markdorf (Montaigne gibt als rechter Franzose selten einen deutschen Namen richtig wieder und schreibt Smardorff), einer kleinen katholischen Stadt an der kaiserlichen Poststraße, die von Italien nach Deutschland führt. Die Gesellschaft hatte sich zuerst mit dem Gedanken getragen, direkt nach Ravensburg weiter zu reisen, Montaigne besann sich aber bald eines andern und schwenkte wieder gegen den See zurück, um Lindau zu gewinnen. Ueberall bewunderte er in diesen Gegenden die herrlichen Weinberge, auch um Lindau herum; da es gerade die Zeit der Weinlese war, kostete er gern als einziges Frühstück einige selbstgepflückte Trauben. Der Weinbau mußte damals in der Seegegend eine hohe Blüte erreicht haben, da dieser Sohn der sonnigen Gascogne, des ersten Weinlandes der Welt, so nachdrücklich darauf hinweist. Man passierte am See Buchhorn (Friedrichshafen), „eine kaiserlich-katholische Stadt, wohin alle Waren von Ulm (Oulme), Nürnberg und andern Orten auf Wagen geführt werden, um dann über den See die Rheinroute einzuschlagen".

Eine eingehende Betrachtung wird Lindau zuteil, „einer kleinen Stadt hundert Schritte im See drinnen, den man auf einer steinernen Brücke überschreitet . . . Er ist da wohl eine Meile breit, und über dem See erheben sich die Berge Graubündtens". Wie schon in der Schweiz, wie überall nachher auf der ganzen Reise wandte Montaigne besondere Aufmerksamkeit den religiösen und politischen Verhältnissen der Gebiete zu, die er durchzog, kam er doch aus einem vom wildesten Hader zerrissenen Lande. Katholische und protestantische Kirchen, Jesuiten und reformierte Geistliche (ministres) erregten überall in gleichem Maße sein Interesse. So unterhielt er sich in Lindau mit einem lutherischen Pfarrer, der seinem Haß gegen Zwinglianer und Kalvinisten Ausdruck gab. Es gebe wenige Städte, bekennt Montaigne, die nicht ihre Besonderheit in Glaubenssachen hätten, auch die „Martinisten" stritten sich herum über die Interpretation der Schriften Luthers.[1]) In Isny disputiert er kurz darauf mit einem theologischen Doktor über die Abendmahlslehre. Zuerst wird noch das katholische Wangen (Vanguen) berührt, dort werden Sensen fabriziert, die bis nach Lothringen hinunter verkauft werden. War Montaigne praktisch auch ein ziemlich guter Katholik, der in Rom bei einer Audienz vom Papste belobt werden sollte, im innersten Herzen stand er als wahrer Philosoph allen Glaubenszänkereien

[1]) Dies spricht dann Montaigne in der Ausgabe der Essais von 1588 folgendermaßen aus: „J'ay veu en Allemagne, que Luther a laissé autant de divisions et d'altercations, sur le doubte de ses opinions, et plus, qu'il n'en esmeut sur les escritures sainctes." (III, 13.)

indifferent gegenüber; schon sein Grundsatz: „Que sais-je?“ bewahrte ihn vor allem Fanatismus. War ja doch sein ihn begleitender jüngerer Bruder, der Sieur von Matecoulon, selber Protestant. Ueber Montaignes Stellung zur Religion ist denn auch oft debattiert worden; eben jetzt scheint die Frage aufs neue in Fluß zu kommen.[1]) Bei Isny besuchte Montaigne eine prächtige Abtei, in deren Kellergewölbe sich eine lateinische Inschrift des Inhalts fand, daß die Kaiser Pertinax und Antoninus Verus Wege und Brücken wiederhergestellt haben „à unze mille pas de Campidonum, qui est Kempten, où nous alames coucher“. Nach Lautrey, welcher manche der wertvollsten Anmerkungen der großen Ausgabe des „Journal de Voyage“ entnehmen konnte, die Professor Allessandro d'Ancona, der bekannte Pisaner Gelehrte, 1889 hatte erscheinen lassen, befindet sich diese Inschrift gegenwärtig im Augsburger Museum und wird von Mommsen im Corpus Inscr. III. n. 5987 angeführt.

Kempten gefiel Montaigne über die Maßen; die Stadt ist „tres belle et peuplée et richemant logée“. Neue Betrachtungen über die Religion: auch diese Stadt ist lutherisch; aber wie in Isny findet trotzdem in der katholischen Kirche feierlicher Gottesdienst statt. An einem Werktag wurde die Messe in der Abtei außerhalb der Stadt mit großem Pomp, mit Musik- und Orgelbegleitung gelesen, wie in Notre-Dame zu Paris am Ostertage, und doch waren nur Ordensleute zugegen. Der Abt besitzt diese prächtige, von Hildegard, Gemahlin Karls d. Gr. gestiftete Abtei „en titre de principauté“; sie trägt ihm 50000 Gulden Rente ein. In der lutherischen Kirche aber wohnte Montaigne einer Trauung bei, die der Franzose treuherzig folgendermaßen schildert: „Nach der Predigt stellte sich der Geistliche gegen den Altar hin auf, das Gesicht gegen die Menge gewandt, mit einem Buch in der Hand; vor ihn hin trat eine junge Weibsperson, mit bloßem Kopf und aufgelöstem Haar, die eine kleine Verbeugung machte nach der Sitte des Landes und dann allein stehen blieb. Gleich darauf trat ein Bursche hinzu, ein Handwerker, mit dem Degen an der Seite, und stellte sich neben die Frau. Der Geistliche flüsterte ihnen beiden einige Worte ins Ohr, und befahl dann jedem, das Vaterunser zu sagen. Nachher begann er in einem Buche zu lesen; es enthielt gewisse Regeln für Hochzeitsleute; dann gebot er ihnen sich die Hand zu reichen, ohne sich zu küssen“. Nach der Trauung trat der würdige Pfarrherr zu Montaigne und unterhielt sich lange mit ihm; er führte ihn sogar als Gast in sein Haus und zeigte ihm sein Studierzimmer. Da erfuhr Montaigne auch den Namen seines Wirtes; „er nennt sich Johannes Tilianus von Augsburg (Augustanus)“. Das war gerade der rechte Mann für unseren Philosophen, der da seiner theologischen Neugier wieder einmal die Zügel schießen lassen konnte, wie vorher in Basel, Baden und Isny. Wie sie aus der Kirche traten, heißt es weiter im Tagebuch, führte man eben unter Geigenspiel und Trommelschall die Neuverheirateten auf

[1]) Vgl. Ferdinand Brunetière: Études critiques sur l'Histoire de la Littérature française. Huitième série. (Paris, Hachette 1907.) In dem Essai: „Une nouvelle édition de Montaigne“ konstatiert er, Montaignes Beschäftigung mit religiösen Problemen basiere auf einem „intérêt presque purement intellectuel“; Montaigne sei weiter nichts als ein „incomparable curieux.“ Nach Brunetière wird Montaigne auch heute noch in dieser Hinsicht viel zu sehr durch die Brille Pascals angesehen, der ja die philosophischen Ideen des sonst so bewunderten Vorgängers kritisiert und zurückgewiesen hatte. Man vergleiche darüber auch die Studie des unlängst verstorbenen Historikers A. Sorel: „Montaigne et Pascal“ in seinen „Études de Litterature et d'Histoire.“ (Paris, Plon-Nourrit. 1901.)

der anderen Seite hinaus. Montaigne fragte seinen Begleiter, ob den jungen Leuten das Tanzen erlaubt sei. „Warum denn nicht?" lautete die Antwort. Nun wunderte sich der Franzose, warum man an den Kirchenscheiben, sowie am Orgelbau Christus und zahlreiche Bilder hinmalen ließ. Man verbiete die Bilder nicht, erwiderte der Geistliche, so lange man sie nicht anbete. Montaigne: „Ja, warum wurden denn die alten Bilder aus den Kirchen entfernt?" Das seien nicht sie gewesen, versetzte der Mann Luthers, sondern ihre guten Schüler, die Zwinglianer, vom bösen Geist verleitet; sie hätten ihre Lehrer überholt und wie verschiedene andere so auch diese Verwüstungen angerichtet. Aehnlichen Bescheid hatte Montaigne auch schon früher erhalten, z. B. von jenem Theologen in Isny, der, als er ihn fragte, ob er die Figur des Kreuzes hasse, stürmisch ausbrach: „Wie könnte ich ein solcher Atheist sein, dieses den Christen so glückbringende und ruhmvolle Bild zu hassen? Das sind teuflische Meinungen!" Derselbe Mann erklärte beim Essen kategorisch, er würde lieber hundert Messen hören als an Calvins Abendmahl teilzunehmen.

Von Kempten gelangten die Franzosen nach Pfronten (Frienten). Montaigne hatte sich von Anfang an mit der Absicht getragen, einige der bedeutendsten süddeutschen Städte zu besuchen. In Wangen kam ihm dann die Idee, sofort nach rechts abzubiegen und nach Trient vorzustoßen. Nun aber besann er sich plötzlich eines besseren; den ursprünglichen Plan wieder aufnehmend, schlug er den Weg zur Linken ein und zog aus den Bergen heraus. Es lohnte sich wohl der Mühe einige Tage zu opfern „pour voir certaines belles villes d'Allemaigne". In Füssen (Friessen), einer kleinen, dem Bischof von Augsburg gehörigen Stadt, fanden die Reisenden viele Leute aus dem Hofhalt des Erzherzogs von Oesterreich, der auf einem benachbarten Schloß (Hohenschwangau, wie Lautrey mitteilt) mit dem Herzog von Bayern zusammen war.

Auf einem Floß (floton) gings nun auf dem Lech Augsburg entgegen. Bald trat man in rein bayerisches Gebiet ein, bei Schongau (Chonguen), „petite ville du Duc de Baviere, et par consequent exactement catholicque: car ce Prince, plus que nul autre en Allemaigne, a maintenu son ressort pur de contagion, et s'y opiniatre." Landsberg (Lanspergs) gefiel den Franzosen durch seine Lage am Lech, „tres-belle pour sa grandeur, ville, fauxbourg et chateau". Es war eben Markttag und eine Menge Volkes beisammen; namentlich bewunderte Montaigne auf dem Hauptplatz einen mächtigen Springbrunnen. Auch in der Schweiz hatten ihm diese Fontänen durch Zahl und Schönheit imponiert; Basel z. B. weist er nicht weniger als 300 Brunnen zu. Die Jesuiten besaßen in Landsberg ein neu errichtetes Kollegium und waren eben im Begriff, eine schöne Kirche zu bauen. Montaigne unterließ nicht die frommen Herren zu besuchen und unterhielt sich trefflich mit ihnen. Die religiöse Freiheit der kaiserlichen Reichsstädte war hier allerdings nicht mehr zu finden: „Wenn jemand einem anderen Glauben nachhängt als dem römischen, muß er schweigen". Montaigne fielen in Landsberg verschiedene lateinische Inschriften auf, die auf die lokale Geschichte Bezug nahmen. Wie schon in der Schweiz bewunderte er auch hier die Häusermalereien, die den Städten „ein ungemein blühendes Gesicht verleihen". Ueberall auf dem Wege fand er neue Kirchen, da sie seit 3—4 Jahren fast durchweg erneuert worden waren; man erkannte das an den Datierungen, womit die Baumeister ihre Arbeiten versahen.

So näherte man sich dem Orte, der als „die schönste Stadt Deutschlands

gilt, wie Straßburg als die stärkste", Augsburg, nachdem man eine große der Beauce nicht unähnliche Ebene durchquert hatte. Was die Fremden zuerst frappiert, ist die Reinlichkeit, die in der Stadt herrscht. Als sie in ihrem Logis in ihre Zimmer hinaufstiegen, hatten sie zu ihrer Verwunderung auf Tüchern zu gehen, um die Treppe nicht zu beschmutzen, die man eben wie jeden Samstag gewaschen und gescheuert hatte. „Wir haben nie auch nur eine Spinne oder irgend welchen Schmutz in ihren Wohnungen bemerkt." Merkwürdigerweise tritt Montaigne, ohne ein Wort über den äußeren Anblick der imposanten Stadt zu verlieren, sofort in eine Detailschilderung der häuslichen Einrichtungen ein; am Schlusse dieser Arbeit möge kurz zusammengefaßt sein, was der französische Reisende an interessanten Beobachtungen kulturhistorischer Art über das damalige Süddeutschland bietet.

Ueber Montaignes zahlreiche Kirchenbesuche können wir uns nach dem bereits Gesagten kurz fassen. Katholische Gotteshäuser findet er in großer Zahl vor; der Gottesdienst wurde überall in würdiger Weise begangen. Es gab damals 6 lutherische Kirchen in der Stadt, die von 16 Pfarrern bedient waren; zwei davon waren den Katholiken abgenommen, vier von den Protestanten erbaut worden. Wieder konstatiert Montaigne die Nüchternheit der protestantischen Tempel; eine der lutherischen Kirchen Augsburgs vergleicht er einem Schulsaal: weder Bilder, noch Orgeln, noch Kreuze. Wie sich Montaigne dazu verhält, illustriert der neueste Herausgeber seines Reisejournals durch Zusammenstellung bezeichnender Aeußerungen in den verschiedenen Ausgaben der Essais; es sei hier nur eine dieser Bemerkungen herausgegriffen: „Ich lasse die andern Argumente beiseite, die auf diesen Gegenstand bezogen werden können. Aber man wird mich kaum glauben machen, daß der Anblick unserer Kruzifixe und die bildliche Darstellung dieses jammervollen Leidens, daß die Verzierungen und die zeremoniösen Bewegungen in unsern Kirchen, daß die Stimmen, die so sehr zur Erbauung unserer Gedanken dienen, daß endlich diese Wirkung auf die Sinne nicht die Seele der Völker mit einer religiösen Leidenschaft erwärmt und einen sehr nützlichen Einfluß ausübt." (Essais 1595. II. 12.) Wieder folgt eine ausführliche Beschreibung des protestantischen Gottesdienstes, der Predigt, des Gemeindegesangs und einer Kindstaufe! Auch hier sucht Montaigne den Pastor in ein Gespräch zu ziehen, von dem er vernimmt, daß die Geistlichen nichts von den Kirchen erhalten, sondern daß der Senat sie bezahlt. „Das Gedränge in dieser Kirche war viel größer als in 2 oder 3 katholischen." Schöne Frauen hat der in diesem Gebiet nicht ganz unbewanderte Gascogner, der dann namentlich in Venedig und Rom berühmten Hetären seine wenn auch platonische Aufmerksamkeit schenkte, bei diesen Kirchenbesuchen nirgends entdeckt, wie auch nicht bei Anlaß einer Hochzeit im Fuggerhause; dafür hatte er früher wiederholt die stattliche Schönheit der Schweizerinnen hervorgehoben. Die Frauen Augsburgs unterscheiden sich sehr von einander durch ihre Tracht; hingegen ist es schwer, unter den Männern die Edelleute zu erkennen, da alle Sorten von Leuten Sammetkappen tragen und den Degen zur Seite haben.

Montaigne und seine Leute logierten im Gasthaus „zur Linde" in der Nähe des Palastes der Fugger (Foulcres). „Einer dieses Geschlechts hinterließ seinen Erben zwei Millionen französischer Taler, und diese Erben gaben den hiesigen Jesuiten, damit sie für seine Seele beteten, 30000 Gulden baren Geldes, die sie sehr gut verwendeten. Besagtes Fuggerhaus ist mit Kupfer bedeckt. Ueberhaupt sind im allgemeinen die Häuser schöner, größer und höher als

in irgendwelcher französischen Stadt; die Straßen breiter. Ich schätze Augsburg von der Größe Orléans." Bei jener schon oben erwähnten Hochzeit im Fuggerschen Hause suchte Montaigne ebenfalls seine Neugierde zu befriedigen. „Am Donnerstag sahen wir die prunkvolle Vermählung eines reichen, aber häßlichen Mädchens der Stadt mit einem Faktor der Fugger, einem Venezianer. Die Fugger, die sich in verschiedene Familien spalten und alle sehr reich sind, nehmen in dieser Stadt den obersten Rang ein. Wir sahen auch zwei Säle in ihrem Hause, der eine ist hoch und weit mit marmorenem Fußboden, der andere klein, reich an antiken und modernen Medaillen, mit einem kleinen Nebenzimmer. Das sind die beiden reichsten Räume, die ich je gesehen habe." Es folgen einige interessante Bemerkungen über die Tänze, die bei diesem Anlaß zu beobachten waren; die Art Damen zu begrüßen und zu unterhalten, hatte schon in der Schweiz seine Aufmerksamkeit erregt.

Montaigne besuchte auch einige Sommersitze der Fugger in andern Quartieren der Stadt, für deren Verschönerung gewaltige Summen von ihnen ausgeworfen wurden. Mit großem Behagen erzählt er von den Merkwüdigkeiten, die eine dieser Villen enthielt: so erwähnt er eine große Wasseruhr, dann besonders große, reichgefüllte Fischbehälter, die, während die Damen dem Spiel der Fische zusahen, durch heimlichen Druck eines Eingeweihten auf verborgen angebrachte Oeffnungen das Wasser bis zu Mannshöhe aufschießen ließen — „et remplissent les cotillions des dames et leurs cuisses de cette frecheur". Bei einem andern Wasserspiel warfen, während man einen angenehmen Brunnen plätschern sah, ebenfalls verborgene ganz kleine Röhren den Beschauern in dünnen Strahlen Wasser ins Gesicht; daneben fand sich die Aufschrift:

Quaesisti nugas, nugis gaudeto repertis,

wie gemacht für unsern Reisechronisten, der an nichts größeres Behagen äußert als eben diesen sinnreichen Kleinigkeiten, die er in seinem Journal immer wieder mit naiver Lust erwähnt. So hebt er auch eine Volière hervor, eine Art Treibhaus der Fuggerschen Gärtnerei; besonders ergötzlich ist die Beschreibung der Einrichtung, die wir heute ganz einfach einen Siphon nennen würden. Auch zwei Strauße wurden besichtigt, die dem Herzog von Sachsen von Venedig zugeführt wurden. Die Wärter erklärten, man lege den ganzen Weg zu Fuß zurück; die Tiere ermüdeten weniger rasch als sie und versuchten ihnen jeden Augenblick zu entwischen; sie würden nur gehalten durch eine Schnur, die oberhalb der Schenkel und auch der Schulter den ganzen Körper umfaßte, so daß sie an langen Koppeln je nach Belieben angehalten und geleitet werden könnten.

Schon in Schaffhausen hatten sich die französischen Touristen für die Künste der Armbrust- und Büchsenschützen interessiert; in Augsburg wohnten sie gegen Eintrittsgeld in einem öffentlichen Saale Fechtübungen bei, wobei man sich mit Dolchen, zweihändigen Schwertern, mit an beiden Enden beschlagenen Kolben und kurzen breitklingigen Degen (braquemart) gegenüberstand. Nachher verfolgten sie ein Preisschießen mit Bogen und Armbrust, in noch viel prächtiger eingerichteten Oertlichkeiten als den in Schaffhausen bewunderten. Diese kriegerischen Uebungen mochten namentlich Montaignes jugendliche Begleiter interessieren. Die französische adelige Jugend war unter Heinrich III. wild und rauflustig; Duelle waren an der Tages-

ordnung, und ein Menschenleben wurde nicht allzu hoch eingeschätzt.[1]) Wohl hatte auch Montaigne selbst ein Auge für solche sportlichen Veranstaltungen; aber den blutigen Kampf um leere Ehrbegriffe hat er gehaßt und in seinen Schriften nie ein Hehl daraus gemacht. Diese Sucht des Duellierens erschien ihm als ein französisches Nationalübel. Daß seine unbändigen Begleiter nicht alles für beachtenswert hielten, was ihm wichtig schien, liegt unter diesen Umständen klar zu Tage. Im III. Buch der Essais beklagt er wie an verschiedenen Stellen seines „Journal de Voyage" das Los eines Reisenden, der keine passende Gesellschaft gefunden hat. Er habe namentlich in fremden Ländern kein Vergnügen an einem Gedanken, den er nicht andern anvertrauen könne. Aber „il vaut mieux encore estre seul, qu'en compaignie ennuyeuse et inepte". Das Vergnügen, unbekannte Länder zu sehen — heißt es in demjenigen Teil des Journals, der die italienische Reise behandelt — das er so süß fand, daß er darob die Schwäche seines Alters und seiner Gesundheit vergaß, konnte er an keinen seiner Gruppe übertragen, da jeder nichts Besseres verlangte als sich zu drücken. Die Beobachtungen langweilten die jungen Herren; über seine Umwege, seine wechselnden Entschlüsse ärgerten sie sich; wohl fühlten sie sich nur in einem guten Gasthaus und sehnten sich mit allen Fasern ihres Herzens nach Rom und seinen Genüssen.

In Basel und Schaffhausen schon waren die vornehmen Franzosen von den Behörden feierlich begrüßt und bewirtet worden; die Stadt Augsburg tat dies in besonders opulenter Weise, indem sie sechs Stadtsergeanten in Livree in ihren Gasthof abordnete mit 14 großen Gefäßen voll Stadtwein, auch einen städtischen Offizier, den die Fremden der Sitte gemäß zum Mahle zurückbehielten, während sie den Stadtdienern je einen Taler reichen ließen.

[1]) Lautrey zeigt in seiner Einleitung zum Journal, wie diese cadets de Gascogne, um mit Rostand zu reden, am Ende der Reise in Italien ihre Waffentüchtigkeit in blutigen Raufereien zu beweisen suchten. Im zweiten Buch seiner Essais erzählt ja Montaigne selbst das Schicksal seines jüngeren Bruders Bertrand Charles de Montaigne, Sieur de Matecoulon, der zur Zeit der Reise genau zwanzig Jahre zählte und so an seinem Bruder hing, daß er aus lauter Nacheiferung und Bewunderung alle Kuren mit ihm durchmachte, ohne im geringsten mit Blasengries behaftet zu sein. Wie wir später aus unserem Reisetagebuche erfahren, ließ ihn Montaigne in Rom mit 43 Goldgulden zurück unter dem ausdrücklichen Bemerken, er solle damit fünf Monate hindurch die italienische Fechtkunst studieren. Er hat bald bewiesen, daß er von den Italienern profitierte. Der junge Matecoulon war in Rom Sekundant eines andern Gascogners, des Seigneur d'Esparsac. Nachdem er den gegnerischen Sekundanten getötet hatte, wandte er sich mit Esparsac gegen dessen Gegner, und auch dieser, obwohl fast noch ein Kind, wurde trotz flehentlicher Bitten um sein Leben niedergemacht. Brantôme (Discours sur les Duels) schildert diesen Kampf, der wohl nicht lange nach Montaignes Abreise von Rom stattfand. Der Philosoph aber ruft aus: „Indiscrette nation! Nous ne nous contentons pas de faire sçavoir nos vices, et folies, au monde, par reputation, nous allons aux nations estrangeres, pour les leur faire voir en presence." „Versetzt drei Franzosen — fährt er dann weiter — in die Wüsten Lybiens, sie werden nicht einen Monat zusammen sein, ohne sich zu quälen und zu kratzen." Ein anderer Reisebegleiter Montaignes, sein Schwager Bernard de Cazelis, Seigneur de Freyche, der auch in Augsburg dabei war, verließ die Gesellschaft in Padua, um dort „das Fechten, Tanzen und Reiten" zu lernen. Auch der Vornehmste der Gesellschaft, der junge Herr von Estissac, der vor Montaigne den Vortritt hatte, wurde von seiner Mutter offenbar der Fechtkunst wegen nach Rom geschickt. Er wurde am 8. März 1586 in der Nähe von Paris im Duell getötet; denn die Sekundanten, wiewohl gute Freunde, waren übereingekommen, sich ebenfalls das Fest des Kampfes zu gönnen. In Italien traf Montaigne auch einen jungen Herrn de Millac, der dann dort im Duell umkam, sowie vielleicht den Edelmann Milland d'Alègre, der drei Jahre später einen Gegner niedermachte, um seines Vaters Ermordung zu rächen.

Der Offizier erklärte, sie seien ihrer drei in der Stadt, die den Auftrag hätten, Fremde von Stand zu begrüßen; es sei darum wichtig für sie, den Rang der Gäste zu kennen, da je nachdem die Weinspende größer oder kleiner ausfalle. Ein Herzog würde von einem der Bürgermeister in Person bedient. „Uns hielten sie für Ritter und Barone", bemerkt dazu Montaigne. Er wollte jedoch nicht, daß sein Stand bekannt werde und zog das Inkognito vor; allein und unerkannt durchstreifte er den ganzen Tag die Stadt.

Montaigne hatte sich vorgenommen, bei seinen Wanderungen in fremden Ländern stets nach der Sitte der Eingebornen zu leben, um möglichst wenig aufzufallen. Goethe hat sich ja in Italien dasselbe Verhalten zur Maxime gemacht. In Augsburg konnte es jedoch Montaigne nicht hindern, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war recht kalt; seit Kempten war das bis dorthin so milde Wetter recht unfreundlich geworden. In den kühlen Hallen eines Gotteshauses mochte der Südfranzose die Rauheit des Klimas noch deutlicher verspüren. Er hielt sich sein Taschentuch vor die Nase, bemerkte aber sogleich, daß er auffiel, und als er sein Befremden darüber äußerte, gestanden die Leute, nachdem sie sich ein wenig vertraut mit ihm gemacht hatten, daß sie sein Benehmen in der Kirche sonderbar gefunden hätten. So hatte er zu seinem Leidewesen gerade den Fehler begangen, den er so ängstlich zu vermeiden wünschte: „car entant qu'en lui est, il se conforme et range aus modes du lieu où il se treuve." Darum trug er auch bei seinen Streifzügen durch die Stadt die landesübliche gefütterte Kappe.

Die Augsburger mußten im höchsten Grade mißtrauisch sein in jenen wilden und kriegerischen Zeitläuften am Ende des 16. Jahrhunderts. Ausführlich beschreibt Montaigne, der kurz vorher schon den großartigen Lechkanal[1]) bewundert hatte, einen Eintritt in die Stadt durch ein geheimes Tor innerhalb der Mauern, eine Sehenswürdigkeit, die er „par une singuliere courtoisie des Seigneurs de la ville" besichtigen durfte. „C'est une des plus artificielles choses qui se puisse voir." Die Königin von England (Elisabeth) habe einen besonderen Gesandten hergeschickt, um den Rat zu bitten, er möge den Gebrauch dieser Einrichtung entdecken; aber die Augsburger Stadtväter hätten sich geweigert, dem Wunsche zu willfahren. Die Liederlichkeit der deutschen Uebersetzung von 1777 enthüllt sich an dieser Stelle besonders deutlich; von einer Beschreibung des Rathauses, wie wir sie dort ausführlich finden, enthält diese neue Ausgabe des „Journal de Voyage" nichts.

Am 19. Oktober verließ die Gesellschaft Augsburg. Montaigne hatte es nicht zu bereuen, daß er um dieser interessanten Stadt willen den Reiseplan geändert hatte. Nun tat es ihm wieder leid, daß er nicht noch mehr mitnehmen konnte. „Herr von Montaigne beklagte sich bitter, abreisen zu müssen, war er doch nur eine Tagereise von der Donau entfernt, ohne sie zu sehen, und von der Stadt Ulm, wo sie vorbeifließt, sowie einem noch eine halbe Tagfahrt weiter entfernten Bad, das Sauerbronn (Sourbronne) heißt." Lautrey zeigt, wie Montaigne, der aufmerksam wurde, sobald er von Heilquellen reden hörte, da er nur ihnen und nicht der ärztlichen Kunst rettende Kraft gegen sein Leiden zutraute (vgl. Essais II. 37), hier den Artnamen der Quelle mit dem Ortnamen verwechselt; er denkt an Giengen bei Ulm; denn das österreichische Sauerbrunn konnte unmöglich gemeint sein. Es war

---

[1]) Er speiste damals durch sinnreiche Vorrichtungen die Stadt mit einer Menge von Brunnen, die von den Bürgern für 10 Gulden jährlich oder eine Pauschalsumme von 200 Gulden gepachtet wurden. Dieses reiche Werk bestand seit 40 Jahren.

Montaigne als ein komfortabel eingerichtetes, gut frequentiertes Bad geschildert worden, das sich Baden im Aargau an die Seite stellen könne, wo er sich so überaus wohl befunden hatte. Aber der Winter nahte, und dann hätte man den gleichen Weg nach Augsburg wieder zurücklegen müssen „et M. de Montaigne fuïoit de repasser mesme chemin." So mußte man denn nach Süden abschwenken. Montaigne, dessen Familie erst eine Generation vorher geadelt worden war, — ein vom Urgroßvater Ramon Eyquem durch Handel mit gesalzenen Fischen erworbener Reichtum bildete die Grundlage all dieses Glanzes, was den liebenswürdigen Philosophen nicht hinderte, von seinem väterlichen Schloß zu schreiben, es sei „lieu de naissance de la plupart de mes ancêtres; ils y ont mis leur affection et leur nom" — Montaigne unterließ auch in Augsburg nicht, ein Schild mit seinem auf Holz gemalten Wappen an der Türe seines Hotelzimmers zurückzulassen; er hatte dafür 2 Taler dem Maler und 20 Batzen dem Schreiner zu geben. Oder tat er dies nicht aus Eitelkeit, sondern weil es Landessitte war? Sagt er doch einige Seiten vorher selbst: „les Alemans sont fort amoureus d'armoiries; car en tous les logis, il en est une miliasse que les passans jantilshomes du païs y laissent par les parois et toutes leurs vitres en sont fournies". Da, wo er von den Fuggern sprach, versäumte er auch nicht, ihr Wappen zu beschreiben; in Verona fand er später wieder die Abzeichen verschiedener deutscher Edelleute vor, die mit Kaiser Max in die Stadt eingezogen waren.

Von Augsburg gelangten die Franzosen über Bruck (Broug) durch eine große, dem Getreidebau bestimmte Ebene — „denn diese Gegend besitzt keine Weinberge" — am 20. Oktober nach München, „grande ville environ come Bourdeaus, principale du duché de Bavieres, où ils ont leur maitresse demure sur la riviere d'Yser, Ister. Die Stadt besitzt ein schönes Schloß mit den schönsten Stallungen, die ich jemals in Frankreich und Italien[1]) gesehen habe ... Es ist eine sehr katholische Stadt, dicht bevölkert, schön und gewerbereich". Dazu einige Notizen über den regierenden Herzog, der eine lothringische Prinzessin geheiratet hatte, und seine Kinder. „Es gibt zwei Brüder in derselben Stadt (Wilhelm V. und Ferdinand); sie waren an jenem Tage mit den Damen und mit dem ganzen Hofe auf die Jagd gegangen".

Das ist alles, was über die heute so stolze bayerische Residenz gesagt wird. In der Umgebung ist Montaigne die Rübenkultur und Sauerkrautfabrikation aufgefallen; sonst aber hatte offenbar das stolze Augsburg das meiste Interesse vorweggenommen und den Reisenden etwas ermüdet. Montaigne strebt von nun an vorwärts; Italien übt immer mehr seine magische Anziehungskraft auf ihn aus, wiewohl er beim Ueberschreiten der Grenze beteuert, er wäre lieber nach Krakau oder Griechenland gereist, da jedermann Rom kenne und jeder Lakai von Florenz und Ferrara zu berichten wisse. Die verzehrende Sehnsucht freilich, die auf derselben Route später Goethe erfüllen sollte, hat Montaigne nicht gekannt, da er sich nicht leicht aus seinem philosophischen Gleichgewicht bringen ließ.

So zog man vorwärts durch die herzoglichen Wälder, wo man in Rudeln eine Menge Rotwild bemerkte, und passierte „ein miserables Dörfchen", Kinief, das Lautrey mit Icking identifizieren möchte. Die Jesuiten herrschen in dieser Gegend, bemerkt Montaigne; aber das Volk hasse sie, vor allem „da

[1]) Das Journal wurde demnach erst nach der Reise, aber auf Grund der an Ort und Stelle gemachten Notizen, zusammenredigiert.

sie die Priester unter Androhung großer Strafe zwängen, ihre Konkubinen zu verjagen; wenn man sie sich so sehr beklagen hört, so scheint es, daß das früher geduldet wurde, als ob es etwas ganz Legitimes gewesen wäre; man macht dem Herzog immer noch Vorstellungen darüber". Auch Goethe hat ja noch, allerdings in der Regensburger Gegend, notiert: „Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest"; die frommen Väter haben schon weniger milde Beurteiler gefunden als in diesen beiden großen Schriftstellern.

Die Route nach Innsbruck führt durch Gegenden, die mit großen landschaftlichen Reizen geschmückt sind. Man kann nicht behaupten, daß Montaigne dafür nicht empfänglich war. Aber enthusiastisch wird er nicht; im weiteren Verlauf der Reise weist er allerdings wiederholt auf die Schönheit der Gegend hin. Vorläufig aber ist es ein ziemlich trockener Bericht über die passierten Oertlichkeiten und einige Besonderheiten, die sich ihm einprägten. Oft kennt er nicht einmal die Namen der Pässe und Seen; Lautrey, der seinen Spuren überall gefolgt ist, sagt uns, der „große See am Fuße des bayerischen Gebirges" sei der Kochelsee, die darauf folgende Erhöhung mit einer Inschrift des Inhalts, ein Herzog von Bayern habe etwa ein Jahrhundert früher den Felsen durchbohren lassen, der Kesselbergpaß. Von da „versenkten wir uns völlig in den Bauch der Alpen",[1]) auf einem bequemen, merkwürdig angelegten und gut unterhaltenen Wege; dazu herrschte schönes und klares Wetter. Beim Abstieg trafen die Reisenden wieder auf „einen sehr schönen See, der ganz von sehr hohen und unzugänglichen Felsen umgeben ist", den wieder nicht mit Namen genannten Walchensee, und gelangten dann zum Uebernachten durch eine anmutige und bewohnte Mattenlandschaft, wohl da, wo Goethe das liebliche Erlebnis mit dem Harfnermädchen widerfuhr, nach Mittenwald (Mitteval), wo man ihnen die ersten Kastanien in Deutschland servierte, wie sie kurz vorher in Icking die ersten Eier erhalten hatten. Montaigne nahm hier ein Schwitzbad; „es gab da eine Menge Deutscher, die sich schröpfen ließen".

Am 23. Oktober gelangte man in den Bergen an die Grenze zwischen den Herzogtümern Bayern und Oesterreich, „wo wir ein Tor und ein Gebäude fanden, die den Durchgang sperren".[2]) Man dinierte in Seefeld (Seefelden), einem Dorf in hübscher Lage. Bedeutenden Eindruck machte auf Montaigne besonders die Schönheit des Inntales; aber ein wie großer Geograph er war, verrät er gleich bei einer Bemerkung über den Inn, „qui se va randre à Vienne dans le Danube". „Dieses Tal erschien dem Herrn von Montaigne als die angenehmste Landschaft, die er je gesehen"; er beschreibt es anschaulich und frisch; auch Kaiser Maximilians Erlebnis an der Martinswand findet Erwähnung. Innsbruck (Insprug, Aenopontum) erscheint ihm als „eine sehr schöne kleine Stadt, sehr gut gebaut im Grunde dieses Tals, voll von Brunnen und Bächen, ein Vorzug, der allen in Deutschland und der Schweiz gesehenen Städten gemeinsam ist". Von dort aus unternahm Montaigne einen Abstecher nach Hall, (Hala), das ganz Deutschland das Salz lieferte; er interessierte sich wieder lebhaft für diese Industrie.

---

[1]) Goethe: „Nun gieng mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen, die sich nach und nach entwickelten."

[2]) Goethe: „Bei Scharnitz kommt man ins Tirol. Die Grenze ist mit einem Walle geschlossen, der das Tal verriegelt und sich an die Berge anschließt. Es sieht gut aus: an der einen Seite ist der Felsen befestigt; an der andern steigt er senkrecht in die Höhe." Wie farbig und anschaulich ist Goethes Schilderung gegenüber derjenigen des Franzosen!

Er bewundert in Tirol die prächtig ausgestatteten Jesuitenkirchen. Die Franzosen wollten auch dem Herrn des Landes, dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, Grafen von Tirol und Markgrafen von Burgau, dem zweiten Sohn Kaiser Ferdinands I. und Neffen Karls V., in einem schönen Hause in der Umgebung der Stadt, wo er sich aufhielt, ihre Aufwartung machen; aber er war durch Staatsgeschäfte in Anspruch genommen. Nach dem Diner sprachen sie wieder vor und glaubten den hohen Herrn im Garten zu sehen; als sie aber um eine Audienz nachsuchten, ließ er sie um Entschuldigung bitten, der folgende Tag passe ihm besser dazu; falls sie etwas von ihm wünschten, möchten sie sich an einen gewissen Mailänder Grafen wenden. „Diese Kälte, verbunden mit dem Umstand, daß man ihnen nicht einmal die Besichtigung des Schlosses erlaubte, verstimmte den Herrn von Montaigne ein wenig, und als er sich am gleichen Tage noch bei einem Offizier des Schlosses beklagte, erhielt er den Bescheid, der Fürst hätte erklärt, er sähe nicht gerne Franzosen bei sich, da das französische Königshaus seiner Familie verfeindet sei".

Trotz dieser anfänglich trüben Erfahrungen mit der Gastfreundschaft der Habsburger wohnten die Franzosen (wohl als Zuschauer) einem Teil des Soupers der erzherzoglichen Kinder bei, des Kardinals von Oesterreich (Andreas, der 1576 mit 19 Jahren Kardinal geworden war) und des jüngeren Bruders Karl. Der Erzherzog hatte diese beiden Söhne „d'une concubine de la ville d'Auguste, (Augsburg) fille d'un marchand, de laquelle ayant eu ces deux fils et non autres, il l'espousa pour les légitimer; et cete mesme année ladite fame est trespassée. Toute la cour en porte encore le dueil". Es handelt sich dabei natürlich um die schöne Philippine Welser, das zur Fürstin erhobene Augsburger Bürgermädchen. Nachher vernahm Montaigne, die Kinder seien nicht erbberechtigt für die Gebiete ihres Vaters, die bei seinem Tode an die habsburgische Krone zurückfielen; Ferdinand raffe dafür möglichst viel Geld für sie zusammen. Ob nun dies mit der morganatischen Ehe oder anderen Gründen zusammenhänge, konnte man ihm nicht angeben; jedermann hielt die Heirat und damit die Kinder für legitim. Montaigne spricht auch von den zahlreichen Schwestern des Erzherzogs, von denen drei in Italien, in Ferrara, Florenz und Mantua verheiratet waren; drei andere hatten in Hall residiert, von denen die eine noch lebte; nach der Sitte wurden diese Kaisertöchter „les trois reines" genannt.

Es folgt wieder eine kurze Beschreibung des nach Süden führenden Weges; dabei wird die lateinische Inschrift erwähnt, die 4 Meilen von Innsbruck König Ferdinand hatte anbringen lassen zur Erinnerung an seine 1530 an dieser Stelle erfolgte Begegnung mit seinem aus Spanien und Italien zurückkehrenden Bruder Karl V. Montaigne gefiel die Brennerroute überaus wohl. Er beklagt sich nur über den lästigen Staub auf diesem Passe, „cest entredeus des Montaignes"; den Namen weiß er wieder nicht anzugeben. Einem Kolikanfall wurde durch intensivere Reitleistungen entgegengewirkt; so gelangte man nach Sterzing (Sterzinguen), einer ziemlich hübschen Kleinstadt mit einem stattlichen Schloß auf der Höhe. Der Franzose ließ sich den Schulmeister herbeiholen, um sich bei ihm über die Gegend zu informieren; als aber die Unterhaltung lateinisch geführt werden sollte, erwies sich der Magister als ein Tor, der nichts zu berichten wußte. Am 26. Oktober gings der Eisack (Aïsoc, später Eysock) entlang auf steinigem Pfad nach Brixen, „einer sehr hübschen kleinen Bischofstadt mit schönen Kirchen". Ueberall fand Montaigne die Landschaft

bis weit in die Berge hinauf bedeckt mit Glockentürmen, Dörfern und Landsitzen. Da finden wir zum erstenmal im Journal jene Ausdrücke, die Sainte-Beuve so echt montaignisch anmuten; wie pittoresk weiß der Verfasser hier die Lieblichkeit der Hügellandschaft zu malen: „les montagnes d'autour s'étandent si mollemant qu'elles se laissent testonner et peigner jusques aus oreilles".

Da konnte Montaigne wieder einmal eine längst erkannte, auch in seinen „Versuchen" ausgesprochene Wahrheit bestätigt finden: man soll, wo es sich um fremde Länder und Sitten handelt, dem Urteil anderer Leute mißtrauen, da gewöhnlich jeder nicht über seinen Kirchturm hinaus sieht und nach der Sitte seines Dorfes alles Fremde beurteilt. Wie wunderte er sich nun über die Dummheit mancher Reisenden, hatte er sie doch emphatisch verkünden hören „que l'entredeus des Alpes en cet endroit etoit plein de difficultés, les meurs des homes estranges, chemins inaccessibles, logis sauvages, l'air insuportable". Und nun fand er, der doch eher an die Wärme gewohnt war, das Klima überaus mild und angenehm; auch sonst war alles so bestellt, daß er erklärt, „er würde auf diesem Wege seine achtjährige Tochter[1]) eben so gerne spazieren führen als in den Alleen seines Schloßparks". Nie auch sah er in einer Gegend so viel treffliche Gasthäuser so dicht beisammen, wohnte er doch stets in schönen Städten mit vorzüglichen Verpflegungsverhältnissen; Lebensmittel, Weine und alles zu billigeren Preisen als irgendwo sonst. Da fand man auch die ersten Rebberge wieder, die man vor Augsburg — avant Auguste — aus dem Gesicht verloren hatte. Montaigne ist erstaunt über den Eisenreichtum der Gegend, der sich in der starken Benutzung des Eisens als Baumaterials geltend macht, und bewundert die Hohlziegel, mit denen in Deutschland die Dächer selbst steiler Kirchen bedeckt sind, was man in Frankreich nicht kennt.

Ueber Klausen und Kolmann stieg die Reisekarawane das sich ein wenig verengende Tal hinunter, eine Strecke, auf der Montaigne vor allem von der Großartigkeit der Alpenwelt sich überzeugen kann. Sie erscheint ihm „von einer seltsamen Größe; ich glaube, der Aufenthalt ist hier gefährlich zur Zeit großer Unwetter". Dennoch findet er die Gegend gut bevölkert und begegnet zahlreichen großen Schlössern, liefert die Grafschaft Tirol allein doch dem Erzherzog 300000 Gulden an Einkünften. In seiner Einleitung zur ersten Ausgabe des „Journal de Voyage", die wir in der Halleschen Verdeutschung von 1777 vollständig wiedergegeben finden, hat Herr von Querlon auch die richtige Bemerkung fallen lassen: „Naturgeschichte bringt Montaigne fast niemals in seinen Beobachtungen; es müßte dann sein, daß er von den Mineralwassern redete. Bäume, Pflanzen und Tiere beschäftigen ihn höchst selten". Wie anders Goethe, der gerade auf der Brennerroute und in Südtirol immer neue Beobachtungen über die Gesteinsformen, über Fauna und Flora anstellt, der, wiewohl er die unvollendete Iphigenie im Tornister trug, erklärt, es sei ihm jetzt „nur um die sinnlichen Eindrücke" zu tun, sich darum herzlich über seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse freut und prüfen will, ob sein „Auge licht, rein und hell" ist. Dem Franzosen Montaigne aber ist immer der Mensch das Maß aller Dinge gewesen.

[1]) Ueber sie vgl. das anziehende Buch von Prof. Stapfer in Bordeaux: „La Famille et les amis de Montaigne." Abschnitt IV: Sa fille. Paris, Hachette. 1896. — Wir verdanken Stapfer auch eine vorzügliche Montaigne-Biographie in der Serie: Les Grands Ecrivains Français. 1895. (Ebenfalls Hachette.)

Bozen (Bolzan) findet Montaigne — es ist dies das erste ungünstige Urteil in deutschen Landen — „assez mal plesante" im Vergleich zu anderen deutschen Städten, so daß er sich sogar zu dem Ausruf versteigt: „Man bemerkte wohl, daß man Deutschland zu verlassen beginne: die Straßen schmaler; kein öffentlicher Platz mehr!" Dafür ist diese Gegend eine Weinquelle für ganz Deutschland; auch das beste Brot, das man finden kann, wird in diesen Tälern gebacken. Aber sonst zieht Montaigne nur ungern dem Süden entgegen, da es nun Deutschland zu verlassen gilt. Von Bozen aus schrieb er denn auch an eine illustre Reisebekanntschaft, die er in Basel in Person seines Landsmannes Francois Hotman gemacht hatte, des berühmten Verfassers der gewaltigen Kampfschrift Franco-Gallia, worin die Theorie der Volkssouveränität mit unerhörter Kühnheit ausgesprochen worden war, einen Brief, der sein endgültiges Urteil über Deutschland enthält: „Er habe ein so großes Vergnügen beim Besuch Deutschlands empfunden, daß er es mit großem Bedauern verlasse, obwohl er sich nach Italien begebe. Zwar würden dort die Fremden wie anderwärts übervorteilt; dem ließe sich aber abhelfen, wenn sie sich von den Führern und Dolmetschern frei machten, die sie verkaufen und am Profit Anteil haben. Tout le demourant lui sambloit plein de commodité et de courtoisie, et surtout de justice et de sureté".[1])

Ein ähnliches Urteil wie über Bozen fällt Montaigne über Trient (Trante). In der Nähe von Branzoll (Brounsol) hatte man vorher die Vereinigung der Eisack mit der Etsch (Adisse) beobachtet, die durch eine sich erweiternde Ebene friedlich und breit dem adriatischen Meer entgegenströmt. Die Stadt Trient, ungefähr von der Größe des südfranzösischen Agen, findet Montaigne nichts weniger als ansprechend, „non guieres plesante, et ayant du tout perdu les graces des villes d'Allemaigne"; schon sind die Straßen meist eng und gewunden. In Trient ist man schon nicht mehr auf deutschem Boden; denn zwei Meilen herwärts war man auf italienisches Sprachgebiet übergetreten[2]); Trient aber ist zweisprachig und besitzt in einem deutschen Stadtteil auch eine deutsche Kirche mit deutschem Prediger. Von anderen Bekenntnissen als der katholischen Religion hatten die Reisenden seit Augsburg nichts mehr vernommen.

Und nun war Montaigne in Italien. Oft gedenkt er dort noch mit Sehnsucht der Annehmlichkeiten, deren er sich in deutschen Landen auf Schritt und Tritt erfreuen durfte, der schmucken Städte mit hellen breiten Straßen und geräumigen Plätzen, der deutschen Reinlichkeit und Gastlichkeit; ja sogar dem deutschen Wein spendet er hohes Lob im Weinland Italien; denn wiewohl oft „aromatisiert" und mit Salbeien gemischt, sei er doch gut und generös, sobald man sich an ihn gewöhnt habe; Bier hat er allerdings nie vertragen und erwähnt es mit keinem Worte. Schon in Roveredo vermißt er ungern die deutschen Bettdecken. In Padua konstatiert er, die Gasthöfe hielten in keiner Hinsicht einen Vergleich mit denjenigen Deutschlands aus; allerdings findet er sie um ein drittel billiger und den französischen ähnlich.

[1]) Sainte-Beuve (Montaigne en voyage): „Er hatte sich für Italien, nicht für Deutschland vorbereitet, und dieses Deutschland gefiel ihm in hohem Maße, viel mehr als er vorher geglaubt hatte. Er ging sogar soweit, vielen Gebräuchen dieses Landes den Vorzug zu geben und sie besser zu finden als die unsrigen."

[2]) Goethe: „Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache sich abschneidet; oben herein schwankt es noch immer vom Deutschen zum Italiänischen." Demnach wäre das Deutsche unterdessen vorgedrungen.

Auch sonst zieht er gern deutsche Verhältnisse zum Vergleiche herbei; während z. B. in Deutschland alle Männer bis zum Handlanger hinunter den Degen zur Seite tragen, bemerkt er von dieser Sitte auf venezianischem Gebiet nichts mehr.

Ueberhaupt ist Montaignes Reisejournal gerade durch die Detailangaben über die häuslichen Verhältnisse der damaligen Deutschen, über ihre Art zu wohnen, zu essen, sich zu kleiden und Feste zu begehen so ungemein anziehend und von größtem kulturhistorischen Interesse, und die Art, wie unvermittelt diese Notizen mit politischen und religiösen Betrachtungen vermischt werden, erhöht nur ihren Reiz. Schon in Konstanz weiß er manches zu berichten über eine deutsche Hotelmahlzeit; in Markdorf fällt ihm auf, wie man die Bettsäcke statt mit Stroh mit dem Laub gewisser Bäume füllte. Besonders an seinen Aufenthalt in Lindau knüpft er die Fülle derartiger Bemerkungen: über das Zimmergetäfel, über das Halten von Singvögeln im Gasthof „zur Krone", über die Möbel, die zwar nur aus Tannenholz gefertigt, aber merkwürdig bemalt und gefirnißt sind; über die Zubereitung des Sauerkrautes, über den Gebrauch der Bettdecke; über die Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Menüs, „et cela d'un si bon goust, aus bons logis, que à pene nos cuisines de la noblesse francese lui sembloint comparables"; über ihre Menge köstlich zubereiteter Fische — Montaigne war hierin bei aller Frugalität ein Leckermaul — so daß sie die Forellen verschmähen; über ihr Wild und Geflügel, über ihren reichhaltigen Nachtisch; über die Reisekosten, endlich über deutsche Trinksitten und anderes mehr. Aus Augsburg und anderen Städten eine Menge ähnlicher Notizen. Montaigne ist darin unersättlich. Verschiedene seiner Beobachtungen haben dann ja in den späteren Ausgaben seiner Essais — die erste, kurz vor dem Antritt der Reise vollendete stammt aus dem Jahre 1580 — Verwertung gefunden; man lese nur im 2. Buch das famose zweite Kapitel über die Zechleistungen der Deutschen. Montaigne hätte sich bei seiner Reise nur drei Dinge gewünscht: 1. einen französischen Koch, der die deutschen Küchengewohnheiten zu beobachten und in der Heimat anzuwenden gehabt hätte; 2. die Gesellschaft eines Edelmannes der Gegend, statt daß er sich dem Geleite eines Tropfs von Führer überlassen mußte; 3. gründliches Studium, schon vor dem Antritt der Reise, aller derjenigen Bücher, die ihn hätten über die Eigentümlichkeiten eines jeden Ortes und jeder Gegend belehren können. Er bedauert darum, daß er keinen Münster,[1] den Baedeker der Zeit, oder irgend ein anderes Reisewerk mit sich geführt hätte.

Das Leben kommt ihm in Oberdeutschland, wie er wiederholt bemerkt, nicht billig vor; man hat mehr auszuwerfen als in Frankreich. Aber man stellt sich gut dabei. Man wird von den Wirten nicht betrogen; es hat keinen Zweck mit ihnen zu feilschen. „Ils sont glorieux (die Deutschen), choleres et yvrognes; mais ils ne sont ny trahistres, ny voleurs". Vor allem würdigt er die deutsche Sauberkeit; von Konstanz weg hätte er so gern jenen Schweizerkanton besucht (Appenzell) „d'ou viennent les toiles à toute la Crestienté"; in Kempten lernte er denn auch einen großen Tuchhändler kennen. Reine, große Servietten, — Montaigne pflegte mit den bloßen Fingern zu essen — weißes Tafeltuch und sauberes Bettzeug: Das sind Vorzüge deutscher Gasthöfe, auf die er immer wieder zurückkommt. Nicht um-

[1]) Sebastian Monstere: „La Cosmographie universelle, contenant la situation de toutes les parties du monde", wovon ein Exemplar mit der Signatur Montaignes erhalten ist.

sonst verlangt er in den „Versuchen" (III. 9) ein Hotel, das ihm passe, „ohne Geräusch, gemütlich, ohne Rauch und Stickluft", aber ohne „pompe" und „amplitude", vielmehr von einer „certaine proprete simple"; und nirgends hat er dies Ideal besser verwirklicht gesehen als in den schweizerischen und deutschen Städten.

Bei diesen Vergleichen zwischen Deutschland und Frankreich darf man indessen eines nie vergessen: es war das an den Rand des Abgrundes gebrachte Frankreich der Hugenottenkämpfe und das blühende, gewerbereiche Deutschland vor dem dreißigjährigen Kriege, dessen Kultur dann so jäh und brutal geknickt werden sollte. Dennoch soll es Montaigne hoch angerechnet werden, daß er, entgegen der Gewohnheit vieler Landsleute, fremden Vorzügen so vorurteilslos gerecht zu werden suchte; ging er doch in der Anpassung an deutsche Sitten so weit, ungemischten Wein zu trinken. Er wußte eben, lange bevor dies ein anderer Sohn seiner Provinz, der große Montesquieu, wissenschaftlich ausführte — ihre Statuen erheben sich in Bordeaux auf demselben Platze — daß die Gebräuche und Zustände eines Landes ein Produkt des Bodens, des Klimas und der historischen Entwicklung und damit notwendig sind: „la necessité compose les hommes et les assemble", (Essais III. 9); „die vorzüglichsten und besten Einrichtungen (police) sind für jede Nation diejenigen, unter denen sie sich behauptet hat: ihre Form und wesentlicher Nutzen hängen vom Gebrauch ab". Einem Reisenden mit solchen Grundsätzen, die für jene Zeit vielleicht unerhört waren, mußte die gerechte Würdigung fremder Zustände allerdings nicht schwer werden. Daher auch der Hohn Montaignes über viele Franzosen, die in allen Ausländern nur Barbaren sehen und auch gar nichts außerhalb ihrer Grenzpfähle anerkennen wollen.

Wie steht es nun mit der historischen Glaubwürdigkeit Montaignes? Gewiß hat auch dieser große Skeptiker und feine Kopf — man betrachte nur sein Bildnis in der Galerie zu Chantilly! — seine Vorurteile; gewiß hat auch er oft etwas voreilig und oberflächlich geurteilt. Warum auch nicht! Ein Reisetagebuch ist keine wissenschaftliche Abhandlung, worin alles und jedes genau verifiziert wird. Mag darum sein, daß sein Journal nur eine zweifelhafte historische Quelle darstellt; daß sie mit ihrem Chaos von Notizen und Bemerkungen oft nur verwirrt. Uns war es gar nicht um Montaigne als historischen Zeugen zu tun; so viel Glaubwürdigkeit messen wir ihm aber bei, daß er das damalige Deutschland, soweit er es kennen lernen durfte, mit offenem, unbefangenen Sinn betrachtete und darnach beurteilte. Darum ist uns auch sein Reisebericht ein wertvolles Dokument für jene Zeit, in erster Linie aber eine Quelle, die uns neben den „Versuchen" die köstlichsten Aufschlüsse gibt über den großen Schriftsteller und einzigartigen Menschen, welcher am Ausgang des Mittelalters als erster völlig er selbst zu sein und sich in seiner ganzen Unmittelbarkeit zu enthüllen wagte.

Die soziale Bewegung der deutschen Orchestermusiker.

Von Paul Busching in München.

Die Geschichte der sozialen Bewegung in Deutschland ist um eine neue Erscheinung reicher geworden: die Kampforganisation der Orchestermusiker. Während wir im Laufe der letzten Jahre allmählich daran gewöhnt waren, die gewerkschaftliche Zusammenfassung einzelner Berufsgruppen nach planmäßiger Vorarbeit in Ruhe sich vollziehen zu sehen — das ist tatsächlich ein Charakteristikum der jüngsten Arbeiterbewegung — hat sich die Organisation der Orchestermusiker unter Stürmen und Drängen durchgesetzt. Die Vereinigung zu wirtschaftlich-humanitären Zwecken freilich war schon lange da, aber die gewerkschaftliche Durchbildung ist ein Werk der letzten Zeit, ein Produkt der Not und im Grunde doch wohl ein Ergebnis systemlos zufälliger Ereignisse. Als wesentliches Merkmal der gewerkschaftlichen Durchbildung der Organisation einer Berufsgruppe betrachten wir, der bewährten Theorie folgend, die Anwendung der sozialen Kampfmittel: Streik und Aussperrung, und die Inanspruchnahme der durch die Solidarität der gesamten gewerblichen Arbeiterschaft ermöglichten finanziellen Hilfsmittel. Praktisch gesprochen: das Kaimorchester in München war in den Ausstand getreten (die Frage des Kontraktbruches soll weiter unten behandelt werden). Der Allgemeine Deutsche Musikerverband, d. h. die zentrale Berufsorganisation erklärt den Streik für berechtigt. Die Folge ist: Sperre über das Konzertunternehmen des Hofrats Dr. Kaim und die Ausstellung „München 1908“, deren Musikausschuß angeblich die Differenzen zwischen dem Arbeitgeber (Dr. Kaim) und den Arbeitnehmern (Kaimorchester) verschuldet hatte. Der Vorsitzende des Musikerverbandes verhandelt mit der Leitung der Ausstellung, um das mit dem Prinzip der Selbstverwaltung neu konstituierte Orchester wirtschaftlich sicherzustellen; hinter ihm steht der Zentralverband der Gewerkschaften, sodaß die Frage des allgemeinen Streiks an den Ausstellungsbauten für den Fall der Ablehnung des Orchesters ernstlich erwogen werden kann. Das (Tonkünstler-) Orchester wird vom A. D. M. V. in reichem Maße finanziell, von den Orchestervereinigungen Deutschlands und Oesterreichs ebenso reichlich moralisch unterstützt.

Man sieht: das typische Bild der modernen Arbeiterbewegung. Es verlohnt sich, die Entwicklung dieser neuen Arbeiterorganisation — wir können sie mit vollem Recht so nennen — vom Standpunkt des Sozialpolitikers aus zu verfolgen. Dabei darf von vornherein betont werden, daß von dem sogenannten „künstlerischen“ Sondercharakter dieser Bewegung um deswillen nicht viel die Rede sein wird, weil er nur von denjenigen scharf betont wird, welche sich um die ebenso ernste wie schwierige Sache mit Phrasen hinweghelfen möchten.

Daß die Sache schwierig ist, ergibt sich schon daraus, daß die Literatur über die soziale Bewegung der deutschen Orchestermusiker verschwindend klein und grundlegendes statistisches Material nicht vorhanden ist. Was davon allenfalls in Betracht kommt, sind teils veraltete, teils lückenhafte Aufstellungen, teils offenbar tendenziös verkehrte Bilder von unmittelbar Interessierten. Das Literaturverzeichnis ist sehr kurz: 1. Dr. Heinrich Waltz, Die Lage der Orchestermusiker mit besonderer Berücksichtigung der Musikgeschäfte („Stadt-

pfeifereien") Volkswirtschaftliche Abhandlungen der Badischen Hochschulen, herausgegeben von C. J. Fuchs, E. Gothein, K. Rathgen, G. von Schulze-Gävernitz. VII. Band, 4. Heft. Karlsruhe 1906, G. Braun. 2. Dr. Paul Marsop, Die soziale Lage der Deutschen Orchestermusiker, Berlin und Leipzig 1905, Schuster & Löffler. 3. Deutsche Musiker-Zeitung. Organ für die Interessen der Musiker und des musikalischen Verkehrs. Begründet vom Verein Berliner Musiker. Eigentum des Allgemeinen Deutschen Musikerverbandes. 39. Jahrgang, Berlin. Die „D. M. Z." ist für alle, die sich über den Fortgang der Bewegung informieren wollen, unentbehrliches Material; man muß sie natürlich mit kritischem Auge lesen. Für die wissenschaftliche Betrachtung kommen zunächst nur die beiden Schriften von Marsop und Waltz in Betracht. So ähnlich ihre Bestimmung, so grundverschieden ihr Inhalt. Beide gehen davon aus, die Not und das Elend des deutschen Orchestermusikers zu schildern und eine soziale Frage zur öffentlichen Diskussion zu stellen, und beide gipfeln in gewissen Anregungen und Forderungen. Waltz arbeitet, soweit ihm das bei dem Mangel an zuverlässigem Material möglich ist, mit dem Rüstzeug des Gelehrten, Marsop geht den Weg des Feuilletonisten, der auch auf ungewohntem Terrain geschickt manövriert und aus der Fülle einer langen publizistischen Erfahrung heraus praktische Ratschläge zu geben bemüht ist. Schade, daß die „Universalität" des Marsopschen Wissens in Theaterdingen ihn gelegentlich dazu verleitet, vom Thema abzuschweifen und alle möglichen, an sich sehr nützlichen, aber in diesem Zusammenhange störenden Reformvorschläge für Bühne und Konzertsaal anzubringen. Schade auch, daß Marsop bei seinen Reformvorschlägen Forderungen aufstellt, die noch vor einigen Jahren diskutabel schienen, aber — heute als utopisch bezeichnet werden können. Außerdem — doch ich möchte nicht in den Ruf eines „ganz- oder halbwissenschaftlich ausstaffierten SpänekIaubers" kommen, von dem Marsop in seinem Vorwort so verächtlich spricht. Als erster Weckruf an das große Publikum war die Schrift überaus verdienstlich, und wenn ihr wissenschaftlicher Wert hinter der Arbeit Heinrich Waltz' zurücksteht, so darf ihre Bedeutung deshalb nicht unterschätzt werden, auch nicht deshalb, weil Marsop ein praktischer Erfolg nicht beschieden gewesen ist. Die Absicht war gut, und ihre Verwirklichung hat ja auch das Ergebnis gehabt, daß der Allgemeine deutsche Musikverein vor ein paar Jahren eine Kommission eingesetzt hat, die das Orchestermusikerelend studieren und ein Programm zu seiner Behebung entwerfen soll. Nun, die Kommission, die noch heute existiert, mag sich getrost auflösen. Denn sie hat die Beziehungen zwischen Orchesterdirigenten und Musikern nicht verbessert, und inzwischen haben die Musiker ihre Sache selbst in die Hand genommen. — Geht nun Marsop im wesentlichen als künstlerisch interessierter, wohlwollender Outsider an die Sache heran, so hat Waltz nur den Ehrgeiz, einen ernsthaften und nüchternen Beitrag zur sozialen Geschichte und zur Erkenntnis der sozialen Lage in Deutschland zu geben. Mit unendlicher Mühe und Sorgfalt hat er sein heikles Material gesammelt. Da die amtliche Berufsstatistik vollständig versagt (auch die Berufszählung von 1907 kennt eine Ausscheidung der Musiker von den Bühnenkünstlern und Theaterdirektionsbeamten nicht!), mußte er sich fast überall mit privaten Erhebungen behelfen. Seine Angaben über die Musikgeschäfte und die Orchestervereinigungen geben denn auch ein annähernd genaues, wenn auch nach Umfang und Zuverlässigkeit keineswegs erschöpfendes Bild von der sozialen Lage des deutschen Orchestermusikers.

Der schlimmste Fehler, an dem beide Schriften kranken, darf ihren Ver-

fassern nicht angerechnet werden: daß die Entwicklung einen anderen Weg genommen hat, als beide angenommen hatten. Bei Waltz heißt es: „... setzt der Unternehmer die Gage herunter oder stellt er höhere Anforderungen — der Musiker kann nichts anderes tun, als auf alles eingehen oder die Stellung verlassen. Ein Musikerstreik wäre etwas ganz Undenkbares, nach dem heutigen Stand der Dinge schon allein deswegen, weil eine feste und umfassende Organisation fehlt; er könnte nur zur Folge haben, daß die streikenden Musiker ihre Stelle an andere oder an Militär- oder Beamtenmusiker abtreten müßten." Das wurde im Jahre 1905 geschrieben, und im Jahre 1908 haben wir es erlebt, daß ein großes Orchester gestreikt hat und daß die Organisation monatelang die Bildung eines künstlerisch zureichenden Ersatzorchesters hat verhindern können; ja man wird behaupten dürfen, daß das Kaimsche Unternehmen an der Aussperrung zugrunde gegangen wäre, wenn nicht wohlhabende Freunde des Unternehmers dessen finanziellen Zusammenbruch im letzten Augenblick verhindert hätten und wenn nicht das Publikum über bedenkliche Maßnahmen zur Komplettierung des Orchesters mit idealem Wohlwollen hinweggesehen hätte.

In der Tat: es handelte sich hier um etwas ganz Neues, Unerwartetes, Ueberraschendes. Neu für diejenigen, welche ihr Leben lang nur als „Publikum" in Betracht kommen. Unerwartet für die Musiker selbst, denen das Bewußtsein für den Wert größerer sozialer Organisation zu fehlen schien und die mit einem Schlage lernten, gewerkschaftliche Solidarität zu halten. Ueberraschend — um es ehrlich einzugestehen — für die theoretisch und praktisch geschulten Sozialpolitiker selbst, für die alle sozialen Bewegungen auf den Grenzgebieten der sozialen Schichtungen noch immer Neuland sind. Je mehr man sich nun in das Problem der sozialen Erhebung der deutschen Orchestermusiker vertieft, umso verständlicher wird die stürmische Entfaltung erfolgsicherer organisatorischer Kampfmittel und umso erfreulicher wird der Ausblick in die Zukunft: Aus eigener Kraft hat sich eine soziale Organisation heraufgearbeitet; den Musikfreunden, die gern für dreißig Pfennig zwei Symphonien und ein Klavierkonzert von Beethoven an einem Abend hören (Volksbildung durch miserabel bezahlte Orchestermusiker: ein blutiger Hohn auf die à tout prix-Volksbeglückung!) werden die Augen geöffnet über das Elend in Frack und weißer Binde da vor ihnen, und die deutschen Orchestermusiker werden unter dem Drucke der gewerblichen Kampfmittel bezahlt werden natürlich nicht so gut wie Rabitzmaurer, Stukkateure oder Präzisionsmechaniker, aber doch wohl so gut wie bessere Setzer und Modellschreiner.

Das ist die Zukunft. Die Gegenwart sieht anders aus. „Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland ist heute eine geradezu hilflose. Die Selbständigen sind machtlos gegenüber dem Publikum; wenn die Konkurrenz die Preise drückt, so muß der Musiker ebenfalls heruntergehen mit seinen Ansprüchen, sonst wird er brotlos. Die in Engagement befindlichen sind machtlos gegenüber den Unternehmern." Was Waltz da sagt, ist Wort für Wort richtig. Das Gros der deutschen Orchestermusiker — wir wollen offen reden — gehört heute zum Proletariat; mancher Instrumentalist ist nach Sicherheit des Erwerbs und Höhe des Einkommens nicht besser daran als ein unständiger Dockarbeiter an den Hamburger Quais oder ein Taglöhner im Baugewerbe. Nur das Publikum hat es nicht gemerkt. Wie in der Theorie einer überlebten Psychopathenschule der Wahnsinn zum Genie, so gehört in der Anschauung der kunst-

begeisterten Menge der Hunger zum Orchestermusiker. Die Ausnahmen beweisen nichts: der festangestellte Kammermusiker oder der Konzertmeister der Philharmoniker in Berlin oder Hamburg ist nicht der Typus des Orchestermusikers: den Typus stellt das Mitglied kleiner Theater- oder Variétékapellen, kleiner städtischer Orchester, ja, auch der bedauernswerte Bock- und Karnevalsmusiker dar, an dessen Leistungen sich insbesondere die goldherzigen Münchner so gern erfreuen.

Die Ursachen für das Herabsinken des deutschen Orchestermusikers auf die Stufe des Proletariats sind die gleichen, wie anderswo im vierten Stand: Ueberangebot und Schmutzkonkurrenz. Das Ueberangebot wird gefördert durch die wilden gräßlichen Auswüchse der Gewerbefreiheit: Lehrlingszucht in der brutalsten und ethisch verwerflichsten Form, dann durch die überwältigende Konkurrenz der Militärkapellen und Beamtenorchester. — Ueber die Lehrlingszüchtereien der Musikgeschäfte können wir rasch hinweggehen; bei Waltz wie bei Marsop findet man genaue und wahrheitsgetreue Schilderungen dieser gefährlichen Bildungen. Eine Statistik der Musikgeschäfte gibt es nicht; aber erwiesen ist: in Radeburg i. S. existierte eine Kapelle von ca. 70 Lehrlingen und 10—11 Gehilfen. In Ronneburg bei Gera: 46 Lehrlinge, 1 Gehilfe; Reichenbach i. Schl.: 38 Lehrlinge, 12 Gehilfen; Elmshorn: 35—40 Lehrlinge, kein Gehilfe; Landsberg a. W.: 50 Lehrlinge, 1 Gehilfe; Beuthen i. Schles. 35—40 Lehrlinge, kein Gehilfe. In München konzertierte vor ein paar Jahren die „herzoglich Ratiborer Musikschule" (der Herzog von Ratibor regiert so gut wie die Großherzogin von Gerolstein); die gut uniformierten Burschen wurden sehr freundlich aufgenommen — es waren 30 bis 40 Lehrlinge mit einem „Konzertmeister". — Der Herr Musikdirektor engagiert die Kinder, Söhne armer Handwerker oder Bauern, für die der Vater nicht sorgen kann; er übernimmt Verköstigung und Logis und läßt sie ein oder mehrere Instrumente lernen. Das heißt: die armen Kerle müssen sich die Stimme zu den Tänzen, Märschen und Gassenhauern eintrichtern lassen, die sie Tag und Nacht zu spielen haben. Bei den schlechten Preisen, die der Musikdirektor erzielt — die Konkurrenz ist groß — ist es klar, daß die Lehrlingszüchterei im großen die Voraussetzung für die Rentabilität der Musikgeschäfte ist. Ebenso klar, daß die Knaben unter den denkbar ungünstigsten Wohnungs- und Ernährungsverhältnissen leben, daß sie bei dem ewigen Aufspielen zum Tanz an ihrem sittlichen Empfinden Schaden leiden und daß ihre Gesundheit durch unverantwortliche Ueberanstrengung schwer geschädigt wird. Waltz gibt folgende Mitteilungen eines (schon besser ausgebildeten) Musikers aus seiner Lehrzeit wieder: „Manchmal waren wir mit Dienst geradezu überhäuft. So mußte ich einmal an einem Sonntag um 12 Uhr nach der Ortschaft Gernrode mit der Bahn hinfahren; als ich dort hinkam, hatte ich ungefähr bis 1/2 5 Uhr Probe, 7 1/2 Uhr abends begann das Konzert; ungefähr um 11 Uhr fing der Tanz an, welcher bis 5 Uhr mit einer Stunde Pause dauerte; 6 1/4 Uhr fuhren wir nun müde und ermattet nach Hause, wo wir 6 3/4 Uhr anlangten. Also des Morgens 6 3/4 Uhr legten wir uns zu Bett! Wir wurden aber schon um 9 Uhr wieder geweckt; denn wir mußten zur Probe gehen, da an selbigem Abend „Preciosa" gegeben wurde. Die Probe dauerte bis 12 Uhr, dann um 2 Uhr hatten wird Probe zu einem Symphoniekonzert, das wir am nächsten Tag zu spielen hatten. In dieser Weise ist aber der Dienst nicht nur einmal gewesen, sondern vielmals." — Es handelt sich um junge Leute zwischen 14 und 20 Jahren. Gegen ihre Ausnützung ist kein absolut wirksames Gesetz erlassen, und für ihre fachliche Fortbildung geschieht häufig nichts. Die Fort-

bildungsschule, die als Zwangsanstalt die Volksschulbildung praktisch ergänzt, wird von den Lehrlingen der Musikgeschäfte an vielen Orten nicht besucht. Durch eine Enquete des Allgemeinen Deutschen Musiker-Verbandes vom Jahre 1903 wurde ermittelt, daß 37 Orten mit Lokalvereinen, in denen sämtliche Lehrlinge die obligatorische Fortbildungsschule besuchen, 36 Orte gegenüberstehen, in denen die obligatorische Fortbildungsschule von den Lehrlingen nicht besucht wird. Die schwankende Behandlung der Fortbildungsschulfrage ergibt sich aus der mangelhaften Bestimmung des Orchestermusikerberufs innerhalb des Gewerberechts. Die Gewerbeordnung unterscheidet die freien Künstler d. h. solche, bei deren Leistungen „ein höheres Interesse der Kunst obwaltet" und diejenigen Musiker, deren Leistungen dies höchst fragwürdige „höhere Interesse" nicht beanspruchen können. Die Entscheidung über den künstlerischen Charakter der Kapelle lag nun beim Richter; erst in jüngster Zeit sind im Königreich Sachsen die Lehrlingskapellen unter die R.-G.-O. gestellt worden. Bisher haben die Gerichte fast überall entschieden, daß für die Leistungen der Lehrlingskapellen das höhere Interesse der Kunst gegeben sei. Die Folge war, daß die Musikdirektoren ihre „Künstler" nicht in die Fortbildungschule schickten, sie waren aber auch von den Lasten der Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung entbunden. So entbehren viele dieser armen Geschöpfe, die ihr Leben lang von keinem Schimmer der Kunst erleuchtet werden, auch jener Vorrechte, deren sich jeder Taglöhner in Deutschland erfreut.

Das Elend der Musikgeschäfte mit ihrer Lehrlingszucht muß hier berührt werden, obwohl im Süden des Reiches so gut wie keine Musikgeschäfte bestehen (sie finden sich, nach Waltz, hauptsächlich in Sachsen, Brandenburg, Pommern, Thüringen, Braunschweig und Mecklenburg) die Musikgeschäfte züchten nämlich das Musikerproletariat heran, das ganz Deutschland überflutet und die wirtschaftliche wie soziale Notlage des ganzen Standes verschuldet hat. Man nimmt an, daß es im Reiche heute mehr als 10000 Musiklehrlinge gibt. Was wird aus ihnen? Wenn sie ihre Lehrzeit hinter sich haben, rücken sie nicht etwa als Gehilfen in ihrem Musikgeschäft auf: das kann der Direktor ja gar nicht bezahlen. Auf der Billigkeit der Arbeitskräfte beruht die Einträglichkeit seines Unternehmens; wollte er die Lehrlinge durch Gehilfen ersetzen, so würde er unfehlbar Bankerott machen. Deshalb entläßt er die Lehrlinge nach drei oder vier Jahren, und dann mögen sie bei kleinen Kapellen ein Unterkommen finden, wo sie 60 bis 80 Mark im Monat verdienen und niemals in die Höhe kommen können. Denn sie haben fast nichts gelernt und von oben drückt ihren Markt das Angebot der auf Konservatorien ausgebildeten jungen Musiker, deren junge Träume von Solist oder Konzertmeister längst verflogen sind und die schließlich froh sind, an einem mittleren Orchester ein halbwegs anständiges Saisonengagement zu finden. So ist die Masse der ungelernten, unständigen Musiker immer eingezwängt zwischen den billigen Arbeitskräften aus der Schule der Musikgeschäfte und den gesuchten Orchestern von höherem Range: ein Proletariat in trostloser Situation. Viele Tausende, aber doch noch nicht soviel, daß sie das schuldbewußte Mitleid der genießenden Masse hätten wecken können, das nur auflebt, wenn etwa Hunderttausende von Kohlenarbeitern oder Webern um ihr Aufsteigen kämpfen. Die rechtliche Zwitterstellung hat hier die Mehrzahl der Berufsangehörigen bis in die letzte Zeit völlig isoliert; wir sahen, daß sie vielfach außerhalb der Reichsversicherungsgesetzgebung, außerhalb der beruflichen Organisation stehen; man wird sie nicht gewahr, weil sie in Kleinbetrieben arbeiten und weil sie sich noch nicht rühren können. Ihr Schicksal schien zu

sein: erdrückt zu werden; denn von oben her droht diesen „Zivilmusikern“ noch eine niederdrückende Konkurrenz: die Militärkapellen. Seit Jahrzehnten bekämpft die Organisation der Musiker den verderblichen Wettbewerb der Militärkapellen; wie es scheint vergeblich. Es ist wohl gelungen, auch in Bayern, die Schmutzkonkurrenz der Beamtenkapellen (die der Staat lange genug geduldet hat, weil er kein Geld hatte, seine Beamten so zu bezahlen, daß sie von ihrem Gehalt hätten leben können) zu beschränken; auch die Pfuscherkapellen: Handwerker, die im Nebenberuf Musiker sind, spielen nicht mehr die Rolle, wie früher. Aber die Militärkapellen sind nicht zu verdrängen. Hier haben wir uns nicht mit der Bedeutung dieser Kapellen für militärische Zwecke zu befassen, sondern allein mit der Frage, ob die Konkurrenz der Militärmusiker sich rechtfertigen läßt oder nicht. Objektiv muß zugegeben werden, daß die Existenzberechtigung der Regimentsorchester nicht allein vom Standpunkte des musikkonsumierenden Publikums kaum angezweifelt werden kann. Gewiß, künstlerisch ist fast alles, was unsere deutschen Militärkapellen, auch die besten, produzieren, minderwertig, aber es steht nicht tiefer, als das, was konkurrierende Privatkapellen im Durchschnitt leisten, und — das hat allerdings mit der Kunst nichts zu tun — das Publikum sieht den uniformierten Musiker lieber als den Zivilisten; aus allbekannten psychologischen Erwägungen, die sich nicht so leicht widerlegen lassen. In München herrschen Sommer und Winter auf den Bierkellern (und diese, nicht das Prinzregententheater kommen für unsere soziale Frage in Betracht) die Militärkapellen. Von auswärts kommen sie; selbst die greulichen, unerhört barbarischen Musikkorps preußischer Kavallerieregimenter werden dankbar gefeiert, nur darf auf den Plakaten der entscheidende Satz nicht fehlen: „Die Kapelle spielt in Uniform“.

Was die Kapelle spielt, wie sie spielt, das ist dem Publikum der Bierkeller so gleichgültig, wie es dem Publikum der Oper oder Operette ist, was und wie dort die Musiker spielen.

Bei jedem Kongreß der Musikerorganisationen steht die Konkurrenz der Militärmusik auf der Tagesordnung; Petitionen über Petitionen hat man an Reichstag und bundesstaatliche Parlamente gerichtet; in öffentlichen Versammlungen und in der Presse ist auseinandergesetzt worden, daß der deutsche Zivilmusiker durch den deutschen Militärmusiker zu Boden geworfen wird, obwohl der Uniformierte in der Regel ebensowenig oder ebensoviel gelernt hat wie der Zivilist. Die Militärbehörden haben die Proteste der Organisationen mit Wohlwollen angehört; aber sie werden kaum je das Verbot der gewerbsmäßigen musikalischen Produktion der Militärkapellen aussprechen.

So wird diese Konkurrenz vorerst bleiben; was sie bedeutet, sagen ein paar Ziffern: Man rechnet heute im deutschen Reich rund 2000 dauernd und 60000 zeitweilig-engagierte Orchestermusiker, denen ca. 18000 Militärmusiker gegenüberstehen mögen. Zwischen 10000 Musiklehrlingen und 18000 Militärmusikern sind 50000 deutsche Orchestermusiker eingekeilt! Diese Zahlen hier beweisen.

Unter den 50000 sind schätzungsweise 2000 Musiker, die dauernd oder saisonweise feste Anstellung haben in städtischen, fürstlichen oder Vereinsorchestern, sowie in Theater- und Variétékapellen: ein verschwindender Bruchteil der Berufsangehörigen also erfreut sich einer materiell relativ gesicherten Stellung, und wieder nur ein Teil dieses Bruchteils hat Jahres-Engagements. Wenn man gemeinhin von Orchestermusikern spricht, so denkt man in der Regel nur an diese „Elite“ unter den Instrumentalisten. Das hat wie wir sahen die Beschäftigung weiterer Kreise mit unserer Angelegenheit

verhindert; denn diese Leute zählen nicht eigentlich zum Proletariat. Und doch ist gerade von ihnen neuerdings der kräftigste Anstoß zur sozialen Organisation der Musiker gegeben worden: ein Zeichen, daß die ökonomischen Bedingungen, unter denen sie zu leben und zu arbeiten hatten, zum größten Teil ungünstig waren und sind. Tatsächlich geht es auch der obersten Schicht der Orchestermusiker schlecht; es ist zu beachten, daß sie sich aus künstlerisch gut ausgebildeten Kräften rekrutiert, die in der Regel das Konservatorium absolviert und damit eine nicht geringe theoretische und praktische Erziehung genossen haben. Die fest engagierten Musiker werden in ihrer übergroßen Mehrheit unzureichend bezahlt, in der Regel überanstrengt und viele von ihnen leiden unter rücksichtsloser Härte der Kontrakte. Eine Ausnahme bilden höchstens einige treffliche städtische Institute und die paar Hoforchester, deren Leitung — auch erst in den letzten Jahren — die Verpflichtung zu ausreichender Entlohnung ihrer Künstler erkannt hat, bei denen aber noch heute die Gagen der Orchestermusiker in gar keinem Verhältnis zu jenen der Bühnenkünstler, Sänger und Schauspieler, stehen; doch das sind Inkonsequenzen, die der ganze Theaterbetrieb unserer Zeit mit sich gebracht hat, und mit denen man bis auf weiteres wird rechnen müssen. Denn die Vorschläge Marsops, den Theaterbetrieb und damit auch die Sorge für die Orchester in den großen Residenzstädten den Fürsten abzunehmen und den Kommunen zu übertragen, kann in einer ernsthaften Betrachtung darüber, was jetzt, im Jahre 1908, zur sozialen Hebung des Musikerstandes geschehen soll, wohl außer Betracht bleiben. — Heute schwankt das Einkommen eines Hofmusikers in einer großen Residenz zwischen 1150 und 4000 Mark. Den Höchstsatz beziehen die Konzertmeister. Hinzu kommen Nebeneinnahmen aus Privatunterricht, die naturgemäß bei den ersten Vertretern der Streichinstrumente (Kontrabaß abgerechnet) ziemlich hoch, beim Fagottisten und zweiten Klarinettisten sehr bescheiden sein werden, und dazu kommen die Einnahmen aus den von allen Hofkapellen veranstalteten Abonnementskonzerten, die in der Zeit des tiefsten Niedergangs des Münchener Hoforchesters (um 1900 herum) noch 200 Mark pro Mann betragen haben sollen, die übrigens anderwärts zum weitaus größten Teil den Wohlfahrts- und Reliktenkassen des Orchesters zufließen. Groß sind Gagen und Nebeneinnahmen gewiß nicht; aber sie sind noch glänzend im Vergleich zu dem, was an deutschen Durchschnitts-Stadttheatern und Konzertinstituten gezahlt wird. Nach Waltz beziehen die Musiker von Kapellen mit Selbstverwaltung und städtischer Subvention: in Gera durchschnittlich 1050 Mk., Doberan 500—700 Mk., Meißen 900 Mk., Apolda 600—700 Mk. pro Jahr. Kapellen privater Unternehmer mit städtischer Subvention: 1. Jahresengagements: Görlitz 75—80 Mk., Bielefeld ca. 100 Mk., Zwickau 75 Mk. pro Monat; 2. dauernde Engagements bei wechselndem Arbeitsort: Hamburg, Verein der Musikfreunde, im Sommer Bad Ems: 1600—2200 Mk. pro Jahr, Pensionsberechtigung und Urlaub; Rostock, im Sommer Kurorchester Warnemünde: ca. 1200 Mk. pro Jahr; Urlaub. Saisonorchester: Nürnberg, Stadttheater 1902/03. Gage M. 103 bis 130 pro Monat, 7½ Monate Spielzeit; die Stadt subventioniert das Philharmonische Orchester; Würzburg Stadttheater (1902/03): Gage durchschnittlich 80 bis 100 M.; Spielzeit 6 Monate; Augsburg städtisches Orchester, Gage durchschnittlich M. 120 pro Monat, 7½ Monate Spielzeit; neuerdings auswärtige Opernensembleaufführungen. Von den Orchestern in Kommunalverwaltung sei Mainz genannt: Gage M. 1400 bis 2700; Alterszulagen, Garderobezuschuß, Pensionsberechtigung, Reliktenversorgung. Günstig sind die

Verhältnisse noch bei den städtischen Orchestern, wie Elberfeld, Essen, Freiburg i. B., Heidelberg, Leipzig, Straßburg i. E., Wiesbaden; in den meisten dieser Städte haben die Orchestermusiker auch Anspruch auf Pension. Ein Schulfall für das Elend, unter dem deutsche Orchestermusiker selbst bei angesehenen und weitbekannten Instituten zu leiden haben[1]), ist das frühere Kaimorchester in München.

Das Münchener Kaimorchester war bis Mitte Januar des Jahres die einzige private Orchesterunternehmung, die für den Konzertbetrieb größeren Stils in Betracht kam. In München veranstaltete der Leiter des Institus die sog. Kaimkonzerte, die populären (Bier)-Konzerte und, in Gemeinschaft mit dem Verein für volkstümliche Kunstpflege und mit Unterstützung der Stadtgemeinde eine große Anzahl sog. Volkssymphoniekonzerte, dazu viele Solistenkonzerte usw. Die Musiker waren sehr stark in Anspruch genommen; für Proben zu den billigeren Konzerten fehlte häufig die Zeit. Da Herr Dr. Kaim infolge seiner Lage es für zweckmäßig hielt, dem Orchester im Sommer ein festes Engagement zu verschaffen, konzertierten seine Leute früher in Bad Kissingen, im letzten Sommer in Mannheim. Außerdem mußte das Orchester weite anstrengende Reisen unternehmen. Marsop teilt mit, daß das Kaimorchester im Jahre 1903 eine Tournee durch österreichische und deutsche Städte machte: „über sechstausend Kilometer Personenzug, durchweg mit Benutzung der dritten Klasse". Während der Reisen erhielten die Musiker Tagegelder, so in Wien sechs Kronen pro Tag! Dabei waren die Gagen selbst äußerst niedrig; es ist unbestritten geblieben, daß einzelne Musiker nicht mehr als 125 Mark pro Monat erhalten haben. Dabei ist zu beachten, daß diese Orchestermitglieder, da auf ihre Leistungen das famose „höhere Kunstinteresse" anzuwenden ist, von der Arbeiterversicherung ausgeschlossen sind und bei der Unseßhaftigkeit des Unternehmens auf Privatstunden in der Regel nicht rechnen konnten. Zu allem Ueberfluß haben die Mitglieder des Kaimorchesters einen Vertrag unterzeichnen müssen, der, wie die D. M. Z. mit Recht meint, „weder der Menschlichkeit, noch in allen seinen Teilen den Gesetzen entspricht." Dieser Kontrakt enthält folgende Bestimmungen:

§ 4. Bei Einzelbeurlaubungen zum Militär oder nach Hause während der Dienstzeit wird für die Dauer derselben keine Gage ausbezahlt.[2])

§ 7. In Krankheitsfällen, die nicht durch Leichtsinn verschuldet sind, erhält Herr . . . seine Gage weiter, wenn die Dienstunfähigkeit durch den von Herrn Hofrat Dr. Kaim aufgestellten Orchesterarzt konstatiert wird, dessen Honorar von der Direktion in Abzug gebracht wird. „Ferner: Bloßes Unwohlsein (Nervosität, Kopfweh, leichter Katarrh usw.) wird nicht als Krankheit betrachtet, wie überhaupt Weichlichkeit sich nicht mit dem Interesse des Instituts und seiner Mitglieder verträgt. Das Simulieren einer Krankheit hat die sofortige Entlassung zur Folge: Nach Verlauf von zwei Krankheitswochen hat Herr . . . . einen geeigneten Vertreter zu bezahlen, wenn nicht Herr Hofrat Dr. Kaim darauf verzichtet. Während der Kunstreisen des Orchesters ruht die Gage des Zurückbleibenden, wenn nicht die Direktion sich veranlaßt sieht, eine Ausnahme zu machen." Die juristische Ungeheuerlichkeit dieser Vertragsbestimmungen und ihrer Formulierung leuchtet auf den ersten Blick ein, und die Kenntnis dieser Vertragsbestimmungen nimmt Herrn Hofrat Dr. Kaim

[1]) Vgl. die von Marsop mitgeteilten Orchestermusiker-Budgets aus Frankfurt a. M. und Hamburg.

[2]) Diese Bestimmung widerspricht dem § 616 des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

für alle Zeiten das Recht, sich als humanen und verständigen Arbeitgeber zu bezeichnen. Nehmen wir einen praktischen Fall: Ein Orchestermusiker, der kein weichlicher Kumpan und kein Simulant ist, erkrankt an Lungenentzündung. Dauer der Dienstunfähigkeit sechs Wochen. Gage Mk. 180 monatlich. Der Mann ist verheiratet, Vater von zwei Kindern, vermögenslos, nicht versichert. Nach 14 Tagen ist ein Vertreter zu bestellen und von dem Kranken zu bezahlen; man nimmt eine billige Kraft für 120 Mk. pro Monat. Dann hat der Kranke für sich und seine Familie sechzig Mark im Monat für Wohnung, Ernährung, Pflege, Arzt usw. Gewiß, Herr Dr. Kaim kann den Vertreter selbst bezahlen, hat es vielleicht sogar getan. Aber daß der arme Kerl von Orchestermusiker kontraktlich verurteilt ist, wenn er krank wird, ins größte Elend zu sinken, das stempelt diesen schmählichen Vertrag zu einem Abkommen, von dem vielleicht nicht jeder kunstfremde Amtsrichter, aber jeder verständige Normalmensch sagt: der Kontrakt verstößt gegen die guten Sitten.

Wer solche Verträge abschließt, darf sich eigentlich nicht wundern, wenn eines Tages auch Orchestermusiker vergessen, daß ihre traurige Lage und die ungeheure Konkurrenz sie gezwungen hat, sich auf solche Bedingungen einzulassen, wenn sie die Instrumente hinlegen als kontraktbrüchige Streikende.

Auf solchen Grundlagen ist eine soziale Bewegung der deutschen Orchestermusiker erwachsen. Die Lage des Musikerproletariats hat die Reaktion herbeiführen müssen. Wenn als das Kennzeichen der Proletarisierung — nach Sombart — gelten muß, „daß die technische Arbeit im Rahmen der Wirtschaft ihre ethisch und ästhetisch segensreichen Wirkungen eingebüßt, daß die Arbeit des Proletariers für ihn aufgehört hat, das Heiligste und Kostbarste zu sein, was ein Mensch auf Erden besitzen kann", so haben wir ein Recht, die soziale und wirtschaftliche Lage der übergroßen Mehrzahl deutscher Orchestermusiker unter den gleichen Gesichtspunkten zu betrachten, wie wir die Zustände in irgend einer anderen gewerblichen Berufsgruppe zu betrachten gewohnt sind. Daraus ergeben sich Richtlinien für die Therapie. Die Behandlung scheint schwierig, weil Vorurteile zu zerstreuen sind und elementarste Aufklärung not tut. Vergessen wir nicht: einmal die Tatsache, daß die Sache der Orchestermusiker bis zu einem gewissen Grade verknüpft bleiben wird mit der Entwicklung ihrer obersten, nichtproletarischen, Schicht, die unter ökonomisch besseren Bedingungen künstlerische Arbeit leistet, und zweitens, daß unter den Musikern selbst das Verständnis für die Unerträglichkeit ihrer Lage und das Gefühl für die Möglichkeiten zu ihrer Verbesserung noch häufig fehlt.

Eine soziale Hebung des Orchestermusikerstandes kann ausgehen von der Gesetzgebung oder von der auf Selbsthilfe beruhenden Organisation. Die Gesetzgebung kann eingreifen zur Festigung der wirtschaftlichen Grundlagen und zur Bekämpfung der Mißstände des Lehrlingswesens wie der Militärkonkurrenz. Wichtiger aber als die Gesetzgebung ist die Organisation, technisch gesprochen: die gewerkschaftliche Organisation. — Das deutsche Gewerberecht ist den Orchestermusikern, wie wir schon sahen, nicht günstig. Durch die Scheidung der gewerbsmäßigen Musikaufführungen nach dem „höheren Interesse der Kunst" (G.-O. § 33b) ist eine Unklarheit und Unsicherheit der Rechtsprechung bewirkt worden, die den Musikern schon viel geschadet hat. Insbesondere ist durch diese Ausscheidung das Recht auf Anteil an den Segnungen der Arbeiterversicherung für die Musiker verkümmert worden. Nun besteht aber kein halbwegs plausibler Grund dafür, weshalb die Musiker von der Kranken- und Invalidenversicherung ausgeschlossen sein sollten. Der

„künstlerische" Charakter ihrer Arbeit darf gewiß kein Hinderungsgrund sein, denn drei Viertel aller Orchestermusiker betreiben ein Gewerbe, das mit Kunst nur soviel gemein hat, daß es auf Instrumenten ausgeübt wird, deren sich auch Künstler bedienen müssen. Die Rücksicht auf die paar Tausend Orchestermusiker, die so glücklich sind, als Künstler wirken zu können, hat das Musikerproletariat bisher um das Recht jedes anderen Gewerbegehilfen gebracht. Noch mehr: selbst für Lehrer und Lehrerinnen, die doch gewiß eine tüchtige Ausbildung genossen haben, besteht die Versicherungspflicht für die Alters- und Invalidenversicherung, die Musiker aber hindert das „höhere Interesse der Kunst". Es ist demnach zu fordern, daß die Arbeiterversicherungsgesetze auf die Orchestermusiker ausgedehnt werden, natürlich auf der Grundlage der Einkommensbegrenzung gemäß § 1 des Invalidenversicherungsgesetzes und § 2b des Krankenversicherungsgesetzes. Weiter, daß die Orchestermusiker ohne Rücksicht auf den künstlerischen Charakter ihrer Arbeitsleistung die gesetzliche Möglichkeit haben, Vertragsstreitigkeiten vor dem Gewerbegericht zur Entscheidung zu bringen (§ 3 des Gewerbegerichtsgesetzes), und schließlich, daß durch eine klare Bestimmung der Gewerbeordnung die Musikgeschäfte mit ihrer Lehrlingszüchterei ihre Privilegien verlieren, die sie zum Schaden ihrer Opfer und ohne den geringsten Nutzen für die Kunst bisher genossen haben. Waltz wie Marsop haben schon vor Jahren Maßregeln gegen die Ausbeutung der Lehrlinge, Abschaffung der Nachtarbeit und Beschränkung der Lehrlingszahl, für Widersetzliche aber zum Teil drakonische Leibes- und Ehrenstrafen verlangt. Inzwischen hat die Gewerbeordnung in § 128 eine Bestimmung gegen die Lehrlingszüchterei erhalten, die die Möglichkeit gäbe, den Musikdirektor zur Entlassung einer Ueberzahl von Lehrlingen zu zwingen, und Bestimmungen über die Höchstzahl von Lehrlingen zu erlassen. Es kommt nur darauf an, daß wie in Sachsen die Musikgeschäfte ausdrücklich unter die Gewerbeordnung gestellt werden und daß die Beschränkung der Lehrlingszahl weit genug geht. Indessen ist kaum zu hoffen, daß die gesetzliche Schutzmaßregel den Uebelstand beseitigt; man denke nur an die Erfolglosigkeit des alten § 128 Abs. 3, 2, der dem Lehrling das Recht gab, im Falle der Ausbeutung oder Mißhandlung das Lehrverhältnis aufzulösen. Jedenfalls blühen die Musikgeschäfte noch, und schon ihre Existenz würde die Notwendigkeit der sozialen Organisation erweisen: Denn die Musikschriftsteller mögen sich die Finger wund schreiben, sie werden nichts erzielen, wenn nicht die Tausende selbst sich rühren, wie's ihre Pflicht ist.

Nun sind gegen die gewerkschaftliche Organisation der Orchestermusiker von verschiedenen Seiten Einwände erhoben worden, mit denen man sich notgedrungen auseinandersetzen muß. Zunächst ist behauptet worden, die Organisation der Orchestermusiker drücke das Ansehen des Standes herab, die hohe Mission des Künstlers müsse ihn von den gewerblichen Arbeitern für immer trennen. Streik und Aussperrung entwürdige den Künstler usw. Diese Argumentation ist falsch. Hätte man sie zur Zeit des Sozialistengesetzes angewendet, so wäre man vielleicht im Recht gewesen; heute kann ein in sozialpolitischen Dingen erfahrener Mensch nicht mehr so sprechen. Einmal muß daran festgehalten werden, daß die Mehrheit der deutschen Musiker eine künstlerische Ausbildung nicht genossen hat und eine künstlerische Tätigkeit im höchsten Sinne nicht ausübt, und zweitens bedeutet die soziale Organisation der Künstler weiter nichts als einen Schritt vorwärts in der allgemeinen Entwicklung aller Berufsgruppen zur Organisation. Die sich über die Anwendung von Streik und Boykott durch Musiker entrüsten, wissen anscheinend nichts davon, daß das, was die

Musiker jetzt beginnen, von den Aerzten längst durchgeführt ist. Erst in den allerletzten Wochen konnte man in den Zeitungen eine Annonce des Leipziger Verbandes lesen mit der Ueberschrift: „Aerzte, cavete Coeln!" Was heißt das? Streik und Aussperrung. Was die Aerzte mit Recht tun, ist auch für Orchestermusiker nicht Unrecht. Und was die Privatbeamten, darunter unsere genialen Ingenieure und Architekten anstreben, die Organisation — sollte das deutsche Musiker entwürdigen? Gewiß nicht. Die Leistungen der deutschen Aerzte sind nicht schlechter geworden, seitdem sie sich organisiert und zu den Waffen von Ausstand und Aussperrung gegriffen haben; unsere Chemiker und Maschinenbauer werden nicht weniger erfinden und entdecken, wenn sie sich in einer Organisation einen Rückhalt für die wirkungsvolle Vertretung berechtigter wirtschaftlicher und sozialer Forderungen geschaffen haben. Ebensowenig ist zu befürchten, daß die Mitglieder des Gewandhausorchesters oder der Berliner Philharmonie an Künstlergeist einbüßen werden, wenn sie sich zusammenfinden in einer Genossenschaft, die allen, zumeist aber den Elendesten unter den Genossen dienen soll. Allerdings das wäre zu befürchten, daß Konzertunternehmer, die ihre Künstler schlecht bezahlen und zu den härtesten Vertragsbedingungen zwingen, einer starken und gesunden Organisation gegenüber den Kürzeren ziehen würden. Hierin würde indessen vielleicht doch nur ein Vorteil der Organisation liegen. Auffällig ist, daß unter den Dirigenten, die zugleich Komponisten sind, vielfach noch wenig Sympathie für die Organisation der Orchestermusiker vorhanden ist: auffällig, weil doch die Genossenschaft deutscher Tonsetzer in einigen Jahren energischer, durch allerlei Strafen und Boykotte verschärfter Wirksamkeit gezeigt hat, wie wohl den Komponisten die Organisation tut. In der D. M. Z. (1908, Nr. 11) schrieb ein Musiker in einer Erwiderung auf einen offenen Brief des Musikausschusses „München 1908": „Wie soll man das oft unbarmherzige Vorgehen der Autorengesellschaft gegen die Musiker, als die Förderer ihrer Erzeugnisse benennen? Es gab eine Zeit, da darbten mit den ausübenden Musikern auch die größten Schöpfer .... Sie schufen der Welt einen bleibenden Schatz und tauschten Sorgen und Entbehrungen dafür ein. Den Epigonen von heute geht es besser. Warum? Weil sie sich organisiert haben und es ihnen gelungen ist, die Wohltaten des Gesetzes zu genießen". Der Mann hat Recht: es nimmt dem Orchestermusiker nichts von seiner Künstlerschaft, wenn er innerhalb seiner Organisation dahin arbeitet, die Wohltaten des Gesetzes zu genießen, es schadet der Künstlerschaft des deutschen Orchestermusikers an kleinen Kapellen aber auch nicht, wenn er unter dem Druck der Organisation endlich so weit kommt, daß er menschenwürdig leben kann und nicht tagtäglich das Gespenst der Arbeitslosigkeit vor Augen sieht. Franz Lachner soll einmal das zynische Wort gesprochen haben: „Wenn die Musiker nicht hungrig sind, machen sie keine gute Musik." Unsere heutigen Dirigenten werden nicht mehr so denken, auch das Publikum nicht. Aber beide kümmern sich nicht darum, wie die Leute zu leben haben, die da für billiges Geld gute Musik machen müssen. Vielleicht offenbart sich auch daran die Nüchternheit und Trostlosigkeit unseres „sozialen Zeitalters", daß diejenigen Leute sich mehren, welche glauben, daß die Beseitigung sozialen Elends für die Kultur der Nation wichtiger ist als die Föderung der modernen Musik durch das Publikum.

Kann nun aus „künstlerischen" Gründen die Organisation der Musiker nicht bekämpft werden, so wird ein zweiter Grund angeführt, der gegen die Organisation sprechen soll: die Anwendung der gewerblichen Kampfmittel (die durch § 152 der Reichsgewerbeordnung sanktioniert sind) durch die Or-

ganisation der Musiker, d. h. den Allgemeinen Musikerverband, soll eine „Uebertragung des sozialdemokratischen Prinzipes auf die gänzlich anders gearteten künstlerischen Verhältnisse" bedeuten. So schrieb Siegmund von Hausegger im Musikalischen Wochenblatt im Jahre 1908. Und im Vorwort zu der wiederholt zitierten Schrift Paul Marsops ist zu lesen: „Hingegen möcht' ich die Orchestermusiker freundschaftlich, aber eindringlich davor warnen, den Lockungen der sozialdemokratischen Agitatoren Gehör zu schenken, die sich neuerdings sehr eifrig um ihre Gunst bemühen .... Ich bin felsenfest davon überzeugt, daß die Orchestermusiker von den Herolden und Heerpaukern des Zukunftsstaates nichts zu erwarten haben als leere Phrasen und daß sie ihre gute und gerechte Sache unheilbar schädigen, soferne sie sich ihre Anwälte unter den Männern des Umsturzes wählen. Nach Pflicht und Gewissen muß ich ihnen grad heraus erklären, daß meine Freunde und ich uns in dem Augenblicke auf Nimmerwiedersehen von ihnen trennen werden, wo sich eine stärkere zu politischen Extremen hindrängende Strömung in ihren Reihen bemerklich machen sollte."

Dieses ist nicht auf den Fidschi-Inseln, sondern in München, im Spätherbst 1907 geschrieben worden von einem der wenigen tätigen Freunde der Orchestermusiker, und ähnlich denkt einer unserer klügsten und gebildetsten deutschen Orchesterdirigenten. Es ist ein Jammer. Kaiser und Könige, Minister und Professoren studieren und tolerieren die Sozialdemokratie, weil sie den berühmten „berechtigten Kern" in ihr anerkennen, aber zwei deutsche Musiker wollen sich von den Musikern abwenden, wenn sie sich in die Gefolgschaft der Sozialdemokraten begeben. Das ist auch unschön; denn wer ein gutes Werk tun will, soll niemals darauf sehen, wen der Gegenstand seiner Fürsorge wählt oder an wen er glaubt; englische Arbeitgeber tun so etwas heute nicht mehr! Tatsache ist: Die deutschen Musiker gehören, mit wenigen Ausnahmen, zum Proletariat; ihr Einkommen entspricht im Durchschnitt dem der gewerblichen Arbeiter. Wäre es nun natürlich, wenn dies Proletariat sich den Freikonservativen oder dem rechten Flügel der Nationalliberalen anschließen würde? Wäre nicht ihr Platz aus naheliegenden Gründen bei derjenigen Partei, um die sich die Besitzlosen nun einmal am liebsten scharen? Und ist denn sozialdemokratische Gesinnung heute wirklich noch ein Vorwurf, ein Grund zu gesellschaftlichem Boykott? Aber was haben denn die Musiker getan, daß man sie als Sozialdemokraten an den Pranger stellt? Sie haben nicht auf Musikerheime, Waisenstifte und Musikämter gewartet, sondern sie haben gestreikt und die Sperre verhängt. Außerdem haben sie Kontraktbruch begangen und unnötig taktlos demonstriert, weil sie gereizt, verstimmt und schlecht bezahlt waren. Das ist kein Umsturz und das ist kein sozialdemokratisches Prinzip, es ist zum Teil ungeschickt und rechtlich ganz unzulässig, zum Teil aber durchaus begreiflich und zu rechtfertigen. Wer das Vorgehen des Musikerverbandes als „sozialdemokratischen Terrorismus" charakterisiert, beweist nur, daß ihm der Unterschied zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaften nicht klar ist. Im Mai- und Juniheft der Monatshefte Jahrgang 1906 hat Max Prager die fundamentalen Unterschiede zwischen gewerkschaftlicher Praxis und sozialdemokratischer Taktik sehr deutlich auseinandergesetzt, und seitdem hat die ganze Entwicklung der sozialen Kämpfe gezeigt, daß wir uns tatsächlich auf dem Wege zu dem von Sombart so genannten Sozialkapitalismus befinden: d. h. einer Gesellschaftsordnung, die den von der sozialistischen Theorie geforderten Umsturz geradezu verwirft. Die gemeinsame Aktion der sozialdemokratischen, christlich-katholischen, evangelischen und freisinnigen (Hirsch-

Dunckerschen) Organisationen bei und nach dem letzten Bergarbeiterstreik war ein bedeutendes Dokument des Sozialkapitalismus; die ganz alltäglichen gemeinsamen Verhandlungen aller Gewerkschaften mit den Arbeitgebern beim Abschluß von Tarifverträgen beweisen weiter, daß „soziale Organisation" mit „Sozialismus" an sich gar nichts zu tun hat, wie anderseits sozialistische Gesinnung auf die praktische Betätigung der Gewerkschaften gar keinen ausschlaggebenden Einfluß mehr gewinnt, seitdem die Gewerkschaften Tarifverträge anerkennen. Für die Beurteilung der großen gewerkschaftlichen Organisationen kann also das parteipolitische Moment ausgeschaltet werden. Siegmund von Hausegger irrt aber auch tatsächlich, wenn er die Organisation der Musiker als sozialdemokratisch infiziert hinstellt. Das amtliche Organ des Verbandes ist in gewissem Sinn ein Kampfblatt, in dem eine scharfe Tonart vorherrscht, aber daß es nicht in sozialdemokratischer Tendenz geleitet ist, ergibt sich auch bei oberflächlicher Lektüre schon aus der Rubrik: Personalnachrichten. Wenn das Organ des Verbandes auch diejenigen Maßnahmen des ehemaligen Kaimorchesters zu rechtfertigen suchte, welche tatsächlich ganz verfehlt waren, so ist das nicht aus sozialdemokatischer Gesinnung, sondern aus dem Gefühl der Solidarität zu erklären. Wenn der Verband dann gedroht hat, bei Ablehnung der Anträge des Orchesters werde ein allgemeiner Streik auf dem Ausstellungsplatze ausbrechen, so war das eine meiner Ansicht nach ungewöhnliche und nicht zu billigende Drohung mit den äußersten gewerkschaftlichen Kampfmitteln, aber es lag auch hierin nichts spezifisch „Sozialdemokratisches". Es war Terrorismus; aber der Terrorismus ist nicht das Attribut einer einzelnen politischen Partei, sondern viel eher das Wahrzeichen aller gewissenlosen Machthaber.

Wir können die Frage der Organisation der deutschen Orchestermusiker nur dann objektiv würdigen, wenn wir sie von allem Gerede über sozialdemokratische Einflüsse und dergleichen vollständig lösen. Damit wird eine junge, notwendige Bewegung wohl nach oben hin und für einen Teil des Publikums gründlich diskreditiert, aber der Wahrheit kommt man nicht näher.

Eine junge, notwendige Bewegung: das ist die Organisation der deutschen Orchestermusiker. In dem Allgemeinen deutschen Musikerverbande haben wir die zukünftige umfassende Organisation zu erblicken. Der im Jahre 1872 gegründete Verband hat viele schwere Krisen durchgemacht; durch die Zugehörigkeit der Militärmusiker und „Musikdirektoren" (Inhaber von Lehrlingsgeschäften) war jede gewerkschaftliche Tätigkeit lange Jahre hindurch völlig ausgeschlossen. Und noch heute ist der Verband in der Bekämpfung des Lehrlingsunwesens behindert dadurch, daß zahlreiche Musikgeschäftinhaber ihm nach wie vor angehören. Dieser Fremdkörper lähmt die innere Entwicklung des Verbands natürlich viel mehr, als seine äußere durch den kleinen, (nebenbei gesagt: stramm sozialdemokratischen!) Zentralverband der Zivilmusiker Deutschlands wird gehemmt werden können. Der Verband zählt heute über 14000 Mitglieder (1874: 8900), darunter leider noch 600 bis 700 Musikdirektoren. Er bietet seinen Mitgliedern außer dem Verbandsorgan Unterstützung, Rechtsschutz, Reliktenfürsorge; angegliedert sind ihm die „deutsche Pensionskasse für Musiker" (Vermögen am 1. Jan. 1905: Mk. 1.641,800) und die „deutsche Unterstützungskasse für Musiker-Witwen und Waisen" (Vermögen am 1. Jan. 1905: Mk. 438,756). Von den Orchestermusikern gehört heute ungefähr ein Viertel dem Verband bezw. diesen Lokalvereinen an. Das ist schon ein recht großer Bruchteil; ist doch daran zu erinnern, daß zur Zeit des letzten großen Bergarbeiterausstandes im Ruhrgebiet kaum ein Drittel sämtlicher Ar-

beiter organisiert war und der Streik dennoch lückenlos durchgeführt werden konnte. Immerhin wird der Musikerverband die Gewinnung weiterer Mitglieder vorerst als eine seiner dringlichsten Aufgaben zu betrachten haben. Weiter sind ihm zwei Ziele vorgesteckt: 1. die Bekämpfung des Musikerelends durch Einschränkung des Ueberangebotes und 2. die Verbesserung der sozialen Lage der Musiker innerhalb der einzelnen Orchesterverbände.

1. Um das soziale Elend der unteren Schichten der Berufsmusiker zu lindern, bedarf es zuvörderst der Minderung der Konkurrenz. In bezug auf die Konkurrenz der Militärmusik wird der Verband nach wie vor Protesteingaben und Versammlungen abhalten müssen, ohne einen wirklich großen Erfolg erwarten zu können. Dagegen muß es gelingen, die Schmutzkonkurrenz, die aus den Lehrlingszüchtereien herauswächst, auf ein Mindestmaß einzuschränken. Allerdings geht das nicht mit den „Musikdirektoren", sondern nur gegen sie. Der Verband wird sich also über kurz oder lang dahin entscheiden müssen, alle Musikdirektoren, die mehr als eine ganz bestimmte Anzahl Lehrlinge halten, auszuschließen. Denn eine Arbeiterorganisation, in der die schlimmsten Ausbeuter jugendlicher Arbeitskräfte Zutritt und Einfluß haben, ist ein Hohn auf den Begriff der modernen sozialen Organisation. Es muß nun dem Verband nachgerühmt werden, daß er neuerdings Schritte tat, um eine reinliche Scheidung herbeizuführen. In Sachsen sind, wie bereits erwähnt, durch Ministerialverfügung vom 18. Juli 1907 die Leiter von Lehrlingskapellen der Gewerbeordnung unterworfen: ein neuer Schritt auf dem Wege positiver gewerberechtlicher Reform! Nun hat der Musikerverband des Königreichs Sachsen die Ueberwachung des Lehrlingswesens auf sich genommen Vom Verband sind dabei folgende Bedingungen an die Einstellung der Lehrlinge geknüpft: „Jeder Lehrling muß in folgenden Fächern Unterricht und eine genügende Ausbildung erhalten: Studium eines Hauptinstruments, eines Nebeninstruments, Klavier, Harmonielehre und Musikgeschichte". Das ist wenig, aber es ist doch ein Fortschritt, und namentlich deshalb wichtig, weil gerade eine gute musikalische Ausbildung von den notorischen Lehrlingszüchtern nicht geboten werden kann. Denn sie können meistens nichts. Etwas weiter geht der Landesverband Anhalt, der zu den sächsischen Bedingungen noch verlangt: „Die Wohnräume müssen allen hygienischen Anforderungen entsprechen." Gegen die Ueberzahl von Lehrlingen, gegen Nachtarbeit und unzulässige Ausdehnung der Arbeitszeit ist bisher von Seite des Verbands noch wenig geschehen. Und doch kann die Konkurrenz der Musikgeschäfte nur dadurch aus der Welt geschafft werden, daß sie nicht mehr rentieren; und sie können nur rentieren, so lange die Lehrlinge körperlich und geistig ausgebeutet werden. Will also der Musikerverband den sozialen Untergrund der ganzen Bewegung sichern, so muß er unter der Anwendung der neuen Gesetzesbestimmungen mit aller Energie und gegen alle Widerstände in den eigenen Reihen die Lehrlingszüchterei der Musikgeschäfte beseitigen, denn sie schafft das Musikerproletariat, das jeden Kontrakt unterzeichnen muß, weil es nichts gelernt hat und weil zwanzig auf eine Stelle warten.

2. Ist das geschehen, so wird der Verband sich den stillen und intensiven Arbeiten der modernen Gewerkschaft widmen können: die wirtschaftliche und soziale Lage der Orchestermusiker zu heben. Dazu bedarf es strenger Rechtlichkeit auf seiten der Verbandsleitung und — der in der Kaimangelegenheit so überraschend glänzend bewährten Solidarität der Musiker. Je größer das Angebot minderwertiger Kräfte, desto geringer die Solidarität — man sieht, wie entscheidend die Lösung der eben behandelten ersten Aufgabe auch für die zweite

ist. Der Verband wird an Orten, wo er starke Lokalvereine hat, Tarifverträge mit den Orchesterunternehmungen abschließen (neuerdings ist das namentlich in Kurorten vielfach geschehen). Beim Abschluß dieser Verträge ist darauf zu sehen, daß menschenunwürdige Bestimmungen (wie die Kaimschen Paragraphen) von vornherein ausgeschlossen sind; es ist aber auch darauf zu achten, daß die Verträge unter allen Umständen künstlerische Arbeit ermöglichen. So ist es ganz undenkbar, den Ersatz für ausscheidende Kräfte eines erstklassigen Orchesters etwa dem Arbeitsnachweis der Organisation und nicht dem leitenden Dirigenten zu überlassen. Die Organisation wird soviel Klugheit und Takt haben müssen, einzusehen, daß hier tatsächlich Grenzen zwischen künstlerischer und gewerblicher Arbeit gezogen sind, und sie würde den Mitgliedern unserer besten Orchester die Mitarbeit an der Organisation unmöglich machen, wollte sie diese Grenzen verwischen. Daß auch bei kleinen Theater- und Variétéorchestern nicht unerfüllbare Forderungen gestellt werden dürfen, so z. B. eine Kontrolle des ordentlichen Kündigungsrechts der Direktion, liegt auf der Hand.[1]) Je stärker die Organisation, je tüchtiger die Leitung, desto größer werden die materiellen Erfolge für die Musiker sein, und desto leichter wird es werden, friedliche Tarifabschlüsse zu erzielen. Wo aber die Einigung nicht zustande kommt, da werden die Mittel des gewerblichen Arbeitskampfes angewandt werden, auch bei den Musikern. Und — damit sagt man für Herrn von Hausegger und andere namhafte Dirigenten etwas neues — sie sind schon in zahlreichen Fällen angewendet worden. In München allerdings zum erstenmale bei einer allgemeinen aufsehenerregenden Aktion und mit positivem Erfolg, denn in München ist das Mandat der Gesamtorganisation wohl zum erstenmal von einer Stadtverwaltung anerkannt worden. Aber, wenn auch von großen Orchestermusikerstreiks nichts bekannt ist, von Aussperrungen ist im Organ des Musikerverbandes in jeder Nummer die Rede. Der Verband hat überall dort, wo angebahnte Tarifverhandlungen sich zerschlagen haben, die betreffenden Unternehmungen boykottiert, zuletzt, gleichzeitig mit dem Kaimschen Institut und der Ausstellung München 1908 die Komische Oper in Berlin. Das ist sein gutes Recht. Dagegen war es nicht mehr zulässig, den Kontraktbruch der Mitglieder des Kaimschen Unternehmens zu rechtfertigen, wie es in der D. M. Z. geschehen ist. Kontraktbruch kommt bei einzelnen Musikern sehr häufig vor; daß aber ein ganzes Orchester während eines Konzerts kontraktbrüchig wird, ist unerhört. Gewiß, das Vorgehen der Musiker war psychologisch zu entschuldigen, aber es durfte nicht als korrekt hingestellt werden. Der Kontraktbruch auch als letztes Mittel zur Befreiung von einem unerträglichen Zwang wird er vom Standpunkt der sozialen Ethik wie des positiven Rechts aus immer zu verurteilen, dagegen aus praktisch-egoistischen Erwägungen zu begründen sein. Die Organisation, die in den Verhandlungen über die Arbeitsbedingungen in Zukunft als gleichberechtigte Partei ästimiert werden will, schwächt aber ihre eigene Position, wenn sie den Kontraktbruch nicht ausdrücklich verwirft. Die Gewerkschaften sind längst zu dieser Praxis gelangt; ihre Führer sprechen offen ihre Mißbilligung frivoler Streiks und aller Fälle von Kontraktbruch aus. Der Allgemeine deutsche Musikerverband hat im Falle der Demonstration des Orchesters gegen einen Kritiker noch im letzten Augenblick eingelenkt („wir gestehen gerne zu, daß wir uns durch das schlecht gewählte Mittel einer Demonstration im Konzertsaal ins Unrecht setzten"), er

[1]) Der Münchener Lokalverein hat das Recht der Direktion der Vereinigten Theater, Musiker zu entlassen, bestritten; natürlich mit Unrecht. Nach jedem Tarifvertrag hat der Arbeitgeber das Recht, den Arbeiter unter den vereinbarten Bedingungen zu entlassen.

wird gut daran tun, in Zukunft bei allen Streitfällen die Rechtslage nicht außer acht zu lassen. Dann wird die Autorität der Organisation auch den Arbeitgebern gegenüber mehr gelten als heute; es wird aber auch die Disziplin und das Rechtsgefühl der Musiker selbst nicht unwesentlich gestärkt, und das wäre nicht vom Uebel. Prinzip muß, solange die Organisation noch verhältnismäßig schwach und das Angebot der Ungelernten, Unorganisierten übergroß ist, das sein: Streiks und Aussperrungen zu vermeiden. Sonst werden noch manche Arbeitskämpfe der Orchestermusiker mit Niederlagen enden, die dem ganzen Stand wie der Organisation unheilbare Wunden schlagen.

Der Allgemeine Deutsche Musikerverband, der jetzt unter der Leitung tüchtiger und ruhiger Männer steht, darf daher über augenblicklichen Erfolgen für die Zukunft nicht vergessen, was die Arbeiterbewegung so großartig gefördert: die Beeinflussung der Gesetzgebung, will hier sagen daß die Musiker außer durch ihre Organisation und deren Hilfskassen von der Gesetzgebung noch manches erreichen können, was die einzelnen wirtschaftlich hebt und auch für unausbleibliche soziale Kämpfe stählt. Für die gewerblichen Arbeiter Deutschlands wird heute vom Staate besser und reichlicher gesorgt, als für die 50000 Musiker, die ihrer ökonomischen und sozialen Lage nach zum Proletariat gehören. Der Segen gewerkschaftlicher Arbeit ist die Hebung der Niedersten durch die Solidarität der besser Situierten. Bis einmal das große soziale Abschlußdrama vom Kampf des vierten Standes der Gelernten gegen den fünften Stand, die Ungelernten, auf der Weltbühne beginnt, werden noch viele Dezennien vergehen. Unser Zeitalter steht noch unter dem Zeichen der Solidarität der Berufsgruppen: warum sollte sie nicht auch den deutschen Orchestermusikern zu gute kommen?

Freilich gehörte dazu noch ein letztes: die Mitwirkung des musikkonsumierenden Publikums. Der Abgeordnete Otto von Bismarck-Schönhausen hat am 18. Oktober 1849 im preußischen Abgeordnetenhause gesagt: „Ich glaube, es möchten uns unsere wohlfeilen Röcke aus dem Kleiderladen zuletzt unbehaglich auf dem Leibe sitzen, wenn ihre Verfertiger daran verzweifeln müssen, sich auf ehrliche Weise zu ernähren". Bis jetzt ist das Publikum an der Not der Orchestermusiker teilnahmslos vorübergegangen, und die Aestheten unter ihm trösteten sich mit dem niedlichen Gedanken, daß dem Musiker die Freude am Wahren, Guten und Schönen der höchste Lohn sein werde. Wir wissen jetzt, daß die Mehrzahl der Musiker diese Freude gar nicht kennt, und daß ein großer Teil der wirklichen Künstler unter den Instrumentalisten sie nicht mehr empfindet, weil es abgehetzte, jämmerlich bezahlte Leute sind. Je tiefer dieses Wissen dringt, desto allgemeiner wird der Wunsch werden, die anständigen Musiker nicht durch gedankenlose Förderung der Musikgeschäfte zugrunde zu richten und auch für das soziale Gefüge der deutschen Orchestermusiker die bis heute recht schwerfällige und unlustige Maschine der Gesetzgebung und der öffentlichen Meinung in Bewegung zu setzen. Vor ein paar Jahren haben wir es auch im deutschen Reiche einmal erlebt, daß die öffentliche Meinung mehr erreicht hat, als die Arbeiter selbst, deren Organisation doch Bewunderung erregte. Vielleicht gelingt es auch noch den organisierten Orchestermusikern, auf dem Wege einer verständigen und friedliebenden Organisation zu ihrem Recht, zu auskömmlichem Leben und zu sozialer Geltung zu kommen.

Die Arbeiterfrage bei der Landwirtschaft und die deutsche Kleinsiedlung im Osten.

Von F. von Pilis in Berlin.

In früheren Jahren brachte man der Auswanderung, der Arbeiterbewegung und der inneren Kolonisation nur wenig Interesse entgegen. Unter Auswanderern verstand man Leute, die in ihrem Vaterlande Schiffbruch erlitten und mit dem Rest ihrer Habe eine neue Heimat aufsuchten. Für die Frage der Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt interessierten sich nur Arbeitgeber und für die innere Kolonisation die maßgebenden Referenten in den beteiligten Ministerien, in seltenen Fällen der eine oder andere als Sonderling verschriene Großgrundbesitzer.

In dem letzten Jahrzehnt, vor allem aber im letzten Jahrfünft haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert und ist das Verständnis für diese Fragen gewachsen; während das Interesse für sie sich allgemein derart gesteigert hat, daß mit Rücksicht auf dieses von allen deutschen Blättern ununterbrochen richtige und falsche Nachrichten über sie verbreitet werden. Worte wie Kontraktbruch der Sommerarbeiter, Schaffung landwirtschaftlicher Arbeiterkolonien 2c. werden hin- und hergeworfen und vielfach darüber Artikel gebracht, aus welchen man sich über die Entstehung der Ursachen der Arbeiternot auf dem flachen Lande und die Möglichkeit der Abhilfe kein klares Bild machen kann.

Schon im 15. Jahrhundert bemühten sich die Grundherren und Ritter, die Bauern, die ursprünglich lediglich ihre Gutsnachbarn waren, unter ihre Abhängigkeit zu bringen. Sie wurden dazu in den östlichen Provinzen Preußens besonders angeregt durch die Unterwürfigkeit der slavischen Bauern und Kossithen. Sie erreichten es, in kriegerischen Zeiten von ihren Landesherren sich das Richteramt und das Patronatsrecht zu verschaffen, um die bäuerliche Bevölkerung unter ihre Abhängigkeit zu bringen. Oft wurde sogar die „Bede"-steuer vom Landesherrn den Rittern überlassen.

Grundherren, die nicht nur an ihr eigenes Wohlergehen, sondern an die zukünftige Machtstellung ihrer Familie dachten, brachten wie geschickte Regenten, das Interesse der bäuerlichen Bevölkerung mit dem ihrigen in Einklang. Ganz weitausschauende Grundbesitzer trieben selbständige Kolonisation, um den Boden ihrer Güter bestellen zu können, wozu ihnen schon damals Arbeiterschaft und vor allem die nötige Zeit fehlte, da sie durch die Heeresfolge, zu der sie dem Landesherrn verpflichtet waren, meistens vom Heim ferngehalten wurden.

Die Gestaltung dieser Verhältnisse brachten den Grundherren mancherlei Verpflichtungen. Sie wurden im Laufe der Zeit, wie insbesondere am Ende des 16. Jahrhunderts, im 17. und 18. Jahrhundert gewissermaßen der „Landesherr im engeren Sinne" der betreffenden Bauerngemeinden und hatten für deren Wohl und Wehe, ja selbst für die Schaffung eines Heimes und einer Existenz im Falle der Verheiratung ihrer Hörigen zu sorgen.

So verschieden die Stellung der bäuerlichen Bevölkerung vom freien Bauer, dem Kossithen bis hinunter zum Instmann auch war, in irgend einem Verhältnisse der Abhängigkeit standen sie immer zur Herrschaft oder dem Ritter.

Als später in der Zeit von 1807 bis 1821 im großen Stile die Befreiung der abhängigen Bauern erfolgte, aber auch darnach der größte Teil

der Pflichten der Gutsherrn erlosch, gestaltete sich das gegenseitige Verhältnis wenig günstig. Wie schon in früheren Jahrhunderten, bemühten sich die Grundherren, nun wieder von dem Rechte Gebrauch zu machen, sich durch Ankauf bäuerlicher Besitzungen zu arrondieren. Mit wenig Verständnis kam man der kleinbäuerlichen Bevölkerung entgegen. Es entwickelten sich Gegensätze, die in der Mitte und im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts geradezu unüberbrückbar schienen, zwischen dem Groß- und Kleingrundbesitzer. Die Gutsherren vergaßen dabei, daß sie trotz Einführung der Maschinen auf die Arbeiter angewiesen waren.

In der Zeit nach dem Jahre 1848 und ganz besonders nach dem Jahre 1870 entstand eine starke Abwanderung nach den Städten und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, eine Bewegung, die im Jahre 1882 ihren Höhepunkt erreichte, in welchem Jahre 250,630 Deutsche nach Amerika ausgewandert sind. Darauf entstand eine ebenso starke Abwanderung nach den westlichen Industriezentren, wo man zu höheren Löhnen und vor allem andern unter anscheinend weniger drückenden Arbeitsbedingungen und größerer persönlicher Freiheit Beschäftigung finden konnte. Dies brachte insbesondere im Nordosten eine große Abwanderung und Entvölkerung des flachen Landes mit sich.

In diese Zeit fiel die Entwicklung eines speziellen Erwerbszweiges der Landwirtschaft. Es gelang, durch jahrzehntelange Bemühungen die Runkelrübe, die ursprünglich nur 5 bis 9% Zuckergehalt hatte durch Zucht auf einen Zuckergehalt von 18 bis 20%, also nahezu dem Prozentsatz des tropischen Zuckerrohrs, zu bringen, was zur Folge hatte, daß zuerst in der Provinz Sachsen, dann aber auch in den benachbarten Gegenden mit ähnlichen klimatischen und Boden-Verhältnissen diese Kultur immer mehr um sich griff.

Nun empfanden die Grundbesitzer die Fehler ihrer Vorfahren, in manchen Fällen ihre eigenen, welche ihnen den Mangel an Arbeitern verursachten und sie entsandten nach den östlichen Provinzen ihre Verwalter, Aufseher, Agenten, um Arbeiter für die Sommerszeit anzuwerben. Die Zuckerrübe verlangt bekanntlich eine große Anzahl von Arbeitern, indessen nur kurze Zeit, und so fanden sich denn auch zuerst in Oberschlesien — im Bezirk Oppeln — ganze Dörfer, die ihre Jugend für die Zeit der Zuckerrübenernte nach der Provinz Sachsen entsandten, wodurch diese Saisonarbeiterbewegung entstand und den Namen „Sachsengängerei" erhielt. Die Provinz Sachsen ist dasjenige Land, welches weitaus am meisten am Zuckerrübenbau der Welt beteiligt ist. Diese Provinz braucht nach wie vor die größte Anzahl von Arbeitern und mußte hier bei immer intensiverer Kultur und immer größerer Verbreitung der Zuckerrübe auch die Zahl der Arbeiter immer größer werden. Indes verbreitete sich auch die Zuckerrübe im Norden und Osten Deutschlands, ganz besonders auch im Süden von Hannover und in Westpreußen.

Während die Sachsengängerei immer mehr um sich griff, hörte die Abwanderung nach dem Rheinland und nach Westfalen, wie auch nach Berlin, nicht auf, und da nunmehr auch die östlichen Grundbesitzer immer mehr zur intensiven Kultur neigten und durch die Einführung der Dresch- und Sämaschinen die Zahl der ständigen Arbeiter immer kleiner wurde, machte sich auch in diesen Teilen Preußens das Bedürfnis nach Saisonarbeitern immer mehr fühlbar. Die Grundbesitzer neigten auch dieser Form der Erledigung der Arbeiterfrage immer mehr zu, da ihnen diese Form, nur vorübergehend Arbeiter auf den Gütern zu haben, für ihre

Unterkunft und ihr Wohl nicht übermäßig sorgen zu müssen, infolgedessen sich auch möglichst wenig zu belasten, außerordentlich zusagte.

In der ersten Zeit konnte man auch für diese Gebiete aus den dichter bevölkerten Gegenden Preußens selbst die nötige Zahl von Arbeitern heranschaffen. Auf die Dauer aber konnten die ostelbischen Grundbesitzer mit den Preisen, welche man in Sachsen bot, bei den dort wachsenden Bedürfnissen nach Arbeitern nicht erfolgreich in Konkurrenz treten und so wurde auf Drängen der östlichen Landwirtschaft gestattet, Arbeiter aus Russisch-Polen, Galizien und vorübergehend auch aus Oberungarn heranzuholen.

Der Hauptstock dieser Wanderarbeiter ergänzte sich aus den katholisch-polnischen Gegenden Galiziens und der russisch-polnischen Weichsel-Gouvernements. Zuerst waren diese Zahlen bescheiden, sie wuchsen aber im Laufe der Jahre zu einer sich immer wiederholenden Völkerwanderung, bei welcher es sich um vielfach größere Ziffern handelte, als bei der historischen Völkerwanderung, deren Erscheinung das Altertum beendete und das Mittelalter eröffnete.

Begreiflicherweise konnte auch diese Bewegung nicht ohne tiefe volkswirtschaftliche, politische und nationale Erscheinungen bleiben. Politisch und national hatte diese polnische Arbeiterflut zur Folge, daß bekanntlich das Polentum in den östlichen Provinzen Preußens in einer Weise erstarkte, daß die Regierung wegen Gewährung immer größerer Mittel vor den Landtag treten mußte, um diesem standhalten zu können.

So groß die Vorteile der Rübenkultur für die Entwicklung der Landwirtschaft und vor allem andern für die landwirtschaftliche Wissenschaft auch sind, ihre politischen und sozialen Begleiterscheinungen belasten die Gebiete schwer, in welchen sie eingeführt wurde. Die polnischen Kassen füllten sich mit den Geldern dieser Sachsengänger und der polnischen Industriearbeiter im Westen. Die Gelder wurden benutzt, um deutschen Grundbesitz aufzukaufen, zu zerschlagen und an polnische Zwergwirte abzugeben. Immer mutiger drang das Polentum zuerst in rein deutschen Gegenden der Provinzen Posen und Westpreußen, später auch in benachbarten Gegenden vor.

Die Gutsbesitzer schreien nach einem Gesetz zur Bestrafung des Kontraktbruches. Der Kontraktbruch erfolgt aber in den meisten Fällen nur durch Verführung zu demselben. Bei der Anwerbung von Sommerarbeitern ereignen sich von seiten der Agenten und Aufseher Dinge, die entschieden nicht als korrekt bezeichnet werden können. Vielfach kommt es sogar vor, daß Gutsverwalter in ihrer Not günstigere Bedingungen stellen, die sie dann nicht halten, aus Angst vor Kontraktbruch größere Zahlen von Arbeitern annehmen, als zur Bestellung des Bodens wirklich nötig sind, um die überzähligen Leute dann bei den geringsten Vorkommnissen zu entlassen. Mit einem Wort: Es erscheint die Notwendigkeit immer größer, die Anwerbung und Beaufsichtigung der Sommerarbeiter einheitlich zu organisieren und zu kontrollieren.

Deshalb gab ich seinerzeit die Anregung, die Deutsche Feldarbeiter-Zentralstelle zu gründen, um zuerst den Arbeitsnachweisen der preußischen Landwirtschaftskammern eine gemeinsame Zentrale zu schaffen und später auch mit den anderen Bundesstaaten Abkommen zu treffen, um die Einwanderung zu kontrollieren und eine Evidenzführung über den Aufenthalt der Arbeiter zu schaffen. Schließlich auch um in der Perspektive eine eigene Verfassung und Gerichtsbarkeit zu schaffen, welche erhaben über die Interessen des Arbeitgebers und Arbeitnehmers Recht sprechen sollte.

Die Zentralstelle sollte nach meinen Ideen und damaligen Plänen vor

allem andern sich damit befassen, aus den Elementen deutscher Nationalität das Material zur Schaffung eines seßhaften deutschen Landarbeiterstandes zu entnehmen. Gedanken, wie der der Verkleinerung des Großgrundbesitzes zur Schaffung von Arbeiterkolonien und von Zwergwirtschaften, wurden schon in früheren Jahrzehnten angeregt und auch von Stein in Preußen und von Kaiser Nikolaus in den baltischen Provinzen (der „rote Strich" in Kurland und Livland) zur Durchführung gebracht.

Wenn ich solche aber 1903 wieder angeregt habe, so geschah dies unter ganz anderen Gesichtspunkten. In früheren Zeiten wehrten sich die Grundbesitzer, von ihrem Lande zur Schaffung kleiner Stellen Grund abzutreten. Heute aber sind sie zu der Erkenntnis gekommen, daß sie nicht weiter fortfahren dürfen, sich selbst der ständigen Arbeiterbevölkerung zu entkleiden und sich nur auf eine Sommerarbeiterschaft zu verlassen. Es wurde immer mehr nach den gemachten Erfahrungen das Bedürfnis wieder laut, sich seßhafte landwirtschaftliche Arbeiter in größerer Zahl zu sichern.

Hierbei ergibt sich die Gelegenheit, den vielfach wirtschaftlich schwachen Grundbesitzern, insbesondere in Posen oder Westpreußen, die meistens aus dem Pächter- oder Gutsverwalterstande hervorgegangen sind und nur nach großen Opfern und Entbehrungen in der Lage waren, den Besitz zu erwerben, durch Verkleinerung der Güter Barmittel zu verschaffen. In der letzten Zeit wurden vielfach die Hypothekarverhältnisse der Besitzer reguliert, dadurch aber der persönliche Kredit dieser Klasse von Grundbesitzern unterbunden. Zur lukrativen Bewirtschaftung des Grund und Bodens nach heutigen Begriffen sind indessen in viel höherem Maße, als früher, Barmittel nötig. Diese könnten bei solcher Gelegenheit beschafft werden.

In den 80iger Jahren, als zuerst polnische Wanderarbeiter aus dem Auslande herbeigeschafft wurden, war die Stimmung für diese Klasse von Arbeitern wenig vorteilhaft. Indessen verstanden es die Aufseher (die meistens auch der polnischen Nationalität angehörten), diese Leute in immer besserem Lichte darzustellen. — Trotzdem zeigte sich sofort bei der ersten Bekanntmachung der Deutschen Feldarbeiter-Zentralstelle, daß diese sich mit der Beschaffung von deutschen landwirtschaftlichen Arbeiterfamilien befassen will, eine sehr starke Nachfrage nach solchen. Es wurden in der ersten Saison sofort über 340 Familien beschafft, was neben dem großen Erfolg bei der Ansiedlungskommission für die Zentralstelle unendlich viel bedeutete.[1]) Diese konnten aber lange nicht den Bedarf decken. Man klagte infolgedessen schon bei dem ersten Versuch über die Tätigkeit der Zentralstelle, und es ergaben sich auch infolge der Schwierigkeiten bei jeder Uebersiedlung und Unterbringung einer Familie an einem neuen Orte und unter ganz neuen Verhältnisse selbstverständlich Differenzen zwischen den Gutsherrn und den Dienstfamilien über die gegenseitig übernommenen Verpflichtungen. Indessen läßt sich erst heute dadurch übersehen, wie groß der erste Erfolg war, daß die damals aufgeworfene Idee in immer breiteren Kreisen Anklang gefunden hat und heute sogar die sich nur auf ein bestimmtes Terrain beschränkende Frage der Kleinsiedlung in Ostpreußen von so großem Interesse ist, daß sich die gesamte deulsche Tagespresse damit befaßt.

Es ist auch durchaus richtig, daß man gerade jetzt den Augenblick

[1]) Die Ansiedlungskommission begann selbst mit 360 Familien jährlich, erreichte nie mehr als 410, dann plötzlich 1902 stieg die Zahl der Ansiedler durch Zulassung von Deutschen aus dem Ausland auf 1800 und 2000 Familien.

der absoluten Ratlosigkeit auf dem internationalen Arbeitsmarkte dazu benutzt, um die Wanderarbeiter, die über See, vor allem andern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Arbeit suchen und nun nahezu acht Monate, voraussichtlich aber noch bis zum Frühjahr des nächsten Jahres beschäftigungslos sein werden[1]), für den Arbeitsmarkt in den benachbarten Gebieten interessiert und auf diese Weise der hiesigen Industrie und den rübenbauenden Gegenden in größeren Zahlen Arbeiter zuführt und vielleicht dadurch in der Lage ist, aus den östlichen Provinzen Preußens stammende Deutsche zu repatriieren und als Instenfamilien seßhaft zu machen. Ein Blick auf die Gesamteinwanderung im Hafen von New-York allein vom Jahre 1903 bis 1907, die die nachfolgende Ziffern aufweist:

1903:	867046
1904:	812870
1905:	1026499
1906:	1100735
1907:	1285349

beweist, daß das nötige Arbeitsmaterial vorhanden ist und die Nachrichten, welche in der letzten Zeit aus den Vereinigten Staaten eintreffen, bestätigen dies täglich. — Nach Mitteilungen der „American Federation of Labor" sollen 4750000 Arbeiter meist Europäer in den Vereinigten Staaten beschäftigungslos sein. —

Zur Durchführung dieser ganzen Fragen habe ich in einem kürzlich veröffentlichten Aufsatz: „Die Arbeiterfrage und Kleinsiedlung im deutschen Osten" die Anregung gegeben, das Gebiet in drei Teile zu teilen: Preußen, mit Ausnahme der östlichen Provinzen, die Provinz Ostpreußen — und die Ostmarken (Westpreußen, Posen und Schlesien).

In den erstgenannten Gebieten sind vor allem die Provinz Sachsen, der südliche Teil Hannovers und die Mark interessiert, indessen muß es dort lediglich den lokalen Interessenkreisen überlassen bleiben, entweder durch die Kreisverwaltungen, oder durch Kleinsiedlungsgesellschaften mit Hilfe der Generalkommissionen die Besiedlung durchzuführen. Es kann bei einer zielbewußten Organisation in der Saisonarbeiteranwerbung im Laufe der Jahre aus der Reihe der Deutschen dasjenige Material herangezogen werden, das zur Schaffung einer Feldgärtnerschaft geeignet ist. Nebenher muß selbstverständlich in den westlichen Gebieten Preußens in der eigenen Bevölkerung das Interesse hierfür geweckt werden. Indessen liegen die Verhältnisse im westlichen Preußen so, daß eine akute wirtschaftliche oder politische Gefahr nicht besteht, infolgedessen voraussichtlich auch mit Ruhe und Ueberlegung die Wege erwogen werden können, die man zu wandeln beabsichtigt. — Dort erschweren die hohen Bodenpreise die Schaffung von Kleinsiedlungen.

In der Provinz Ostpreußen liegen die Verhältnisse anders. Die großen Grundkomplexe brauchen im hohen Maße Arbeiter, die ihnen in den letzten Jahrzehnten durch die große Auswanderung verloren gegangen sind. Das Menschenmaterial ist da und kann bei dem vorhandenen Heimatsdrang der im westlichen Deutschland beschäftigten, aus Ostpreußen stammenden Arbeiter beschafft werden, ebenso aus der Provinz selbst.

[1]) Bis nach Beendigung der Kampagne für die amerikanische Präsidentenwahl und die damit verbundene Neuorganisation in den Aemtern.

Es ist hier wohl nicht nötig, weiter über die Projekte des Generallandschafts-Direktors der Provinz Ostpreußen, Herrn Dr. Kapp, zu sprechen. Flüchtig sei nur erwähnt, daß sein Programm auch die Verkleinerung des Grundbesitzes, die Schaffung von landwirtschaftlichen Arbeiterkolonien und eine Reihe von andern gesunden Ideen enthält. Herr Dr. Kapp hat das sichere Gefühl, der Mann zu sein, der allein den Mut hat, in Ostpreußen an die Lösung der Arbeiterfrage und die Schaffung eines Instenstandes heranzutreten und deshalb soll auch alles aufgeboten werden, um ihm die Möglichkeit hierzu zu verschaffen. Allerdings kann ich die Form, wie sie von ihm zuerst vorgeschlagen ist, nicht gut heißen, glaube aber, daß, wie inzwischen auch vom Landwirtschafts-Minister angedeutet und von mir in einem früheren Artikel vorgeschlagen wurde, die Frage in der Weise gelöst werden könnte, daß an Stelle der Landbank die Landschaft sich bei der Ostpreußischen Landgesellschaft beteiligen könnte und so Herr Dr. Kapp an der Spitze dieses Unternehmens Gelegenheit haben würde, seine Ansichten und Ideen praktisch zur Durchführung zu bringen.

Von weitaus größter Wichtigkeit ist indessen diese Frage in den Provinzen Westpreußen, Posen und Schlesien, wo neben der wirtschaftlichen, die nationale Frage eine große Rolle spielt.

Hat von den Jahren 1901 auf 1902 sich die Zahl der bäuerlichen Siedler um ein Bedeutendes vermehrt und ist das Tempo beschleunigt, so sind alles in allem auf den von der Königlichen Ansiedlungskommission geschaffenen Dörfern zurzeit 93,300 Seelen, zu welcher noch 2050 deutsche Arbeiter- und Handwerkerfamilien mit einer Seelenzahl von rund 11,000 und 467 ledige Arbeiter deutscher Nationalität hinzukommen. Die Gesamtzahl der durch die Tätigkeit der Königlichen Ansiedlungskommission nach Posen und Westpreußen geschafften deutschen Bevölkerung stellt sich somit auf rund 109,000 Seelen. Dies ist im ganzen 3% der Bevölkerung beider Provinzen und das beweist, wie notwendig es ist, alles aufzubieten, um die deutsche Bevölkerung in den Ostmarken zu vermehren und vor allem andern eine deutsche Unterschicht daselbst zu schaffen.

Deshalb ist es in Westpreußen, Posen und Schlesien, vor allem aber in den beiden erstgenannten Provinzen außerordentlich wichtig, neben der Seßhaftmachung aller in den beiden Provinzen auffindbaren deutschen Elemente auch solche von außen heranzuziehen.[1])

Diese Arbeit möchte ich nicht gerne in Händen der Ansiedlungskommission wissen. Zwar ist diese vor einen Wendepunkt gelangt und dürfte voraussichtlich der neue Präsident, wenn die Wahl auf die meistgenannte Persönlichkeit fällt, nach anderen Grundideen die Geschäfte erledigen, wie seine beiden unmittelbaren Vorgänger, indem er sich der Kleinsiedlung günstiger gegenüberstellt, als diese. Trotzdem ist der ganze Apparat der Ansiedlungs-

---

[1]) Man muß die deutschen Auswanderer für die innere Kolonisation interessieren. Zwar ist die Auswanderung aus Deutschland selbst im Jahre 1907 gegen das Vorjahr auch nicht wesentlich gestiegen. Es sind im Ganzen aus Deutschland 1907 26380 Personen ausgewandert, worunter sich neben sehr vielen Polen auch einige Dänen und Franzosen befinden. In dem Fiskaljahr 1907 sind in Ellis Island (dem Hafen von New-York) von außerhalb Deutschland Deutsche gelandet:

aus Oesterreich-Ungarn	40497
„ Bulgarien, Serbien und Montenegro .	15
„ Rumänien	266
„ Rußland	15480 und
„ der europäischen Türkei	11.

kommission viel zu schwerfällig, um diese Arbeit, welche durch ortskundige und gleichzeitig das Menschenmaterial und seine Eigenheiten kennende Persönlichkeiten ohne sonderliche Hindernisse durchgeführt werden kann, wie vor allem andern Landrat von Tilly mit seiner großen Ansiedlung vor den Toren von Posen und auch die Deutsche Kleinsiedlungs-Genossenschaft in Ostrowo bewiesen haben.

Es wird, wie bei dieser Gelegenheit hier erwähnt sei, viel von der Reorganisation der Ansiedlungskommission gesprochen. Die Reorganisation ist gegeben, wenn man die Kommission in der Weise arbeiten läßt, wie dies ursprünglich geplant war. Die Kommission soll lediglich die Mittel bewilligen, um eine Siedlung durchzuführen und die Tätigkeit privater Siedlungsgesellschaften, die unter ihrem Einfluß stehen, kontrollieren und nach einem gemeinsamen Plane arbeiten lassen. Benutzt die Ansiedlungskommission ihre großen Geldmittel zu diesem Zweck und läßt den privaten Siedlungsgesellschaften völlig freie Hand, so kann an einem rascheren und viel größeren Erfolge nicht gezweifelt werden.

Die Ansiedlungskommission kann durch Schaffung einer gemeinsamen Zentrale, die die Ansiedler für die Kleinsiedlungsgesellschaften anzuwerben und gleichzeitig als Anwerbe- und Auskunftsstelle der Ansiedlungskommission selbst zu dienen hätte, Einfluß auf diese Siedlungsgesellschaften nehmen bezw. als Geld- und Kreditinstitut ihnen die Wege vorschreiben, ihnen aber in der Detailarbeit völlige Freiheit belassen, die diesen Instituten ermöglicht, gleich einem Kaufmann ohne Rücksicht auf die vielen Formalitäten die Geschäfte rasch abzuwickeln, die von einer Behörde durchzuführen, außerordentlich zeitraubend sein würde.

Diese Zentrale soll sich vor allem auch mit der Entschuldung des Grundbesitzes durch Verkleinerung desselben befassen und die Grundbesitzerkreise heranziehen, um sie für den Gedanken der Kleinsiedlung, wie auch der Siedlung im allgemeinen zu interessieren.

Ich habe in dem vorerwähnten Aufsatz, in welchem ich mich zuletzt mit diesen Fragen befaßt habe, unter anderem auch erwähnt, daß gerade die modernen Verkehrsmittel es erleichtern, Leute nach den entferntesten Gegenden zu bringen, es aber erschweren, dieselben dort festzuhalten und eine seßhafte kleinländliche Bevölkerung zu schaffen. Trotzdem der Arbeiter heute über die entferntesten Gegenden orientiert ist, steht er wohl, einmal nach Amerika übersiedelt, bei der dortigen Gesetzgebung, die die Anwerbung von Arbeitern in Europa verbietet, ratlos da, wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht und muß schließlich zu ungünstigeren Bedingungen, als er sie erhoffte, die erste beste Arbeit annehmen. Außerdem vergessen die Auswanderer, deren Ziel überseeische Länder sind, daß die Reisekosten und die kostspielige Verpflegung und Bekleidung jenseits des Ozeans den größten Teil der Ersparnisse verschlingt.

In Europa, aus Deutschland und vor allem andern aus Preußen kann er viel leichter in seine Heimat zurückkehren, was die Lösung der schwebenden Fragen sehr erschwert. Hat der Arbeitsuchende das Bewußtsein, daß die Regierung bestrebt ist, Arbeiterschaft zu schaffen und seßhaft zu machen, und ihr hierzu große Geldmittel zur Verfügung stehen, so verlangt er mit umso größerem Nachdruck die Zurückstellung in seine Heimat auf Kosten der Behörden, wenn er nicht alles wie erhofft vorfindet.

Augenblicklich fällt eine Menge von Ereignissen zusammen, welche Hoffnung geben, in zwölfter Stunde diese Fragen zu lösen: 1. der momentane wirtschaftliche Zusammenbruch in den Vereinigten Staaten, 2. die bevorstehenden Wahlen eines neuen Präsidenten daselbst, die immer eine große Rückwanderung und Stillstand der Geschäfte zur Folge haben, 3. die Depression bei der deutschen Industrie, 4. der Aufschwung der deutschen Landwirtschaft, 5. die Erkenntnis der Grundbesitzer und Domänenverwaltungen, Opfer bringen zu müssen und 6. das Gefühl der im letzten Jahrzehnt bei der Industrie beschäftigt gewesenen, aus dem Osten stammenden landwirtschaftlichen Arbeiter, bei der Landwirtschaft stabilere und glücklichere Verhältnisse zu finden.

Wie sich ganz zufälligerweise eine Summe von Ereignissen und Umständen verquickt hat, um die momentane Lage möglichst geeignet zur Durchführung dieser Ideen zu machen, so läßt sich das Interesse für eine bestimmte Frage oder für ein bestimmtes Einwanderungsziel über eine gewisse Zeit hinaus nicht aufrecht erhalten. Wir sehen bei den Ziffern der Auswanderung aller Länder, daß es sich um maximale Perioden von 5 Jahren handelt, in denen das Interesse für ein bestimmtes Auswanderungsziel sich aufrecht erhalten läßt. Momentan ist das Interesse für die deutschen Ostmarken und für die Seßhaftmachung von Bauern und Zwergwirten noch ein großes und die Sehnsucht der Leute nach dem flachen Lande vorhanden. Und deshalb rufe ich immer wieder den maßgebenden Kreisen zu: Ergreifen wir diese Gelegenheit und gehen wir mit frischem Mut an die Schaffung eines deutschen Instenstandes, auf daß die Fehler früherer Jahrhunderte, welche das flache Land entvölkert haben, wieder gut gemacht werden.

Wo es sich nicht um die vorerwähnten wirtschaftlichen und nationalen Fragen handelt, wie einerseits in den Provinzen Sachsen und Hannover rc., andererseits in den 4 östlichen Provinzen Preußens, da hat diese Frage doch die große Bedeutung, daß eine dichte, zufriedene und lebensfähige kleine Landbevölkerung ein gutes Material für die Ergänzung des Heeres bietet, das wieder notwendig ist, um der Entwicklung des Landes die Ruhe, die Kraft und die Macht zu geben, große nationale und wirtschaftliche Ziele anzustreben.

Otto Beck, Oberbürgermeister von Mannheim,

geb. 1846, gest. 1908.

Von Felix Hecht in Mannheim.

Am 30. März 1908 ist Dr. Otto Beck, der Oberbürgermeister von Mannheim, einem Leben, das an Arbeit und Erfolgen reich war, ganz unerwarteterweise durch den Tod entrissen worden. Zwar hatten schon acht Jahre früher die Aerzte erklärt, daß er in Rücksicht auf ein damals schweres Herzleiden die größte Schonung sich auferlegen und der praktischen Tätigkeit entsagen müsse. Aber inzwischen war eine wesentliche Besserung eingetreten und namentlich hat seine robuste Natur im Jubiläumsjahr der Stadt Mannheim die Strapazen der außerordentlich großen repräsentativen Verpflichtungen zur Freude seiner Familie und seiner zahlreichen Freunde fast spielend überwunden. Im Scherze pflegte er wohl darauf hinzuweisen, daß seinem Leben ein plötzliches Ende gesetzt werden könne, aber das hinderte ihn nicht oder spornte ihn vielleicht sogar an, das äußerste Maß geistiger und physischer Kraft an die Erreichung der ihm vorschwebenden großen Ziele zu setzen.

Durch seinen Tod ist die ganze Stadt, ohne jeden Unterschied der Parteirichtung, in tiefe Trauer versetzt worden und ausnahmslos empfand die Bevölkerung, daß ein großer, unersetzlicher Verlust sie betroffen hat. In beredten Worten hat einer seiner langjährigen Mitarbeiter, der erste Bürgermeister Martin, in der Sitzung des Bürgerausschusses vom 7. April dem Ausdruck gegeben.

Aber nicht nur in Mannheim, sondern in ganz Deutschland und auch im Ausland wird das Hinscheiden des bedeutenden Mannes schmerzlich empfunden.

I.

Und so drängt sich die Frage auf, durch welche Eigenschaften dieser Mann eine solch ungewöhnliche Stellung errungen hat? Das führt von selbst zu der weiteren Frage, welche Eigenschaften muß der oberste Leiter eines städtischen Gemeinwesens heute besitzen, um erfolgreich zu wirken? Und in welchem Maße verkörperten sich diese Eigenschaften bei dem Mann, dem diese Zeilen gewidmet sind?

Die Zeit ist vorüber, in der ein größeres Gemeinwesen patriarchalisch verwaltet werden kann. Damit ist für uns in Deutschland auch die Zeit dahin, in der die oberste Leitung eines Gemeinwesens etwa ehrenamtlich versehen werden kann. Eine gewisse systematische Vorbildung, die übrigens keineswegs eine juristische Vorbildung zu sein braucht, ist unentbehrlich. Wenn in Frankreich, England, Belgien und anderen Ländern noch die ehrenamtliche Leitung der Gemeinden überwiegt — allerdings unter Verwendung gut bezahlter Hilfskräfte —, so ist das für uns nicht entscheidend. Manche Rückständigkeit in der Gemeindeverwaltung der genannten Länder

ist auf die ehrenamtliche Verwaltung der Bürgermeistereien zurückzuführen. Wir brauchen an der Spitze unserer städtischen Verwaltungen solche Kräfte, die in der Leitung der Gemeinden ihren Lebensberuf sehen, ihre ganze geistige und physische Kraft dafür einsetzen, ihr ganzes Denken und Sinnen darauf konzentrieren und die selbstverständlich hierfür, einerlei in welchen Vermögensverhältnissen sie sich befinden mögen, durchaus entsprechende Honorierung erhalten.

Mit der Wahl von Beck zum Oberbürgermeister von Mannheim wurde diesem Gesichtspunkt Rechnung getragen. Sein Vorgänger, ein überaus vortrefflicher, heute noch im besten Gedenken stehender Mann, war der Bürgermeister einer vergangenen Zeit. Beck machte die Verwaltung im guten Sinn bureaukratisch. Er modernisierte alle Zweige der Gemeindeverwaltung. In welchem umfassenden Maß das geschah, ergibt sich aus den 7 Bänden der städtischen Verwaltungsberichte. Der erste Bericht ist im Jahre 1896 erschienen. Er umfaßt die Jahre 1892, 1893 und 1894 und gibt gleichzeitig eine Geschichte der städtischen Anstalten und Betriebe. Zu diesen Verwaltungsberichten tritt das Jubiläumswerk der Stadt Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart in 3 Bänden hinzu. Nur die Verwaltungsberichte der Stadt Essen sind an Bedeutsamkeit den Mannheimer Verwaltungsberichten an die Seite zu stellen.

Der Oberbürgermeister einer deutschen Stadt muß ein produktiver Kopf sein, er muß Gedanken haben, aber nicht vorzeitig, sondern im rechten Augenblick mit ihnen hervortreten. Die Gedanken müssen ausgereift sein, wenn er mit ihnen hervortritt, und die individuellen städtischen Verhältnisse müssen ausgereift sein, damit man freundlichen Widerhall und Zustimmung finde. Es müssen lebensfähige Gedanken sein, fern von jeder Projektenmacherei, die ja nur diskreditiert. Eine eigenartige Mischung von Nüchternheit und Schwung soll den Leiter eines solchen Gemeinwesens auszeichnen, eine Mischung von Phantasie und Zügelung der Phantasie, starke Ueberzeugungen sollen ihn tragen, aber nicht dogmatisch gebundene Ueberzeugungen, wie sie bei den politischen, auch den kommunalpolitischen Parteien vielfach vorhanden sind. Das alles war bei Beck in reichem Maße vorhanden und mit allem dem verband sich eine starke Empfänglichkeit für jede Anregung, die von außen herantrat. Er war ein gelehriger Schüler. Gern ging er auf Anregungen, wenn er ihre Berechtigung erkannt hatte, ein. Er war eine stark impulsive Natur. Und dies alles vereinigte sich mit einem gesunden Humor. Mochten noch so große Gegensätze in den städtischen Kollegien hervortreten, Beck wußte sie oft durch eine von Humor gewürzte Rede auszugleichen. Er dokumentierte damit gleichzeitig seine geistige Ueberlegenheit, wie denn wirklicher Humor immer ein Zeichen geistiger Ueberlegenheit ist, aber ein angenehmes, nicht verletzendes Zeichen der Ueberlegenheit und die städtischen Kollegien wußten das zu würdigen, wie denn in Süddeutschland, wenn ich nicht irre, die Gabe des Humors und die Empfänglichkeit für ihn wohl verbreiteter ist als in Norddeutschland.

Damit ist schon eine andere Eigenschaft angedeutet, die jeder Oberbürgermeister haben sollte und die Beck hatte: Das Talent, Gegensätze auszugleichen, scheinbar oder wirklich divergierende Ansichten zu versöhnen. Seine ungewöhnliche Redegewandtheit, seine Schlagfertigkeit in der Replik verschafften ihm die größten rednerischen und sachlichen Erfolge.

Solche Erfolge aber haben große Menschenkenntnis zur Voraussetzung. Auch das Geheimnis eines rednerischen Erfolgs beruht ja zum Teil darauf, daß das Wort genau auf den Zuhörerkreis berechnet ist, daß es nicht nur auf den Verstand, sondern auch auf das Herz einwirkt und vielleicht haben unsere süddeutschen Redner auch darin größere Befähigung als die norddeutschen.

Die Menschenkenntnis eines Oberbürgermeisters — eine der unerläßlichsten Voraussetzungen für nachhaltigen Einfluß in der Gemeinde — muß sich aber des weiteren dokumentieren in der richtigen Verwendung der Menschen und das verstand Beck im höchsten Grade. In einem früher nicht geahnten Umfang wußte er die Bürger der Stadt zu den verschiedenartigsten Funktionen heranzuziehen, die Stärke und auch die Schwäche eines jeden zu benützen, um ihn zur Arbeitstätigkeit im städtischen Interesse zu veranlassen.

Diese Menschenkenntnis ist für jeden Oberbürgermeister auch unerläßlich, um die richtigen Kräfte für die höchsten Aemter der städtischen Selbstverwaltung zu gewinnen, sowie auch für die so außerordentlich wichtigen Subalternstellungen heranzuziehen. Auch darin hat unser Oberbürgermeister sich vortrefflich bewährt.

Und nicht nur die Arbeitskraft der Einzelnen wußte er heranzuziehen, er verstand es auch, wohlhabende Einwohner der Stadt zu veranlassen, daß sie beträchtliche Vermögensteile den verschiedenartigsten öffentlichen Zwecken widmeten. In dieser Hinsicht hat er geradezu erzieherisch gewirkt. Noch erinnere ich mich der Zeit, in der die Widmung auch nur kleinerer Summen für gemeinnützige Unternehmungen zu den Seltenheiten gehörte, in der eine Stiftung von Mk. 25,000 seitens eines einzelnen angesehenen Bürgers der Stadt als eine ausnahmsweise erhebliche Leistung lebhaft besprochen worden ist. In dieser Hinsicht ist eine Wandlung eingetreten, die freilich ja auch mit der rapiden Steigerung des Wohlstandes unverkennbar in Wechselwirkung steht. Wenn er irgendwie in Erfahrung brachte, daß der eine und andere geneigt sei, für einen gemeinnützigen Zweck bei Lebzeiten oder testamentarisch kleinere oder größere Mittel zur Verfügung zu stellen, da war er persönlich bemüht, diese Neigung zu festigen und zur Tat überzuführen.

Die Leutseligkeit seines Wesens garantierte ihm den Erfolg seiner Bemühungen. Diese Leutseligkeit war nichts Angelerntes, sie war ihm angeboren. Hochmut war ihm fremd. Seine Abstammung aus dem Volk kam ihm zu gut. „Der Volksschule verdanke ich am meisten", hat er wiederholt überzeugungsvoll betont. Wenn er auf der elektrischen Bahn nach Hause oder von dort nach dem Rathaus fuhr, redete er gerne jeden ihm bekannten Bürger, ohne Unterschied des Rangs und Standes an und oft kamen ihm bekannte

Kinder freudestrahlend nach Hause und berichteten, daß der Oberbürgermeister sich mit ihnen unterhalten habe. Das war nichts Gemachtes, nichts Berechnetes, es war der Ausfluß seiner durch und durch von warmem Interesse für alle Mitglieder der Gemeinde erfüllten Gesinnung. Aus dieser Gesinnung heraus erwuchs auch seine tatkräftige Unterstützung der verschämten Armut. Still und geräuschlos spendete er den verschämten Armen seinen erfahrenen Rat und gewährte ihnen aus ihm diskret zur Verfügung stehenden Mitteln Hilfe.

Bei allem dem hatte er einen starken Willen, einen autokratischen Zug, wie er für solche Stellungen ganz unentbehrlich ist, und wiederum hatte er diplomatisches Geschick, das er in der Behandlung der Parteien fast bei jeder wichtigen Frage bewies. Wohlweislich identifizierte er sich nicht mit einer der Parteien, er stand über den Parteien und ganz konsequent war ihm jeder recht, der mit ihm arbeiten wollte.

Allen städtischen Beamten gab er das leuchtende Beispiel unermüdlicher Arbeit und enormen Fleißes. Hiermit verband sich eine seltene Geschäftsgewandtheit, glänzende Fassungsgabe und rasche Auffassungskraft. Aber alle diese Eigenschaften wurden zweifellos noch in den Schatten gestellt durch sein organisatorisches Talent. Er war ein organisatorisches Talent ersten Ranges und darin erblicke ich wiederum eine für den Oberbürgermeister eines größeren Gemeinwesens besonders wünschenswerte Eigenschaft. Organisatorische Befähigung kann in verschiedener Abstufung einem Manne innewohnen. Manche sind begabt, eine kleine Sache in allen Details gut auszugestalten, ihr Blick widmet sich dem Nächstliegenden, dem lokal und zeitlich Begrenzten. Aber die große organisatorische Befähigung verbindet sich mit Großzügigkeit, weitem Blick, auch mit der Befähigung, das minder Wichtige von dem Wichtigen, das Hauptsächliche von dem Nebensächlichen zu unterscheiden, stets über der Sache zu stehen, nicht im einzelnen unterzugehen und in diesem Sinne war Beck organisatorisch begabt.

Bei seinem Amtsantritt war er durch die Verhältnisse, wie er sie vorfand, veranlaßt, die ganze Verwaltung in jedem einzelnen Detail für sich durchzuarbeiten und diese für die ersten Jahre seiner Amtstätigkeit für ihn nötige Detailarbeit ermöglichte es ihm, auch später um die geringsten Details der städtischen Verwaltung, die er füglich einem Mitarbeiter hätte zuweisen können, sich zu kümmern. Bei ihm vereinigten sich dauernd alle Fäden der immer mehr wachsenden Verwaltungsaufgaben.

Bei dem Versuch, im allgemeinen darzulegen, welche Anforderungen heute an den obersten Leiter eines Gemeinwesens gestellt werden müssen, ist ganz unwillkürlich das Lebensbild des Dahingeschiedenen vor unseren Augen entstanden und das beweist am besten, daß er den zu stellenden Anforderungen im hohen Maße entsprochen hat.

Unablässig arbeitete er nicht nur an der Erreichung der gesteckten Ziele, er arbeitete vor allem auch an sich selbst. Nicht als ein Fertiger trat er

aus dem Staatsdienst in den Dienst der Selbstverwaltung, er brachte nur die für die letztere erwünschten Voraussetzungen eines ungewöhnlich tüchtigen Verwaltungsbeamten mit. Immer wieder prüfte er die Pläne, mit denen er sich beschäftigte, auf ihre prinzipielle Richtigkeit und Durchführbarkeit. An der Art, wie er seine Pläne vielfach allmählich umgestaltete, ließe sich die wachsende Reife seiner Erkenntnis und die Zunahme seines umfassenden Wissens nachweisen. Mit der Produktivität verband sich eine scharfe kritische Begabung und auch die Selbstkritik.

Zum Schluß dieser allgemeinen Charakteristik aber haben wir noch auf eine Befähigung hinzuweisen, die jeder oberste Leiter eines städtischen Gemeinwesens im hohen Grade besitzen muß, ja die bis zu einem gewissen Grade bestimmend für seine Wirksamkeit ist: Der oberste Leiter eines städtischen Gemeinwesens muß vor allem ein guter Finanzminister der Gemeinde sein. Und diese Befähigung war Beck im hohen Grade eigen, ja manche behaupten, daß sie vielleicht allzu stark überwogen habe, was ich meinerseits bestreiten möchte. Er verstand mit verhältnismäßig geringen Mitteln viel zu erreichen. Zwar ist ganz selbstverständlich die Schuldenlast der Stadt während seiner Amtstätigkeit bedeutend gestiegen, aber die Anleihen sind überwiegend für produktive Zwecke verwendet worden oder schafften, wenn nicht direkt, so indirekt, der Stadt ganz erhebliche Vorteile.

2.

Welche Einzelleistungen sind nun auf die Initiative des Mannes zurückzuführen, dessen allgemeine Charakteristik wir skizziert haben? Wer darüber des näheren sich orientieren will, wird sich der Mühe unterziehen müssen, insbesondere die oben erwähnten Verwaltungsberichte und das Jubiläumswerk durchzuarbeiten. Er wird nicht minder die zahlreichen Denkschriften lesen müssen, die er den städtischen Kollegien unterbreitet hat. Daneben aber bestehen zahlreiche ungedruckte Denkschriften und insbesondere auch solche, die den Großherzogl. Ministerien zugegangen sind und die alle im hohen Grade fördernd eingewirkt haben. Die Bedeutung dieser Denkschriften geht teilweise weit hinaus über den Zweck, dem sie zunächst dienten und diese Bedeutung ist auch auswärts vielfach gewürdigt worden.

Wenn eine Biographie des Mannes geschrieben würde, wozu hiermit die Anregung gegeben sei, so würde der Biograph gerade diesen Denkschriften seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, um die in diesen Denkschriften niedergelegten dauernd wichtigen Gesichtspunkte von den dem besonderen Anlaß dienenden Argumenten auszuscheiden und festzuhalten.

Dabei ist für die Beurteilung dieser Schriften durchaus zu beachten, daß die Arbeiten entstanden sind aus der Praxis und für die Praxis. Sie sind nicht der Wissenschaft halber geschrieben, sondern der Praxis halber, zumeist um Beschlüsse des Bürgerausschusses und des Stadtrats vorzubereiten.

Und nun wenden wir uns zur Gruppierung der Einzelleistungen, ohne

dabei irgendwie nach Vollständigkeit zu streben, ohne uns auch allzusehr an eine chronologische Ordnung zu binden, denn gerade die bedeutendsten großen Gedanken reifen ja erst im Laufe der Zeit oder treten doch erst später in die Erscheinung, und doch müßte man bei einer sachgemäßen chronologischen Ordnung dem Ursprung der Gedanken nachgehen, was zum mindesten an dieser Stelle nicht möglich ist.

1. Mannheim ist zunächst durch den Handel groß geworden. Zur Zeit des Amtsantritts von Beck war Mannheim bereits eine bedeutende Handelsstadt. Der Getreide-, der Holz- und der Kohlenhandel, das Tabak- und das Kolonialwarengeschäft waren Quellen des Reichtums. Aber Beck erkannte rechtzeitig, daß in betreff des Handels erhebliche Wandlungen sich vorbereiteten, zumal der Handel verhältnismäßig leicht beweglich ist und eine Auswanderung nach anderen Orten bei ihm leichter sich vollzieht als bei industriellen Etablissements, die einmal angesiedelt sind. In der Tat hat das große Kolonialwarengeschäft sich nach den Seeplätzen weggezogen. Von Mannheim aus vollzog sich z. B. früher die Kaffeeversorgung von Oesterreich. Diese Kaffeeversorgung findet jetzt von Triest aus statt. Der Holzhandel, der rheinabwärts geht, hat sich zum Teil nach Karlsruhe verzogen. Der Getreidehandel ist zwar nicht zurückgegangen, aber er hat nicht solch große Fortschritte gemacht, wie dies die beteiligten Kreise erstrebten. Die Mühlenindustrie hat sich auf einige große Etablissements konzentriert, die der Vermittlung des Handels gleichsam kommissionsweise sich bedienen.

Mannheim hatte allerdings zur Zeit des Amtsantritts von Beck auch schon eine stark entwickelte und mächtig emporstrebende Industrie. Aber der staatliche Hafen war schon anfangs der 90er Jahre vollständig ausgenützt und nicht mehr erweiterungsfähig. Zu allem dem kam die Frage über die Einwirkung einer Regulierung des Oberrheins und einer Kanalisierung des Neckars. Wenn aber Beck eine Gefahr erkannte, welche die Grundlage der südwestdeutschen Handels- und Industriemetropole zu bedrohen geeignet schien, so trat er als entschlossener, freimütiger und unerschrockener Vorkämpfer für die Interessen seiner Stadt ein. So reifte bei ihm der Gedanke des Mannheimer Industriehafens und der Mannheimer Industriehafen wird als seine hervorragendste Schöpfung betrachtet. Die Einweihung dieses Hafens hat am 3. Juni 1907 stattgefunden. Aber bis in das Jahr 1892 datieren die vorbereitenden Schritte für dieses grandiose Werk zurück.

Welch zahlreiche Schwierigkeiten hier zu überwinden gewesen sind und wie es allmählich gelungen ist, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, ist in der schönen, von dem rühmlichst bekannten Mannheimer Statistiker Dr. Schott verfaßten Festschrift zur Einweihung des Hafens lichtvoll dargestellt.

Das rapide Wachstum der Mannheimer Industrie im Verhältnis zum Mannheimer Warenhandel ist am besten veranschaulicht durch eine Tabelle, die sich in dem von dem städtischen statistischen Amt herausgegebenen Jubiläumswerk Band 3 (Mannheim seit der Gründung des Reichs 1871—1907)

S. 328 befindet: Im Jahre 1891 befanden sich in Mannheim 254 Betriebe des Warenhandels mit einem Gewerbesteuerkapital von Mk. 40.679,000, im Jahre 1905 hatten wir 298 Betriebe des Warenhandels mit Mk. 56.543,000 Gewerbesteuerkapital. In der Industrie aber hatten wir 1891: 100 Betriebe mit einem Gewerbesteuerkapital von Mk. 28.455,000, dagegen im Jahre 1905: 214 Betriebe mit einem Gewerbesteuerkapital von Mk. 90.695,000. Es ist diese Steigerung zum Teil natürlich auf die Eingemeindung von Neckarau, Käferthal mit Waldhof zurückzuführen.

Alle die zahlreichen, des weiteren sich ergebenden Fragen, wie insbesondere die Entwicklung der Stadt auch zu einer immer wachsenden Industriestadt innerhalb der einzelnen Betriebsgrößenklassen zum Ausdruck kommt, wie die großbetriebliche Konzentration im Sinne einer Umwandlung des Anteils der kleineren Betriebe von Handel und Industrie in die Erscheinung tritt, und vieles andere ist aus der oben zitierten inhaltreichen Tabelle klar ersichtlich. „Wir sehen, wie eine der ganzen deutschen Volkswirtschaft gemeinsame, in den Großstädten besonders deutlich zutage tretende Entwicklung in Mannheim zur schärfsten Ausprägung kommt . . . Wir vermögen fast mit Sicherheit das Jahr festzustellen, in dem das jüngere Kind, die Industrie, seinem älteren Bruder, dem Warenhandel, über den Kopf gewachsen ist."

Wir widerstehen der Versuchung, weitere statistische Zahlen hier zu geben, denn der für dieses Thema sich interessierende Leser findet sie in den mühevoll zusammengestellten, überaus durchsichtigen Tabellen der zitierten Festschrift über den Industriehafen. Die Tatsache steht fest, daß durch Schaffung des Industriehafens industrielle Betriebe, die andernfalls vielleicht ausgewandert wären, in Mannheim festgehalten wurden und zahlreiche neue Ansiedelungen von industriellen Betrieben, auch von solchen, die an anderen Orten etabliert waren, stattfanden und auch die Tatsache ist bekannt, wie Beck persönlich in den beiden Richtungen sich eifrig bemühte. Sein diplomatisches Geschick betätigte er den Großindustriellen gegenüber, die damit drohten, daß sie ihre Betriebe verlegen würden, wenn ihnen nicht Gelände zu billigem Preise gegeben werde, seine bewunderungswerte Zähigkeit betätigte er in der Herstellung günstiger Tarife bei der Eisenbahn zugunsten des Industriehafens. Noch ist dieses Ziel nicht vollständig erreicht, aber wir sind auf dem Wege, es zu erreichen. Vieles wäre vielleicht nicht erreicht worden ohne die Konkurrenz der Schwesterstadt Ludwigshafen, wie denn auch Ludwigshafen manches nicht erreicht hätte ohne die Konkurrenz von Mannheim.

Nur auf dieses sei noch hingewiesen: Der Industriehafen ist das nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit. Die Industrie hat in der Hauptsache Gelände gekauft, der Handel gepachtet. Bei dem flotten Absatz des Geländes hat die fiskalische Strömung niemals die Oberhand bekommen. Der finanzielle Gesichtspunkt wurde gegenüber dem volkswirtschaftlichen hintangesetzt. „Lebhaft ist es da draußen geworden am Altrhein, wo vormals Rohr und Weide ins tote Wasser traten, wo kein Laut sich hervorwagte,

wenn nicht der Frösche Lobgesang ein friedliches Dasein pries. Jetzt rasselt der Krahnen, hebt schnaufend die Last und schüttelt sie polternd herab, es zischen die Sägen, der Hammerschlag dröhnt, rings hastet ein hurtiges Volk. Ruhe und Beschaulichkeit sind gewichen, Lärm und Unrast an ihre Stelle getreten."

In den letzten Lebensjahren beschäftigte Beck sich auch mit der Frage, ob und in welchem Umfang etwa die Stadt solchen Unternehmungen, die ihr große Einnahmen bringen konnten, Kapital vorschießen könne und dürfe, um diesen Unternehmungen die Ansiedelung zu erleichtern, in dem Sinn, in dem dies auch anderwärts geschieht.

2. Daß der Schöpfer des Mannheimer Industriehafens auf die Verbesserung von Wasserstraßen und Verkehrswegen für Mannheim eifrig und unabläßig bedacht war, ist selbstverständlich. Aber es geschah dies seinerseits stets unter Berücksichtigung der Frage, ob und welchen Vorteil dies der Stadt Mannheim bringen könne, denn er hatte ja lediglich pflichtgemäß nur die lokalen Interessen wahrzunehmen.

In Rücksicht auf die Schaffung von Verkehrswegen kommt namentlich die Fürsorge für die Vorortsbahnen in Betracht und es sind in dieser Hinsicht Verträge von weitgehender Bedeutung zum Abschluß gelangt.

Der Straßenbahnbetrieb wurde durch Umwandlung der Pferde- in die elektrische Bahn modernisiert, neue Brücken wurden erbaut und Straßenbahnüberführungen, Gas- und elektrische Werke wurden hergestellt.

3. Sehr verdienstvoll und allgemein anerkannt war seine Tätigkeit für die Erschließung weiteren Baugeländes und auch diese Tätigkeit hat nachweislich bereits im Jahre 1892 begonnen. Es sei hier in erster Reihe auf die östliche Stadterweiterung hingewiesen, deren Fortführung jetzt im Werk ist. Bereits sind die Straßen im Langenrötter-Gebiet fertiggestellt, in dem Gebiet zwischen Neckarbrücke und den neuen Kasernen und es entwickelt sich dort eine große Bautätigkeit. Hierher gehört auch die Umwandlung der Neckargärten in einen wirklichen Stadtteil, und vieles andere, was für den weiteren Leserkreis der Monatshefte nicht von dem Interesse ist, wie für die Einwohner der Stadt Mannheim selbst (am Lindenhof, in der Schwetzinger Vorstadt bis zum Schlachthof ꝛc.).

4. Rechtzeitig bedacht war er auf die möglichste Vergrößerung des städtischen Grundbesitzes. Wo irgend ein Grundstück zu annehmbaren Preisen erhältlich war, wurde es gekauft. Wir berühren damit ein Thema von enormer prinzipieller Bedeutung auch für zahlreiche andere Städte. Wenn Städte bestrebt sind, ihren Grundbesitz zu vergrößern, also selbst Großgrundbesitzer zu werden, so ist dies nur durchaus zu billigen. Freilich kann je nach dem Temperament des Leiters eines städtischen Gemeinwesens, die Billigung der städtischen Kollegien vorausgesetzt, mehr der finanzielle Gesichtspunkt oder mehr ein volkswirtschaftlicher Gesichtspunkt allgemeiner Natur in der Verwertung des städtischen Grundbesitzes dann in den Vordergrund treten. Speku-

lative Tendenzen dürfen zum mindesten nicht überwiegen. Daß die Stadt da, wo neue Stadtteile in der Entstehung begriffen sind, nicht minder für die Erbauung der Schulgebäude ꝛc. einen erheblichen Einfluß hat und nicht der privaten Spekulation preisgegeben sei, ist von großer Erheblichkeit.

In bezug auf die Frage, ob man von vornherein für neu zu erschließendes Baugelände Bebauungspläne herstellen soll, hat der Oberbürgermeister seinen anfänglich prinzipiell ablehnenden Standpunkt allmählich modifiziert und es wurde ein, wie mir scheint, geeigneter Mittelweg gefunden, um die städtischen Interessen und diejenigen der auf die Herstellung von Straßen ꝛc. drängenden Grundbesitzer in Einklang zu bringen.

5. Alle die erörterten Fragen stehen im engen Zusammenhang. Es handelte sich darum, aus dem Klein-Mannheim, etwa vom Jahre 1890, ein Groß-Mannheim zu schaffen und dieses Problem war ohne die Eingemeindungspolitik, die Beck verfolgte, ohne die Einverleibung verschiedener stark bevölkerter und industriereicher Orte überhaupt nicht lösbar. Mit der Eingemeindung von Neckarau fiel der Stadt erhebliches Gelände zu. Die Eingemeindung von Käfertal-Waldhof war ebenfalls in dieser Hinsicht von großer Bedeutung. Noch ist die Eingemeindungsfrage nicht abgeschlossen und weitere Vereinbarungen stehen in dieser Hinsicht in Aussicht. Die Erwerbung der Friesenheimer Insel war für den Ausbau und die Bevölkerung des Industriehafens von Bedeutung und diese Erwerbung war das Werk des Oberbürgermeisters.

6. Für einen Mann, der in dem hier geschilderten Umfang dem Emporblühen und Wachstum der Stadt sich widmete, mußte mit einer fast unabweisbaren Notwendigkeit die „Wohnungsfrage" mit allen ihren Problemen zur prinzipiellen und zur lokalen Behandlung Gegenstand der intensivsten Beschäftigung sein. Und so entstand zunächst im Jahre 1897 seine an den Stadtrat gerichtete Denkschrift „Die Wohnungsfrage mit besonderer Berücksichtigung der Mannheimer Verhältnisse". Er gab darin ein scharf präzisiertes und begründetes Programm für die Wohnungsfürsorge des von ihm verwalteten Gemeinwesens. Die Kreise der Wohnungsreformer wurden dadurch auf ihn aufmerksam und er erstattete dann auf der Stuttgarter Konferenz der Zentrale für Arbeits-Wohlfahrtseinrichtungen (jetzt Zentralstelle für Volkswohlfahrt) über die „Wohnungsfrage und die Beteiligung der Gemeinden an der Lösung derselben" ein Referat im Jahre 1899. In diesem Referat verallgemeinerte er seine Darlegungen vom Jahre 1897.

In den Schriften des Vereins für Sozialpolitik Band 96 (1901) behandelte er ein Spezialthema „Die Förderung der gemeinnützigen Bautätigkeit durch die Gemeinden", und in einer Denkschrift an den Stadtrat vom Jahre 1907 kam er wiederum auf die Mannheimer Wohnungsfrage in ihrem Zusammenhang mit der Bau- und Bodenpolitik der Stadtgemeinde zurück. Er gab in der Schrift Rechenschaft über das von Mannheim in der Wohnungs-, Bau- und Bodenpolitik Erstrebte und Erreichte und die Schrift hat besondere

Bedeutung wegen ihrer wohlabgewogenen Vorschläge zur Anwendung des Erbbaurechts und verwandter Rechtsformen bei der Verwertung des städtischen Grundbesitzes.

Wie Beck durch diese Arbeiten auch nach auswärts vielfache Anregung gab, so empfing er auch selbst durch den persönlichen Verkehr mit den hervorragendsten Spezialisten auf diesem Gebiet und durch die bekanntlich sehr umfangreiche Literatur, die diesem Spezialzweig der „sozialen Frage" gewidmet ist, fruchtbare Anregung. Von seinem früheren Programm der städtischen Subventionierung durch Nachlaß öffentlicher Lasten gelangte er zur Propagierung des Erbbaurechts. Der Denkschrift vom Jahre 1897 folgte unmittelbar der Beschluß, einen größeren Landkomplex im Erbbaurecht für gemeinnützige Vereinigungen zur Verfügung zu stellen und eine Baugesellschaft hat tatsächlich bereits eine größere Anzahl von Wohnungen auf dem im Erbbaurecht ihr überlassenen Gelände fertiggestellt. Man begnügte sich aber nicht damit, das Gelände zur Verfügung zu stellen, sondern war auch für die Besorgung des Baugelds bemüht. Zum kleineren Teil gewährte die städtische Sparkasse das Baugeld, zum größeren Teil die Versicherungsanstalt Baden mit Bürgschaft der Gemeinde, zum billigen Zinsfuß. Auch unmittelbare städtische Fonds wurden für die Gewährung von Baugeld interessiert.

Beck ist, soviel ich zu erkennen vermag, nicht schon bei seinem Amtsantritt Sozialpolitiker gewesen. Er ist allmählich fortschreitend dazu herangereift. Er wuchs mit seinen größeren Zwecken. Der enge Kontakt mit den Zeit- und Tagesfragen auf dem Gebiete der Kommunalpolitik hielt ihn von uferlosen Plänen fern, zunächst geistig empfangend wurde er bald bei seinem produktiven Sinn geistig gebend. Die sozialen Aufgaben der deutschen Städte sind in zwei Vorträgen, gehalten auf dem ersten deutschen Städtetag zu Dresden am 2. September 1903 von Dr. Adickes, dem Oberbürgermeister in Frankfurt a. M., und von Beutler, dem Oberbürgermeister in Dresden, in geradezu klassischer Weise geschildert worden. Aus diesen beiden Vorträgen erkennt man am besten, welch große Aufgaben der oberste Leiter eines größeren städtischen Gemeinwesens heute zu lösen hat und wir empfinden auch die Genugtuung, daß wir, nicht durchweg, aber doch in einzelnen Städten bereits Männer besitzen, die diesen Aufgaben gewachsen sind. Zu ihnen gehörte Beck, der übrigens über seine kommunalpolitische Tätigkeit im zweiten Kapitel des Jubiläumswerks (Band 3) ausführlich berichtet hat.

7. Nächst der Wohnungsfrage dürfte die Reform des kaufmännischen Bildungswesens ihn am meisten beschäftigt haben. Sein Programm entwickelt er in einer Denkschrift an den Stadtrat im Jahre 1899. Auch auf dem Gebiet der Reform des kaufmännischen Bildungswesens erstreckt sich sein Einfluß weit über Mannheim hinaus. Er reformierte das Mittelschulwesen. Er war ein Vorkämpfer der Einheitsschule in Baden. Er veranlaßte die Errichtung einer Handelsfortbildungsschule mit Schulzwang für die Angestellten

beiderlei Geschlechts. Es wurde eine Handelsrealschule, ebenfalls für beide Geschlechter, eingerichtet und die mit Unterstützung der Handelskammer für den Kreis Mannheim eingerichteten Handelshochschulkurse führten zum Ausbau einer vollen Handelshochschule, der ersten in Süddeutschland, der sechsten ihrer Art im deutschen Reich. Sie hat den großen Vorzug einer freundschaftlichen, man möchte sagen organischen Verbindung mit der Heidelberger Universität. Den Hörern an der Handelshochschule in Mannheim steht der Zutritt zu den Vorlesungen der Heidelberger Universität offen, soweit sie den allgemeinen Vorschriften der Universität für Hospitanten entsprechen. Die Studierenden der Universität können gleichzeitig der Mannheimer Handelshochschule als Hospitanten angehören. Die Mannheimer Handelshochschule tritt mit dem Sommersemester 1908 ins Leben und das stattliche Vorlesungsverzeichnis berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Beck betrachtete die Handelshochschule als die würdige Schlußkrönung der städtischen Jubiläumsfeier.

Beck förderte auch die Reform des gewerblichen Unterrichts (eine hierauf bezügliche Denkschrift ist nur als Manuskript gedruckt). Es wurde eine Werkführerschule eingerichtet, es sind Meisterkurse eingerichtet worden und Fachkurse der verschiedensten Art.

Damit im engen Zusammenhang standen seine Bemühungen um die Erlangung einer Baugewerkschule. Aber bis jetzt ist nur eine Baugewerkabteilung an der Ingenieurschule eingerichtet worden, die durch Barzuschuß, Zinsgarantie und durch unentgeltliche Ueberlassung von Gebäulichkeiten subventioniert wurde. Der Barzuschuß ist später weggefallen.

8. Daß der Mann, der ein warmes Herz für das Schulwesen hatte, auf die Herstellung von Schulgebäuden bedacht war, die allen hygienischen und auch weitergehenden Anforderungen entsprechen, ist naheliegend. Auch außerhalb der Schule haben die Volksbildungsbestrebungen und alle geistigen Interessen, die Pflege der Kunst und Wissenschaft, wie insbesondere des Theaters, der städtischen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen durch Beck weitgehende Förderung erfahren. Was seiner Wirksamkeit auf geistigem Gebiet einen erhöhten Wert verleiht, ist die Tatsache, daß er alle diese Kulturgüter stets auch den minder bemittelten Volksklassen in möglichst ausgedehntem Umfang zugänglich zu machen wußte. Seine fortgeschrittene sozialpolitische Gesinnung gab sich auch darin kund, daß die städtischen Beamten, Bediensteten und Arbeiter bei ihren Bestrebungen um Hebung und Verbesserung ihrer Lage jederzeit des wohlwollenden und entschiedenen Eintretens ihres Vorgesetzten sicher sein durften.

9. Für die Verschönerung der Stadt hat er Bemerkenswertes geleistet. Unausgesetzt war er darauf bedacht, nach der Stadt, die früher eine besondere Anziehungskraft für Fremde nicht hatte, den Fremdenverkehr hinzuleiten. Diesem Zweck diente die Erbauung des „Rosengartens“ (der städtischen Festhalle) durch Professor Bruno Schmitz, sowie des nach den Plänen desselben

Künstlers angelegten und einheitlich umgebauten großen Schmuckplatzes (Friedrichsplatz). Die für die größten Kongresse ausreichenden Versammlungslokalitäten, wie sie nirgends in Deutschland besser zu finden sind, boten eine äußere Veranlassung, zahlreiche Kongresse in Mannheim abzuhalten und Beck wußte mit größtem Geschick Mannheim zu einer Kongreßstadt ersten Ranges zu erheben. Im Jahre 1907 dürften wohl ca. 150 Kongresse in Mannheim abgehalten worden sein.

Die Erbauung des Rosengartens trug auch bei zur weiteren Förderung des musikalischen Lebens, dem Beck lebhaftes Interesse entgegenbrachte.

10. Sein Augenmerk hat Beck auch auf die der öffentlichen Gesundheit dienenden Einrichtungen gerichtet und insbesondere ist es immer eine seiner Hauptsorgen gewesen, daß die Entwässerung und Wasserversorgung der fortschreitenden Entwicklung der Stadt entsprechend durch stete Erweiterungen und Ausgestaltungen bei voller Leistungsfähigkeit erhalten wurde. Durch eine im großen Stil durchgeführte Anlage gärtnerisch ausgeführter Straßen, Promenaden, Parks 2c. ist die Stadt zu einer gesunden und schönen Stadt umgestaltet.

Das Gesagte dürfte ausreichen, um im Zusammenhang mit der Frage, welche Anforderungen sind heute an den obersten Leiter eines größeren städtischen Gemeinwesens zu stellen, auch darüber zu orientieren, daß Beck solchen Anforderungen im reichsten Maße entsprochen hat. Man hat sich dabei zu vergegenwärtigen, daß ein erheblicher Teil der von ihm gelösten Aufgaben seiner eigenen Initiative entsprungen und mit Einsetzung seiner ganzen Kraft der Lösung entgegengeführt worden ist. Aus der Erkenntnis dieser Tatsache ist im Lauf der Jahre ihm ganz selbstverständlich eine autoritative Stellung erwachsen, die städtischen Kollegien brachten dem städtischen Oberhaupt ein erhebliches Maß von Vertrauen entgegen und Beck hat dieses Vertrauen stets zu rechtfertigen gewußt.

Eigentliche Echecs hat er niemals erlitten. Ein heftiger Kampf hat sich seinerzeit in Betreff der Abschaffung des städtischen Octrois entsponnen. Auf diese Frage bezieht sich seine Denkschrift „Die Erhebung der Verbrauchssteuern von der Stadt Mannheim", 1893, die in erweiterter Auflage 1897 erschienen ist. Die städtischen Kollegien haben die Abschaffung des städtischen Octrois gegen den Wunsch und Willen von Beck beschlossen, aber die Art, wie Beck seine Position zu verteidigen wußte, fand selbst im Kampf widerstreitender Ansichten die Anerkennung auch der Gegner.

Beck hatte insofern einen günstigen Boden der Wirksamkeit, als Mannheim einen rührigen und intelligenten Kaufmannsstand und Industrielle hat, die nicht gehemmt sind durch alte Traditionen. Obwohl Mannheim im Jahre 1907 sein 300jähriges Jubiläum gefeiert hat, ist es doch durch und durch eine moderne Stadt. In der Tat sind auch die ältesten Gebäude von Mannheim kaum 200 Jahre alt. Der Bau des alten Rathauses am Marktplatz wurde im Jahre 1700 begonnen, der Bau des Kaufhauses, das nach seiner demnächstigen Restauration eine Zierde der Stadt sein wird, wurde 1746

vollendet. Alte Stadtteile und Patrizierfamilien in dem Sinn, wie sie beispielsweise in Frankfurt a. M. vorhanden sind, Familien, deren Wirksamkeit mit dem Wohl und Wehe der Stadt seit Jahrhunderten verknüpft ist, gibt es in Mannheim nicht.

In solchen Patrizierstädten spielt der Ausgleich zwischen alt und neu eine große Rolle und die Gefahr von Reibungen ist größer. Aber gerade in eine Stadt wie Mannheim paßte Beck vorzüglich hinein. Für eine erfolgreiche Wirksamkeit kam ihm aber auch zu gut, daß er auf heimatlichem Boden verkehrte, selbst Badener befand er sich unter seinen Landsleuten. Irgend eine entscheidende Bedeutung lege ich dem nicht bei. Männer wie Miquel, Adickes, die nach Frankfurt a. M. aus Norddeutschland verpflanzt wurden, haben in dieser Patrizierstadt eine hochbedeutsame Wirksamkeit entfaltet. Die Gemeinsamkeit des Dialekts ist gewiß keineswegs ein Erfordernis für die Erzielung großer Erfolge auf dem Gebiete der Selbstverwaltung, aber immerhin machte sie ihn rascher populär, verschaffte ihm rascher Sympathien. Diese Gemeinsamkeit ist eine jener inkommensurablen Größen, mit denen man seinerzeit rechnen mußte, als es galt, aus dem Klein-Mannheim ein Groß-Mannheim zu schaffen.

Gewiß würde Beck noch Vieles und Großes für die Stadt geleistet haben, aber immerhin war unter seiner Leitung doch die Stadt soweit vorgeschritten und gediehen, daß er die weiteren Ziele im langsameren Tempo wohl hätte verfolgen und im Kreis seiner Familie des Erreichten sich hätte erfreuen können. Aber rasch ist er dem von ihm so geliebten greisen Landesfürsten, der ihm zahlreiche Beweise seiner Huld hat zuteil werden lassen, im Tode nachgefolgt.

3.

Otto Beck ist am 19. Mai 1846 in Krautheim geboren, einem Dorf des Bezirks Tauberbischofsheim im badischen Unterland, als Sohn eines Volksschullehrers. Er besuchte die Gymnasien in Tauberbischofsheim und Konstanz, machte seine juristischen Studien an der Universität Heidelberg, unterzog sich im Jahre 1871 der ersten, im Jahre 1873 der zweiten juristischen Staatsprüfung, wurde in demselben Jahr Sekretär im Ministerium des Innern und 1875 Amtmann in dem Bezirksamt Baden-Baden. Der besonderen Schwierigkeiten der Polizeiverwaltung in dem Weltbad wußte der junge Amtmann Herr zu werden. In Baden-Baden verheiratete er sich am 6. März 1879 mit einer hochgebildeten und liebenswürdigen Dame, mit Amalie geborene von Raouloff, mit der er in glücklichster Ehe gelebt hat. Er erfreute sich der vier Kinder und der Enkel. Seine Liebe zu Kindern war überaus groß und das Glück, daß seine Enkelkinder in den letzten Jahren in sein Leben traten, konnte er nie laut genug preisen. In der Zeit von 1878 bis 1891 war er als Oberamtmann der Reihe nach Vorstand der Bezirksämter, d. h. der staatlichen Bezirksverwaltungsbehörden Bonndorf, Wolfach, Waldkirch und Rastatt. Der Bezirk Rastatt ist durch die industriellen und die Wasserverhältnisse des Murg-

tales und wegen der Beziehungen zu den Festungsbehörden von besonderer Wichtigkeit. Becks vorzügliche Amtsführung, sein Organisations- und Verwaltungstalent, das Geschick, mit den Einwohnern der Verwaltungsbezirke umzugehen, sein Beamtenerziehungstalent und die Geschicklichkeit, die er in den Verhandlungen mit den Militärbehörden während seiner Dienstzeit in Rastatt bewährte — seine Dienstzeit fiel gerade in die Periode, in der die Festungswerke von Rastatt geschleift wurden — veranlaßten die Staatsregierung, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Stellen auf ihn zu lenken, als die Wahl eines Oberbürgermeisters für Mannheim erfolgen sollte. Als die gesetzmäßige neunjährige Amtsperiode in Mannheim abgelaufen war, erfolgte 1900 seine einstimmige Wiederwahl. Die allgemeine Anteilnahme an der Feier seines 60. Geburtstages erfreute ihn sehr und ebenso die Tatsache, daß ihm anläßlich der Feier des Stadtjubiläums, bei der er im Mittelpunkt der festlichen Veranstaltungen und Ovationen stand, durch einstimmigen Stadtratsbeschluß die sonst nur an Fürstlichkeiten verliehene große goldene Jubiläumsmedaille überreicht worden ist und überdies durch Benennung des Hauptstraßenzugs im vornehmsten neuen Stadtteil als Otto Beck-Straße eine außergewöhnliche Ehrung ihm erwiesen wurde. Bei der gleichen Gelegenheit wurde ihm von der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

Beck ist einflußreiches Mitglied der ersten Kammer der badischen Ständeversammlung gewesen und gehörte zahlreichen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Korporationen an, so dem Zentralausschuß der Internationalen Gesellschaft für kaufmännisches Unterrichtswesen, dem Vorstand des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen, dem ständigen Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik, dem Hauptausschuß des Deutschen Vereins für Wohnungsreform, dem Ausschuß der Zentrale für Arbeiterwohlfahrt, dem Ausschuß des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, dem großen Ausschuß des Zentralvereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt, dem Komitee für den Neckar- und Donau-Kanal, er war auch Vorsitzender des Deutschen Städtetages.

Sein Weihspruch bei der Einweihung des Industriehafens war das Leitmotiv für sein ganzes Wirken: „Mannheims Ehre und Blüte sei unsere Lebensaufgabe".

Der deutsche Machiavelli.

Von Friedrich Naumann.

Es war in Italien, irgendwo zwischen Bologna und Florenz, da sagte ein guter blauäugiger Langobarde, der heute italienischer Staatsbürger ist: „Die Deutschen und Italiener müßten sich noch viel mehr vermischen, denn die besten Erfolge der Kunst kommen gerade aus dieser Zusammensetzung". Er dachte dabei wohl an Arbeiten wie sie neben anderen der verstorbene Dr. Woltmann geliefert hat, an den Nachweis, daß die Kultur der Renaissance eine germanisch-italienische Erscheinung ist.

Ueberhaupt gibt es viele germanisch-italienische Kunst. Sowohl Rubens wie Shakespeare sind nicht ohne italienischen Einfluß denkbar. Die deutsche Musik erwuchs auf italienischem Boden, Mozart setzte italienische Worte in deutsche Klänge, und selbst Richard Wagner starb in Venedig.

Ist nicht auch Nietzsche ein deutsch-italienisches Geistesgebilde? Wenn wir ihn lesen, dann stehen Turin und Portofino vor uns.

Und die deutsche Architektur? Und Goethe? Ueberall gehört zum Deutschtum ein kleiner Zusatz von italischem Leben, damit das Deutschtum genießbar wird.

Auch in der Politik spielt das Italienische eine Rolle. Die mittelalterlichen Könige zogen nach dem Lande der Herrschaft und wollten römische Kaiser heißen. In Italien schrieb Machiavelli und aus Italien kam Napoleon. Auch Gustav Adolf studierte in Padua. Bismarck aber hatte nur einen Mann, der ihm einigermaßen ähnlich war, den italienischen Minister Cavour.

Das alles darf als eine Art von Vorspiel zu einer Charakteristik des Fürsten Bülow gelten, denn auch er ist Germane mit italienischem Zusatz. Nur soll man dabei die Kehrseite der Sache nicht vergessen. Italien hat unsere Talente vielfach geweckt, aber auch zahllose Deutsche verschlungen. Ganze Stämme liegen da unten begraben und viel deutscher tüchtiger Charakter zerschmolz in den Händen der Italiener und ihrer Frauen. Es war immer gefährlich, nach Rom zu pilgern. Dort stirbt bisweilen die Deutschheit und es bleibt nichts übrig als eine römische Allerweltsgewandtheit, eine Kunst der Form ohne Tiefe, ein Geschmack am Glanz und an der äußeren Biegsamkeit. Einige werden vollkommen, wenn sie den italienischen Zusatz bekommen und andere werden oberflächlich. Sie nehmen das Leben leichter als es für einen Deutschen sein darf.

Sollen wir sagen, daß Fürst Bülow ein Schüler Machiavellis ist? Friedrich II. von Preußen schrieb einem Antimachiavelli. Er vertrat die politische Moral gegenüber dem Italiener, der jenseits von gut und böse politisierte. In dieser Schrift wehrte sich das Hohenzollerntum gegen eine Art

von Politik, die ihm selbst nie ganz fern war, die es aber nicht grundsätzlich anerkennen wollte. Wenn jetzt Wilhelm II. seinen Bernhard aufsucht, wer glaubt da, daß er im Sinne des Antimachiavell mit ihm redet? Der Kaiser in Korfu, der Kanzler in der Wilhelmstraße, beide sind heimlich im Banne der bestrickenden Macht des alten geistvollen Italieners, selbst wenn sie ihn jetzt nicht lesen, denn alle Politik der Fürsten hat etwas vom Blute des Staatssekretärs von Florenz getrunken.

Die moralische Politik, von der Machiavelli sich loslöst, beruht auf dem Glauben an die Pflichten gegenüber der göttlichen Macht. Der Staat wird zum Selbstzweck erhoben, er soll nicht Instrument sein für die Verwirklichung höherer Ideen. Machiavelli (1498—1512 Staatssekretär) verzichtet darauf, die geheimen Pläne der Vorsehung zu ergründen und wendet sich der Nützlichkeit zu, bei deren Verfolgung man nie die Hoffnung aufgeben solle, daß das Glück hold sein werde. Da haben wir die Bülowschen Grundbegriffe: Macht, Nützlichkeit und Glück.

Bluntschli, der Staatsrechtslehrer des älteren Nationalliberalismus, sagt von Machiavelli:

> Aeußerst selten spricht er von Rechtsinstitutionen, nirgends gründet er seine Erwägungen auf das Fundament einer natürlichen und historischen Rechtsordnung. Wenn er der Gesetze oder der Einrichtungen gedenkt, so sieht er darin nur politische Maßregeln, deren Wert lediglich nach dem Grade ihrer Zweckmäßigkeit für die politischen Ziele bemessen ist. Für die Idee der Gerechtigkeit hat er kein Auge.

Er nennt die politische Weisheit Machiavellis „eine sittlich indifferente Klugheitslehre“. Die Folge dieser Klugheitslehre aber beschreibt er auf folgende Weise:

> Die Beweglichkeit und Drehbarkeit seiner Natur macht ihm jede Folgerichtigkeit unmöglich. Die allgemeinen Sätze, die er aus einzelnen historischen Erfahrungen wie die Biene den Honig aus den Blüten aussaugt, erscheinen ihm freilich als Wahrheiten und er verkündigte sie als politische Maximen. Aber er kümmerte sich doch weniger um ihre innere Begründung und ihre logische Rechtfertigung als um ihre Brauchbarkeit, und er ist jeden Augenblick bereit, im einzelnen Fall auch anders zu handeln und das Gegenteil der empfohlenen Maxime zu beachten, wenn das Gegenteil gerade nützlicher ist. Obwohl er den Lehrmeister spielt, so ist er doch der am wenigsten doktrinäre Lehrer, den es jemals gegeben hat. Ein so gewandter Logiker er ist, so muß auch die Logik ihm nur als Mittel für die wechselnden Bedürfnisse des Momentes dienen.

Wer denkt dabei nicht an die letzte Rede Bülows über das preußische Wahlrecht? Sie ist in diesen Worten geradezu abgemalt, ehe sie vorhanden war. Sie hat den Schein der theoretischen Begründung, verwendet politische Maximen, ist dialektisch und historisch, aber alles dient nur dem Zwecke der augenblicklichen Nützlichkeit. Kein Mensch glaubt an den theoretischen Ernst der Bülowschen Begründungen; Geschichte, Naturrecht, Moral und Logik sind nichts als Hilfsmittel für den Mann, der im Reiche den Block erhalten will und in Preußen nichts wesentliches ändern. Es geht keinerlei politische

Weltanschauung von ihm aus, kein Pathos für etwas, was an sich recht ist, kein Wille zur grundsätzlichen Erneuerung. Er ist kein Junker im echten Sinne des Wortes, kein Liberaler, er ist kein Staatsphilosoph; was er aber ist, läßt sich wohl am besten so bezeichnen: er ist der Techniker der politischen Methode, ein Virtuos, der in Rom gelernt hat.

Darin liegt die Gefahr. Die Stelle des deutschen Reichskanzlers ist etwas ganz anderes als einst die Stelle des Staatssekretärs von Florenz, und unser Volk ist eine andere Nation als die Florentiner unter Giuliano und Lorenzo Medici. Damals war eine große prinzipielle Politik nicht möglich, denn zu ihr fehlten sowohl die Zeitverhältnisse wie der Volkscharakter. Damals war es richtig, gegenüber der Papstmacht die reine Politik und gegenüber dem verworrenen Städtestreit die Nützlichkeitslehre zu betreiben. Machiavelli war voller Italiener sowohl in seinem Privatleben (Briefwechsel) als auch in seiner Staatstätigkeit. Innerhalb des Rahmens seiner Zeit und seiner Umgebung ragt er hoch empor durch die Kunst seiner politischen Technik. Ihn werden wir nicht tadeln wollen, wenn wir die Frage erörtern, ob das deutsche Volk jetzt als obersten Beamten einen Machiavelli brauchen kann.

Auch Bismarck war ein politischer Techniker allerersten Grades. Auch er kannte die Worte Macht, Nützlichkeit und Glück, und auch er ist manchen verschlungenen Pfad gegangen und war in der Ausübung seines hohen Handwerkes nicht immer nur ein Abbild germanischer Bravheit. Der Unterschied aber ist doch für jeden sachkundigen Beobachter ohne weiteres klar. In Bismarck diente die Technik seinem starken Lebensideale. Er war ein voller inhaltlich reicher Mensch, ein Mensch des Wollens, ehe er politischer Techniker wurde. Das bricht bei ihm überall heraus. Von jedem Zwischenwege findet er sich zurück auf seine Lebenslinie. Das deutsche Volk hat ihm vertraut trotz seiner Technik und hatte ein Recht dazu. Beim Fürsten Bülow aber fehlt dieser Hintergrund. Er kann sehr viel, aber was will er eigentlich?

Selbst Machiavelli hatte seine positiven Ideale. Er war Republikaner und Italiener. Die nationale Einigung des zerbröckelten italienischen Volkes war der letzte große Traum dieses Verstandesmenschen. Da ihm seine Gegenwart die Verwirklichung dieses Traumes nicht bot, bereicherte er wenigstens die Nachwelt mit seiner italienischen Nationalidee. Tief drin im Virtuosen lebte der Künstler. Das gibt seiner Person eine Größe, die alle Einzeltechnik überdauert. Was wir aber am gegenwärtigen Reichskanzler vermissen, ist die Sicherheit, daß er überhaupt Ideale hat, die den Tag überdauern. Man soll zwar in solchen Dingen sehr vorsichtig urteilen, denn niemand kann einem anderen ins Herz hineinschauen, wenn er nur sein offizielles Wirken kennt, aber soviel kann ausgesprochen werden, daß ein starker Untergrund persönlicher Ideale nicht in die Erscheinung tritt. Man denke sich die „Gedanken und Erinnerungen" Bülows! Werden sie jemals auch nur ein Stück von dem sein können, was Machiavellis und Bismarcks Schriften für den Geist der zwei Nationen geworden sind?

Da es nun aber Männer von der wunderbaren Doppelseitigkeit des Florentiners und Bismarcks nicht alle Tage gibt, so beschäftigt uns die Frage, ob wir zu dem Bülowschen Machiavellismus Ja sagen sollen oder Nein. Das ist die Gegenwartsfrage des deutschen Liberalismus. An ihr scheiden sich in diesen Tagen sehr eng befreundete Geister. Wir alle stellen uns den Staatsmann, der die nächste große Wendung der deutschen Politik herbeiführt, anders vor als den jetzt über uns waltenden Reichskanzler. Der Mann, der einmal Preußen verdeutschte, der die Reichseinheit vollkommen macht, der den Patriotismus der Masse herbeiführt und damit Deutschland für Jahrhunderte festigt, der die sozialen Probleme als Staatsfragen behandelt, dieser Mann muß viel mehr vom Freiherrn von Stein, von Fichte und Kant, vom deutschen Idealismus und Pflichtgefühl in sich haben und wecken können, als dieser technisch vollkommene Reichskanzler. Wir werden nie aufhören können, alle gegenwärtigen Staatsführer an diesem Zukunftsbilde zu messen. Bülow ist es nicht, der neue Zeit schafft, denn er will gar nicht ein Zeitengestalter großen Stiles sein. Darüber müssen wir uns klar sein und keine noch so schöne Rede darf uns darüber hinwegtäuschen. In dieser Kritik sind wir alle einig, die wir überhaupt ein freies Deutschland wollen und auf die neue Kultur warten, die erst hinter der Herrschaft von Junkern und Priestern kommt. Zur Debatte aber steht gar nicht diese uns allen gemeinsame grundsätzliche Kritik, sondern eine an sich viel kleinere, aber praktisch wichtige Frage, ob wir nämlich jetzt bereit sind, dem politischen Virtuosen zeitweilig helfen zu wollen, da wir den Meister, dem wir gern und von Herzen dienen möchten, nicht besitzen.

Wer die Reden und Veröffentlichungen von Dr. Barth in sich aufgenommen hat, der findet in ihnen die Proteste des alten liberalen Idealismus gegen dieses technische Virtuosentum Bülows an sich. Er sagt: lieber ganz schlecht regiert werden als so! Barth redet im Sinne des Antimachiavell. Das gibt seiner Rede ihre unzweifelhafte moralische Kraft, deren Eindruck sich keiner von uns ganz entziehen kann.

Aber — die Welt ist nun einmal Welt. Das heißt: mit bloßer Prinzipverkündigung allein wird keine Umgestaltung herbeigeführt. Die Politik soll nicht bloße Technik sein, sie kann aber auch, wenn sie nicht vertrocknen soll, nicht bloße Prinzipienverkündigung sein. Es liegt im alten Machiavelli ein starkes Stück Wahrheit, das nicht ohne Schaden außer Acht gelassen wird. Die Wahrheit ist, daß Prinzipien nur von denen verwirklicht werden können, die auf dem Boden der Tatsachen stehen. Der gegenwärtige Reichskanzler ist als solcher eine Tatsache. Man kann und muß ihn vom Gesichtspunkte der Idee kritisieren und darf ihn nie für mehr halten, als was er seiner Anlage nach sein kann, aber es ist falsch, ihn als Luft zu behandeln. Er ist da und neben der unleugbaren großen Gefahr, die sein Wirken für die Klarheit freiheitlicher Prinzipien bedeutet, bietet er gerade weil er prinzipiplos ist, Möglichkeiten, grundsätzliche Fortschritte schrittweise zu machen. Das ist es, was wir bei den Beratungen über das Reichsvereinsgesetz durchlebt haben. Es ist un-

möglich, jetzt den gesamten deutschen Liberalismus aus den Händen Machiavellis zu lösen. Dazu ist seine italienische Kunst zu stark und wirkt zu lebendig bis weit hinein in die Reihen der Linksliberalen. Der Techniker hat es fertig gebracht, uns vor die Alternative zu stellen, ob wir uns isolieren wollen oder bei seinem Spiele mitspielen. Wir empfinden seine Technik gerade, indem wir von ihr vor solchen Zwang gestellt werden. Uns isolieren heißt aber die Fühlung mit allen den Volksteilen zu verlieren, ohne die hinter der Zeit Machiavellis eine andere Politik überhaupt nicht gemacht werden kann. Wenn jetzt die entschieden liberalen Elemente die liberale Gemeinschaft verlassen, was bleibt dann später vom Liberalismus übrig?

Der Techniker hat uns in diese Lage gebracht. Man sieht daran, was in der Politik die Technik vermag. Sollten wir diese Erfahrung nun damit beantworten, daß wir aller politischen Technik abschwören und als Propheten in die Wüste gehen? Es mag menschlich nahe liegen, aber es würde grundfalsch sein, denn es würde den Verzicht auf späteren reineren Sieg in sich schließen. Die Mehrheit unseres Parteitages in Frankfurt hat sich dahin entschieden, daß Politik politisch gemacht werden muß, das heißt, daß auch wir unter dem Drucke des herrschenden Technikers lernen müssen, unsere Kräfte im Dienste unserer Idee zusammenzuhalten, zu festigen und in Zukunft noch besser zu verwenden als bisher.

Kirchenpolitische Briefe.

I.

Die Anfänge Pius X.

Müde und gramgebeugt stieg vor Jahren Franz Xaver Kraus, der berühmte Spektator, von der hohen Warte herab, von der aus er seine Um- und Ausschau in die nahen und fernen Länder und Zeiten der weiten katholischen Welt gehalten und seine herrlichen kirchenpolitischen Briefe geschrieben hatte. Mit dem Ernste und mit dem Scharfblicke Dantes, seines so innig verehrten Meisters, hatte er Personen und Dinge beurteilt; mit blutendem Herzen hatte er die heißgeliebte Kirche unabwendbarem Verderben zutreiben sehen. Mahnend, warnend und klagend hatte er seine Stimme erhoben. Niemand hatte seinen düsteren Kassandrarufen Gehör geschenkt, niemand gedankt. Fast ein Jahrzehnt ist seitdem dahingeschwunden. Immer hofften und sehnten wir, daß ein neuer, dem alten kongenialer Spektator den verlassenen, nicht verlorenen Posten beziehen werde, seinem Volke Prophet und Lehrer. Doch niemand kam. Mit dem Wagemute, der der Jugend eignet, entschlossen wir uns, ein kleiner Kreis gleichgesinnter Freunde, die verödete Warte zu besteigen und den Versuch zu machen, das hohe Seheramt des hingeschiedenen bewährten Wächters so gut und lange es gehen will, wieder aufzunehmen. Mit hellen, frischen Augen wollen wir hinausblicken in die unermeßlichen Lande. Mit unbestechlicher Offenheit wollen wir melden, was wir geschaut. Aber mit eigenen Augen wollen wir sehen, nicht mit denen des früheren Spektators. Wenn auch im wesentlichen mit ihm einverstanden, weichen wir doch in nicht unerheblichen Dingen von ihm ab, teilen insbesondere seine antidemokratische Richtung nicht. Wir haben keine Beziehungen zu den Großen dieser Erde, geizen weder nach ihrem Lächeln noch ihrem Händedruck, zittern auch vor ihrem Stirnrunzeln nicht. Wir haben Furcht wie Hoffnung verlernt.

Als der Spektator am 2. Juni 1899 Abschied von seinen Lesern nahm, bangte er um das Leben Leos XIII. Erkrankung und Operation des Papstes standen damals im Vordergrunde der Dinge. Schon hatte man sich auf das Aeußerste gefaßt gemacht; schon bereiteten die auswärtigen Kardinäle ihre Romfahrt zum Konklave vor. Wider Erwarten erholte sich der zähe Greis. Aber er blieb ein gebrochener Mann. Noch ein paar Jährlein altersschwachen Regimentes, und das Ende trat wirklich ein. Ein langes, entsetzliches Sterben, das ein anderer Spektator mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert hat.[1])

---

[1]) Vgl. das viel zu wenig beachtete, inhaltsreiche Buch: „Die Krisis im Papsttum von Spectator alter". Berlin, Vermühler 1904, S. 151 ff.

Die Tiara schwebte über dem Haupte Rampollas. Aber Kardinalstaatssekretäre haben, die Geschichte lehrt es, geringe Aussicht auf die dreifache Krone; und wer als Papst ins Konklave schreitet, verläßt es als Kardinal, ist ein bewährter römischer Spruch. Wenn auch Rampolla in den ersten Wahlgängen die meisten Stimmen erlangte, so wäre es doch immer noch fraglich gewesen, ob er den Sieg wirklich davon getragen hätte, selbst wenn der Kardinal von Krakau das Veto des österreichischen Kaisers nicht eingelegt hätte. Rampolla galt nun einmal als Parteigänger Frankreichs; konnten die Kardinäle ihre Stimmen auf einen Kandidaten vereinigen, von dem sie fürchten mußten, daß seine Regierung bei so gewichtigen Mächten wie Deutschland und Oesterreich auf Schwierigkeiten stoßen werde? Aus demselben Grunde konnte dann freilich auch der Kardinal Gotti nicht durchdringen, der Vertrauensmann Kaiser Wilhelms und daher den Franzosen nicht genehm; und so verbreitete sich unter den Wählern selbst die Losung: keinen deutschen und keinen französischen, keinen politischen, einen religiösen Papst![1]) Wer aber sollte dies sein?

In den ersten Augusttagen trug der bekannte römische Pasquino eine ganze Liste epigrammatisch knapp zugespitzter Sprüche, die eine scharfe, zum Teil boshafte Charakteristik mehrerer als papabili geltender Kardinäle enthielten. Nur einer lautete tröstlicher: Tutis Sartis ipse redimet Israel. Es war eine feine Anspielung auf den Namen des venetianischen Patriarchen Sarto; auf ihn, auf ihn allein also setzte man das Vertrauen, daß er Israel erretten werde. Auf ihn fielen dann auch dem Winke Rampollas gemäß die zur Zweidrittelmehrheit nötigen Stimmen. Haben sich nun die Hoffnungen, mit denen die katholische Christenheit die Wahl Pius X. begrüßte, erfüllt? Ist er der heißersehnte nichtpolitische Papst?

Wer nicht etwa nur die jüngsten Pontifikate Pius IX. und Leos XIII., sondern die Geschichte der Päpste der letzten Jahrhunderte aufmerksamen Auges verfolgt, der könnte wähnen, keine dringendere Aufgabe obliege den römischen Bischöfen, als die Sorge um ihre weltliche Herrschaft, um die Erhaltung und Vergrößerung des Kirchenstaates. Was ursprünglich nur Mittel zum Zwecke gewesen war, das war nachgerade zum Zwecke selbst geworden. Selbst als der unaufhaltsame Untergang des Kirchenstaates für alle Welt offenkundig zu Tage lag, wiegte sich die römische Kurie noch immer in der Hoffnung, Gott werde zur Rettung des Temporales wenn nötig selbst Wunder wirken[2]); denn er dürfe und werde nicht zulassen, daß das Erbe des hl. Petrus in feindliche Hände falle, sondern wie er einst in den Tagen des großen ersten Leo den wilden Attila zu schleunigem Rückzuge zwang, so werde er einen neuen Attila wunderbar schlagen. Und es zeigte sich, daß man am päpstlichen Hofe das Weissagen

[1]) Spectator alter S. 205.
[2]) Sibilla, Lettere Ghibelline, 2. ediz. 1908 (Firenze, Rassegna Nazionale).

gründlich verstand. Gott schlug sie wirklich, — nur nicht die italienischen Truppen mit einer Niederlage, sondern die römischen Prälaten mit Blindheit, so daß sie in gotteslästerlicher Vermessenheit die annehmbarsten Vorschläge schroff von der Hand wiesen. Noch als die savoyischen Regimenter die ewige Stadt bereits umzingelt und die ersten Breschen in die morschen Stadtwälle geschossen hatten, zweifelte man im Vatikan nicht, jetzt in der höchsten Not, werde auf Gottes Geheiß St. Michael das flammende Schwert zücken und die frechen Eindringlinge mit furchtbarem Streiche zerschmettern. Und als dann das ganz Unglaubliche Tatsache geworden und Rom in die Gewalt des siegreichen Königs gefallen war, da klammerte sich die Kurie krankhaft an die Hoffnung fest, das junge italische Reich werde keinen Bestand haben, bald werde ein neuer Völkerkrieg ausbrechen und das Haus Savoyen samt den ihm verbündeten ketzerischen Hohenzollern ebenso vom Erdboden vertilgen wie einst den ersten Napoleon, der es gleichfalls gewagt hatte, die frevelnde Hand wider den Gesalbten des Herrn zu erheben. Die Hetzkapläne aller Länder überboten sich in grellen Schilderungen der erbarmungswürdigen Not, in welcher der Papst, „der Gefangene im Vatikan", schmachte; Katholiken, die sich längst überzeugt hatten, wie gut ihre Bischöfe, die einst auch weltliche Fürsten gewesen und nicht ohne Zustimmung des Papstes entthront worden waren, ihrer weltlichen Würden und Bürden frei, persönlich wie amtlich sich befanden, konnten sich auf ihren jährlichen Paradeversammlungen nicht laut genug über das himmelschreiende Unrecht entrüsten, das dem römischen Bischofe widerfahren sein sollte, indem wie jene auch er der Sorge um sein irdisches Reich enthoben und der ihm nach dem Willen seines göttlichen Meisters einzig obliegenden Sorge um das himmlische Reich zurückgegeben worden war. Aber auch der Vatikan selbst ward nicht müde, gegen den sakrilegischen „Raub" zu protestieren, dem er zum Opfer gefallen sein wollte; und mit Verwahrungen nicht zufrieden, setzte er Himmel und Hölle in Bewegung, um dem jungen italienischen Einheitsstaate nach außen wie innen Schwierigkeiten und Verlegenheiten zu schaffen. Mit Rußland und Frankreich machte er gemeinsame Sache wider den verhaßten Dreibund, und entzog der italienischen Regierung mit dem unseligen Non expedit die Unterstützung der katholisch-konservativen Wählermassen, um so den staatsfeindlichen Umtrieben radikaler Parteien freie Hand und offenes Spiel zu lassen. Selbst ein Papst wie Leo XIII. gab sich zu einer so verblendeten Politik her. Er wiederholte das posierte Non possumus Pius IX., ja es hatte eine Zeitlang allen Anschein, als solle die Notwendigkeit und Unveräußerlichkeit des Kirchenstaates dogmatisiert werden, — jammerschade, daß es nicht geschah!

Pathetisch pflegen sich die Höflinge Roms in die Brust zu werfen und die Unwandelbarkeit römischer Dinge zu rühmen; im ewigen Rom sei alles ewig. Aber kaum hatte Leo XIII. den letzten schweren Seufzer

getan, als vieles anders ward! Pius X. war von den politischen Aspirationen seiner Vorgänger weit entfernt. Nicht bloß, daß er aus armer Bauernfamilie stammte, dem diplomatischen Dienste stets fern geblieben war und die frühere kirchenstaatliche Herrlichkeit doch nur mehr vom Hörensagen kannte, war schuld daran. Er brachte überhaupt keine Freude und Neigung zur Politik mit auf den Thron und schien als der erste Papst seit vielen Jahrhunderten ein Gefühl dafür zu haben, daß sich weltlicher Herrscherprunk schlecht mit dem Amte dessen vereinen lasse, der der Nachfolger des galiläischen Fischers und das Haupt eines Reiches sein wollte, das „nicht von dieser Welt" sein sollte. Mit Entsetzen gewahrten die Kurialen Anwandlungen am zehnten Pius, mit dem Quirinal Frieden zu schließen, und unverweilt brachten sie ihm nachdrücklich bei, daß er seiner Stellung als Vikar Gottes auf Erden nicht Frieden, sondern unversöhnlichen Hader schulde. So mußte auch Pius X. die Ansprüche seiner Vorgänger erneuern; aber er tat es nicht mit dem alten Feuer und ordnete, was unter Pius IX. und Leo XIII. undenkbar gewesen wäre, sogar an, daß Kardinal Svampa von Bologna den König Italiens ehrfurchtsvoll begrüße, als dieser in Bologna, einer der Hauptstädte des früheren Kirchenstaates, erschienen war. Sprach sich Pius X. auch nicht mit ausdrücklichen Worten für die Veräußerlichkeit des Temporales aus, so ließ er es doch ganz unverkennbar weit in den Hintergrund treten; bald sprach er überhaupt nicht mehr davon. Man merkte es deutlich, er hatte sich längst mit ihm abgefunden; was noch gestern nahe daran gewesen war, zum katholischen Glaubenssatze, zum gottgewollten, unantastbaren Bestandteile kirchlicher Lehre und Einrichtung gestempelt zu werden, das ward heute stillschweigend preisgegeben. Und auch das Non expedit ließ er fallen, obschon er die politische Lage der italienischen Katholiken eher verschärfte, als erleichterte. Näheres kann hier noch nicht ausgeführt werden; die Schilderung der italienischen Kirchenpolitik Pius X. sei einem späteren Briefe vorbehalten. Aber das Gesagte genügt, um von Großtaten Pius X. zu sprechen. Nach Pius X. wird Leo XIV. sich leicht tun, wenn er einst mit den letzten Resten der unheilvollen kirchenstaatlichen Vergangenheit aufräumt.

Nicht in kleinlichen Sorgen um irdisches Besitztum will Pius X. sich verzehren. Was seit uralten Zeiten die inbrünstigste Sehnsucht der edelsten Seelen war, die Verjüngung der Kirche im Zauberborn urchristlichen Geistes, das steht als leuchtendes Ideal vor Pius X. tieffrommer Seele. Restaurare omnia in Christo — das verkündete er in seiner ersten Enzyklika als seinen Wahlspruch. Und bald merkte man im Vatikan, daß er ernst machen, alles reformieren wolle. Ein fieberhafter Reform-Eifer machte sich zum Ergötzen der christlichen Welt im zopfigen, halsstarrigen Rom breit. Es regnete Reformbroschüren. Gewiß verlohnt es sich nicht, auf alle einzugehen. Immerhin verdient ein Schriftchen Beachtung, dem

nachgesagt wurde, daß sein Verfasser dem Papste und seinen An- und Absichten sehr nahe stehe;[1]) es führt den Titel: Pio X. Suoi atti e suoi intendimenti (Pensieri e note di un osservatore). Stabilimento tipografico Licinio Capelli 1905.

Traut man den Schmeichlern der römischen Kurie, so ist natürlich immer der lebende Papst der beste und die Kirche in schönster Ordnung; kaum stirbt der Papst, so entdeckt man an allen Ecken und Enden ärgerliche Mißstände. Nach den überschwänglichen Lobsprüchen, die man Leo XIII., als einem der größten unter den Päpsten stets gespendet hatte, hätte man es für ganz unmöglich halten sollen, daß sein Nachfolger etwas zu ändern und bessern finden würde; und nun hatte Pius X. so vieles zu tadeln! Und gerade am notwendigsten fehle es am allermeisten, an einem tüchtigen Klerus. Mit tiefer Besorgnis gewahrt der anonyme Verfasser unserer Reformschrift, ein weitblickender, in den römischen Verhältnissen wohl erfahrener Mann, die immer mehr sich erweiternde Kluft, die das Laientum von der Kirche trennt. Woher kommt dies? Es kommt daher, sagt er sich, daß der Klerus seiner Pflicht weder gewachsen ist, noch entspricht. Wohl fehlt es nicht an Geistlichen, die einen Artikel in ein katholisches Blatt schreiben, Pilgerzüge veranstalten, an katholischen Versammlungen teilnehmen oder sonst von sich reden machen; aber sie tun es hauptsächlich aus ehrgeizigen, selbstsüchtigen Beweggründen. Daher ist Pius X. entschlossen Christum, der in der katholischen Welt wiedergeboren werden soll, vor allem in denen erstehen zu lassen, die berufen sind, ihn in den Gläubigen zu erwecken. Dazu bedarf es in erster Linie guter Priesterseminarien. Gerade Italien hat hierin den größten Mangel, aus dem einfachen Grunde, weil es an Seminarien Ueberfluß hat. Unter den dreihundert Seminarien, die man in Italien zählt, sind kaum 40—50, die Professoren besitzen, die dieses Namens wirklich wert sind. Daher empfiehlt es sich, die Zahl der Seminarien zu verringern, indem die einzelnen Diözesen ihre kleinen Seminarien aufheben und sich mit ihren Nachbarsprengeln zur Errichtung und Unterhaltung eines gemeinsamen, größeren, gut ausgestatteten Seminars vereinigen. Nur so kann ein tüchtiger Gelehrtennachwuchs erzielt werden; denn wenn es schwer, ja unmöglich ist, 300 Seminarien mit guten Lehrkräften zu versehen, so ließe sich doch der Bedarf für etwa 40 solcher Anstalten decken. Nur so könnte dem jungen Klerus eine gediegenere und gründlichere wissenschaftliche Ausbildung, wie sie den Forderungen der Zeit und den Bedürfnissen der Kirche entspricht, erteilt werden. Aber noch viel wichtiger als die intellektuelle ist die Charakterbildung des Klerus; und hierin wird nur zu oft noch mehr gefehlt

[1]) Wie ein katholisches italienisches, in vatikanischen Dingen sehr gut unterrichtetes Blatt, die Unione (1908 Nr. 110) mitteilt, ist der Verfasser Mgr. Vincenzo Sardi, Sekretär der Breven an die Fürsten, der soeben zum apostolischen Delegaten in Konstantinopel, einem der höchsten kirchlichen Vertrauensämter, ernannt worden.

denn dort. Die Klerikalseminarien haben bisher nur zu sehr das Bestreben und die Wirkung gezeigt, die individuelle Selbständigkeit der jungen Leute zu unterdrücken und alle nach derselben Schablone zu drillen, wodurch die Charaktere verdorben und nur Frömmlinge und Heuchler erzogen werden. Die elende Lage, in der wir uns befinden, wurzelt ja hauptsächlich im Mangel an charaktervollen und entschiedenen Männern, an Männern, treu in ihren Pflichten und fest in ihren Ueberzeugungen. Daher müßte man Männer heranbilden, die imstande sind, ihre Stimme zu erheben, wenn es nötig ist, um klar, deutlich und bestimmt ihre Meinung zu sagen, und nicht bloß Leute, gut genug, um zu schmeicheln, alle und alles zu loben, den Großen und Mächtigen Weihrauch zu streuen, kurz sich im ungeheuern Schwarm der Rauchfaßträger von Beruf und Gewohnheit zu verlieren. Wir brauchen Männer, die die Kämpfe des Lebens mit hoher Stirn, mit freier Brust und mit klarem Kopf zu bestehen vermögen. Der italienische Klerus in seiner Allgemeinheit war gut, in schwierigen Augenblicken die Faust im Sacke zu machen und die Luft mit weibischen Klagen zu erfüllen. Daher müßte man den jungen Klerikern das offene und edle Bekenntnis ihrer Grundsätze, Mißachtung der Gefahren, ich möchte fast sagen, die rücksichtslose Gleichgültigkeit gegen die Drohungen der Widersacher einprägen.[1])

Aber nicht bloß im niederen, auch im höheren und höchsten Klerus fehlt es an argen Mißständen nicht. Pius X. will, wie es heißt und sehr zu wünschen wäre, mit den sog. posti cardinalizi, d. h. mit den Stellen aufräumen, die ihre Inhaber von selbst zu Kardinälen machen, ein System, das jene verruchte Strömung hervorbringt, die viele fortreißt, nichts zu sparen, um auf eben diese Posten zu gelangen; gibt es doch Leute, die unbedenklich dem Teufel auf die Schulter stiegen, um ans

[1]) Wir geben die goldenen Worte im Originaltext: Lo stato miserevole, a cui siamo ridotti, si deve principalmente ripetere dalla penuria di uomini di carattere e di forti proponimenti; di uomini fedeli ai propri doveri e fermi nei loro convincimenti. Percio bisognerebbe pensare a formare uomini capaci di alzare la voce, quando ne sia il caso, per dire chiaro, netto e preciso cio che si sente nell' animo, e non uomini buoni soltando ad adulare, a lodar tutto e tutti, a bruciare incenso ai grandi e ai possenti, a confondersi insomma collo sciame immane dei turiferari di abitudine e di mestiere. Uomini vi vogliono atti a sostenere le lotte della vita con fronte alta, cuore franco e intelletto sereno. Il clero italiano nella sua generalità fu buono in momenti difficili a starsene colle mani in mano e a riempir l'aria di femminili rimpianti. Laonde si dovrebbe inculcare ai giovani chierici la franca e generosa professione dei principi, il dispreggio dei pericoli e quasi direi la spavalda noncuranza delle minaccie degli avversari. S. 16 f.

Ziel zu kommen.[1]) Der Geist, der in vielen Prälaten herrscht, ist gewiß nicht der Geist Christi, wie ja schon der spätere Kardinal Sala in seinem 1814 veröffentlichten Reformplan bemerkt.[2]) Was von den Schwierigkeiten gilt, tüchtige Professoren für 300 Seminarien zu finden, das gilt auch von den Bischofsstühlen. Beim gegenwärtigen Verfall des Klerus ist es, ich will nicht nur sagen schwierig, sondern unmöglich, etwa 280 Geistliche in Italien aufzutreiben, die sich für die schwere Würde des Episkopates eigneten, weshalb der hl. Stuhl oft genötigt ist, sich mit mittelmäßigen Kandidaten zu begnügen, einfach aus dem Grunde, weil ihm bessere nicht zur Verfügung stehen.[3]) Man sollte also, wie mir scheint, ernstlich an eine Verringerung der Diözesen denken, um so die Aufstellung guter und einsichtiger Oberhirten zu erleichtern.[4]) Ebenso leidet der hl. Stuhl empfindlichen Mangel an geschultem diplomatischen Personal; die Academia dei Nobili ecclesiastici erfüllt ihren Zweck keineswegs, weshalb man sich immer wieder gezwungen sieht, vollständige Neulinge im diplomatischen Dienst auf die so schwierigen und verantwortungsvollen Posten der Nuntiaturen und apostolischen Delegationen zu berufen.[5]) Arg fehlt es auch an guten Predigern, die nicht etwa nur sich selbst, sondern Christum den Gekreuzigten verkünden; oft behauptet man auf der Kanzel, was nicht wahr ist.[6]) Zwar erließ die Kongregation der Bischöfe und Ordensleute eine gute Anweisung hierüber im Juli 1894,

[1]) Col sistema di dare la porpora ai posti si è creata quella corrente pestifera, che trascina molti a nulla risparmiare per arrivare ai posti medesimi. Vi sono taluni che per riuscirvi salirebbero senza scrupolo sulle spalle del diavolo. p. 41.

[2]) p. 39. 43. Vgl. Sala G. A., Piano di riforma umilato a Pio VII, pubblicato dal pronipote di lui Gius. Cugnoni. Tolentino, Filelfo. Rivista di Cultura 1907 Nr. 21 S. 296.

[3]) p. 50.

[4]) So gut dieser Gedanke gemeint ist, so wenig wird Rom darauf eingehen. Denn es braucht seine Hunderte von Bischöfen, um die Konzilien durch die Massenhaftigkeit der ihm zur Verfügung stehenden Stimmen sicher und leicht beherrschen zu können.

[5]) Der für die römische Kurie so beschämende Fall des Pariser Nuntius Montagnini ist noch in frischester Erinnerung; die Rivista di Cultura 1907 Nr. 8 p. 117 nennt ihn mit Recht einen ungeheuern Skandal. Das unwürdige Treiben Montagninis wird grell beleuchtet durch seine eigenen Papiere, zum Teil vom Staat beschlagnahmt, zum Teil veröffentlicht unter dem Titel: Les fiches pontificales extraites des papiers de Mons. Montagnini, Paris, Nourry 1908. Mit Recht schreibt Leo Chaine in seinen Menus propos d'un Catholique libéral (1908) p. 28 f.: „Nous pensons par exemple, qu'il ne permettra pas que certaines nonciatures soient parfois transformées en boutique pour vaniteux et pour naïfs où se vendent au plus offrant des titres plus ou moins pompeux et des décorations multicolores. La demeure du représentant du Saint-Siège n'est pas faite pour abriter de pareils comptoires!" Näheres wird ein späterer französischer Brief bringen.

[6]) Spesso si sostiene dal pulpito quel che non è, p. 62.

aber wie es an der Kurie immer geschieht, ist sie toter Buchstabe geblieben. Endlich sollten die Pfarrer viel besser bezahlt und nicht auf Nebeneinkünfte angewiesen sein; dafür sollten sie die Sakramente unentgeltlich zu spenden verpflichtet sein.[1]) Ein Unternehmen, das, wenn es gelingt, für sich allein schon den Namen des Papstes verewigt, ist die Kodifikation des geltenden kirchlichen Rechts; auch die Läuterung der verweltlichten Kirchenmusik und die Herstellung des gregorianischen Chorals ließ er sich angelegen sein. Kurz, Pius X. will, daß alle mitwirken zur Aufrichtung des Reiches Christi in der Gesellschaft; und wie sollte man einem Papste seine Mitwirkung versagen, der alles, was sich zum Wohl der Kirche auch nur erdenken läßt, in sich verkörpert und das getreue Abbild dessen darstellt, der sanft und demütig von Herzen war?

Wenn all diese Vorschläge auch weit entfernt waren, Fleisch und Blut anzunehmen, so verrieten sie immerhin den ehrlichen Willen, statt wie bisher immer nur der politischen, nunmehr der religiösen Seite der Kirchenverwaltung die Hauptaufmerksamkeit zuzuwenden, ein Bestreben, das Pius X., dem wirklich religiösen Papst, zur höchsten Ehre gereicht und ihn weit über Päpste emporhebt, die um ihrer äußeren Erfolge willen mit Lobsprüchen überhäuft zu werden pflegen. Je strenger es aber Pius X. mit der Aufgabe nahm, alles zu Christus zurückzuführen, mit umso größerer Besorgnis mußte ihn die Wahrnehmung erfüllen, daß die Wissenschaft sich nicht mehr begnügen wollte, nur im Vorhof des Heiligtumes zu bohren und zu graben, sondern nachgerade ins Allerheiligste selbst eindrang und die hl. Schriften und Urkunden, die altüberlieferten Glaubenssätze und Lehren, die ehrwürdigsten Handlungen, Bräuche und Einrichtungen einer erbarmungslosen kritischen Prüfung zu unterziehen. Mit wahrem Grauen hatte schon Leo XIII. dieses Beginnen bemerkt. Umsonst hatte er dem Umsichgreifen der Bibelkritik durch seine vom Jesuiten P. Cornely redigierte Enzyklika Providentissimus vom 18. November 1893 zu steuern versucht. Aber so schwere Sorgen ihm auch die Forschungen Alfred Loisys, des genialen französischen Kritikers und größten katholischen Exegeten der Gegenwart, bereiteten, so wagte er doch nicht, ihn zu verdammen, sondern setzte zur Prüfung und Entscheidung der sich von Tag zu Tag ungestümer aufdrängenden biblischen Fragen die Bibelkommission ein.[2]) Auch die Verurteilung Schells fällt weniger ihm zur Last, als einer kurzsichtigen und verblendeten, aber umso fanatischeren theologischen Richtung[3]), die in der Abweichung von den ausgetretenen Geleisen der

[1]) Die Zahl der Prälaten, die das einsehen, nicht bloß an sich, sondern auch an den armen unteren Klerus denken und die Schmach der Käuflichkeit kirchlicher Handlungen zugeben, ist sehr gering.

[2]) Apostol. Schreiben Vigilantiae studiique memores vom 30. Okt. 1902.

[3]) Wie „das XX. Jahrhundert", das bekannte Organ des fortschrittlichen Katholizismus Deutschlands, berichtet (1908 Nr. 12 S. 136), wurden Schells Werke

Scholastik den letzten Grund aller dogmatischen Schwierigkeiten und daher in der Rückkehr zu Thomas das Heil der Kirche und der Weisheit letzten Schluß erblickt. Unumwunden gestand Franz Xaver Kraus in seinem letzten Spektatorbrief (XLVIII), die Verwerfung Schells sei nicht bloß ein Mißgriff, sondern ein wahres Unglück für die Kirche gewesen; und er führte das Urteil eines der gelehrtesten und geistvollsten englischen Konvertiten an, welcher schrieb: „Allgemein hält man die Verurteilung Schells für das erste Glied einer Reihe ähnlicher Akte, die alle vom Entschlusse eingegeben sind, sämtliche rivalisierenden theologischen Systeme um ihr Ansehen zu bringen. Gerade jetzt sind die Verhältnisse einem solchen Beginnen besonders günstig: ein Papst, bejahrt und kränklich, mit einem Jesuitenkardinal als vertrautem Ratgeber in allen theologischen Dingen, und einem weiteren Jesuitenkardinal als Präfekten des Index". „Man muß blind und taub sein, rief der Spektator selbst aus, um sich nicht zu überzeugen, daß eine große und ernste Stunde für die Kirche geschlagen hat, und daß für letztere alles auf dem Spiele stände, gelänge es der Partei, die Kurie, wie durch die Verurteilung des kopernikanischen Weltsystems im Jahre 1633 mit den Naturwissenschaften, so heute mit den sich allen Gebildeten aufdrängenden Gesetzen des historischen Wissens und der literarischen Kritik in bleibenden Gegensatz zu bringen." Aber gerade diese unheilvolle Partei, schon unter Leo XIII. mächtig, gelangte unter Pius X. zu ausschlaggebendem Einfluß. So verschmolz der Ruf des Papstes: „Zurück zu Christus" mit dem verhängnisvollen Rufe: „Zurück zu Thomas"; und das Schicksal der großen neuen philosophischen und bibelkritischen Fragen war besiegelt.

Noch der letzte Gedanke, der letzte Atemzug Leos XIII. hatte den biblischen Studien gehört[1]), deren Tragweite er stets vollauf ermessen hatte; er hatte diese neuen gewaltigen Kämpfe selbst innerlich miterlebt, und wenn er sich dem furchtbaren Gewichte der neuen Erkenntnisse auch nicht ergab, nicht ergeben konnte und durfte, so hatte er sich ihm doch auch nicht ganz zu entziehen vermocht. Dagegen stand Pius X. in keiner inneren Fühlung mit den die Welt bewegenden religiösen Problemen. So tat er sich denn auch viel leichter; er kannte keine Bedenken, weil er auch keine Fragen kannte. Der Mann frommen Gebetes, harter Entsagung, aufopferungsvollster Nächstenliebe und hingebendster Hirtensorge, der mit den Hungrigen sein kärgliches Mittagsmahl, mit den Sterbenden seine Nächte, mit den Bedürftigen Wäsche und Kleidung, mit Allen seine Einkünfte teilte, der einst, ohne sich lang zu besinnen, einen Toten samt Tragbahre anderthalb Stunden weit zum Friedhofe trug, da die bestellten

im Advent 1898 auf den Index gesetzt, während der Papst schwer krank lag und zu einer Zeit, da die Kongregation des Index altem Brauch gemäß ohne Genehmigung des Papstes vorgehen kann!

[1]) Vgl. Spectator alter S. 192.

Sargträger ausgeblieben waren, der das Geld für die Romfahrt zum Konklave hatte entlehnen müssen, bewahrte sich Zeit seines Lebens die selbstverständliche, unerschütterliche Glaubenssicherheit des schlichten Dorfpfarrers, der über alle dogmatischen Zweifel unendlich erhaben ist. Allen wissenschaftlichen Sinnes bar und ohne die leiseste Ahnung von den mannigfachen und gewichtigen Schwierigkeiten, die die moderne Wissenschaft den herkömmlichen kirchlichen Lehren entgegenstellt, vermochte er nicht wie Leo XIII. dem bahnbrechenden Ringen katholischer Forscher ein Verständnis entgegenzubringen, sondern sah in allem nur trotzigen Abfall von der Ueberlieferung und frevle Empörung. So konnte es nicht überraschen, daß schon wenige Monate nach seiner Thronbesteigung die Werke Loisys und Albert Houtins auf den Index gesetzt wurden[1] (23. Dez. 1903). Schon in seiner Antritts-Enzyklika E supremi apostolatus cathedra vom 4. Okt. 1903 hatte er den arglistigen Nachstellungen einer lügenhaften Wissenschaft mit ihren ganz und halb rationalistischen Künsten den Krieg erklärt, und in seinem Rundschreiben vom 2. Februar 1904 anläßlich der 50jährigen Jubelfeier der Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis der naiven Anschauung Ausdruck gegeben, daß schon die alttestamentlichen Väter, Adam, Noe, Abraham und Moses in ihren Feierstunden die unbefleckte Empfängnis betrachtet hätten! Aber der annus nefastus et ater des Papsttums wie der katholischen Wissenschaft ist das Jahr 1907, das eine ganze Flut schärfster päpstlicher Kundgebungen brachte. Schon in seiner Ansprache im öffentlichen Konsistorium vom 17. April klagte der Papst über jene Rebellen, die, ohne aus der Kirche auszutreten, die ungeheuerlichsten Irrtümer über die hl. Schrift, über die Inspiration und Tradition und über die Entwicklung des Dogmas verbreiten und wider den kirchlichen Glaubensschatz einen Angriff richten, der nicht mehr bloß als eine einzelne Häresie, sondern als der gedrängte Abriß und als das Gift aller Häresien zu betrachten ist.[2] In seinem Schreiben an die bischöflichen Patrone des Pariser katholischen Instituts vom 6. Mai mahnte er eindringlich zu festem Anschluß an die Scholastik und Thomas[3]; tags darauf forderte er den General des Dominikanerordens auf, der dünkelhaften Kritik der Modernen an der Hand der thomistischen Lehre entgegenzutreten.[4] Er belobte die lombardischen Bischöfe ob ihrer Wachsamkeit gegenüber den inneren Gefahren, die den katholischen Glauben bedrohen[5], und veröffentlichte am 3. Juli 1907 den unter dem Namen des neuen Syllabus bekannten Erlaß Lamentabili[6],

[1]) Vgl. Houtin A., La question biblique au XXe siècle S. 118. Vgl. Houtin a. a. O. S. 102.

[2]) Vgl. Michelitsch, Der neue Syllabus S. 22 f.

[3]) Ebd. S. 17 f.

[4]) Ebd. S. 19 f.

[5]) Schreiben vom 12. Juni, ebd. S. 23 f.

[6]) Ebd. S. 33 ff.

eine Zusammenstellung 65 biblischer und dogmatischer Irrtümer, die verdammt und gebrandmarkt werden. Unter dem 28. August erging eine vom Kardinal Seraph Vannutelli unterfertigte Anweisung der römischen Inquisition bezüglich der von solchen Irrtümern angesteckten Geistlichen die, wenn sie irgendwo oder irgendwie als Lehrer oder Jugenderzieher angestellt seien, unnachsichtig aus ihren Aemtern entfernt werden müßten.[1]) Am Feste Mariä Geburt, 8. Sept., folgte dann endlich die allbekannte Enzyklika Pascendi; der Sturm, den sie entfesselt hat, tobt immer noch fort und fordert immer noch neue Opfer.

Natürlich jubelte die ultramontane Presse aller Länder diesen Kundgebungen und insbesondere der Enzyklika sofort begeistert zu[2]), sogar einzelne kirchenfeindliche Blätter streuten ihr Weihrauch. Aber im ganzen ward ihr doch eine recht kühle, man darf sagen, unfreundliche Aufnahme zuteil; insbesondere wurde der unwürdige Ton getadelt, in dem sie abgefaßt ist.[3]) Boshaft bemerkte ein italienisches Blatt, seit Voltaire habe sich niemand mehr eine so blutige Ironie auf die Kirche erlaubt, wie unbewußt der Papst selbst in seiner Enzyklika, indem er sich so bitter darüber beschwerte, daß die Modernisten gerade um ihres Fleißes und, um das Unglück vollzumachen, um ihres ehrbaren Wandels willen so gefährliche Leute seien, dem Wahlspruche des Jesuitismus getreu: „Seid weniger wißbegierig und weniger offen. Nur etwas weniger Lauterkeit, aber etwas mehr Unwissenheit, die der Erhaltung des Glaubens so wohl bekommt.“[4]) Der sozialistische Tempo schrieb[5]), vom politischen Standpunkte aus müsse man jede Zeile der Enzyklika mit Gold aufwiegen, da sie ja die Kirche für unvereinbar mit der Wissenschaft und Forschung erkläre und ihre Unfähigkeit zugestehe, ohne Index, ohne bischöfliche Zensur, ohne Absetzung mißliebiger Lehrer, ohne Unterjochung des Staates und ohne weltlichen Arm auszukommen. Sogar in vatikanischen Kreisen war und ist man von der Enzyklika keineswegs erbaut. Die dem Papste am nächsten stehenden religiösen Elemente sind von tiefer Trauer erfüllt; die gemäßigteren Glieder der Prälatur hüllen sich in verlegenes Schweigen. Man kann die sarkastische Bemerkung hören, der hl. Petrus habe einst nicht so viel geschrieben, und seine Nachfolger täten gut daran, es auch

[1]) Ebd. S. 55 ff.

[2]) „C'est un hymne de reconnaissance et d'amiration que je voudrais faire parvenir jusqu'à votre Sainteté“ schrieb Bischof Turinaz an den Papst; mit Recht bemerkt Léon Chaine, Menus propos d'un Catholique liberal (p. 126; vgl. p. 120): „Le plus infime des bonzes prosternés aux pieds du grand Lamma, ne doit pas l'aduler des termes bien différents de ceux dont plusieurs dignitaires de l'Église ont cru qu'ils pouvaient se servir, sans manquer à leur dignité d'homme, à leur honneur de chrétien.“

[3]) So z. B. von Alessandro Chiappelli, Tribuna 22. Sett. 1907.

[4]) Resto del Carlino, 18./19. Sett. 1907.

[5]) Tempo, 18. Sett. 1907.

so zu machen.[1]) Man weiß, wie sehr Pius X. vom Gefühl seiner erhabenen Würde und seiner Unfehlbarkeit durchdrungen ist[2]), und man läßt ihn gewähren; aber man beginnt sich zu fragen, ob es nicht schließlich doch des Guten zu viel werde? Die brutalen Ausführungsbestimmungen der Enzyklika, Pius X. persönliches Werk, rufen das Entsetzen der einsichtigsten Kirchenfürsten hervor, die erkennen, daß der Papst hier entschieden zu weit gegangen sei und das Prestige der Kirche heillos bloßgestellt habe. Selbst in Häusern, in denen sonst blinde Bewunderung alles dessen, was aus dem Munde des Papstes kommt, heilige Pflicht ist, gefällt man sich in unehrerbietigen Aeußerungen über die Enzyklika; so sollen ihr die Zöglinge des von den Jesuiten geleiteten Collegium Germanicum den Spitznamen „Encyclica ferox"[3]), die Alumnen des französischen Seminars St. Klara das Prädikat „Bilem commovent"[4]) beigelegt haben. Händeringend jammern die „guten" Blätter[5]) über die laue Haltung, die selbst Katholiken der Enzyklika gegenüber allenthalben einnehmen; es sei unleugbare Tatsache, daß der Modernismus, dieser geheime Abfall, der Pius X. so sehr beunruhige, sich nun schon bis ins Mark der Kirche durchgefressen habe, und daß viele, ja viele, viele Priester von ihm angesteckt seien. So stehe der Papst fast allein in der Schlacht da, wie ein General, der sich zu weit vorgewagt habe und nun von seinen Soldaten verlassen sei, die seine Befehle nicht mehr hören oder hören wollen.

Hatte der Papst gehofft, die Reinheit der kirchlichen Lehre durch rücksichtslose Ausstoßung aller schuldigen oder auch nur verdächtigen Elemente wiederherzustellen, so sollte er sich in dieser Erwartung nur zu bald bitter getäuscht sehen. Was ihn am meisten empörte, daß die Modernisten nach wie vor der Kirche angehören wollten, das vermochte er trotz seiner Enzyklika mit all ihren Schrecken nicht zu ändern. Gerade die ausgesprochensten Modernisten wollten, obschon mit den schwersten Kirchenstrafen belegt, von einem Austritte aus der Kirche nichts wissen, und taten dem Papste den Gefallen nicht an, zum Protestantismus überzutreten. Ja sie trieben die Kühnheit soweit, der päpstlichen Enzyklika eine modernistische entgegenzusetzen, die ihr religiös-wissenschaftliches Programm entwickelte[6]) und sofort außerordentliches Aufsehen erregte[7]); so verlohnt es sich wohl, ihre Hauptgedanken kennen zu lernen.

[1]) Vgl. Siècle Nr. 26269 vom 1. Dez. 1907.

[2]) Vgl. die glänzenden Ausführungen von Paul Sabatier, Quatre ans de Pontificat, Dôle 1907.

[3]) Vgl. Siècle a. a. O.

[4]) Ebd. Der Ausdruck „bilem commovent" findet sich in der Enzyklika selbst, die ihn von gewissen modernistischen Anschauungen gebraucht, „die die Galle erregen".

[5]) Wie die Difesa von Venedig, die Unità Cattolica von Florenz und namentlich die von den Jesuiten herausgegebene Zeitschrift Armonie della fede.

[6]) Daher führt sie den Titel: Il Programma dei Modernisti. Risposta all' Encyclica di Pio X, Pascendi Dominici Gregis. Roma 1908. 232 S.

[7]) So sagt z. B. die in Lugano erscheinende Zeitschrift „Coenobium" (1908 N. 2

Die Verfasser machen das Recht der Notwehr für sich geltend. Ein nach Form wie Inhalt so wichtiges Schriftstück wie die Enzyklika; ein so planmäßiger Versuch, den Lesern die modernistischen Lehren in falschem und abstoßendem Lichte darzustellen; eine von so hoher kirchlicher Stelle ausgehende Verdächtigung, als seien sie, die Modernisten, die gefährlichsten Glaubensfeinde, ja unbewußte Anwälte des Atheismus, lege ihnen, so erklären sie, im Angesichte ihres eigenen Gewissens wie des Gesamtgewissens der Gläubigen die Pflicht auf, ihre Gedanken rückhaltlos darzulegen. Nicht Unehrerbietigkeit wider das Oberhaupt der Kirche, dem sie bis zum letzten Hauche ihres Lebens anhangen wollten, drücke ihnen die Feder in die Hand; wohl aber habe der Angeklagte das Recht, sich zu verteidigen, ein Recht, das ihnen in einem für die Geschicke des Katholizismus so kritischen Augenblicke umso weniger verkümmert werden dürfe, als das vom Papst über sie verhängte Urteil nur unter der Voraussetzung der Stichhaltigkeit der diesem Urteile zugrunde liegenden Anklagen gültig sein könne. Nicht Ausreden wollten sie erhaschen, nicht Verzeihung erbetteln, nur ihre Sache führen, im Vertrauen auf das Urteil ihrer Brüder, auf das Urteil der Geschichte. Die Verfasser weisen vor allem den Vorwurf der Enzyklika als hinfällig nach, als wurzle der Modernismus in einem falschen philosophischen System. Ist ja doch der Modernismus zum guten, ja wesentlichen Teil Bibelkritik, die, vom genialen Richard Simon († 1712) begründet, längst vor und gänzlich unabhängig von der modernen Philosophie bestand.[1]) In meisterhafter Kürze und Klarheit führen sie die Ergebnisse der modernen Bibelkritik vor und legen dar, wie im alten Testament trotz der bekannten Entscheidung der päpstlichen Bibelkommission vom 27. Juni 1906 die mosaische Abfassung des Pentateuchs nicht mehr haltbar sei, und wie sich dieselbe Kommission im Dekrete vom 29. Mai 1907 „Ueber Verfasser und geschichtliche Glaubwürdigkeit des vierten Evangeliums“ ganz vergeblich auf die schon von den alten Vätern und Exegeten gelieferte Lösung der der Echtheit dieses Evangeliums entgegenstehenden Schwierigkeiten berufe, da die Alten Schwierigkeiten, die sie

p. 128): „La reponse des modernistes italiens à l'Encyclique „Pascendi“ est un document des plus intéressants et vraiment significatif de l'état d'âme d'un groupe déjà nombreux de penseurs catholiques“.

[1]) Daß die Bibelkritik mit der neueren Philosophie tatsächlich nichts zu tun hat, das bekräftigt neuestens kein geringerer denn der Altmeister der alttestamentlichen Bibelkritik, Julius Wellhausen, der in seinem geist- und lehrreichen Aufsatze „Strauß' Leben Jesu“ (Beilage zur Allg. Ztg. 1908 Nr. 45 S. 354) sagt: „Die biblische Kritik hat sich indessen im allgemeinen nicht unter dem Einfluß philosophischer Ideen ausgebildet . . . Die Philosophie, wenigstens diejenige Art zu philosophieren, von der hier allein die Rede sein kann, geht nicht voraus, sondern kommt nach, indem sie zu sichten und zu systematisieren sucht, was sie nicht selber hervorgebracht hat.“ Selbst katholischerseits wird dies eingeräumt, so von Nikel, Bibl. Zeitfragen 1. Heft S. 3.

noch gar nicht kannten, nicht lösen konnten. Angesichts der gesicherten, von jedem unbefangenen Forscher zugestandenen Ergebnisse der Bibelkritik muß man nun aber ein für allemal auf die Illusion verzichten, als besitze man in der Bibel eine fertige Geschichte der israelitischen Religion; die geschichtlichen Bücher des alten Testamentes stellen ein Gewebe von Schriftstücken verschiedener Zeiten dar, von dem jedes auf seine Art die eben bestehenden Einrichtungen und Bräuche in die mosaischen Zeiten zurückdatiert. Die Ergebnisse der Bibelkritik zwingen ferner, die bisherige Auffassung der biblischen Inspiration, als bestehe sie in einer wörtlichen Eingebung des hl. Geistes, fallen zu lassen; nicht bloß die Worte, auch die Gedanken, nicht bloß die Form, auch der Stoff und Inhalt der hl. Bücher könne, da sie sich nicht selten widersprechen, nicht unmittelbar von Gott herrühren, vielmehr ist das ganze Buch Menschenwerk, allerdings ohne aufzuhören, in gewissem Sinne zugleich Gotteswerk zu sein. Auch der überlieferte Offenbarungsbegriff läßt sich nicht mehr halten. Die Offenbarung ist nicht, wie man bisher stets annahm, etwas rein Aeußeres, eine durch gotterwählte prophetische Männer zu bestimmten Zeiten vermittelte Botschaft Gottes an die Menschen; die alttestamentlichen Bücher lehren uns vielmehr, daß sich einst auch das Volk Israel auf derselben Stufe befand wie die anderen Völker, und daß es sich wie diese aus niederen religiösen Anfängen allmählich und mühsam zu einer höheren Stufe emporgearbeitet hat. Dieser Entwicklungsprozeß ist allerdings dem Geiste Gottes zu danken, der sich aber nicht etwa nur des Moses und der Propheten bediente, auch nicht bloß in *einer* Epoche, sondern alle Jahrhunderte hindurch tätig war. Und endlich hatte diese Offenbarung nicht so fast die abstrakte Gottesidee, denn vielmehr die praktische Anleitung zur richtigen Gottesverehrung und entsprechenden Lebensführung zum Gegenstande.

Wie für das alte Testament die Erkenntnis der nichtmosaischen Abfassung des Pentateuchs, so ist für das neue die Einsicht von höchster Bedeutung, daß die Evangelien, so wie sie uns vorliegen, nicht von Augen- und Ohrenzeugen des Lebens Jesu herrühren und überhaupt keine geschichtlichen, sondern wesentlich erbauliche Zwecke verfolgen. Daher muß man zwischen einer äußeren und inneren Geschichte, zwischen dem Christus der Geschichte und dem Christus des Glaubens wohl unterscheiden.[1]) An sich ist Christus freilich nur einer; aber er kann als Gegenstand wie der Geschichte so des Glaubens betrachtet werden. Als Mensch war Jesus seiner Person und Erscheinungsweise nach Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung und gehört insofern der Geschichte an; als Christus, d. h. sofern er in ganz einzigartiger Weise mit Gott vereinigt ist und zwischen

[1]) Diese Unterscheidung ist für den Modernismus, insbesondere für Loisy und seine Schule, charakteristisch; vgl. darüber H. *Holtzmann* in seinem vorzüglichen, knappen und übersichtlichen Aufsatz „*Reformkatholisches aus Italien, Frankreich und England*“, Protest. Monatshefte 1908 Heft 2 S. 66 f.

ihm und uns als Mittler der Offenbarung und aller Gnaden wirkt, kann er nur mittelst eines geistigen und göttlichen Lichtes erkannt werden, und in diesem Sinne gehört er nicht der Geschichte, sondern dem Glauben an. Daher lassen sich im Leben Christi zwei Stände unterscheiden. Der erste ist der des irdischen Lebens, während dessen er als Mensch unter uns Menschen wandelte. Der zweite ist der des verklärten Lebens, das mit der Auferstehung beginnt. Im ersten Stande hat er einfach durch seine Bußpredigt das Gottesreich vorbereitet; im zweiten Stande unterhält er einen fortwährenden unsichtbaren geistigen Verkehr mit uns und teilt uns seinen Geist mit, d. h. er lebt in uns, und zwar in uns nicht bloß als Einzelpersonen, sondern auch in uns, sofern wir in der Kirche zu einer Gesamtheit vereinigt sind. Und in diesem Leben Christi in uns, einem inneren Leben, das sich in der Mitteilung des hl. Geistes, und einem äußeren Leben, das sich in der Erfüllung seiner Gebote auswirkt, besteht das ganze Wesen des Christentums.

So wenig Christus unsere heutigen Dogmen verkündigt hat, so wenig hat er die Kirche gegründet. Wie die nichtmosaischen Verfasser des Pentateuchs die viel späteren zu ihren Zeiten bestehenden Einrichtungen und Gebräuche in die mosaische Zeit zurückprojiziert haben, so haben die Evangelisten die Stiftung der Kirche selbst wie die späteren kirchlichen Einrichtungen in die Geschichte des irdischen Christus zurückprojiziert; was das Werk des Christus des Glaubens bezw. der Gemeinde war, das haben sie zum Werke des Christus der Geschichte gemacht. Und wie das übernatürliche Leben Christi in seinen Gläubigen und in der Kirche mit dem geschichtlichen Gewande bekleidet wurde, das zur Entstehung eines Christus der Legende Veranlassung gab, so ist es auch Gegenstand einer lehrhaften Verarbeitung oder Erklärung geworden, die zum Christus der Theologie oder Dogmatik geführt hat. Wenn Christus uns den hl. Geist mitteilt und mit ihm das ewige Leben, wie besitzt er diesen göttlichen Geist selbst, um ihn uns mitteilen zu können? Welches ist das Band, das ihn mit Gott verknüpft? Das ist das Grundproblem, aus dem das ganze christliche Lehrgebäude herauswuchs. Zunächst suchte man die Erklärung im jüdischen Messiasbegriff, der jedoch an der Hand der kirchengeschichtlichen Tatsachen geläutert wurde, da der Messias nicht mehr bloß, wie die Juden ihn träumten, ein irdischer, sondern ein himmlischer König sein sollte, der mittelst seines Leidens in seine Herrlichkeit einging und in der Auferstehung den hl. Geist empfing. Dies ist die älteste und ursprünglichste Auffassung, die der hl. Petrus in seiner Pfingstrede vertritt (Apg. 2, 22—36), und die noch die den Synoptikern zugrunde liegende Urdarstellung beherrscht. Die Synoptiker selbst setzen jedoch den Geistempfang bereits früher an; nicht bei der Auferstehung erfolgt er, sondern nach Markus schon bei seiner Taufe, nach Matthäus und Lukas sogar schon bei seiner Empfängnis, obschon auch sie die Geistesmitteilung bei der Taufe

noch festhalten. Noch weiter geht die paulinische Theologie, die dem Christ eine der irdischen vorangehende himmlische Existenz zuschreibt, da er schon von der Erschaffung der Welt an der „himmlische Mensch“ und daher Sohn Gottes war, eine Vorstellung, die dem „Menschensohn“ entspricht, der in jüdischen Apokalypsen auftritt und in der synoptischen Bezeichnung „Gottessohn“ wiederkehrt, die die messianische Bezeichnung allmählich verdrängt. Eine noch höhere Entwicklungsstufe stellt das vierte Evangelium und der Hebräerbrief dar; hier wird der schon vor seiner irdischen Erscheinung existierende Gottessohn mit dem Logos Gottes des alexandrinischen Religionsphilosophen Philo identifiziert. Dem vierten Evangelisten zufolge ist der Christ der eingeborene Gottessohn und von Natur aus Geist, weshalb denn auch nicht bloß einer Empfängnis vom hl. Geiste keine Erwähnung mehr geschieht, sondern auch die Herabkunft des Geistes bei der Taufe lediglich als ein Zeichen für den Täufer geschildert wird, daß Jesus der sei, der im hl. Geiste tauft.

Alle diese sich gegenseitig ablösenden und verdrängenden Vorstellungen wurden nur zu dem Zwecke erdacht, die vom Glauben stets neu erprobte Tatsache zu erklären, daß Christus in uns lebt und im hl. Geiste tauft. Diese Tatsache setzt eine ganz einzigartige Gemeinschaft mit Gott voraus, eine Gemeinschaft so außerordentlicher Art, daß sie unsere Fassungskraft und Vernunft weit überragt und daher auch der theologischen Spekulation unerschöpflichen Stoff bietet. Doch setzt die Dogmenbildung erst später ein. Anfangs erschöpft sich das Interesse in der persönlichen Glaubenserfahrung, und die theologischen Spekulationen dienen lediglich dazu, die Realität des Glaubens leichter und besser zu begreifen. So steht das Glaubenserlebnis, nicht die Spekulation an der Spitze; die Dogmen, die ausdrücklich normierten Glaubenssätze, beginnen erst in der Zeit, da die Spekulation über die Person Jesu im Gnostizismus zu weit geht und die Geschichtlichkeit Jesu zu verflüchtigen droht.

So sehen wir denn, wie von Anfang an alles im Fluß, im Werden, in der Entwicklung begriffen ist. Die traditionell-kirchlichen Apologeten sind gewohnt, in der Kirche eine Einrichtung zu sehen, die außerhalb jeder Berührung mit ihrer sittlichen und politischen Umgebung lebt und sich nach ganz eigenen Entwicklungsgesetzen entfaltet und organisiert, nach Gesetzen, die, weil großenteils wunderbar, eine unmittelbare Prüfung und Untersuchung nicht zulassen. Die historische Kritik räumt mit diesen Vorurteilen unerbittlich auf. Für die Kritik ist das Christentum eine geschichtliche Tatsache wie jede andere, denselben Entwicklungsgesetzen unterworfen, denselben politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Einflüssen ausgesetzt, denselben Veränderungen untertan. Sein religiöser Charakter hebt die rein natürlichen Eigenschaften nicht auf, wie sie jedem geschichtlichen Ereignisse, in dem die Tätigkeit des menschlichen Geistes zum Ausdrucke kommt, gemeinsam sind. Das Evangelium Jesu ist

ursprünglich nichts anderes, als eine eindringliche, begeisterte Verkündigung des bevorstehenden Gottesreiches, gereinigt von allen Schlacken einer materialistischen Eschatologie; alles übrige, namentlich die besonderen Aussagen über die persönlichen Beziehungen zwischen Christus und dem Vater, stellt lediglich die Formulierung der neuen Ideen dar, die sich als Ausfluß der christlichen Erfahrung allmählich ergaben. So beseitigt denn auch die Kritik jede Möglichkeit, in der Predigt Jesu die spätere Kirchenlehre auch nur dem Keime nach zu entdecken. Ebenso lehrt ein unbefangenes Studium der patristischen Ueberlieferung, das sich hütet, die alten religiösen Zeugnisse durch die Brille der späteren Theologie zu lesen, daß es ein eitles Unterfangen ist, in ihr die Grundzüge des katholischen Glaubens, wie er von der Scholastik und vom Trienter Konzil festgelegt wurde, aufspüren zu wollen; vielmehr kann man nur eine allmähliche Entwicklung der katholischen Lehre konstatieren.

Wenn die Verfasser des modernistischen Programms sodann noch ihre Stellung zum Agnostizismus, zum Immanentismus, zur vergleichenden Religionswissenschaft und zum Verhältnis zwischen Glauben und Wissen des näheren erörtern, so wollen wir auf diese Ausführungen, um unsere Leser nicht allzusehr zu ermüden, nicht eingehen; dagegen können wir es uns nicht versagen, ihre Anschauungen über das Verhältnis zwischen Kirche und Staat zu skizzieren. Sie waren in der Enzyklika getadelt worden, daß sie eine Trennung von Kirche und Staat befürworteten, was sie nicht bloß nicht leugnen, sondern als eines ihrer höchsten Ideale bezeichnen. Wohl gab es einst, das bestreiten sie nicht, Zeiten, da eine Verbindung der kirchlichen Gewalt mit der politischen nicht ganz vom Uebel war, so schwere Nachteile sie nach sich zog. Aber die Verhältnisse, die eine solche Verschmelzung einst rechtfertigten, bestehen längst nicht mehr. Der moderne Staat ist seinen Aufgaben durchaus gewachsen und besitzt Mittel genug, um sie durchzuführen, und die Kirche sollte froh sein, sich aller politischen Verantwortlichkeit entschlagen und auf ihr geistiges Bereich zurückziehen zu können, da sie von einer solchen Trennung der Gewalten für ihre besonderen Zwecke alles zu hoffen hat. „Wir sind es müde, erklären die Modernisten, die Kirche zu einer Bureaukratie herabgewürdigt zu sehen, die nur eifersüchtig über ihre abgelebten Rechte wacht, voll Gier, die schon verlorenen wiederzugewinnen, zu einer Klasse von Faulenzern, die, nachdem sie sich dem Priestertume, d. h. einem Leben des Apostolates, gewidmet und die hohen Grade der Hierarchie erklommen haben, ihre fabelhaft fetten Einkünfte verzehren, ohne etwas zu leisten; zu einer unfruchtbaren Macht, die trotz ihrer stolzen, von der billigen und blinden Bewunderung der Menge getragenen Aeußerlichkeiten eine lähmende Wirkung auf den gesellschaftlichen Fortschritt übt; zu einer Anstalt, die ihre eigene Lebenskraft vergeudet, indem sie immer nur von ihrer mittelalterlichen Herrlichkeit träumt. Um diesen

traurigen Zustand zu beseitigen, sehen wir kein anderes Mittel, als reinliche Scheidung der Kirche von allen politischen Funktionen und Rückkehr zu einem einfachen Leben, die der Kirche den Zugang zur Demokratie eröffnet und die Fähigkeit verleiht, in diese die Schätze religiöser Erfahrung zu tragen, die die christliche Ueberlieferung in ihrem Schoße aufgehäuft hat.“ Kurz, die Kirche muß ein Heimweh nach der Demokratie bekommen, dann wird auch die Demokratie ein Heimweh nach der Kirche spüren, sintemalen ja die Kirche doch nur die Verwirklichung und Fortsetzung jener messianischen Botschaft ist, aus der die Demokratie ihre tiefsten und echtesten Ursprünge ableitet.

So läßt es sich denn allerdings nicht leugnen, — der Katholizismus hat heutzutage eine schwere Krisis durchzumachen, die sich nicht etwa nur auf das eine oder andere Dogma, sondern auf seine gesamte Ueberlieferung erstreckt. Wer nun die scholastische Auffassung des Christentums mit diesem selbst verwechselt, der kann und muß freilich im Modernismus, der wesentlich kritisch und widerscholastisch ist, die schwerste Gefahr für die Unversehrtheit der christlichen Ueberlieferung erblicken. Wer aber religiöse Kräfte und Werte auch außerhalb des Scholastizismus anerkennt, der ist weit von einer so kindischen Furcht. Uebrigens ist dieser Krisis auch der Lutheranismus und der Anglikanismus unterworfen; wenn der Katholizismus am schwersten unter ihr leidet, so kann dies nicht befremden, da er die Leiden und Nöte der Gärung bei seinem viel höheren Alter, bei der Massenhaftigkeit seiner mit besonderer Zähigkeit bewahrten mittelalterlichen Elemente und bei seiner viel engeren Berührung mit den neuesten wissenschaftlichen Ergebnissen und mit den Forderungen der Demokratie naturgemäß viel tiefer empfinden muß. Gerade in diesen kritischen Zeiten muß es sich zeigen, ob die Kirche vom Himmel oder von der Erde ist; es muß sich das alte Wort des weisen Gamaliel bewähren: „Lasset diese Leute gehen. Ist ihr Programm menschlich, so geht es von selbst zugrunde; kommt es aber von Gott, so könnt ihr ihm nicht widerstehen“ (Apg. 5, 38).

Das ist in den Hauptzügen die Antwort der italienischen Modernisten auf die Enzyklika Pius X. Eine Kritik ihrer Gedanken würde an dieser Stelle zu weit führen; wir wollen hier nur berichten, nicht richten und nur das eine bemerken, daß ihre bibelkritischen und dogmengeschichtlichen Sätze lediglich den Niederschlag der heutigen wissenschaftlichen Forschung bilden, die also in ihnen von der päpstlichen Verdammung, wie die Enzyklika sie aussprach, mitbetroffen wurde. Hatten sich die Modernisten der Hoffnung hingegeben, mit ihrer Schrift den bisher weniger unterrichteten Papst besser unterrichten zu können, so schlug diese Erwartung gänzlich fehl. Der Papst las sie und — gähnte[1]); niemals in seinem Leben, sagte

[1]) Vgl. Lendemains de l'Encyclique, Paris 1908 p. 10.

er, habe er ein so langweiliges Buch gelesen. Im persönlichen Umgange mild und weich, aber von unbeugsamer Festigkeit [1]), ja schroffer Härte [2]), sobald ihm kirchliche Interessen in Frage stehen, nahm der Papst, weit entfernt, sich eines Besseren belehren lassen, den Kampf wider den Modernismus nun erst recht auf, sich, wenn dies überhaupt noch möglich gewesen wäre, an Strenge selbst überbietend. Er verhängte die schwersten Kirchenstrafen über die kühnen Verfasser, die jedoch bis heute unentdeckt blieben, obschon ihr Name auf der Zunge aller Eingeweihten schwebt. Er verdammte den schon verdammten Modernismus abermals im Motu proprio vom 18. Nov. 1907, und verfügte zugleich, daß man sich den Entscheidungen der Bibelkommission, über die sich einige hinwegzusetzen gewagt hätten, geradeso mit innerer Gewissenszustimmung zu unterwerfen habe, wie den päpstlich bestätigten Erläßen der Kongregationen; neuerdings bekräftigte er mit apostolischer Autorität den Syllabus Lamentabili und die Enzyklika Pascendi und sprach den Bann über alle Widerspenstigen aus; nochmals schärfte er den Bischöfen ein, alle verdächtigen Professoren aus dem Lehramte zu entfernen, alle nicht ganz zuverlässigen Studierenden von den Weihen auszuschließen. [3]) In seiner Ansprache im geheimen Konsistorium vom 16. Dez. klagte der Papst unter deutlicher Bezugnahme auf die Verfasser der Gegenenzyklika über den Frevelmut der Verblendeten, die in unbändigem Stolz offenen Widerstand leisten und sich doch noch immer für Söhne der Kirche zu halten, den Gottesdienst weiter zu besuchen, den Leib des Herrn zu empfangen und sogar darzubringen wagen. [4])

Und wahrlich, der Papst hatte allen Grund zur Betrübnis. Das Modernistenprogramm ging reißend ab. [5]) Kaum erschienen, wurde es ins Französische [6]) und ins Englische [7]) übersetzt; eine deutsche Ausgabe steht bevor. Und damit noch nicht zufrieden, veranstalten die französischen Modernisten die rührigsten, entschiedensten und furchtbarsten Truppen der ganzen Bewegung, eine eigene Entgegnung [8]), die, glänzend und mit vollendeter Sachkenntnis geschrieben, voll Geist, voll echt französischer Eleganz, voll schlagender Argumente, voll beißender Ironie, eine moralische Hinrichtung der Enzyklika darstellt, wie sie vernichtender nicht zu denken ist. Die Schrift ist „den Lehrern an den Universitäten und an den

---

[1]) Pio X. Suoi atti ecc. p. 68.

[2]) Paul Sabatier, Quatre ans de Pontificat p. 3.

[3]) Michelitsch S. 16 ff.

[4]) Ebd. S. 73 ff.

[5]) Natürlich kam es auf den Index, doch erst mit Erlaß vom 17. März 1908, vgl. Univers, 21. März; Bulletin de la Semaine Nr. 221.

[6]) Le Programme des Modernistes.

[7]) The Programme of Modernisme. With an introduction by A. Leslie Lilley 1908.

[8]) Lendemains d'Encyclique par Catholici, Paris, Nourry 1908. Auch von ihr ist eine deutsche Uebersetzung in Vorbereitung.

Seminarien gewidmet, denen man ihre Schüler entzogen, ihre Schriften beschimpft; den jungen Theologen, denen man die Weihe versagt; den Ordensleuten, denen man ihre Zelle verschlossen hat; den Verdächtigten, Verlästerten, Verfolgten und Exkommunizierten", und behandelt in fünf Kapiteln den eingebildeten Modernismus Pius X. und den Modernismus der Wirklichkeit; die Ursachen des Modernismus, wie sie der Papst nennt und nicht nennt; die Verfolgung der Modernisten, was sie wirkt und nicht wirkt; den unvermeidlichen Kampf zwischen Geschichte und Dogma und endlich die Zukunft des Katholizismus. Es ist unmöglich, vom reichen Inhalte der kleinen Schrift in wenigen Worten einen rechten Begriff zu geben; auf die brennende Frage nach der Zukunft des Katholizismus geben die Verfasser mit Renan die, wie uns bedünken will, unanfechtbare Antwort: „Zwei Dinge sind gewiß: der Katholizismus kann nicht zugrunde gehen; der Katholizismus kann nicht bleiben, wie er ist. Es ist wahr, wir können uns nicht denken, wie er sich ändern sollte. Aber gerade die Stunden, in denen alle Auswege versperrt scheinen, sind die großen Stunden der Vorsehung."

„Il Tramonto del Modernismo", so lautet der Titel einer Schrift, die ein kurialistischer Speichellecker herausgab.[1]) Und doch kann von einem Untergang des Modernismus für jeden, der offenen Auges die Dinge betrachtet, keine Rede sein. Wo ein so gigantischer Kampf[2]) so jugendfroh und so hoffnungsfreudig verfochten wird, wie es von den Modernisten geschieht, da ist Leben, da ist Kraft, da kann nur unaufhaltsamer Sieg sein. Gerade in den katholischsten Ländern, in Italien, in Frankreich, macht der Modernismus riesige Fortschritte, vor denen Pius X. bangt. Namentlich in Frankreich ist alles modernistisch; in einer Diözese konnte ein Bischof nur im modernistischen Lager einen Sekretär finden, und wenn der Papst so lange brauchte, um die neuen französischen Kardinäle zu ernennen, so lag der Grund darin, daß gerade die angesehensten und würdigsten Kandidaten die Neukatholiken nicht als Feinde der Kirche, sondern als ihre tüchtigsten Streiter betrachteten.[3])

Es ist wahr, es fehlt auch an Opfern nicht. Loisy und Houtin nannten wir schon; aber auch G. Tyrrell, der tiefsinnige englische Jesuit; Romolo Murri, der geniale Denker und Organisator; Fogazzaro, der gottbegnadete Dichter; Fracassini und Minocchi, die ausgezeichneten Exegeten; Batiffol, der gelehrte Gegner Loisys, die christlich demokratischen Abbés Dabry und Naudet; in Deutschland Th. Engert und Schnitzer wurden gemaßregelt. Vorzügliche Zeitschriften, wie der Demain, die Quinzaine, Justice sociale, Vie catholique,

[1]) Libreria Editrice Milanese 1908; vgl. Osservatore Cattolico 1907, 21. Dez.

[2]) Vgl. Gaston Riou, La Revue 1908 (1. März), L'Eglise Catholique et les Modernistes. p. 26.

[3]) Gaston Riou p. 27.

die Studi religiosi, die Rivista di Cultura, die Renaissance gingen ein, das Rinnovamento und seine Herausgeber wurden verdammt. Wo Pius X. streitet, bedecken Leichen den Kampfplatz.

Und doch wäre kein Opfer zu schwer, mit dem sich die vom Papste mit so bewunderungswürdigem Eifer gehütete Glaubensreinheit wirklich erkaufen ließe. Aber das eben ist das tragische Geschick Pius X., daß er all seine Opfer umsonst geschlachtet hat. Er will dem menschlichen Geiste Schranken setzen, der Forschung ein: Bis hieher und nicht weiter! zurufen; mit dem Scholastizismus einer-, mit drakonischer Härte andererseits wähnt er die alte Glaubenseinfalt herstellen zu können. Er vergißt, daß einst die Scholastik der Reformation nicht zu steuern, die blutigste Inquisition das Aufkommen der Gedankenfreiheit nicht hindern konnte. Der Mensch kommt hinter alles!

Non praevalebunt, rufen die Jesuiten des Osservatore Romano aus. Aber auch die Modernisten jubeln: Non praevalebunt! Sie werden den Sieg nicht davon tragen, die Söldlinge der Reaktion, Korruption und Servilität, gegen die Kräfte der Jugend und des Lebens, die, auch wo sie die schmerzende Sonde der Kritik anlegen, verjüngen und heilen![1])

Es gibt Päpste, die ein Stigma tragen, ein Brandmal, das keine Apologetik zu tilgen vermag. Zu diesen Päpsten wird Pius X. für immer gehören. So groß seine Verdienste waren, so gut er es meinte, — als Papst der Enzyklika, als Mann des Rückschrittes wird er fortleben in der Geschichte. Vorwärts, aufwärts ist die Losung wahrer Religiosität, nicht rückwärts![2])

Spectator Novus.

---

[1]) Romolo Murri, Rivista di Cultura 1907 Nr. 1.

[2]) Die nächsten Briefe werden die modernistische Bewegung in Deutschland und die Fälle Engert und Schnitzer und später Wahrmund behandeln.

Rundschau.

Weiteres von Johann Ballhorn.

Vor kurzem wurde in dieser Zeitschrift auf die Tatsache hingewiesen, daß ein vielgebrauchtes Büchlein das Goethische Gedicht „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" in einer höchst täppischen Umbildung als dreistrophiges Lied weitergibt; meine von heut auf morgen improvisierten Bemerkungen hatten lediglich die Absicht, den ästhetischen Unwert des wunderlichen Zwittergebildes festzustellen. Mancherlei Zuschriften und Zusendungen zeigen mir, daß diese Absicht erreicht ist.

Nachträglich, in den ersten Ferientagen, erwachte aber doch meine philologische Neugier. Wer war jener Biedermeyerpoet, der Goethe übertrumpfen zu können wähnte?

Das Dammsche Liederbuch gibt nur die Komponisten an, nicht die Dichter — ich fürchte, das ist symptomatisch für die Einschätzung der Texte durch den Herausgeber. In der Presse wurde (zuerst von M. G. Conrad) der Name Falk genannt. Die urkundlichen Nachweise — und mehr als das — bot mir der längst dahingegangene väterliche Freund, dem ich die ersten wissenschaftlichen Anregungen verdanke, Hoffmann von Fallersleben. Sein Sammelwerk „Unsere volkstümlichen Lieder" ist noch heute das beste Not- und Hilfsbüchlein auf diesem erst von ihm erschlossenen Gebiete.

Befremdend genug ist es, daß die Goethe-Parodie von einem Manne herrührt, der in Goethes Nähe gelebt hat und ein kleines Memoirenwerk „Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt" herausgeben ließ — freilich erst nach dem Tode des Geschilderten. J. D. Falk hat in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts eine vielseitige Betriebsamkeit entfaltet, als Philologe, Dichter und Philanthrop. Nach Wielands Tode (1813) wurde er von Goethe eines eingehenden Gesprächs über religiös-philosophische Fragen gewürdigt, über das er mit überzeugender Lebendigkeit berichtet, während er sonst oft genug angeeignete fremde Beobachtungen statt der eignen zu bringen scheint. Einige Jahre später (1817) fühlte er sich zur Umdichtung des Nachtliedes inspiriert. Der Schützling Wolfs und Wielands, der Verfasser altkluger Satiren, kecker Schnurren und antikisierender Lustspiele hatte in schwerer Zeit seinen wahren Beruf als Philanthrop und Pädagoge entdeckt. Für seine poetische Vergangenheit hatte er schließlich so wenig übrig, daß er die Auswahl, Anordnung und Zurichtung seiner gesammelten Schriften fremden Händen überließ. Auch in künstlerischen und religiösen Fragen rückte er nun mit dem Uebereifer des Konvertiten zur äußersten Rechten hinüber. Die Schrift „Von dem Einen, was unsern Gymnasien und Volksschulen not tut" (1819) hält die Stimmung fest, aus der heraus Falk die im tiefsten Sinne religiös empfundene Improvisation des jungen Titanen in ein frömmelndes, mehr kindisches als kindliches Schulandachtslied zu verwandeln wagte:

> Die Englein spielen, das schallte,
> Warte nur! balde, balde
> Spielst auch Du.

Das ist ganz im Geiste von Falks pädagogischem Vorbilde, Christian Heinrich Wolke in Dessau, der in dem Höltyschen Liede „Wer wollte sich

mit Grillen plagen" im Dessauer Liederbuch (1782, S. 29) die Verse

Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun,

nicht duldete, sondern frischweg interpolierte:

Drum will ich, bis ich Engel werde —

nach dem Grundsatz, daß „die traurigen im gemeinen Leben vorkommenden Gedanken durch die christlicheren, tröstlicheren und auch poetisch schöneren zu ersetzen seien, die uns an die selige Unsterblichkeit erinnern". Nur sind die von Hoffmann niedriger gehängten Geschmacklosigkeiten Wolkes ebensowenig durchgedrungen, wie die berüchtigte Rationalistenkorrektur in Paul Gerhardts Abendlied: „Nun schläft die halbe Welt". . .

Falks Buch über Goethe im ganzen durchzuprüfen, hab ich nicht über mich gewonnen; aber den Eindruck hat man schon beim Anblättern, daß hier der Persönlichkeit Goethes von Falk etwas ähnliches widerfährt, wie seinem Liede.

Bezeichnend ist folgende Tatsache. In einem recht willkürlich zusammengewürfelten Bericht über Goethes persönliche Beziehungen (unter dem Stichwort Goethe und Lenz!) heißt es (S. 134): „Um diese Zeit war es auch [ein typischer Eingang], daß Goethe auf dem hohen, so romantisch einsam gelegenen Kickelhahn . . . den letzten Aufzug seiner ‚Iphigenie' schrieb. Diese halbverfallene Moos- und Baumhütte steht noch, und an ihren Wänden liest man von Goethes Hand folgende Inschrift:

Unter allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wäldern hörest Du
Keinen Laut!
Die Vögelein schlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfst auch Du!

Zu Ettersburg sind überall noch an den Bäumen halbe und ganz verwachsene Inschriften vorhanden, die auf jene schönen Tage von Aranjuez . . . einen sinnigen Bezug haben".

Etwas anders lautet der Eingang des dreistrophigen Gedichtes, das in die Liederbücher überging, in den ‚Auserlesenen Werken' (I 1819 S. 551):

Unter allen Wipfeln ist Ruh;
In allen Zweigen hörest Du
Keinen Laut usw.

„Der erste Vers von Goethe", belehrt uns eine Fußnote. Falk hat also die Nachdichtung statt des Originals untergeschoben. Der alte Schüler F. A. Wolfs hatte sich freilich inzwischen dem höheren Standpunkt de vanitate scientiarum bedenklich genähert: aber eine solche Fahrlässigkeit bleibt doch beschämend. Wie mag es da erst mit der Berichterstattung über Goethes Gespräche stehn! Die Auffassung großer Persönlichkeiten durch ihre ‚Freunde' — das ist, beiläufig, ein Problem, das einmal im weitesten Umfange untersucht werden sollte, von Sokrates und Epiktet bis zu Bismarck, Böcklin und Nietzsche.

J. Falk war der Begründer der „Gesellschaft der Freunde in der Not" und der Organisator segensreicher Volkserziehungsanstalten. Er gewann in dem Musikpädagogen und Kapellmeister Kuhlau einen geistesverwandten Komponisten. So traten seine Verse ihren Siegeszug an durch die Schulen und Gesangvereine. Erk nahm sie in seine Volkslieder für Männerstimmen auf (I H. 8), Böhme in seine volkstümlichen Lieder; zahlreiche kleinere Sammlungen folgten.

In einem Liederbuch, das ich noch von den Schuljahren her besitze (Erks Germania, 1869), tritt neben Goethes Nachtlied breitspurig „Falks Abendlied nach Goethe“ — aber man hat uns wenigstens nicht zugemutet die Parodie zu singen, wie das vielfach noch jetzt geschieht (auch in Württemberg und in der Schweiz, wie mir Freunde mitteilen). In dem von M. G. Conrad erwähnten Nördlinger Liederbuche scheint man gar Goethes Lied in der echten Fassung mit zwei Falkschen Strophen verbunden zu haben.

Dichtungen Falks hat auch Philipp Wackernagel, der Bruder des Germanisten, ein Mann von echter Frömmigkeit und ein Kenner unserer Volks- und Kirchenlieder, in seine ‚Trösteinsamkeit‘ aufgenommen (1867), darunter das wirklich volkstümlich gewordene „Alldreifeiertagslied“: die Goethe-Fälschung hat er ausgemerzt; er bringt nur den echten Text (S. 62). Möge man seinem Vorgang endlich folgen!

Uebrigens war mir Falk als Philologe schon vor Jahren auf ähnlichen Pfaden begegnet. Er hat in derselben Zeit, wie Heinrich von Kleist, einen Amphitruo veröffentlicht; Goethe nennt die beiden Stücke sogar einmal in einem Atem.[1]) Es ist eine breite und bunte, mit erheblicher Fingerfertigkeit zusammengeschriebene Szenenfolge, ganz im Geiste jenes Pseudoklassizismus, der die Antike beinah um allen Kredit gebracht hätte — wenn auch Wortfügung und Versbau wohl einmal verrät, daß Kleistsche Jamben auf den Verfasser Eindruck gemacht hatten. Hier wird antiken, besonders griechischen Dichterfragmenten eine wächserne Nase gedreht; wie das Abendlied Verse Goethes mißversteht und weiter spinnt, so geschieht das im Amphitruo mit Versen des Menander und Aristophanes.

Immerhin, man kann annehmen, daß Falk, im Sinne seiner Meister weiter zu dichten glaubte. Es beruht einfach auf Fahrlässigkeit, wenn er seine Vorlagen verdirbt.

Aber wie ist es zu verstehen, wenn ein Mann von der literarisch-künstlerischen Bildung und der Gescheitheit Felix Mendelssohns auf denselben Wegen wandert?

Man wird sich an das Lied des Gärtners im ersten Kapitel des Eichendorffschen Taugenichts erinnern. Die Anfangsstrophen klingen wie eine Art Paraphrase des Goethischen Blumengrußes:

Wohin ich geh' und schau'
In Feld und Wald und Tal,
Vom Berg hinab in die Aue:
Vielschöne, hohe Fraue
Grüß ich dich tausendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen schön und fein,
Viel Kränze wohl draus wind' ich usw.

Nun erwacht der Bursch aus seinem Traum, und die ‚hohe Frau‘, die er eben in Gedanken traulich mit du angeredet hat, entweicht in die Ferne:

Ihr darf ich keine reichen
Sie ist zu hoch und schön . . .
Die müssen alle verbleichen usw.

---

[1]) Die Nachweise zuerst bei Bülow, H. v. Kleists Leben und Briefe, S. 31. Siehe jetzt die Weimarer Ausgabe Abt. III, Bd. 3, S. 239 f., Abt. IV, Bd. 19, S. 402.

Wir blicken in eine junge Seele, die in ihrem Ueberschwang zwischen Vermessenheit und Verzweiflung schwebt und mit dem Gedanken des Todes spielt:

Ich schein' wohl froher Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab' mir bald mein Grab.[1])

In dem vielgesungenen Duettheft Op. 63 („Ich wollt meine Liebe ergösse sich!") hat Mendelssohn sich auch an dies zarte Gebilde herangewagt. Dem Abgott der Leipziger Gesellschaft, dem Freunde der imposanten Frau Livia Frege mochte der ganze Geist und Sinn des Liedes fremd genug sein. Aber mußte er deshalb gleich den Text umkrempeln? Denn wirklich hat er nicht nur kleine feine Züge, wie den Wechsel der Anrede, sondern wesentliche, zur Phantasie sprechende Einzelheiten mit kecker Hand verwischt und retouchiert, als handle es sich um eine namenlose Pfuscherarbeit. Das seltsame Liebhaberpaar, das aus Eichendorffs Gärtner geworden ist, singt nämlich:

Wohin ich geh und schaue
In Feld und Wald und Tal,
Vom Hügel hinauf die Aue,
Vom Berg aufwärts weit ins Blaue
Grüß ich dich tausendmal...

Dir darf ich keinem reichen,
Du bist zu hoch und schön,
Sie müssen bald verbleichen,
Die Liebe ohne Gleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.

Eichendorffs „Vom Berg hinab in die Aue" gibt ein klares Bild: drunten wohnt die Angebetete. Mendelssohn hat daraus einen Doppelvers gemacht — und was für einen! Sprachlich, rhythmisch, inhaltlich ist das eingesetzte Stück gleich unmöglich — darüber ist kein Wort zu verlieren. Und diesem blöden Zusatz mußte die „vielschöne hohe Frau" Eichendorffs weichen. Weshalb wohl? Das Motiv ist leicht zu erraten: Das „Ich" des Liedes sollte Männlein und Weiblein umfassen können, gerade wie jenes „Ich", das seine Liebe ergießt. So geht ein Lied besser. Hier kann man etwas von der hohen Kunst lernen, to make composition a business. Mendelssohn und die Angehörigen des Gewandhauskreises, für die das Duett zunächst berechnet sein mochte, blieben bei solchen Anlässen im Grunde wohl „froher Dinge" und ließen eben „die Liebe ohne Gleichen ewig im Herzen stehn" — der Meister brachte also seine Komposition mit diesem viermal wiederholten Bekenntnis zu einem schwungvollen und „befriedigenden" Abschluß. Die Schlußstrophe, die wir oben mitgeteilt haben, wurde einfach gestrichen, obgleich erst in ihr der Keim des Gedichtes zur vollen Entfaltung kommt. Das schwermütige Bild des jungen Gärtners, der bei der Arbeit sein frühes Grab zu graben meint, prägt sich mit elementarer Gewalt jedem Leser ein. Auch Mendelssohn muß seine Bedeutung und Kraft empfunden haben. Aber — er trägt ja seinen Vornamen mit Recht, ihm liegen solche desperate Stimmungen fern. Auch macht sich hier der Gärtnerbursche in seiner subalternen Beschäftigung zu aufdringlich bemerkbar; er mußte also zusammen mit der „vielschönen hohen

[1]) Der Eichendorffsche Text nach den Leipziger Ausgaben (C. F. Amelung u. Günther).

frau" ein musikalisches Paradies verlassen, das offenbar für den gebildeten Menschen an sich reserviert ist...

Und unter diesem verwässerten und verstümmelten, unter das Niveau der Scheffelschen Trompeterlieder hinabgedrückten Texte steht der Namen Eichendorffs. Natürlich mit einem f und mit falschem Vornamen.

Es ist ein Verdienst Hans Pfitzners, die echte und vollständige Fassung wieder in Umlauf gesetzt zu haben (fünf Lieder von Eichendorff, Op. 9). Und seine Tondichtung gewinnt denn auch gerade in der Schlußstrophe mit ihrem leidenschaftlichen Aufflackern und Zusammensinken, wie sichs geziemt, ihren Kulminationspunkt. Wie man mir versichert, haben sich musikalische Kritiker gewundert über diesen seltsam ernsten Abschluß; dem altbekannten süßlichen Pseudo-Eichendorff wollte das gar nicht zu Gesicht stehn.

Es gibt aber Fälle, die noch lauter zum Himmel schreien.

Die schwermütigen Trochäen der Lenauschen Herbstklage steigern sich zu der bittern Antithese:

Treulich bringt mir jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen!

Das Wörtchen „treulich" klingt gerade in dieser Umgebung wie ein Lachen der Verzweiflung — es ist der genialste Zug des ganzen Gedichtes. Mendelssohn stieß auf das Lied 1839; er stand damals schon auf der Höhe seiner Erfolge. Er wünschte auch hier den üblichen „befriedigenden Abschluß" und schrieb einfach (Op. 48, 6):

Treulich bringt mir jedes Jahr
Neues Laub und neues Hoffen —

nun konnte er auf die E-moll-Herbstnebel des Hauptteils einen Schluß in strahlendem E-dur folgen lassen; dasselbe skrupellose Vorgehn, wie bei dem Duett. Mendelssohn hatte eben, nach der Beobachtung Gottfried Kellers, zu wenig Malheur im Leben gehabt, um ein rechter und ganzer Mensch und Künstler werden zu können. Diese Leistung war übrigens selbst den unbedingten Mendelssohnverehrern, wie sie vor dreißig Jahren (und vielleicht heute noch?) das Leipziger Musikleben bestimmten, zu mächtig; sie wurde geflissentlich ignoriert. In der Tat, es wird kaum einen zweiten Fall geben, daß einer lebensvollen Dichtung so mit einem Ruck, kaltblütig und absichtlich, das Genick umgedreht wird.

* * *

Da ich einmal auf den gründlichsten Kenner dieser Dinge, Hoffmann von Fallersleben, gekommen bin, möchte ich mir doch noch einiges andre vom Herzen herunter schreiben, das den alten, ewigjungen Dichtergelehrten und einigermaßen auch meinen Titelhelden angeht. Es ist nun bald ein Menschenalter her, daß ich bei Hoffmann auf Schloß Corvey meine Ferien verleben durfte und für seine Liederstudien mit auf die Pürsche ging — es liegen vergilbte Briefe mit seinen knorrigen Schriftzügen vor mir, in denen er mir (worauf ich sehr stolz war) kleine Handlangerdienste zuwies — als Dank kamen dann allerlei lose Blätter angeflattert, improvisierte patriotische und satirische Verse, die er nach alter Gepflogenheit erst in Einzeldrucken loszulassen pflegte.

Ende der sechziger und Anfang der siebenziger Jahre hatte sich Hoff-

mann wieder mit erneutem Sammeleifer unsern volkstümlichen Liedern zugewandt. Es erschien damals die letzte Originalauflage seines klassischen Büchleins, das von dem neusten Bearbeiter, Dr. K. Prahl in Langfuhr bei Danzig, nicht mit der Zurückhaltung behandelt ist, auf die das Werk einer Persönlichkeit Anspruch hat. Ich wenigstens vermisse nicht nur die gehaltreichen Vorreden und das Nachwort, sondern auch manchen launigen oder lehrreichen ‚Auslauf'. Und wenn Prahl erklärt, fortgelassen zu haben, „was heute nicht mehr als volkstümlich betrachtet werden kann" — so meine ich, daß es die Wissenschaft doch nicht nur mit dem Heute zu tun hat. Auch mag im Norden manches verklungen sein, was südlich der Mainlinie noch ein muntres Leben führt.

Hoffmann von Fallersleben hatte ein Hauptaugenmerk auf das Fortleben der Dichtung in der Musik gerichtet, worin er, zumal bei seinen eignen Liedern, einen Gradmesser der Volkstümlichkeit erblickte; für die Registrierung, die er plante, mußte ich damals die Lagerbestände und Kataloge Hannoverscher Musikalienhandlungen durchsehn. Auf der andern Seite war er freilich wenig erbaut von der Rücksichtslosigkeit, mit der die Musiker und ihre Verleger lyrische Dichtungen als Strandgut behandelten, ohne sich irgendwie der rechtmäßigen Eigentümer zu erinnern. In dem ironischen „Frühlingsgruß der Komponisten und Musikalienverleger an ihre Producenten" hat er „in den Osterferien des Reichstags 1870", gegen dies Unwesen in seiner derben Weise einen gereimten Einspruch erhoben: [1])

O seid doch keine Grillenfänger!
Für euch ist Honorar kein Brauch:
Die Vögel sind nur Gratissänger,
Ihr Liedersänger seid es auch.

So war's schon lang, so währt's noch länger,
Vielleicht auch bleibt es stets dabei;
Das ist das Vorrecht deutscher Sänger:
Ein jedes Lied ist vogelfrei.

Gewisse Wünsche und Forderungen unsrer Allermodernsten, wie sie das Kartell lyrischer Autoren vertritt, sind dem alten Kämpen schon damals durch den Kopf gegangen.

Nun wußte Hoffmann sehr gut, daß sich das ‚Volk' wie beim geflügelten Wort, so beim umgehenden Liede die Freiheit nicht rauben läßt, um- und auszugestalten, was und wie es ihm paßt; dies ‚Zersingen' (wie es Rudolf Hildebrand nannte) ist eine charakteristische Tatsache, die wir in den ältesten europäischen Liederbüchern, den griechischen Elegieen und Skolien, genau so beobachten können, wie bei der Klara Hätzlerin oder heute bei unsern Soldaten und Bauern. Aber was Hoffmann Leuten hingehen ließ, die im Stande der literarischen Unschuld lebten, das erbitterte ihn aufs äußerste bei den betriebsamen Komponisten und Librettisten der ‚gebildeten' Kreise. Hier sah er kein naives Weiterwachsen, oder wie man es sonst nennen mag, sondern Frevel und Fälschung.[2]) „Wenn Jemandem ein

[1]) Jetzt in den Ges. Werken V 178. Proben der Registrierungsarbeit in den Ges. Werken III 296. Challiers „großer Liederkatalog" (Berlin 1886) wäre Hoffmann eine willkommene Gabe gewesen.

[2]) Die genaueren Belege zum folgenden bietet ein Abschnitt des Schlußbandes der verdienstvollen Hoffmannausgabe von Dr. H. Gerstenberg, „Fälschungen Hoffmannscher Gedichte" (VIII 370—380).

Lied in seiner ursprünglichen Gestalt nicht genügt, so mag er sich nach einem andern umsehen." Er war hier sehr persönlich beteiligt. Eine ganze Reihe seiner kernigsten Verse verfiel dem Schicksal der Verflachung und Verwässerung; auch Ergänzungen und Nachdichtungen im Stil Falks blieben nicht aus.

Am ärgsten ging es (allerdings erst nach des Dichters Tode) den Landsknechtliedern. Der Berliner kgl. Oberkapellmeister Wilhelm Taubert veröffentlichte als Opus 200 „Der Landsknecht. Liederkantate für Männerchor". Der Text ist im wesentlichen eine Pasticcio aus umgemodelten und erweiterten Dichtungen Hoffmanns. Wenn Hoffmann (III S. 210) schreibt:

Hier hat kein Pfaffe Messe gelesen
Und gereicht das Abendmahl

wird bei Taubert gesungen:

Hier hat kein Priester Messe gelesen,
Keinem gereicht das Abendmahl.

Der Ausdruck Pfaffe, bei Hoffmann lediglich ein sprachlicher Archaismus, klang offenbar den Ohren Tauberts oder seines Librettisten zu kräftig. Am tollsten ist der Text zusammengewürfelt im zehnten Gesange. Da werden verschiedene Lieder Hoffmanns an- und ineinander geschoben und durch allerlei fremde Füllstücke verbunden, wie durch den sinnreichen Vierzeiler:

Margret, komm tanz mit mir!
Tanz' auch mit mir!
Cathrinchen, komm tanz mit mir!
Tanz' auch mit mir!

Cum gratia in infinitum, kann man wieder hinzusetzen.

Nicht einmal ‚Das Lied der Deutschen' blieb verschont. Es ist noch unvergessen, wie für den zweiten Vers in Schulliederbüchern die Variante auftauchte:

Deutsche Sitte, deutsche Treue,
Deutscher Mut und deutscher Sang.

Derselbe Geist, der hier die deutschen Frauen und den deutschen Wein verleugnet — es ist der Geist des Christian Heinrich Wolke —, hat bekanntlich auch das ‚Liebchen' aus dem kühlen Grunde vertrieben und den Mädchen, die auf den vorbeireitenden Trompeter hinabschauten, die Fenster zugeschlagen.

Am gründlichsten verfuhr aber der Musikdirektor J. Heim in Zürich. Er verschweizerte unser Nationallied mit ähnlichen Mitteln, wie Falk die Goetheschen Verse verbiedermeyerte:

Heimat, Heimat über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn sie stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält.
Dir nur schlagen unsre Herzen,
Du allein bist unsre Welt.
Heimat, Heimat über Alles,
Ueber Alles in der Welt usw.

Der Schweizerische Männerchor durfte dann für

Schweizer-Frauen, Schweizer-Treue,
Schweizer-Wein und Schweizer-Sang

schwärmen. Anders der gemischte Chor, in welchem ja Mädchen und Schulbuben mitsingen könnten. Dieser preist nämlich

Schweizer-Herzen, Schweizer-Treue,
Schweizer-Biederkeit und Sang.

Hier scheint man in der freien Schweiz ähnliche Bedenken gehabt zu haben, wie in der pädagogischen Provinz Deutschlands. Denn ich kann die Vermutung Gerstenbergs nicht teilen, daß Herrn Heim der ‚Schweizer-Wein' nicht gemundet habe und daß darin der Grund der Selbstkorrektur zu suchen sei. Es wächst da unten am Boden- und Zürichsee ein ganz guter Tropfen, auf den der Schweizer ebensowenig etwas kommen läßt, wie der Württemberger auf seinen Fellbacher und Heilbronner.

Ich denke, bei unsern südlichen Nachbarn ist das gefälschte „Deutschland, Deutschland über Alles" verstummt und es erklingt dafür Gottfried Kellers Festlied „An das Vaterland". Schade, daß Hoffmann von Fallersleben diese Wendung nicht mehr erlebt hat. Hier würde er — lieber als bei Johanna Kapp — gerufen haben: cedo maiori; denn es war nach Kellers Bericht Hoffmann von Fallersleben, der Freund Fröbels und Follens, der das Dichtertalent des jungen Schweizers zuerst erkannte und schon im Herbst 1844 eine Begegnung mit ihm herbeiführte.[1]) Wie Hoffmann dagegen über die Verballhornung seiner Lieblingsschöpfung dachte, zeigt ein Artikel der Westfälischen Zeitung von 1873, den Gerstenberg ihm selbst zuschreibt: „Für Wechselfälschung hat das Gesetz bei uns eine Strafe, die Liederfälschung ist bis jetzt nicht ins Bereich der Gesetzgebung gezogen, obschon diese Art der Fälschung von größerem Nachteile begleitet sein kann, weil sie das edelste Gut eines ganzen Volkes zu einer verfälschenden Waare macht." Ich bin überzeugt, über das Abendlied Falks hätte das Urteil des streitbaren Dichtergelehrten, der in seinem Liederkatalog Werturteile auszusprechen keinen Anlaß hatte, nicht gelinder geklungen.

* * *

Bei Taubert und Mendelssohn, vielleicht auch bei Kuhlau-Falk ist der Grund des vandalischen Vorgehens die Not des Komponisten, der für seine musikalischen Absichten eine Textunterlage sucht. In all diesen Fällen ist die Grundstimmung der Originale auch musikalisch nicht festgehalten, sondern entweder verflaut oder in ihr Gegenteil verkehrt. Hier ist das Hauptquartier Johann Ballhorns. Unsre Großen, von Beethoven und Schubert bis zu Hugo Wolf, hatten freilich eine andre Ehrfurcht vor dem poetischen Kunstwerk — das weiß am besten, wer Hugo Wolf im Schwabenlande auf den Pfaden Mörikes gesehn hat. Da kommt dann jene echte ‚Zeugung im Schönen' zustande, und das Kind steht da „noch trefflicher als der Vater". Es gibt Kompositionen genug, die wirklich alles, was beim Dichter zwischen den Zeilen steht, klingen und sprechen lassen; sie sind dem, der Ohren hat zu hören, der beste Kommentar. Zumal im westöstlichen Divan hat Wolf manches überzeugender und ‚feiner' erklärt, als irgend ein Philologe. Die lyrische Dichtung reicht dem Genius der Töne willig ihre Hand.

Unser nicht aus dem Geiste der Musik gebornes Wortdrama ist spröder. Aber da sich Doppelbegabungen, wie die Wagners, ebenso selten finden, wie gute Textdichter, wird doch immer wieder der Versuch gemacht, dramatische Dichtungen den Zwecken der Komponisten anzupassen, meist mit erheblicher Gewaltsamkeit.

---

[1]) Bächtold, Kellers Leben I 237. Bei Gerstenberg finde ich nichts über diese hübsche Episode.

Die Ausnützung des Faust und selbst der Genoveva-Dramen für Opern-Libretti ist von der Taubertschen Methode nicht gar zu weit entfernt. Salome und Elektra sind schonender behandelt. Aber vielleicht hören wir darüber einmal etwas von dem Mitherausgeber dieser Blätter, der die Grundfragen der Operndichtung zu besprechen begonnen hat.

Gebieterischer als die Not des Komponisten ist die Not des Dramaturgen. Es gibt Fälle, wo ein Drama unbedingt erleichtert werden muß, wenn es die Bretter, die die Welt bedeuten, nicht eindrücken und dabei — durchfallen soll. Aber auch da pfuscht dem zunftgerecht arbeitenden Theatermann immer wieder Johann Ballhorn ins Handwerk. Es wird geglättet und gestutzt, wo alles glatt und schlank genug ist. Wer etwa den für die Opernbühne zurechtgeschnittnen Tannhäuser in den siebenziger Jahren auf einem guten deutschen Theater (z. B. in Leipzig) kennen gelernt hat und ihn im neuen Jahrhundert in Bayreuth wiedersah, der begreift den leidenschaftlichen Protest, den Wagner gegen die Bühnengewaltigen erhob. Wir sind dankbar für die immer erneuten Versuche jener dramaturgischen Quadratur des Zirkels — der Bühnenbearbeitung des Gesamtfaust. Aber man wird sich mit Kopfschütteln gewisser Korrekturen erinnern, die sich der urkundliche, Jedermann doch in den Ohren klingende Text (z. B. in der Schülerszene) gefallen lassen mußte — auch eine Goetheparodie.

In Ibsens Kronprätendenten pflegt die große Szene zwischen dem Bischof und Jarl Skule (II 2) erheblich gekürzt zu werden, auch in der stil- und wirkungsvollen Aufführung unsrer Hofbühne. Dabei werden Wendungen und Bilder geopfert, die recht verstanden, auf einen schauspielerischen Höhepunkt führen und den lebendigen Keim umschließen, aus dem Ibsen, mit weise berechnender Kunst, die gewaltige Traumszene des letzten Aufzuges herauswachsen läßt.

Am schlimmsten ist es bekanntlich, seit der verfehlten Inszenierung durch Goethe, unserm Meisterlustspiel, dem zerbrochenen Kruge, gegangen. An der unglaublichen Bühnenbearbeitung von Friedrich Ludwig Schmidt hat K. Siegen in einer zu Kleists Säkularfeier erschienenen Festschrift berechtigte Kritik geübt. Nur hat der Kritiker dieselben Sünden auf dem Gewissen. Wenn von ihm mehrere Personen mit dem Regiestift umgebracht werden, so mag man das mit ‚bühnentechnischen‘ Rücksichten entschuldigen. Aber Siegen hat auch die Verse Kleists vielfach aus rein metrischen Gründen schulmeisterlich geändert und geglättet; er scheint nicht gefühlt zu haben, daß Kleist, von wahrhaft antikem Formsinn geleitet, die Jamben des zerbrochenen Lustspiels freier und derber gestaltet, als die der ernsten Dramen. Schonungslos werden nicht nur ‚Derbheiten‘ und ‚Schlüpfrigkeiten‘ — das heißt in dieser urgesunden Dichtung die rechten Worte an der rechten Stelle — „ausgemerzt oder doch gemildert“, sondern es verschwinden auch allerlei harmlose Einfälle und Wortspiele des Meisters, die vor den Augen des Epigonen keine Gnade fanden. Der Dorfrichter Adam sagt gleich im Eingang mit dem forcierten Humor des bösen Gewissens:

> Ja, seht, zum Straucheln brauchts doch nichts als Füße;
> Auf diesem glatten Boden, ist ein Strauch hier?
> Gestrauchelt bin ich hier . . .

Der Kalauer ist unentbehrlich; stößt man innerlich den bekannten Schmerzensruf aus, so vollzieht sich diese Wirkung, hier wie bei Aristophanes, durchaus im Sinne des Dichters und im Geist der Rolle. Karl Siegen wagt zu schreiben:

Auf diesem glatten Boden, ists ein Wunder?
Gestrauchelt bin ich hier . . .

Man sieht, der Bearbeiter ist gestrauchelt, gleich bei den ersten Versen, auf völlig glattem Boden . . .

Solche pseudo-kritische Verballhornungen häufen sich, je fremdartiger und dunkler die Dichtungen sind, die es zu behandeln gilt. Was an den gepriesenen Alten, an Homer und Sophokles, an Horaz, Virgil und den triumviri amoris gesündigt ist, zumal um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, davon weiß der Philologe ein Lied zu singen. Kritiker und Aesthetiker tragen nur zu oft, wie der Dorfrichter bei Kleist,

Den leid'gen Stein zum Anstoß in sich selbst.

München. O. Crusius.

Nachschrift.

Ich war eben auf dieser literarischen Ferienwandrung begriffen, als mir die Redaktion folgendes Schreiben zusandte:

Leipzig, den 17. März 1908.

An die Redaktion der
Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H. München.

Auf Grund des Preßgesetzes § 11 ersuchen wir Sie um Aufnahme der nachstehenden Berichtigung in die nächste Nummer Ihrer Zeitschrift:

Im Aprilhefte Ihrer Zeitschrift findet sich auf Seite 487 ein von O. Crusius unterzeichneter Artikel: „Neues von Johann Ballhorn". Es wird darin dem Herausgeber eines in unserem Verlage erschienenen Liederbuches für Schulen Gustav Damm (pseudon. für Theodor Steingräber, gest. 1904) der Vorwurf gemacht, das Goethesche Nachtlied: „Ueber allen Gipfeln ꝛc." in unziemlicher Weise umgedichtet und durch zwei weitere Strophen eigener Mache ergänzt zu haben. Das ist eine unwahre Behauptung. Alle drei Strophen dieses Gedichtes rühren von dem Schriftsteller Johann Daniel Falk (geb. 1768, gest. 1826) her. Er lebte zu Goethes Zeit in Weimar. Das fragliche Gedicht ist 1817 erstmalig gedruckt erschienen. Gustav Damm hat gar nichts damit zu tun. Ebenso verhält sichs mit der Komposition. Die von O. Crusius als indifferente und banale Liedertafelmelodie angesprochene Weise ist die weltberühmte Komposition von Friedrich Kuhlau, bei der Gustav Damm ebensowenig Pate gestanden hat, wie bei der Dichtung. Das Lied von Kuhlau mit der unterlegten Dichtung von Falk gehört seit mehr als 50 Jahren zum eisernen Repertoirbestand aller Männergesangvereine. Es findet sich in zahllosen Liedersammlungen, die für Männerchor und für den Schulgebrauch herausgegeben worden sind. Auf das Nachdrücklichste müssen wir deshalb Einspruch dagegen erheben, daß O. Crusius bei seiner abfälligen Beurteilung des altbekannten Liedes und Gedichtes dem gänzlich unbeteiligten Gustav Damm die Autorschaft des letzteren ohne Prüfung der Tatsachen zuschiebt.

Hochachtungsvoll
Steingräber Verlag.

Zu einer Berufung auf das Preßgesetz ist kein Grund: Damm wurde weder als Verfasser noch als Komponist des Liedes zitiert, sondern nur als Verbreiter. Wer solche Anschuldigungen erhebt (es ist auch in andern Artikeln geschehen), sollte doch wenigstens lesen, was er bekämpft. Im übrigen kann ich nur den Wunsch wiederholen, der schon oben (S. 745) ausgesprochen ist: möge der löbliche Verlag das Seine dazu beitragen, daß der ‚Jammerlaut' und ‚Harfenlaut' der Goetheparodie endlich aus dem „eisernen Repertoirbestand aller Männergesangvereine" und Schulen verschwindet — es ist schlimm genug, daß er sich fast ein Jahrhundert lang behauptet hat. Auf ‚Denkmalschutz' haben auch unsre nationalen Dichtungen Anrecht.

Cr.

Schoenaich-Carolath †.

Der Prinz Emil von Schönaich-Carolath ist gestorben. Man wußte, daß der seit Jahren Leidende nicht mehr lange leben werde, aber die unwiderrufliche Tatsache seines Todes trifft dennoch schmerzlich. Sein Lebenswerk, wie es in sieben nicht besonders starken Bänden*) gesammelt ist, erweckte nicht, wie das der zu früh Gestorbenen, den brennenden Wunsch, es vermehrt, erweitert, vertieft, um neue Entwicklungen bereichert zu sehen. Ein reifer Mensch und reifer Künstler hatte diese Gedichte und Erzählungen nach seinem Besten gegeben und gesammelt. Doch dies selbe Lebenswerk sollte, nach dem Wunsche persönlicher Freunde und literarischer Verehrer, in seinem Werte auch außerhalb des kleinen Kreises erkannt werden, der in ihm jetzt schon einen wertvollen Bestand der Literatur hochhielt, und von diesem weiteren Bekanntwerden sollte ein Strahl von Freude und Dank auf den alternden Dichter zurückleuchten. Es sollte nicht sein. Schönaich-Carolath mußte sterben, da eben sein Ruhm anfing, laut zu werden.

Sein erstes Werk, die „Lieder an eine Verlorene", ist längst vergriffen, aber aus den „Gedichten" errät man die Stimmungen, von denen es voll war. In diesen Gedichten klingen Eichendorff und Heine nach, aber sie sind nicht nachempfunden, sondern der Schmerz um die verlorene Geliebte redet stark und echt, und in dem stolzen Dichterbewußsein der Prärieträume kündigt sich der Mann an, der den Schmerz des Jünglings überwindet. Wenn an irgend einen Zeitgenossen, erinnern die frischen und klirrenden Rhythmen des „Hans Habenichts" an Strachwitz. Denselben schmerzlichen Reiz persönlichen Erlebnisses hat die erste Prosaerzählung „Tauwasser": wenn aus den Gedichten so oft ein entsagendes „Zu spät!", tönt ein trauerndes „Zu früh!" aus dieser seltsamen Konfession des kaum Dreißigjährigen. Die Leidenschaft des ungelenken Pastorensohnes zu der schönen Italienerin mochte dem Dichter zugleich ein Symbol der deutschen Sehnsucht nach körperlicher Vollkommenheit sein, und jenes nie zufriedenen Geistes, der in edler Sinnengestalt das ihm ewig Versagte liebt und daran zugrunde geht. Die „Dichtungen" zeigten, wie die Bekanntschaft mit Lord Byrons Epen Schönaichs Begabung zugleich gereizt und verfeinert hatte. Eine Verserzählung wie „Angelina" mochte anfänglich an Paul Heyses „Schlechte Gesellschaft" gemahnen, gegen Ende zu jedoch überraschte sie durch einen eigentümlichen Mystizismus, dessen Fehlen Paul Heyses Stärke und Schwäche zugleich ist. In der „Sphinx" zeigte sich die rhetorische Leidenschaft des Mussetschen Don Paez abermals symbolisch verinnerlicht und, statt zerstörend, trauervoll entsagend. Prächtig und knapp lag dieser Leidenschaft das Gewand des Verses an, und selbst wo das exotische Kleid das höchst europäische Gefühl nicht gänz-

*) Die gesammelten Werke sind bei G. J. Göschen, Leipzig, erschienen.

lich barg, war die Vision farbig und voll Schmelz. So deutsch war dies Gefühl, daß es in „Don Juans Tod“ selbst den Sinnlichsten sich vor der Seele beugen und den flammengeweihten Wanderer durch aller Frauen Paradiese erlöst werden ließ. „Judas in Gethsemane“ rollte in prunkenden Jamben noch einmal die uralte Rechnung der leidenden Kreatur vor dem Schöpfer auf und endete mit dem stummen Blick der Liebe des verratenen Gottes.

Es ist bezeichnend, daß eine Zeit, die in der burschikosen Harmlosigkeit des „Trompeters von Säckingen“ ihr episches Ideal gefunden hatte, mit der dichterischen Wucht und Farbe dieser kleinen Verserzählungen nichts anzufangen wußte. Bezeichnender noch, daß selbst die bedeutend schwächeren prosaischen Stücke, „Geschichten aus Moll“, das lesende Publikum nicht zu erwärmen vermochten: waren sie noch zu stark? „Sonnenuntergang“, ein Romanfragment wie Scheffels „Hugideo“; „Schön Lenchen“, das, etwas zu sentimental vielleicht, aus der holden Romantik von Goldschmids Töchterlein, zur Entsagung Ekkehards hinabglitt (in seinem Zuviel lehrreich für die Notwendigkeit, höchstpoetische Stoffe in der strengen Form zu behandeln). Parzivalsehnsucht und böser Märchenspuk leben im „Könige, der sich tot gelacht hat“: einem Capriccio in Prosa, wie „Die Königin von Thule“, wie die anderen Skizzen des Bandes.

Zehn Jahre lang schwieg Schönaich, bis er die dunkle Prüfetaube der Novelle „Bürgerlicher Tod“ aus seiner Arche sandte. Sie bewies, daß die geänderte Stimmung der Zeit auch ihn gewandelt hatte: auch er war bitter und anklagend geworden, und in der Geschichte vom Untergange des alten Kanzlisten Witthoff, in der scharfen Beleuchtung gesellschaftlicher und gesetzlicher Ungerechtigkeit, in dem warnenden Appell an den jungen Kaiser, in dem revolutionären Trotze des Schlusses pochte, nur wenig gedämpft, die soziale Entrüstung, die allen Jüngeren damals in Herz und Hirn brannte. „Der Freiherr“ war wie ein Versuch, Aufmerksamkeit zu erzwingen, eine Geschichte in der Art der Ebner, und darum nicht so vom Wesen des Verfassers zeugend, wie „Der Heiland der Tiere“, Schönaichs ergreifendste Novelle und eine der stärksten der letzten dreißig Jahre überhaupt. Die zuletzt veröffentlichten „Gedichte“ waren, wie die ersten, frei und edel in der Form; die kraftvolle Jugendlichkeit eines Mannes lebte in ihnen, der an sein Volk glaubte und dem das individuelle Glück etwas beinahe Gleichgültiges geworden war.

Schönaichs Lebenswerk zeigt vielfache Verwandtschaft mit dem der Besten unter den Gleichzeitigen. Es war kein überstarkes Geschlecht, dem er angehörte, nicht Riesen der Gestaltung, nicht Neugründer, Eroberer und Pflüger, sondern Männer von feiner persönlicher Kultur, in deren Blut noch süße Romantik und heißes junges Deutschland kreiste; hineingestellt zwischen eine Vergangenheit, die sie selbst als unwiederbringlich empfanden, und eine Zukunft, vor der manche bebten, die manche verwünschten und

dennoch kommend wußten, und die die wenigsten unter diesen älteren guten Willens erwarteten, auch in ihr, als Diener und Arbeiter zu leben und zu wirken. Zu diesen wenigen gehört Schönaich-Carolath. Hätte ihn nicht die schleichende Krankheit untermorscht, der er nun erlegen ist, er wäre als Fünfzigjähriger in den Reihen derer gestanden, die heute dreißig sind. Denn sein Herz war so jung geblieben wie seine Sprache. Vielleicht ist selbst sein geringes Gepäck immer noch zu groß für die Unsterblichkeit. Aber seine Gedichte, seine Epyllien, und die beiden stärksten seiner Prosaerzählungen werden bleiben und den Mann im Gedächtnisse der Nation bewahren. J. H.

Säuglingsfürsorge in München.

Von Rudolf Hecker.

Im Oktoberheft v. J. dieser Zeitschrift hatte ich eine vergleichende Aufstellung gegeben über die Aufwendungen verschiedener großstädtischer Gemeinwesen für die Zwecke der Kinderkrankenpflege und Säuglingsfürsorge. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet hatte sich für München eine jährliche Aufwendung von 2 Pfg. pro Kopf ergeben, während andere Städte wie Köln, Dresden, Leipzig, Wien, Berlin 9 bis 32 Pfg., also wesentlich mehr verausgaben.

Da diese Aufstellungen im Münchener Magistrat mehrfachen Angriffen begegneten, komme ich heute nochmals darauf zurück.

Herr Rechtsrat Hörburger sucht in einem übrigens sehr bemerkenswerten Referat über die Säuglingsfürsorge in München (cf. Münch. Gemeindezeitung 1908 Nr. 23) meine Darlegungen zu entkräften, indem er nachweist, daß München im Jahre 1907 nicht 11445 Mk., wie ich angegeben habe, sondern 58134 Mk. — und damit pro Kopf der Bevölkerung 10.53 Pfg. — für Zwecke der Säuglingsfürsorge aufgewendet habe.

Dieser höchst auffallende Widerspruch klärt sich sofort auf, wenn man erfährt, daß Herr Rechtsrat Hörburger im Gegensatz zu mir nicht nur die direkten Leistungen der Gemeinde, sondern auch die Stiftungen privater Wohltäter mit in Rechnung gezogen hat. Nach seiner Angabe treffen 43319 Mk. auf solche Stiftungsmittel und 14815 Mk. auf eigentliche Gemeindemittel. Damit sind wir aber bezüglich der letzteren nur um 3370 Mk. auseinander und pro Kopf der Bevölkerung (552000 im Jahre 1907) muß sich also nach Hörburger eine gemeindliche Aufwendung von 2,7 Pfg. ergeben. Ein Unterschied von 0,7 Pfg., der wohl nicht ernstlich ins Gewicht fällt. Vergleicht man aber selbst die Hörburgersche Summe von rund 58000 Mk. mit dem, was andere Städte wie Berlin, Leipzig, Wien im ordentlichen Gemeindeetat verausgaben, so steht München immer noch erheblich zurück.

Warum aber sollen wir uns dies nicht eingestehen? Je nüchterner und klarer wir sehen, was hier not tut und was geleistet werden kann, um so eher dienen wir der Sache selbst. Daran, daß München auf diesem einen Gebiet von einer Anzahl anderer Städte überflügelt ist, trägt nicht ohne weiteres

die Stadtverwaltung Schuld; das habe ich schon früher ausdrücklich betont. Wie ich glaube, muß die weiten Kreisen noch innewohnende Interesselosigkeit verantwortlich gemacht und bekämpft werden.

Man kann solche Berechnungen wohl machen und auch veröffentlichen und doch weit entfernt davon sein, die Stadtvertretung lächerlich machen zu wollen.

Das aber glaubt der Herr Gemeindebevollmächtigte und praktische Arzt Dr. Arno Krüche von mir behaupten zu können, indem er in öffentlicher Sitzung des Gemeindekollegiums (laut Gemeindezeitung 1908 Nr. 14) sagt: „Ich halte es für meine Pflicht, hiebei folgendes zu konstatieren: Eine leitende Persönlichkeit in der Organisation für die Säuglingsfürsorge bemüht sich seit Monaten, die Stadtvertretung Münchens in öffentlichen Vorträgen und Veröffentlichungen, z. B. in den Süddeutschen Monatsheften, herabzusetzen und lächerlich zu machen, indem die Behauptung aufgestellt wird, daß die Stadt für das ganze Kinder- und Säuglingswesen jährlich nur 11445 Mk. übrig habe, während in anderen Städten, z. B. in Stuttgart, das Drei- und Vierfache der Summe verwendet werde."

Indem ich den hierin enthaltenen Vorwurf auf das entschiedenste zurückweise, halte ich meinerseits es für Pflicht, folgendes zu konstatieren:

Ich habe die in Rede stehende Angelegenheit ein einziges Mal vor der Oeffentlichkeit und zwar in dem erwähnten Artikel in dieser Zeitschrift erörtert und, wie ich glaube, in durchaus ruhiger und sachlicher Weise.

Oeffentliche Vorträge habe ich hier seit zwei Jahren nicht mehr gehalten. Der letzte (1906) galt den Schulbrausebädern, der vorletzte (1905) der Luftabhärtung. In beiden habe ich städtischer Münchener Einrichtungen mit besonderer Anerkennung gedacht.

Stuttgart habe ich in dem angezogenen Artikel überhaupt mit keinem Worte erwähnt.

Herr Dr. Krüche spricht also nur nach dem Hörensagen; meinen Aufsatz hat er jedenfalls nicht gelesen.

„Es ist nun", fährt Herr Dr. Krüche fort, „wenn man den Etat durchsieht, mit leichter Mühe festzustellen, daß München für den gedachten Zweck über 46000 Mk. ausgibt. Es erscheint mir eine große Undankbarkeit zu sein, daß man gegenüber solchen pekuniären Opfern, die doch in erster Linie dem betreffenden Herrn selbst zugute kommen, München in der Oeffentlichkeit bloßstellen will."

Diese hier von einem Gemeindebevollmächtigten bekundete Auffassung, daß eine Stadt für ihre Säuglinge und kranken Kinder deshalb sorgt, um einer einzelnen Persönlichkeit etwas zu Gute kommen zu lassen, wofür diese Betreffende sich dann noch dankbar erweisen muß, ist so unverständlich, daß ich nur einen Fehler in der Berichterstattung annehmen kann. Ist der Satz aber wirklich so gesprochen und gedacht, dann bin ich überzeugt, wird Herr Dr. Krüche auch die Aufklärung darüber nicht schuldig bleiben, worin die Vorteile bestanden haben, die „in erster Linie" ich für meine einschlägigen Bemühungen bisher von der Stadtverwaltung bezogen habe.

Ende des vorigen Jahres wurde hier auf städtische Anregung eine „Zentrale für Säuglingsfürsorge" gegründet und damit ein wichtiger Schritt vorwärts getan. Diese Zentrale soll alle der Säuglingsfürsorge dienenden Vereine und Institute zusammenfassen, unbeschadet der besonderen Bestrebungen der einzelnen Teile. An der Spitze steht der Reichstagsabgeordnete und rechtskundige Magistratsrat Wölzl. Die Seele der Zentrale ist

ein Arbeitsausschuß, welchem die namhaftesten Münchener Kinderärzte und eine Anzahl tüchtiger Waisenpflegerinnen angehören. Die Stadt München ist außer durch den kgl. Bezirksarzt durch zwei Delegierte aus den beiden Kollegien im Ausschuß vertreten. Dadurch ist der bisher fehlende Zusammenhang zwischen den der Säuglingsfürsorge dienenden Kräften hergestellt. Würde die Zentrale sonst nichts leisten, so wäre der rege Meinungsaustausch zwischen den verschiedenen Interessentengruppen schon an sich ein nicht unwesentlicher Vorteil. Die Zentrale arbeitet aber fleißig und hat sich trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens schon mit wichtigen Fragen eingehend beschäftigt; so mit der Hebammenausbildung, dem Kostkinderwesen, den Säuglingskrippen u. a. Mittelst einer Eingabe hat sie sich bereits an den Landtag und damit an die breite Oeffentlichkeit gewandt. Diese Eingabe, ein 20 große Druckseiten umfassendes Memorandum mit verschiedenen Beilagen bedeutet ein schönes Stück Arbeit und gibt einen guten Ueberblick über die derzeit einzuschlagenden Wege zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Der Effekt war schon ein greifbarer: 50000 Mk. bewilligte der Landtag zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit in Bayern. Das ist für das ganze Land noch nicht viel, aber es ist ein guter Anfang und der Erfolg liegt weniger in der genehmigten Summe als darin, daß sich die Volksvertretung mehrmals eingehend mit der vorwürfigen Frage beschäftigt und ihr Interesse bekundet hat.

Der unter dem Vorsitz des rührigen Prof. Seitz tagende Arbeitsausschuß faßte in seiner letzten Sitzung nicht unwichtige Beschlüsse: vom Magistrat wurde im vergangenen Jahr 5000 Mk. für die Zwecke der Säuglingsfürsorge in den Etat eingesetzt. Nach Ansicht des Referenten Herrn Rechtsrat Hörburger ist diese Summe nur als Anfang zu betrachten und ihre Bedeutung darin zu suchen, daß ein solcher Posten von jetzt ab in der Rechnungsstellung figuriert und nicht mehr abgesetzt werden kann. Die Summe ist bis jetzt noch nicht zur Auszahlung gekommen mit Ausnahme von 1000 Mk., die einigen Milchküchen zugute kamen. Ueber die Verwendung der pro 1907 und 1908 anfallenden Summe von 9000 Mk. beschloß der Arbeitsausschuß, ihre Verteilung an die fünf hiesigen notleidenden Säuglingsmilchküchen zu empfehlen. Der Beschluß wurde einstimmig gefaßt, wenn auch der Wert der Milchküchen für die Herabminderung der Säuglingssterblichkeit noch nicht erwiesen ist. Verschiedene Stimmen, darunter Dr. Trumpp, der sich mit diesem Gegenstand wohl am eingehendsten befaßt hat, äußerten sich sehr skeptisch. Ein solcher Einfluß wird bei dem geringen Aktionsradius der bisherigen Einrichtungen auch schwerlich je zu erweisen sein. Der Wert der Milchküchen liegt gewiß mehr darin, daß sie als Propagandainstitute für natürliche und rationelle künstliche Ernährung wirken.

Aus einer vom Prinzregenten für die Zwecke der Säuglingsfürsorge gespendeten Summe von 10000 Mk. entfallen auf Oberbayern 2000 Mk. Ueber die Art ihrer Verwendung vom kgl. Ministerium des Innern zu einem Gutachten aufgefordert, war der Arbeitsausschuß einstimmig der Meinung, man solle den Betrag zur Schaffung einer Wanderausstellung der Säuglingspflege und zur Abhaltung von Wandervorträgen verwenden. Dies solle als Grundstock für ein Museum der Säuglingspflege angesehen werden.

Damit nimmt die Zentrale für Säuglingsfürsorge einen Gedanken auf, der seinerzeit vom Verfasser in dieser Zeitschrift angeregt und in der erwähnten Eingabe der Zentrale an den Landtag weiter behandelt worden ist.

Erfreulich war die Mitteilung des Herrn Rechtsrat Hörburger, daß

die von der Stadt gewährten Stillprämien stark in Anspruch genommen würden und daß die Stadt im Jahre 1907 einen Betrag von 13860 Mk. aus den Mitteln der Freih. v. Hirschschen Stiftung gezahlt hat. Zu einer Anregung des Verfassers, man möge außer den Stillprämien auch Prämien für gut gediehene Kinder bedürftiger Mütter gewähren und damit den wirklich erzielten Effekt prämiieren, bemerkte Herr Rechtsrat Hörburger, daß eine Absicht, diesem Gedanken näher zu treten, seinerseits schon vorliege.

Von prinzipieller Bedeutung ist vielleicht auch der Beschluß des Arbeitsausschusses, die Vorsitzende des bayerischen Hebammenvereins in den Arbeitsausschuß der Zentrale zu kooptieren und damit die Hebammen selbst zur höheren Mitarbeit am Kampfe gegen die übermäßige Kindersterblichkeit heranzuziehen.

Die Münchener Zentrale für Säuglingsfürsorge wird ihr Arbeitsgebiet mit der Zeit zweifellos über das ganze Land ausdehnen. Dafür spricht schon die Eingabe an den Landtag und die ihr dort zuteilgewordene Würdigung und dafür spricht auch die vom Ministerium geforderte gutachtliche Aeußerung über einen dem ganzen Kreis Oberbayern zugute kommenden Betrag.

Soll die Zentrale aber eine solche Ausdehnung erfahren, dann wird sie ihre Organisation noch weiter ausbauen, eine Gliederung in Sektionen und Unterabteilungen vornehmen, und in den einzelnen Städten vor allem den ländlichen Bezirksämtern Filialen gründen müssen. Damit käme ein weiterer vom Verfasser seinerzeit ausgesprochener Gedanke, wenn auch unter anderem Namen zur Reife: Der breit angelegte — aufklärende, nicht wohltätige — Verein zur Bekämpfung der übermäßigen Kindersterblichkeit.

Münchner Theater.

Herr Redakteur!

In dem Theaterbericht des Dr. Eloesser im Maiheft Ihrer Zeitschrift wird eine Episodenrolle, die ich in Hebbels Judith gespielt, besonders abfällig beurteilt. Das ist Geschmackssache des Kritikers und dagegen wäre nichts zu sagen. Auf einen tatsächlichen Irrtum möchte ich jedoch aufmerksam machen, der dem Herrn Referenten unterlaufen ist. Er spricht von einer Glanzzeit der Münchener Hofbühne vor 15 Jahren und nennt von den hervorragendsten Leistungen, an die er sich erinnert, Häussers Marten im „Hannele“, den Falstaff Häussers und seinen Malvolio. Nun hat Häusser damals in „Was ihr wollt“ überhaupt nicht gespielt und nur etwas früher einige Male den Tobias Rülp in dem genannten Stück. Den Malvolio spiele ich seit fast 20 Jahren ausschließlich an der kgl. Bühne; und so war der Schauspieler, der dem Herrn Referenten in Judith so außerordentlich mißfiel derselbe, der mit dazu beitrug, ihm jene frühere Zeit als eine Glanzzeit unserer Hofbühne erscheinen zu lassen.

Hochachtungsvoll

Alois Wohlmuth.

Sehr geehrte Redaktion!

Wie ich aus Herrn Wohlmuths Zuschrift ersehe, habe ich mir nur eingebildet, daß Häusser seiner Zeit den Malvolio gespielt habe. Die Phantasie des Kritikers bringt zuweilen eine Rolle mit dem Künstler zusammen, der einer poetischen Figur besonders verwandt oder gewachsen scheint. Die unwillkürliche Kombination erzeugt eine Vorstellung, die Vorstellung täuscht sich dann zu einer Erinnerung um. Das sollte nicht vorkommen, kommt aber leider vor, und Herr Wohlmuth selbst wird mich am bereitwilligsten entschuldigen, da seine Erinnerung statt fünfzehn Jahren nur einige Tage alt zu werden braucht, um sich eine falsche Vorstellung unwillkürlich unterschieben zu lassen. Weder an der angegriffenen Stelle noch sonst wo spricht mein Artikel von einer „Glanzzeit“ der Hofbühne, sondern nur von „anständigen Shakespeare- und verständigen Hauptmannaufführungen.“ Mit den Prädikaten Anständig und Verständig fängt doch Anerkennung überhaupt erst an, und sie sind sehr vorsichtig und bewußt gewählt worden, weil gerade von einer „Glanzzeit“ nicht die Rede sein sollte.

Hochachtungsvoll

Dr. Arthur Eloesser.

Renegatenstreiche.
(Simplicissimus Edition française.)

An den Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte.

Villa dell'Orologio, 28. April 08.

Mein Herr!

Ich beglückwünsche Sie zu der Energie, der Umsicht und der Nachhaltigkeit, mit der Sie ein öffentliches Aergernis in seinem Herzpunkte angreifen und den Geschäftsobjekten des Herrn Albert Langen vorerst einmal diejenige Kundschaft abzuschneiden beginnen, deren kulturelles und gesellschaftliches Niveau er ausspielt, sobald, vor Gericht oder von den unabhängigen Beurteilern, die laut zu sprechen wagen, sein Treiben beim rechten Namen genannt wird. Sie und Ihre Freunde haben mit einer politischen Klugheit, die ein Verdienst für sich ist, alle vorwiegend ethischen Momente aus diesem Kampfe ausgeschaltet, und führen ihn zunächst, als ginge er um Qualitäten und nicht um Gesinnungen. Sie wußten, daß Ihr Gegner gegen Schneiden aus einer gewissen Schmiede hürnen ist, und haben sich wohl gehütet, die moralische Empfindlichkeit eines Publikums zu überschätzen, dessen subtilere Organe tiefgehend infiziert, ja unter dem Kontagium dieses Hauses verhärtet und verstockt sind. Indem Sie den Vorstoß auf Fragen des Geschmackes hinüberspielten, fochten Sie mit der schneidigsten Waffe, die Zeit und Umstände Ihnen boten und durchschlugen die konventionellen Paraden; indem Sie einen großen Teil der zeichnerischen Materie des Simplicissimus namens aller, denen längst vor ihm ekelt, als künstlerisch nichtswürdig, statt als schmutzig und verkommen erwiesen; indem Sie den Rest wogen und als Spreu und Hülse befanden, als Degradation genialer Künstler zu unkünstlerischer Geschäftsschablone; indem Sie verschmähten, den ‚März' an einem der vielen Indizien zu fassen, die es so leicht machen, eines der bedenklichsten Organe Europas vom Stiele abzuknicken, sondern sich darauf beschränkten, die Unvornehmheit der Insulte zu enthüllen, mit der dies ‚positive' Blatt einem Umworbenen von gestern für zugesagte und nicht gelieferte Beiträge öffentlich quittiert —: indem Sie also durchweg das ästhetische Gewissen, Takt und Ritterlichkeit gegen Pfuscherei und Illoyalität in Harnisch brachten, nicht das elementare Ehrgefühl und das wachsende Reinlichkeitsbedürfnis gegen Schmählichkeiten und stiere Zote, haben Sie sich in diesem Kampfe, noch ehe er recht begonnen hat, die Oberhand gesichert; dem Kampfe, der sobald er eigentlicher anhebt, — und das brauche nicht ich Ihnen zu sagen, — auf der Hauptfront entschieden werden und um die Sache selbst gehen muß. Für diesen Kampf, in dem Sie sich zum Wortführer der Nation gemacht haben, und nur durch tatkräftigen Beistand aus der Nation heraus Ihre starken Chancen behalten können, lassen Sie mich Ihnen eine frische Waffe zureichen. Ich präsentiere Ihnen anbei zwischen zwei

Fingern Herrn Langen den Patrioten, den ‚Grunddeutschen‘, wie seine Märzreklame ihn nennt, in Gestalt einiger ‚Numéros‘ der ‚Edition française‘ seines rohen, lügnerischen Wochenblattes: Seines Simplicissimus, den er mit französischer Uebersetzung der Bildertexte auf allen Stationen und in allen Zeitungsbuden der Welt weiß auf knallrot dem Lecteur français aufpreist. Tournez s'il vous plaît steht darauf gedruckt; quarante centimes steht daneben; es kostet unsere Feinde, unsere Neider, unsere neugierigen Nachbarn nur vierzig Rappen, sich einen deutschen Renegaten zu kaufen, der unsere Art ihrer Verachtung preisgibt, der französisch geradebrechte aber allenfalls verständliche Erklärungen unter unser aller Schmähbilder hält, von unserem Kaiser bis zu unserem Gesindel, unter die Entblößung von unserer Mütter und unserer Schwestern Scham, von unserer Väter Häßlichkeit, von unser aller trostlosesten Wunden und Schwären.

Das weiß niemand von denen in Deutschland, die aus alter schlechter Gewohnheit den Simplicissimus weiter kaufen, und auch Sie trauen Ihren Augen nicht; aber lassen Sie Ihre eigenen Augen entscheiden: Treizième année, Numéro 2, pg. 40. Zu dem ebenso witzlosen wie kotigen Bilde, das Bülow neben dem Nachtstuhl mit der Aufschrift ‚Allgemeines Wahlrecht‘ sich die Kleider zuknöpfend zeigt — vergeben Sie mir, daß ich Ihnen die Erniedrigung, dies abzudrucken, zumuten muß — steht: Bravo, Bernard, tu as fait bien de t'asseoir sur le suffrage universel. (Après le grand discours.) Numéro 4. Der Deutzer Kürassieroffizier, an dem der alte Kölner Haß sich austobt, und der ihn hat eben vom Richter abstrafen lassen, verfällt dem Nachtouche, wie jeder, der sich mit solchem Volk au pair stellt. Der Franzose liest zu dem Bilde: Bien sûr, les officiers prussiens savent lire et écrire. Sinon, ils ne pourraient pas, après, devenir commis voyageurs et agents d'assurance. Sehen Sie über das Leutestubenfranzösisch hinweg — der deutsche Schang bricht sich gern die Zunge, um jenseits des Rheines für voll zu gelten. Numéro 1 pg. 20. Propos de diplomates: Ein Engländer, ein Türke, ein Inder: Et puis, mon cher Lord Tweedmouth, vous savez, un bon voyageur n'est pas nécessairement un bon correspondant: Das ist der Kaiser. Numéro 1 pg. 20. Drei blutige Hohnbilder liefern den Kaiser dem Grinsen des lecteur français aus. Darunter 1. Longtemps avant le lever du jour, alors que les citoyens, ses sujets, reposent encore paisiblement, l'empereur a déjà travaillé à la flotte. 2. Il dirige les arts; il met en scène l'opéra Sardanapal. 3. Au milieu des ténèbres et du silence nocturne, l'Empereur veille encore longtemps; il pense aux destinées du peuple qui lui est confié. Das sind im Deutschen Verse; und Verse pflegt die Edition française, soweit ich sehe, nicht zu übersetzen; der Gegenstand rechtfertigt die Ausnahme; weiter, weiter, um nur zu Ende zu kommen: Fünfeinhalb Zeilen Domestikenfranzösisch erklären, mit der fürs Ausland erforderlichen Umständlichkeit gegenüber dem knappen deutschen Text, die Pointe der zur Ritterburg ausgebauten Toteninsel Böcklins als

résultat important du voyage impérial, — drei andere den Hoflakaien als directeur de la Galérie Nationale; der lecteur français soll augenscheinlich erfahren, daß es außer den deutschen Lakaien, die er sich halten kann, auch solche gibt, die von Deutschen bezahlt werden; weiter: mit drei Skizzen hat Wilke den Redaktionsbeschluß, die deutsche Marokkopolitik wieder einmal zu besudeln, wohl oder übel ausführen müssen; und sie sind, bei einem Künstler von solchem Range, überzeugend und abstoßend genug geraten. Man hat die Ehrlosigkeit, sie französisch folgendermaßen zu kommentieren: 1. un jour le vieux et spirituel ministre d'Etat fut bousculé dans la rue par un apache français; 2. bien que rudement malmené, il résolut, étant le plus sage, de faire le mort, 3. et pria son agresseur de ne pas prendre pour de la faiblesse son attitude pacifique. Freilich, so lautet es heut, wo die deutsche Politik, die Reserven gelernt hat, sich auf Beobachtung und Vorbereitung beschränkt; aber, in jenem denkwürdigen Frühling 1905, von dem wir unsere heutige Epoche datieren, — als Marokko präzipitierte, und der Kaiser, durch eine ihrer Traditionen würdige Geschäftsführung unterstützt, die schon siegessichere Koalition angriff und im Bündnispunkte aus der Klammer brach, — als das französisch-englische Marokkoabkommen über Nacht auf seinen Papierwert sank, und die Renten um Points, als vor den Erklärungen des Botschaftsrates, dem der abreisende Vertreter Deutschlands die Geschäfte übergeben hatte, das verschreckte Frankreich sein einziges großes Herz, seinen einzigen großen Willen, sein einziges politisches Genie lautlos opferte, — — wo stand in jenem wilden Frühling unserer Hoffnungen und unserer politischen Selbstbesinnung Herr Albert Langen, das edle Blut vom Rhein? Auf der Seite der ringsum eingeschlossenen Volksgemeinschaft, die seine Sprache spricht, oder der sich eben Duckenden, in deren Sprache und an die er uns wöchentlich einmal verkauft? Stand er auf der Seite der nationalen Würde und der Ehre, oder auf der Seite der Quarante centimes, die er wöchentlich kostet? Sie wissen es, mein Herr, wo er damals stand, und entsinnen sich der frechen Stimmungsmache, mit der Herr Langen damals die Hände Gallias und Germanias zusammengab, auf dem Titel seines käuflichen Pamphlets — —, ‚et pria son agresseur de ne pas prendre pour de la faiblesse son attitude pacifique' — heißt es heut so? ‚Lügen muß ein gutes Gedächtnis haben' sagt das Volk.

Das ist die Edition française; sie übersetzt zwar die Bildertexte ohne Unterschied, und unterschlägt nur dann und wann ein allzu mattes Blatt. Aber dadurch, daß der Fuchs sich den Anschein gibt, auch das außerdeutsche Europa und wäre es das französische, gegebenen Falles nicht zu schonen, — durch so durchsichtige Verschleierungen werden Sie sich nicht blenden lassen; diese Verschleierung sind Sie aus der Edition allemande viel zu sehr gewohnt; durch diesen Anschein, mit dem ohne Ansehen der Person nach allen Seiten Bestialitäten ausgeteilt werden, sind vielleicht

so harmlose Gemüter zu fangen, wie dasjenige, das aus dem Straßburger Brief der heut mir zugehenden Frankfurter Zeitung spricht. Aber Sie, mein Herr, sitzen den Quellen näher und haben Gefühl für Nuancen; Sie haben die Simplicissimuskampagne gegen England zur Burenzeit, die bis auf den heutigen Tag unseren Gegnern jenseits des Kanals ein bequemes und einleuchtendes Agitationsmaterial gegen Deutschland liefert, miterlebt, und sich vielleicht gewundert, daß der letzten Kampagne für die russische Revolution der rechte Schwung und Schmutz von damals gefehlt hat. Die russischen Verschwörer sind eben nicht Herr Leyds und das Brüsseler Bureau, und der deutsche Enthusiasmus für monomane Mordsekten scheint minder leicht geschäftlich exploitierbar zu sein, wie der alte für das biedere Herz unter dem rauhen Rocke. Aber es ist jetzt noch nicht an der Zeit, das Register von Vergehung zu detaillieren, in das diese Betrachtungen mich hineinziehen wollen; und ich verweile eben so wenig bei den ausländischen Vorbildern der Edition française, hinter denen Herr Langen Deckung suchen wird, — gewissen mehrsprachigen Ausgaben unpolitischer französischer Witzblätter, wie des ‚Rire', glaube ich, die ohnehin nicht für Franzosen, sondern für den europäischen Export, für München und Bukarest, hergestellt werden, ebenso wie bekanntlich die Literatur der Herren Case oder Prévost, die Herr Langen und seine Budapester Kollegen, der schönen Sprache wegen, übersetzen lassen und verschleißen. Es ist überflüssig, und unter Ihrer wie meiner Würde, diesem Herrn seine Ausflüchte vorweg zu verlegen. Aber, da ich einmal die Feder gegen das angesetzt habe, was ich im heutigen Deutschland am bitterlichsten hasse und verachte, so lassen Sie mich mit der Feder in der Hand die eben hier und da angeschlagenen Gedanken zu Ende führen, und, unvorgreiflich Ihres eigenen Resumés, als Politiker den geistigen Zusammenhang herstellen, in dem alle jene Einzelheiten aufhören, für sich zu befremden, in dem sie Symptome und Symbole werden.

Der Simplizissimus, nicht als Spekulation eines skrupellosen Pfiffikus, sondern als Etappe auf dem Wege der Nation, ist in den ersten Jahrgängen seines Bestehens eine geschichtliche und pathologische deutsche Notwendigkeit gewesen; will man den allgemeinen Zustand, der ihn erklärt, und den neuen Ton, durch den er diesem Zustande entsprach, in ein Wort, das erste schlechteste, fassen, so wird es heißen ‚Disharmonie'; die politische Disharmonie, die gesellschaftliche Disharmonie, die kulturelle Disharmonie, die das deutsche Leben der letzten zwanzig Jahre beherrscht hat, war der tragische Vorgang, in den hinein der scheckige Narr von damals seine ‚Wahrheiten' sagte. Er ist das Produkt eines Uebergangs gewesen, das publizistische Gleichnis einer Rasse in der Umbildung; was er heut ist, wo er uns noch zu molestieren fortfährt, will ich weiter unten sagen; was er war, braucht darum niemand zu vergessen, der sich das eigene Phänomen und damit das der Zeit zu erklären versucht.

Der Uebergang der binnendeutschen Existenz und der binneneuropäischen

Existenz Deutschlands zum Imperium, nominell vollzogen nach den drei Kriegen, war virtuell von der Generation, die diese Kriege geschlagen hatte, nicht abzuschließen, hätte wohl als geschichtliche Forderung und Aufgabe überhaupt die Leistungsfähigkeit einer einzelnen, wie immer genialen Generation überschritten. Diejenige, der es auferlegt war, den großen geschichtlichen Wechsel von 1871 einzulösen, war für jene Aufgabe nicht und für keine, außer den ganz elementaren, brauchbar. Sie kam aus der Ruine der alten Gesellschaft, wie Ständekampf und Revolutionen sie hinterlassen hatten, mit gebrochener Ueberlieferung, mit verschleudertem Erbe, ohne Ahnen, ohne Kultur und ohne Reife zur politischen Arbeit, in eine dreifache übereinander getürmte Verpflichtung hinein: die Verpflichtung, die gestern gewordene Großmacht politisch und kulturell auf der Stelle zu vertreten; in die Verpflichtung, eine aus heterogensten Stammeselementen mit heterogenster Geschichte, aus heterogensten Ständen plötzlich nach außen einsgewordene politische Gemeinschaft innerlich zur homogenen Rasse zu verarbeiten; in die Verpflichtung, dies junge und arme Volk, das in den 200 Jahren, seit denen es wieder Kontinuität besitzt, Krieg auf Krieg geführt hatte um nur zur Wiederexistenz zu kommen, in ökonomische Konkurrenzfähigkeit mit dem gemächlichen Erbreichtum seiner ruhig alternden Nachbarn zu versetzen. Nicht dem heutigen Tage, den ästhetisierendes Geschwätz aus fünfter Hand verwirrt, sondern der Zukunft, die den Kulturbegriff ausschließlich als politischen diskutieren wird, fällt die Aufgabe zu, aus dem Zusammenhange, den ich hier nur andeute, das Elend zu entwickeln, das unsere Jugend beherrscht hat und dem wir erst heut zu entwachsen beginnen.

Denn wenn auch unser heutiger Nationalwohlstand im Verhältnis zu dem von 1880, wenn auch der nervöse Neid und die rednerische Bewunderung unserer Nachbarn uns nicht bezweifeln läßt, wie vieles trotz jenem tragischen Mißverhältnis zwischen Sollen und Können die Arbeit jener Generation real geleistet hat — die Einbuße an imponderablem, die diesen Bilanzabschluß ermöglichte, war sinnfälliger, empfindlicher, war das eigentlich formgebende Moment unseres Lebens. Wir hatten den letzten Rest von Sicherheit der Lebensform verloren, der sich noch gerettet haben mochte, und wußten es; wir waren häßlich geworden und mußten es ertragen; wir waren stillos geworden und litten darunter; wir hatten keinen Ton mehr und übernahmen uns oder versagten; wir waren Fanatiker der Heuchelei aus Unaufrichtigkeit und Fanatiker der Liederlichkeit aus schlechtem Gewissen; wir waren in allen Stücken zur Repräsentation gezwungen, aber lebten aus der Hand in den Mund; das deutsche Leben in allen seinen Sphären wimmelte von Existenzen auf Kredit und verwilderte durch Scheindasein; jedermann kaufte billig und verkaufte teuer. Deutscher Schwindel wurde ein fester Artikel des Weltmarktes, die Surrogatefabrikation geistiger und materieller Güter ein deutsches Monopol; die Nation, deren Gründlichkeit ein Jahrhundertlang berühmt, auf der Grenze zum berüchtigten, gewesen war, wurde das schlimmste, was sie werden

konnte, nicht sowohl oberflächlich als scheingründlich: denn ein Schatten von Tradition verpflichtete noch zur Täuschung; Tradition im präzisen Sinne, und damit die Haltung dieser Tradition hatte nur ein einziger Stand bewahrt; auf den deutschen Offizier blickte alles, was sich Haltung geben wollte und geben mußte, weil die natürliche Haltung dahin war: der Beamte, der Student, der Geschäftsreisende; in tausend Nuancen karikierten Popanze den Typus des reservierten, seiner selbst sicheren Edelmannes. Es wäre kein Ende, wenn ich das deutsche Leben jener Jahre von einer dantischen Bolge zur anderen mit Ihnen durchwandern sollte; ich habe an einer anderen Stelle das bitterste darüber gesagt was sich sagen läßt und könnte mich hier nicht deutlicher machen, ohne mich zu wiederholen.

Dieser in sich disharmonische Organismus, dies formlose Gewühl von Uebergang und Untergang, dessen Glieder und Organe mit einander in trostlosem Streite lagen, explodierte plötzlich in einer Wochenschrift all seine Gereiztheit, all sein gespartes und konzentriertes Selbstgift, seine Unzufriedenheit mit sich, sein nervöses Unbehagen mit jedem seiner Momente und die hysterische Lust am Wieder-Wehtun — sein feiges und unreinliches, seine Kriminalität, seine Schadenfreude, seinen Hohn. Und er war, zum mindesten in dieser Explosion, allerdings moralisch, und moralisch war dieser Simplicissimus, auch wo er unsauber war — es wöchentlich zu sein, hatte er damals nicht nötig; seine moralische Kraft bestand darin, daß er mitten in einer Zeit die hinter glattem Schein zu verwahrlosen drohte, jedem Schein entsagte, und ausbrach; denn die Fähigkeit auszubrechen, in einem solchen Sinne, schien der deutschen Existenz verloren gegangen zu sein, und es ließ auf eine enorme Fähigkeit zur Selbstheilung schließen, daß irgend wo irgend etwas sich zu seiner Häßlichkeit, seinem Hohn, seiner Feigheit und Roheit bekannte. Man fühlte denen, die den Ton dieses neuen Organs bestimmten, an, daß sie Widrigkeiten nicht verkaufsbereit herstellten, sondern von sich ausschieden, und nahm alles Erschreckende gern dafür in Kauf; sie wirkten wie ein Körper, in dem eine lange latente Krankheit endlich durchbricht, und faßbar, heilbar, operierbar, ja implicite ein Gesundungssymptom von dem Augenblicke an wird, in dem sie aufhört, sich zu verstecken. Das war der Simplicissimus genialer Zeichner, vor allem Heines; eine Art von Künstlerimprovisation, ganz frei, ganz unsachlich, mit dem künstlerischen Rechte auf schrankenlose Subjektivität, viel mehr Selbstdarstellung als Zeitdarstellung, nicht Kritik, sondern Repräsentation, die bis zur Exhibition und Prostitution gehen konnte; nicht weil der Simplicissimus die ‚Wahrheit sagte' — dies Lobgericht, das Herr Langen sich zu frohen Familienfesten bei seinen Meinungsköchen zu bestellen pflegt, ist uns anrüchig — sondern weil er in einer Zeit tiefster Unaufrichtigkeit die Wahrheit einiger künstlerischer Individuen war, haben wir damals nach ihm gegriffen. Wir haben ihn auch damals nicht überschätzt; wir hätten uns auch damals gegen die Zumutung, unseren

Erzieher in ihm zu sehen, energisch gesträubt; wir haben auch damals den Zug zur Bagage, der in ihm war, nicht übersehen; aber es war ein menschlicher Laut, der aus ihm klang, aus diesen kalten Sätzen und spitzen Bildern, ein schriller, zerrissener und zerreißender Laut von tiefem Unfrieden, der unserm eigenen Unfrieden entsprach, für Momente; und für diese Momente ist der Simplicissimus des Herrn Langen damals der Simplicissimus des deutschen Volkes gewesen.

Das ist die Wahrheit über den alten Simplicissimus; und diese Wahrheit so stark und unumwunden auszusprechen, habe ich zwei Gründe: erstlich den, daß Herr Langen wisse, wohin er mich zu stellen habe; dann den wichtigeren, daß gerade die Tage, in denen Sie, mein Herr, diese Zeilen empfangen, die Sicherstellung der geschichtlichen Wahrheit gegen ein überlegtes System von ‚Stilisierung', gelinde gesagt, zur Pflicht machen. Herr Albert Langen müßte nicht die sichere Witterung für die deutsche Atmosphäre haben, wenn er nicht längst gespürt haben sollte, daß der Wind umschlägt; es war Landwind, es wird Seewind; nicht nur, daß er es für gerissen gehalten hat, neben die „Negation" des Simplicissimus etwas so ‚positives' und ‚grunddeutsches' wie den ‚März' zu stellen, zur gleichen Zeit, in der er heimlich über die Grenze schlich, um sein bedrohtes Gleichgewicht durch etwas ‚grundfranzösisch' zu sichern, — sondern auch sonst will ihm die Zeit nicht gefallen; die Prozesse von ehmals haben ihm nicht viel ausgemacht, schon weil sie mit den geschäftlich so lukrativen Beschlagnahmen verbunden zu sein pflegten; aber die Regierungen sind längst so gerissen wie er und haben aufgehört, de travailler, mittels konfiszierender Schutzleute, pour le roi de Munich; und die neuen Prozesse ärgern ihn; nicht der paar Batzen wegen, die sie ihn zu kosten pflegen, die macht schlimmstenfalls das Geld des lecteur français gut; sondern weil er in der Art, wie er jetzt von Privaten gleichmütig wegen Verleumdung und Beleidigung verklagt wird, System ahnt, und weil dies System, ein System aus lauter kleinen Einbußen, aus lauter kleinen Zeitungsberichten mit obligater Verurteilung am Schlusse, über Nacht allgemein werden und der Welt zeigen könnte, daß es nicht mehr die armen Mucker ausschließlich sind, die den ruppigen Köter hetzen. Im Grunde zwar brauchte Herr Albert Langen sich darüber noch nicht zu beunruhigen; er brauchte noch nicht so fieberhaft an seiner Reputation zu arbeiten, wie er tut; die ist in wirklicher Gefahr noch nicht, so lange er verklagt und verurteilt **wird**, sondern erst dann, wenn er gezwungen wird, selbst zu klagen und seine Klage zusammenbricht; aber da es auch dazu jeden Tag kommen kann, — wird er meinen, — ist es gut, vorzubauen: und ich zähle in der Tagespresse der letzten Woche nicht weniger als vier aus verschiedenen Federn stammende Apologien des Simplicissimus, außer einem Buche, auf das ich zu sprechen komme; und alles dies konvergiert darauf hin, dem Publikum Herrn Langen als rettenden Täter, als Patrioten in oft vielleicht nicht ganz behaglichen Formen, ich weiß nicht, als was noch zu suggerieren. Teilweise

suchen diese Artikel einen Herrn Langen recht unsympathischen, weil augenscheinlich eindrucksvollen Aufsatz des Hamburger Fremdenblattes abzuschwächen, in dem, wie ich sehe, jedem Leser des Simplicissimus, und mit vollstem Rechte, die Verantwortungslast für den Schaden überwälzt wurde, den das Blatt anrichtet; darum also dies Aufgebot der Freunde des Herrn Langen und diese Versuche (die ich für durchaus gutgläubig halte), die unbequeme Wahrheit (die nicht jedermann einzuleuchten braucht), wegzublasen; und darum mein Entschluß, sie in diesem Zusammenhange herzustellen.

Das soll nicht heißen, mein Herr, daß ich Ihrer Aufmerksamkeit eine Auseinandersetzung mit jenen Apologeten zumute; eine solche verbietet sich etwa, was das oben erwähnte Buch ‚Die vom Simplicissimus‘ angeht, schon dadurch, daß sein Verfasser, ein gewisser Flake, vor anderthalb Jahren (im Almanach des J. Zeitlerschen Verlages in Leipzig) unter dem Titel ‚von deutschen Dingen‘ Schmählichkeiten veröffentlicht hat, die mich damals veranlaßten, meine persönlichen Beziehungen zu seinem und meinem Verleger abzubrechen, und die für heut und immer ihren Urheber von meiner Beachtung, es wäre denn eine ganz generelle, ausschließen. Herr Konrad Haußmann, M. d. R., ist ein lebhafter und liebenswürdiger Dilettant auf vielen Gebieten, unter anderm dem künstlerischen, aber ein sehr mittelmäßiger Kenner auf den meisten, in die ich ihm folgen kann. Und sein mir soeben vorliegender Aufsatz, in der Frankfurter Zeitung ‚Satire und Simplicissimus‘ gipfelt zwar in der Tirade, daß eine Konstitution, die gegen diese Art Satire revoltiert, von Neurasthenie befallen sein müsse — eine Vermutung, die Herrn Hofmiller ebenso belustigen wird wie mich — scheidet aber gleichzeitig schon durch ihr Motto: wonach Bismarck den Simplicissimus geschätzt und sich daraus habe vorlesen lassen, für jede ernsthafte Erwägung aus der Diskussion. So raisonnieren heißt blind und taub sein — bei jedem andern als Herrn Haußmann würde ich sagen: sich blind und taub stellen; den Simplicissimus, von dem ich spreche und Sie, mein Herr, und den Herr Haußmann prämiiert, hat Bismarck nicht erlebt; der Simplicissimus, aus dem Bismarck sich mag haben vorlesen lassen, ist der, dessen Betrachtung ich nur eben unterbrochen habe, um den unruhigen Herrn Langen und sein Beruhigungsaufgebot zu beleuchten; und zu dem ich nun zurückkehre.

Denn was jener alte Simplicissimus auch gewesen sein mag — und wäre er wirklich jene geniale Künstlerimprovisation gewesen, als die er wirkte — in jedem Falle war es durch die Umstände, aus denen er hervorging und die er im Stile festhielt, ausgeschlossen, daß er bleiben konnte wie er war; ein Kind des Umschwunges, hätte er mindestens die Transformation des Volkes und der Geschichte mitmachen müssen, die er von einem zufälligen Punkte an illustrierte, und also sich wandeln; sein Programm hätte sich dabei freilich langsam aufzehren müssen, sich schließlich erschöpft, und er hätte den Punkt seines Endes so frei bestimmen können wie den seines Anfanges. Es sind die kurzlebigen Künstlerorgane,

das Athenäum oder das Yellow book, in denen sich das Unsterbliche einer Epoche erhält, nicht die Kladderadatsche oder die Studios, die sich überleben. Ueberlebt aber in dem Sinne, daß er außer Kontakt mit unserer Zeit gekommen war, hatte der Simplicissimus sich schon vor fünf oder sechs Jahren. Jener Uebergang der Rasse von einem alten Typus zu einem neuen fing an, die ersten neuen Grenzen zu markieren; die Generationen lösten sich ab; dem allgemeinen Pathos des Protestes folgte in allen Sphären des nationalen Lebens eine Zeit der erwachenden Gewissen und des Sich-ernst-nehmens, wie die Epoche sie verlangte; es zeigte sich, daß von allem, was die alte deutsche Linie gestört und wohl ganz zerstört hatte, das Mark des lebensfähigen Teils der Nation nicht tangiert worden war; und es zeigte sich gleichzeitig damit die im gleichen Tempo fortschreitende Dekomposition aller der lebensunfähigen Elemente, die den geschichtlichen Uebergang nie zu Ende erleben dürfen, sondern an den Krankheiten des Uebergangs aussterben, damit die neue Sonne sie nicht sehe. In allen deutschen Großstädten, München und Berlin wie billig voran, fließt eine treibende und ausgerissene Gesellschaft zusammen, deren eiskalte Entsittlichung und Verrohung, deren Korruption und Verklammerung ein viel zu sicheres Zeichen der Agonie ist, als daß es den Betrachter erregen dürfte. Ein Organ, wie der Simplicissimus in seinen Anfängen es war, als Heine ihm die Signatur gab, hatte aber nur einen Sinn, wenn es das Leben der Nation mitlebte, nicht ihre Verwesung teilte. Leider war dies Blatt nun nicht das Organ seiner Künstler, sondern das des Herrn Albert Langen; eine Geschäftsunternehmung, ja einfach ein Geschäft. Das war seine Grundlüge, die ihn heut vernichtet. Die Wahrheit zu sagen oder darzustellen, kann wohl einmal etwas einbringen: aber man kann seine Rente nicht darauf gründen, daß man Wahrheit sagt. In dem Maße, in dem der Simplicissimus seine Effekte geschäftsmäßig abschätzen lernte und schablonierte, ist er in eine rückläufige Bewegung der vorwärts gehenden Nation gegenüber getreten; auch ohne das mußte ihn, da er ein bloßes Geschäft war, schon der Abstumpfungscoeffizient um alle Qualität bringen; hatte er mit Salz begonnen, so mußte er nun die Speisen versalzen, um noch gespürt zu werden; hatte er gestern zum Pfeffer und heute zum Paprika gegriffen, so mußte es morgen Curry sein: es ist seit langem Höllenstein geworden und ist heut Chlor, das überall, wohin es trifft, lebendiges Gewebe zerstört; und zwar gesundes Gewebe, nicht das morsche von einst, das wohl ferro et igni hätte angefaßt werden dürfen. Daraus ist resultiert, daß der Simplicissimus in viel tiefere Schichten des Publikums hat sinken müssen und immer weiter sinkt, je mehr er gezwungen ist, für Mob zu arbeiten, und es resultiert ferner daraus jene beklagenswerte Verwüstung der künstlerischen Kräfte, der Mißbrauch superiorer Talente, der sich von selbst versteht, wo Künstler wie Wilke und Heine durch das Geschäftsinteresse an jeder Entwickelung gehindert werden, wo ein Schriftsteller von dem Range und der Reinheit Hermann Hesses zum Renommierdeutschen

des Herrn Albert Langen herabgewürdigt wird und einer leeren Vielschreiberei verfällt, die ihn ruinieren muß; Sie, mein Herr, übersehen besser wie ich, und haben es ausgesprochen, welchen Feind Ludwig Thoma an Peter Schlemihl hat, — Ihnen bleibe das Urteil darüber, was an dieser Misere, außer gelegentlichen Requisiten, noch bayrisch, noch münchnerisch, noch süddeutsch ist. Was daran ich nicht als Klüngel im bösen Kölner Sinne erkenne, das ist Camorra, eine mit allen Camorren Frankreichs und des Nordens, endlich auch Italiens verbrüderte Camorra, wie sie sich beim Schwiegersohne des Herrn Björnsterne Björnson, des determiniertesten Feindes unseres Volkstums, von selber versteht; der Rest ist typisches Rheinländertum im verrufenen Sinne des leider von der Geschichtsunkenntnis meist romantisch verwandten Wortes; es ist der typische politische Kölner im Sinne vernichtender Sätze Treitschkes; den faux bonhomme im Blute und die feile Phrase immer gebrauchsfertig im Munde, ohne Knochen und Grat, mit der Vielseitigkeit der Wetterfahne und der Schamhaftigkeit seines Plakattieres; das ist der Geist, der den Simplicissimus bis hierher gebracht hat.

Und nicht weiter. Seinen Gang werden wir nicht beeinflussen: wir gehen unsern Gang; indes die Nation sich konsolidiert, muß er sich mit geometrischer Beschleunigung weiter korrumpieren, kraft seines Kontagiums; denn es gibt ein Kontagium nicht der Gesundung, sondern nur der Krankheit. Aber es muß ein Moment kommen, wo die Zwillinge des gleichen Urschicksals dem gleichen Körper nicht mehr angehören können, wo das ursprüngliche Blutsband reißt und die gesunde Hand die verkrebste, die sie ärgert, abhaut und fortwirft. Diese Stunde hat heut für den Simplicissimus geschlagen, Sie, mein Herr, haben zur Amputation geraten; und ich spreche nicht nur im eigenen Namen, wenn ich sage, daß dies Blatt seit langem aufgehört hat, diejenigen zu vertreten, von denen abhängen wird, ob es moralisch Kredit behalten kann oder moralisch tot ist. Herr Albert Langen wage nur noch einmal, sich von den Sachverständigenlisten, in denen er stark ist, seine ‚Mission' öffentlich testieren zu lassen, diejenige eingeschlossen, die er als Mann der vierzig Silberlinge auf den Märkten und Bahnhöfen der Fremden propagiert: es wird dann zur Enquête kommen müssen und festgestellt werden, ob sein Blatt ein Organ des deutschen Gewissens ist, oder die Schandgeburt aus Felonie und Ko[...] als die ich es hier affichiere.

Ich bin, mein Herr, mit dem Ausdrucke meiner

dauernden Ergebenheit
treulichst der Ihrige
Rudolf Borchardt.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Ruederer

Schon vor Jahren schrieb **Max Halbe** in einer Münchener Wochenschrift:

„Josef Ruederer ist kein Jüngling mehr und kein Stürmer und Dränger. Die Jahre, da man kaum dunkel geahnte Empfindungen, erst undeutlich geschaute Gestalten hastig und zugleich siegesbewußt aufs Papier wirft, um die ungeduldige Mitwelt nicht länger warten zu lassen und sich auch seine unveräußerlichen Ansprüche auf die Nachwelt der neidischen Konkurrenz gegenüber rechtzeitig zu sichern, diese Jahre schnell fertiger Unsterblichkeit liegen hinter ihm. Für Ruederer waren es Jahre des Kampfes mit der Welt, des Ringens um äußere Lebensstellung, Jahre vielfältiger Erfahrungen, Beobachtungen, wechselvollen Würfelspiels, und wenn während dieser Zeit, da sein Charakter sich im Strom der Welt bildete, auch sein Talent in der Stille sich regte, so hat er dessen unreife Aeußerungen wohlweislich im Kasten verschlossen und mit sicherem Takte dessen Wachstum überwacht, bis der Tag der Erfüllung und der Reife gekommen sein werde.

Und dieser Tag ist gekommen. Dank und herzliches Glückauf dem geduldigen Manne, der zu warten verstand, damit er **als ein starker Künstler** vor die Welt treten könne. **Solche Naturen sind selten und darum kostbar.**"

Im „Berliner Tageblatt" schrieb **Fritz Mauthner** in einer Würdigung von Ruederers Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten:

„Die Geschichte vom „strohblonden Augustin, dem brennroten Kilian und der sittlichen Weltordnung" ist oft wüst, oft schrullenhaft erzählt, so daß die Phantastik mitunter in traumhafte Unordnung übergeht; aber **ihr Verfasser ist ein Dichter, so wahr E. T. A. Hoffmann ein Dichter war.** Und er wird uns mit diesem genialischen Wurfe ein ganzer Dichter bleiben, auch wenn er sich selbst späterhin untreu werden oder wenn die Lust an der Tollheit ihn gelegentlich geschmacklos werden lassen sollte. Josef Ruederer ist mit dieser einen Erzählung ein Poet, allerdings nicht für die überästhetischen Dekadenten, die kein Blut sehen können, wie der strohblonde Augustin, und die darum vor dieser Kraft und vor diesem lauten Gelächter erschrecken werden; aber wir freuen uns der Kraft und des Gelächters, weil Ruederers rasche Entwickelung uns ein Zeichen mehr ist dafür, daß die Zukunft nicht einer der neuen Schulen gehört, nicht dem pedantischen Naturalismus und nicht dem verschwommenen Symbolismus, sondern jeder starken, saftstrotzenden Individualität.

Nur möge niemand glauben, auch Ruederer selbst nicht, daß

lung der Ansichten, wenn der persönliche Vorteil in Frage kommt; an der Ehrenmitgliedsernennung eines allgemein bekannten Lumpen, von dem sich gestern noch alle wandten.

Und die Ironie ist keine bewußte, aufgetragene; sie kommt einzig aus den Fakten, sie ergibt sich mit Naturnotwendigkeit. Darum ist sie schlagend. Und sie erhebt sich zu aristophanischer Größe in der köstlichen Szene, wo drei Menschen, zwei Männlein und ein Weiblein, miteinander eine saubere Abrechnung halten."

Die Morgenröte. Eine Komödie aus dem Jahre 1848 in 5 Akten.

Preis geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

„Hochland" schließt seine Besprechung mit den Worten:

„Ruederer ist doch heute vielleicht der einzige Bühnenschriftsteller, der ein Gefühl und eine Vorstellung davon in sich hat, wie reich und tief die Kunstform der Komödie sein kann, wenn über das bengalische Licht der Menschlein die Sonne des Menschlichen heraufzieht."

Höllischer Spuk. Ein Münchener Erlebnis.

Preis geheftet M. —.80

Ruederers neuestes Werk

Wolkenkuckucksheim. Eine Komödie in 3 Akten,

deren Uraufführung Anfang Juli 1908 im Münchener Künstlertheater stattfinden wird, erscheint in einem der nächsten Hefte der „Süddeutschen Monatshefte" (Vierteljahr M. 4.—).

Wie schon die wenigen hier wiedergegebenen Urteile zeigen, erfreut sich Ruederer in literarischen Kreisen bereits seit Jahren der höchsten Anerkennung. Fern von allem Tageslärm und Cliquenwesen hat hier eines der glänzendsten Schriftstellertalente in jahrelanger Zurückgezogenheit reife Kunstwerke geschaffen. Diese Werke zu kennen, ist ein Erfordernis literarischer Bildung. Durch die Anfang Juli stattfindende Uraufführung seines „Wolkenkuckucksheim" wird Ruederers Name in aller Mund kommen, da er der einzige lebende Autor ist, der an dieser Stelle aufgeführt wird. Mit höchster Spannung wird schon jetzt der Veröffentlichung dieses Werkes in den „Süddeutschen Monatsheften" entgegengesehen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher, Musikalien und Kunstblätter eingelaufen:

Verlag der Aerztlichen Rundschau (Otto Gmelin), München.

Dr. Max Nassauer, Der Arzt der grossen und der kleinen Leute. Aerztliche Skizzen. (81 S.)

R. Piper & Co., München.

Dmitri Mereschkowski, Der Zar und die Revolution. (203 S.)

Karl Curtius, Berlin.

H. Cassel, Amerikanisches Geschäftsleben. 2. Aufl. (110 S.)

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin.

Frank Wedderkopp, Harden im Recht? Eine Betrachtung. (78 S.)

Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Paul Schettler, Mitternachtszauber. Drei Spiele. (63 S.)

J. P. Bachem, Köln a. Rh.

Dr. Hans Rost, Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart. (88 S.)
M. Herbert, Aus unseren Tagen. Roman nebst zwei Novellen. (266 S.)
Anna Freiin von Krane, Magna peccatrix. Roman. (432 S.)
Champol, Schwester Alexandrine. Preisgekrönter Pariser Roman. (230 S.)

Lampart & Co., Augsburg.

Dr. St. Lederer, Das Hauptfundament des Einheitskatechismus nach Deharbe, Linden, Schuster. (54 S.)

Verlag Deutsche Vereinigung, Bonn.

Dr. K. Th. v. Eheberg, Das Reichsfinanzwesen, seine Entwicklung, sein heutiger Zustand, seine Ausgestaltung. (56 S.)

Gustav Rieckes Buchhandlung Nachf., Berlin.

A. O. Weber, Mehr Licht! Gereimte Satiren. (143 S.)

Martin Breslauer, Berlin.

Documente frühen deutschen Lebens. Erste Reihe / Das deutsche Lied / geistlich und weltlich bis zum 18. Jahrhundert. Katalog III (556 Nr.).

Paul Neubner, Köln a. Rh.

A. Caspary, In Memoriam: Jakob Julius David. (36 S.)

Huber & Co., Frauenfeld.

Wilhelm Ochsenbein, Rosamunde. Ein Trauerspiel. (112 S.)
Marie Steinbuch, Annemarie von Lasberg. Die Geschichte eines jungen Mädchens. (278 S.)

Auf Wunsch des Herrn Professor Voll bringen wir den Lesern unsrer Zeitschrift folgenden Brief des Herrn Dr. Franz Blei zur Kenntnis.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

„Werter Herr Voll, Daß Sie glauben ich schriebe einen »Stil«, man schriebe überhaupt so »Stil«, und aus diesem »Stil« den Leser ersehen lassen möchten, daß Sie Recht haben, das ist nur dumm. Daß Sie, wohl wissend, daß ich die Vokabel ».......«* in den S. M. nicht drucken lassen kann und daher »sagen wir ‚liebte'« allen verständlich schrieb, was für ein Wort tatsächlich in Frage steht, — daß Sie das in Ihrer Antwort den Lesern vergeblich zwar aber immerhin als meine »Dreistigkeit« weismachen, das ist nicht nur dumm, sondern auch unartig und gegen allen journalistischen Anstand.

Ihr Franz Blei."

* Ein hier nicht wiederzugebendes Wort.

C. L. Hirschfeld, Leipzig.

Reg.-Rat Rudolf Martin, Die Zukunft Deutschlands. Eine Warnung. (153 S.)

Verlag G. Grimm, Budapest.

Victor Margueritte, Die Prostituierten. Ein Sittengemälde aus unseren Tagen. (444 S.)

E. A. Seemann, Leipzig.

S. Philipp, Ueber uns Menschen. (355 S.)
Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. Band III. Die Renaissance in Italien. 8. Aufl. bearbeitet von Adolf Philippi. (311 S.)

R. Piper & Co., München.

Waldemar von Wasielewski, Arthur Volkmann. Eine Einführung in sein Werk. Mit 26 Taf. (70 S.)

S. Fischer, Verlag, Berlin.

Mathilde Serao, Nach der Verzeihung. Roman. (384 S.)

Ellen Key, Drei Frauenschicksale. (260 S.)
Julius Bab, Das Blut. Drama. (187 S.)
George Meredith, Die Tragischen Komödianten. Eine Studie nach einer wohlbekannten Geschichte. (249 S.)
Rudolf Kassner, Melancholia. Eine Trilogie des Geistes. (258 S.)

Julius Hoffmann, Stuttgart.

Osteria, Ein Führer durch Italiens Schenken von Verona bis Capri von Hans Barth. (230 S.)

Albert Langen, München.

Marcel Prévost, Herr und Frau Moloch. Roman (422 S.)
Ludwig Thoma. Andreas Vöst. Bauernroman. Volksausgabe. (434 S.)

von Zahn & Jaensch, Dresden.

Dr. Heinrich Rauchberg. Die Bedeutung der Deutschen in Oesterreich. (42 S.)

Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig.

Dr. Th. Schuchart, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der deutschen Zuckerindustrie. (267 S.)
Dr. H. J. Haarmann, Die ökonomische Bedeutung der Technik in der Seeschiffahrt. (107 S.)
Rudolf Goldscheid, Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Eine Programmschrift. (218 S.)
J. Lachelier, Psychologie und Metaphysik. Die Grundlage der Induktion. Nach der 5. Auflage deutsch von Dr. Rudolf Eisler. (130 S.)

Max Kielmann, Stuttgart.

Lina Hirsch. San Marco in Florenz, das Kloster Savonarolas. Ein Zeitbild aus der Renaissance. (71 S.)

Max Altmann, Leipzig.

Berthold Funke, Gedichte. (193 S.)
Franz Siking, Die Rose von Urach (Schillers dritte Tragödie). Historischer Roman. 3. Auflage. (477 S.)

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin.

Robert Schwellenbach, Das Glaubensbekenntnis eines katholischen Mannes. (326 S.)

Dr. W. Ricken, Hagen i. W.

Einige Perlen englischer Poesie (60) von Shakespeare bis Tennyson. (63 S.)

F. Bruckmann A.-G., München.

Richard Wagners Photographische Bildnisse. Mit einem Vorwort von A. Vanselow.

Hermann Seemann Nchf., Berlin.

Dr. Anselm Ruest, William Shakespeare, sein Leben, seine Dichtung. (184 S.)
Prof. Dr. K. F. Jordan, Ulrich von Hutten ein Vorläufer unserer Zeit. (86 S.)
Dr. Ludwig Sehring, Maeterlinck als Philosoph und Dichter. (122 S.)

A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf.

Heinrich Lautensack, Hahnenkampf. Eine Komödie. (57 S.)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), München.

August Sperl, Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung. Volksausgabe in 1 Band. (586 S.)
Max Haushofer, An des Daseins Grenzen. Geschichten und Phantasien. (264 S.)

B. G. Teubner, Leipzig.

Gustav Pfannmüller, Jesus im Urteil der Jahrhunderte. Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart. (578 S.)
Arbeitsgebiete der Frauenbewegung. Heft I. Marie Wegner, Die Armen- und Waisenpflege. (40 S.)

Otto Salle, Berlin.

Lud. Halévy, Der Feind im Land! Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71. Nach französischen Tagebüchern. (118 S.)

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für David Friedrich Strauß.

Am 27. Januar waren hundert Jahre verflossen, daß David Friedrich Strauß geboren wurde. In Schrift und Wort hat man das Gedächtnis an seine epochemachende Arbeit erneuert und der Bewunderung für den unerschrockenen Geisteskämpfer, den großen Charakter und den glänzenden Schriftsteller Ausdruck verliehen. Ueberall ist die Erkenntnis durchgedrungen, daß wir in Strauß einen der zielbewußtesten Führer einer neuen und freien Weltanschauung zu erblicken haben. Nun aber gilt es, diese Gesinnungen in die Tat umzusetzen. Schon vor einem Menschenalter hat es Friedrich Vischer als eine Ehrenpflicht der Deutschen bezeichnet, die unvergänglichen Verdienste von Strauß durch ein **Denkmal** zu ehren. Die Jahrhundertfeier seines Geburtstags mahnt uns aufs neue, diesen Gedanken zu verwirklichen und dem Verfasser des „Lebens Jesu" und der „Christlichen Glaubenslehre", dem Autor des „Hutten" und „Voltaire" in **Ludwigsburg** ein Monument zu errichten, der Stadt, die Zeugin war seiner ersten und letzten Jahre und deren Linden er in so warmen Tönen verherrlicht hat. In einer ihrer stillen Alleen soll ein sinnvolles Abbild seiner schlichten Größe erstehen. Um dieses Werk der Pietät durchzuführen, bedürfen wir der tatkräftigen Unterstützung aller derer, die sich Strauß in Dankbarkeit verbunden fühlen. Wie seine Anerkennung längst nicht mehr an einzelne Richtungen unseres geistigen Lebens gebunden ist, so wenden wir uns an die große Gemeinde seiner Verehrer und Freunde deutscher Nation, der er mit der Volksausgabe seines berühmten Werks sein Innerstes und Bestes ans Herz legte, für deren geistige Befreiung er das Opfer seines Lebensglücks brachte. Lasset uns, die Bürger einer glücklicheren und helleren Zeit, die Schuld sühnen, die ein früheres Geschlecht durch die Verfehmung des wahrheitsmutigen Forschers begangen hat, eingedenk des Worts, das unser größter Dichter dereinst auch einem hohen Dulder nachgerufen:

„Was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!"

Aigner, Hofbuchhändler, Ludwigsburg. **Amann**, Alfred, Fabrikant, Bönnigheim. **Amann**, Emil, Kommerzienrat, Bönnigheim. **Belschner**, Oberpräzeptor, Ludwigsburg. **Berger**, Arnold, Dr., Prof., Darmstadt. v. **Bilfinger**, Freiherr, Generaladjutant, Stuttgart. **Binder**, Sidonie, Schriftstellerin, Stuttgart. **Bölsche**, Wilhelm, Schriftsteller, Friedrichshagen. **Buttersack**, Paul, Dr., Heilbronn. **Dieterich**, Albrecht, Prof., Heidelberg. **Elben**, Karl, Dr., Chefredakteur des Schwäb. Merkur, Stuttgart. v. **Elsässer**, Karl, Dr., Senatspräsident, Stuttgart. **Engelhorn**, Karl, Kommerzienrat, Stuttgart. **Erdmann**, Prof., Bonn. **Falkenheim**, Dr., München. **Feder**, Fabrikant, Großsachsen. **Finckh**, Dr., Schriftsteller, Gaienhofen. **Fischer**, Theodor, Prof., Stuttgart. **Franck**, Richard, Fabrikant, Ludwigsburg. **Fulda**, Ludwig, Dr., Schriftsteller, Berlin. v. **Halem**, Generaldirektor, Stuttgart. **Hampe**, Prof., Heidelberg. **Harnack**, Otto, Prof., Stuttgart. **Hartenstein**, Dr., Oberbürgermeister, Ludwigsburg. **Haußmann**, K., Rechtsanwalt, M. d. R., Stuttgart. v. d. **Hellen**, Dr., Schriftsteller, Stuttgart. **Hepp**, C., Schriftsteller, Darmstadt. **Hermann**, E., Prof., emer., Baden-Baden. **Heyse**, Paul, Dr., Schriftsteller, München. **Hieber**, H., Prof. Ludwigsburg. **Hirth**, G., Dr., Schriftsteller, München. **Hofacker**, Albert, Dr. phil., Chefredakteur der „Württemb. Zeitung." **Hoffmann**, Kommerzienrat, Ludwigsburg. **Jaeckh**, Dr., Chefredakteur der Neckarzeitung, Heilbronn. **Jensen**, Wilhelm, Dr., Schriftsteller, München. **Kappstein**, Th. Schriftsteller, Berlin. **Kauffmann**, E., Dr., Prof., Tübingen. **Keil**, E., Chefredakteur des N. Tagblatts, Stuttgart. **Keller**, W., Verlagsbuchhändler, Stuttgart. v. **Kilbel**, Regierungspräsident, Ludwigsburg. **Kröner**, A., Verlagsbuchhändler, Leipzig. v. **Kröner**, A., Geh. Kommerzienrat, Stuttgart. **Laiblin**, E., Rittmeister der Landw. Kav. a. D., Pfullingen. **Lang**, W., Dr., Stuttgart. **Lechler**, Prof., Heilbronn. **Lenel**, Prof., Dr., Freiburg/Br. **Litzmann**, B., Prof., Bonn. **Pelmann**, Prof., Bonn. **Pfungst**, A., Dr., Frankfurt a. M. **Piper**, Dr., Chefredakteur, Stuttgart. **Prölß**, J., Schriftsteller, Stuttgart. zu **Putlitz**, Hoftheaterintendant, Stuttgart. v. **Rauch**, M., Dr., Heilbronn. **Regensberg**, F., Redakteur, Stuttgart. **Rehmke**, J., Prof., Greifswald. **Rößler**, H., Dr., Frankfurt a. M. **Rommel**, O., Dr., Schriftsteller, Stuttgart. **Rümelin**, Kommerzienrat, Heilbronn. **Schleich**, Prof., Dr., Tübingen. **Schmidt**, A., Prof., Bonn. **Schmidt**, K., Redakteur des „Beobachter". **Schnaidt**, Bankdirektor, Ludwigsburg. v. **Schneider**, E., Dr., Archivdirektor, Stuttgart. **Schöll**, F., Prof., Heidelberg. **Schöll**, Geh. Legationsrat, Berlin. **Schwalb**, Dr. theol., Pastor emer., Heidelberg. **Schwenk**, C., Kommerzienrat, Ulm. **Spemann**, W., Geh. Kommerzienrat, Stuttgart. **Staudinger**, Prof., Darmstadt. **Steudel**, F., Pastor, Bremen. **Storz**, Chr., Rechtsanwalt, M. d. R., Heidenheim. **Straßer**, M., Baurat, Stuttgart. **Thiel**, Dr., Ministerialdirektor, Berlin. **Tischler**, Dr., Redakteur, Berlin. **Traumann**, E., Dr., Schriftsteller, Heidelberg. **Vischer**, R., Prof., Göttingen. v. **Widenmann**, H., Geh. Kommerzienrat, Stuttgart. v. **Wilamowitz-Möllendorf**, U., Prof., Berlin. **Weltrich**, R., Prof. München. **Wendt**, Gymnasialdirektor a. D., Karlsruhe. v. **Weyrauch**, Dr., Prof. an der Technischen Hochschule, Stuttgart. **Wichmann**, Kaufmann, Eisenach. **Windelband**, W., Prof., Heidelberg. **Zeller**, A., Dr. med., Prof., Stuttgart. **Ziegler**, Theobald, Prof., Dr., Straßburg. — Beiträge nimmt in Empfang die Expedition der „**Münchner Neuesten Nachrichten**" in **München**, das Bankhaus **G. Hummel & Cie. in Stuttgart**, sowie die **Mitteldeutsche Kreditbank** in **Frankfurt a. M.**

R. PIPER & Co., VERLAG, MÜNCHEN.

Irma Goeringer: Schlingpflanzen.

ROMAN. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Ein lebenswahrer Roman aus der Theaterwelt ist immer besonderen Interesses sicher, zumal wenn er in Berlin spielt. In diesem Milieu wird der junge Kapellmeister Werner Hartmuth von unheimlichen Schlingpflanzen fast in den Abgrund gezogen. Ein berühmter Tenor hat ihn unter seinen Schutz genommen, aber nur, um den schönen Mann sich gefügig zu machen. Er führt ihn ein in einen Kreis gleichgesinnter Genossen; jeder hat da seinen „Freund", mit dem er haushält. Hartmuth bleibt ahnungslos, bis ihm seine Schülerin Eva Stillmann zeigt, vor welchem Abgrund er steht. Als er sich zurückziehen will, beginnen die gemeinsten Intrigen, die ihn ruinieren sollen, bis er bei einem offenen Ansturm seines „Beschützers" diesen vor Ekel mit den Fäusten fast erschlägt. Er verlässt Berlin, findet in seiner tapferen Schülerin den Lebensgenossen und befreit sich in seiner Liebe und seiner Kunst von dem Bann, der auf ihm lastete. Die Verfasserin will alles andere, als die unglücklichen „Anderen" idealisieren. Sie will ein packendes Bild aus dem Leben geben, wie sie es selbst gesehn.

Wiesneck

Kulturgeschichtliche Erzählung nach mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen.

Von R. Finder (Wilhelm Flinsch).

Broschiert M. 3.60, in Leinwand M. 4.80. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Neue Freie Presse sagt: Eine Erzählung, die das Schicksal einer Schwarzwaldgegend, in der Nähe des Titisees, im wechselnden historischen Lichte darstellt. Sie beginnt in vorgeschichtlicher Dämmerung, mit der Pfahlbauzeit. Dann folgt die Römerherrschaft, das Mittelalter, der Bauernkrieg und so weiter im flinken Ritt durch die Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit. Der Verfasser schildert anschaulich und zumeist in guter Laune. Er folgt den Spuren von Gustav Freytag („Die Ahnen"), etwas schüchtern zwar, aber doch in seinen eigenen Schuhen.

Frankfurt a. M. KARL JÜGELS Verlag

Coryfin

innerlich bei

Erkältungszuständen

Heiserkeit

Erbrechen

Tropfenweise auf Zucker oder in Form von

Coryfin-Bonbons

erhältlich in Apotheken

in Orig.-Schachteln à M. 1.50

Auch zur Inhalation verwendbar bei

Katarrhen der **Atmungsorgane**

Farbenfabriken

vorm. Friedr. Bayer & Co., Elberfeld.